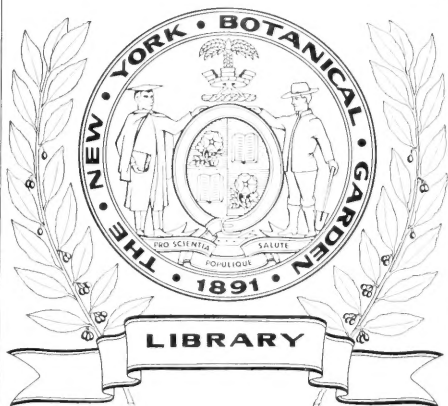


XH
.A78

Jg. 18
1780
1781,



Hannoversches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken,
Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

so

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-
Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik,
die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen,
gesammelt und aufbewahret sind.

LIBRARY
NEW YORK
BOTANICAL
GARDEN



Nehtzehnter Jahrgang,

vom Jahre 1780.

Hannover,

gedruckt bei H. E. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.

1781.

XH

,A78

Jg. 18

1780

[1781]

Zum 26ten, 80ten und 96ten Stück des Magazins gehören die Kupfer.

Erstes Register,

Subriken, vom Jahre 1780.

Stück.

1. Etwas über die Langeweile und die Zeitvertreibe.
2. I. Schluß der vorhergehenden Abhandlung.
II. Von einer errichteten Armenversorgung auf dem Lande.
III. Etwas von der Electricität. Von Hn. Koblreis in Lünebeck.
IV. Warum essen die Engländer am Michaelisfeste eine Gans?
3. I. Einige Nachricht von Personen, die bei Hannover ertrunken sind, (als Nachtrag zu der Abhandlung von Rettung Verunglückter im 74^{ten} und 75^{ten} Stück dieses Magazins von 1779.) Von Hn. Hofmedicus Marcard in Hannover.
II. Etwas zu Ruh und Frommen unserer heutigen Pädagogen. Von Hn. Lieutenant Meyer in Göttingen.
4. Fortsetzung der letzten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
5. I. Schluß.
II. Schreiben an Hn. Kirchhof in Hamburg, einige neue elektrische Versuche betreffend. Von Hn. Koblreis in Lünebeck.
III. Anfrage über den Kanadischen Zuckerbau.
6. Etwas von der Societätsfabrick zu Hameln. Von Hn. Geheimen Canzleisecretair J. G. Zahn.
7. I. Schluß.
II. Vom ökonomischen Nutzen der Wasferlinsen. (Merlinsen. Lemna, Linn.)
III. Chemische Berichtigungen. Von Hn. S. Ehrhart in Hannover.
IV. Von dem Aufschwellen des Hornviehs, und den dagegen anzuwendenden Mitteln. Von Hn. von Kamdohr zu Niedeck.
8. Beschreibung des Lämmlers. Von Hn. Doct. Vening in Lünebeck.
9. Schluß.

Stück.

10. I. Des Hn. Franz Massons Nachricht von der Insel St. Michael.
II. Auf welche Art und Weise der Stöckfisch zum Verkauf zubereitet wird.
III. Anfrage.
11. I. Fortsetzung der im 104^{ten} Stück vom Jahr 1779 abgebrochenen Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.
II. Wie man die Hühnererz lange erhalten kan.
III. Antwort auf die im 5^{ten} Stück gethane Anfrage: Ueber den Kanadischen Zuckerbau. Von Hn. J. Ch. Bock in Hannover.
12. Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.
13. I. Schluß.
II. Nachricht von braunem Kohl, niedriger und krauser Art, wie derselbe zu Wardewik bei Lüneburg gebauet wird. Von Hn. Canonicus und erstem Stiftsprädiger S. C. Schulze zu Wardewik.
14. Versuch eines Verzeichnisses der um Hannover wild wachsenden Pflanzen. Von Hn. S. Ehrhart in Hannover.
15. Fortsetzung.
16. Naturgeschichte des Viebers.
17. I. Vorurtheile und Nachlässigkeiten beim Tobacksbau. Von Hn. Lieutenant Meyer in Göttingen.
II. Preisfragen.
III. Mittel, das Obst gut und lange zu erhalten.
IV. Anekdote.
18. I. Scheremann, eine Geschichte neuerer Zeiten.
II. Merkwürdiges Beispiel gegenseitiger Großmuth. Von Hn. J. Fr. Laur in Göttingen.

Erstes Register,

Stück.

- III. Zuverlässiges Mittel, die Wanzen aus dem Grunde zu vertilgen.
- IV. Anfragen.
19. I. Ueber die Mittel, sich im Alter vor Hintansetzung u. Verachtung zu schützen.
- II. Etwas von unterirdischen Rändern der Ströme und Flüsse. Von Hn. N. Beckmann in Harburg.
- III. Anfrage.
20. I. Von den Ursachen des Windes und der Kälte.
- II. Etwas von den Romanen.
- III. Anfrage.
21. Versuch über den Traum.
22. Beschreibung des Tobias. Von Hn. Doctor Benning.
23. I. Schluß der Beschreibung des Tobias.
- II. Ein Paar Versuche mit dem Purpierkraut, (*Gratiola officinalis* L.) Von Hn. S. Ehrhart in Hannover.
- III. Beantwortung der Anfrage im 18ten Stück des Magazins: ob die Steigbügel bei den Alten schon im Gebrauch gewesen sind. Von G. S. W.
- IV. Die Schnecke und die Waldbiene. Eine Fabel.
24. I. Auszüge nützlicher Briefe. Von Hn. S. Ehrhart in Hannover.
- II. Botanische Zurechtweisungen. Von Hn. S. Ehrhart in Hannover.
- III. Von Bäumen an Deichen. Von Hn. N. Beckmann in Harburg.
25. I. Schreiben eines hannoverschen Officiers aus Gibraltar.
- II. Erfahrungen von magnetischen Kräften.
26. Etwas vom Fange der wilden Schwim- und Sumpfdogel, als einem besondern Nahrungsweige im Sanct Jürgen's Lande, im Herzogthum Bremen. Von Hn. J. W. Hönert in Sanct Jürgen. (Mit einem Kupfersich.)
27. Fortsetz. u. g.
28. I. Schluß.
- II. Beantwortungen der Anfrage im hannoverschen Magazin Nr. 18. vom 2ten März d. J. wegen Abhaunng des Eternholzes. Von S. W. E. in D. u. E. in V.

Stück.

- III. Gründliche Beantwortung der im 17ten Stück des diesjährigen hannoverschen Magazins befindlichen Preisfrage. Von R.
29. I. Verzeichniß der Lecturen, welche zu Hildes im Sommer 1780. gegeben werden sollen.
- II. Beitrag zum tragischen Theater. Von Hn. Winter in Hannover.
- III. Nachricht, die im 3ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre für den besten Unterricht für Schulmeister der niedern Schulen versprochene Prämie betreffend.
30. I. Beispiel hannoverscher Wohlthätigkeit.
- II. Beantwortung der im 9ten Stück des vorigen Jahrgangs dieser Blätter gegebenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend. Von Hn. Licent. Meyer in Göttingen.
- III. Daß die Erkältung gebrüteter Eyer nicht immer schädlich sey.
31. Fortsetzung der Beantwortung der im 9ten Stück des v. J. befindlichen Anfrage ic.
32. I. Schluß.
- II. Schreiben über eine besondere Art Blume, *Sanicula alpinum* genant. Von Hn. Prätze in Stade.
- III. Anfragen.
33. Geschichte der sogenannten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.
34. Fortsetzung.
35. Fortsetzung.
36. I. Fortsetzung.
- II. Kurze Beschreibung der Insel Pauli Timan.
37. I. Fortsetzung der Geschichte der sogenannten unüberwindlichen Flotte ic.
- II. Ein alter schottischer Küchenzettel von einer gewöhnlichen Mahlzeit.
38. I. Schluß der Geschichte der sogenannten unüberwindlichen Flotte ic.

Stück.

- II. Ein alter Küchenzettel von einem Erzbischöflichen Gasmale.
- III. Anekdoten.
39. I. Beschreibung der russischen Lappen.
- II. Anekdoten.
40. I. Industrie.
- II. Etwas von Futterkräutern. Von Hn. von Kandohr zu Riedel.
- III. Anekdoten.
41. Darstellung der Ursachen, welche die schlechte Beschaffenheit der Niedersächsischen Ziegeldächer veranlassen, nebst einigen Vorschlägen zu ihrer Verbesserung. Von Hn. Landbauverwalter C. L. Siegler in Celle.
42. Schluß.
43. Bemerkung im Forsthaushalt. Von Hn. Marpedel zu Hermannsburg.
44. I. Schluß.
- II. Erklärung einiger bei Seelenen gebräuchlichen Kunstwörter. Von G. S. Wehrs in Hannover.
45. I. Etwas vom Bergwerke des einseitigen Harzes.
- II. Fortsetzung der Erklärung einiger bei Seelenen gebräuchlichen Kunstwörter.
46. 47. Fortsetzung.
48. I. Schluß.
- II. Von den öffentlichen Lustbarkeiten der Minoraner.
- III. Des Herrn Brelia Erfindung, einen Steinlein zu machen.
- IV. Ueber die angeborenen Ideen.
- V. Von den englischen Bauern. Von G. S. W.
- VI. Anekdoten.
49. Von den Vortheilen der Koppelnwirtschaft. Von G.
50. I. Schluß.
- II. Ueber das Ceremoniel. Von Hn. Lieutenant Meyer in Göttingen.
51. I. Die Schwindlicht. Eine Polizeiangelegenheit. Von Hn. Hofmedicus Wichmann in Hannover.
- II. Regenbogen ohne Wolken. Von Hn. L. M. N. in Hannover.
- III. Lehrreiche Unterhaltung. Von Hn. K.

Stück.

52. Zweite Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.
53. I. Fortsetzung.
- II. Commerzhage unter dem 52ten Grade nördlicher Breite.
- III. Unacwöhnlicher Nebel. Von Hn. L. M. N. in Hannover.
- IV. Etwas von den Bienen der Minoraner. Von Hn. L.
54. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorübergehenden Stück.
- II. Einzelne Merkwürdigkeiten auf Minoraka. Von Hn. L.
- III. Bessere Güter; ein Dialog nach dem Lucian. Von Hn. —dt.
55. Das Märchen vom Rehbürger Brunnen.
56. I. Schluß.
- II. Von dem Haushalt der Minoraner. Von Hn. Feldprediger Lindemann.
- III. Anekdoten.
57. I. Vom Garten, Acker- und Weinbau der Minoraner. Von Hn. Feldprediger Lindemann.
- II. Von Urgencien aus dem Hollanderbaum.
58. I. Einige Nachrichten und Bemerkungen aus den Geburts- und Sterbelisten vom 1ten Jan. 1779. bis dahin 1780.
- II. Nachrichtliche Berechnung zur Beantwortung der Anfrage im 9ten Stück des vorjährigen Hannoverschen Magazins. Von H. in Hannover.
- III. Anfrage.
59. I. Zwei neue Pflanzengattungen. Von Hn. S. Ehrhart in Hannover.
- II. Das Bisamthier. Von G. S. W. in Hannover.
60. I. Beschluß der Abhandlung vom Bisamthier.
- II. Etwas über den Auszug eines Briefes, den Unterricht der Jugend betreffend, im 4ten Stück des Hannov. Magazins von 1779.
- III. Mittel, den Schwarzen und weißen Koranurm zu vertreiben.

Erstes Register,

- Stück.
61. Etwas für die Ehrliche, als moralische Triebfeder bei der Erziehung. Von Hn. Pastor **Ullacker**.
62. Ueber das Wort und den Begriff Liebe. Von **N.** in **B.**
63. I. Auszüge nützlicher Briefe. Von Hn. **C. W. Scheele** in **Kidping**.
II. Der Hügel der Gelehrsamkeit, ein Traum. Aus dem Englischen übersetzt von Hn. **G. S. Hannig** in **Friedrichshausen**.
64. I. Von dem Nutzen des Wassers, worin Eisen granulirt worden, als Bad gebraucht. Von Hn. **L. S. B. Lentin** zu **Elausthal**.
II. Mittel, die Motten aus dem Peltwerk u. andern Kleidungsstücken zu vertreiben.
III. Historische Anekdoten aus **Islands** Ir: ländischer Geschichte.
65. I. Der Sturmwind. Von Hn. **S.**.
II. Anekdoten.
66. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Der dankbare Jude. Eine wahre Geschichte.
III. Anekdoten.
67. Bemerkungen über das Zerspringen und die freiwillige Entladung der elektrischen Sammlungsflaschen, wie auch über die beste Art, dieselben einzurichten.
68. I. Schluß.
II. Anmerkung zu den Bemerkungen über das Zerspringen und die freiwillige Entladung der elektrischen Sammlungsflaschen. Von Hn. **Joh. Fr. Hartmann**.
III. Von den verschiedenen Sorten des Herings und deren Benennungen in Norwegen. Von Hn. **Doct. J. J. Walbaum** in **Lübeck**.
IV. Anfrage. Von Hn. **W.**
V. Historische Anekdoten aus **Islands** Ir: ländischer Geschichte.
69. I. Auszüge nützlicher Briefe. Von Hn. **C. W. Scheele** zu **Kidping**.
II. Das Trauerspiel. Von Hn. **Lieuten. Meyer** in **Öttingen**.
III. Anfrage.
- Stück.
70. Vorschläge zur Verminderung der Eide. Von Hn. **Hofgerichtsassessor M. S. Schuster** in **Hannover**.
71. I. Kurze Beschreibung der Eochenille.
II. Bewährte Versuche des Hn. von **Reaumur** für die Erhaltung der Eyer. Von Hn. **A.** zu **M.**
III. Historische Anekdoten aus **Islands** Ir: ländischer Geschichte.
72. Von den Temperamenten. Von Hn. **Doctor Jäger** in **Öttingen**.
73. Schluß.
74. I. Messung des Brocken mit dem **Barometer**. Von Hn. **G. E. Rosenthal** in **Nordhausen**.
II. Historische Anekdoten aus **Islands** Ir: ländischer Geschichte.
75. I. Gedanken über die Bemerkung im **Forsthaushalt**. Von Hn. **K...** zu **B...**.
II. Ist es wirklich paradox, daß ferner Eichen- und Buchenholz anzuziehen, wo viele Jahrhundert große und geschlossene Eichen- und Buchenwälder gewesen, und streitet solches gegen Analogie, Erfahrung und Natur, als im 43^{ten} und 44^{ten} Stück dieses Magazins angegeben worden? Von Hn. **C. E. Bornemann** zu **Dannenberg**.
76. I. Die Insel **Island**.
II. Fortgesetzte Anmerkung zu denen im 67^{ten} und 68^{ten} Stücke dieses Magazins von einem ungenannten Hn. Verfasser gegebenen Bemerkungen über das Zerspringen und die freiwillige Entladung der elektrischen Sammlungsflaschen. Von Hn. **S.**
77. I. Schluß der Beschreibung der Insel **Island**.
II. Druckfehler.
78. I. Beitrag zu Wetterbeobachtungen, nebst einer kurzen Wettergeschichte des Winters 1780. Von Hn. **L. M. N.** in **Hannover**.
II. Unmaßgeblicher Vorschlag, die Prozesse unter Landleuten betreffend.
79. Ueber des Hn. **de Luce's** Briefe an der **Königin**

Stück.

- Königin Majestät. (Aus dem Monthly Review übersetzt.)
80. I. Vom Gebrauche der Segeltücher bei nothleidenden Reichen. (Mit einem Kupferstich.) Von Hn. N. Beckmann in Harburg.
- II. Nachricht von den armenischen Kaufleuten und ihrem Gewerbe.
- III. Von der Verwahrung des Holzwerkes.
81. I. Beschreibung eines bequemen Sitztrichters, auf Reisen zu gebrauchen. Von Hn. Doctor Walbaum in Lübeck.
- II. Von den verschiedenen Gattungen des Bismuths. Von Hn. Doctor Walbaum in Lübeck.
- III. Einige allgemeine Nachrichten von den Ausern.
- IV. Von der Auserfischerei in England.
- V. Mittel, die Schiffe vor den Seewürmern zu bewahren.
82. I. Brief eines Oheims an den Mündel, die Oekonomie eines Studenten betreffend.
- II. Unterthänige Bitte an die hohen Beförderer und Erhalter der Frauenzimmermoden.
- III. Anfrage.
83. I. Anmerkungen zum 68^{ten} und 72^{ten} Stück des Hannoverschen Magazins von diesem Jahr. Von Hn. Professor Lichtenberg in Göttingen.
- II. Zusätze zu den Anmerkungen, das Zerspringen der elektrischen Flaschen betreffend, im 76^{ten} Stück dieses Magazins.
- III. Verschiedene Arten von Affen.
- IV. Erläuterung auf die geschehene Anfrage im 87^{ten} Stück des Hannoverschen Magazins vom vorigen Jahr S. 1391 und 1392. Man wünschet eine Anweisung in dem Hannoverschen Magazin zu lesen, durch welche Mittel die sogenannten Harnacken oder Kornwürmer gewiß und ohne Schaden des Kornes zu vertilgen sind. Von Hn. A. zu R.
84. I. Botanische Zurechtweisung. Von Hn. G. Ehrhart in Hannover.
- II. Ueber den Schleichhandel und dessen mancherlei Arten. Ein Schreiben des

Stück.

- amerikanischen Weltweisen Benjamin Franklin.
- III. Etwas zur Beantwortung eines im 40^{ten} Stück des Hannoverschen Magazins d. J. enthaltenen Aufsatzes von Zutterträutern. Von — t zu D.
85. I. Ueber die Weissagungen des verstorbenen Hn. Superintendenten Ziehen zu Zerkfeld. Von Hn. Professor Lichtenberg in Göttingen.
- II. Das Leben, des Arztes. Von Hn. Doctor Benning.
86. Fortsetzung der Lebensbeschreibung des Arztes.
87. I. Schluß.
- II. Wie nöthig es sey, den Charakter eines Kindes, das man gut erziehen will, kennen zu lernen, welch eine mannigfaltige Menge von Charakteren es giebt, wie gütig die Natur dabei ist, und wie sich Väter verhalten müssen, wenn sie ihre Kinder heilsam lernen wollen.
- III. Drei Arten von Charakteren.
88. Naturgeschichte des Bären.
89. Zufällige Gedanken bei kleinen Vorfällen.
90. I. Schluß.
- II. Die Wanzen betreffend.
- III. Mittel, die Kornwürmer zu vertilgen.
- IV. Zufällige Gedanken.
- V. Anfrage.
91. Dritte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officers von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien. (S. das 12^{te}, 13^{te} und 14^{te} Stück.)
92. Fortsetzung.
93. I. Schluß.
- II. Eendrerbares Wissen einiger Pferde.
- III. Aufferordentlich große Hitze zu Lissabon in diesem Jahre.
- IV. Kurze Nachricht von einer gelehrten Gesellschaft in Lissabon.
- V. Nachricht von einer zu Anfang dieses Jahres zu Ponte de Lima in der Provinz Viana in Portugal errichteten Oekonomischen Gesellschaft.

Erstes Register, Rubriken, vom Jahre 1780.

Stück

VI. Anweisung, wie ein Pferd für die Hälfte der Kosten, als sonst gewöhnlich, zu füttern und zu unterhalten ist. Von Hn. L. in Harburg.

94. I. Verzeichniß der Lektionen zu Alfeld, welche von Michaelis 1780 bis Pfingsten 1781 gegeben werden sollen.

II. Zufällige Gedanken.

95. I. Einige Exempel, daß die kleinen Thiere arbeitssamer und verschlagener sind als die großen. Von G. F. C. Börner, Constabel in Hannover.

II. Von der Art und Weise, wie dem Auswachsen der Feldfrüchte am besten vorzubeugen ist.

III. Eine Erfahrung vom Buchweizen.

IV. Von dem Verhalten des Landmanns, wenn er das Unglück hat, daß ihm seine Früchte durch Hagel niedergeschlagen werden.

V. Anekdoten.

96. I. Beschreibung einer Motionsmaschine. (Mit einem Kupfer.)

II. Vom Vorhen der Metalle. Von Hn. G. S. C. List in Göttingen.

97. Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92^{ten} Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, im 30^{ten}, 31^{ten} und 32^{ten}, ferner im 44^{ten}, 45^{ten}, 46^{ten}, 47^{ten} und 48^{ten}

Stück.

Stücke dieser Blätter. Von Hn. Schiffs- capitain Müller in Stade.

98. 99. Fortsetzung.

100. I. Fortsetzung.

II. Wertwürdige Erfahrung, die Hornviehsuche betreffend.

101. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorbergehenden Stück.

II. Zufällige Gedanken.

III. Gedanken und Anfrage über die eigentliche Benennung der sogenannten Schlittschuhe. Von Hn. J. S. Pratz, Pastor zu Beversläd.

102. Unterricht, durch welche Mittel plötzlich verunglückte, todtscheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können.

103. I. Ueber die russischen Asseembleen. Von G. S. Wehrs in Hannover.

II. Naturgeschichte des Kranichs.

III. Mittel, um das Sauerwerden des Biers zu verhüten.

104. I. Bemerkungen über die Behandlung des Schmiede, Eisens im Feuer.

II. Etwas vom sogenannten Kurl, oder Krauel Haber. Von Hn. J. S. Pratz, Pastor zu Beversläd.

III. Einige Zweifel gegen den letzten Aufsatß im 93^{ten} Stück des Hannoverschen Magazins, die Fütterung der Pferde mit Brodt betreffend. Von Hn. V. in H.

Zweites Register,

nach alphabetischer Ordnung.

Vom Jahre 1780.

A.

Aat-Sild, oder wurmichter Herina, 1081
Abende und Nächte, sind im Frühjahr, Sommer und Herbst auf Minorca sehr angenehm, 859

Abfertigen, }
Ablausen, } bei der Schifffahrt übliche
Abstoßen, } Kunstwörter, 693. 694.
Abtakeln, } 1560. 1573
Abtreiben, }

Ac,

Zweites Register, nach alphabetischer Ordnung.

Ack, ein Fahrzeug,	694
Acken, ein kleines Fahrzeug,	694
Acidum sacchari, was es ist,	107
Aelbur'sche, holländische Seesoldaten,	694. u. 1573
Affen, verschiedene Arten derselben,	1319. u. f.
Aiguilles, kleine französische Fiskerkähne,	488
Almadi, kleine afrikanische Fahrzeuge,	488
Alphabet, das barmanische, hat 33 Grundbuchstaben,	320
Alter, über die Mittel, sich darin vor Hintanfetzung und Verachtung zu schützen, 289. u. f. ist zwar für alle angenehme Empfindungen tod, aber für alles das lebendig, was geistigen oder körperlichen Schmerz verursacht, 291. und nicht allemal mit natürlicher Schwachheit verbunden,	293
Alva, von, Herzog, Statthalter des Königs von Spanien in den Niederlanden, 515. dessen Grausamkeiten gegen die Protestanten,	516
Ance, ein Meerbusen,	694

Anekdoten.

Vom Lord Eytzelton, 271. Von Carl V. 607. Vom Kaiser Hadrian, 608. Die Nachtwächter von London und Westminster, 623. Vom Doctor Flammsted, 637. Vom Admiral Blake, 640. Von einem Bauern bei Heiligenstadt, 767. Von dem portugiesischen Schiffs capitain Diego de Silveira, 895. Von Eduard dem dritten, 1023. Von Oueal und Eirconel, 1024. Vom Herzog von Marlborough, 1055. und 1056. Vom Grafen Desmond, 1087. Von dem Schotten Corlebon, ibid. Vom Hrn. von Fernanagh, 1088. Von dem Grafen Ormond, 1135. Von dem Grafen von Ossori, 1183. Die beiden Bauern, 1519.

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete.

Weber den Kanadischen Zuckerbaum, 79.

175. Preisfragen, 265. 447. u. 448. Ob das Eichenholz am besten im Monat Mai zu fällen ist? 287. 446. u. f. Ob die Steigbügel bei den Affen schon im Gebrauch gewesen sind? 288. 361. Den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, 475. 693. 1537. u. f. Vom Anbau des Lucerner Klee, 509. 1341. Ob in der Nacht vom 16-17 November 1632. Mondlicht gewesen? 925. Die Vertreibung des weißen und schwarzen Kornwurms betreffend, 959. 1327. und 1435.

II. Unbeantwortete.

Ob Wasser, worin vieler Oker vorhanden, beim Brantweinbrennen schädlich ist? 159. Wie man es macht, daß die Melkenblätter im Melkencatalogo an ihren Farben nichts verlieren? 303. Ob nicht inländische und wildwachsende Gewächse vorhanden sind, welche man statt des Tobacks gebrauchen kan, und die vielleicht an Geschmack, Geruch und übrigen Eigenschaften dem Toback gleich, oder wohl gar vorzuziehen, auch leichter als der Toback zu erziehen und zu sammeln sind? 319. Den Anbau des Turnips oder der burgundischen Rüben betreffend, 512. Warum die Aerzte in den an der See belegenen Provinzen kein Seewasser verordnen? 927. Ob niemand die Begattung der Fische deutlich wahrgenommen hat? 1085. Ueber die eigentliche Benennung der so genannten Schlittschuhe, 1613. u. f.

Anhäufung der Luft, ist der Ursprung aller Winde, 314

Anker, Beschreibung der verschiedenen Arten derselben, 695. u. f. und 1574

Ankerboy, 698. u. 1578

Ankergeld, was es ist, 697

Ankergrund, 697. 1577

Ankerrecht, worin es besteht, 698

Ankerstock, 698. 1577

Ankertaue, 698

Ankertaulänge, 698

Ankerrwächter, 698

Zweites Register,

- Anmerkungen zum 68^{ten} und 72^{ten} St.**
des Hannoverischen Magazins von die-
sem Jahr, 1313
- Anweisung, ein Pferd für die Hälfte**
der Kosten, als sonst gewöhnlich, zu fat-
tern, 1485. u. f.
- Arche, ein Fahrzeug, 698**
- Armenische Kaufleute, Nachricht da-**
von, 1269. ihre Handlungsgeschäfte,
1270. wo sie sich einfinden, 1271. der
Mittelpunkt ihrer Handlung ist Jussa,
ibid. die kostbarste Landeswaare dieses
Volks, 1272. ihre Sitten und Religion,
1273
- Armenversorgung auf dem Lande, 21.**
wie sie zu Stande gebracht wird, 22.
Plan dazu, 23
- Arpsharnp. Rallus Crex. Linn. Der**
Wachtelkönig, 416
- Artedi, dessen Leben, 1353. und Charak-**
ter, 1358. Reisen, 1368. Tod, 1372.
und nachgelassene Schriften, 1378. u. f.
- Art zu backen auf der Insel Island,**
1224
- Arten der Träume bei den Alten, 323**
— vier besondere, von Sturmwinden,
1044. der Entladung elektrischer Cam-
lungsflaschen, 1064
— von Charakteren, 1387. u. f.
- Artischockenblumen werden auf Minor-**
ka zum Gerinnen der Milch gebraucht,
901
- Arzeneien aus dem Hollunderbaum 911**
u. 12
- Assembleen, russische, 1633. u. f.**
- Aubergines, eine minorkanische Frucht, 905**
- Aufbringen, ein Schif, was es heißt,**
698
- Auflegen, ein Schif, was es bedeutet,**
698
- Aufschwellen des Hornviehes, woher**
es entsteht, 110 Mittel dawider, 112
- Aufsiebtaue, oder Gietauc, 698. u. 1578**
- Augäpfel können bei wirklich Ertrunkenen**
noch frisch und glänzend seyn, 37
- Aurin, wild, f. Purgierkraut.**
- Auslaufen, ein Kunstwort der Seelente,**
699
- Ausleger, ein leichtes bewaffnetes Fahr-**
zeug 699
- Aussergerichtliche Eide sind überflüssig,**
f. Eide.
- Austern, einige allgemeine Nachrichten**
davon, 1289. u. f. wie man sie fischet,
1292
- Austerbänke, wie und wann sie angelegt**
werden müssen 1290
- Austerfiskerei in England, 1292. u. f.**
- Aussteuer der minorkanischen Mädchen**
besteht meist in Kleidern, 893
- Auswachsen der Feldfrüchte, wie dem-**
selben am besten vorzubeugen ist, 1513. u. f.
- Auszüge nützlicher Briefe, 993. u. f.**
1089. u. f.
- Alva, ein Königreich, 317. dessen Grösse,**
ibid.
- Azimuth-Compass, Beschreibung des-**
selben, 699
- B.**
- Baak, was es bei der Seefahrt heisst,**
699
- Baacken, Wacht- und Leuchthürme, 699**
- Baborn, ein schwarzes Papier der Bo-**
manen, worauf sie mit Kreide schrei-
ben, 320
- Backbord, die linke Seite des Schifs,**
700
- Backbordsbug, f. Bug- Gipsel.**
- Backen oder Wangen, 700**
- Badehäuser auf der Insel St. Michael,**
147
- Bär, Naturgeschichte desselben, 1393. u. f.**
- Bäume an Deichen, sind nachtheilig, 381**
- Bahrenburg. Die Einwohner dieses**
Kirchspiels, die im Frühjahr nach Hol-
land gehen, werden nicht selten an ei-
nem Herbfieber krank, und sterben an
der Wassersucht, 914
- Bakasse, ein grosses Runderschif der Ca-**
raiben, 488
- Balancirte Segel, 700**
- Balander, ein Schif 489. 1559**
- Ballast, 700**
- Bali oder Pali ist die älteste Schrift in**
Alva und den benachbarten Reichen, die
nur die Talapoinen lernen, 370
- Ba=**

nach alphabetischer Ordnung.

Balou, ein samischer Kahn, 489
Band, was darunter bei der Schifffahrt verstanden wird, 700. 1578
Bank, eine seichte Stelle in der See, 700
Barge, ein Boot bei Kriegeschiffen, 701
Barke, ein Fahrzeug, 701. 1578
Barthölzer, was sie sind, 701. 1579
Barre, 701. 1579
Barre, gefährliche Wellen in der See, 702
Basalt Pfeiler auf der Insel Island, 1211
Bauern, englische, etwas davon, 765
Bauernregeln in Rücksicht auf die Witterung, 1234
Bay, 702
Bedienung, schlechte, von den Sklaven in Batavia, 182
Beerdigungen in Batavia, 185
Begriffe kommen alle durch die Sinne in unsere Seele, 763
Behacken und Beizen ist beim Tobacksbau höchst nothwendig, 260
Behandlung des Schmiede-Eisens im Feuer, 1649. u. f.
Beilegen, ein Kunstwort der Schiffer, 702
Beina-strung, ein eigenthümliches isländisches Essen, 1224
Beispiele von verschiedenen edlen Handlügen in China, 63. u. f.
 — Hannöverscher Mildthätigkeit, 465 u. f.
 — gegenseitiger Großmuth, siehe Großmuth.
Beitrag zur Geschichte der Menschheit, 42
 — zu Wetterbeobachtungen, 1233
Bekalmen, ein Seekunstwort, 702
Bemannung den Schiffe, 507. 1569. u. f.
Bemastung der Schiffe, 481. u. 1542.
Bemerkungen aus den Geburts- und Sterbheften vom 1^{ten} Januar 1779. bis dahin 1780. 913. u. f.
 — über das Zerspringen der elektrischen Sammlungsfaschen, 1057
Bering D. dessen Beschreibung des Lünmlers, 113. u. f.

Benzoeblumen, Bereitungsart derselben, 378
Berechnung, ob in der Nacht vom 17^{ten} - 17^{ten} November 1632. Mondlicht gegeben, 925. u. f.
Bergegeld, 703
Bergen, was es heißt, 703
Bergwerk des einseitigen Harzes, etwas davon, 705. u. f.
Berichtigungen, Hemische, 107
Bernhard und Alwine, oder das Mährchen vom Rehburger Brunnen, 869. u. f.
Besaanmaß, 704
Besaansegel, 483. 704
Beschaffenheit des Forstgrundes, ist das erste Erforderniß, wornach die anzuziehende Holzart bestimmt werden muß, 1200
Beschreibung einer Blume, *fanniculum alpinum* genannt, 509
Beschreibung eines bequemen Seistrichers, auf Reisen zu gebrauchen, 1281. u. f.
Bessere Güter, ein Dialog nach dem Lucian, 861. u. f.
Besteck, was es bei der Schifffahrt bedeutet, 704
Bieber, Naturgeschichte desselben, 241. u. f.
Bieberfallen, 286
Biebergeil, 255
Bienen der Minoraner, etwas davon, 847. werden nicht getödtet, sondern durch den Geruch von Eselskoth so lange aus dem Korbe gejagt, bis man den Honig herausgenommen hat, 848
Bienenkörbe, sind auf Minoraka von Stein, 847
Bier, Mittel das Sauerwerden desselben zu verhüten, 1647
Billardkugeln, sind keine vollkommene an sich elektrische Körper, 1215
Bisamthier, Beschreibung desselben, 935. u. f.
Bisam, dessen Beschaffenheit, 941. verschiedene Gattungen, 946. 1285. Merkmale und Eigenschaften eines guten Bisams, 944. 1287. des schlechten verfälschten, 943. 1288.

Zweites Register,

- Bissen**, sonderbares einiger Pferde, 1479
Bitte, unterthänige, an die hohen Beförderer und Erhalter der Frauenzimmersmoden, 1329. u. f.
Blad-Sild, eine Gattung des Sommerherings, 1081
Blanda, ein isländisches Getränk, 1225
Blinde, 483
Blumenkohlköpfe, sind auf Minorca außerordentlich groß, 900
Bock, ein Flußschiff unserer Gegenden, 1555
Bodmereibriefe, was sie sind, 713
Bodmereicontract, worin er besteht, 711
Boegspriet, 483. 1543
Bolten, an einem Schiffe, 713
Romanen, etwas davon, 317
Bombardiergaliotte, 500. 1552. u. 1566
Bombenschiffe, was sie sind, 488
Boogsfiren, was es heißt, 713. 1579
Bootrennen, das, eine Lustbarkeit der Minorcaner, 759. u. f.
Bord, die Seite des Schiffs, 713
Botanische Zurechtweisung, 1329. u. f.
Bramsiegel, 483. 1549
Bramsenge, 713
Brander, ihre Bauart und Nutzen, 490. 1552. 1560
Brandung, was die Seelente darunter verstehen, 413
Braunstein, kan durch zugesetztes Phlogiston in sehr heftigem Feuer in einen Regulus (Magnesium) verwandelt werden, 373. wie man ihn in Säuren auflöst, 374. warum er die dunkle Farbe der Gläser raubet und solche weiß und klar macht, 377
Brecher, verborgene Klippen unter dem Wasser, 714
Brelin, dessen Erfindung einen Steinleim zu machen, 761
Brief eines Oheims an den Mündel, die Oekonomie eines Studenten betreffend, 1297. u. f.
Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien, 161. 177. 193. 817. 1441. 1457. 1473. u. f.
Briefe des Herrn de Lüc werden empfohlen, 1249. sind kein eifertiges Product weniger Monate, sondern die Frucht eines langen, mühsamen und aufmerksamen Studiums der Natur, das, mit kleinen Unterbrechungen, dreißig Jahre fortgesetzt ist, 1250. aus wie vielen Theilen und Bändchen das ganze Werk bestehet, 1253. Inhalt der verschiedenen Theile, 1254. u. f.
Brigantine, ein zweimastiges Kaufmannsschiff, 490. 1561
Britten, sollen die ersten Einwohner der Insel Island gewesen seyn, 1202
Brocken, Messung desselben mit dem Barometer, 1169
Brod, ist auf der Insel Island sehr selten, 1224
Bryum annotinum pallusre, capsulis verrucosis pendulis Dill. musc. p. 404. 1332
Bucconesen und Macassaren, die gefährlichsten Sklaven in Batavia, 183
 — ihre Tapferkeit im Kriege, 830
Buchstaben, bomanische, wie sie beschaffen sind, 320
Bucht, ein kleiner Meerbusen, 714
Buganker. S. Unter.
Buggipfel, der breiteste Theil vorn am Schiffe, 714. 1479
Bulle, ein Fahrzeug unserer Gegenden, 1555
Burgunderrüben, sind ein sehr gutes Futterkraut, 635
Butter, wird auf Minorca mit den Fischen getreten, 895
Buyse, ein kleines beim Heringsfange gebräuchliches Schiff, 491. 1552. 1561

C.

- Cabane**, ein kleines französisches Fahrzeug, 494
Cabare, ein Schiff, 494
Cabottiere, ein Fahrzeug, 714
Cajasse, türkische Fahrzeuge, 491
Caic, ein griechisches Kaufmannsschiff, 714. 1579
Cajes

nach alphabetischer Ordnung.

Cajes molles, Sandbänke,	715	Carucke, portugiesische Schiffe,	492
Cajüte,	715	Catharina, ein Wicos,	933
Calaisou, die Tiefe eines Schiffs,	715	Caturu, indianische Kriegsschiffe,	492
Caldeira, ein merkwürdiger Berg auf der Insel St. Michael, worauf eine heiße Quelle befindlich ist,	146	Chaland, platte offene Fahrzeuge,	492
Caliber, das Modell von einem zu bauen den Schiff,	715	Chalimpue, kleine Kähne der Indianer,	493
Calmuskrant, s. Wanzen.		Chaluppe,	493
Camel, eine Art holländischer Schiffe,	494. 1564	Champane, ein japanisches Fahrzeug,	716
Campau, der obere Hintertheil eines Schiffs,	715	Character eines Kindes, wie nöthig es sen denselben kennen zu lernen, 1383 u. f.	
Caanboock, Hafen damit man die Waaren in und außerhalb dem Schiffe in die Höhe zieht,	715. 1580	Charoi, eine grosse Chaluppe,	494
Canot, ein Fahrzeug der Wilden,	491	Chineser, haben das Recht ihre Kinder zu verkaufen,	44
Cantimarons, zusammen gebundene Canots,	715	La Choisie, eine Freimaurerloge in Batavia	179
Capitana, eine Barke,	715	Christen, die ersten, schwuren auf die Gebeine der Märtyrer,	1108
Capitel, besondere, in welchen die chinesischen Philosophen ihre Moral abhandeln,	43	Cecil, Minister bei der Königin Elisabeth,	517
Caracorn, ein molutisches Fahrzeug,	494	Ceremoniel, das, ist von den Chinesern aufs höchste getrieben, 791. wenn es überspannt wird, so ist es ein Beweis von einer kllavischen Unterwürfigkeit, 792. je freier ein Volk, desto weniger Ceremonien, 792. woher sich das Ceremoniel wegen der Armsüchte schreibt, 793. wie die hochtrabende Titel zu uns gekommen sind,	798
Caracussel, ein türkisches Kaufmannsschiff,	492	Ceremonien am Neujahrstage in Batavia, 177. u. f. in den Gesellschaften daselbst, wenn ein Rath von Indien zugegen ist, 201. bei dem Auseinandergehen der Gesellschaft, 204. auf Java, wenn der Gouverneur nach der Kirche fährt,	836
Caravelle, ein portugiesisches Fahrzeug,	492	Cochenille, kurze Beschreibung derselben, 1121. u. f. hat, wie alle Thiere, zwei Geschlechter, 1124. wie viel Cochenilleneranten man alle Jahr halten kan, 1125. wie die Cochenille getödtet und getrocknet wird, 1126. verschiedene Sorten derselben, ibid. Vortheil, den Mexiko aus dem Cochenillhandel zieht, ibid. Cochenille auf St. Domingo, 1127. geborgene Cochenille zu Cadix, 1128. deutsche Cochenille, oder Johannisblut,	1129.
Cardecle, gewisse Laue auf den Schiffen,	716		Colo.
Carex capillaris Linn. hat keine spica disticha sondern teres,	1331		
Carex elongata Linn.	379		
Carex muricata Linn.	380		
Carex muricata Linn. und Carex spicis ternis echinatis, glutinis lanceolatis, capitulo mucrone simplici. Hall. hist. n. 1366. sind sehr von einander unterschieden,	1330		
Carex muricata Linn. und Leerhi müssen von einander unterschieden werden,	1331		
Carex pallescens Linn.	379		
Carling Knies, Balken auf der Seite des Schiffs, wo das Loch ist, dadurch man die Waaren herunter läßt,	716		
Carneval, wie es die Minoritaner feiern,	758		

Zweites Register,

- Colonien der Vieber, 248
Compagnons, Ma.rosen; Schiffsvolk, 716. 1582.
Constabel, der Officier über das Geschütz im Schiffe, 716. 1582
Constabelkammer auf einem Schiffe, 716.
Convoy oder Geleitschiff, 716
Coralline, eine kleine leichte Schaluppe, 717
Core Core, moluckische Fahrzeuge, 491
Corvetten, kleine Fregatten, 488
Coubais, ein japanisches Fahrzeug. 717
Coudran, eine Art Schispech, 717
Courreau, eine Art kleiner Schiffe, 717
Cracke, Lastschiffe, 495
Crayen, ein nordisches Schif, 717
Cuserosine, ein japanisches Schif, 717
Cutter, 493
- D.**
- Dächer, wurden vor Zeiten höher gemacht, wie jetzt, 644
Dalm, der Pallast des Patti auf Java, 839
Damietta, eine Stadt am östlichen Ausflusse des Nils, 281
Damloper, ein holländisches Fahrzeug, 495
Damm der Vieber, 245. dessen Beschaffenheit u. Grösse, ibid. wie sie ihn bauen, 246
Debarquieren, Güter aus dem Schiffe laden, 717
Delphis Phocena, oder der Tümmler, eine Art Delphin, 115
Diamant, enthält eine eigene Erde, die Edelerde genannt wird, 370
Dienst auf Kauffarthtschiffen, 1570
Dienst- und Pflichten zu enthalten zum öftern viele Kleinigkeiten; und überflüssige nicht thunliche und längst abgekomme Handlungen, 1114
Dispache, ein Kunstwort der Seeleute, 717. 1582
Docke, ein Kunstwort der Seeleute, 718. 1583
Dörfer, wie sie in England und in Holland beschaffen sind, 767
Donnerwetter ist ein Ursprung des Windes, 312
- Drake, Franz, ein Seeräuber, that den Spaniern grossen Schaden, 531. War der erste Engländer und Hauptbefehlshaber, der die Erdkugel umsegelte, 532.
seine Flotte hat zuerst den Gebrauch des Tobacks nach England gebracht, 547.
steckt über hundert spanische Schiffe in Brand, 549
Drehbassen, s. Bassen.
Dreg, ein kleiner Mäker, 718. 1583.
Druckfehler, 1231.
Dünen, Sandhügel, 718
Dunen, wie sie die Isländer erhalten.
- E.**
- Edelerde, 369
Edle Herren, oder Räthe von Tüdiem, 178
Ehrbegierde, was sie ist, 961
Ehrliche, etwas dafür, als moralische Triebfeder bei der Erziehung, 961
Eichen und Büschen besaamen sich nicht weiter, als ihre Stämme stehen, 1195
Eichenholz wächst nicht an einem Orte, wo viele Jahrhunderte starkes dickwüchsiges Eichenholz gestanden, 675
Eichenforsten sterben nie aus, wenn sie gehörig unterhalten werden, 1186
Eichen- und Büschenwälder, unsre heutigen, stammen von jenen Eichen- und Büchendickungen ab, deren Alterthum wir nicht zu bestimmen vermögen, 1195
Eide, Vorschläge zur Verminderung derselben, 1105. außergerichtliche sind überflüssig, 1112
Eid für Gefährde, der besondere, ist unnütz und höchst bedenklich, 1115
Eidliche Angabe eines erlittenen Schadens ist unzulässig, 1116
Eigenschaften eines guten Bisams, 1287
Einbucht, ein kleiner Arm von der See, der ins Land gehet, 718
Einlaufen, was es heisst, 718. 1583 u. f.
Einprägung der tiefsten Verehrung und Liebe der Kinder gegen ihre Eltern und Lehrer ist der Grund der ganzen chinesischen Erziehung, 43
Einreissen, 718
Ein-

nach alphabetischer Ordnung.

Einschränkung der Eide, bewirkt die Verminderung der Meereide, 1120
Einwohner, die alten in Peru, Schwuren nie bei der Sonne, 1110. der Insel Island, die ersten sollen Dritten gewesen seyn, 1202
Einzelne Merkwürdigkeiten auf der Insel Minorca, 855
Eisen hat immer seine besondern magnetischen Pole, und selbst eine schwache anziehende Kraft, 393. kan mit dem Magnet aus dem Wasser gezogen werden, 398
Eisengranalien, oder gekörntes Eisen, 1009
Elektricität, etwas dazu, 29
Elektrifiren, sollte nicht anders denn sunftmähig getrieben werden, 1317
Elementartheile zu den Bestandtheilen des Gewächses das gepflanzt werden soll, müssen nothwendig in dem Boden vorhanden seyn, in welchen es gepflanzt wird, 683
Elfenbeinerde, was sie ist, 107
Elisabet, Königin von England, schließt mit den Staaten ein Bündniß, 514 läßt eine Flotte von zwanzig Segeln ausrüsten, und greift die Spanier in Westindien an, 545
Ellernholz, wenn man es am besten fällt, 287
Embarquieren, Entern, Kunstwörter der Seeleute, 718. 1583. 1584
Entenflott, oder Wasserlinsen, 105
Entschluß, edler, eines Bruders, 278
Epikur, dessen Meinung vom Traum, 321
Erable, der Kanadische Zuckerbaum, 79
Erdbeben, Ursachen desselben, 311. seht die Einwohner der Insel Island oft in Schrecken, 1204
Erdgalle, s. Purgierkraut.
Erdreich bleibt mit den zum Wachstum des Holzes erforderlichen Nahrungstheilen jeder Art, auf beständig versehen, 1186
Erfahrungen von magnetischen Kräften, 393. u. f. vom Buchweizen, 1515. u. f. merkwürdige, die Hornviehseuche betreffend, 1597

Erstorne, Hülfsmittel für selbige, 1630
Erfüllungszeit, in welchen Fällen er zu verwerfen ist, 1119
Erhängte oder Erwürgte, Hülfsmittel für dergleichen Unglückliche, 1624
Erfältung gebrüteter Eyer ist nicht immer schädlich, 479
Erklärung einiger bei Seelenten üblichen Kunstwörter, 693
Erläuterung auf die geschehene Anfrage im 87^{ten} Stück des hannoverschen Magazins vom vorigen Jahr, die Verteilung der Kornwürmer betreffend, 1327
Ertrunkene, Hülfsmittel für selbige, 1619. u. f. 1587
Escadre,
Eselshaupt, ein Stück Holz oben auf dem Rasse, worin die Stengen zu stehen kommen, 718. 1584
Esparcette, ein Futterkraut, 634. kommt nicht, wie man glaubt, in dem schlechtesten Boden fort, 635. Nutzen derselben, 1341. der Anbau derselben vermehret das Futter, und man kan dabei seinen Viehstapel vergrößern, 1342. sehet, wenn sie höchstens zehn Jahr gewachsen ist, das schlechteste Land auf verschiedene Jahre in den Stand, vorzügliche Weizen- und Haberernten zu geben, 1343
Etwas zu Nutz und Frommen unserer heutigen Pädagogen, 43. vom Vergewerke des einseitigen Harzes, 705. u. f. über den Auszug eines Briefes den Unterricht der Jugend betreffend, 947. u. f. vom sogenannten Kurl, oder Kranel Haber, 1658
Ewer, ein Fahrzeug, 718. 1584
Erecutionen auf Samarang, was dabei vorgeht, 842
Exempel, daß kleinere Thiere arbeitsamer und verschlagener sind, als die großen, 1505. u. f.

F.

Sabel von der Schnecke und Waldbiene, 365. u. f.
 Sa

Zweites Register,

- Saden**, ein Seemaß, 719
Sähre, ein Fahrzeug, *ibid.*
Salle, das Ende eines Ankertaues, *ibid.*
Sallen, in das Boot steigen, 719. *der*
ibid.
Saue,
Seierlichkeiten, die am ersten Januar in
 Batavia begangen werden, 177. bei
 einem Feste des Patti zu Java, 839
Selouque, ein kleines offenes Fahrzeug,
 495
Seuerspeiende Berge auf der Insel Is-
 land, 1205
La fidele sincerité, eine Freimaurerloge in
 Batavia, 179
Sidla, ein isländisches musikalisches In-
 strument, 1226
Sigale, ein indianisches Fahrzeug, 719
Sische, dienen den Isländern statt des
 Geldes, 1221
Sischgräten, werden von den Isländern
 zur Feurung gebraucht, 1220
Slagge, 719. 1585
Slaggeofficiere, Admirale, 721
Slöff, was bei der Schifbanerei darunter
 verstanden wird, 722
Slott, schwimmend, 723
Slottille, spanische Schiffe, *ibid.*
Slüsse und Ströme, empfangen durch
 unterirdische Kanäle häufig Wasser, 304
Slüte, oder Pinke, ein Laßschiff, 495
Slußspath, Anmerkungen darüber, 1089
 enthält Kalkerde, 1094
Slußspathsäure ist eine mineralische Sä-
 ure, 1089. wie man die wenige Salz-
 säure davon trennen kan, 1093
Soekmaß, der vordere Mastbaum, 723
Soekraa, die Raa am Soekmaße, *ibid.*
Soekregel, 483. 723
Solgen und Zeichen der Ehre, müssen von
 der Ehre selbst sorgfältig unterschieden
 werden, 962
Fontinalis minor Linn. ist keine Abart von
 dessen *Fontinalis antipyretica*, 1331
Fontinalis capillacea Linn. ist keine Fonti-
 nalis, 1331
Sorstgrund enthält theils so viele Ele-
 mentartheile, und wird theils durch sei-
 nen Bestand so reichlich damit versehen,
- daß er ununterbrochen eine und eben die
 Holzart gewähren kan, 1196
Sorsthaushalt, Bemerkungen darin, 673
Sort- und Zurücklaufen einer Willard-
kugel wird erklärt, 1318. u. f.
Stränklin, dessen Schreiben über den
 Schleichhandel und dessen mancherlei
 Arten, 1233. u. f.
Stranfreich und die Niederlande er-
 regen wegen Glaubensfreitigkeiten einen
 bürgerlichen Krieg, 515
Srauenszimmer dürfen in China nicht in
 die Familie ihres Vaters heirathen, 50
 wie sie dort erzogen werden, 52. wer-
 den auf der Insel Island älter wie die
 Männer, und sind sehr fruchtbar, 1223
Sregatte, 485
Srejske. *Anas Fuligula* Linn. kleine Hau-
 benente, 411
Srisiren des Luchs, wie es geschieht, 95
Fruchtbarkeit der Erde und große Kraft
 der Vegetation ist auf Minoraka außer-
 ordentlich, 899
Fruchtböden, wie sie anzulegen sind, daß
 das Getreide auf selbigen niemals we-
 der vom weissen noch schwarzen Wurm
 angefressen werden kan, 1327
Frühpflanzen des Tobacks, hat große
 Vortheile, 260
Sue, ein japanisches Schiff, 496
Sünffingerfisch, ist den Aislern schädlich,
 1293
Süße, die Beine und die Schenkel müs-
 sen vorzüglich, und alle Theile auf ein-
 mal, bei leblos gewordenen Personen
 mit wollenen Lappen gerieben werden, 39
Sutterkräuter, etwas davon, 603
Sutterung,
 a) eines Schiffs, 1) ein Mittel, des-
 sen Lecke unter dem Wasser von aussen
 zu verstopfen, 2) die inwendige Verklei-
 dung des Schiffs mit Brettern, 724
 b) der Pferde mit Brodt, Zweifel
 dagegen, 1661 u. f.
- G.
- Gabare**, eine großes plattes Fahrzeug,
 496. 1565
Gän-

nach alphabetischer Ordnung.

Gänse, warum sie von den Engländern allemal am Michaelisfest gegessen werden, 31. und wenn diese Gewohnheit zuerst beim englischen Hofe aufgekommen, 32

Garten, herrliche, um Batavia, 180

Gasselfegel, 1551

Galeasse, ein großes Ruderschif, 498

Galeere, ibid.

Gallion, spanische Schiffe, 497

Galiotte, ein Fahrzeug, 499

Galivaten, ostindische Schiffe, 500

Garten-Acker- und Weinbau der Minorkaner, 897

Gebrauch der Segeltücher bei nothleidenden Deichen, 1265. u. f.

Gedanken über die Bemerkung im Forsthaushalt, 1185. zufällige, 1409. 1430. 1437. 1501. u. f.

Gefahr, bei den Sklaven in Batavia, 182

Gehren, von, Justizrath, Meister vom Stuhl in der S. E. Freimaurerloge la fidele sincerité in Batavia, 179

Geist des Gehorsams in China, 46

Geiz ist im Alter unveränflicher als je mals, und macht alte Leute verächtlich, 293

Gemüthsart, phlegmatische, ist ein Unsegen, der die menschliche Natur herabwürdigt, 290

Georgia, eine Art Moos, 931

Geschäftigkeit ist der Haupttrieb der Seele, 5

Geschichte, eine, neuerer Zeiten, siehe Scheermann.

— der sogenannten unüberwindlichen Flotte, 513. u. f.

Geschlecht, das menschliche, kan man wie einen großen Baum betrachten, dessen Zweige, Blätter, Blüten und Früchte augenscheinlich von einander unterschieden sind, 1386

Gesellschaft, Fehler derselben, 14. nach welchen Regeln man sie wählen muß, 18

Geschwader, eine Anzahl Kriegsschiffe, 724. 1586

Getreide hat die Insel Island gar nicht, 1212

Gewächse werden auf Island wenig gefunden, 1211

— inländische wildwachsende, ob man solche wie Toback zubereiten kan? 320

Gewicht eines Pfannendachs, das 2000 Quadratfuß hält, und 12 Zoll gelattet ist, 659. Gewicht eines eben so großen 10 Zoll gelatteten einfachen Zungendachs, 660. eines doppelten Zungendachs, ibid.

Gewinde, an den Schiffen, 724. 1588

Gewitter, sind auf der Insel Island eine seltene Erscheinung, 1204

Gibraltar, Schreiben daher, 385. u. f.

Gickfelg, 1551

Gicht, eine gewöhnliche Krankheit der Isländer die sich mit der Fischelei abgeben, 1223

Gondel, ein venetianisches Fahrzeug, 500

Gösche Stock, 1543

Gottesgnadenkraut. s. Purgierkraut.

Gramen cyperoides medium angustifolium spicis teretibus erectis flavescens, 379

Gramen cyperoides polystachyon flavicans spicis brevibus prope summitatem caulis, 379

Grashuhn. *Rallus Porzana*. Linn. 416

Gratiola officinalis, Linn s. Purgierkraut.

Grausamkeit der Spanier gegen den Hauptmann Sawking, 514

Gray, Lord, läßt alle Spanier und Italiäner, die er zu Gefangenen gemacht, ohne Gnade niedermachen, und 1500 aufrührerische Isländer aufknüpfen, 531

Grelse. *Anas Ferina*. Linn. Nothhals, 411

Grigs, s. Tobias.

Grönland, eine Reise dahin, ist für die Schwindsichtigen, so wie für die Hochendrisen sehr gesund, 916

Großadmiral, das Haupt der englischen Seemacht, 724

Große Bramstenge, 727

Große Jungfern, s. Jungfern.

Zweites Register,

- Großer oder Hauptmast,** 727
Grosimuth, Beispiel gegenseitiger, 279
Großes Segel, 727
Große Stenge, die erste Verlängerung des Hauptmastes, 727
Große Wand, die Haupttaue am großen Mast, 727. 1588
Grubenbieber, oder einsame Bieber, 252
Grüssen, ein bei den Seelenten übliches Cerimoniel, 727. u. f.
Grünze bereiten die Isländer aus einer Art Moos, (*Lichen islandicus*.) 1212
Grund und Boden, in jedem, müssen eigenthümliche Fruchttheile vorhanden seyn, die durch die bloß natürliche Mischung der Elemente nicht geschikt gemacht werden können, alles und jedes Gewächse hervorzubringen, 677
Gürtel, Taue, die unten an den Segeln befestiget sind, 731. 1588
Gummilack in Weingeist aufgelöset, erhält die Eyer frisch, wenn man sie damit überzieht, 1130
Guter Name, was man darunter versteht, 963
- H.**
- Haarschnepfe,** (*scolopax Gallinula*.) Linn. 415
Haavetenblatt. Schnibbe, *scolopax Gallinago*. Linn. **Wasserschnepfe,** **Heerschnepfe,** Bekassine, 414
Habsucht, ist die Ursache der meisten Eide, 1108
Hackebord, das oberste am Hintertheile des Schiffs, 731
Hadeln, wie viel Personen daselbst im Jahr 1779 an der Blattern Epidemie gestorben sind, 915
Händegeben, ist in Batavia überall im Gebrauch, 203
Hängematten, die Betten der Bootslente, 731. 1588
Häuser von Bambus in Ostindien, 1441
Häuschen oder Hütten der Bieber, 247
- Haftenkammskrystalle,** werden häufig auf dem Harz gefunden und sind nichts anders, als ein wirklicher Schwefelspath, 372
Halsen, starke Taue, 731. 1588
Harpstädte, wie viel Kindern in diesem Kirchspiel dieses Jahr die Blattern insculirt, und wie viel davon gestorben sind, 913
Hauptsegel, s. Segel.
Haupttaue, 732
Haushalt der Minoraner, 889. u. f.
Hausteufler, s. Struvsbahn.
Haut, die Bretter, womit ein Schiff von außen bekleidet ist, 732
Heckboot, ein kleines Fahrzeug, ibid.
Heideente, (*Anas mediocris*) Linn. 406
Heidegrund ist zur Anpflanzung einer Eichenforst nicht tauglich, 1186
Hepar volatilis, 108
Hering, verschiedene Sorten desselben, und deren Benennung in Norwegen, 1079. u. f.
Heu-Hulck, ein Fahrzeug, 501
Heul-Affe in Guiana, 1322
Hintersteve, das Holz, woran das Steueruder hängt, 732
Hinterverdeck, ibid.
Hissen, etwas in die Höhe ziehen, ibid.
Hitze, außerordentlich große, zu Lissabon in diesem Jahre, 1479
Hochzeiten, Aufwand dabei in Batavia, 185
Höhe, was bei der Schiffarth darunter verstanden wird, 733
Holm, ein Ort, wo Schiffe gebauet werden, 733
Holz, ist auf Minorka theuer, 857
Holzwerk ist der Haulniz und dem Verderben nicht unterworfen, wenn es beständig unter Wasser steht, 1277. was die Ursache davon ist, 1279. Magazine unter Wasser zur Frischhaltung des Holzwerkes, würden den Schiffwerften keine geringe Hilfe bringen, 1280
Hornvich, das isländische, hat keine Hörner, und wird in Ermangelung des Henees mit Fischen gefüttert, 1220
Horn-

nach alphabetischer Ordnung.

Sornviehseuche, merkwürdige Erfahrung dieselbe betreffend, 1597
Sortenſio Mauro, ein Dichter, 459
Sucker, ein Fahrzeug, 501
Hülſsmittel für Ertrunkene, Erhängte, Erſtickte und Erſtorne, 1617. u. f.
Hügel der Gelehrſamkeit, ein Traum, Hühnereyer, wie man ſie lange erhalten kan, 174
Hypnum loreum und ſquarroſum Linn. ſind zwei ganz verſchiedene Arten, 1332

T.

Jagd, iſt ein Mittel den Körper abzu- härten, die Sinnen zu ſchärfen, Hun- ger und Durſt, Froſt und Hitze ertragen zu lernen, und ſchafft uns angenehme Kenntniſſe in dem Reiche der Natur ꝛc. 41
 — die Verfolgung eines Schiffs durch andere, 733. 1589
Januar, der erſte, wie er in Batavia gefeiert wird, 177
Ideen, die angeborenen, ſind eine Chi- märe, 763
Jelle, ein kleines Schiff, 733
Induſtrie, 625. u. f.
Jölle, ein kleines Boot, 733. 1589
Johannes II. König in Portugal verlegt die Uniuerſität von Liſſabon nach Coim- bra, 267
Jonke, ein Fahrzeug, 501
Jour- Nommé, ein franzöſiſches Schiff, 733
Jprump (*Ardea ſtellaris* Linn) 423
Island, Beſchreibung davon, 1201. hat gar keine Bäume, 1202. wer die erſten Einwohner dieſer Inſel geweſen ſind, ibid. **Nadodde** ein Seeräuber, wurde im Jahr 861 auf dieſes Eiland gewor- fen, und nante es Snioland, 1203. wer nachher dahin gereiſet iſt, ibid. wie die Einwohner unter Norwegiſchen Zep- ter gekommen ſind, 1204. Länge, Breite und Klima dieſer Inſel, ibid. Beſchrei- bung der daſigen feuerſpeienden Berge, 1205. u. f. der heiſſen ſpringenden Quel- len, 1208. der Baſaltpfeller, 1211

Jude, der dankbare. Eine wahre Ge- ſchichte, 1053. u. f.
Jungermannia pulcherrima. Web. ſpici- p. 150. iſt *Jungermannia ciliaris* Linn. 1332
Jungfern, Rollen auf den Schiffen, die dazu dienen, daß die Haupttaue feſt an- gezogen werden können, 733

R.

Raag, ein holländiſches Fahrzeug, 734
Rälte, etwas von den Urſachen derſelben, 303. u. f.
Räſe, der minorcaniſche, hat einen be- ſonders ſtarcken Geſchmack, 895
Rahn, ein kleines Fahrzeug, 724. 1556
Ralkatern, die Fugen des Schiffs aus- ſtopfen und verſpichen, 734
Rampfbahn, ſ. Strauſſbahn.
Ranäle, unterirdiſche, der Ströme und Flüſſe, 301. u. f.
Ranonen, verſchiedene Anzahl derſelben, auf den Schiffen, 478
Raper, 734. u. f.
Rarake, ein groſſes Schiff, 502
Raraerre, ein indianiſches Schiff, ibid.
Kaufmann, das Wort iſt in Batavia ein Ehrentitel, 186
Ray, die Einfaffung des Ufers in einem Haſen, 738. 1589
Rehren, (die See) ſ. See.
Relecks, eine Art Fahrzeuge, 738
Ribiz, (*Tringa Vanellus* Linn) iſt für diejenigen eine heilsame Speiſe, die mit Sicht oder Podagra beladen ſind, 420. wird lebendig auf dem Neſt mit Schlin- gen gefangen, ibid.
Riel, der unterſte groſſe Balke des Schiffs, 738
Rielholen, ein Kunſtwort der Seeleute, 738. 1590
Rieming, die auswendigen Planken am Schiff, 538. 1590
Kind das wenig in die Schule geht, wie man ihn die nöthigen Wiſſenſchaften lehrt, 266. u. f.
Rin-

Zweites Register,

- Kindern** wird auf der Insel Island nur drei Tage die Muttermilch gereicht, 1223
- Kirre**, (*Anas hyemalis* Linn.) Winterente, 412
- Kirmeve**, s. Scheerke.
- Klagen** über Langeweile, gehören zu den unzählbaren Widersprüchen der Menschen, I
- Klampen**, Hölzer, wodurch die Balken im Schiffe an einander befestigt werden, 739. 1590
- Klee**, ist gut zur Stallfütterung, aber tödlich, wenn das Vieh darauf getrieben wird, 110
- **Luzerner**, dessen Anbau ist in unsern Gegenden nicht anzurathen, 633
- Kleiboden**, enthält Theile, die dem Weizen Fortwuchs und Reife geben, 677
- Kleidung** des Anfertauers, 739. 1591
- Klima**, ist auf der Insel Island nicht ungesund, 1204
- Klüssen** an einem Schiffe, was sie sind, 739. 1591
- Knäcke**, (*Anas Querquedula* Linn.) Bergente, 407
- Knie** oder Krummhölzer am Schiffe, 739
- des Boegspriets, 739. 1591
- Knochen** sind eine mit der Phosphorsäure verbundene Kalkerde, 109
- Köllje**, bunte Ente, (*Anas Discors* Linn.) 410
- Kohl**, brauner, Nachricht von einer niedrigen und krausen Art, die zu Wardewik bei Lüneburg gebauet wird, 205
- Kohlkreis**, dessen Bericht, wie er die Herablassung eines eine Wolke abbildenden Körpers bewirkt hat, 75
- Rose**, lappländische Hütten, 613
- Koppelwirthschaft**, Vortheile derselben, 769. was man darunter versteht, 773. ist im Hollsteinschen eine der ältesten Bestellungsorten des Aekers, 775. und macht sich in den schlechtesten Sandgegenden bewähret, 777. Anleitung zu ihrer Einrichtung, 778. u. f. Vortheile derselben, 786
- Korbüis**, ein japanisches Fahrzeug. 502
- Korn**, wird auf Minorca auf Handmühlern gemahlen, 896
- Kornwürmer**, womit man sie vertreiben kan, 959. u. 1435. u. f.
- Kosten** eines Pfannendaches, 663. eines einfachen Zuggendaches mit Splissen, ibid. eines doppelten Zuggendaches, 665
- Koy**, die Abtheilung, die auf einem Schiffe zu einer Kammer oder Schlafstelle gemacht wird, 739. 1592
- Kraft** oder Stärke des stürmenden Windes, richtet sich nicht allein nach seiner Schnelligkeit, sondern auch nach der Dichtigkeit der Luft, 1043
- Kranich**, Naturgeschichte desselben, 1635
- Krankheiten** und Anfechtungen, denen die Aulstern am meisten unterworfen sind, 1291
- Krautmarkt** zu Mahon, 899
- Kreuzer**, eine Art Schiffe, 739
- Kreuzsegel**, ibid.
- Kreuzstenge**, ibid.
- Kriche**, die große Kricke, (*Anas Creta* Linn.) 408
- Kricke**, die kleine, (*Anas Circia* Linn.) 409
- Kriegsschiffe**, sind solche Schiffe, die bewafnet sind, um dem Feinde Abbruch zu thun, 477
- Ruckucksföster**, (*Upupa Epops* Linn.) 419
- Rüchenzettel**, ein alter schottischer von einer gewöhnlichen vornehmen Mahlzeit, 591. von einem Erzbischöflichen Gastmale, 605. u. f.
- Rüste**, das Ufer eines Landes das von dem Meere angespület wird, 740
- Ruff**, ein Fahrzeug, 1557
- Ruhmist** und Knochen von Thieren werden von den Isländern statt des Holzes gebraucht, 1218
- Runstgriffe** eines Werbesofficiers, 274
- Rurl** oder Kraul - Haber, Anbau und Nutzen desselben, 1657. u. f.

L.

Laangspil, ein isländisches musikalisches Instrument, 1226

nach alphabetischer Ordnung.

Lachen, das übertriebene, ist dem Temperamente und Charakter eines Kindes eben so nachtheilig, als das Weinen und Schreien für Schmerz, 1389
Ladungsmaschine, wie man sie einzurichten hat, daß man ungehindert mit der verstärkten Electricität fortfahren kan, 1077
Länge eines Orts, 740
Land, jedes, hat seinen eigenen Wind, der darin stürmet, 1041
Landwinde, entspringen von den Gebirgen, und werden heiß und wirbelnd, wenn sie über ein weites dörres Land durchbrechen, 310. sind nicht so heftig als die Seewinde, außer einigen, die von besondern Gebirgen herkommen, 316
Langara, de, spanischer Admiral, 385
Langeweile macht den Menschen unglücklich, 4
Langbals, Pylsteert, oder Pfeilschwanz, eine wilde Ente. Anas Acuta. Linn. 407
Lanteas, chinesische Fahrzeuge, 740
Lantione, ein chinesisches Fahrzeug, ibid.
Laskars, indische Botenknechte, ibid.
Lastschiff, ibid.
Laufendes Tauerwerk, s. Tauerwerk.
Lavendelblüte, ein die Wangen vertreibendes Mittel, 1432 u. f.
Lavieren, was es heißt, 740. 1592
Leben des Arctidi, 1353 u. f.
Leck am Schiffe, 740
Leckflüße, ibid.
Leesegel, ibid. und 1592
Leesegelbaum, 741
Lehrreiche Unterhaltung, 815 u. 816
Leidenschaften machen den Menschen oft zum Thiere, 54
Leiter, ein Tau, an welchem etwas gehet, 1544
Lepeleschnute, Löffelente. Breitschnabel. Anas Glucion. Linn. 407
Leute auf der Straße im Vorbeigehen zu elektrifiziren, wie man es macht, 1075
Lichen fungiformis. Web. od. Lichen Byssoides. Linn. 379

Lichen nivalis. - **lutens**. Web. Lichen juniperinus. Linn. 379
 — **parietinus** und **juniperinus** Linn. sind zwei verschiedene Arten, 1332
 — **saxatilis** und **physodes** sind zwei verschiedene Species, 1332
 — **Tremelloides**. Weiss. 379
 — **upsaliensis** Linn. hat keine foliola subulata. 1332
Lichten, ein Schiff, 741
Lichtenberg, dessen Meinung über die Weissagungen des verstorbenen Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld, 1345 u. f.
Lichter, eine gewisse Art Fahrzeuge, 741. 1592
Liebe, etwas über das Wort und den Begriff derselben, 977 u. f.
Liegegeld, was bei der Handlung zur See darunter verstanden wird, 741. 1593
Lin, eine Art Schiffe, 711
Linie, der Aequator, ibid.
Linienische, was sie sind, 477
Lob, was es ist, 962
Lockvögel, wie sie im St. Jürgenslande verfertigt werden, 440
Loddingen, russische Fahrzeuge, 741
Lodna oder **Laadensild**, der haarige Hering, 1083
Lösch, Waaren aus dem Schiffe laden, 741
Löthen der Metalle, 1527. mit dem Kolben, wie es geschieht, 1534. der Geschmied, 1535. u. f.
Löwerke. (Alauda Pratenfis Linn.) 420
Logen in Batavia, 179
Loofsen, was sie sind, 742. 1593
Loriotische Mittel ist der beste zum Farsen, Walm und Bood der Jungendacher, 668
Lorhe, deren Verschiedenheit, 1529
Lucerne, erfordert einen tiefen guten Boden, 1344
Lüge, eine gerichtliche, wird in Japan am Leben bestraft, 1111
Lustzug, 742. 1593
Lustbarkeiten, öffentliche der Minoritäten, 757. u. f.

M.

Mährchen vom Rehburger Brunnen, 865. u. f.
 Mäßigkeit der Jugend, vereint mit den übrigen Vortheilen dieser glücklichen Periode, verlängert die Empfindlichkeit derselben, 298
 Magnet, verliert in und unter dem Wasser seine Kraft nicht, 400
 Magnetische Kräfte, Erfahrungen davon, 393. u. f.
 Mahame, eine türkische Galeasse, 502
 Makrel-Sild, eine Art Heringe, 1082
 Mannspersonen küssen sich in Batavia niemals, 204
 Manson, ein in einer gewissen Jahreszeit beständig wehender Wind, 743
 Marslaterne, 742
 Marsras, ibid.
 Marssegel, ibid.
 Marswand, ibid.
 Maschente, die grobe wilde, (Anas Boschas Kera) Linn. 406
 Mastbäume, 742
 Masten der Schiffe, 481. deren Dicke, 482. 1542. u. f.
 Mastkorb, 742. 1547
 Messrow, oder die Gemalin eines Rathes von Indien, 204
 Mehl, wird auf der Insel Island aus Fessengras gemacht, 1224
 Meilen, 743
 Meinung der Alten vom Traum, 321
 Melken, das, wie solches auf Minorka geschieht, 862. wird daselbst von den Mannspersonen verrichtet, 895
 Merkmale und Eigenschaften eines guten Bisams, 1287
Mespilus canadensis. Münchh. Hausb. v. 5. p. 203. ist *Mespilus arbutifolia* Linn. 1329
 Meßbrief, 743
 Messung des Brocken mit dem Barometer, 1169
 Methode, die beste und nöthigste die Tobackblätter egal zu trocknen, 262. u. f.
 Miaffa Pra der ist regierende König der Romanen, 317

St. Michael, eine der betrüfflichsten von den Azoren oder Glänischen Inseln, 145. ihre Länge, Breite und Zahl der Einwohner, ibid. hat eine Menge heisser Quellen, 146. derselben Wirkung, 149. u. f. Meinung vom Entstehen der Insel, 151. u. f.
 Miabipinen, was sie sind, 391
 Miethuhn. *Rallus Aquaticus* Linn. 415
 Mildebtätigkeit, Hannöversche, 465. u. f.
 Militair-Etat in Batavia, 169
 Mischung von Rindertalg und Schweinesfett, erhält die Eier, wenn sie damit überzogen werden, 1131
 Mittagseierkel, 743
 Mittel, das Obst gut und lange zu erhalten, 267. zuverlässiges, die Eier lange gut zu erhalten, 174. die Wanzen aus dem Grunde zu vertilgen, 287. sich im Alter vor Hintansetzung und Verachtung zu schützen, 289. u. f. das Sauerwerden des Biers zu verhüten, 1647
 — die Schiffe vor den Seewürmern zu bewahren, 1295. u. f.
Mnium pellucidum. Pollich. hist. v. 3. p. 43. u. 979. ist eine Mixture von *Mnium pellucidum* und androgynum Linn. 1332
 — *Trichomanes* Linn. ist weder ein Mnium noch eine Jungermannia, 1332
 Modepurgieren, ist eine der schädlichsten medicinischen Narkheiten. 362
 Mönche, womit sie auf der Insel Minorka ihren Gewinn treiben, 857
 Mönnik. s. Struussfabn.
 Molkten, eine gewöhnliche Speise der Isländer, 1224
 Molybdaena, ein Mineral, 993
 Moralische Triebfeder, was sie ist, 964
 Morgenträume, warum sie regelmäßig und dem wirklichen Leben ähnlicher sind, wie andere Träume, 328
 Motionsmaschine, 1521. deren Bau und Zusammensetzung, ibid. verschiedene Arten, wie sie zur Bewegung zu gebrauchen ist, 1526. derselben Nutzen, 1527. Zeit des Gebrauchs, 1528
 Mot

nach alphabetischer Ordnung.

Motten, werden mit Terpentinöl oder mit spanischem Pfeffer vertrieben, 1023
Mulet, ein portugiesisches Schiff, 743
Muschiten, eine Art Insekten in Batavia, die den Leuten des Nachts sehr beschwerlich fallen, 196
Musik der Japanen, 827
Nuzzi Türkenklaven, 743

N.

Nachlässigkeiten beim Tobacksbau, 257. u. f.
Nachricht von Personen, die bei Hango verertrunken sind, 33
 — von braunem Kohl niedriger und krauser Art, wie derselbe zu Bardewik bei Lüneburg gebaut wird, 205
 — von den armenischen Kaufleuten und ihrem Gewerbe, 1269
 — von einer gelehrten Gesellschaft in Lissabon, 1481. u. f. von einer zu Anfange dieses Jahrs zu Ponte de Lima, in der Provinz Miana in Portugal errichteten ökonomischen Gesellschaft, 1485
 — allgemeine von den Mustern, 1289. u. f.
Nachrichten und Bemerkungen aus den Geburts- und Sterbelisten vom 1ten Jan. 1779. bis dahin 1780. 913. u. f.
Nachtrabe. (Ardea Nycticorax Linn.) 424
Nachtwächter von London und Westminster, Anekdote davon, 623
Naturgeschichte des Viebers, 241. des Bären, 1393. des Kraichs, 1635. u. f.
Naturkräfte nehmen im Alter nach und nach ab, 289
Nebel zeigt an, daß der Wind umgeganget ist, und auf einen Westwind bedeuget er Kälte, 308
Neu-Found- und Neu-Schottland, sind in Nordamerika die einzigen Länder, wo der Stoßfischhandel in einiger Vollkommenheit getrieben wird, 157
Nevre, ein kleines Schiff, 743
Niesekraut. s. Purgierkraut.

Nod-Sild, eine Gattung des Sommerherings, 1081
Nopalstaude, (Ficus indica), das Gewächs, von welchem die Cochenille gesammelt wird, 1122
Nordlicht, woher es entsteht, und was es bedeutet, 312
 — läßt sich oft auf der Insel Island sehen, und nimt gewöhnlich eine fürchterliche Gestalt an, 1204
Nordwest, ist in dem Karbonnischen Galien der herrschende Wind, 1041
Nord und Nordwestwind ist in Amerika der kälteste, 305
Nordwind, fährt im Winter auf Norwega eine durchdringende Kälte mit sich, 360. bringt in Palästina Ungewitter, 1041
Nordwohlde. In diesem Kirchspiel sind von 1779. bis 1780. nur 6 Kinder von 220. die die natürlichen Blattern hatten, gestorben, 916
Nothmastei, 743
Nutzen des Wassers, worin Eisen granulirt werden, a) bei der Schwind sucht, 1011. b) bei der Schwäche, 1013. c) bei Lähmung, 1015

O.

Oberbotemann, 744. 1594
Obst, Mittel. dasselbe gut und lange zu erhalten, 267. u. f.
Oel, das die Wilden aus dem Schwanz der Bieher ziehen, 225
Ofer, ob Wasser, worin selbiger vorhanden, beim Brantweinbrennen schädlich ist? 160
Oranizen, schmale türkische Schiffe, 502
Ort, kälter, ist der Anfang eines Winters, 316
Ostiafen, schneiden bei ihren Betheurungen ihren Götzen die Nase ab, 1111
Ostwind ist in Amerika der gelindeste, und in Europa im Winter der kälteste, 307

Zweites Register,

P.

Paarungszeit der Bieher, 250
 Packet, ein leicht beschaelltes Schiff, 1557
 Palmblätter, eine Schreibmasse der Bo-
 manen, die von ihnen Ole genannt
 wird, 320
 Pangerang, ein Ostindischer Prinz, 824
 Papiermachen, ist bei den Bomanen
 eine noch unbekannte Kunst, 320
 Paros, eine indianische Bark, 502
 Passatwind, 744
 Passeport der Schiffer, ibid.
 Pauli Timon, eine Insel nicht weit von
 den Küsten von Malacca belegen, 571.
 Beschreibung ihrer Einwohner, 573.
 deren Fahrzeuge, 574. Bäume, Pflan-
 zen und übrigen Produkte, 575. u. f.
 Patache, ein kleines Kriegsschiff, 744
 Pelz der Bieher ist blos im Winter gut,
 251
 Peote, eine venetianische Schaluppe, 503
 Periaçoes, spanische Fahrzeuge in In-
 dien, ibid.
 Periaqua, ein kleines Boot, 744
 Perm, ein türkisches Fahrzeug, ibid.
 Perrenning, das Wachsloch, welches
 über die Luke der Schiffe gelegt wird,
 744. 1594
 Persianrad, vermittelst dessen bei dürer
 Bitterung das Land gewässert wird, ist
 eine unentbehrliche Nothwendigkeit in
 jedem minorkanischen Garten, 897
 Perna, eine türkische Gondel, 503
 Pfannenziegel, haben zwar vor den
 Breitziegeln den Vorzug, aber sind
 nicht so gut wie Zungenziegel, 646.
 Mängel der Pfannendächer, 647. u. f.
 wie man selbige heben kan, 650. u. f.
 Pferde, sind auf Minorka rar, 860
 — auf Island klein, aber sehr gut,
 stark und besitzen eine wagemeine Schnel-
 ligkeit, 1220
 Pflanzen, Versuch eines Verzeichnisses
 der um Hannover wild wachsenden,
 209. u. f.
 Pflanzengattungen, zwei neue, 929

Pflanzung junger Eichen auf einem gu-
 ten Ackergrund, geräth wohl, 1192
 Pflichtanker, s. Anker.
 Pflichten, welche die chinesischen Philo-
 sophen lehren, 43
Phascum pendunculatum Linn. ist eine Art
 Splachnum, 1331
 Philipp der andere, König von Spa-
 nien hält um Elisabeth, Königin von
 England, an, 513. sucht die völlige
 Oberherrschaft über Europa zu erhalten,
 und England auf einmal zu Grunde zu
 richten, 524. bemühet sich unter dem
 Schein der Religion die meisten aus-
 wärtigen Prinzen und Staaten wider
 Elisabeth zu vereinigen, und im König-
 reiche selbst innerliche Unruhen zu erzeu-
 gen, 536. verstärkt seine Seemacht,
 537
 Philosophie kan den Schmerz der natür-
 lichen Uebel des Alters lindern, 295
 Phlegma und Erziehung sind beide ge-
 schickt die Trägheit zu erzeugen, 2
 Piatta, ein italienisches Fahrzeug, 503
 Pilote, s. Lootse.
 Pinasse, ein nordisches Fahrzeug, 503
 Pinke, ein Flussschiff, ibid.
 Pirogue, ein amerikanischer Kahn,
 ibid.
 Plattebrcke. Schläpback. Arschfuß.
Colymbus Policeps Linn. eine kleine
 Tauchente, 412
 Pöller, was die Schiffer darunter verste-
 hen, 744
Plumbago, oder das ordinaire Wasserblei,
 ist von der wahren Molybdaena in ih-
 ren Bestandtheilen sehr verschieden, 993
 Polakre, ein dreimastiges Schiff, 503
 1566
 Police, 744
 Polizei steht mit der Arzneiwissenschaft
 in genauer Verbindung, 801
Pommes d'Amour, werden von den Mi-
 norkanern in der Suppe gegessen, 905
 Prämie, 745
 Prame, ein Fahrzeug, ibid.
 Preis der Sklaven in Ostindien, 165
 Preis

Preis eines Rudes ist bei den Gruben zu
 Clausthal, welche Ausbeute geben, ge-
 liegen, 706
Preisfragen, 265. u. f.
Dressen, was es beim Seewesen heißt, 745
Preise, ein erbeutetes Schiff, ibid.
Püttings, ibid.
Purgierkraut (*gratiola officinalis*) Ver-
 suche damit, 355. ist eine in der Schweiz
 und bei Hannover wildwachsende Pflan-
 ze, ibid. muß nicht mit der *scutellaria*
galericulata verwechselt werden, 356.
 ist den Pferdeärzten zu empfehlen, 360.
 aber nie ohne Rathfragung eines Arztes
 zu gebrauchen, 361
Pyrus baccata Linn. ist eine wahre Pyrus,
 1330

D.

Quarantaine, was man beim Seewesen
 darunter versteht, 746
Quartiermeister zur See, 746. 1595
Quatember, (*quatuor tempora*), was
 sie sind, 1238
Quato, ein Affe in Guiana, 1320
Quellen, heiße, auf der Insel St. Mi-
 chael, 146
 — heiße springende, auf der Insel
 Island, 1208

R.

Raaen, Segelstangen, 746
Rangordnung, besondere, in Batavia,
 186
Rapunculus sylvestris caeruleus umbellatus
 Thal. hercyn. p. 94. ist nicht *Phyteu-*
ma hemisphaerica Linn. 1329
 — *sylvestris umbellatus* 1. et 2. Thal.
 hercyn. t. 8. f. 1. 2. gehören nicht zu
Phyteuma orbicularis Linn. 1329
Raum (Schiffe,) 479. 746. 1595
Reff, die Einwickelung des untersten En-
 des der Segel, 746. 1595
Regeln beim Tobacksbau, 257. u. f.
Regenbogen ohne Wolken, 813. u. f.
Regenwetter, außerordentliches in Ba-
 tavia, 712
Regenworp. **Regenwulp**. **Güthvo-**
gel *scolopax arcuata* Linn. 413

Regierung, die hohe in Batavia, 191
Reiben ist das vornehmste Hülfsmittel
 bei den meisten leblos gewordenen Adr-
 pera, nur muß es gelinde und sanft,
 und nicht mit Stroh, sondern mit wol-
 lenen Lappen geschehen, 38
Reiber (*Ardea Cinerea* Linn.) 422
Rein, ein reines Schiff, was man dar-
 unter versteht, 746. 1595
Reisen, die ein Gouverneur auf Java bei
 Maurit seiner Regierung zu thun verbun-
 den ist, 837
Religion macht das Alter heiter und an-
 genehm, 295. ist das Band des Eides,
 1106
Remschif, ein langes Fahrzeug, 504
Rhede, 746
Rheder, 747
Kindertalg mit Schweinesett vermisch,
 erhält die Eier frisch, wenn sie damit
 bestrichen werden, 1131
Rinnen am Schiffe, 747
Rodney, Admiral, 385
Röcke, werden in den Gesellschaften in
 Batavia ausgezogen, 202
Rohrdommel, s. *Pramp*.
Rosa eglanteria. Münchhaus. Hausb., heißt
 beim Linnee *Rosa rubiginosa*, 380
 — *lutea*. Münchhaus. Hausbat. heißt
 beim Linnee *Rosa Eglanteria*, ibid.
Rubin, bestehet aus Mauererde, Kiesel
 und Kalk, 369
Rubus Chamaemorus ist ein Dideise, 380
Rüsten an den Schiffen, was sie sind, 747
Ruhm, wodurch er erworben wird, 903
Russen, wie sie ihren Toback-bauen,
 260. u. f.
Russische Lappen, Beschreibung der-
 selben, 609. ihr Charakter, Fränczim-
 mer, Sprache und Rangordnung, 610
 Lebensart, 611. Beschäftigungen, 612
 Bauart ihrer Hütten, 613. Beschrei-
 bung ihres Hausgeräths und ihrer Klei-
 dung, 614. ihre Erzeisen und Getränke,
 615. geben der Landesherrschaft Tribut,
 handeln mit den Normännern und spei-
 sen auf der bloßen Erde, worauf sie eine
 Matte legen, 616. wie sie Fremde ein-
 D pfan-

Zweites Register,

pfangen und ihre Kinder erziehen, 617.
ihre Krankheiten, 618. Unfruchtbarkeit
ist bei ihnen schimpflich, *ibid.* wie sie
ihre Töchter verheirathen, und was auf
den Hochzeiten vorgehet, 619. ihre Re-
ligion, 621. sie haben keine Tempel,
sondern heilige Berge, *ibid.* und eifern
häufig wegen verschiedener Ursachen, 622
Russische Assemblies, 1633. u. f.

S.

Saaling, Hölzer, worauf der Masiforb
ruhet, 747
Saccawinkee, der kleinste Affe in Guia-
na, 1324
Säulengang, ist die einzige Pterde der
miorkanischen Gärten, 897
Säure, wie man sie von der Schwererde
(terra ponderosa) scheidet, 370
Saife, ein griechisches Fahrzeug, 504
Salmo Eperlanus, f. Tobias.
Same, die russischen Lappen, 609
Samlungs- oder Erschütterungsglä-
ser, elektrische, warum sie oft freiwil-
lig verspringen, 29
Samoreus, ein Fahrzeug, 747
Samuckin, Rauffarthseiffe, 504
Samuel oder Samum, ein schädlicher
Wind in Persien, 1033
Sandaal, f. Tobias.
Sandale, ein Fahrzeug, 747
Sandeln, 504
Sandspiring, f. Tobias.
Sanniculam alpinum, eine Blume, 509
Saphir, bestehet aus Maunerde, Kiesel
und Kalk, 369
Sappines, kleine französische Schiffe, 504
Sarter, die Länge, Tiefe und Weite ei-
nes Schiffs, 747. 1596
Sauerverden des Biers, Mittel es
zu verhüten, 1647
Saugue, eine Art Fischeklähne, 747
Saumtaue, 747. 1596
Sausenthal, von, fürchterlicher Br-
der in der S. E. Freimaurerloge, la
fidele sincerité in Batavia, 181
Schärfe oder Kriech, ein Kunstwort der
Seelente, 748

Schafe, isländische, haben oft vier bis
fünf Hörner, 1219. werden nicht gescho-
ren, sondern die Wolle wird ihnen in
der Mitte des Wainmonats wie ein Fell
abgezogen, 1220
Schaf- und Hornviehherden auf der
Insel Island, 1219
Schaffkälle der Isländer, 1206
Schalen von Schildkröten werden auf
Minorka als Wollen gebraucht, um
das Vieh daraus zu füttern, 861
Schaluppe, 1561
Schanze, die Erhöhung über dem Ober-
verdecke am Hintertheile des Schiffs, 748
Scharbeje, Sägeschnäbler. *Mergus ser-
rator* Linn. 410
Scharbock, eine der gefährlichsten und
fürchterlichsten Krankheiten auf der In-
sel Island, 1222
Schanfeln der Anker, 1573
Schebecke, ein kleines dreimastiges Schiff,
505. 1567
Scheerboot, ein bewaffnetes Fahrzeug, 749
Scheeren, Klippen und Zelsen im Meere,
748
Scheerke (*Sterna Naevia* Linn.) 421
Scheermann, eine Geschichte neuerer
Zeiten, 273
Schiffahrt der Alten war sehr mangel-
haft, 476. u. f.
Schiffe, verschiedene Arten derselben,
475. u. f. vom Range, 477. Länge und
Breite derselben, 484
— die englischen sind stärker mit Mann-
schaft besetzt, als die holländischen, 507
— Anzahl und Ausrüstung der engli-
schen, die unter der Königin Elisabeth
gegen die spanische unüberwindliche Flot-
te agierten, 560. 561. u. f.
Schiffer, 748. 1596
Schiffrechnungsschnur, *ibid.*
Schiffsbrunn, wozu er dienet, 714
Schiffshappel, eine in Rauffarthseiffen
befindliche cylindrische Maschine zum
Aufheben der Anker, 732
Schildreißer, f. Nachtrabe.
Schlagnetz, vollständige Beschreibung,
wie mit selbigem auf eine leichte und
ein-

nach alphabetischer Ordnung.

- einfache Art im St. Jürgenlande die wilden Schwinn- und Sumpfvögel gefangen werden, 426. u. f.
- Schleichhandel**, des amerikanischen Weltweisen Benj. Franklin's Schreiben darüber, 1333
- Schlupfshafen**, 748
- Schmacke**, ein in Holland gebräuchliches Schiff, 505. 1568
- Schminke**. *Anas Penelops*. Linn. Pfeifente, 408
- Schnau**, eine lange Barke, 505. 1568
- Schnecke**, die, und die Waldbiene, eine Fabel, 365. u. f.
- Schnee**, vermehrt die Kälte, 305
- Schneck**, ein Fahrzeug, 1558
- Schöbbecke** Kariffer. Seerabe. *Tauhergangs*. *Mergus Merganser* Linn. 409
- Schoner**, ein kleines zweimastiges Schiff, 505. 1567
- Schooten**, Lane, 749. 1597
- Schout by Nacht**, ibid.
- Schreiben** an Herrn Kirchhof in Hamburg, einige neue elektrische Versuche betreffend, 75
- eines Hannoverischen Officiers aus Gibraltar, 385. u. f.
- Schützen**, 1568
- Schulze**, (Fried. Conr.) Canonicus und erster Stiftsprediger, dessen Nachricht von braunem Kohl niedriger und fräuser Art, wie derselbe zu Bardewik bei Lüneburg gebaut wird, 205
- Schwachheiten**, körperliche, rauben allmählig die Stärke des Geistes, 292
- Schwanz** des Viebers, 243
- Schweinefett**, erhält die Eier, wenn man sie damit bestreicht, 1130
- Schwererde**, 369
- Schwerspath**, oder Bologneserstein, 372
- löst sich gänzlich auf, wenn er mit Distrioldl gekocht wird, 373
- Schwierigkeiten**, die bei der Errichtung einer Hausakademie eintreten, 948. u. f.
- Schwimm- und Sumpfvögel**, wilde, etwas vom Fange derselben, als einem besondern Nahrungsweige im St. Jürgenlande, im Herzogth. Bremen, 401
- Schwindsucht**, die, eine Polizei-Angelegenheit, 801. ist ansteckend, 804. am gewöhnlichsten und überzeugend ist die Ansteckung bei Eheleuten, 806. Vertraulichkeit mit Schwindfichtigen muß vermieden werden, 807. was für Mittel zur Verhütung der Mittheilung dieser Krankheit angewandt werden müssen, 811. u. f.
- Scitie**, kleine türkische, griechische und italienische Fahrzeuge, 749
- See**, die See Lehren, was man darunter versteht, 759
- See stechen**, (in,) was es heißt, 751
- Seegel**, die vornehmsten grosser Schiffe, 483. verschiedene Arten derselben, 752
- Seeschlacht**, 759
- Seewind**, 751
- Seegeltlicher**, Gebrauch derselben bei nachbleidenden Deichen, 1265. u. f. wie man sie aufbewahrt, so lange sie nicht gebraucht werden, 1267
- Seichtrichter**, Beschreibung eines bequemen auf Reisen zu gebrauchen, 1281. u. f.
- Siampam**, ein chinesisches Schiff, 504
- Sild**, oder der Hering, 1083
- Sinne** dürfen nur berühren, der Geist kann ganz genießen, 28
- Smaragd**, besteht aus Alaunerde, Riesel und Kalk, 369
- Snioland**, s. Island.
- Societäts-Fabrik** zu Hameln, etwas davon, 81. u. f.
- Soda tartarifata**, ein Seignettfals, 109
- Solhoved-Sild**, der Sonnen-Wende-Hering, 1081
- Somme**, ein großes chinesisches Schiff, 505
- Sommerhize** unter dem 52^{ten} Gr. nördlicher Breite, 843. u. f.
- Sommer-Sild**, der Sommer-Hering, 1083
- Sonnenhize**, ist zwischen den beiden Wendezirkeln, und den zunächst angrenzenden Ländern am stärksten, 1032
- Soun oder Tsoen**, chinesische Schiffe, 504
- Spätpflanzen** des Tabacks, was solches für Folgen hat, 258

- Spalme, eine harzigte Materie, 752
 Spanischer Pfeifer, ist ein Mittel die
 Wotten zu vertilgen, 1023
 Speygaaten, 752. 1597
 Spiel, warum die Menschen einen so
 starken Hang dazu haben, 11
 Spinnen, das, geschieht in Minorka auf
 der Spindel, 893
 Stagen, große Laue, 752
 Stapel, der Platz, wo ein Schif gebauet
 wird, ibid.
 Starbord, die rechte Seite des Schifs,
 753. 1597
 Steinleim, wie er gemacht wird, 761
 Steinstücke auf den Schiffen, 753
 Stengen, kleine Masten, ibid.
 Stecken, am Schiffe, 753. 1588
 Stockfisch, Art und Weise, wie er zum
 Verkauf zubereitet wird, 157
 Stoßmässige der Stürme, woher es
 kommt, 1044
 Straß, eine Meerenge zwischen nahe ge-
 legenen Ländern, 753
 Straußpolypen (Glockenpolypen) hal-
 ten sich an den Stängeln der Wasserlin-
 sen auf, 103
 Strußbahn (Tringa Pugnax Linn.) 417
 Strom, (See), 754
 Strop, ein starkes Tau, 754. 1598
 Stürme und Erdbeben sind unter der Linie
 selten, 311
 Stundeninformation ist die schlechteste,
 955
 Sturmwind, Ursachen desselben, 1025
 dessen Stärke, 1026. wie viel Meilen er
 in einer Stunde zurücklegt, 1032
 Südwinde, sind in Aegypten so heiß, daß
 man keine Luft schöpfen kan, 1032
 Suturebrand, eine sonderbare Materie,
 die man auf der Insel Island antrifft,
 und die ein nicht völlig versteinertes aber
 doch verhärtetes Holz ist, 1217. die Ein-
 wohner legen ihr eine medicinische Kraft
 bei, und in Coppenhaagen werden Dree-
 fassen, Teller und andere Geräthe daraus
 verfertigt, 1218
 Svatings-Sild, eine Gattung des Som-
 mer-Herings, 1081
- Taggal, ein feuerpeiender Berg in Ost-
 indien, 818
 Tartane, eine Barke, 906
 Tauwerk, was man darunter versteht, 754
 Telapoinen, Geistliche bei den Romanen,
 317. ihre Lebensart und Lehre, 318
 Temperamente, Abhandlung davon, 1137
 Tender u. Karakke, kleine Schiffe, 906
 Terpentiniöl, vertreibt die Wotten, 1021
 That, edle, eines Kriegsraths, 279
 Tjak, ein Fahrzeug, 1558
 Tica-Tsi-tse, Mandarin im Königreiche
 Tsu. Anckbote von ihm, 65
 Timphahn (Fulica Aterrima Linn.) das
 schwarze Wasserhuhn, 421
 Titel, hochtrabende, wie sie zu uns ge-
 kommen sind, 798
 Toback muß einen tief gelockerten Boden
 haben, 257. und im Ausgange des Mai-
 monats gepflanzt werden, 258
 Tobackspflanzen können weder Feuchtig-
 keit noch Uebelgeruch vertragen, 261
 Tobias, Beschreibung desselben, 337
 Todte, werden von den Bomazen ver-
 brant, 319
 — der sechste, ist gemeinlich zu Zhi-
 rich ein Schwindstüchtiger, 802
 — wie sie auf der Insel Minorka beer-
 diat werden, 855
 Tönnehen von Eichenholz, wie man das
 Obst gut u. lange darin conservirt, 269
 Tomogong, ein inländischer Regent über
 einen gewissen Distrikt Landes in Ostin-
 dien, 825
 Tonne, zwanzig Centner, 754
 Top, das oberste Ende eines Maßs, 754.
 1598
 Topal Osmann, Beispiel von dessen
 Großmuth, 285. u. f.
 Topas, besteht aus Mauererde, Kiesel
 und Kalk, 369
 Tjou und Tsin, Chinesische Monarchen,
 63
 Trägheit und Thätigkeit sind zwei ent-
 gegen gesetzte Triebfedern, die beide
 gleich stark auf den Menschen wirken, 1
 und

und sind mancher Grade und unzähllicher Verhältnisse gegen einander fähig, 2
Traverspiel, Abhandlung davon, 1095.
 u. f. was die Absicht eines guten Travers-
 spiels ist, 1097
Traum, Versuch darüber, 321. u. f. Träu-
 me lassen sich als Mittel zu unserer mo-
 ralischen Besserung gebrauchen, 331
Traversiere, eine Art Boot, 506
Treckschützen, bedeckte Fahrzeuge mit ei-
 nem Mast, ibid.
Tremella Lichenoides, Linn. 380
Triebfedern, moralische, müssen von
 moralischen Grundsätzen unterschieden
 werden, 966
Trone, ein französisches Fahrzeug, 754
Tschaißen, kleine Boote, 755
Tse-fa, ein chinesischer General, Anek-
 dote von ihm und seiner Mutter, 64
Tümmler, gehört in die Classe der säu-
 genden Seethiere und unter das Ge-
 schlecht der Delphine, 113
Typhon, der fürchterlichste von allen
 Stürmen, 1045

II.

Uebel, die das Alter begleiten, sind oft
 Folgen eines fehlerhaften Verhaltens, 292
Ueberlauf, der oberste Boden im Schiff, 755
Uniform der Soldaten in Batavia, 195
Universität zu Lissabon wird vom König
 Johannes II. nach Coimbra verlegt, 267
Unterofficiere auf Kriegsschiffen, 755
Unterricht, durch welche Mittel sogleich
 verunglückte, todscheinende Personen in
 den meisten Fällen gerettet werden kön-
 nen, 1617. u. f.
Untersegel, s. Segel.
Unterthänige Bitte an die hohen Beför-
 derer und Erhalter der Frauenzimmer-
 moden, 1309. u. f.
Untiefe, ein seichter Grund in der See, 756
Urang - **Utang** ist in Guiana größer, wie
 in Afrika, 1319

Ursachen des Windes u. d. Kälte, 303. u. f.
 Ursprung, der erste, des Windes ist eine
 concentrirte Luft, 316

V.

Vater, ein, hat in China ein unan-
 schränktes Recht und eine ausgedehnte
 Gewalt über seine ganze Familie, 44
Ventragers, was sie sind, 755
Veränderungen, die sich im Jahr 1779
 bei dem Berawerke des einseitigen Har-
 zes zugetragen haben, 705. u. f.
Veredlung unsers Landtobacks, 262. u. f.
Verehrung der Eltern dauert in China
 noch nach dem Tode, 45
 — äußerliche, bei welchen Personen
 sie statt findet, 963
Verdeckte, oder Etagen auf den Schiffen, 478
Verhältnistabelle vom 1ten Jan. 1778
 bis dahin 1780, 920
Verschlagen, ein Kunstwort der Seeleute, 755
Versuche, mit Wasser, worin Eisen gra-
 nulirt worden, 1010
 — des Herrn von Deamur für die Er-
 haltung der Eier, 1130
Vertraulichkeit, mit Schwindsüchtigen,
 ist gefährlich, 807
Verwahrung des Holzwerks, 1277. u. f.
Verzeichniß der um Hannover wild wach-
 senden Pflanzen, 209. u. f.
 — der Lektionen zu Iffeld, welche
 von Michaelis 1780 bis Ostern 1781
 gegeben werden sollen, 1489. u. f.
Vicent Arnaud, Befehlshaber auf Mala-
 ta, großmüthige That desselben, 282
Viscum album Linn. wird blos durch den
 Mistler (*Turdus viscivorus*) fortge-
 pflanzt, 380
Vogelblöcke, was sie sind, 439
Volksmenge des Orts, hat einen Ein-
 fluß auf die Landwirthschaft, 771
Vorkastel, was es ist, 756
Vormarssegel, ibid.
Vorschlag die Prozesse unter Landleuten
 betreffend, 1246
Vorstenge, 756
 D 3 Vor-

Zweites Register, nach alphabetischer Ordnung.

Vorthelle der Koppelnwirtschaft, 769. u. f.
Vorurtheile und Afsanzereien bei Er-
trunkenen, 34

W.

Wall, das Ufer der See, 756
Wanzen, zuverlässiges Mittel sie aus dem
Grunde zu vertilgen, 287. u. 1437. u. f.
Wasser, wird auf Minorka in Krügen,
so wie im Orient, aeholt, 857
Wasserhosen, was sie sind, und wie sie
entstehen, 1049. u. f.
Wasserlinsen (Meerlinsen. Lemna, Linn.)
vom ökonomischen Nutzen derselben, 101
Wasserfäulen oder Tromben, wie sie ent-
stehen, 1049. Hrn. von Büffons Mei-
nung davon, 1052
Watt, was es ist, und woraus es beste-
het, 301. u. 302
Weinsteinlauge, oder zerflossenes Wein-
steinalcali, 374
Weinsteinssäure, wer sie erfunden, 119
Weissagungen des verstorbenen Superin-
tendenten Ziehen werden widerlegt, 1345
Weintrauben, sind auf Minorka über-
aus wohlsmekend und außerordentlich
groß, 903
Wettergeschichte des Winters 1789,
1233. u. f.
Weveleinen, kleine Seile auf den Schif-
fen, 756
Wiederherstellung einer abgestorbenen
Forst, ist mit vielen Schwierigkeiten
verknüpft, 486
Wike-Waka, ein isländisches Spiel, 1225
Wimpel, eine lange schmale gespaltene
Flagge, 756
Wind, etwas von den Ursachen desselben,
303. u. f. nimmt immer mehr Stärke an,
wenn er keine freie Ebene vor sich hat,
1043. Fan aus jeder Weltgegend mit
wenig und oft unmerklichen Abwechse-
lungen, einige Monate lang regieren,
1236

Winde, sind die Hauptursache von Kälte
und Wärme, Regen und Trocknisse,
1236
Wirbelwinde, sollen im Sommer ohne
Erdbeben aus offenen Hölen kommen,
311. wie sie entstehen, 1048
Witterung, steht unter der Regierung der
Winde, und ist für ein jedes Klima auf
einige Monate mit großer Wahr-
scheinlichkeit vorauszu sehen, 1236
Wrack, die Stücke eines zerscheiterten
Schiffs, 758

Z.

Zähne, vom Bieher werden von den Wöl-
den wegen ihrer Härte und Schärfe wie
Messer gebraucht, 256
Zärtlichkeit, heldenmüthige eines Bruders,
278
Zattarre, ein italienisches Fahrzeug, 758
Zeitvertreiber, etwas über selbige, 5
Zersprengung, freiwillige, der elektri-
schen Sammlungs- oder Erschütterungs-
gläser, wie man selbige verhindert, 29.
Ursachen davon, 30
Ziehen, dessen Weissagungen werden wie-
derlegt, 1345. u. f.
Zucker, ist bei der Elektrizität statt des
Pechs und Schwefels, wie ein isoliren-
des Mittel zu gebrauchen, 1069. u. f.
Zufällige Gedanken bei kleinen Vorsät-
ten, 1409. 10. u. f.
Zurechtweisung, kosanische, 1329. u. f.
Zusätze zu den Anmerkungen, das Zersprin-
gen der elektrischen Flaschen betreffend,
im 76^{ten} Stück dieses Magazins, 1317
Zusammenziehung der Luft in den Hölen
der Erde ist der Ursprung des Erdbebens,
311
Zwiebeln, sind auf Minorka besonders
groß und von lieblichem Geschmack, 904
Zwischenläufer, welche Leute man so be-
nennet, 758



Hannoverische
Anzeigen

von allerhand Sachen,
deren Bekanntmachung dem gemeinen
Wesen nöthig und nützlich.

Vom Jahre 1780.

Hannover, 1781.

Journal of the

Legation of the United States
at London

from 1801 to 1805

by James A. Smith

London: Printed by J. Smith, 1806

Vol. I. 1801

Printed by J. Smith, 1806



Hannoverisches Magazin.

I tes Stück.

Montag, den 3ten Januar 1780.

Etwas über die Langeweile und die Zeitvertreibe.

Die Klagen über Langeweile gehören mit zu den unzählbaren Widersprüchen der Menschen, darüber der Wisling lacht und der Demonstrant in trockene Schlüsse versinkt. Wenn beyde sich mit einander vereinigen, oder vielmehr wenn die Mängel des einen durch den Ueberfluß des andern ersetzt werden, denn ist es Zeit Betrachtungen über den Menschen anzustellen. Nach dem letzten Resultat derselben verschwinden die Widersprüche, die Natur erscheint in ihrer wahren Gestalt, und alle diese unbegreifliche Erscheinungen fließen aus einer sehr einfachen Quelle.

Trägheit und Thätigkeit sind zwey entgegen gesetzte Triebfedern, die beyde gleich stark auf den Menschen wirken. Sollte eine davon ganz wegfallen, so müßte er aufhören, Mensch zu seyn. So lange wir auf der Leiter der Geschöpfe, noch den Platz einnehmen, durch welchen die Geisterwelt mit der Körperwelt verbunden ist, noch die Mittel Dinge von Engeln und vom Vieh sind, so lange haben wir einer Seits den Hang zur Trägheit, und

zugleich reißt uns der Trieb zur Geschäftigkeit, der das Wesen der Seele ausmacht, zur Bewegung fort.

Beide Neigungen stehen zuweilen im Gleichgewicht, zuweilen hat die eine die Herrschaft über die andere, und überhaupt sind sie mancher Grade, und unzähllicher Verhältnisse gegen einander fähig. Ist es also zu verwundern, daß Menschen so verschieden, und so widersprechend handeln? Muß es nicht ganz andere Erscheinungen geben, nach dem heute der Körper, und morgen der Geist die Oberhand hat? und könnte man nicht annehmen, daß das besondere Verhältniß der Trägheit und Geschäftigkeit, bey einem jeden Menschen die Grundlage zu seinem Character enthalte?

Phlegma und Erziehung, sind beyde gleich geschickt die Trägheit zu erzeugen. Das erste, indem es den Körper schwer macht, das Gehirn mit dicken Säften anfüllt, die Nerven in ihrer Bewegung aufhält, und also der Seele allemal die stärksten Hindernisse entgegen setzt, wenn sie ihre Thätigkeit äußern will. Die zweyte indem

sie entweder durch Zwang, oder durch üble Grundsätze, den Trieb zur Beschäftigkeit bey Kindern unterdrückt, sie allmählig gewöhnt unbeweglich zu seyn, die Seele leer läßt, oder sie mit Kenntnissen erfüllt, die schon durch die Art wie sie bengebracht werden, Widerwillen erwecken, und also die wichtigste Kunst, ein Hauptstück der Erziehung, die Kunst sich stets und stets mit Nutzen und Vergnügen zu beschäftigen, gänzlich verabsäumt.

Beide Ursachen bringen gleiche Wirkung hervor. Die natürliche Unthätigkeit wird vergrößert, und der Mensch sinkt zur Maschine herab. Aber die Seele verläugnet sich nicht. Freylich wenn das Plegma der Grund seiner Trägheit ist, so kann er ohne Mühe ganze Tage im Lehnstuhl verjähnen. Desto stärker aber martert ihn die Unruhe, wenn seine Unthätigkeit bloß aus einem Fehler der Erziehung entspringt. Die Seele fühlet ihre Kraft; sie will sich äußern; sie sucht ängstlich Gelegenheiten geschäftig zu seyn; aber vergebens. In ihrem eignen Vorrath ist nichts das sie unterhält, und fremde Dinge bieten sich nicht an, oder sind für ihre Wirksamkeit nicht groß genug. Hier haben wir also die Langeweile mit ihrem ganzen Gefolge, von Pöffen, Spielwerken, Thorheiten und Lasteren.

Es ist nichts traurigers, als der Zustand eines Menschen der langweile hat. Aber er dürfte nur die Standhaftigkeit besitzen, wider sein Uebel zu kämpfen, so könnte er es dahin brin-

gen, daß er sich der Herrschaft dieser Tyranney entresse. Sie geht nicht auf Eroberungen aus, sie fesselt nur die, welche sich ihr freywillig unterwerfen. Leute die sich mit nichts beschäftigen, oder die gar das lächerliche Vorurtheil hegen, daß es sich für ihren Stand nicht schicke geschäftig zu seyn, wenden ihren ganzen Wiß an, neue Zeiten vertreiben zu erfinden, oder mit ihrem eigenen Ausdrucke: die Zeit zu tödten. Nicht die Hälfte der Mühe wüßten sie vielleicht nöthig haben, um sich im Stande zu sehen, jede Minute der ihnen so langweiligen Zeit mit würdigen Geschäften auszufüllen. Aber das zu gehören Entschluß und Stärke.

Der Mensch ist niemals anders als durch die Langeweile unglücklich. Er lebt nur dann, wenn er sich beschäftigt. So ist es denn das Gesetz der Natur, daß wir bey jedem Schritte, mit dem wir uns der Vollkommenheit nähern, durch neue angenehmere Empfindungen belohnt werden. Wie viel heimlichen Reiz hat eine wohl geordnete Geschäftigkeit, und welch zufriedenes Bewußtseyn führt sie mit sich! Wer sie einmal recht geschmeckt hat, der würde sich ihr ohne Einschränkung überlassen, wenn ihn nicht Ermattung erinnerte, daß seine erschöpften Kräfte Murren bedürfen, um sich wieder zu sammeln.

Ohne Unterbrechung arbeiten, ist eine zu strenge Forderung. Es muß freylich nach Beschaffenheit der Arbeit, und nach der Stärke eines jeden abgemessen werden, wie lange Arbeit wäh-

ren kann. Aber eine Erholung ist nöthig. Die Natur treibt uns dazu an, und das gesellschaftliche Leben legt sie uns als eine Pflicht auf.

Doch auch wenn wir die Geschäfte unterbrechen, behält die Seele ihre Wirksamkeit, sie will befriedigt seyn, sie will zu thun haben; also muß man etwas erfinden, womit man sich zur Zeit der Erholung unterhält, das heißt mit andern Worten: Zeitvertreib suchen. Die Stunde der Ruhe, ist zugleich die Stunde der Zeitvertreibe. Der Haupttrieb der Seele ist Geschäftigkeit; daraus folgt, daß sie öfter und länger arbeiten müsse, als ruhen; und weiter, daß der, welcher nach nichts als Vergnügung hascht noch tadelnswerther als der sey, der alle Erholung verwirft.

Anlangend die Wahl der Zeitvertreibe, so ist die so verschieden, als die Gemüther, die Nationen, die Alter es sind. Genauere Aufmerksamkeit in diesem Punkte, wird unsern Kenntnissen von der moralischen Welt, ein großes zusetzen.

Gewiß, der Geschichtschreiber, der uns die Zeitvertreibe eines Volks, in den verschiedenen Perioden seiner Fortdauer liefern wollte, würde eine sehr nützliche Arbeit unternehmen. Man müßte alsdenn mit einem philosophischen Auge beobachten, und auf Clima und Geschmack dabei sehen. Was ist der Grund, daß ein Stiergefecht, welches in Spanien mit Triumpfen belohnt wird, in Frankreich für rauh und unangenehm passirt, und daß ein Trauer-

spiel, das in London den Zuschauer entzückt, ihn in Venedig verjagt?

Auch Zeitvertreibe haben Epochen wie Staaten, und Regierungsformen. Vielleicht wären sie die sichersten Dokumente von dem Einflusse, den gewisse Revolutionen auf den moralischen Charakter und den Geschmack haben können. Die Geschichte der Griechen und Römer ist in dem Stücke am deutlichsten. Die Einwohner von Athen waren sehr gefellig. Alle Bäder und öffentliche Plätze wurden häufig besucht. Ihr Hang zur Geselligkeit trug zu ihrer anfänglichen Größe eben so viel bei, als in der Folge zu ihrer Unterdrückung durch die macedonischen Könige. Die Römer, unter ihren ersten Regenten, unter den Consuln, und unter den Kaisern, welch ein Unterschied! Anfangs wie strenge, wie mäßig, wie eingezogen! wie wild hernach, wie wollüstig, und den Lustbarkeiten ergeben! Wenn man den verschiedenen Veränderungen im römischen Staate folgt, und die Lieblingsergötzlichungen jeder Periode vergleicht, so wird man sehen, wie nahe sie verbunden sind.

Alle Staaten sind Beweise von dieser Anmerkung. Je uncultivirter eine Nation ist, desto einfacher findet man ihre Zeitvertreibe. Ist sie in ihrer Blüte, so vermehren sich zwar die Ergötzlichkeiten, sie beweisen aber zugleich durch ihre Wahl und Einrichtung, daß ein edler Geschmack und edle Denkungsart die Herrschaft haben; nimmt sie es; so schwächen die Bürger nach neuen Arten des Vergnügens, suchen

verfeinerte Ergöðungen und üppige Pracht.

Wir laßen diese allgemeinen Betrachtungen, um auf unsere heutigen Reiche die Anwendung zu machen, und daraus Gelegenheit zu Urtheilen, über ihre wahre innere Stärke, über den Punkt, auf welchem ihre Bürger stehen, und über die Schicksale, welche sie sich auf die Zukunft bereiten, herzunehmen. Aber wie würde denn das Urtheil über Deutschland ausfallen? Vor hundert Jahren trank der Deutsche. Jetzt spielt er. Was wird er im kommenden Jahrhundert thun?

Regenten die den Einfluß der Ergöðlichkeiten auf die Denkungsart der Bürger, und also auch auf den Staat kannten, haben sie immer ihrer Aufmerksamkeit vorzüglich werth geschätzt. Inzura richtete die Leibesübungen, die Gesellschaften, die Tänze seiner Spartaner ein. Plato verbreitet sich weitläufig über die Vergnügungen eines Volks. In neuern Zeiten ist Peters des I. Beispiel besonders merkwürdig, der eben durch diese Sorgfalt in Dingen, dem Ansehn nach Kleinigkeiten, sein Volk gesellig machte, ihm neue Gegenstände zu seinen Belustigungen zeigte, und auch dadurch die Nation umschuf. Man trifft in England und Holland u. s. w. verschiedene öffentliche Lustbarkeiten an, die den Geist des Patriotismus erhalten und beleben sollen, und der Entsatz von Leiden, ein Schauspiel, so wie Wilhelm Tell, welche jährlich, ein jedes an seinem Orte, unter großem Zulauf, aufgeführt

werden, haben höhere Absichten, als eine Augenweide des Pöbels zu seyn.

Die Maxime unter Zeitvertreiben gut zu wählen, ist von weiterm Umfange, nicht bloß für Staatslehrer und Regenten nützlich, sondern auch für den Moralisten und Erzieher von Wichtigkeit. Soll man Kinder von allen Vergnügen zurückhalten, oder sie solche genießen lassen, die ihren Vorgesetzten besser angemessen wären? oder sie dabey ganz ihrem Triebe übergeben?

Diese Fragen sind bald beantwortet, sobald wir darauf zurückgehn, daß die Seele der Kinder beständig geschäftig ist. Nun soll ich aber zugleich den Körper entwickeln, und das Gehirn ist noch zu weich um lange an einerley Vorstellung zu hängen. Dies wird ihnen ein Bedürfnis der Abwechselung, die ihr eigenes Gefühl am besten bestimmen kann. Man laße sie unter steter Oberaufsicht, ihrem Kopfe folgen, denn es ist sehr bekannt, daß das Vergnügen sich weit weniger erzwingen läßt, als irgend eine andere Empfindung.

In den ersten Jahren des Lebens ziehen uns meist geheime Triebe der Natur, zu gewissen Beschäftigungen. Im erwachsenen Alter fängt erst die Wahl an. Dann erfordern sie schon größere Behutsamkeit, aber ihr Verdienst ist denn auch um so viel größer, je mehr sie ihren Zweck erreichen, nützlich zu werden.

Es giebt Verschiedenheit genug in den Arten der Zeitvertreibe. Bey den Alten standen die Leibesbewegungen

in einem Ansehen, darin sie nun leider nicht mehr sind. Die meisten, denen es um Erholung zu thun ist, arbeiten doch wohl mit dem Kopfe, oder wenigstens im Sitzen. Die vielen blassen Gesichter, unter dem Frauenzimmer, den Gelehrten, Staatsmännern, Handwerker, die vielen siechen Leiber, und die Klagen über eine schwache Gesundheit würden nicht gefunden, wenn die Menschen erkennen wollten, daß sie durch eine übertriebene Ruhe die Ordnung der Natur umkehren. Was waren doch die Griechen, welche den Körper zu stählen wußten, indem sie zugleich die Seele verbesserten, für eine blühende, gesunde, glückliche Nation! Dort wurden die Helden erzeugt, die die schönsten Staatsentwürfe mit eigenem nervigten Arm ausführen konnten, die Bürger, an Leib und Seele gleich männlich und stark! Wie sind wir, sammt unsern Nachbarn ausgeartet!

Sollte es nicht möglich seyn, diese Stärke wieder zu erlangen? Wenn wir gleich durch die Verjährung einer ganz andern Art zu leben, den Alten nicht gerade zu auf ihrer Bahn folgen dürften, so könnten wir doch durch viele der Mode gemäße Mittel, für die Gesundheit des Körpers sorgen, und überhaupt, wer hätte uns vorzuschreiben? Es wäre doch natürlicher, daß sich die Mode nach der Gesundheit, als daß die Gesundheit sich nach der Mode bequeme? — In der That, sollten künftig einmal die Alten und Neuern aus dem Gesichtspunkte der Plaisirs mit

einander verglichen werden, so würde, Dank sey es unserer widernatürlichen Lebensart! der Schluß heraus kommen: die Alten hätten aus dem Denken, aus dem Sitzen, ihr Hauptgeschäft gemacht, wir aber, wären starke Krieger, Fechter oder Pflüger gewesen, was wir doch nicht sind. Denn alle Belustigungen der Alten haben die Bewegung, und fast alle unfrige, die trügliche Ruhe zum Ziel gehabt.

Wir müssen es den Satiriker nicht wissen lassen, daß unser Gelehrter sich vom Schreibisch zum Schwach, hingegen unser Landmann sich, um vom Mähen zu ruhen, in die Regelbahn begiebt, daß der Minister aus dem Cabinet zu der Karte, aber der Soldat auf die Jagd geht. Wenn sie einen Tausch träfen, so möchte ihnen allen geholfen seyn.

Wir wollen doch einige der Lustbarkeiten vornehmen, und sie näher von einigen Seiten beleuchten, um alles Vorurtheil, welches sich gegen verschiedene aufheben könnte, zu entfernen. Die Jagd zum Exempel! sie ward vorzeiten stärker getrieben als jetzt, da nicht viel fehlt, daß man sie nicht als einen Vorwurf betrachtet. Freylich sahen die Vorfahren ihrer Neigung dazu mehr nach als es hätte geschehen sollen, und machten eine Beschäftigung aus dem, was eigentlich nur ein Zeitvertreib seyn sollte. Warz um muß es aber so schwer seyn die Mittelstraße zu halten? Außerdem daß die Jagd ein gewisses Mittel ist, den Körper abzuhärten, gewisse Sin-

nen zu schärfen, und Hunger und Durst, Frost und Hitze ertragen zu lehren, schafft sie uns angenehme Kenntnisse in dem Reiche der Natur, und giebt Gelegenheit, Verstand und Muth zu üben und zu zeigen. Die Nation die den Geschmack daran verliert, ohne sich durch ein besseres Vergnügen schadlos zu halten, macht sich in der That ein schlechtes Compliment; was ist es ihnen, das wir an die Stelle der Jagd können eingerückt haben?

Das Spiel ist unter uns die bekannteste Art von Zeitvertreiben. Man hat oftmals die Frage aufgeworfen, warum die Menschen durch einen so starken, so allgemeinen Hang von demselben angezogen werden? und man führt Gründe an die diesen Hang erklären sollen, die aber bey Beispiel und Gewohnheit, also nur bey der Oberfläche stehen bleiben. Vielleicht trifft man es richtiger wenn man sagt, daß das Spiel der Trägheit des Körpers und der Wirklichkeit der Seele zugleich schmeichle, daß die Ideen womit wir uns im Spiel beschäftigen, unter dem Schein der Neuheit immer wieder kommen, und sich von selbst anbieten, ohne gesucht zu werden: daß Wiß, Einbildungskraft, und Scharfsinn, die lebhaftesten Fähigkeiten unsrer Seele, im Spiel am leichtesten Unterhaltung finden, und daß die mächtigsten Leidenschaften des Menschen, Furcht und Hoffnung in jedem Augenblick beym Spiel, ihre reichliche Nahrung antreffen.

Es scheint solcher Gestalt, daß die

Erholung des Spieles, recht nach der Natur der Menschen ausstudirt sey. Denn wenn man endlich noch dazu den Eigennutz, diese mächtige, allgemein herrschende Triebfeder hitziger Spieler, in Betrachtung zieht, so ist es kein Wunder, daß das Spiel so sehr fesselt.

Aber bey aller Unschuld dieser Art des Zeitvertreibes, wenn man mäßig darin ist, giebt es ein reiches Feld für den Satiriker und den Moralisten ab. Pope weiß am besten, wie lächerlich es sey; daß ganze Gesellschaften unter der Tyranney beinahter Blätter senfsen, und der Lehrer der Tugend empfiehet gern eine andere Art von Vergnügen. Er weiß aus der Erfahrung, wie leicht man zur Arbeit macht, was Zeitvertreib zu seyn bestimmt war: er weiß, daß das Herz, anstatt jeden Augenblick des Lebens, besser zu werden, sich in den Stunden des Spieles verschlimmert, und ordentlich Zeit braucht, sich zum Gefühl der Großmuth und des wahren Edlen wieder zu sammeln, daß ein eifriger Spieler, so selten für reelle Geschäfte taucht, indem der Zustand der geruhigen Vernunft, wegen seiner gewöhnlichen Anspannung, ihm unmerklich überläßt wird. Es stellen sich auch weiter dem Moralisten so viele traurige Wirkungen der Gewinnsucht der Spieler dar, und da wo ein durchgespielter Tag sich aufs freundschaftlichste endigt, beseufert er die Unmöglichkeit, daß sich vom Spieltisch aus, irgend etwas Gutes, gemäß der menschlichen Bestimmung, irgend eine wohlthätige Folge für die Welt, hätte

te äußern und verbreiten sollen, sondern es ist sicher, daß jedesmal ein Theil des allerwichtigsten menschlichen Eigenthums, ohne Spur und Nutzen unwiderbringlich verschwunden ist. — In Wahrheit, je leichter der Mißbrauch dieser Art des Zeitvertreibes wird, um desto mehr verdient er in aller seiner Blöße dargestellt zu werden.

Das Lesen bleibt mir Recht aus meinem Verzeichnisse, weil ich bey meinen Zeitvertreibern nur eigentlich die, welche sich mit Büchern oder Schriften beschäftigen, meine. Allenfalls wollte ich diesen raten, von der Jagd, durch eine anmuthige Lectüre, wieder zur ordentlichen Arbeit zurück zu kehren.

Die Musik empfiehlt sich von selbst. Besser als durch sie kann kein feines Herz die Stunde ausfüllen, die nach der Bewegung noch frey ist.

Das Theater behauptet für die, welche dazu die Gelegenheit haben, einen wichtigen Platz unter den Zerstreuungen. Wir haben allezeit, was die Moralität desselben anlangt, für das Theater gesprochen, und aus Rousseaus Angriffen auf dasselbe keine Ueberzeugung schöpfen können. Es ist ausgemacht, daß alle Gegner des Theaters aus lobenswerthen Absichten streiten, aber in der heutigen Welt streiten sie vergebens. Größer wäre das Verdienst also, anstatt das Schauspiel ausrotten zu wollen, demselben einen größeren Grad von Vollkommenheit zu geben.

Am häufigsten und wichtigsten kommt der Zeitvertreib vor, den uns

die Gesellschaften geben, und daher verdienen diese Versammlungen des Vergnügens, der Freundschaft und der Muße, zuletzt noch unsere besondere Aufmerksamkeit. Auf ihnen beruhet ein großer Theil von den Vorzügen der Menschheit, durch sie erlangt die Seele die ausgebreiteten Kenntnisse, die sanfte Biegsamkeit, die gefällige Denkungsart, die wir von der Einsamkeit, den Büchern, dem Unterricht vergebens erwarten. Möchten doch so edle Zwecke immer würdig erreicht werden! Eitler Wunsch! so wie er entstand, zernichten ihn tausend lästige Charaktere, welche die Gesellschaften, die der Freude gewidmet waren, in Sammelplätze des Verdrusses und des Mißvergnügens verwandeln.

Soll ich es wagen, aus einem blumigten Felde die Dornen aufzulesen? Soll ich die undankbare Arbeit unternehmen Personen zu schildern, die der Gesellschaft entweder unnütz, oder beschwerlich oder schädlich sind? In ganzen Schaaeren stehn sie da, wie Klippen die anmuthige Thäler verunkeln.

Unter ihnen ragen die leichtsinnigen schimmernden Köpfe vor allen andern hervor. Wenn sie nicht die gefährlichsten sind, so machen sie doch durch ihr Geräusch das meiste Aufsehn. Sie haben sich nun einmal überredet, daß sie in den Manieren des Umganges, in der Kunst sich beliebt zu machen, Meister sind. Alle ihre Reden sind Witz und ihre Urtheile entscheidende Sentenzen. Weit über die gewöhnlichen

chen Höflichkeiten erhaben, stürzen sie in die Gesellschaft ein, und flüstern diesem Schmeicheln, und jenem unbekannter Freundschaftsversicherung zu, merket auf die Leute, welche der Schneider nicht so gut gebildet hat, einen mitleidigen Blick, tändeln gern beym Ernst, und sprechen mit bedeutender Mine von Kleinigkeiten. — Dies alles aber nur um zu zeigen, daß sie es sind, und daß sie Bewunderung verdienen. Diese Herrn haben gemeinlich durch Uebung vieler Jahre ihrem Körper eine ganz leidliche Falte, und ihrer Mine eine Zuversichtlichkeit gegeben, die im Anfange gefällt, und unsern Benfall erzwingt. Aber das ist das Schlimme: In der ersten Stunde sieht man sie gern, in der zweyten entfaltet sich ihre Blöße, und in der dritten sind sie schon unerträglich. —

Eben so unerträglich, aber unter einer ganz andern Wendung, sind die rauhern entscheidenden Charaktere, denen man es ansehen kann, daß ihre Erziehung verwahrloset worden, und daß sie ihr Leben im Gewühl der Geschäfte, oder in der Einsamkeit des Studierzimmers zugebracht haben; ohne sich um seine Sitten und ein gefälliges Nachgeben zu kümmern. Alle Scherze der Gesellschaft entfliehen vor ihrem finstern Ernste, ihre Miene drohet dem ersten, dem besten Widersprüche. Un-

ter dem Zwange ihrer Gegenwart athmet man schwerer, und man will es sich kaum gestehen, daß mit ihrer Entfernung ein kleines unsichtbares Gewicht von der Brust herabfällt, und alles wieder frey und heiter wird.

Kein Ausritt kann für einen Spätkter lustiger seyn, als wenn ihrer zweyen an einander gerathen, davon der eine flatterhaft leichtsinnig, der andere mit Streifigkeit und Ernst gerüstet ist. Für die Gesellschaft aber ist so ein Gespräch allemal beleidigend. Unmöglich kann da Vergnügen und Erholung herrschen, wo so unleidliche Contraste austreten. Doch sie sind es noch nicht allein, die dem Cirkel beschwerlich fallen. Wir wollen bald noch ein Paar andere Charaktere gegen einander stellen, die vielleicht des Geräusches weniger machen, aber im Grunde eben so viele widerwärtige Wirkung haben.

Auf der einen Seite stehn die argwöhnischen, die geheimnißvollen, die bedenklichen, kurz alle die Leute die man mit einem Wort zurückhaltend nennen kann. Welche Marter ist solch ein Umgang! Ich komme von ohngefehr mit solchen Geschöpfen zusammen. Entweder wir martern uns wechselseitig mit Stillschweigen und Langeweile, oder wir schwärzen in lauter einsilbigen Wörtern, lauter sibyllische Orakel.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Freitag, den 7ten Januar 1780.

Etwas über die Langeweile und die Zeitvertreibe. (Schluß.)

Ist der Zurückhaltende mit seinen Bedenklichkeiten lästig, so sind es auf der andern Seite eben so sehr die Erzähler, Neuigkeitenkrämer und die ganze Schaar der Schwätzer. Nur für wenige Personen von Gewicht kann sich schicken, grade zu ihr Mißfallen zu erklären, und sehr wenig Schwätzer haben das Gefühl, aus Mienen anderer, aus geheimen Zeichen, die Ungedult zu vernehmen, die sie erregen. Was bleibt hier also übrig, als diese Prüfung der Gelassenheit mit Unterwerfung gegen den Wohlstand zu ertragen? Soll man den Herren, wenn sie kommen, die Uhr zeigen, ihnen so und so viel Zeit gehört zu werden erlauben, und schnell abbrechen, so bald sie verlaufen ist? In der That das wäre eine willkommene Mode.

Ein richtig denkender Geist nimmt freylich die Menschen wie sie sind, und weiß allenthalben Unterhaltung zu finden, aber durch wie viel unerträglichen Zwang muß er sich gekämpft haben, wenn er diese Stärke erlangen

will. Die meisten Gesellschaften wimmeln von Inconsequenzen, beleidigen dem feinen Geschmack, und sind leicht für den Kenner und den Denker. Die lehrreichen Gespräche werden schnell altfränkisch und pedantisch, die muntern hirnlos. Leute die Biegsamkeit und Klugheit genug haben, beides abzuwenden, in beyden Fällen die Stange zu halten, sind gar selten.

Und doch muß man mit Menschen umgehen. Gesellschaften sind die Zuflucht nach der Arbeit, und der Schutz für die Langeweile. Nach welchen Regeln muß man sie wählen? Nach welchen Vorschriften sein Betragen einrichten, um sie mit Vergnügen und Vortheil zu genießen? Wir sollen uns um den Umgang solcher Leute bemühen, die uns an Einsichten und Stärke der Seele übertreffen; wir sollen mit einem jeden von seiner Lebensart und seinen Geschäften sprechen, und von allen, auch selbst von denen die in aller Absicht unter uns sind, zu lernen suchen. Wir sollen, sagt weiter der Moralist, keine Meynung darum verwerfen,

werfen, weil sie von der unsrigen unterschieden ist, niemals Parteilichkeit und Hülfe in die Gespräche mischen und unsre Unwissenheit aufrichtig gestehn; wir sollen allen gezwungenen Ernst in munteren Versammlungen ablegen, mit Witß scherzen, und mit Verstand stöblich seyn; kurz nach einer Geschmeidigkeit trachten, uns in alle Charactere zu schicken, und sie unvermerkt so lenken, daß sie uns nützlich seyn müssen. Wer diese Regeln zu beobachten stark genug ist, kann in allen Gesellschaften Zeitvertreib finden.

Wir hätten bey dem Artikel Gesellschaften noch Subdivisionen genug zu entfalten, da wir bloß das Spiel und die Gespräche erwogen haben. Aber diese Materie würde bey mehrerer Weitläufigkeit nicht gleichförmig genug behandelt werden. Noch einige Bemerkungen.

Nicht alle Zeitvertreibe haben, wie sich versteht, einerley Werth, und die allermeisten werden durch üble Anwendung erniedrigt. Wenn ich überhaupt jedem seinen Platz anweisen sollte, so würden sie ungefähr in der Ordnung auf einander folgen, daß die Gesellschaft den obersten Platz, das Spiel den untersten behauptete. Wer sieht aber nicht, daß die Regel Ausnahme in vielen Fällen leidet. Ein Mann von feinen Sitten und gereinigter Denkungsart Art wird sich lieber einige Stunden beim Spiel, als in einer lustigen Gesellschaft zuzubringen und Nichtwürdigkeiten zu hören entschließen. Der eine wird der Musik, der

andere dem Theater den Vorzug geben. Alle können Recht haben, wenn sie nach den Regeln handeln, die den Werth der Zeitvertreibe allgemein bestimmen.

Und zwar, diejenigen Zeitvertreibe sind für mich die besten, die am geschicktesten sind, mir Ruhe und Aufmunterung zu verschaffen, und mir also den größten Nutzen bringen. Noch genauer dürfen die Zeitvertreibe nur in geistige und sinnliche getheilt werden. Beide sollen vergnügen, das ist ihr Zweck. Je mehr dies Vergnügen aus körperlichen Empfindungen entspringt, desto weniger befördert es unsern wahren Vortheil; je mehr Aufmunterung für die Seele, je mehr Reiz für den Geist, desto nützlicher, desto edler die Lust, desto mehr trägt sie bey, uns selbst in Ergänzungen zur Würde der Menschheit zu erheben.

Zeitvertreibe, die bloß für den Sinn gehören, dürfen ihrer Natur nach nicht lang seyn. Anfangs können sie entzücken, und sind besonders angenehm und stärkend wenn sie überraschen, und ungesucht die Heiterkeit des Geistes zubereiten. Ein sinnliches oft gehabtes Vergnügen wird gar leicht ein Bedürfniß, und der Mensch ist um so viel glücklicher, je geringer die Zahl seiner Bedürfnisse ist.

Hier haben wir die Vorschrift der Natur! die Sinne dürfen nur berühren, der Geist kann ganz genießen. Jene gleichen einem morastigen Grunde über den man wegzeln muß, wenn man nicht sinken will; diese haben die Reize

Reize einer offenen Aussicht, welche man auf festem Boden anschauen, und mit Ruhe und unschädlich erschöpfen kann.

Ueberhaupt verdient der Gedanke bemerkt zu werden, daß zu öftere Zeitvertreibe, der Gründlichkeit des Geistes eben so sehr, als der Gesundheit des Körpers schaden. Wollen wir ihren eigentlichen Endzweck erreichen, so

komme noch die Mäßigkeit hinzu. Geschäftigkeit ist der Beruf der Menschen. — Geschäfte sind der eigentliche Zeitvertreib der erhabenen Creaturen, die nicht um zu tändeln, zu spielen, sondern zu Realitäten erschaffen waren. — Nur Ruhepunkte bedürfen sie, und der ist der Weise, der selbst die Ruhepunkte nützlich zu machen weiß.

Von einer errichteten Armenversorgung auf dem Lande.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat Ursache, sowohl den Ort, wo die Armenversorgung errichtet, als die Personen, die sie zu Stande gebracht haben, zu verschweigen. Beydes zu erfahren wird dem leicht seyn, der sie deswegen zu wissen verlangt, um von ihnen noch nähere Nachrichten, die diese Veranstaltung betreffen, einzuziehen. Hiermit wird nichts mehr gesucht, als die Aufmerksamkeit derer, die dem Betteln steuern und die nöthige Versorgung der Armen veranstalten können, zu erwecken und zu zeigen, daß beydes nicht schwer sey, wenn es nur gehörig angefangen und mit Ernst betrieben wird. Es wird dazu nichts weiter nöthig seyn, als die Veranlassung zu der erwähnten Armenversorgung, die Art, wie sie zu Stande gebracht worden und ihre Einrichtung zu erzählen, und dieses soll ohne allen Schmuck geschehen.

Jedermann klagte an dem Orte über die gar zu häufig kommenden Bettler, die, wenn sie Häuser offen und nicht

sogleich jemanden vorfanden, oft hingenahmen, was ihnen zuerst in die Augen fiel und damit sich entfernten. Ein Bettelvogt war zwar bestellt, dem aber widersehten sich oft die Bettler und mittlerweile sich dieser mit einem beschäftigte, giengen am andern Ende des Dorfs viele ungehindert umher.

Der an dem Orte wohnende Beamte entschloß sich, diesem Uebel zu steuern, und den Klagen seiner ihm Anvertrauten abzuhehlen. Er sann auf Mittel. Das erste was ihm nöthig zu seyn dünkte, schien ihm die Versorgung der in der Gemeinde befindlichen Armen zu seyn. Denn so lange diese in und außer der Gemeinde umherbetteln giengen, war es unbillig den Auswärtigen das Umhergehen in dieser gänzlich zu verwehren. Hierüber besprach er sich freundschaftlich mit dem Prediger des Orts, der, wie er, eine hinreichende Versorgung der heimischen Armen und deren Abhaltung von dem verderblichen Betteln wünschte. Beide vereinigten sich,

einen Plan zu entwerfen, und über die Art, wie er am besten auszuführen seyn würde, nachzudenken, und da ward folgendes festgesetzt:

1) Wöchentlich wird in der Gemeinde für die Armen durch einen aus den Armen gewählten Mann an gewissen Tagen gesammelt.

2) Diesem Mann wird eine verschlossene Büchse gegeben, zu der der Prediger die Schlüssel hat. Von diesem holt er die Büchse an dem zum Sammeln bestimmten Tage ab, und bringt sie nach Vollendung desselben wieder zu ihm. Der Prediger öffnet sie, nimmt das Eingeebene heraus, zählt es und trägt solches sogleich in ein Buch.

3) Dem Sammler müssen einige Groschen Pfennige mit gegeben werden, um, im Fall jemand nicht kleine Münze hätte, die er eingeben könnte, solche einzuwechseln. Diese Pfennige muß der Sammler, oder die dafür empfangene Münze jedesmal wieder liefern.

4) Der Sammler soll von dem was gegeben wird nichts in seine Hand nehmen, sondern jedem die Büchse darreichen, und jeden selbst das von ihm bestimmte einstecken lassen.

5) Von den Armen des Kirchspiels wird ein Verzeichniß gemacht. Zu ihnen sollen gerechnet werden alle die nicht vermögend sind, sich selbst den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, als Alte, Schwache, Gebrechliche, Eltern wie viele Kinder haben, Kinder die ihre Eltern verlohren haben, und

von der Gemeinde sonst ernährt werden müssen.

6) Diese Armen sollen nach ihrer Dürftigkeit in Classen getheilt und einem jeden so viel monatlich von dem Gesammelten gereicht werden, als er bey fleißiger Arbeit bedarf, um nothdürftig leben zu können.

7) Sie sollen sich alles Betteln so wohl in als außer der Gemeinde enthalten, auch ihre Kinder dazu nicht ausschicken, sondern diese, wie sich selbst, zum fleißigen arbeiten anhalten. Hat einer nicht so viel, daß er ein Gewerbe anfangen kann, so soll ihm ein Gulden oder Thaler, und nach Befinden noch mehr außer dem ihm Bestimmten auf eine gewisse Zeit gereicht werden, damit er sofort ein Gewerbe anfangen und solches fleißig fortsetzen kann. Wie dies geschehen, darnach wird gefragt und Untersuchung angestellt. Wird das Vorgestreckte nicht gehörig angewendet, ist einer faul und nachlässig; so wird nicht nur das Vorgestreckte von ihm wieder beygetrieben, sondern er verliert auch zum ersten mal die Hälfte, zum zweyten mal das Ganze von dem ihm monatlich Bestimmten, zum dritten mal wird er, als ein der Hülfe Unwürdiger, ganz davon ausgeschlossen.

Dieses geschieht auch, wenn er entweder selbst zum Betteln ausgegangen, oder seine Kinder dazu ausschickt, sich nicht anständig aufgeführt, den Gottesdienst ohne Noth versäumet, die Kinder nicht gehörig erziehet und zur Schule schickt.

8) Um

8) Am letzten Mittewochen jeden Monats versammeln sich diese Armen an bestimmten Orte und empfängt ein jeder das Seinige. Der Prediger führt, wie über Einnahme, also auch über diese Ausgabe Rechnung. Ist ein Jahr verfloßen, so soll diese Rechnung der Gemeine vorgelegt werden, damit sie sieht: wie viel von ihr gegeben, welchen es ausgetheilt, und wie viel übrig geblieben.

Der Uberschuß soll auf außerordentliche Fälle aufbewahrt werden.

9) Auswärtige Arme und Durchreisende sollen nicht ganz ausgeschlossen seyn. Sie dürfen sich aber nicht von der Heerstraße entfernen, und müssen sich alles Betteln in der Gemeine enthalten. Von dem ersten den er anspricht, wird er mit dem Bedenten, daß er nicht Betteln dürfe, wenn er nicht uns Amt geliefert und als ein Landstreicher behandelt werden wolle, zum Prediger gewiesen, der ihm alsdenn so viel als er zum Fortkommen bedarf, von dem Vorräthigen geben wird.

Dieser Plan ist glücklich zur Ausföhrung gebracht und besteht nun schon fünf Monat. Es kommt kein Bettler mehr und die einheimischen Armen bleiben in ihren Wohnungen, arbeiten fleißig, haben hinreichenden Unterhalt, und die Durchreisenden haben nicht mehr nöthig viele Zeit auf die Sammlung des benötigten zu wenden. Es dahin zu bringen, hat so viele Mühe nicht gekostet, wie man vermuthen möchte. Der Bauer ist

zwar gegen jedes Neue mißtrauisch, und fürchtet immer, daß ihm damit eine neue Last werde aufgebürdet werden, aber er folgt auch, wenn er sieht, daß es mit ihm gut gemeint sey, und das wurde ihm auch bey diesem Vorhaben sichtbar gemacht. Der Beamte und Prediger thaten hiebey ein jeder das Seinige. Der Beamte stellte die Sache den Geschwornen vor, und brachte es dahin, daß sie das Gute einer solchen Anstalt erkannten. Ihnen trug er auf mit den Eingekessenen davon zu reden, und von deren Meinung Bericht zu erstatten. Der Prediger nahm Gelegenheit öffentlich von der Armenversorgung zu reden. Er stellte der Gemeine vor: daß die in ihr sich befindliche Armen diejenigen wären, welcher sie sich am ersten anzunehmen hätten; daß eine gut eingerichtete Versorgung derselben ihnen Ehre machen, den Armen selbst aber eine doppelte Wohlthat seyn würde; machte ihr den Plan bekannt, zeigte das Vortheilhafte desselben, sowohl in Ansehung ihrer, als ihrer Armen, bat, ihm ihre Meynung darüber und ihre Einwendungen, so einige dagegen haben könnten, wissen zu lassen; ermahnete sie, diese Gott gefällige Sache nicht zu hindern, sondern zu befördern, suchte, was er als Einwendung vermuthete, aus dem Wege zu räumen, und bezeugte, daß ihre Vorgesetzten hiebey nichts anders zur Absicht hätten, als sie von der Last der Bettelen zu befreien, ihnen Sicherheit vor Diebereyen und andern Unannehmlichkeiten

zu verschaffen, ihre Wohlthätigkeit den Armen nutzbarer zu machen, und was mehr dienlich erachtet wurde.

Sogleich war die Gemeinde willig und hat je eher je lieber die Sache zur Ausführung zu bringen.

Das erste, darauf nun gedacht wurde, war, wie die auswärtigen Betteler abzuhalten wären. Die Gemeinde liegt sehr zerstreuet, sie bewohnet einen Raum von beynähe einigen Quadratmeilen, es gehen zwey Heerstraßen durch, hat große und kleine Städte in ihrer Nachbarschaft, und kann, besonders das Kirchdorf weit gesehen werden. Lauter Umstände die der Gemeinde viele Betteler zuführten und ihre Abhaltung erschwerten.

Diesem Uebel wurde aber durch die ernstliche Sorgfalt des Beamten gar bald abgeholfen. Er machte durch öffentlichen Anschlag bekannt, daß kein auswärtiger Betteler zugelassen werden sollte, welcher sich von der Heerstraße entfernte, sondern ein solcher sollte als ein Landstreicher behandelt werden. Die Gemeinde beredete sich, keinem umhergehenden Betteler etwas zu geben, und dem ersten der käme solches anzudeuten, dagegen sie zu dem Prediger zu weisen, mit der Versicherung von selbigen mit dem nöthigen versehen zu werden.

In den ersten vierzehn Tagen war dieses umher bekannte, die fremden Betteler blieben weg, für alle wurde gesammelt, und wer düstig ist, erhält nun was er bedarf.

Wie leicht ist es doch Uebeln abzuheben und gute Anstalten zu machen! nur muß die Sache mit Ernst und auf gehörige Weise angefangen werden, es muß keine Mühe gescheuet und nicht zu viele Schwierigkeiten erdacht werden. Ein Werk muthig angefangen, ist so gut als halb vollendet. Wie alles besser und nützlicher einzurichten, lehrt die Folge. Wer aber gute Anstalten machen will, suche sich erst Vertrauen zu erwerben.

Sollte eine solche Armenanstalt nicht an allen Orten zu errichten seyn? Gewiß gar leicht. Nur kein Zwang, sondern einleuchtende Vorstellungen müssen gebraucht werden. Sie muß mehr eine Sache der Gemeinen selbst seyn als des Befehls. Beamte und Prediger müssen sich hier freundschaftlich vereinigen. Nicht der Beamte allein, auch nicht der Prediger allein, kann sie zu Stande bringen.

Welch ein großer Vortheil würde dadurch einem Lande erwachsen. Jetzt gehen hundert und wohl tausend umher, sind vielen zur Last, und tragen nichts zum allgemeinen Besten bey. Sie verzehren im Müßiggang den sauren Schweiß des fleißigen Arbeiters. Es kann mit Zeugen erwiesen werden, daß ein Betteler in einem Tage achtzehn bis vier und zwanzig Groschen sammelt, noch ein mal so viel, als ein fleißiger Mann mit Anstrengung aller seiner Kräfte verdienen kann, davon er Frau und Kinder ernähren und die gehörigen Abgaben entrichten muß. Aber so müssen

müssen ja die Bettler reiche Leute werden? Das könnten sie, wenn sie nicht dächten: am folgenden Tage steht dir das ganze Land wieder offen, verzehre so gleich was du gesammelt hast. Wenn der arme Bauer am Abend seinen Hunger mit einem trocknen Stücke Brodt stillt, von dem er dem Bettler einen guten Theil abgeschnitten hat, so sitzt dieser und backet und bratet für sich nach Herzenslust. Jener gehet mit Sorgen zu Bette woher er das nehmen will, was ihm an künftigen Tage wird abgefordert werden; dieser schläft wohl gesättigt ohne alle Bekümmernisse. Er hat immer mehr als jener, und drückt den Bauer härter als fünf Auflagen.

Die Gemeinde, in welcher die vorhin beschriebene Armenanstalt errichtet ist, ist über hundert und siebenzig Häuser stark. Ein hurtiger Bettler durchstreicht sie in einem Tage. Er soll nur vor hundert und fünfzig Thüren das gewöhnliche empfangen. Selten bekommt er Geld, dagegen aber ein gut Stück Brodt, oder ein Ey, oder an-

dere Lebensmittel. Es ist allezeit, was er vor jeder Thür erhält, eines gegen das andere gerechnet, auf mehr denn auf anderthalb Pfennige zu schätzen. Dies betrüge 28 Mgr. 1 Pf. Nur drey solcher Bettler sollen täglich umher gehen, da doch oft sechs, sieben und mehrere kommen. Jene drey erhalten also aus der Gemeinde an einem Tage zwey Thaler, zwölf Groschen, drey Pfennige, und folglich in einem Jahre acht hundert fünf und fünfzig Thaler, sechszehn Groschen, sieben Pfennige. Welch eine starke Abgabe. Jetzt trägt sie zur Versorgung der Armen ohngefähr hundert und fünfzig Thaler bey, und solches ist hinlänglich. Sie erspart also sieben hundert fünf Thaler, sechszehn Groschen, sieben Pfennige in einem Jahre. Wie wohl wird ihr dies in einigen Jahren seyn! und doch thut sie, was ihr zukommt, und veranlaßt, daß nun noch viele Hände geschäftig sind, und dem gemeinen Wesen nützlich werden. Möchte dies doch viele zur Nachfolge reizen!

Etwas zu der Electricität.

Da alles bisher über die Ursache der unangenehmen freiwilligen Zerspaltung der elektrischen Sammlungs- oder Erschütterungsgläser in Schriften gesagt, und besonders des Herrn Vairne Meynung davon, ungegründet ist, daß man nemlich solcher Zerspaltung dadurch vorbeugt, wenn man den Weg des Ueberganges oder

den Erschütterungskreis wenigstens 5 Fuß lang macht; so deucht mich durch eine fast vieljährige tägliche Erfahrung wahrgenommen zu haben, daß die Ursache solcher Zerspaltung wahrscheinlich in der Beschaffenheit des Glases wodurch die Electricität erregt wird, liege. Auf die Figur des Glases kommt nichts an, denn ich habe wahr-

genom-

genommen, daß es einer Elektrisirer-Kugel mehr als einer andern, einem gläsernen Cylinder mehr als dem andern, und einer Glascheiben-Maschine mehr als der andern eigen ist, die Verstärkungsgläser zu zerschmettern. Auf die ganz hohe Kraft kommt es auch nicht an, indem mir nicht selten bey ganz mittelmäßiger Kraft in einer Stunde mehrere Gläser durchgeschlagen sind, da die ganz hohe Kraft bey andern Maschinen nur machte, daß die Gläser sich auf andere Art, nemlich über den Rand hinweg entlades-

ten. Diejenigen Elektrisiermaschinen, die meiner Beobachtung nach, diese fatale Eigenschaft haben, äußern dieselbe nicht beständig, sondern wie mich scheint nur bey einer gewissen Beschaffenheit der Atmosphäre. So war mir z. E. bey einer gewissen Maschine die Barometer-Höhe von 27 Zoll 9 Linien (Pariser) sehr gefährlich. Mehr als mittelmäßige Elektrisirer und Naturforscher werden gebeten hierauf aufmerksam zu seyn, und ihre nähern Beobachtungen zur Beförderung der Wissenschaften mitzutheilen.

Kohlreis.

Warum essen die Engländer am Michaelisfeste eine Gans? *)

Die Königin Elisabeth speiste auf dem Wege nach Tilburn, den 29ten Sept. 1588, auf dem alten Landseße des Sir Neville Unfreville, nahe bey jenem Orte, zu Mittag; und da die brittische Elisabeth lieber von einer gut gewürzten substantiellen Schüssel aß, als von einem weichlichen Fricassée oder betrügerischen Ragout, so hielt es der Ritter für gut, ein Paar treffliche Gänse anzuschaffen, um den Geschmack seines königlichen Gastes zu vergnügen. Nachdem die Königin sichs hatte sehr wohl schmecken lassen, forderten sie einen Halbnößelpokal Burgunder, und trank auf den Untergang der spanischen (sogenannten unüberwindli-

chen) Flotte. Kaum hatte sie das Glas dem Ritter, welcher die Heineurs bey Tische machte, wieder gegeben, als die Nachricht einlief, (als wenn die Königin gleichsam einen Wahrsagergeist gehabt hätte,) daß die spanische Flotte durch einen Sturm wäre verheeret worden. Sie trank gleich darauf einen zweiten Bumper zur Verdauung der Gänse und der guten Zeitung, und freuete sich so sehr über diese Begebenheit, daß sie alle Jahr an diesem Tage, das obgedachte treffliche Gericht auf der Tafel hatte; der Hof machte eine Gewohnheit daraus, und das Volk ist dieser Mode seitdem immer gefolgt.

*) London Chron. for 1779. Sept. 28. 30.



Hannoversches Magazin.

3tes Stück.

Montag, den 10ten Januar 1780.

Einige Nachricht von Personen die bey Hannover ertrunken sind, (als Nachtrag zu der Abhandlung von Rettung Verunglückter im 74. und 75ten St. dieses Magazins von 1779.) vom Herrn Hofmedicus Marcard zu Hannover.

Wenige Tage nachdem der von mir in diese Blätter im letzten September v. J. eingerückte Aufsatz über die Rettung verunglückter Menschen erschienen war, trug sich ein Fall vor unsern Stadthoren zu, bey welchem vieles vorgieng das so nahe mit demjenigen verwandt ist was ich damals schrieb, auch so sehr für die Wahrheit dessen zeugt was ich behauptete, und außerdem zu so wesentlichen Anmerkungen über diesen Gegenstand Anlaß giebt, daß ich noththalben aus der Erzählung desselben ein Supplement zu dem vorhergehenden Aufsatz machen muß. Diejenigen Umstände bey denen ich nicht selbst gegenwärtig gewesen bin, habe ich, so wie ich sie aus der Erzählung mehrerer Personen am glaubhaftesten und übereinstimmend erfahren habe, hier wiedergegeben.

Am abgewichenen 1ten October des Nachmittags um 4 Uhr, war ein junger Mensch nach einer ziemlich seichten

Stelle in der Ime gegangen, um sich daselbst zu baden, wie es an dem Orte sehr häufig geschieht. Ohngefähr um 5 Uhr war er durch einen Zufall so in das Wasser gerathen, daß er sich nicht helfen konnte und darin versank. Seine Badecammeraden hatten ihn zwar vor Schrecken und Entsetzen verlassen, aber die nicht weit davon entfernten Fischer waren ihm zu Hülfe gekommen, und hatten ihn kurz nach 5 Uhr aus dem Wasser gezogen, nachdem er nur kaum eine Viertelstunde, oder doch nicht viel darüber im Wasser gelegen war. Weil sie den leblosen Körper vermuthlich für tod hielten, so geschah dabey weiter nichts, als daß man ihn nackend, wie er des Badens wegen war auf den nassen Strand hinlegte, und, wie ich zuverlässig genug bin versichert worden, mit den Füßen ein wenig ins Wasser, nach wohl hergebrachtem Vorurtheil und Aßanzeren. Auf dieser Stelle, auf dem kalten Boden, ohne die geringste Bedeckung in der

E

küh:

kühlen Abendluft des Octobers, die noch kälter ward durch die Nähe des Wassers, blieb der Körper liegen, von 5 Uhr bis um 8 Uhr des Abends, ohne daß irgend ein Versuch gemacht wäre, das Leben herzustellen, das damals noch nicht verloschen seyn konnte, und noch nicht verloschen war: denn man hat mich versichert, das Gesicht habe noch ganz frisch ausgesehn, und unter den Achseln sey noch eine beträchtliche Wärme verspürt worden.

Weil es bekanntlich durch das Urtheil für eine Schande erklärt ist, wenn man einen verunglückten leblosen Menschen anrührt, so lag wohl darin ein Theil der Ursache, warum bald anfangs da noch Niemand es verwehte, sich keiner an den halb lebendigen Körper machte, und warum auch der Fischer weiter nichts thun wollte als ihn aus dem Wasser ziehen. Einige Personen aus der Stadt haben geglaubt, sie dürfen deswegen nichts thun, weil sie aus der Stadt waren, und weil der Körper unglücklicher Weise nicht in dem Gerichtsbezirk der Stadt lag, und sie sich vermeynten Eingriffen in fremde Jurisdiction enthalten wollten, von denen sie glaubten sie seyen strafbar. Gewiß ist es, daß von Seiten des Gerichts, und den bisherigen Verfassungen gemäß, eine Wache dabey gestanden habe, die es verwehte, als die von den Angehörigen des Verunglückten abgesandte Personen kamen, den Körper aufzuheben um ihn in ein Haus zu bringen, und sie zwang ihn wieder auf die Erde

niederzulegen, als sie ihn schon forttragen wollten.

Gegen 8 Uhr also, nachdem drei Stunden vergangen, und mithin unter solchen Umständen die Zeit gänzlich abgelaufen war, in welcher noch etwas zu helfen stand, ist endlich der Körper in ein Haus gebracht, und als ich ohngefähr gegen halb 9 Uhr hinzukam, so hatte man eben angefangen alle die bewährtesten Hülfsmittel aufeifrigste anzuwenden, in welchen man wo möglich Rettung suchen mußte. Es wurden Tobackschlitzere beygebracht, Luft in den Mund geblasen, und die äußerlichen Theile gerieben. Aus der Drosselader wurde Blut gelassen, und auch am Arm, welches zwar im Anfang nicht fließen wollte, aber in der Folge sehr stark stieß, ohne daß es jedoch ein angenehmes Zeichen war, weil man es bloß als eine Folge des sehr lebhaften Handhürens ansehn mußte. Es wurden nach gerade noch verschiedene Versuche angestellt, der Körper wurde in warme Betten gelegt, die äußern Theile wurden mit warmen Salze gerieben; man versuchte die untern Theile des Körpers in lauwarmes Wasser zu stecken, welches aber in Ermangelung eines dazu schicken Gefäßes nicht recht gelingen wollte. Man blies auch Tobacksräuch durch den Mund ein, und wandte noch allerley kleine Reize an: aber alles ohne die allgeringste Wirkung.

Von dem Augenblicke an, da ich den Körper zuerst sah, es war nicht gar lange nach 8 Uhr, schien mir gar keine

keine Hoffnung übrig zu seyn, obgleich die Augapfel noch frisch und glänzend waren a). Die größern Gliedmaßen und überhaupt alle äußern Theile, waren in den drey Stunden die der Körper ohne Bedeckung der kühlen Luft ausgesetzt gelegen hatte, so sehr erstarrt, daß es der Natur unmöglich seyn mußte diese Schwierigkeiten zu überwinden, wenn auch noch ein kleiner Hauch von Leben in dem Innersten vorhanden gewesen wäre. Indessen geschah dem ohngeachtet aufs lebhafteste alles was in solchen Fällen geschehen muß, insonderheit wurde das Reiben ununterbrochen fortgesetzt, und ich blieb bis nach 11 Uhr gegenwärtig, da denn freylich gar keine Möglichkeit mehr war noch etwas zu helfen.

Ich muß hier ein Paar Anmerkungen machen für diejenigen, denen etwa dergleichen Fälle vorkommen, damit sie die Fehler vermeiden die hier vorgiengen. Da es einmal an den nöthigen Tüchern fehlte, um das Reiben fortzusetzen, so wurde dazu nur etwas zusammengewickeltes Stroh genommen, und ich wandte für Dasmal nichts dawider ein. Für diejenigen, die dieses etwa angesehen haben, und es bey vorkommender Gelegenheit nachahmen möchten, muß ich hier etwas erinnern.

Das Reiben ist, nach den Mitteln die die großen Räder der Maschine wie der in Trieb setzen, als dem Einblasen der Luft, u. s. w. das vornehmste Hülfsmittel bey den meisten leblos gewordenen Körpern, weil dadurch am besten und an allen Theilen des Körpers zugleich die schlafende Bewegung allgemach wieder erweckt wird. Nur muß man dabey anmerken, daß es sanft und gelinde geschehen müsse. Am besten sind dazu wollene Lappen, die man etwas wärmen kann. Das Stroh ist dazu deswegen nicht zu brauchen, weil es zu scharf ist, und zumal von manchem, wie ich hier sahe, so heftig gebraucht wird, daß es die Oberhaut mit wegnimmt. Bey dem erzählten Falle durfte es wohl mit zur Hülfe genommen werden, da man durchaus keine Hoffnung hatte zu helfen, und also keine Gefahr vorhanden war zu schaden, und dieses mal, fast nur des Exempels wegen, das Handthieren eine hinlängliche Zeit fortgesetzt wurde. Sonst aber muß sorgfältig dahin gesehen werden, daß man nicht einem leblosen mit demselben Mittel, wodurch er wieder erweckt wird, ein Wundfieber zuzieht, woran er Gefahr läuft ein Paar Tage später zu sterben; welches doch sehr wohl geschehen

C 2

- a) Man kann also dieses angegebene Kennzeichen nicht als bedeutend ansehen, um daraus auf einen Ueberrest des Lebens zu schließen. Es ist auch bekannt genug, daß die Augen der Thiere, die gewaltsamen Todes gestorben sind, noch nicht gleich mit dem Tode ihr frisches lebendiges Ansehen verlieren; warum sollte es nicht eben so bey gewaltsam gestorbenen Menschen seyn? Ganz anders wirkt freylich der Tod der auf Krankheit folgt. Im Gegentheil sind die völlig gebrochene eingefallenen Augen, ein gewisses Zeichen des Todes, wenn sie neben andern Merkmalen desselben vorhanden sind.

schehen könnte, wenn er an der ganzen Oberfläche seines Leibes wundig wäre.

Ein anderer Punkt der bemerkt werden sollte, ist dieser, daß man sich nicht begnügen müsse, nur einige Theile des Leibes sanft und mit warmen Tüchern zu reiben, sondern so viel möglich alle. Die Füße müssen gerieben werden, zu gleicher Zeit auch die Beine, die Schenkel oben und unten, und so die obern Theile alles auf einmal. Daher ist es nöthig, daß so viele Personen, als nur zu gleicher Zeit Platz haben, und sich nicht im Wege stehn, die Hand anlegen.

Aus dieser Ursache, und weil die Arbeit äußerst ermüdend ist, sollte billig von den müßigen Zuschauern, an denen es bey solcher Gelegenheit nicht zu fehlen pflegt, Niemand sich ausschließen mit zu helfen. Einige Personen von den bey diesem Vorfalle Anwesenden, haben zwar mit einem sehr liebenswürdigen Eifer und mit großer Anstrengung alles gethan, was sich bey einer solchen Gelegenheit nütliches thun läßt. In Ganzen aber, habe ich mit Unmuth und Erstaunen eine große Unthätigkeit bemerkt, und eine wahre asiatische Gleichgültigkeit, die mit der Tobackspfeife im Munde ganz geruhig zusieht, ob der Mensch erwelet würde oder nicht.

Um diejenigen Schlüsse die aus dem eben erzählten gemacht werden müssen, noch weiter zu unterstützen, will ich hier noch einen andern Fall kürzlich anführen, der sich ebenfalls vor den Thoren von Hannover zugetragen hat;

ich war bey demselben nicht gegenwärtig; und ich erzähle ihn so, wie ich ihn von dem verdienten Stadt-Chirurgus Herrn Hirschbeck empfangen habe.

An einem sehr heißen Sommertage war ein junger Mensch, ebenfalls in der Jime ertrunken. Der oberwähnte Chirurgus fand sich schon auf der Stelle ein, ehe man noch den Körper gefunden hatte. Als er schon vorläufig sich anschickte die nöthige Hülfe anzuwenden, so bald der Körper gefunden seyn würde: so kündigte ihm die dabey gestellte Ausschuß-Wache, die sein Vorhaben etwa merkte, an, daß er gar nichts über den Körper zu sagen habe, und daß der Körper so bald er hervorgekommen seyn würde, bis an den Hals in das Wasser solle gelegt werden, so daß der Mund nur allein daraus hervorstehe, und das bis auf weitere Order. Man fand endlich den Körper noch ziemlich bald, und Herr H. erhielt doch so viel, daß man ihn auf den Rasen legte, und nicht ins Wasser, weil er die Wache beredete der Mensch sey nicht todt; weiter konnte er nichts erhalten. Er versuchte darauf in freyer Luft, unter den stärksten stehenden Sonnenstrahlen, alles was die Kunst in solchen Fällen nütliches lehrt, und was unter den Umständen möglich war; und sein Gehülfe, den er aus der Stadt mitgebracht hatte, war der einzige Mensch der ihm half oder helfen wollte, obgleich hundert müßige Zuschauer umher standen. Herr H. versichert, er habe deutliche Spuren des wieder an-

glim:

glimmenden Lebens bemerkt, es habe sich eine Bewegung im Magen geäußert durch die etwas als durch eine Art Aufstoßen oder Brechen, durch den Mund ausgeworfen wurde. Allein durch diese so sehr ermüdende Anstrengung, und durch die große Hitze, waren seines Gehülfsen und seine eigenen nicht geringen Kräfte bald zu dem Grade erschöpft, daß er, da Niemand ihm beystand, sich entschließen mußte, das Werk aufzugeben, eben, dieweil er noch große Hoffnung zu sehn glaubte.

Die Schlüsse die aus solchen Vorfällen gezogen werden müssen, macht Jedermann ohne meine Erinnerung. — Es ist offenbar, daß wenn zuerst die Hindernisse die von Vorurtheils und von Jurisdictionen wegen vorhanden sind und alle Hülfe ausschließen, ausgeräumt wären, und denn ein Preis auf die Rettung eines Verunglückten gesetzt würde: der gemeine Mann als denn wohl keine Gelegenheit vorbeylegen wird, bey welcher er etwa zehn Thaler in aller Geschwindigkeit verdienen könnte, wenn seine Unternehmung glückt, und wosfür er doch auf allen Fall eine geringere Belohnung zu gewarten hat, wenn auch seine Bemühung fruchtlos abläufe b).

Nur müssen keine Gesekausleger und Verordnungsverfälscher hinzukommen, wie neulich in einer berühmten Stadt in Sachsen geschehen seyn

soß, und wovon uns das beliebte deutsche Museum vom September 1779 S. 281. die sehr merkwürdige Geschichte erzählt, die ich als ganz und gar hieher gehörig zum Beschlusse noch beynüge.

„Veytrag zur Geschichte der Menschheit.“

„Der Churfürst von S... hat in einer Verordnung demjenigen, der einen Ertrunkenen aus dem Wasser zieht zehn Thaler, und wenn die Hülfe vergeblich ist, drey Thaler zur Belohnung bestimmt. Vor einiger Zeit fiel zu M. s: g ein kleiner Junge in einen Teich, und war schon ganz untergesunken. Mit Lebensgefahr zog ihn ein alter Soldat heraus, und weil es auf der Stelle geschah, so kam das Kind, ohne viele Hülfsmittel in wenig Minuten wieder zum Leben. Nun ersuhr der Invalide, daß er eine Belohnung verdient hätte, und kam beym Magistrat darum ein, der aber decidirte: daß der Fall zur Prämie sich nicht qualificire, weil der Gerettete noch nicht ertrunken gewesen wäre. So weit Dummheit, nun aber die Infamie: vierzehn Groschen mußte der arme Soldat Sporteln bezahlen. Wenn einmal Epheimeriden der Unmenschen geschrieben werden, so muß diese Geschichte oben an.“

b) Dem äußerlichen Vernehmen nach soll eine Landesverordnung im Werke seyn, welche die Hinderungen möglichst heben wird, so bisher die Rettung verunglückter Personen und die denselben schleunig zu leistende Hülfe erschweret haben.

D. Herausgeb.



Etwas zu Nutz und Frommen unserer heutigen Pädagogen.

Die Chinesischen Philosophen, haben seit Jahrtausenden ihre Moral, in fünf besondern Capiteln abgehandelt, und als eben so viel wichtige Pflichten gelehrt. Diese sind: 1) Pflichten der Eltern und Kinder, 2) des Fürsten und seiner Unterthanen, 3) der Ehegatten, 4) der Geschwister unter einander, und endlich 5) der Freunde und Bekannten.

Fast alle ihre Schriften der Art, handeln von dem unbedingten Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern; der Schüler gegen ihre Lehrer; von der Treue der Unterthanen gegen ihre Obern; von dem Verhalten des Fürsten gegen seine Unterthanen; von der Folgsamkeit und Treue der Frauen gegen ihre Männer; von der Zärtlichkeit die unter Geschwistern hauptsächlich aber unter Brüdern herrschen muß, und von der gleichseitigen und unverbrüchlichen Treue der Freunde gegen einander.

Ihre Geschichtsbücher, und die Chroniken jeder Stadt, sind voller Beispiele edler Handlungen, die seit Jahrtausenden der Vergessenheit entrissen, eine edle Racheihrung unter dem Volk und hauptsächlich unter der Jugend veranlassen.

Der Grund ihrer ganzen Erziehung beruhet darauf ihren Kindern diese Moral, und vorzüglich das erste Capitel derselben, die tiefste Verehrung und Liebe gegen ihre Eltern und Lehrer einzuprägen. Sie sind überzeugt,

daß wenn den Kindern der Geist der Verehrung, der Unterwürfigkeit, und des unbedingten Gehorsams gegen die von denen sie das Leben haben, recht eingepägt ist, und wenn sie ihre Obern und ihren Kaiser aus eben dem Gesichtspunkt ansehen lernen, daß so dann das ganze Land gleichsam nur aus einer Familie bestehen werde, von welcher der Kaiser der Vater ist. Diese Ehrfurcht zu erhalten, werden nun auch die Geburtstage des Kaisers, der Vice-Könige, der Gouverneurs und der Eltern in einer jeden Familie jährlich auf das feyerliche begangen.

Weder hohes Alter, noch erhabener Rang, ja selbst auch die schlechteste Behandlung die man ertragen mußte, dürfen jemand von dieser Schuldigkeit und von der Verehrung und Liebe gegen die Eltern und Obern zurückhalten.

Dieser Punkt der Erziehung ist von den Chinesern zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht; die Gesetze geben dem Vater ein unumschränktes Recht, und eine ausgedehnte Gewalt über seine ganze Familie; ja sie haben sogar das Recht ihre Kinder zu verkaufen, wenn sie mit ihnen nicht zufrieden sind, wenn sie ihrer Hoffnung nicht entsprechen. Wenn ein Vater seinen Sohn anklagt, so wird der Sohn gar nicht gehört, sondern so gleich verurtheilt. Denn sie sagen, keiner kann einen Menschen besser kennen, als der, welcher ihn seit seinen zartesten Jahren erzogen hat. Umgekehrt aber ist

es wenn der Sohn klagt; ja es ist sogar ein Gesetz vorhanden, welches dem Gerichte verbietet dergleichen Klagen anzunehmen, nur mit der Ausnahme, wenn sie von dem Großvater mit sollte unterschrieben seyn. In diesem Falle also wird die Klage zwar angenommen, allein wenn sich auch nur das mindeste darin finden sollte, welches dem Sohn zu schulden kommen könnte, oder als falsch befunden würde, so hat derselbe das Leben verwirkt.

Der Sohn, (sagen sie,) muß gehorchen, und Gedult lernen; von wem wird er leiden wollen, wenn er nichts von seinem Vater ertragen will.

Vergehungen gegen die Eltern, Beleidigungen die denselben zugefüget werden, sind nun zwar dort äußerst selten, allein sie werden gar hart bestraft. Sollte sich gar ein Kind an seinen Eltern vergreifen oder sie tödten, so ist die ganze Provinz im Aufruhr; selbst der Gouverneur läuft Gefahr abgesetzt zu werden; die ganze Familie des Unglücklichen wird gestraft, das Haus worin er geboren abgerissen, und eine Schandsäule darauf gesetzt; er wird in tausend Stücke zerhauen, und selbst sein Name wird mit Abscheu gehört und genannt. Die Verehrung der Eltern hört nun nicht etwa mit dem Tode auf, nein, sie dauert auch noch nach demselben, und ihr Sprichwort ist: ehret die Todten, wie ihr sie im Leben ehretet. (Se-se-ju-se-feng.)

Dieser Geist des Gehorsams und

der Unterwürfigkeit, in welchem die Chineser von ihrer zarten Jugend an erzogen werden, hat nun einen erstaunenden Einfluß in ihre Regierungsverfassung. Sie flößet gleichfalls die tiefste Ehrfurcht der Unterthanen für ihre Obern ein, und diese Ehrfurcht wächst nach dem Range des Obern, bis zum Kaiser, der von allen seinen Unterthanen fast wie eine Gottheit angesehen wird.

Vater des Volks, ist der Titel, den fast jeder darin annimmt, und dem ohngeachtet spricht doch ein jeder kniend mit ihm.

Unter verschiedenen vortrefflichen Schriften, die über diese Materie noch von Jahrtausenden her unter dieser bewunderungswürdigen Nation aufbewahrt werden, will ich nur aus einer derselben, welche über die Moral und Erziehung geschrieben ist, einige Stellen ausheben. Die Wohlthaten, die ein Kind von seinem Vater erhält, sind zwar weniger in die Augen fallend, allein doch wesentlicher als die, welche es seiner Mutter zu verdanken hat. Eben so schreibt man es eher der Erde zu, die Kräuter und Pflanzen aus ihrem Schoße hervor bringt, ohne zu bedenken, daß erst der Einfluß der Sonne die Erde erwärmen und fruchtbar machen muß.

Die Zärtlichkeit der Mütter gegen die Kinder, erstreckt sich mehr auf den Körper. Die Liebe des Vaters geht weiter, und zwecket darauf ab, ihren Geist auszubilden. Der Vater so wohl

wohl als der Sohn müssen bey diesem ihren Bestreben auch nicht einmal die eigennützige Absicht haben sich bloß Lob erwerben zu wollen, nicht als Muster der Tugend scheinen zu wollen, nur kriechende Seelen erfüllen, durch solche Bewegungsgründe getrieben, ihre Pflichten.

Kinder! Laßt die Dienste die ibr euren Eltern leistet, denselben wesentlich nußbar, zugleich aber auch annehm seyn, und begnügt euch nicht bloß mit dem Schein. Dies würde nur eine Nachahmung derer seyn, die, nachdem sie ihre Eltern haben verhungern lassen, derselben Begräbnißste mit prächtigen Maßzeiten begehen. Kinder und Großkinder, müssen nie den Vornamen führen den ihre Vorfahren, oder andere berühmte weise Männer des Alterthums führten, dies würde so viel seyn, als ihnen die Achtung entziehen, die man ihrem Andenken schuldig ist. Die Hauptpflicht des Vaters ist, die Mängel und Schwachheiten der menschlichen Natur, an seinen Kindern zu bessern, und keine Vergehungen derselben zu übersehen.

Mütter sind gar zu geneigt sie zu entschuldigen, und dies findet man nicht allein bey niedrigen Leuten, nein

selbst bey den Geistesfesten und Vornehmsten.

Wenn die Mutter ihre natürliche Gutherzigkeit zu weit treibt, so wird diese übel angebrachte Liebe vorzüglich ihre Töchter in den Grund verderben. Spricht der Vater aber auch mit seinen Kindern nie anders als in einem rauhen Tone, wenn er nie den Mund öffnet als nur sie zu überholen oder zu tadeln, so macht er sie furchtsam, so sehr, daß sie sich schämen sich zu zeigen, oder nur zwey Worte zu sagen. Eine solche Furchtsamkeit und Zurückhaltung klebet ihnen alsdenn ihr Lebenslang an, gebietet bey schlechten Gemüthern Heuchelen, und giebt ihnen auf immer einen albernen Anstand:

Die Absicht des beständigen Tadelns mag wohl gut seyn, man will sie nemlich dadurch frühzeitig zur Tugend und zu guten Sitten bilden, allein es ist übel angefangen, und schwerlich wird der Zweck erreicht. Ich will es nochmals wiederholen: der Charakter der Mutter, ist mitleidige Theilnehmung, die jedoch mit nicht zu viel Nachsicht verknüpft seyn muß; der Vater aber muß bessern, jedoch mit weniger Strenge als Liebe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

4^{tes} Stück.

Freitag, den 14^{ten} Januar 1780.

Etwas zu Nutz und Frommen unserer heutigen Pädagogen.
(Fortsetzung.)

So bald sich die Verstandeskkräfte des Kindes entwickeln, muß man, jedoch mit Behutsamkeit, anfangen, demselben Begriffe und leicht zu fassende Lehren beizubringen; man muß es dabei nie aus übler Laune schelten, auch nicht wegen Kleinigkeiten strafen; mit seiner Schwachheit muß man Geduld haben, und sich zu seinen Kräften die noch nicht entwickelt sind, herablassen. Bedenket, daß es mit den Kindern ist, wie mit einer Blumenknospe; sie muß Zeit haben sich nach und nach zu öffnen, ehe und bevor sie Blume wird, und Geruch um sich her verbreiten kann.

Zu viel Sorge für die Gesundheit der Kinder, ist auch ein Fehler vieler Eltern; so bald ihnen das geringste fehlt, werden sie mit Medicin und Stärkungen überhäuft, und eben dadurch geschwächer. Ihr Körper wird kränklich, und man verkürzt ihre Tage; sollte wohl die Seele dabei gesund bleiben? — —

Es ist eine alte hergebrachte Gewohnheit, daß Eltern ihren Kindern,

so wie sie heranwachsen, einen kleinen Fond ausmachen, und ihnen etwas Geld zum Berechnen in die Hände geben. Dies ist gut, sie lernen dadurch den Werth der Dinge kennen, sehen die Mühe des Erwerbs ein, lernen das ihrige sparen, ökonomisch seyn, und unterrichten sich durch eigene Erfahrung, was die Triebfeder der Handlungen der meisten Menschen ist, und wodurch größtentheils die Welt regieret wird.

Man pflegt zu sagen: eine Tochter wird nur in einer Familie geboren und erzogen, um in eine andere einzugehen. (In China darf kein Frauenzimmer in die Familie ihres Vaters heirathen, die Verwandtschaft sey auch so entfernt sie immer wolle.) Dies ist die Ursache, daß so oft die Erziehung der Töchter vernachlässiget wird, und daß man nicht genug auf ihren Unterricht achtet. Durch ein solches Betragen beleidigt man die Familie in welche eine solche Person tritt, und sie macht daselbst ihrer Familie Schande.

D

Ein

Ein Fräuleinzimmer werde vorher so wohl von dem Umfang ihrer Pflichten unterrichtet, und diese sind: Ein ehrfurchtvoller Gehorsam gegen ihre Schwiegereltern, eine genaue Einigkeit mit ihren Schwiegerinnen und Schwägern zu erhalten; Verehrung ihres Vaters, vernünftige Begriffe von der Kinderzucht; Mitleiden mit ihren Bedienten und Sklaven haben; Seide zu gewinnen und selbige zu bearbeiten; ökonomisch, mäßig und arbeitssam seyn; niedrige Begegnisse und Unglücksfälle geduldig ertragen; kein Gewächse und Klatscheren anzuhören, und sich nicht in andere Familienangelegenheiten zu mengen. Dies ist es, was ein Mädchen lernen soll, ehe und bevor es heyrathet. Allein was erfolgt aus der Vernachlässigung dieses Unterrichts? Vieler ihre Beschäftigung bestehet darin sich mit Anstand zu frisiren, die Schminke vortheilhaft zu brauchen, ihren Kleidern und Schuhen den besten Schnitt zu geben, Zitternadeln und Ohrgehänge mit Geschmack anzubringen, über die wollüstigsten Speisen u. Getränke nachzusinnen, und ihre Schönheit durch eiteln Glitzerstaat, Zündelen und Firisanz zu erhöhen; dies ist es alles was sie wissen, selbst die allerersten Pflichten guter Mütter, wissen sie nicht. Sollte man ihnen nicht von den frühesten Jahren an Geschichtsbücher in die Hände geben, woraus sie Unterrichts schöpfen könnten; dies würde ihre Verstandskräfte ausbilden, gute Regeln würden sich darin festsetzen, und große Beispiele edler Menschen, würden ihr Herz bessern. —

Unter den fünf Pflichten des Menschen, ist die erste und Hauptpflicht, Gehorsam und Verehrung der Kinder gegen die Eltern. Die Ursache ist begreiflich, ohne Eltern würden wir nicht da seyn, ihnen sind wir alles schuldig was wir sind. Der Last und Beschwerlichkeit nicht zu gedenken, welche die Mutter während der Schwangerschaft erträgt, auch der Gefahr der Geburt nicht, so ist es doch gewiß, daß von der Zeit des Daseyns des Kindes an, bis zu der Zeit, da es keiner fremden Hülfe mehr bedarf, die Mutter tausend Beschwerlichkeiten des Tages, und tausend Unruhen des Nachts davon zu ertragen hat; dies soll ein gutes Kind einsehen, dankbar dafür seyn, und wenigstens diese Dankbarkeit durch den genauesten Gehorsam äußern.

Was das Geschäfte der Kinderzucht anberrift, so kann selbiges nicht zu früh zur Hand genommen werden, vorzüglich alsdann, wenn sich die Verstandeskräfte nun anfangen zu entwickeln. Gebet es nicht zu, daß eure Kinder irgend etwas das lebt und sich bewegt, so es auch nur ein geringes Insekt, ja gar auch nur eine Staude oder ein geringes Pflänzgen wäre, verderben oder vernichten; hiedurch werdet ihr die Güte des Herzens, und das sanfte ausbilden, wozu die Natur schon in ihnen den Grund gelegt hat. Kommt eine Person vom Stande, vom hohen Alter, ein Verwandter oder ein Freund in euer Haus, so unterrichtet eure Kinder, diesem alle Art von Ehrfurcht zu erweisen, hiedurch bildet ihr sie

sie zur Sittlichkeit und Höflichkeit, wozu sie schon bey sich die Anlage haben.

Zu Zeiten wird eine kalte trockene Antwort sie zurecht bringen, wenn sie alberne Fragen thun, oder zur Unzeit lachen; dies wird sie in der Bescheidenheit und Sittsamkeit erhalten: Wenn ihr Gemüth auffahrend und zänkisch ist, so muß man sie mit Ernst und strengen Worten zurecht weisen, allein nie, im Anfall des Zorns sie schlagen; eine solche Behandlung würde sie erbittern, sie heftiger und zugleich weniger offenherzig machen. Be handelt der Vater den Sohn gut, so wird sich natürlich der Sohn gut gegen den Vater betragen; ist aber der Vater nicht so allerdings wie er seyn sollte, so soll es doch der Sohn an nichts fehlen lassen, was seine Pflichten fordern: er soll ein anderer Chun seyn, welcher den Himmel mit Seufzen und Thränen um die Erhaltung seines Vaters bat, der doch nur schien ihn in die Welt gesetzt zu haben, um ihn zu quälen. —

So viel Schönes nun auch noch in diesem Buche gesetzt ist die andern Hauptpflichten betreffend, so will ich dieses doch bis zu einer andern Gelegenheit versparen, und nur noch etwas aus einem andern Capitel anführen, das von der Verbesserung des Herzens handelt.

Ein uns von unsern Eltern hinterlassenes, auch nur mäßiges Erbtheil, muß als ein großes Glück geschätzt und benutzt werden. Man übe sich die

Weisheit zu studieren, seine Begierden zu zähmen, mit dem Mittelstande zufrieden zu seyn, und alles das zu verachten was uns zum Stolz oder zur Pracht verleiten könnte, so besitzt man einen Schatz.

Sich mit unnützen Sorgen quälen, nur darauf sinnend wie man sich bereichere, und beständig mit seinen Glücks Umständen beschäftiget seyn, führt offenbar zum Untergange. Sein Herz bessern, seine Begierden mäßigen, das ist und muß die Beschäftigung eines vernünftigen Menschen seyn.

Es giebt keinen Menschen, der nicht in seinem Leben auf eine oder die andere Art Ursache zum Misvergnügen haben sollte; auch selbst dies ist ein wahrer Vortheil. Blenke alles immer nach unserm Wunsch, so würden wir dadurch gleichsam verblendet werden, und einst widrige Zufälle um desto härter empfinden, welche doch nie ausbleiben und vorzüglich einem großen Glücke allezeit zur Seite gehen. Der, welcher durch Welckkenntniß unterrichtet ist, kömmt bey kleinen widrigen Begebenheiten nie aus seiner Fassung.

Leidenenschaften, machen so bald sie den Damm der Vernunft durchbrechen, den Menschen zum Thiere. Die Trunkenheit ist von der Art, die Seele verliert in der Lage alle Kraft zu denken und zu handeln, erinnert sich auch nichts; so bald die Dünste verrauchet sind, werden die Ideen wieder klarer, der Verstand entschleiern sich, und nach und nach kann alsdann die Seele wieder eben so reiflich von Sachen urtheilen.

ken wie vorhero. Es ist klar, daß es bloß die Dünste starker geistiger Getränke sind, die uns so zum Vieh herabziehen können, und daß man daher bey ihrem Genuß, sorgfältig sich in Acht zu nehmen habe. Ich will hier nichts von einer andern Art der Trunkenheit sagen, die nicht weniger gefährlich ist; es ist die unter allen Leidenschaften, welche den Verstand am meisten benebelt, und die Vernunft derer am meisten unterdrückt, die einmal ihre Sklaven sind. Das Mittel gegen diese letzte Trunkenheit, ist Ke-ki, das heißt überwinde dich.

Wenn von Jemanden Gutes gesprochen wird, so werden gleich eine Menge der Zuhörer bereit seyn zu zweifeln, und doch werden eben die so gleich fertig seyn es zu glauben, wenn von Jemand Uebels geredet wird.

Der, welcher sich es einmal angewöhnet hat von den Fehlern anderer zu reden, wird die Tugenden der Menschen übersehen, sie nicht bemerken. So bald man sich die Mühe nimmt Leute von diesem Schlage genau zu untersuchen, so wird man sie selbst voller Laster und leer an wahren Tugenden finden.

Ein feines Gehör, und ein scharfer Blick sind sehr zu schätzen, wenn man sich aber nur desselben bedienet, die Fehler anderer zu bemerken, und es verabsäumt diesen Blick auf sich selbst zu werfen und sich kennen zu lernen, so ist es, als ob man seine Schätze nur zum Vortheil anderer brauchte; Sollte man einen solchen Mißbrauch nicht zu befeugen Ursach haben?

Der, welcher in dem Stande der Dürstigkeit, die Pracht und die Schätze der Reichen und Großen siehet, ohne sie zu beneiden, wird gewißlich nie von Stolz geblendet und aufgeblasen werden, wenn ihm der Himmel einst ein ähnliches Glück bescheren sollte.

Der, welcher mitten im Ueberflusse und der Pracht seine Augen nicht von den Dürstigen und Elenden wendet, wird gewiß nicht kleinmüthig werden nach Vorzügen, wenn er durch einen Zufall von der Höhe, worauf er steht herabgestürzt wird; er wird nicht murren. Sich selbst überwinden, ist das Mittel nicht überwunden zu werden; sich selbst zu beherrschen, ist das Mittel von andern nicht beherrscht zu werden.

Fürchte einen bösen Gedanken; wenn wir auch selbst weit entfernt sind ihn auszuführen, ist es doch allezeit Unkraut auf fettem Boden.

Suchet vor allen Dingen die Aufwallungen der übertriebenen Eigenliebe zu unterdrücken, ist dies geschehen, so könnt ihr euch zum öffentlichen Besten brauchen lassen. Erst eure Zwecke und Wünsche geordnet und berichtigt, und dann erlaube es euch auch, euer Ohr anderen Menschen zu leihen.

Du sprichst, du hast dir keine Härte, keine Grausamkeit gegen andre Menschen vorzuwerfen, allein, hast du nicht oft im Geheim den Gedanken oder den Willen gehabt, andern zu schaden? Untersuche dich wohl, und du wirst finden, daß, wenn du nicht viel Uebels gethan hast, es daher rühret,

ret, weil du nicht viel Gelegenheit dazu gehabt hast. Kannst du aber ungestraft eine Ungerechtigkeit, die dir Nutzen schaffen könnte, begehen, und du begehst sie nicht. — Wenn du deinen Feind demüthigen, ihm einen übeln Dienst leisten könntest, und du thust es nicht — — dann will ich sagen, daß du ein Weiser bist, dessen Herz gebessert ist, und dann kann man dir gewiß ein dauerhaftes, ein wahres Glück versprechen.

Es giebt viele Menschen, die nur die Tugend ausüben, um sich dadurch bey andern in Achtung zu setzen; widerum andere, die bey dem unordlichen Leben, was sie führen, zufrieden sind, wenn sie ihr Laster verbergen und überschleiern können. Beide beweisen es, daß die Tugend was schätzbares, würdiges ist, und daß die Neigung dazu in unsern Herzen liegen müsse; warum sollen denn deine Handlungen der Stimme deines Herzens widersprechen? Kein Unglück muß im Stande seyn uns außer alle Fassung zu setzen; es mag sich zutragen was da will, so wird der, welcher sich selbst zu beherrschen gewöhnt ist, auch noch allezeit einen Ausweg finden. In den mislichsten Umständen nehme auch Zeit und überlegt; ich vor mein Theil, will lieber den Vorwurf leiden, zu langsam gehandelt, als durch Ubereilung meine Sache verdorben zu haben. Wenn ich mein wahres Glück zum Zweck habe, und das Wohl anderer dabey zugleich nicht mit aus den Augen sehe, so ist es höchst wahrscheinlich, daß es mir gelingen werde.

Es hängt nur von mir selbst ab, meine Talente dazu anzuwenden, daß ich alle meine Pflichten erfülle; bloß dieser Gedanke muß fähig seyn, alles Murren gegen den Himmel zu ersticken, und mich abhalten, meinen Zehler, und die Folgen derselben andern zur Last zu legen. Wenn ich das meine nach meinem besten Wissen thue, so kann ich meine Augen zum Himmel erheben, ohne seine Strafe zu fürchten; so kann ich unter den Menschen erscheinen, ohne erröthen zu dürfen. Andern zu schaden ist mir untersagt; allein nicht, auf meiner Huth zu seyn, damit andere mir nicht Schaden zufügen können. — — —

Wenn euch das Glück am meisten schmeichelt, so send wider euch selbst am meisten auf eurer Huth, und haltet eure Begierden im Zaum.

Wenn ihr euch am meisten zur Schwachhaftigkeit geneigt findet, so habet am meisten auf euch acht, und seit aufmerksam auf eure Worte.

Wenn sich das Herz der Tugend gewidmet hat, so sind Sinne, Worte und Handlungen, wie sie seyn sollen, allgemeiner Benfall folgt, und man wird des wahren eigentlichen Glücks genießen, welches sich auch noch auf folgende Generationen erstreckt, unschätzbbarer Vorzug der Tugend! Das Laster hat ganz entgegengesetzte Wirkungen, sowohl für den Sklaven desselben, als für seine Nachkommen. Wie viele Exempel, sowohl alte als neuere, beweisen den Satz. Man sieht daraus, daß der Himmel schon

hier die Menschen, wie sie es verdienen, belohne und bestrafe.

Lasset uns die Besserung unserer Herzen zu unserm Hauptzweck machen, dieses entspricht der Anlage, die der Himmel in uns selbst machte. Eine Leidenschaft unterdrücken, die uns eben den Zügel entreißen will, die Aufwallungen des Zorns ersticken, wenn er eben ausbrechen will, das sind Früchte der Weisheit.

Wüdest du es ungern sehen, daß ein jeder wüßte, was du eben sagen wolltest? eh! so sag es nicht. Wolltest du es nicht gern bekannt sehn lassen, was du eben im Begriff bist zu thun? eh! so thu es nicht. Ist es dein wahrer Ernst dich der Tugend zu widmen, so wende allen deinen Fleiß an, deine Fehler erst kennen zu lernen. Suche zu Zeiten dein Gemüth frey von irdischen Sorgen zu erhalten, und denn wirst du die Eitelkeit derselben einsehen. Schweige oft, und viel; und du wirst das Lächerliche eines Schwägers einsehen. Verschließ zu Zeiten deine Thür, und dir wirst das lästige überhäufte Besuche erkennen. Unterdrücke in dir alle Leichtfertigkeit, und du wirst alsdenn einsehen, wie viel Elend sich in ihrem Gefolge befindet.

Bist du ein Weiser, so wird dein ganzes Hauswesen davon zeugen, Ordnung wird darin in allen seinen Theilen herrschen. Erlaubet keinen Botschäften den Zutritt zu euren Häusern, eben so wenig einer gewissen Art alter Weiber, die sich damit abgeben, Kopf-

putz, Nadeln, Ohrgehänge, gemachte Blumen und dergleichen zu verkaufen, oder die sonst auch wohl mit Quacksalberey, mit Heilungsmitteln, auch wohl unter der Hand mit Kuppeln sich abgeben. Ihr vornehmstes Geschäft ist; hundert Neuigkeiten in alle den Familien, worin sie Zutritt haben, aufzuraufen, und damit eure Weiber und Töchter zu unterhalten: doch dies ist noch nicht das größte Uebel. Was man noch mehr zu befürchten hat, ist, daß sie Lust zur Galanterie und Leichtfertigkeit erregen, auch daß sie geheime Unterhandlungen und Entführungen begünstigen. Sie sind die Pest des gemeinen Wesens, und der Eintritt in jedes ehrliche Haus sollte ihnen untersagt bleiben. Eben dieses sage ich auch von den Sängern, die sich zu Zeiten bis in das Innere der weiblichen Wohnungen eindringen, und nicht viel weniger gefährlich sind. Was die Wehmütter anbetrifft, so muß man, da sie nicht zu entbehren sind, solche von gutem Ruf aussuchen, auch darneben nicht zugeben, daß ihre Besuche sich zu sehr vervielfältigen, und länger dauern als es nöthig ist: sie sind oft Gelegenheitsmacherinnen.

Wenn ihr ein Haus sehet, in welchem man früh aufstehet, so könnt ihr sicher schließen, daß darinnen Ordnung herrsche, und daß des Nachts nicht darinnen geschwelget wird. In diesem Fall könnt ihr überzeugt seyn, daß die Sklaven und Bediente weder liederliche Schurken noch Bösewichter sind. Wenn sich im Gegentheil in

in gewissen Häusern die Feste erst mit dem Abend anfangen, und am hellen Tage noch alles im Bette liegt, so könnt ihr den Schluß machen, daß in den Häusern die Unordnung herrsche, und daß sie sich dem Untergang nahen. Duldet keine junge schöne Bediente die sich gar zu gern puzen, und nur zu gefallen suchen, man würde sich von eurer Weisheit schlechte Begriffe machen. Was die Weiber eurer Sklaven, oder eure Bedientinnen betrifft, so leidet es nicht, wenn sie nur einigermaßen angenehm sind, daß sie sich euren Zimmern nähern. Hütet euch auch, schöne Ammen zu haben, ihr könntet sie vielleicht nie sehen noch sprechen, und würdet doch tausend Vermuthungen und Lasterungen nicht abwehren können.

Laßt die Erziehung der Kinder euer Hauptgeschäfte seyn, allein diese sey ja bey Jünglingen sowohl als bey Mädchen ihrer Bestimmung gemäß; die der lehren muß ganz anderer Art seyn als der ersteren. Die Knaben müssen die Schriften, sowohl alte als neue, kennen lernen und studiren, damit sie dadurch fähig werden, mit der Zeit Gnade und Würden zu erhalten. Der Unterricht eines Mädchens schränkt sich nur auf Aufmerksamkeit, Einigkeit, Folgsamkeit, Gehorsam, Arbeitsamkeit, und Oekonomie ein; dies ist alles, dessen sie bedürfen. Man kann eine Frau nicht besser loben, als wenn man von ihr sagt, daß sie nicht gelehrt ist.

Nichts von allen Geschäften des Lebens ist wichtiger, als die Unterwei-

sung der Kinder. Wenn ein junger Mensch anfängt zu studiren, so gebet ihm nicht erst einen langen Unterricht, über die Art sich in der Welt zu betragen, es ist hinreichend, dies nach und nach, durch eine ausgesuchte Lektüre einzuschärfen. Flößet ihm aber Bescheidenheit und Hochachtung ein, und laßet es nicht an Tadel und Verweisen fehlen, denn dies ist der Weg in ihm den Stolz zu ersticken. Prachtige Kleider sowohl als zu zusammengesezte Speisen, sey ihm von Anfang an gleich untersagt.

Duldet keinen Umgang mit übel erzogenen Kindern; wenn ihr diese Aufmerksamkeit nie aus dem Auge sehet, und denn noch durch Beispiele lehret, so werden eure Kinder nie verderben. Es ist fehlerhaft, wenn man die Kinder zu stark zum Studiren anhält, sie müssen auch hören und sehen was um sie in der Welt vorgehet, sonst kann ihnen begegnen, was sich mit jenem gelehrten jungen Menschen zutrug, der zum ersten mal in seinem Leben auf den Markt kam, und daselbst ein Schwein sah, das er aus seiner Studirstube noch niemals gesehen hatte. En! das ist ja eine entseßlich große Plage, sagte er, und bewies es, daß man mit sehr vieler Gelehrsamkeit doch ein Narre und Dummkopf seyn könne.

Die Wirkung, welche nun eine solche Moral, und eine so sorgfältige Erziehung in China haben muß, ist sichtbar. Von alle den Annalen, die eine jede Stadt hat, und in welchen
alle

alle bemerkungswürdige, edle Handlungen aufgezeichnet sind, will ich nur einige, und zwar aus einem Buche mittheilen, welches lange vor Christi Geburt geschrieben ist. Es heißt Lie-Niu, oder berühmte Frauenzimmer.

Bei Gelegenheit eines Krieges, der zwischen beyden Chinesischen Monarchen, dem Tlou und Tsin, ausbrach, übergab der erstere das Commando seiner Truppen einem General namens Tse-fa. Da man aber vorher nicht genug für Magazine gesorget hatte, so stellte sich bey der Armee dieses letztern gar bald der Mangel ein. Tse-fa ließ den Tlou durch einen Courier bitten; diesem bald möglichst abzuhefen; zu gleicher Zeit übertrug er es dem Abgeschickten, seiner (des Tse-fa) Mutter seinen Gruß zu bestellen. Die Dame erkundigte sich sogleich nach der Armee, und fragte, wie es um sie stehe; der Courier antwortete, schlecht; die Lebensmittel fehlten, und es wäre bereits jedem Soldaten seine Portion Erbsen so sehr verringert, daß sie ihm zugezählt werden müßten. Und euer General sagte sie, wie lebt der? Auch er, erwiderte der Courier, empfindet den allgemeinen Mangel; er hat zu seiner Speise nichts als Kohl, Kräuter, etwas schlechtes Fleisch und

sehr schwarzen Reis. Hier brach die Dame die Unterredung ab, und entfernte sich.

Da nun nach einiger Zeit Tse-fa als Sieger zurück kam, fand er die Thür der Wohnung seiner Mutter für sonst keinen, als für ihn verschlossen. Erstaunt über diesen schlechten Empfang, übernahmen es einige seiner Freunde, die Ursache des Mißvergnügens der alten Dame zu erforschen. Wußte mein Sohn nicht, sagte die alte Dame, was ehemals der König von Yua in dem Kriege gegen den Ou that? weiß er nicht, daß, als dieser Prinz auf seinem Marsche einst ein Geschenk von Wein erhielt, er dieselben sogleich unter seine Soldaten theilte, und daß er auf ähnliche Art einen Sack mit trockenem, und einen mit geröstetem Reis eben so austheilen ließ, sich auch von beyden, weil es nicht hinreichend war, nichts vorbehielt? Wie konnte mein Sohn das Herz haben, täglich zweymal Fleisch und Reis zu essen, ohne es mit denen zu theilen, die sich täglich nur einige wenige Erbsen müßten zuzählen lassen? Tse-fa, ob er gleich Sieger ist, ist in meinen Augen ein schlechter General, denn er ist hartherzig gegen seine Kameraden; ich erkenne ihn nicht für meinen Sohn.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoversches Magazin.

5tes Stück.

Montag, den 17ten Januar 1780.

Etwas zu Nutz und Frommen unserer heutigen Pädagogen.

(Schluß.)

Man hinterbrachte dem Tse fa die Reden seiner Mutter, er erkannte sein Vergehen, bat seine Mutter um Verzeihung, und dankte ihr für den guten Unterricht. Durch dies Betragen wurde die Matrone bewogen ihm zu verzeihen, und die Thür zu ihrem Hause wurde ihm wieder eröffnet.

Tien-Tsi-tse, Mandarin im Königreiche Tsi, erpreßte einst von seinen untergeordneten Reichsbedienten eine nicht sehr beträchtliche Summe, und eilte sie seiner Mutter zu überreichen. Mein Sohn sagte diese, es sind nur drey Jahr da ihr diesen Dienst bekleidet, ich weiß wie hoch sich eure Befoldung erstreckt, und wie viel eure Ausgaben betragen; wie könnt ihr zu dem Gelde gekommen seyn? Mutter, sagte Tsi-tse, ich gestehe es euch, ich habe es von meinen Untergebenen empfangen. Sohn! sagte die Mutter, ein guter Diener dienet seinem Herrn aus reiner Neigung, nicht aus Eigennutz; wenigstens muß er seine Hände rein erhalten, und sich keiner niedrigen

Kunstgriffe bedienen, um sich zu bereichern.

Wenn ihm der Gedanke auflöst, muß er ihn unterdrücken, so sehr er kann; ja er muß es sogar vermeiden, auch nur einmal den Argwohn zu erregen, als ob ihm auf eine leichte Weise mit Gelde bezukommen sey. Er muß wirklich so uneigennützig seyn; als er zu scheinen wünscht, und seine Handlungen müssen seinen Aussprüchen erst Gewicht geben. Euer Fürst hat euch mit dieser Stelle beehrt; eure Befoldung ist ansehnlich; nur durch ein ganz untadelhaftes Betragen, rechtfertiget ihr seine Wohlthaten. Wißet es Sohn! Daß die Pflichten eines Unterthanen, und vorzüglich die eines Staatsbedienten, nicht weniger unverbrüchlich wollen erfüllet seyn, als die eines Sohns gegen seinen Vater. Er ist dem Fürsten, dem er dient, die größte Anhänglichkeit schuldig, den wärmsten Eifer, und eine probegerechte Treue. Er muß Proben aller dieser Tugenden ablegen, ja selbst mit Gefahr seines Lebens, wenn die Umstände es

erfordern sollten, muß er es thun. Weil aber nun dergleichen Gelegenheiten sehr selten sind, so muß er sich wenigstens durch die größte Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, auch durch eine gänzliche Uneigennützigkeit auszeichnen. Zu geschweige der andern Vortheile, die ein solches Betragen gewähret, sichert es auch noch vor dem, was man eine schlimme Lage nennet.

Schlagt ihr einen andern Weg ein, so werdet ihr ein treulosser Bedienter eures Heren, wie würdet ihr denn wohl ein guter Sohn seyn können?

Mit diesem Gelde macht, was ihr wolket, allein übel erworbenes Geld, soll niemals über meine Schwelle kommen. Fort aus meiner Gegenwart, ich erkenne euch nicht mehr für meinen Sohn.

Tien-Ti-tse gieng verwirrt und beschämt fort; er gab das Geld denen wieder, von denen er es erpreßt hatte, gieng zum Fürsten, und bekannte sich selbst der Strafe schuldig die dieses Verbrechen verdiente. Suen-vang der Monarch, bewunderte die Größe der Seele dieser Frau, ließ ihr aus seinem Schatz eine größere Summe auszahlen als die gewesen war, die sie ausgeschlagen hatte, und verziehe um ihre: wegen dem Ti-tse, dem er mit einer Ermahnung wieder in seine Stelle einsetzte.

Eben dieser Kaiser Suen-vang, war in seinen ersten Regierungsjahren, nicht der geschäftige, arbeitsame Prinz, der er nachhero wurde; er war träge und unthätig, stand spät auf, und legte

sich früh wieder nieder. Seine Gemahlinn, Kiang, eine Prinzessin von Ti, berühmt wegen ihres Verstandes und der Vortreflichkeit ihres Herzens, litte sehr, da sie ihren Gemahl in einer Lage fand, die ihm so wenig anständig war. Sie brauchte zu seiner Besserung diesen sonderbaren Kunstgriff: Eines Tages, nachdem sie sich ihres Schmucks, ihrer Ohrgehänge, und ihrer Perlen beraubt hatte, begab sie sich in ein Gäßgen, in der Stellung und mit der Miene einer Verbrecherinn; sie schickte darauf eine ihrer Mägde an Suen-vang, und ließ ihm sagen: Herr, ich habe die Ehre Eure Magd zu seyn, und weiß es, daß ich diese Ehre keinesweges verdiene, allein ich hatte noch nicht darauf gedacht, daß ich vielleicht eine Wollüstige bin, und ohnstreitig Gelegenheit dazu gebe, daß Eure Majestät, gegen die Gewohnheit Eurer Vorfahren als lezeit des Morgens so spät erscheint, und daß man Euch nur als einen Fürsten ansieht, der sein Vergnügen seiner Pflicht vorzieht. Dieser Ruf thut Euch um so mehr Schaden, weil die Wollust von je her als eine Quelle unzähliger Uebel angesehen worden ist. Ohnstreitig kömmt das Uebel, wie es auch seyn mag von mir; helfet ihm dadurch ab Herr! und stellet Euren guten Ruf dadurch wieder her, daß Ihr die Strafbare entfernt, und bestraft.

Diese Rede that auf Suan-vang alle Wirkung, er eilte zu ihr, hob sie auf, und zwang sie ihren Puh wieder anzulegen.

zulegen. Es ist wahr, sagte er, daß meine Handlungen meiner Würde nicht entsprochen haben, allein dies ist bloß meine Schuld, und nicht die Euirige. Von dieser Zeit an, nahm sich Suan-vang der Geschäfte eifrig an; er gab Audienz von dem Morgen früh an bis des Abends spät, und erwarb sich dadurch den Ruf, welchen er in China in der Geschichte der Kaiser hat.

Unter der Regierung eben dieses vorbenannten Suen-vang, fand man einst in der Nähe einer gewissen Stadt einen todten Körper, der so eben ermordet zu seyn befunden wurde. Die Wunde war noch ganz frisch, und da man Niemand in der Nähe fand als zween Brüder, so fiel der Argwohn auf sie, und man zog sie ein. Der Leichnam des Ermordeten hatte nur eine Wunde, folglich konnte auch nur einer dieser beyden Brüder der Thäter seyn. Dieser nun mußte nach den Gesetzen sterben, allein die Schwierigkeit war hier, zu erfahren, welcher dieser beyden die That vollbracht, denn ein jeder derselben sprach den andern frey, und gab sich selbst als den Mörder an.

Die untern Tribunäle brachten die Sache nach Peking, sie kam an den Minister, und dieser legte sie dem Kaiser als eine sehr kritische Sache vor. Dieser schloß so: beyden verzeihen, heißt einen Mörder frey lassen und das Laster privilegiren; beyde tödten, heißt gegen die Gesetze handeln, welche nur einem das Leben absprechen, und

zwar dem Thäter allein. Da es doch aber gewiß ist, daß einer von beyden der Thäter seyn muß, so lasse man die Mutter der beyden Brüder kommen, die mag entscheiden, da sie selbige am besten kennet. Einer von beyden soll sterben, und dies zwar nach dem Ausspruch der Mutter. Der Minister ließ die Frau kommen, erspähte ihr den Fall, und verlangte von ihr zu wissen, welchen sie der Gerechtigkeit zum Opfer bestimmte. Die arme Frau brach in Thränen aus, und sprach: wenn es denn ja nothwendig ist, und einer sterben soll, so sey es denn eher der Jüngste als der Älteste. Der Minister bezeugte seine Verwunderung darüber, daß sie den Jüngsten, den die Mütter doch gemeinlich mehr liebten, dem Ältesten nachsetzte. Herr sagte die Frau, ich habe nur ein Kind, und das ist der Jüngste; der Älteste ist aus der ersten Ehe eines Mannes, der nur erst verstorben ist, und dem ich bey seinem Tode es versprochen habe, den seinigen eben so wie den meinigen zu halten, und keinen vorzuziehen; bishero habe ich noch Wort gehalten. Rettete ich nun aber meinen Sohn, so würde es auf Unkosten des Ältesten geschehen, dies würde meiner Ehre nachtheilig seyn, und zeugen, daß ich nur einer blinden Zärtlichkeit Gehör gäbe. Die Wahl kostet mich viel, rief sie mit Seufzen und Thränen, allein ich muß darauf bestehen. Weiter konnte sie vor Schmerz nicht reden, und der Minister hatte Mühe sich des Weinens zu enthalten. Er eilte so:

gleich zum Kaiser, und stattete ihm Bericht von dieser Sache ab. Dieser Herr erstaunte über die Größe der Seele der Frau, machte in Betracht ihrer eine Ausnahme des Gesetzes, schenkte ihr ihre beyden Söhne wieder, und pries ihre edelmüthige Uneigennützigkeit.

Da der König von Tsou von der Weisheit und der Vortrefflichkeit des Herzens eines seiner Unterthanen Namens Yu - leng - tse - tchong gehört hatte, entschloß er sich, ihn zu seinem Minister zu machen; er schickte zu dem Ende einen seiner Hofleute mit Geschenken an ihn, und ließ ihm den Antrag thun. Yu - leng - tse - tchong bat den Abgesandten, etwas zu verzehren, begab sich zu seiner Frau, und sagte ihr: Der König will mich zum Minister machen, was sagst du dazu? wenn ich Ja sage, so werden wir Morgen mit einem zahlreichen Gefolge abgehen, prächtige Equipage, eine herrliche Tafel, und alles übrige verhältnismäßig haben; was dünkt dich dazu? Die Frau antwortete: seit vielen Jahren haben wir uns durch unsern kleinen Handel unsern Unterhalt erworben, und nichts hat uns gefehlt. Dir blieb darneben noch so viele Zeit übrig, daß du etwas lesen, und mir auch wohl eine Arie vorspielen konntest; auch selbst bey aller deiner Arbeit bist du nie ohne deine Bücher und deine Freuden. Der Pomp, von dem du sprichst, ist nur ein glänzendes Nichts. Den Tisch betreffend, so ist es freylich wohl wahr, daß er würde

mit Speisen besetzt seyn, die wir jeho nicht haben; allein ist das wohl der Mühe und Sorgen werth? Nimmst du das an, was man dir anbietet, so entsag nur zugleich der reinen Freude, die du anseht genießest; denn wo willst du sie unter so vielen Geschäften und Unruhen erhalten? Glücklicher, wenn du in dem Grunde einen schändlichen Tod vermeidest. Yu - leng - tse - tchong gieng zu dem Abgesandten zurück, und sagte ihm, er könne die Ehre, die ihm zugedacht wäre nicht annehmen, er bäte derothalben den König, jemanden anders damit zu beehren. So bald dieser fort war, packte das edle Paar alle seine Sachen zusammen, und begab sich, um sich vor der Nachfrage zu sichern, in eine entlegene Gegend des Reichs, wo er als Gärtner lebte, und sich den nothdürftigen Unterhalt erwarb.

Einst hatte Tsi dem Könige Lou den Krieg angekündigt, die Armeen des erstern standen bereits an der Gränze des Königreichs Lou, als der Befehlshaber der Vorposten eine Frau gewahr wurde, die mit einem Kinde an der Hand, und einem auf dem Arme dem Gebürge zuwilt, so bald sie bemerkte, daß in der Nähe Völker standen, welches sie nicht schien gewußt zu haben. Einige der Soldaten verfolgten sie; so bald sie dies gewahr wurde, setzte sie das Kind, welches sie auf dem Arm hatte, nieder, ergrieff das andere, und lief damit so geschwind sie nur konnte; und obgleich das andere niedergesetzte schrie, und ihr

ihr nachzuweilen sich bestrebt, so sah sie sich doch nicht einmal darnach um. Der General der Armee des Th, der in der Nähe war, und den Auftritt ansah, kam herzu, und fragte das Kind, ob die Frau, die so tiefe seine Mutter sey, welches das Kind bejahte. Darauf fragte der General abermals, ob denn das Kind, welches die Mutter mitgenommen, vielleicht der älteste Bruder wäre, das Kind sagte, dies wäre nicht sein Bruder, sondern ein fremdes Kind. Der General den dies befreumdete, gab so gleich Befehl der Frau nachzusehen, und sie zu ihm zu führen. So bald sie erschien, fragte der General: was ist das für ein Kind, das du auf den Armen trägst, und das, welches du zurück gelassen, wessen Sohn ist es? Herr! sagte die Frau, dies Kind hier ist der Sohn meines ältesten Bruders, und der andere dort, ist mein eigener; da ich mich bemerkte sah, und die Hoffnung verlor beide zu retten, so ließ ich den Meinigen zurück. En! sagte der General, hat den eine Mutter noch etwas, das ihr theurer ist als ihr eigen Kind, und ihr könnt gar euer eigenes verläugnen, um eures Bruders Sohn zu retten? Herr! erwiderte die Frau, es schien mir, als ob es meine Pflicht wäre, meine Zärtlichkeit und mein Interesse dem besten meiner Familie nachzusehen. Wenn ich den Meinigen gerettet hätte, und glücklich damit entkommen wäre, so hätte ich den Stamm:

G . . .

halter meines Bruders aufopfern müssen, ich würde alsdenn für eigenmüthig ausgeschrien, und mein guter Ruf würde verlohren seyn; zwar ließ ich den Meinigen ungern zurück, allein es war keine Wahl. Unser Fürst so wohl als alle seine Unterthanen verabscheuen allen Eigennuß.

Der General ließ seine Avantgarde Halt machen, entließ die Frau mit beiden Kindern, und schickte geschwind einen Officier nach Hofe, mit folgen dem Schreiben an den König: Eure Majestät haben mir die Eroberung von Lou aufgetragen, ehe ich mich aber weiter darauf einlasse, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu melden, daß es vorzeu nicht Zeit zu seyn scheint, dieses Unternehmen auszuführen. Die Bewohner dieses Landes, ja auch selbst die geringste Bäuerinn kennt die Pflicht, ihr eigenes Beste dem Besten des Ganzen nachzusehen; wie werden nicht erst die Großen, die Edlen des Landes, und die Krieger denken? der Officier, der dies Eurer Majestät überreicht, wird Ihnen eine Geschichte erzählen, die das beweisen wird, was ich da eben gesagt habe. Nach Empfang dieses Schreibens wurde soaleich der Armee der Befehl zum Rückzuge ausgesetzt.

Der König von Lou, der die Vergebenheit sowohl als die Verankassung dazu wußte, beschenkte die Frau königlich, und legte ihr den Namen Y-nei (edelmüthige Schwester) bey.

M . . .

Schreiben an Herrn Kirchhof in Hamburg, einige neue electrische Versuche betreffend.

H. H.

Ich habe neulich mit großem Vergnügen aus dem Altonaer gelehrten Merkur vom 4ten Nov. d. J. gesehen, daß Ew. Hochedeleib. den Versuch mit der sich herablassenden Wolke, worüber ich die Ehre hatte, mich unlängst mit Ihnen zu unterhalten, bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Ew. H. Unterredung hat mich seit der Zeit gleichfalls bewogen, ähnliche Versuche anzustellen, womit ich und meine Götter, die solches bey mir in Augenschein genommen, ziemlich zufrieden waren, weil wir von Ew. H. vollen Kommenen Versuche noch nichts wußten. Die Herablassung oder Senkung eines eine Wolke abbildenden Körpers schien mir durch einen Spiraldrath leicht zu bewirken zu seyn: ich wand dem zufolge einen eisernen Drath, so wie er zum Strickzeug gebraucht wird, um eine hölzerne $1\frac{1}{4}$ Zoll dicke Walze 38 mal neben einander, und machte darauf den Drath Federhart. Da mir die die Wolke und Erde vorstellende Tafeln bey Ew. H. für ungelehrte Zuschauer nicht sinnlich genug zu seyn schienen, so machte ich ein irreguläres Corpus, aus Schachtelholz zusammengepreßt, überzog es mit Linnen, und beklebte es hin und wieder mit Stanniolstreifen, die jedoch alle oben, wo dies Corpus wie unten conver war, an den Haken des Spiraldraths zusammenliefen. Dies Corpus, das

man vielleicht noch leichter von 4 oder mehrern zusammengebundenen großen Rindsblafen machen könnte, ließ ich weiß, grau, und schwarzgrau gewölkt anmalen, und hieng es an den isolirten Spiraldrath, der mit seinem obern Ende mit einer Electrirmaschine in Verbindung stand. Unter meine Wolke setzte ich ein kleines von Pappe sehr sauber verfertigtes Modell eines Hauses (von der Größe eines Vogelkäfigs) auf dessen Thurmspitze ich bald einen Knopf, bald eine Spitze anbringe. Von dem Thurm mache ich die Ableitung bis zum Magazincommun, bald vollkommener, bald unvollkommener, nemlich bald mit Drath, bald mit einer Kette, bald nur mit einem schmalen Streifen Goldpapier: dies letztere, so wie es die unvollkommenste Art der Ableitung abgiebt, so bezeichnet es zugleich ganz genau den Weg und die Richtung, die der Blitz längst der Ableitung nimmt, welches auch schon bey einer kleingliedrigten zur Ableitung angebrachten Kette, jedoch nicht so prächtig in die Augen fällt, indem der ganze Streif Goldpapier bey jedem schlagen den Funken herrlich erleuchtet ist. Ich unterbrach auch bisweilen die Ableitung um ein bis zwey Zoll an verschiedenen Orten, um zu zeigen, wie der künstliche Blitz, nach Art des natürlichen von einem Metal auf das andere, springe. Ob sich nun gleich meine obgedachtermaßen verfertigte Wolke

Wolke bey weitem nicht 15 Zoll tief herabzusinken im Stande war, so senkte und hob sie sich statt dessen desto schneller, und gab mehrere und häufigere Funken in weniger Zeit als sie es an einem Wagebalken gehangen giebt. Da ich inzwischen einmal auf die Idee des Hebels durch Ew. H. Versuch gebracht war, so nahm ich einen $6\frac{1}{2}$ Fuß langen dünnen Stab, und setzte denselben mit meiner Wolke dergestalt ins Gleichgewicht, daß die Wolke an dem längern Arm, der sich zum kürzern verhielt wie 9 zu 2, herabhieng. Hier gieng mir nun Ew. H. Versuch vollkommen von Statten; außer, daß sich die Wolke, wenn sich die Zuschauer zu sehr nahten, stärker gegen dieselben hinjog, welchem aber leicht abgeholfen wurde. Diesen Versuch mit einer jeden Electrismaschine zu machen, hält dem gar nicht schwer, der gelernt hat, mit kleinen Maschinen die größten Versuche anzustellen, und es darf daher sich niemand Sorgen darüber machen, daß er nicht eine Maschine hat, die der sehr vortreflichen, die Ew. H. besitzen, vollkommen gleich ist. Ueber die beste Art, die Kössen zu verfertigen, worauf alles bey der Electrismaschine selbst, und über die Art, die stärksten Sammlungsgläser zu machen, worauf alles bey den großen Versuchen ankommt, und die noch in keinem Exposé d'une methode &c. noch im Sigaud, noch sonst beschrieben ist, werde ich mich vielleicht einandermal zu erklären Gelegenheit haben, wenn Ew. H. meine

Versuche, das Wollen; und Ableitungsexperiment noch sinnlicher und einleuchtender zu machen, gütigst aufnehmen geruheten. Die freywillige ungebundene Zersprengung der Sammlungsgläser für die electriche Materie kömmt keinesweges von einem zu kleinen Erschütterungskreis her, wie Hr. Nairne und seine Nachfolger dafür halten, sondern vielleicht von einer gewissen Beschaffenheit der Atmosphäre, die sich durch den Barometerstand von 27' 9" auch 10" zu erkennen giebt; bey welchem Stande es mir sehr oft, ausserdem aber unter den ähnlichsten Umständen nie begegnet ist. Darf ich noch eine Vermuthung wagen, so ist es diese, daß dergleichen Zerschmetterungen die unartige Eigenschaft, die eine electriche Maschine vorzüglich vor der andern hat, sey. Da ich seit geraumer Zeit die Electric alle Tage bey Kranken mit nicht ganz unnützem Erfolge gebrauche, so habe ich nothwendig vieles zu beobachten Gelegenheit gehabt, was noch nicht bekannt genug seyn dürfte. — Der Hr. Cantzleyrath und Leibarzt Heinze zu Eutin, der schon in der Electricitätsgeschichte rühmlichst bekannt ist, hat der von Marum'schen Maschine ist eine sehr große Simplicität und noch größere Vollkommenheiten gegeben: ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, dem Publicum hievon, wie auch von seinen übrigen neuen Versuchen, und dem so sehr bezweifelten animalischen Magnetismus, den dieser große und gelehrte Naturforscher in einem erstau-

nungs:

nungswürdigen Grade befißt, und wo-
 von ich muthlich Augenzeuge war, eine
 ausführliche Nachricht zu ertheilen,
 wenn ich nicht hoffte, daß der Herr
 Canzleirath der Bittre der Gelehrten
 bald werde Gehör geben, und seine
 Versuche selbst, mit der ihm eigenen
 Deutlichkeit dem Druck überlassen.

Lübeck, den 11ten Dec. 1779.

— — — Möchten doch! alle
 Städte so große Gönner und Beför-
 derer der Naturwissenschaft haben, als
 es Hamburg an Ew. H. schon lange
 gehabt, und wie ich mit dem aufrech-
 tigsten Herzen wünsche, noch unzähli-
 che Jahre haben möge. Ich bin etc.

Kohlreisf.

Anfrage über den Kanadischen Zuckerbaum.

In den Briefen aus Kanada vom
 Jahr 1777. welche der Hr. Pro-
 fessor Schlözer in seinem statisti-
 schen Briefwechsel Th. IV. Heft
 XXIII. bekannt gemacht hat, befindet
 sich S. 312. folgende Stelle:

„Man macht in Kanada einen be-
 sondern Zucker, der Kanadischer
 Zucker heißt. Man hat zweyerley
 Art Bäume, wovon der beste *Erable*
 genannt wird, welche man jährlich
 mit einer Art anbohrt, und durch eine
 Röhre den Saft in einen Trog auf-
 fängt. Dieser Saft wird gekocht,
 und giebt einen sehr gesunden und sü-
 ßen Zucker, welcher in Milchsatten in
 Boden gegossen wird, und dunkel
 braun, aber hart wird. Man kann
 ihn sehr gut zur Speise gebrauchen.
 Die Bäume wachsen wild unter den
 andern Bäumen, und ein Baum
 nimmt es nicht übel, 30 oder 40 Jahre
 sich seinen Saft abzapfen zu lassen.

Mein jetziger Wirth (zu St. Anne in
 Kanada) ist jetzt über diese Arbeit
 aus, und hat im vorigen Jahr 400
 Pfund Zucker gemacht. Das Pfund
 gilt jetzt einen Hallifaxer Schilling,
 oder 6 ggr. 5½ pf. nach unsrer Mün-
 ze, in Friedenszeiten kann man das
 Pfund für 2 ggr. 6 pf. nach unserm
 Gelde kaufen.“

Man wünscht durch diese Blätter
 belehrt zu werden, ob, und unter wel-
 chem Namen etwa dieser Zuckerbaum
 schon in Deutschland bekannt, oder
 in England unter den mancherley dort
 verpflanzten amerikanischen Bäumen
 zu haben sey? Bekanntlich ist in Ka-
 nada der Winter viel härter als in Nie-
 dersachsen, ob jenes gleich einige Gra-
 de südlicher als dieses liegt. Es hat
 daher allen Anschein, daß dieser höchst
 schätzbare Baum auch in unsern Ge-
 genden mit Nutzen angebauet werden
 könnte.



Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Freitag, den 21^{ten} Januar 1780.

Etwas von der Societäts-Fabrik zu Hameln.

Ich bin seit einiger Zeit verschiedentlich von entfernten Interessenten der Societäts-Fabrik zu Hameln ersucht worden, ihnen von der Einrichtung, dem Betriebe, und überhaupt von dem gegenwärtigen Zustande dieser Fabrik eine umständliche Nachricht zu ertheilen.

Unerachtet ich dafür halte, daß es besser ist, sich mit wirklichen Anlagen und Erweiterungen der Fabriken als mit ihren Beschreibungen zu beschäftigen, so will ich doch aus verschiedenen Ursachen jenem Antrage nunmehr ein Genüge leisten, und dazu der Kürze halber das gegenwärtige Magazin wählen, zumal verschiedene Nebenumstände eintreten, die eine öffentliche Bekanntmachung des Verkehrs der erwähnten Fabrik und ihres Umfangs rathsam und nöthig machen.

Die Societäts-Fabrik zu Hameln, hat mit dem Jahre 1769, mithin gerade zu der Zeit, da die vormaligen berühmten Manufacturen der französischen Colonisten gänzlich aufgehört hatten, ihren Anfang genommen. Ihr Capital, welches aus 20000 Rthlen.

bestehet, ist durch Actien zusammengebracht worden, wovon eine jede 25 Rthlr. beträgt. Eine solche Actie kann nie geloset, wol aber vererbt, verkauft und auf jede andere Weise veräußert werden, nur muß der neue Besitzer den Actienschein bey der Fabrik vorzeigen, damit die Actie auf seinen Namen übertragen werden kann. Der Inhaber des Scheins wird bey der Fabrik ohne weitere Untersuchung für den Eigenthümer angenommen.

Die Direction der Fabrik wird von mir und dem Kaufmann, Herrn Daniel Georg Kulmann, geführt, dessen eifßjährigem unermüdeten Fleiß und wahren patriotischen Eifer, der bisherige glückliche Fortgang der Fabrik vorzüglich zu verdanken ist. Die Fabrikbücher werden von einem beidigten Buchhalter nach der sogenannten italiänischen Manier gehalten. Jährlich ist einmal eine allgemeine Societätsversammlung in dem von der Societät angekauften Fabrikhause, woben ein jeder Interessent, der will, erscheinen kann. In dieser Versammlung, worin bisher der Herr Stifts-

Secretarius Lüders auf Ersuchen das Protocoll geführt hat, wird das Beste der Fabrik in Ueberlegung genommen, und nach eingesehener Fabrik-Bilanz die auszuzahlende Dividende bestimmt. Was die Mehrheit der Stimmen gut findet und beschließt, darnach wird das Jahr über verfahren, wenn die Umstände eben dieselben bleiben.

Die Fabrik fertigt:

1) an zengartigen Waaren Chaïons, Söhen, Sergen und Cadis auf 18 Stühlen;

2) an tuchartigen Waaren gesteckte und schlichte Boyen auf 2 Stühlen;

3) an Linnenweber: Waaren Cottonaden, englische und ordinaire gestreifte Flanelle auf 15 Stühlen;

4) wollene Strümpfe und Mützen auf 30 Stühlen;

5) baumwollene Strümpfe auf 10 Stühlen; und endlich

6) Catune auf 2 Stühlen.

Es sind also gegenwärtig 77 Stühle im Gange, die theils im Fabrik-hause, worin 68 Menschen wohnhaft sind, theils außer dem Fabrik-hause in der Stadt, und theils auf dem Lande arbeiten, und werden jährlich überhaupt ungefehr 12 bis 1500 Menschen an der Fabrik Verdienst haben.

Alle eben erwähnten Waaren, läßt die Fabrik von der Wolle an bis zur Appretur um Lohn machen, nur die wollenen Strümpfe und Mützen ausgenommen. Die Wollen-Strumpfweber sind Bürger und Meister. Ein

jeder derselben kauft seine Wolle und läßt seine Garne spinnen, wie und wo er will, und verkauft seine Strümpfe da, wo er sie am besten versilbern kann; wenn er aber zu dem letztern keine vortheilhafte Gelegenheit findet, so liefert er solche, nachdem sie durch zween beeidigte Meister geschauet worden sind, für einen gewissen festgesetzten Preis an die Fabrik, und diese verkauft sie denn, so gut sie kann. Die Erfahrung zeigt, daß dieser Verlag den Strumpfw Webern das vortheilhafteste seyn muß, weil nur sehr wenige den Absatz ihrer Waare selbst besorgen. Ich sage auch nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ohne diesen Verlag, und also ohne die Fabrik, von der ziemlich zahlreichen Strumpfw Weber-Gilde ist kaum ein Rest übrig seyn würde.

Die Fabrik verarbeitet keine andere als einländische Schaafswolle, die an der Weser eingekauft wird. Es werden überall keine Waaren en Detail, sondern bloß in ganzen Stücken und bey ganzen und halben Duzenden verkauft. Ich muß es der Kramer-Zunung zu Hameln nachrühmen, daß sie den Absatz der Fabrik vom Anfang an nach möglichsten Kräften befördert hat; es würde also äußerst unbillig seyn, wenn die Fabrik sie in ihrem Detailverkauf beengen wollte.

Jährlich werden ungefehr 300 Duzend baumwollene Strümpfe, das Duzend zu 8 bis 24 Thaler, verfertigt, und wird das Garn hierzu alleinig im Lande, nemlich in und um

Hameln, gesponnen. Die Strümpfe zu 24 Thaler sind fünfdrätig und dennoch eben so fein, wie die vierdrätigen, die man aus England erhält und mit 3 bis 4 Thalern bezahlt. Zu einem solchen Duzend Strümpfe sind, der ighen hohen Baumwollenpreise ungeachtet, kaum für 2 Thaler Baumwolle, welches sich diejenigen merken wollen, die an der Frage, ob es auch ratsam sey, ein ausländisches Product zu verarbeiten, Vergnügen finden. Da die Baumwollen-Strumpfwerey bey uns neu und ungewöhnlich war, so habe ich die Strumpfstühle in entfernten Provinzen Deutschlands machen lassen müssen, und man dürfte sich vielleicht über die Schwierigkeiten und genommenen Umwege, sie hieher zu erhalten, wundern; wenn ich nicht aus vielen Ursachen Bedenken tragen müßte, deshalb etwas öffentlich bekannt zu machen.

Außer 5 bis 6000 Stück linnenen Garn, werden jährlich an wollenem Garn ungefehr 6000 Pfund grobes, und 5000 feines, worunter aber die Garne der Wollen-Strumpfwerber nicht mit begriffen sind, verbraucht. Die groben Garne werden sämmtlich, und die feinen zum größten Theil im Lande, nemlich in und um Hameln und zu Lüneburg gesponnen. Um Hameln ist diese Wollenspinneren nunmehr zu Springe, zu Völle, zu Coppenbrügge, zu Lauenstein, zu Hemmendorf und zum Osterwald gängig, wo sie allenthalben, ohne daß vorher auch nur eine Spur dieser Art Spin-

neren daselbst zu finden gewesen wäre, auf Befehl der Königlichen Landes-Regierung und nach der besonderen Anordnung des seligen Herrn Geheimen Raths von Brämer, von mir mit Hülfe des oberwähnten Herrn Fabrik-Directeurs Kulemann eingeführt worden ist; auch wird damit nächstens zu Eime der Anfang gemacht, und so noch ferner von einem Ort zum andern fortgefahren werden. An den mehesten dieser Dörter, macht der geringe Mann sich das Wollenspinnen bereits zu seinem ordentlichen und gewöhnlichen Wintererwerbe, und giebt es im Amte Lauenstein Spinner, die es zu einer solchen Fertigkeit gebracht haben, daß sie täglich 4 mgr. verdienen können. Nirgend ist Zwang gebraucht worden, vielmehr habe ich bey den Obergkeiten allemal bevormundet, von dem Geschäfte auf keinerlei Weise eher Kenntniß zu nehmen, bis ich besonders darum ersuchen würde.

Die baumwollenen Garne zu den Cottonaden, Catunen und baumwollenen Strümpfen, werden zu Hameln, zu Münden, zu Lauenau, zu Großen Berkel und auf mehreren Dörfern gesponnen, und ist auch diese Spinneren auf höheren Befehl von mir mit der oberwähnten Hülfe eingeführt worden. Ich glaube nicht, daß die zu allererst angelehrte Spinner vorher jemals ein Spinnrad zur Baumwolle gesehen hatten; indessen ist das Gespinnst durch die von Königlicher Landesregierung solcherhalb verwilligten Prämien gar bald höher getrieben worden, als es

jemals im Voigtlande geschehen ist. Es sind niemals aus einem Pfunde Baummolle 150 bis 160 Stück, wo: von vier auf ein Calenbergisches volles Linnengarn-Stück gehen, welches bekanntlich 10 Binde, und jedes Bind 100 Faden, jeden Faden zu 4 Ellen lang, hält, gesponnen worden; im Voigtlande soll man aber, so viel ich wenigstens daselbst in Erfahrung habe bringen können, noch nie über 145 Stück hinaus gekommen seyn. Ich führe dieses an, weil man mir wohl eher in wahrem Ernste den sonderbaren Gedanken geäußert hat, als ob unser gemeine Mann zu dergleichen feinen Arbeiten nicht geschickt sey, ob ich gleich im übrigen nicht behaupten mag, was ich im 87ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1773 gelesen habe: „es sey nemlich unmöglich, daß die Seele eines Spinners, der so fein spinne, bey einer so außerordentlichen Zärtlichkeit des Gefühls, bey so einem Spinnensinn hart und thierisch bleibe, sie müsse sich vielmehr den leichtesten, lindesten Eindrücken öffnen, und allen ihren Ideen, Gedanken, Entschlüssen, so ein sanftes Wesen mittheilen,“ wenigstens habe ich eine solche sanfte Veränderung bey den Baumwollenspinnern um Hameln, seitdem sie so fein spinnen, noch nicht wahrnehmen können, so aufmerksam ich auch vom Anfang an bis jetzt auf das Spinnerengeschäfte gewesen bin.

Eine Baumwollenspinnerin kanir, wenn sie zur völligen Fertigkeit gekommen ist, und eine natürliche Ansfage

zum Spinnen hat, täglich bis zu 6 mgr. und, wenn es dereinst zur Schleyerwickerey kommt, darüber verdienen. Es giebt zu Hameln Familien, die sich vom Baumwollenspinnen allein ernähren, und, anstatt daß sie vorher in der größten Dürftigkeit, und wohl gar am Bettelstabe waren, sich jetzt vorzüglich kleiden, und ganz reichlich davon leben können. Eine Flachsspinnerin in den Städten und Flecken des Hamelnschen Quartiers, die den Flachs kaufen muß und Kaufgarn daraus spinn, kommt nicht über einen täglichen baaren Verdienst von 2½ mgr. höchstens, welches jedoch etwas sehr seltenes ist, von 3 mgr. Ich habe darüber von Jahr zu Jahr unzählige Untersuchungen angestellt, und es nie anders befunden. Mehr brauche ich also zur Beantwortung der gewöhnlichen Frage unserer Fabrikgelehrten: „ob es auch rathsam sey, die Spinner vom Flachspinnen wegzunehmen,“ für das mal wohl nicht anzuführen. Männer, die die Producte des Landes und ihre Verschiedenheit in der Bearbeitung von Grund aus kennen, könnten mir indessen einen gewissen District des Fürstenthums Grubenhagen einwerfen, wo freylich der Kaufgarnspinner einen größern Verdienst hat, als ich so eben angegeben habe. Allein einmal rede ich hier nur von der Hamelnschen Gegend; zweitens ist der vortige Verdienst nur wegen des gegenwärtigen hohen Kaufgarnpreises so groß, und endlich drittens ist solcher doch noch immer dem Verdienst eines Baumwollenspinners bey

bey weitem nicht gleich, der großen Nebenvortheile, die dieser bey einem beständigen Spinnen um Lohn für jenen voraus hat, nicht einmal zu erwähnen. Der Spinnlohn bey der Baumwollenspinnerey ist der niedrigste, und bleibt daher zu aller Zeit derselbe; es giebt aber Zeiten, wo der Kaufgarnspinner froh ist, wenn er dort täglich 20 pf., und in der Hamelschen Gegend 14 bis 16 pf. verdienet.

Ein Urtheil, welches in Ansehung der Baumwollenspinnerey gefällt worden, darf ich bey dieser Gelegenheit nicht unberührt lassen. Es werden, sagt man, seit acht Jahren jährlich so viele Baumwollenspinner angelehrt; die Fabrik muß also entweder eine ganz unglaubliche Menge baumwollenes Garn verbrauchen, oder die Spinner müssen auch ihre Rechnung nicht dabey finden, sondern diese Spinnerey bald wiederum aufgeben. Ich will zur Widerlegung aus der Fülle von Gründen nur die heraus greifen, welche am meisten auffallen.

Aus wichtigen Ursachen werden vorzüglich Kinder vom 6^{ten} bis zum 14^{ten} Jahre zur Baumwollenspinnerey angelehrt. Wenn diese Kinder nach zurückgelegtem 14^{ten} Jahre confirmirt sind, so gehen sie gewöhnlich nach den großen Städten und sonst in Dienst, ihre Spinnerey hat sodann ein Ende, und es müssen andere angelehrt werden, bis jene, wie in Ansehung der allerersten Lehrlinge schon nach und nach erfolgt, wieder zu Hause kommen, das Baumwollenspinnrad

wieder ergreifen, und in der Folge selbst ihre Kinder zum Baumwollenspinnen anziehen. Hierzu gehören aber Jahre.

Das baumwollene Garn ist bekanntlich bey uns in sehr gutem Preise. Hieraus entsteht, daß viele Spinner, wenn sie einigen Verlag haben, sich Baumwolle ankaufen, und mit dem daraus gesponnenen Garn auf den Märkten haufiren, und es sonst zum Verkauf nach den Städten bringen, oder daß sie, weil diejenigen, die baumwollenes Garn zum einzelnen Wiederverkauf, zum Knütten, zu Dochtern und sonst in der Haushaltung nöthig haben, gern einen höhern Spinnlohn bezahlen, als natürlicher Weise die Fabrik geben kann, sich als Inquilitten in die benachbarten großen Städte begeben, und sich daselbst vom Baumwollenspinner ernähren. Selbst auch hieher nach Hannover hat sich eine gute Anzahl der in und um Hameln angelernten Baumwollenspinner ihres erlernten Verdienstes wegen begeben. Es müssen an deren Stelle also beständig neue Spinner angelehrt werden, womit so lange wird fortgefahren werden müssen, bis sich in den benachbarten Städten nach und nach so viele Baumwollenspinner gesammelt haben, daß darüber der Spinnlohn dem Fabrikspinnlohn ganz, oder doch mehrentheils, gleich ist. Werkverständige, welchen hierbey die Erfordernisse zu einer vollkommenen und untadelhaften Fabrikwaare einfallen, werden bald finden, daß ein solcher beständiger

Abgang von geübten Spinnern, und jährlicher Zugang von ungeübten Spinnern oder Lehrlingen, von den bey der Fabrik zu überwindenden unendlich vielen Schwierigkeiten, gewiß nicht die kleinste sey, so wie überhaupt ein jeder einsehen wird, daß bey diesen Umständen die Fabrik zu Hameln von den Baumwollen-Spinnschulen nicht den alleinigen Nutzen hat, sondern daß durch diese Schulen, unvermerkt in mehreren Städten, zu Baumwollen-Weberenen die Bahn gebrochen, und das baumwollene Garn in einer beträchtlichen Entfernung allmählig auf wohlfeilere Preise gebracht wird.

Vielleicht wünscht ein Theil meiner Leser, hier die Mittel angeführt zu finden, welche ich angewandt habe, die Wollen- und Baumwollenspinneren an so vielen Orten in Gang zu bringen, da man weiß, daß hin und wieder die deshalb gemachten Versuche fast ohne Ausnahme fehl geschlagen sind; allein mein Zweck ist jetzt nur, eine Beschreibung der Societäts-Fabrik zu machen, mithin würde ich dadurch zu sehr vom Zwecke abgelenket werden, und da ich mir vorgenommen habe, alle Erfahrungen, die ich seit zwölf Jahren, von der Wolle an durch alle Fabrikarbeiten, bis zur Farbe und Appretur hinaus, gemacht habe, auch noch ferner zu machen hoffe, dereinst, in sofern sie bey Gründungen von Spinnerenen und Fabriken nützlich seyn können, bekannt zu machen, so wird man alsdenn sehen, warum es in Niedersachsen mit den Fabrikant-

lagen so oft, und mit den Spinnerenen Versuchen fast allemal mislinget.

Zum Bleichen der baumwollenen Waaren, hat die Königliche Regierung in der Nähe von Hameln eine Bleiche an dem sogenannten Butterbache anlegen lassen, und wird das Wasser auf 500 Fuß weit in Röhren geleitet, das mit es in dem Bleichhause in die Kessel und Gefäße laufen könne. Dieser Bach, der vorhin so unbedeutend war, daß ihn vielleicht nur wenige Einwohner in Hameln hatten nennen hören, war das einzige Wasser auf eine Meile um Hameln, das zu diesem Bleichen gebraucht werden konnte. Das Bleichen der Baumwolle ist von dem Linenbleichen wesentlich verschieden, es erfordert besondere Laugen und ein ganz besonderes Verfahren, womit man auswärts sehr geheim ist, daher mir diese Bleiche mehrere Mühe, als die ganze Fabrikanlage und deren bisherige Ausführung gekostet hat. In 3 bis 8 Tagen ist das Bleichen der Baumwolle vollendet, es verdient also keine Verwunderung, wenn man den Bleichplatz oft unbelegt und ledig findet.

Die Färberey der Fabrik ist wegen des Wassers außerhalb der Stadt in dem Wassermühlengebäude an der Hamel angelegt worden. Da ein hiesiger Grossierer der Fabrik alle so genannten englischen Flanelle, eine Waare, bey welcher es insonderheit auf die Schönheit der Farben ankommt, abgekauft hat, die sie bis Johannis 1781 zu verfertigen im Stande ist, so muß

muß die Färberey wohl untadelhaft seyn. Vor zwey Jahren ist die Einrichtung gemacht worden, daß in dieser Färberey zwey bis drey Lehrlinge, die zugleich im Pressen, und allen übrigen, hier wegen der mancherley Gattungen von Waaren sehr mannigfaltigen Fabrikarbeiten, unterrichtet werden, angesetzt werden können, und es ist gegenwärtig auch wirklich der Anerkennung einer der beträchtlichsten einländischen Fabriken daselbst in der Lehre.

Die Presse ist unstreitig zur Vollkommenheit gebracht, und ich zweifle, daß sie von irgend einer deutschen Fabrik übertroffen wird, noch daß sie der englischen Presse, wenn sie dieser ja nachsteht, mehr nach giebt, als was, wie Werkverständige wissen, bey unserer Wolle unmöglich erhalten werden kann. So bald wirkliche englische Waaren zu Hameln gepreßt worden sind, wie mehrmals zum Versuch geschehen ist, so hat auch das schärfste Auge keinen Unterschied unter der englischen und hamelnschen Presse wahrnehmen können. Die eiserne Presse, wodurch diese vollkommene Appretur erhalten wird, habe ich zu Gera verfertigen lassen. Es hat diese Presse in Aufsehung der Accurateß der Schraubgänge, der Spindel und der Mutter, so wie überhaupt in der Bauart und Zusammensetzung gewisse Vorzüge, die beyhm Zuschrauben die Anwendung einer ungleich größeren Gewalt, wie sonst gewöhnlich ist, verstaten. Jetzt hat es indessen keine Schwierig-

keit mehr, Pressen von eben der Güte im Lande gemacht zu erhalten.

Um diese vollkommene Appretur herauszubringen, und überhaupt die Fabrikarbeiten so wohlfeil wie nur immer möglich ist zu liefern, sind auf Befehl der Königlichen Landes-Regierung und unter der besondern Direction des seligen Herrn Geheimen Raths von Bremser, in dem schon erwähnten Walkmühlengebäude an der Hamel, verschiedene Maschinen angelegt, die ich theils in holländischen und deutschen Fabriken gesehen, theils aus der Kenntnis der Fabrikarbeiten hergenommen habe, und welche ich hier in wenigen Zimmern solchergestalt habe anbringen lassen, daß sie bis auf zweyen, sämmtlich theils an der Erde, theils im erstern Stockwerk, oder auf dem Boden des Gebäudes durch Wasser, und zwar zwölf davon mittelst eines einzigen Rades getrieben werden.

In einem Zimmer an der Erde sind:

1) Eine große eiserne Presse, die durch Wasser zugeschoben wird. Ein einziger Mann besorget dieses Zuschrauben, anstatt daß sonst vier bis sechs Menschen erforderlich seyn würden, und dennoch mit allen ihren Kräften das nicht ausrichten könnten, was hier das Wasser leistet.

2) Eine etwas kleinere eiserne Presse, die ebenfalls durch Wasser zugeschoben wird.

3) Ein kupferner Kessel, der durch Wasser in einer beständigen gleichförmigen Bewegung erhalten wird, das mit

mit die darin befindlichen eisernen Kugeln herumlaufen, und Indig zermalmen können.

4) Eine verschlossene Mühle, zum mahlen der feinen Sorten Indig, die durch Wasser getrieben wird.

5) Eine Frisier-Mühle, die durch Wasser getrieben wird, und auf welcher Tuch und Futter von drey Ellen breit frisirt werden können.

Man nennt ein Tuch oder Futter frisirt, wenn die aufstehenden Haare der Wolle gekräuselt, oder in kleine Knoten zusammengelaufen sind. Dieses Kräuseln geschieht durch die Erhitzung, welche ein Brett verursacht, das sich mit seiner mit einem trocken gewordenen Gemengsel von Everschaalen, Terpentinöl u. belegten Fläche auf der ganzen Breite des Tuchs gleichförmig zitternd bewegt.

6) Eine Galander, die vom Wasser getrieben wird, und aus zweien hölzernen Walzen und einer hohlen entweder figurirten oder glatten metallenen Walze besteht, welche, wenn die letztere Walze durch glühende eiserne Stangen, die in ihre Hölzung hineingeschoben werden, bis fast zum Glühen erhitzt worden, statt des sonst gewöhnlichen sehsamen Aneinanderschraubens durch ein Gewicht von 1400 Pfund, das jedoch ein Mann mittelst eines künstlich angebrachten Hebels mit ei-

ner Hand heben und niederlassen kann, während ihrem beständigen Umlaufen solchergestalt an einander gedrängt werden, daß ein dazwischen gebrachtes Haar breit wird. Diese Maschine wird theils zum Glänzen der Waaren, theils zum figuriren der Costanten und anderer Zeuge, die geblümt werden sollen, gebraucht.

7) Ein Gebläse, um auf dem vorgehenden Heerd das Feuer zum glühen der Galanderbolten und Preßplatten in beständiger Glut zu erhalten. Der Blasebalg liegt zwar im erstern Stockwerk, das Wassergetriebe ist aber in diesem Zimmer.

8) Eine mechanische Neben-Vorrichtung, wodurch zu desto mehrerer Vorsicht das Wassertriebwerk der Pressen mit einem einzigen Fußstoß gehemmet werden kann, wenn das gewöhnliche Mittel, dieses Triebwerk, auf welchem der Presser steht und das mit herumgeführt wird, mit einem einzigen Schlage mit einem Beile zum Stillstand zu bringen, durch einen unglücklichen Zufall sechschlagen sollte.

9) Ein Triebwerk, wodurch ein oder zweien Menschen, wenn die Hamel in anhaltend trocknen Sommern, oder bey lange anhaltendem Frostein, nicht Wasser genug hat, die Pressen zuwinden können.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

7tes Stück.

Montag, den 24^{ten} Januar 1780.

Etwas von der Societäts-Fabrik zu Hameln.

(Schluß.)

In einem Zimmer im erstern Stockwerk, werden durch eine aus der beschriebenen Maschinenkammer heraufgehende stehende Welle durch Wasser getrieben:

10) Eine Maschine, die die Presspappen mit einem geschliffenen Feuerstein glättet und glänzend macht; woben die Presspappe sich von selbst unter dem Stein vorwärts schiebt, und wenn der Stein an das Ende ihrer Oberfläche kommt, sich selbst wieder zurück schiebt, und diesen gleichförmigen Gang so lange hin und her fortsetzt, bis sie genug geglättet, weggenommen, und eine andere Pappe untergeschoben wird.

11) Eine Zwirnmühle mit einem doppelten Schiffe, woran 160 Bobinen befindlich sind, von welchen die Garne sich zu gleicher Zeit so drall und so lose, wie es jede Waare erfordert, zwirnen und aufhaspeln.

12) eine Maschine, die zu gleicher Zeit von 42 Haspeln Garn abhaspelt und auf so viele Bobinen aufspulet, woben durch ein wahres Kunststück

der Mechanik, mittelst eines mit einem verschlossenen Kasten umgebenen Reibgetriebes der Faden, damit er auf der Bobine nicht auf einer Stelle aufläuft, wodurch sonst die ganze Arbeit unbrauchbar gemacht würde, beständig auf der Bobine so gleichförmig und sanft hin und her geleitet wird, als es bey dem gewöhnlichen Spulen die Hand der Spulerinn nur immer thun kann.

13) Eine Schneidemühle zum Sägen der zum Aufschlagen der Chalon und Söhen erforderlichen Bretter. Diese Mühle wird, so wie

14) Eine auf einem Vorplage angebrachte Maschine zum Raspeln des Brasilienholzes, durch das Walkmühlenrad getrieben.

Auf dem Boden des Gebäudes werden durch Wasser getrieben:

15) und 16) Zween Maschinen, die Wölfe genannt, und zum Ausstauben und Reinigen der Wolle gebraucht werden.

Alle diese Maschinen können nebst der Walkmühle zugleich, jedoch auch
G jede

jede besonders gehen und gebraucht werden, und da die Zwirnmühle, die Glätte- und die Spulmaschine nebst den Wölfen, mittelst einer aus dem untersten Maschinenzimmer herausgehenden stehenden Welle getrieben werden, so ist das Triebrad dieser Welle so eingerichtet worden, daß bey wenigem Mangel an genugsamen Wasser oder bey lange anhaltendem Frostwetter, erwähnte Maschinen, zusammen und einzeln, auch durch das Treten eines oder zweyer Menschen, gangbar gemacht werden können.

Das unterste Maschinenzimmer ist 42 Fuß lang und 22 Fuß breit, das oberste aber ist 42 Fuß lang und 18 Fuß breit. Wenn man erwägt, daß die Zwirnmühle, die Spulmaschine, die Friesermühle, die Galandier- u. Maschinen von beträchtlichem Umfang sind, und die erstere allein einen Raum von 24 Fuß lang und 14 Fuß breit einnimmt, daß in dem untersten Zimmer, außer der beträchtlich weit hereintretenden Welle des Wasserrades, ein ziemlich großer Feuerherd und ein noch größerer Tisch zum Einpackieren und Aufschlagen der Waaren vorhanden ist, daß ferner zum Abfließen der Pressplatten, zum An- und Abstellen jeder Maschine und zu der bey einer jeden derselben erforderlichen Arbeit, hinlänglicher Raum ist, daß endlich viele Geräthschaften, Gewichte, Walzen, Haspel u. d. d. beständig zur Hand liegen müssen, so wird man vielleicht finden, daß der Platz möglichst genutzt worden, und nicht leicht irgendwo

in einem so engen Raume so viele und mancherley nützliche Maschinen zusammen angetroffen werden dürften, und gleichwohl werden zu seiner Zeit in eben diesen Zimmern noch zwey andere Maschinen angebracht werden. Durch diese sorgfältige Ersparung des Platzes ist aber auch erhalten worden, daß die ganze Anlage mit gar geringen Kosten hat ausgeführt werden können.

Diese sämmtlichen Maschinen sind, nachdem der Herr Landbauverwalter Bick von dem oberwähnten künstlichen Nebengetriebe der Spulmaschine die Berechnungen, Abtheilungen und Zeichnungen gemacht und angegeben hatte, von einem geschickten Tischlermeister zu Hameln, Namens Läger, ausgeführt, und in der Ausföhrung noch durch viele dabey angebrachte nützliche Erfindungen verbessert worden. Die Triebwerke sind sämmtlich so zutreffend und sorgfältig gearbeitet, daß man sie kaum höret, wenn auch alle im Gange sind.

Sonst ist in diesem Walkmühlensgebäude, welches bey der ehemaligen Aufnahme der französischen Colonisten errichtet, und vor fünf Jahren seines drohenden Einsturzes halber neu erbauet worden, außer jenen Maschinenkammern, der Färberen, der Walkmühle, der Wohnung des Färbers, des Pressers und des Walkers, der Scheerstube und dreyen Zeugmacherswerkstätten noch eine Kinnendamastweberey befindlich, worin auf zweyen Stühlen Damaste von allen möglichen Mustern und Tischläfen von fünf und

und einer halben Elle ohne Nath breit, verfertigt werden.

Die Waaren, die die Fabrik verfertigt, werden theils im Lande, größtentheils aber außerhalb Landes, insonderheit nach Hamburg und Holland, abgesetzt.

Die Fabrik kann und wird noch vergrößert werden, wenn die Spinnerey sich noch mehr verbreitet hat, und sich sodann, nach vorgängiger Bekanntmachung zu neuen Actien, Liebhaber finden.

J. G. Zahn,
Geheimer Canzley-Secretarius.

Vom ökonomischen Nutzen der Wasserlinsen. (Meerlinsen. Lemna, Linn.)

Ein einziges Product der Natur ist so klein, daß es nicht ein brauchbares Glied in der großen Kette, einen Beweis der erhabnen Eigenschaften seines Schöpfers, und eine lehrreiche Anleitung zu hundert nützlichen Betrachtungen abgeben sollte. Je kleiner fast, desto bewunderungswürdiger; seit dem uns das Mikroskop den Anblick einer unsichtbaren Welt geöffnet hat. Was scheint unbeträchtlicher und einfacher unter dem zahlreichen Haufen der Gewächse zu sehn, als eine Wasserlinse. Eins, zwey, drey kleine Blätterchen; in und an einander verwachsen, mit einem Stiele in der Mitte, der kaum die Dicke eines feinen Zwirnfadens hat, — und doch ein Gegenstand, der den Beobachtungsgeist der Naturforscher auf eine würdige Art beschäftigen kann. Daß der Stiel derselben mit seiner cylindrischen Wurzel bloß im Wasser schwebt, und so aus demselben seine Nahrung saugt; daß Billionen

und Trillionen solcher Pflänzchen, in einem kleinen Wasserbehältniß herum schwimmen, wo im ersten Frühjahr nicht eins zu sehn war; daß sie große Teiche von einem Ufer zum andern bedecken, und zugleich statt einer Windfahne dienen, je nachdem sie vom Nord oder Süd, Ost oder Westwinde bald hier bald dorthin auf einen Haufen getrieben werden; daß an diesen Blätterchen ordentliche Blüten, männliche und weibliche, nebst den dazu gehörigen Fructificationstheilen und Saamen hervorkommen, wodurch sie sich fortpflanzen, wie im 67ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre zum Vergnügen aller Liebhaber der Botanik gezeigt worden; daß endlich diese kleinen schwimmenden Wälder Millionen lebendiger, noch viel kleinerer Wassergeschöpfe, Polypen, Wasserfische, Wasserkäfer, Wasserwanzen, — einen ihnen angemessenen Aufenthalt verschaffe a), und folglich eine bewohnte Welt sind: wer muß

G 2

das

a) Man kann mit Vergnügen davon überzeugt werden, wenn man ein Glas voll Wasser

das nicht bewundern, wenn er nicht bloß das: cui bono? im eigentlichen Verstande, zu seinem Grundsatz gemacht hat?

Doch eben dieser Grundsatz verliert auch bey diesen Wasserlinsen seine Rechte nicht. Was Gott geschaffen hat, muß auch seinen Nutzen haben, er mag groß oder klein seyn, er mag sich früh oder spät entwickeln. Ob die Wasserlinsen den Fischen, zuträglich sind, scheint mir noch zweifelhaft. Kräuter sind eben keine sich für sie schickende Nahrung. Nach angestellter Erkundigung hat mir niemand sa-

gen können, daß er Ueberreste von Pflanzen oder Meerlinsen in ihrem Eingeweide gefunden habe. Vielmehr, da die Oberfläche der Teiche oft durchaus mit diesen Wasserlinsen bedeckt ist; so werden sie dadurch vieler über dem Wasser schwebenden Glieder, Mücken und anderer Insekten beraubt, die sie sonst erfassen, oder, wenn sie aufs Wasser fallen, wegschnappen würden. Dennoch, da sich zwischen den Stielen dieser Pflanzen unzählige kleinere und größere Thierchen, Larven von Mücken und anderes Gewürm aufhält; so mögen sie

Wasser aus einem mit solchen Wasserlinsen versehenen Teiche schöpft. Ist es nicht zu trübe, so wird man bald eine Menge lustiger Creaturen in demselben herumschwärmen, steigen und fallen, hüpfen, schwimmen, und sich mit allerhand zuckenden Grimassen bewegen sehen. Zu spät zwar, um die vom Herrn Ehrenhart wieder gefundene Blüte der Lemna aufzusuchen; aber doch nicht ohne Belohnung machte ich noch in der Mitte des Octobers die Probe und fand an verschiednen Stängeln derselben meine, ehemals schon beobachteten *Strauspolypen* (*Glockenpolypen*) wieder. Es ist eine Lust, das erstaunlich geschwinde Wandern dieser sonst so wenig organisirten kleinen Thierchen zu betrachten. Wenn man eine Portion solcher Wasserlinsen in ein helles Wein- oder anderes Glas mit klarem Brunnenwasser thut; so wird man in kurzer Zeit mehr als einen Stiel gewahr sehn, an welchen dergleichen kleine Sträucher herumsitzen. Nimmt man nun ein gutes Hand-Mikroskop zu Hülfe und betrachtet diese kleinen weißen, fast durchsichtigen Creaturen, wenn sie sich in der achdrigen Nähe an der Seite des Glases aufhalten, genauer, freylich so, daß das Glas nicht bewegt wird; so sieht man deutlich, wie von dem senkrecht hängenden Stiele, horizontale Fäden ausgehen, welche sich mit einem *glockenförmigen* Körperchen endigen, dem man deswegen den Namen der *Glockenpolypen* gegeben hat. Ich denke, es sind oft 100 bis 200, die an einem kaum zwei Linien großen Flecke eines solchen Stängels ihre Colonie gepflanzt und sich rund herum angehängt haben. Kaum aber wird das Glas oder das Wasser nur ein wenig gerührt; wie ein Blitz fahren sie dergestalt zusammen, daß alles nur wie ein wenig Schleim aussieht, der um den Stengel herum sitzt, kommen aber in derselben Minute langsam wieder zum Vorschein, bis sie bey einer neuen Erschütterung, abermals wieder plötzlich zusammenschnellen. Ich ersaune, wenn ich an die Nahrungsmittel dieser, dem gewaffneten Auge kaum kennbaren Creaturen, an ihre organische Theile, an die Art ihrer Vermehrung u. d. gl. denke. Man sehe Bonnets und anderer Abbildungen aus der Insektenlogie von Göze übersetzt und mit Zusätzen begleitet. Seite 462. Not. e.

sie vermutlich wohl von diesem Vor-
rath manches zu sich nehmen, das
ihnen sonst entgehen würde. Die vor-
nehmste Speise aber sind die Wasser-
linsen, wie Linne bereits angemerkt,
für die Enten, daher sie auch an
manchen Orten *Entenflort*, genannt
werden. Was die wilden Enten aus-
langt; so kann ich zwar nichts gewis-
ses davon behaupten. Desto gewisser
aber ist solches von zahmen Enten, die
alleinmal ein angenehmes Futter daran
finden, wenn sie in diesem grünen
Walde herumschwimmen können, und
wer daher das Recht hat, diese Was-
servögel auf solchen Teichen zu halten,
und nicht fürchtet, daß sie den kleinen
Fischen feindselig begegnen, der kann
sich von seiner Entenzucht einen schnel-
len Wachsthum und eine desto bessere
Zunahme versprechen.

Doch, da nicht jedermann die Er-
laubniß oder die nöthige Bequemlich-
keit dazu hat; so kann diese Fütterung
selbst auf trocknen Höfen geschehen,
davon ich dies Jahr, nicht ohne Nuz-
zen eine Probe gemacht habe. Sollte
solches verschiedenen Hauswirthen be-
reits bekannt seyn; so sind doch wohl
einige, denen die Anzeige davon noch
fremd ist. Man nehme einen stei-
nern oder auch hölzernen Trog, sen-
ke denselben in die Erde, oder setze ihn
so, daß ihn die Enten bequemt bestei-
gen können, fülle ihn mit Wasser,
lasse alsdann dergleichen Wasserlinsen
in Eimern oder auf Schubkarren ho-
len, und schütte täglich etliche mal
ganze Schaufeln voll auf das Wasser;

so wird man sehen, mit welcher Be-
gierde die Enten davon fressen, so,
daß in einigen Stunden fast nichts
mehr davon übrig ist. Man kann
solches drey bis vier mal in einem
Tage wiederholen und am Abend wird
man alles aufgezehrt finden. Es ver-
steht sich aber von selbst, theils daß
ihnen deswegen nicht alles andre
Futter entzogen werde, theils daß man
die Tröge zuweilen reinigen lasse, da-
mit das Wasser nicht stinkend werde.
Ja, nicht nur Enten, auch andres
Federvieh, Gänse, Hühner u. d. gl.
lassen sich belieben, davon zu genieß-
sen, und schwerlich kann der Genuß
davon diesen Thieren schädlich seyn.
Ich wenigstens habe bemerkt, daß sie
dabey, mit einer merklichen Erspar-
nung andrer Fütterung, recht wohl
gedeihen.

So unbescheiden, glaube ich nicht,
daß Besitzer von Teichen seyn werden,
und eine Art von Finanzen aus diesen
Wasserlinsen machen, nemlich andern
entweder die Abholung derselben un-
tersagen, oder einen Impost darauf le-
gen werden, der den gehofften Nutzen
wieder zu Wasser mache. Bey mir
wenigstens geschieht das nicht. Es
bleibt noch immer genug von dieser
an sich sehr fruchtbaren Pflanze übrig,
zu geschweigen, daß sie wol gar von
vielen als ein überflüssiger Unrath auf
ihren Gewässern angesehen wird. Ue-
ber dem giebt es auch andre stehende
Sümpfe, auf welchen vielleicht diese
Wasserlinsen als eine *res nullius* könn-
ten angesehen werden. Und wenn

dann ein Hauswirth sich dieser Grönigkeit, wohl vier Monate lang, als einer Nebenfütterung für sein Hofvieh bedient; so dünkte ich, daß dieser Nutzen nicht ganz aus der Acht zu lassen sey; es müßte denn eine gar zu große Entfernung das Herbeschaffen dieses Futters zu beschwerlich machen.

Allein es giebt Teiche und stehende Wasser, die dergleichen Meerlinsen nicht haben. Diesem Mangel wäre bald abzuhelfen, wenn andre Gründe nicht das Gegentheil rathen. Man darf nur zu rechter Zeit, etwa in dem letzten Frühlingsmonat, einige Tonnen voll von andern Orten holen lassen, und selbige auf das Wasser ausschütten, so werden sie sich, nicht bloß

vor das Jahr, sondern auf immer häufig ausbreiten und fortpflanzen. Wenigstens ist das an meinem Orte der Fall gewesen. Sie sind hier nicht einheimisch, sondern vor mehr als 30 Jahren auf die angezeigte Weise hierher verpflanzt worden.

Der Ritter von Linne behauptet, daß die Wasserlinsen mit der Ankunft der Schwalben auf dem Wasser erscheinen und mit ihrem Abzuge sich wieder unter dasselbe begeben. Ich habe davon noch keine Erfahrung gemacht. Was aber das letzte betrifft, so sind die hiesigen Teiche noch jetzt, in den letzten Tagen des Octobers, ganz damit bedeckt, obgleich die Schwalben sich schon lange entfernt haben.

Chemische Berichtigungen.

Amicus Plato, amicus Cicero, sed magis amica veritas.

1) ^{*} **A**cidum Sacchari ist eine vom Herrn Scheele entdeckte Säure. Der Verfasser einer Monographie über diesen Gegenstand, hat vermuthlich bloß aus allzugroßer Freundschaft, den Namen des Erfinders verschwiegen, oder vielleicht auch nur zur Ersparung des Raums, das Wort Scheele weggelassen.

2) Die sogenannte Elfenbeinerde ist nichts anders, als eine mit Phosphorsäure verbundene Kalkerde.

3) Die weiße brennbare Erde, welche sich in den Weinsteinkrystallen befindet, und durch wiederholtes Auflösen dieses Salzes im Wasser, oder durch die Saturation der überflüssigen

^{*} Säure desselben, kann abgeschieden werden, ist Kalk, welcher mit Weinsäure gesättigt ist.

4) Aus Hepar volatilis oder einer Auflösung des Schwefels in flüchtigem Alkali, und Quecksilber, ohne Sublimation, Zinnober zu machen, findet man schon, nebst der Erklärung, in den 1740 zu Berlin von Zinnemann herausgegebenen chemischen Vorlesungen des seligen Neumanns, jedoch ohne Träume und ohne Hypothesen.

5) Die Entdeckung, daß Knochen eine mit der Phosphorsäure verbundene Kalkerde sind, die Methode diese Säure davon abzuscheiden und daraus einen

einen Phosphorus zu bereiten, ist man dem Herrn Scheele schuldig, wie man solches aus dessen an Herrn Gahn geschriebenen und nachher abgedruckten Briefe, deutlich sehen kann.

6) Soda tartarifata der schwedischen Pharmacopöa, ist und bleibt ein Seignetsalz, welches wie das ordinaire, aus den beyden fixen Alcalien und der Weinsteinsäure bestehet, und deswegen diesem auch so gleich ist, daß weder Chemisten noch ihre Uebersetzer, diese beyden werden von einander unterscheiden können.

7) Das unter dem alchemistischen Namen Sperma Mercurii ausgesaunte Salz, ist nichts anders als Hydrargyrum acetatum, oder ein aus Quecksilber und Essig bestehendes Mittelsalz, dessen Bereitung man kurz und gut bey Baume, Macquer, und mehreren Schriftstellern dieses Jahrhunderts, ja wenn ich nicht irre, auch schon in Schweinslederbänden findet.

8) Tartarus tartarificus ist ein mit Weinsteinsäure gänzlich gesättigtes

Pflanzenalkali, oder wenn man will, ein mit Pflanzenalkali saturirter Weinstein, nicht aber ein mit der Weinsteinsäure übergesättigter Weinstein.

9) Der Tartarus tartarificus, welchen man bey der Bereitung der Weinsteinsäure erhält, ist in allen Stücken dem nach der gewöhnlichen Weise verfertigten gleich.

10) Weinsteinsäure ist keine Erfindung des Adjuncten Rehus, sondern des Apothekers Scheele, welcher seine Versuche und Erfahrungen hierüber der Königl. Akademie der Wissenschaften in Stockholm übergab, die aber solche mit der Marggrafischen Zersetzung des Weinsteins für eins hielt, und also ungedruckt liegen ließ. Herr Rehus bat sich den Aufsatz bey Herrn Scheele aus, frische solchen ein wenig auf, und übergab solchen, mit Bewilligung des Herrn Scheele, zum zweyten mal an benannte Academie, da er dann die Ehre hatte in ihre Abhandlungen eingerückt zu werden.

S. Ehrhart.

Von dem Aufschwellen des Hornviehs, und den dagegen anzuwendenden Mitteln.

Von dem Aufschwellen des Hornviehs finden sich in dem beliebtesten Hannöverschen Magazin, nemlich vom Jahr 1774 im 72^{ten} Stücke, vom Jahr 1775 im 53^{ten} Stücke, und vom Jahr 1777 im 9^{ten} Stücke verschiedene Aufsätze, durch welche die durch mehrere Vorfälle im Haushalte bewährte Erfahrungen, daß, so nützlich der Alee zur Stallfütterung zu ge-

brauchen sey, selbstiger dem Hornvieh schädlich, ja gar tödlich werde, wenn das Vieh darauf getrieben wird, und sich im Fressen übernimmt, satbsam bestätigt werden. Ein bey mir im vorigen Jahre sich eräugneter Vorfall hat mich von der Wahrheit dieser Erfahrung zu meinem Schaden noch mehr überzeugt. Vor dem hiesigen Amtshofe war ein drey Morgen haltender Acker

Acker mit dem sogenannten Köppelklee bepflanzt, welcher mit gutem Nutzen zur Stallfütterung gebraucht worden, nach dessen Abmähnung aber mit zum Rockenfelde umgepflüget werden sollte. Am 9ten Septemb. v. J. fand ich des Nachmittags bei heiterm Wetter mein Hornvieh auf solchen Kleeftücken weiden, welches davon sehr begierig fraß. Weil mir die daher entstehenden nachtheiligen Folgen bekannt waren, so verwies ich solches dem Hirten, und ließ das Vieh sogleich von dem Klee abtreiben. Allein diese meine Vorsicht war ohne Nutzen. Denn wie am folgenden Morgen das Hornvieh nach einem gehabten und sich nieder gelassenen starken Nebel ungefehr um 8 Uhr ausgetrieben worden war, so ward ich nach Verlauf nicht völlig einer halben Stunde durch das Läuten der Glocken, womit in dieser Gegend das Vieh versehen ist, auf dessen so baldige Zubaukskunft nicht wenig aufmerksam gemacht; kaum war ich an das Fenster getreten, um mich nach der Ursache zu erkundigen, so erblickte ich sämmtliches, sowohl milchendes als güttes Vieh, über die maßen stark aufgeschwollen, sahe auch im Hereintreiben dreier meiner besten Kühe nahe vor dem Hofe todt zur Erde niederstürzen. Um dem in gleicher Gefahr befindlichen ganzen Viehstapel, welchen der Hirte, um demselben seiner Meinung nach etwas zu gute zu thun, wider mein Wissen und Willen anderweit auf den Acker mit Klee getrieben hatte, die möglichst schnelle Hülfe zu verschaffen, ver-

anstaltete ich, daß ein jedes Stück ohne Ausnahme am Halse über der Schulter stark zur Ader gelassen, und darauf einem jeden ein gutes Quartier saure Milch eingegeben wurde. Es hatte dieses angewandte Mittel den gewünschten Erfolg, daß der Geschwulst und das aufgeblasene zum Theil sogleich, zum Theil nach und nach, bei dem gesammten Vieh aber in Zeit von zwey Stunden gänzlich sich verlor. Hierauf ließ ich das Vieh zwar wieder austreiben, aber vor allem Fressen sorgfältig hüten, bis es des Abends gutes Heu zum Futter, und jedes Stück auf selbiges zwey Hände voll Salz erhielt. Nachher hat man an dem Vieh nichts widriges, auch keine sonderliche Abnahme der Milch verspürt.

Anfänglich glaubte ich, daß nicht sowohl der Klee, als vielmehr der stark gefallene Nebel und damit auf dem Klee gekommene schädliche Miefsthan den Vorfall veranlaßt habe, ich fand aber, wie ich die umgekommenen Stücke in meiner Gegenwart öffnen ließ, daß dem Klee und dessen übermäßigen Gebrauch die alleinige Schuld bezumessen sey.

Dahingegen setze ich die Stallfütterung mit Klee beständig mit gutem Nutzen fort, rathe aber als eine nothwendige Vorsicht an, den Klee nicht zu jung zu verfüttern, sondern mit dessen Gebrauch bis dahin, daß er etwas stark an Stengeln geworden und bis zur völligen Blüte gelangt sey, zu warten.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Freitag, den 28ten Januar 1780.

Beschreibung des Tümmlers.

Undique dant saltus: multaque aspergine rorant,
Emerguntque iterum: redeuntque sub æquora rursus:
Inque chori ludunt speciem: lascivaque jactant
Corpora: & acceptum patulis mæse naribus efflant.

Ovid.

✻ ✻ ✻

Das Thier, welches hier beschrieben wird, gehört in die Classe der säugenden Seethiere und unter das Geschlecht der Delfhine, oder derjenigen Wallfische, die an beyden Kinnladen Zähne haben a). Es ist aber nicht der eigentliche Delfhin der Alten, oder der sogenannte Springer, als welcher größer, stärker, und mit einer viel längern zugespizten Schnauze versehen ist: sondern eine diesem zunächst verwandte kleinere Gattung, welche mit jenem in ihrer äußern und inwendigen Gestalt, Lebensart und andern Eigenschaften, sehr übereinstimmt. Hier zu Lande nennt man sie

Tümmler, andrer Orten Braunnfisch, kleines Meerschwein, nordischer Delfphin: in England Porpels, in Frankreich Marfouin, in Italien Porco Pesce, in Schweden Tumblare, und in Norwegen Hnisa oder Nisen.

Die ältern Naturforscher bis auf den Herrn von Linne, setzen die Delfphine überhaupt sammt den Wallfischen in die Ordnung der Fische mit einem flachen oder horizontalen Schwanz, und Klein b) beschreibt die gegenwärtige Gattung unter dem Namen Delphax Phocæna S. Turfis, welcher letztere Name auch vom Plinius, so wie der erstere vom Aristoteles, diesem Thiere

a) Die übrigen drey Geschlechter dieser Ordnung, haben entweder gar keine Zähne, und an deren statt fenzweise gestrichelte Gaumenblätter, wie die eigentlich also genannten Wallfische (Balæna L.); oder nur allein am untern Kinnladen, wie die Conchelotten oder Sprünger (Physeræ L.); oder auch bloß einen oder zwey sehr lange am Kopf dicht an einander stehende gewundene gerade und horizontal hervorgestreckte Zähne, wie der Narwhall oder das Meereinhorn (Monodon L.).

b) Hist. pisc. Mill. I. p. 26.

Thiere schon bengelegt ist, (parvus Delphinus, Delphinus septentrionalium); Arcted und Linne c), der sie mit Recht sammt den Waldfischen unter die Classe der Säugthiere bringt, unter dem Namen Delphis Phocaena, mit fast kegelförmigen Körper, breitem Rücken und beynahe stumpfer Schnauze. Der Bischof Gunner d) und Pennant e), haben ihn weitläufiger, bloß anatomisch Bartholin f), Daniel Major g), Tyson h), Kulmus i) und la Motte k) untersucht.

Weil es aber nicht möglich ist, an einem Subject alles und richtig zu sehen, so sind die Beschreibungen vieler Schriftsteller bey weitem noch nicht vollständig, ja oft in den wesentlichsten Stücken mangelhaft, bald zu kurz, und bald bey aller Weisläufigkeit, aus Mangel festgesetzter Kunstwörter, dunkel und unverständlich. Diese Lücken, so viel möglich, zu ergänzen, das wahre zu bestärken, und das unrichtige zu berichtigen, ist bey der gegenwärtigen Beschreibung meine Hauptabsicht, um auch, da mir die Gelegenheit hiezu günstig war, mein wenigstens zu einer vollständigeren und allgemeinem Kenntniß eines Thiers beizutragen.

gen, welches so ungemein viel Aehnlichkeit in seinem äußern und innern Bau mit den so wenig bekannten Waldfischen hat, und schon allein in dieser Rücksicht näher untersucht und bekannter gemacht zu werden verdient.

Man wird demnach diese meine Beschreibung, und zwar auch deswegen um so weniger überflüssig ansehen; je mehr ich beflissen gewesen bin, sie der Natur getreu abzufassen. Eigener Anmerkungen, habe ich mich mit Fleiß so viel möglich enthalten, um die Abhandlung nicht zu weit auszudehnen, und den Leser selbst urtheilen zu lassen. Was ich schreibe, habe ich alles, und zwar zu wiederholten malen und nicht einseitig gesehen. Ganz gehört es freylich nicht für diese Blätter, aber auszugeweihte und mit Einschränkung auf das allgemein interessanteste, nemlich des äußern Körpers und der Eingeweide.

Ich werde mich also nicht bey den Fabeln der Alten von den Delphinen, und den ihnen angedichteten ins wunderbare fallenden Eigenschaften aufhalten, sondern nur vorläufig so viel von der Lebensart und dem Nutzen des gegen

c) Syst. Nat.

d) In den Schriften der Drontheimschen Gesellschaft, 2ter Theil p. 237. u. f. der deutschen Uebersetzung.

e) British Zoology Vol. 3. C. 4. p. 69. Lond. 1776.

f) C. Blasi Anatomie animal. Amstelod. 1731. 4. p. 289.

g) Ebenderselbe p. 286.

h) Anatomy of Porpoise. London 1680. 4. welche Beschreibung ich aber nicht haben erhalten können, und nur beym Klein angezogen finde.

i) Suppl. I. collect. Wlatislau. p. 120.

k) Beym Klein l. c. p. 24.

gegenwärtigen Thiers erörtern, als sich mit Gewißheit davon sagen läßt.

Die Tümmler halten sich am meisten in der Ost- und Nordsee, jedoch häufiger in jener als in dieser auf, wo selbst sie in großen Schaaren gesellig ben einander leben, und sich oftmals, und besonders zahlreich bei bevorstehendem Sturmwetter, um die Schiffe versammeln. Vielleicht ist eben daher die Fabel von ihrem Dienstleister gegen die Menschen entstanden. Da sie einen sehr biegsamen und gelenkigen Körper haben, so sind sie im Stande, allerhand Sprünge und Gankelen im Wasser zu machen, sich bald auf die Seiten und auf den Rücken, bald über den Kopf zu schlagen, bald auf ihren Schwanz gestützt, mit der Vorderhälfte ihres Körpers sich über die Oberfläche in die Höhe zu richten, und sich umzusetzen, bald durch ihr Tümmlen, Schnauben, Blasen und Plätschern ein starkes Geräusch zu verursachen. Auch soll man sie zu Zeiten, und besonders bei Gefahr und Verfolgung, schreien hören. Ihr Fraß besteht in Fischen, und vorzüglich in Dörschen, denen sie am meisten nachstellen, und bei der Gelegenheit zuweilen im Dörschgarn, so wie auch dieser, gefangen werden. Obgleich sie vollkommene Lungen haben, können sie doch nicht lange außer dem Wasser in freyer Luft aushalten, wie schon Plinius

anmerkt, und Daniel Major nach dem Zeugniß der Fischer von seinem Subject bestätigt, als welches nach sieben bis acht Stunden ohne alle äußerliche Verlesung von selbst gestorben sey, und bey und kurz nach dessen Fange ein Zischen habe hören lassen. Wie sie sich raaren, weiß man noch nicht, aber vermuthlich geschieht es nach Art der Wallfische: doch sollen sie nach Plinius Bericht 1), wie alle Delphine, 10 Monat trächtig seyn, und im Sommer ein oder zwey Junge werfen, welche sie mit ihren Zihen säugen. Solin setzt hinzu, daß sie das neu geborne Junge anfänglich in ihrem Maule mit sich herum führen m). Klein hat einen Embryo, der mit der Nabelschnur an der Mutter verbunden war, aber er hat ihn ohne weitere Nachricht, abzeichnen lassen n). Weil sie sich des zudringenden Wassers in dem Element wo sie wohnen, nicht erwehren können, und nicht anders als mit der größten Beschwerde durch den Mund Luft schöpfen würden, so gab ihnen die Natur ein Werkzeug oben an der Mitte ihres Kopfes, wodurch sie mit Bequemlichkeit die Luft aus der Oberfläche einziehen und sich des beschwerlichen Wassers entledigen können. Dies besteht in zween Röhren, die sich oben am Kopfe in eine gemeinschaftliche bogigte Oefnung endigen, und nachher

§ 2.

weiter

1) Hist. nat. L. 9. c. 8.

m) Caj. Jul. Solinus in polyhistore c. 22. Er beschreibt nebst noch vier andern Fischen, die Delphine, Sprünker und Wallfische,

n) l. c. Tab. 2. f. A. B.

weiter beschrieben werden sollen. Hier durch sprühen sie, eben wie die eigentlichen Wallfische und Conhelotten, das eingeschluckte Wasser als aus einer Fontaine, jedoch nicht über zwey Fuß hoch, heraus, da es jene in der Höhe eines Mastbaums hinaufstreiben, und sich durch diese Springbrunnen ihres Körpers, in der Ferne zu erkennen geben. Man trifft die Tümmler, so wie alle Wallfischarten, nie mager, sondern stets mit einem dicken Speck überwachsen an, welches gebrannt einen guten Thran abgiebt, und auch die vornehmste Ursache ist, warum man ihnen in den nördlichen Gegenden nachstellt. Jedoch wird auch, nach des Bischof Gunner's Bericht, das Fleisch und der Speck in Norwegen von geringen Leuten, so wie das vom Seehunde, dem man aber doch in dieser Absicht den Vorzug giebt, gespeiser. So erwähnt auch Pennant l. c. daß man das Fleisch in England gegessen, und ehemals auf die königliche Tafel gebracht habe. Auch schmeckt es wirklich nicht unlieblich, und fast wie Wild, ohne daß ich das mindeste thranigte oder ranzige daran bemerkt hätte, und sieht gekocht wie Rindfleisch aus. Gunner erhielt aus seinem 8 Pott klaren und 3 Pott schlechterm Thran;

ich 6 Pfund: aber vieles war verspült, und vieles noch in und an der ausgestopften Haut sitzen geblieben. Vom Thran macht man sich nach dem gewöhnlichen gebrannten stinkenden Kaufthran einen zu häßlichen Begrif: aber frisch sieht er schön, klar und durchsichtig weiß aus, und ist ohne Geschmack, kurz ein wahres flüßiges Fett oder thierisches Del, das wegen seines Uebermaaßes beim Einschnitt in den Körper von selbst heraustropft, und in den kalten Gegenden ohne Zweifel wie Schweineschmalz gerinnet und aussieht.

Unser Thier war ein Weibchen, welches den 28ten Jul. v. J. von den Fischern zu Travemünde, eine halbe Meile von der Rhede, gefangen, noch desselben Nachmittags in die Stadt zur Schau gebracht, und des folgenden Tages von mir zergliedert wurde. Es schien noch nicht sein vollkommenes Wachsthum erreicht zu haben, weil es nicht mehr als 44 Pfund wog, und nur 3 Fuß $9\frac{1}{2}$ Zoll pariser Maaß lang war o).

Außerlich war sein Körper fast spindelförmig, doch an den Seiten etwas zusammengedrückt und oben breiter als unten.

Die

- o) Derjenige, den Major zergliederte, wog $124\frac{1}{2}$ Pfund, ob er gleich nicht länger als $4\frac{1}{2}$ Fuß unbenannten Maaßes war. Gunner beschreibt einen von benachbarte zwey Ellen, und einen andern von $2\frac{1}{2}$ Ellen, vermuthlich dänischen Maaßes. Des La Motte und Klein's ihrer war vier Fuß Danziger Maaß, oder benachbarte so lang, als der unsrige, woben letzterer die Anmerkung macht, daß man sie selten über 5 Fuß antreffe. Diese so wenig als Gunner, geben das Gewicht an, und Major's seiner kann aus der Länge zu schließen, unmöglich so schwer gewesen

Die Haut ist weich, nackt, ohne Schuppen und Linien, spiegelglatt, an der Oberhälfte schwarz ins blaue spielend, an der Unterfläche schneeweiß, in der Mitte an den Seiten, da wo diese Farben in einander überlaufen, striemenweise matt schwarzlich schattirt, und an den Flossen pechschwarz.

Der Kopf ist verhältnißmäßig groß, und etwas schmaler als der Rumpf: der Scheitel flach, seitwärts etwas erhaben und vornhin allmählig gesenkt: die Stirn abschüssig: die Schnauze kurz, dick, kegelförmig und an der Spitze stumpf abgerundet. Der Nasen fehlt so wie auch bey den andern Fischen ganz, und die Gegend, welche man uneigentlich also nennt, ist ein ganz wenig vertieft und mehr conver als flach. Der Schlund ist conver, breit, weiß, mit hinterwärts laufenden schwärzlichen ins grau:weiße übergehenden Striemen gezeichnet, und steigt vornhin nach der Spitze der Schnauze in die Höhe. Die mäßig große Mundspalte liegt horizontal in der Mitte und an der Spitze der Schnauze.

Die Kinnladen verschmälern sich allgemach nach vorne zu, haben Zäh-

ne und starke Lezen. Sie sind nicht völlig einander gleich, indem der untere von dem obern, jedoch nur wenig hervorsticht, und inwendig an seiner stumpfen Spitze eine ovale Grube, so wie dieser daselbst einen kleinen harten Höcker hat, welcher genau in jene einschließt.

Der Gaumen ist glatt, länglicht und etwas wenig vertieft.

Die Lippen sind stark, weich, glatt und passen vornhin genau auf einander; nach hinten zu aber tritt die obere über die untere hervor, als welche an ihrem äußern Rande gleichsam schräg abgeschnitten ist.

Die Zähne sind klein, stumpf, unbeweglich, am Grunde breiter, einander ähnlich und fast gleich groß, jedoch die vordern und hintern etwas kürzer. Sie sitzen an beyden Kinnladen in einfacher Reihe gleich weit von einander, und werden nicht anders als an der Spitze der beyden Kinnladen, oben durch den Höcker, und unten durch die besagte Grube, auf einen halben Zoll breit unterbrochen. An der rechten Seite jedes Kinnladens zählte ich 24, und an der linken Seite 25, mithin in allem 98 Zähne p).

§ 3

Das

gewesen seyn. Die eigentlichen Delphine (*Delphis Delphinus* L.) sind noch einmal so lang, und Klein erwähnt eines, welcher 9 Fuß und 2 Zoll in seiner Länge betrug, der nebst noch einem andern bey Krakau in der Nehring gefangen, und auf dem Rathhause zu Danzig, unter andern seltenen in dasigen Gewässern gefangener Fische, abgemahlet ist: in welcher Rücksicht dieser der große und jener der kleine Delphin, oder wegen seines Aufenthaltes auch der nordische genannt wird, weil sich der andere gewöhnlich in südlichen Gewässern befindet.

p) Der große Delphin hat fast noch einmal so viel, nemlich an jeder Seite eines jeden Kiebers 44 abgesonderte, mehr oder weniger, und besonders nach hinten zu Darmförmige oder einwärts gekrümmte Zähne, wovon die vier vordersten sehr klein

Das Zahnfleisch ist weich, gleichsam doppelt und nahe an den Zähnen eingekerbt.

Die Zunge ist kurz und ohngefähr einen Zoll von der Spitze der Kinnladen und den Vorderzähnen entfernt, glatt, fleischig, vorn abgerundet, mit einem kammsförmigen Rande eingefast, und bis an ihre Spitze durch Muskeln und Häute an den untern Kinnladen befestigt.

Die sehr kleinen Augen liegen seitwärts in der Mitte hinter den Maulwinkeln, und sind halb mit der gemeinschaftlichen Haut des Kopfs bedeckt. Ihre Oefnung ist oval, und ihre Regenbogen pomeranzengelb. Eine Blinzelhaut war nicht zu sehen.

Das Blase- oder Sprüßloch ist wie ein halber Mond gestaltet, dessen Enden nach vornhin gekehrt sind, und liegt in der Mitte des Kopfs zwischen und gleich hinter den Augen.

Die Gehörgänge erscheinen in gerader Linie hinter den Augen, sind nicht weiter als eine Stecknadel, und mit einem etwas weißlichen Rande umgeben.

Nasenhöcher habe ich nicht gefunden, ohngeachtet ich sorgfältig und um so mehr darnach gesucht habe, weil Klein und Gunner ihrer gedenken, die sie in einer Entfernung von zwey bis drey Finger breit von der Spitze

der Schnauze gefunden zu haben versichern. Statt ihrer aber traf ich in dieser Gegend eine Menge kleiner Löcherchen, von der Weite eines kleinen Naselknopfs, auf der Oberfläche zerstreut an. Ihr äußerer Rand und die unverletzte Haut bewiesen, daß sie nicht von äußern Ursachen entstanden, sondern wirklich natürlich waren.

Der Rumpf mit dem Schwanz q) ist eckrund, lanzenförmig, jener etwas zusammengedrückt, und oben breiter als unten. Sein Querdurchmesser betrug 8, so wie der senkrechte 10 Zoll.

Der Rücken ist ründlich breit, vornhin gegen seine einige Flosse erhöht, und hinter derselben abschüßig.

Die Seiten sind erhaben.

Die Brust und der Unterleib sind etwas schmaler als der Rücken, und laufen mit der Unterfläche des Kopfs nicht in einer geraden, sondern in einer in der Mitte ausgebogenen Linie fort.

Die Nabelgrube ist länglicht, und liegt in der Mitte.

Der After befindet sich am Ende des Unterleibes, und macht daselbst eine kleine einwärts schwärzliche Quersgrube.

Die Geburtstheile liegen kurz und nur einen Finger breit vor ihm in einer länglichten Spalte verborgen.

Die Flossen liegen an ihrer Seite eines Fingers breit von ihnen in einer Damm

klein sind. An der Spitze beyder Kinnladen fehlen sie ganz wie beim Tümmler, von denen der untere eine bis an die Zunge reichende oder einen Zoll lange Rinne hat, in welche der Kiel des Oberrn einschließt.

q) Der Schwanz wird bey den Fischen derjenige Theil genannt, welcher sich zwischen der Schwanzflosse und dem Hinterleibe befindet.

men breit langen und dreh Linien tiefen sehr engen Risse in der Größe einer gemeinen gelben Erbse versteckt).

Der Schwanz ist sehr zusammengedrückt und zwenscheidig.

Die Glieder bestehen in vier, zum Theil uneigentlich also genannten Flossen, die man so wenig wahre als Fetz: oder falsche Flossen nennen kann.

Die beyden Brustflossen sind durch ein Gelenk an dem Körper, und zwar an den Schulterblättern, befestigt, und liegen seitwärts unten am Vorderleibe: Sie sind lanzenförmig, ganz und nach hinten zugekehrt. Nach abgelöster Haut kam darin ein handförmiger flacher Knochen, oder vielmehr eine wirkliche Hand mit einem Daumen und vier Fingern zum Vorschein, die durch harte Sehnen und ein knorpeliches Wesen so feste mit der äußern Haut verwachsen ist, daß sie sich, und absonderlich an der Spitze, nicht anders als mit Mühe und Vorsicht davon trennen läßt. Die ulna und der radius sind sehr kurz, und mit dem Schulterknochen verbunden, der durch ein ansehnlich Gelenk an das Schulterblatt anschließt. Die Knochen des Carpus und Metacarpus sind ungemein klein, doch so wie jene ganz deutlich

innerhalb der Flosse zu unterscheiden. Der Daumen steht frey und einwärts, oder nach dem Körper zugekehrt, und die Finger sind an einander gewachsen, spitz, ohne Nägel, und mit dreh Gelenken versehen. Die drey ersten sind lang, flach und dünne, von denen der dritte der längste, und der letzte sehr klein ist s).

Die Rückenflosse ist mittelmäßig groß, und liegt hinter dem Schwerpunkt des Körpers, und am Anfang des Schwanzes: Der Gestalt nach ist sie ohngefähr dreieckigt, am Vorderende aufsteigend (acclivis) und am Hinterrande senkrecht, woselbst sie in der Mitte viereckigt (ob natürlich, oder durch einen Zufall, lasse ich unbestimmt,) ausge schnitten war.

Die Schwanzflosse ist zangenförmig r), besteht aus zweyen am Grunde verbundenen Lappen, und hat eine horizontale Lage.

In Ansehung des Abstandes einzelner Theile, waren die Augen 5'', das Blaseloch 5'' 9'', die Gehörgänge 7½'', die Mundwinkel 3½'', der Vordergrund der Brustflossen 10'' — der Rückenflosse 19½'', die Geburtstheile 22'', der After 24½'', der Grund der Schwanzflosse 39'' und deren beyde spitze

- s) Nicht an der Brust sondern ebenfalls am Bauche, und nahe an den Geburtstheilen traf Artedi auch die Säugwarzen bey dem eigentlichen Wallfische, den er in London sahe. Siehe desselben Descriptiones piscium gegen das Ende.
- r) Deym Major findet man davon eine Abbildung, wo die Finger aber ganz unrichtig getrennt und wie Krallen vorgestellt sind.
- r) Das heißt, wie eine Zange von einander gesperrt und am Grunde fast dreieckigt ausge schnitten. Sichel halbmond- oder bogenförmig entspricht nicht ganz dem Begriff von der Gestalt dieses Theils.

spitze Enden $45\frac{1}{2}''$ oder 3 Fuß $9\frac{1}{2}$ Zoll von der Spitze der Schwanzke entfernt.

Die beyden gegen einander über liegende Brustfloßen standen $6''$, und die beyden seitwärts an den Geburtstheilen befindliche Zügenspalten, jede $9'''$ davon oder $1\frac{1}{2}''$, so wie die beyden vorwärts gekehrten Enden des bösigsten Blaselochs $1''\ 3'''$ in der Breite von einander ab.

Die Brustfloßen waren $6''$ lang und $2\frac{1}{2}''$ breit, die Rückenflosse am Grunde $5''$ lang und $3''$ hoch; die beyden Lappen der Schwanzflosse jeder $7''$ lang und beyde $9''\ 9'''$ von einander entfernt.

Die Spalte der Geburtstheile $2''$ lang und die gleich, und nur einen halben Zoll hinter ihr befindliche Queroeffnung des After, $4'''$ breit.

Die beyden Ritzen für die Säugwarzen, jede $5'''$ lang und $3'''$ tief.

So war der Körper äußerlich und inwendig folgender maßen beschaffen.

Unter dem äußern feinen glänzenden leicht trennlichen Oberhäutchen, lag ein zwey bis drey Linien dickes Fell, das mit dem unterliegenden Speck ganz und gar verwachsen, und mühsam davon zu trennen war. Dies Speck war ohngefähr zwey Finger mehr oder weniger dick, weiß, und etwas ins strohgelbe fallend, woraus unter dem Messer ein klares weißes schönes Del

hervorquoll. Hin und wieder kamen, eben so wie im Schweinespeck, drühsichte Fleischschichten zum Vorschein.

Mit Vorbergehung der starken Brust, Bauch, und andern Muskeln, wende ich mich gleich zu den Höhlen des Leibes selbst, und zuerst zu der Brusthöhle.

Das Herz liegt gleich über dem Brustbeine, zwischen den beyden Lappen der Lunge, und in der Mitte der Brusthöhle. Es ist breit, niedergedrückt, dreneckig und mit zweyen inwendig zwiefach gegitterten Ohren, und eben so vielen sehr weiten Kammern und Klappen versehen. Uebrigens gleicht es inwendig vollkommen dem menschlichen Herzen, so wohl in seiner künstlich durchflochtenen und mit Säulen unterstützten muskulösen Structur, als auch des Ausgangs seiner Gefäße.

Der Herzbeutel ist weit, durchsichtig, hinten an dem Zwergfell, unten an dem Brustbein, und oben und vorne an dem Brustfell und an den Gefäßen befestigt.

Die großen Gefäße liegen, und theilen sich fast so wie bey dem Menschen, und haben wie das Herz selbst nichts mit den Amphibien und noch weniger mit den Fischen gemein.

Das Zwergfell ist an dem Brustbeine und den Rippen befestigt, fleischig, nicht gar dick, und steigt von unten schief hinterwärts in die Höhe oder nach dem Rücken hinaus.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Montag, den 31ten Januar 1780.

Schluß der Beschreibung des Lummiers.

Die Werkzeuge des Othems holens verdienen etwas weitläufiger beschrieben zu werden, zumal da ich sie als eine der größten Merkwürdigkeiten bey den erwähnten Schriftstellern nur gleichsam im Vorbeygehn und mit ein Paar Worten, bey einigen aber gar nicht bemerkt finde.

Gleich hinter dem halbmondförmigen Loch am Kopfe, liegt eine zwiefache dicke und kuglichte muskulöse Wulst in einer Grube, zwischen den Stirn- und Scheitelbeinen unter der äußern Haut verborgen, welche sich von hier an in viele spiralgewundene starke und über einander liegende Falten, besonders gegen jede Seite des besagten Lochs zusammen krauset, und einen Zoll tief brillenförmig in dasselbe hineintritt. Diese krause und muskulöse Haut bedeckt die äußere gemeinschaftliche Oeffnung der beyden sogenannten Blase- oder Luftlöcher (ductus hydrogogi), welche aus zweyen köcherförmigen zwey Zoll langen, und drey Linien weiten an einander liegenden, und durch eine beinerne Scheidewand

getrennten, fast senkrecht hinunter gehenden knöchernen Röhren bestehen.

Der Kehlenhals (larynx) ist zusammengedrückt, vorn und hinten keilsförmig, am Grunde breit und oben ründlich zulaufend. Er tritt zwischen zweyen schildförmigen weiten Knorpeln, wie eine anderthalb Zoll hohe und am Grunde einen guten Zoll lange und schmale Pyramide, durch die untere Wand des Speisegangs in dessen drey Finger weite Röhre mit einem stumpfen Winkel hinein, schwebt frey in dieser Höle und steigt darauf in schräger Richtung zu dessen obern Wand vorwärts in die Höhe, wo er durch eine Oeffnung eines Laubeneyes groß mit seinem obern mundförmigen Ende auf die untere Oeffnung der beyden erwähnten Luftlöcher stößt. Er ist eigentlich aus zweyen ungleichen Stücken zusammengesetzt, die eine gemeinschaftliche runzlichte muskulöse Haut mit einander verbindet, und eigentlich ein Fortsatz der innern Haut der Speiseröhre ist. - Das Vorderstück ist breiter, auswärts keilsförmig, inwendig ausgehöhlt und daselbst durch

eine die Länge hinunterlaufende häutige schmale Scheidewand fast getheilt; an der Spitze aber mit einem breiten bogigten lippenartigen Rande, den man aber doch eigentlich nicht einen Kehlschloß (epiglottis) nennen kan, bedeckt, dessen beyde unterwärts gekrümmte Enden seitwärts abstehen, und neun Linien von einander entfernt sind. Das Hinterstück ist länglicht rund, auswärts hohl gebogen, inwendig mit einer drey bis vier Linien tiefen Furche ausgehöhlt, in welche die inwendige Scheidewand des Vorderstücks genau einschließt, ragt einige Linien über dieses hervor, und wird von dessen weitem bogigten Rand bis auf die Hälfte umfaßt. Diese beyden durch die vorerwähnte Haut mit einander verbundene Stücke, lassen sich ziemlich weit von einander sperren, und bilden an einander geschlossen einen Halbkreis, ungeöffnet eine rannenförmige mehr oder weniger klaffende Mündung oder Glottis. Die Gestalt des Kehlschlundes läßt sich schwerlich mit etwas vergleichen, doch hat er einige ohngefähre Ähnlichkeit mit einem aufgerichteten, am Grunde stark zusammengedrückten Gänsekopf, dessen Ober- und Unterkiefer man sich bis nahe an die Spitze durch eine ausdehnliche Haut mit einander verbunden, den oberen an der Spitze breittlich und bogigt, und den untern gänzlich bis auf dessen hervorstehendes Vorderende bedeckend, vorstellen muß. Es läßt sich aber dergleichen ohne Zeichnung nicht wohl ganz deutlich beschreiben.

Diese beyden schildförmigen Knorpel sind mit der untern Wand des Schlundes verwachsen, und liegen so wie die übrige Luftröhre nahe unter ihm. Oben stehen sie $1\frac{1}{2}$ in der Breite von einander ab, und eben aus diesem weiten und muskelförmigen Zwischenraume tritt der Kehlschlund in den Schlund hinein, dessen Querdurchmesser er in spitzen Winkeln durchschneidet. Unten sind sie gewölbt und an einander gewachsen. Hinter ihnen liegen noch zwey kleinere von einander gesperrte und am Grunde vereinigte ovale Knorpel, nach welchen die eigentliche Luftröhre ihren Anfang nimmt.

Diese ist mit knorpelichten nicht halben, sondern ganzen Ringen umgeben, 9" weit, kurz und vierfach in zwey Haupt- und zwey Nebenäste getheilt, wovon jene 6" weit in die Mitte, und diese halb so weit in die äußern Randseiten der Lungen, gleichsam wie vier Stränge hineintreten, welche sich darauf in mehr oder weniger große Zweige und Röhren in der Substanz selbst ausbreiten. Einer dieser Seitenäste entspringt noch vor, und der andere gleich neben der eigentlichen Bifurcation der Luftröhre, worauf sie insgesammt noch ein Paar Finger breit hinzunter, und darauf in die Lungen selbst hinein gehen. Die ganze Länge der Luftröhre von der Mündung des Kehlschlundes bis an die Lungen beträgt nicht mehr als 4 bis $4\frac{1}{2}$ Zoll. Doch gewinnt sie durch ihre Weite und Mehrheit der Äste, was ihr in der Länge abgeht.

Die Lunge besteht aus zweyen gleich großen bräunlich-violetten länglichten, vorn und hinten zugespitzten unten flachen und oben kielförmigen, und vorn verwachsenen Lappen. Sie ist eigentlich ein Gewebe von unzähligen feinen mit einer weichen warzigten und bräunlichen Substanz umgebenen Röhrchen, die auf der Fläche eines abgeschnittenen Stricks mit ihren Enden in unzähliger Menge nicht anders als ein rother Friesel hervorstehn. Bläschen fehlten ganz und gar, so wie überhaupt die innere Structur der Lungen von den Lungen der säugenden Landthiere sehr verschieden war.

Man sieht also hieraus die Art und Weise des Athembolens, wie der Delphine, so aller Wallfische überhaupt. Die Luft fällt nemlich durch eine mehr oder weniger bogichte und große a) eben am Kopfe befindliche sich erweiternde und verschließende Oeffnung, und durch zwey unter derselben liegende senkrecht durch den Kopf zum Schlund gehende Röhren vermittelst eines an dessen obern Wand befindlichen mehr oder weniger großen elastischen Lochs auf die in dasselbe passende Mündung des Kehlhalses, als welcher frey in der Höle des Schlundes, und mit seinem Ende oder der Glotis unten und an dem besagten Loch schwebt. Dieser nimt sodann, in

dem er in obiges Loch hinein tritt und es erweitert, die zugeführte Luft auf, welche von da durch die mit der untern Wand des Schlundes verwachsene schildförmige und andere Knorpel in die längs unter ihm fortlaufende Luftröhre, und von da in die röhrichte Substanz der Lungen selbst gebracht wird.

Endlich befand sich in der Brusthöhle noch eine ziemlich große Glan-
del, (Thymus) die gelblich aussah, und vorn über dem linken Lappen der Lunge lag.

- Die Bauchhöhle war kegelförmig und beschloß sich in eine abgeränderte Spitze mit dem After.

Die Leber besteht aus zweyen ungleich großen vorn vereinigten Lappen, wovon der linke der kleinste ist, und liegt unter den Mägen, welche sie fast ganz bedeckt. Oben und zwar vorne ist sie durch ein breites Band an dem Zwergfell und daselbst unten mit der Speiseröhre und den großen hinuntersteigenden Gefäßen verbunden, hinten aber frey. Ihrer Gestalt nach ist sie breiter als lang, unten erhaben, oben flach und mit einem dünnen und scharfen Rande versehen.

Eine Gallenblase habe ich so wenig, als alle andere oben angeführte Zergliederer des Tümmlers, wahrgenommen. Aristoteles b) und Plinius c) mel-

3 2

den

a) Die Breite derselben soll bey den großen Wallfischen und Conchelotten 1½ bis 2 Fuß, so wie der senkrechte Durchmesser des Schlundes, und wahrscheinlich also auch die Länge des Kehlhalses, vier Fuß betragen.

b) Hist. Animal. L. 2. c. 18. woselbst er dies von den Rameelen und Delphinen behauptet.

c) Hist. Nat. L. XI. c. 37.

den das nemliche von den größern Delphinen. Indessen war die Substanz der Leber hin und wieder stark durchbohret, und hatte verschiedene leere Sinus, oder, am Ende verschlossene Gänge. Auch war ich nicht so glücklich wie Gunner d) und La Motte e) einen Lebergang (ductus hepaticus) zu entdecken, woben ich aber doch zugleich gestehen muß, daß ich dieses Eingeweide etwas zu voreilig von seinen Verblindungen abgelöst habe.

Bei den Verdauungswerkzeugen finde ich nöthig, noch etwas von denen des Schlingens nachzuholen. Die Zunge hängt vermittelst ansehnlich großer Muskeln mit dem Zungenbeine zusammen, welches eine ganz besondere Gestalt hat. Es ist nemlich aus zweyen Stücken zusammengesetzt, wovon das untere eine halbmondförmige Gestalt hat, auf dessen convexen Seite ein andres Bein ruhet, welches wie ein römisch M aussieht. Die Wurzel der Zunge ist gerunzelt, und geht in den Schlund über, dessen innere Haut der Länge nach gefurcht und gelblich ist. In seiner Mitte steht der Kehlhals hervor, dessen Mündung, wie gesagt, auf ein ovales Loch in seiner öbern Wand schließt. Die eingeschluckten Speisen müssen an den zu-

sammengedrückten Seiten des Kehlhalses vorbeigehen, und damit nichts davon in die besagte ovale Oeffnung, und dadurch in die Luftröhre gerathe und selbige verstopfe, so verschließt sich diese vermöge ihrer eigenen Schnelkraft und durch einen besondern Mechanismus des Zungenbeins und des Kehlhalses. Die Speiseröhre selbst ist 9 Zoll lang, reichlich einen halben Zoll im Durchmesser weit, und geht über der Luftröhre und den Lungen durch das Zwergfell und den vordern Theil der Leber, nemlich da, wo sich beyde Lappen mit einander verbinden, zum linken Magen hin.

Der Magen sind drey, und ohngefähr so wie bey den wiederkäuenden Thieren beschaffen. Der erstere, worin sich die Speiseröhre senkt, befindet sich an der linken Seite, ist oval, 6 Zoll lang, 4 Zoll in der Mitte breit, und liegt wie ein Ventel unter einem Theil des dritten Magens, den Nieren und den Gedärmen. Er besteht aus zweyen Häuten, wovon die auswendige glatt, röthlich und muskulös, die inwendige aber weiß, nervigt, fest und gitterförmig ist. Außerlich besanden sich an seiner Unterflache vier violet, farbige Glandeln, wovon die eine wie eine mäßige Wallnuß, die andern

d) Gunner fand einen dergleichen Gang, welcher niederwärts aus der Leber durch das Gefrös in den Zwölffingerdarm gieng, und in welchem eine grüne Feuchtigkeit enthalten war.

e) La Motte l. c. schreibt, er habe diesen Gang 4 oder 5 Linien vor dem Zwölffingerdarm mit dem Gefrösdrüesengang in einander laufen gesehen. Jener sey aus der Leber gekommen, woselbst viele kleine Canäle in ihm bey seinem Austritt zusammengefloßen wären.

andern drey aber nur einer Erbsze groß und wie an einer Perschnur entfernt mit einander verbunden waren f). Der Ausgang dieses Magens oder der Pfortner lag gleich hinter dem Eintritt der Speiseröhre an der rechten Seite, und war durch starke über einander liegende Falten der innern Haut ziemlich enge verschlossen, und er selbst mit einem Gemenge von zermalnten Fischfleisch, Gräten und Wirbeln angefüllt.

Der zweyte Magen liegt nahe neben jenem fast in der Mitte und hat einen engen Eingang. Außerlich und an Größe ist er dem erstern gleich; aber inwendig ganz unterschieden, nemlich röthlich gelb und mit 12 starcken die Länge hinunterlaufenden Reifen umgeben, die seitwärts kurze in einander greisende Zacken aussprossen. Am Grunde war er sehnicht, ganz leer wie der folgende, und sein enger Ausgang in der Mitte an der rechten Seite befindlich.

Der dritte Magen liegt über den beyden erstern; er ist um die Hälfte kleiner, sackförmig und in zwey Hölen abgetheilt, von denen die erstere sich wurstförmig durch eine knorplichte sehr enge in der Mitte der linken Seite nach dem Grunde zu befindliche Oeff-

nung zu der andern eyrunden und ziemlich weiten hinaufkrümmer. Beyde hängen in der Mitte durch eine sehnichte dicke Haut zusammen, und sind als zween besondre Mägen vermöge ihrer innern Structur anzusehen, indem der erstere knorpelhart, krumm gefurcht und wenig ausdehnlich, der andre hingegen weich, sehnicht, glatt und nachgebend ist.

Die Gedärme nehmen aus dieser leßtern Höle durch eine enge Oeffnung ihren Anfang und krümmen sich über die beyden erstern Mägen nach der linken Seite hinauf, von wannen sie hin und her, und oben und unterwärts gebogen zum After fortlaufen. Sie sind insgesammt von gleicher Weite, nemlich eines kleinen Fingers dick und äußerlich durch nichts von einander unterschieden, inwendig aber zu Anfang bis auf eine kurze Strecke der Länge nach mit häutigen Falten versehen. Ihre ganze Länge betrug 40 Parisier Schuh g).

Das Netz lag bogenförmig meist nur an und unter dem erstern Magen, und bestand in einer handbreiten sehnichten durchsichtigen mit Gefäßen versehenen Haut h).

Die Milz ist ein dreyseitiger gelblich grauer, zwischen den beyden großen

S 3

seht

f) Nach Major fand sie, und Bartholin und Gummer begeben den Irrthum, sie für die Milz, und ersterer die wahre Milz für die Gekrösdrüse anzusehen.

g) Major's seiner, welcher $4\frac{1}{2}$ Fuß lang war, hatte 54 Fuß oder 12 mal so lange Gedärme als der Körper, da sie bey Menschen nur 6 mal so lang als der Körper zu seyn pflegen. Bey dem unsrigen waren sie also 10 bis 11 mal so lang als der Körper.

h) Bartholin versichert, kein Netz gefunden zu haben, und andre erwähnen dessen nicht.

sen und dem kleinern Magen liegender Körper; halb so groß als dieser, und bis auf die Hälfte an jeder Kante durch ein häutiges Band mit den dreyen Mägen verknüpft, hinten aber, oder nach seiner Spitze zu, frey.

Die 6" lange und 1" dicke Gekrösdrüse liegt unter den Nieren, womit sie durch eine sächerichte Haut der Länge nach an der Oberfläche; so wie an ihrem Vorderende mit den Mägen, befestigt ist. Sie ist stockförmig, dicht härlich, schmutzig roth, uneben oder mit Buckeln besetzt, und hat an ihrer Unterfläche eine manschettenförmige anderthalb Zoll breite Membran nach den Gedärmen hinunter hängen, welche mit vielen der Breite nach senkrecht hinunterlaufenden Gefäßen und Nöhren versehen ist. Der Gekrösdrüsengang (ductus pancreaticus) ist nicht länger als sie selbst, und tritt an ihrem Vorderende eine Schwanzspüle weit in die letzte Höle des dritten Magens hinein, ohne daß ich, wie la Motte, den Lebergang mit ihm in dieser Gegend verwachsen gefunden hätte. Nachdem ich sie davon, so wie von den Nieren getrennt hatte, blies ich Luft in den Gang, und sahe zu meiner höchsten Verwunderung, daß dieselbe nicht allein in alle die vielen Nöhren der Manschetten hinein, sondern auch durch enge Mündungen wiederum heraustrat, wie ich nicht allein an der vorgehaltenen Hand empfand, sondern auch wirklich an den Enden dieser Nöhren, als welche sich bey jedesmaligem Einblasen öffneten,

deutlich sehen konnte. Man wird ohne Zweifel und nicht ohne Grund vermuthen, daß diese Manschetten irgendwo an befestigt und abgeloßet, oder auch in Fäulung übergegangen wären, und sich aus der Ursach geöffnet und die Luft durchgelassen hätten. Aber ich kann versichern, daß nichts daran verlegt worden, noch auch hat verlegt werden können, weil sie frey und mit keinem Theile verwachsen waren. Auch war die Fäulung nicht vermögend, dergleichen hervorzubringen, indem dieser Theil sogleich in Brantwein gesetzt, und kurz darauf untersucht wurde, wo er sein ganzes frisches Ansehn ohne eine Spur von Fäulniß behalten hatte. Wozu diese besondere Structur der Drüse dienen soll, weiß ich nicht zu erklären: doch findet man bey einigen Fischen etwas ähnliches.

Die Nieren sind oval und liegen zwischen dem Rückgrad und den Mägen in der Mitte, woran sie auch vorwärts befestigt sind. Beyde sind mit einer dünnen Haut dicht an einander gewachsen, $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und 2 Zoll breit. Sie bestehen aus vielen, mehr oder weniger, doch meistens sechseckigten Stücken, welche in einander gefügt sind, und ihnen gleichsam eine traubenförmige Gestalt geben. Nur eine Vene und eine Arterie tritt an ihrem Vorderende zwischen ihnen, nemlich da, wo sich beyde verbinden, und theilet einer jeden seitwärts kleine Aeste mit.

Die Neben- oder Uebernieren (renes succenturiati) liegen an jener

Vor-

Vorderende, mit denen sie schräge, so wie unter sich am Grunde verbunden sind. Ihre Farbe ist aschgrau, ihre Gestalt eyrund und ihre Größe beträgt einen, so wie ihre Breite einen halben Zoll.

Die Geburtstheile befinden sich am Ende des Unterleibes, und bestehen äußerlich aus einer 2 Zoll langen, glatten, weißen, liniensförmigen Spalte. Vorwärts liegt in derselben nicht mehr wie eine hin und wieder ein wenig eingeschnittene, länglichte runde und einen Zoll lange Nymphe. Hinterrwärts in dieser Spalte eine fleischige, der Länge nach gefurchte, und vorn nach der Scheide zu abschüssige Klistorie.

Mehr einwärts sind sie an beyden Seiten stark gerunzelt, violet-schwarz und härlich. Tiefer hinunter werden sie dicker und weicher, warzig, der Länge nach schief gefurcht, und senken sich von hinten nach vorne zu abschüssig und verengert in die Scheide. Ihre Seitenwände sind stark, dick, muskulös, nach auswärts zu glatt, häutig und gerunzelt, inwendig fleischig, gefurcht und mit einer Menge Wärtchen besetzt, und betragen in der senkrechten Tiefe bis an die Scheide einen Zoll, als mit welcher sie durch einen stumpfen Winkel und durch eine verengerte Oeffnung verbunden sind. Kurz vor dieser Oeffnung schießt ein zu Linien langer weicher und kegelförmiger Körper in der Mitte hervor.

Die Scheide ist ober- und vorwärts bühlig, 2 Zoll lang, 9 Linien

im Durchmesser weit, und besteht aus einer warzigten, in der Länge und Breite krumm und unordentlich gefurchten 3 Linien dicken fleischig membranösen Wand.

Die Harnblase ist an ihrer Oberflache mit der Mutter, als unter welcher sie liegt, durch ein starkes Ligament verbunden, und am Halse fast mit ihr, so wie mit der Scheide ganz verwachsen, so daß man sich daher leicht trügen kann, die Mutter wegen der äußern Gleichheit mit ihr beim ersten Ansehn für doppelt zu halten. Sie ist kegelförmig, zwey Zoll lang und einen Zoll breit. An jeder Seite liegt in einiger Entfernung ein rundes Ligament, welches sich endlich wie zwey Nervenstränge der Länge nach seitwärts um ihren Körper schlägt, und an der Spitze des Grundes beyde in eins zusammenlaufen. Auswendig ist sie mit einer muskulösen und inwendig mit einer glatten, schlüpfrigen und warzigen Haut überzogen.

Die Harngänge, wovon der linkere über den Muttermund geht, strecken sich kurz vor den halbmondsförmigen Klappen der Harnröhre seitwärts nahe bey und fast an ihrem Halse in die Blase.

Die Harnröhre tritt an der Oberflache des Blasenhalbes mit einer weiten Mündung, vor welcher eine doppelte halbmondsförmige häutige Klappe liegt, heraus, und läuft allmählig enger zwischen der Wand der Scheide und denen an ihrer Seite befindlichen härlichen, fleischichten und fettigen Membranen bis an die linke Seite des

intern

untern Endes der Nymphe fort, wo sie sich in der Weite eines Nadellknopfs in der Mitte der Genitalienpalte öffnet und endigt. Ihre ganze Länge beträgt beynähe zwey Zoll, und ihre Weite ist am Ausgange aus dem Blasenhalse einer Schwan: und weiter hin einer Rabenspule gleich.

Die Mutter ist einfach, nicht doppelt, wie Daniel Major angiebt. Am Grunde hängt sie mit den Trompeten, an der Unterfläche mit der Blase zusammen, und an ihrem Grunde ist sie mit der Scheide verwachsen. Starke und breite Bänder, welche ein Fortsatz der Trompetenbänder sind, befestigen sie an den Seiten. Ihr Mund ist sehr enge, dick, auswärts durch starke Runzeln und Falten, einwärts durch eine knorplichte schwer zu durchschneidende Substanz verschlossen: aber doch nichts weniger als dem gezähnten Kreise der Mohnkapseln ähnlich, wie Major die Vergleichung macht. Der äußerlichen Gestalt, GröÙe und Ansehn nach, ist sie der Blase vollkommen gleich. In ihrer engen Höle war eine blas: röthliche schmutzige Gallarte enthalten, welche sich im Wasser in ein weißes flockichtes, schleimigt fibröses Wesen veränderte, welches auch Major fand, und es für ein colliquamentum genitale hält. Uebrigens sind ihre Wände dick, fleischig, inwendig mit warzigten kreisförmigen Runzeln und Furchen umgeben, die nach der Spitze des Grundes allmäh-

lig enger werden, woselbst sich eine trichterförmige Oeffnung mit einem strahllicht: geblätternen Rande befindet, wodurch sich die Trompeten mit der Mutter vereinigen.

Diese sind an der Spitze des Muttergrundes bis auf einen halben Zoll vereinigt und jede einer Schwanspule weit, von wannen sie weit aus einander gesperrt, aber durch ein starkes Ligament verbunden, und allmählig verengert in einer Länge von 4½ Zoll zu den Eyerstöcken übergehen.

Diese bestehen aus stockförmigen gelblichen und einen Zoll langen Körpern, und sind seitwärts an den Enden der Trompeten befestigt.

Endlich sind noch ein Paar Knochen zu merken, die an den Seiten der Scheide mitten in einem starken muskulösen Fleische und Fette gegen die Zehenspalten über, frey, oder an kein Gelenk verbunden liegen. Sie waren hier linienförmig, jedoch ein ganz wenig gebogen und zwey Zoll lang. La Motte, der ihrer allein erwähnt, fand sie einen Zoll länger und auch dicker, und läßt es in Zweifel, ob sie dazu bestimmt sind, die Säugwarzen aus ihrer Röhre zu mehrerer Bequemlichkeit der säugenden Zungen hervorzustoßen, oder die trächtige Mutter zu unterstützen, oder die Geburtstheile zusammen zu drücken und bey der Begattung zu widerstreben, oder ob sie etwa die Schamknochen (ossa pubis) vorstellen sollen.

Die zur Seite der Geburtstheile in einer engen Spalte befindliche Zehen, haben in der Mitte eine feine Röhre, wodurch sich eine Borste bringen ließ, welche tiefer einwärts auf zwey Canäle stieß, die an ihrer Mündung mit Klappen versehen waren. Sie verlohren sich endlich in dem Fette, und ich habe ihnen nicht weiter nachspüren können.

Lübeck.

Vening, D.



Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Freitag, den 4ten Februar 1780.

Des Herrn Franz Massons Nachricht von der Insel St. Michael. *)

St. Michael ist eine der be-
trächtlichsten von den Azor-
ren oder Glämischen In-
seln, so wohl der Größe als der Frucht-
barkeit wegen. Ihre Länge, die sich
beynahe von Osten nach Westen er-
streckt, beträgt 55 oder 60 Meilen,
und die Breite verändert sich von 5
bis auf 16 Meilen. Die Zahl ihrer
Bewohner beläuft sich auf ungefähr
80,000. Sie ist sehr bergigt, und
die ganze Insel scheint das Product
eines Vulkans zu seyn, denn die Ber-
ge sind Massen von Lava und Bims-
stein, und das Erdreich der Thäler be-
steht größtentheils aus gepulverten
Bimsstein. Bisher hat man sich we-
nig oder gar nicht um diese Insel be-
kümmert, da sie doch einer besondern
Aufmerksamkeit würdig zu seyn scheint,
vorzüglich wegen ihrer heißen Quellen,
die sich bey der Heilung des Podagras
und anderer Krankheiten sehr wirksam

gezeigt haben, und wovon uns folgen-
de Nachricht ist mitgetheilt worden.

Es giebt hier eine Menge heißer
Quellen in verschiedenen Gegenden
des Thales, wie auch an den Abhän-
gen der Berge: aber der merkwürdig-
ste ist der, welcher Caldeira heißt.
Er befindet sich in dem östlichen Theile
des Thals auf einer kleinen Höhe an
einem Flusse. Es ist hier ein Becken
von ungefähr 30 Fuß im Durchmes-
ser, wo das Wasser beständig mit er-
staunlicher Gewalt hervorkocht. Ei-
nige Yards a) davon ist eine Höhle
in dem Abhange eines Felsen, worin
das Wasser fürchterlich kocht, sie wirft
ein trübes, schlammigtes und fettes
Wasser aus, welches verschiedene Yards
von ihrem Eingange ein schreckliches
Geröse macht. Mitten in dem Flusse
giebt's verschiedene Stellen, wo das
Wasser so heiß aufkocht, daß man den
Finger nicht hineintauchen kan, ohne
ihn

*) Aus den Philosophical Transactions Vol. XVIII. for 1778. Siehe Lond. Chron
Nov. 2-4. 1779.

a) Ein Längenmaß von drey Fuß.

ihn abzubrühen; auch sind längs dem Ufer desselben verschiedene Oefnungen, wo der Brodem zu einer beträchtlichen Höhe aufsteigt, und zwar so heiß, daß man nicht vermögend ist die Hand nahe hinzuhalten; an andern Stellen ist es nicht anders, als wenn hundert Schmiedebälge im Gange wären, und an tausend Stellen kömmt Schwefels brodem hervor, so, daß man in allen Ritzen lebendigen Schwefel findet, und den Boden damit, wie mit Reis überdeckt sieht; selbst das Gesträuch, welches in der Nähe dieser Oerter steht, ist mit reinem Schwefel überzogen, von dem aus dem Boden kommenden Brodem, der sich verdickt hat, und an manchen Stellen ist dieser noch mit einer andern Substanz überzogen, die wie gebrannter Alaun aussieht. In diesen kleinen Höhlen, aus welchem der Brodem herauskomet, siedet das Volk oft seine Rams (Inhames.).

Nicht weit von diesen heißen Quellen giebt es verschiedene Mineralquellen; die vorzüglichsten sind zwey, deren Wasser sehr viel Mineralisches von einem sauren Geschmack haben und blitter auf der Zunge sind.

Ungefähr eine halbe Meile nach Westen, und dicht an dem Ufer des Flusses giebt es verschiedene heiße Quellen, die von sieben Personen mit großen Nutzen gebraucht werden. Auch an dem Abhange eines Hügels, westlich von St. Annens Kirche sind noch mehrere, nebst drey Badehäusern, deren man sich gewöhnlich bedient.

Diese Wasser sind sehr warm, ob gleich nicht kochend heiß; aber an demselben Orte kommen verschiedene Bäche von kaltem Mineralwasser hervor, womit sie nach eines jeden Belieben temperirt werden.

Gegen eine Meile südwärts von diesem Orte, über einer niedrigen Kette von Hügeln, liegt ein ansehnlicher See, der ungefähr 2 Leagues b) im Umfange hat, sehr tief ist, und ein schlammigtes Wasser von grüner Farbe enthält. An dem nördlichen Ende desselben ist ein Stück ebener Boden, wo an verschiedenen Orten Schwefels brodem mit einem schrecklich schnaubenden Getöse hervorkömmt. Ich konnte in dem See starke Quellen sehen, aber es war mir nicht möglich zu bestimmen, ob sie heiß oder kalt sind: Dieser See scheint keinen sichtbaren Abfluß zu haben. Die andern Quellen machen bald einen ansehnlichen Fluß aus, der Ribeira Quente heißt, gegen zwey oder drey Leagues durch eine tiefe Spalte in dem Gebürge läuft, und an dessen beyden Seiten es verschiedene Stellen giebt, wo Dampf hervorkömmt. Er fällt an der Südseite ins Meer, und nahe dabey sind einige Stellen, wo das Wasser noch in einiger Entfernung in der See aufkocht.

Noch vor sehr kurzer Zeit bekümmerte man sich wenig um diesen bewundernswürdigen Ort: Die Vornehmen auf dieser Insel waren so wenig neugierig, daß ihn kaum einer ge-

sehen

b) Eine League hält drey englische Meilen.

sehen hatte, bis vor kurzem einige mit bösen Schänden behaftete sich überreden ließen, den Gebrauch dieser Wasser zu versuchen, und unmittelbare Erleichterung davon verspürten. Seit der Zeit ist er immer mehr besucht worden; verschiedene Personen, welche durch einen Anfall vom Schläge des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt waren, sind hier geheilet worden; so wie auch andere mit Eruptionen am Leibe behaftete Personen.

Ein Geistlicher, der sehr vom Podagra angegriffen war, versuchte das gedachte Wasser, und war in kurzer Zeit vollkommen geheilet, auch hatte er seitdem keinen Anfall weiter davon gehabt. Als ich da war, gebrauchten verschiedene alte Herren, die von der gedachten Krankheit aufs äußerste gebracht waren, dieses Wasser, und hatten unglaubliche Erleichterung davon verspürt; besonders ein alter Herr von ohngefähr 60 Jahren, welcher mit dieser Krankheit sich länger als 20 Jahr geplagt, und oft sechs Monate nach einander das Bett hatte hüten müssen. Er hatte diese Wasser gegen drei Wochen gebraucht, den völligen Gebrauch seiner Glieder wieder erlangt, und gieng mit der größten Munterkeit, die man sich denken kan, wieder herum. Auch ein Mönch, der von dieser Krankheit gegen 12 Jahre geplagt und zum Krüppel war gemacht worden, befand sich vollkommen wohl, nachdem er das Wasser eine kurze Zeit gebraucht hatte, und gieng nun alle Tage auf die Jagd. Viele andere

Beweise von der Wirkksamkeit dieses Wassers muß ich hier der Kürze wegen übergehen.

Es giebt noch verschiedene andere heiße Quellen auf der Insel, vorzüglich zu Ribeira Grande, aber sie haben nicht die nemlichen Kräfte, zum wenigsten nicht in einem so hohen Grade.

Der östliche und westliche Theil der Insel erhebt sich zu hohen Gebürge; aber der mittlere Theil ist niedrig, und hie und da mit runden kegelförmigen Hügeln besetzt, welche alle frische Merkmale vom Feuer an sich haben; unter der Oberfläche ist alles, weil es aus geschmolzener Lava besteht, ganz hohl.

Die Gipfel der meisten Berge nach Westen sind ausgehöhlt, wie Punschbowlen, und enthalten Wasser. Nahe an dem westlichen Ende ist ein unermesslich tiefes Thal, welches Sete Cidades heißt. Dies Thal ist von sehr steilen Bergen sieben oder acht leagues im Umfang eingeschlossen: in der Tiefe desselben ist ein tiefer See, gegen drei leagues im Umkreise, wo sich eine große Menge Wasservögel aufhält. Das Wasser hat keine mineralische Eigenschaft, auch giebt es in diesem Thale keine heiße Quellen. Alle diese Berge bestehen aus einem weißen zerbrechlichen Dimsstein, welcher so los ist, daß wenn man einen Stock in den Abhang derselben stößt, eine ganze Wagenlast davon herunter rollt.

Die Einwohner erzählten, daß der erste Entdecker der Insel einen außerordentlich

ordentlich hohen Dick nahe am westlichen Ende derselben bemerkt habe; da er sie aber ein andermal wieder besucht, wäre kein dergleichen Dick mehr zu sehen gewesen, welcher seiner Vermuthung nach gewiß müsse eingesunken seyn; aber so unwahrscheinlich diese Erzählung auch seyn mag, so muß zu einer oder der andern Zeit sich doch gewiß dieser Fall hier zugetragen haben.

* * * * *

Die Meynung des Herrn Masson vom Entstehen der Insel St. Michael durch einen Vulkan, erinnert mich einiger alten und neuern Beispiele, da auf gleiche Art neue Inseln durch Erhebung des Bodens der See entstanden sind, wovon ein Paar Beispiele, die ich beyrn Lulof in seiner Einzeichnung zur mathematischen und physikalischen Kenntniß der Erdkugel gesammelt gefunden habe, hier nicht am unrechten Orte stehen werden. Man mag nun diese Erhebung den Erdbeben, unterirdischen Winden, oder, welches am wahrscheinlichsten ist, einer Art feuerspeyenden Berge und Löcher zuschreiben, welche so wohl unter der Oberfläche und auf dem Boden der See, als auf dem festen Lande können gefunden werden, so mußten solche Eilande alsdann ent-

stehen, wenn nemlich diese unterirdischen Winde und Feuer so stark wurden, daß sie Steine, Asche und andere Erdkörper aufwerfen, oder den Boden der See aufreißen konnten.

Seneca bezeugt c), daß nach des Possidonius Berichte, ein Eiland im Aegeischen Meere entstanden ist: die See schäumte und gab Rauch von sich, worauf von Zeit zu Zeit Blitze gesehen wurden, nachdem das unterirdische Feuer den Druck des Wassers überwand, endlich wurden Steine, Felsen und Stücken Bimsstein aufgeworfen, aus denen die Insel durch Anhäufung derselben entstand. Vergleicht man hiernit, was er anderswo d) schreibt, so sollte man fast schließeln, er rede von Therasia, das jetzt nach einigen Sant-Erini oder Santorin genant wird, oder vielleicht von Thera. Plinius e) bezeuget, Therasia sey von Thera abgerissen, aber Thera selbst sey anfangs aus der See hervorgekommen, nachdem sey zwischen Therasia und Thera ein anderes Eiland Ziera entstanden, ja zu seiner Zeit sey bey Ziera das Eilanden Thia entstanden. Anderswo hat er andere Beispiele f). Was Plinius von dem kleinen Eilande zwischen Thera und Therasia meldet, berichtet auch Strabo g), und füget bey, es habe einen Umfang von 12 Stadien,

c) Nat. quæst. L. II. c. 26.

d) L. 6. c. 21.

e) Hist. nat. L. 4. c. 12.

f) l. c. L. 2. cap. 86 & 87.

g) Her. geogr. L. 1. p. m. 100. Siehe auch Justin. L. 30. c. 4.

Etadien, und die Einwohner von Rhodus haben darauf dem Neptun einen Tempel erbauet.

Ein anderes merkwürdiges und neueres Beispiel haben wir an der Insel, die im Jahr 1707 bey Sant-Erini oder Santorin durch die Wuth unterirdischer Feuer entstand. Sie zeigte sich erstlich den 23^{ten} May, wiewohl die erhebenden Ursachen, nach aller Wahrscheinlichkeit schon einige Zeit zuvor müssen gearbeitet haben, weil die See daselbst vor diesem mehr als 80 Faden tief gewesen ist. Man hatte zweyen Tage zuvor auf Santorin ein kleines Erdbeben gespüret, worauf sich das Eiland anfänglich als ein kleines Schif sehen ließ, aber bald anwuchs, so daß es den 13^{ten} oder 14^{ten} Junius schon eine halbe Meile im Umfange, und eine Höhe von 20 bis 25 Fuß hatte. Den 16^{ten} Heumonat sahe man 17 oder 18 schwarze Klippen, die aus dem Grunde der See aufgeworfen wurden, und in wenig Tagen die Insel vergrößern halfen. Den 18^{ten} sahe man das erste mal einen dicken Rauch aufsteigen, und hörte ein dumpfigtes Getöse, das aus dem Innern der Insel hervorkam, den 29^{ten} zeigte sich das Feuer anfänglich schwach, ward aber nach und nach stärker. Ohngefähr um das Ende des Augusts ward das unterirdische Getöse so stark, daß es klang als würden 6 bis 7 Stück grobes Geschütz zugleich

losgebrant, es wurden wieder Felsen wie Bomben in die Höhe geworfen, und fielen weiter als 7 Meilen davon in die See. Den 6^{ten} Junius 1711 nahm das neue Eiland noch in der Länge zu, so daß es wohl 6 Meilen im Umfange hatte, das Getöse dauerte noch, war aber schwächer als vorhin. Andere sonderbare Begebenheiten von nicht geringerer Wichtigkeit müssen hier der Kürze wegen übergegangen werden h).

Der P. Corre hat am angeführten Orte noch mehr Umstände erwähnt i), und setzt hinzu, es sey dieses nicht das erste mal, daß solche Naturwunder bey Sant-Erini geschehen sind, denn es seyn auch drey andere kleine Inseln (von denen zwey in der Bay Sant-Erini liegen, die dritte etwas außer derselben,) aus dem Boden der See aufgeworfen worden. Die erste sey Hiera jezt Megali Kammemi, die wir oben aus dem Plinius schon erwähnt haben, die zweyte Mikri Kammemi, oder die kleine verbrante Insel, welche nach dem Bericht der Einwohner von Sant-Erini, im Jahr 1573 entstanden ist, zwischen ihr und der großen Kammemi, erhob sich 1707 das neue Eiland. Die dritte liegt außer der Bay, und heist bey den Griechen Aspronisi, oder die weiße Insel, weil die Erde, damit sie bedeckt ist, so weiß als Kalk aussieht; vielleicht

K 2

ist

h) Siehe Hist. de l'Acad. Roy. 1708. p. 28. u. f. Philos. Trans. Abridg. Vol. V. P. 2. p. 196. 213.

i) Trans. Abridg. l. c. p. 200. seq.

ist es die Insel Thia, die Plinius erwähnt k). (Note l)

Was Herrn Massons Meinung vom Entstehen der Insel St. Michael, gegen die sich, wie ich glaube, nichts gegründetes einwenden läßt, noch mehr bestätigt, ist, daß es ohne allen Zweifel in dieser Gegend unter der Oberfläche oder dem Boden der See eine Art feuerstehender Berge oder Feuerlöcher geben muß, die eine solche Wirkung hervorzubringen im Stande sind.

Kircher m) giebt eine merkwürdige Nachricht von einer Insel, die im Jahr 1631 nahe bey eben diesen Glasmischen oder Morischen Inseln von neuen aus der See durch die Wuth unterirdischer Feuer entstanden ist. An dem Orte, wo sie entstand, hatte man die See zuvor 120 geometrische Fuß befunden. Das Feuer stieg aus der Tiefe der See bis an die Wolken, und warf eine Menge Wasser, Sand, und große Steine in die Höhe, welche Auswürfe durch ihr Gewicht wieder in die See stürzten und ein kleines Eiland von ohngefähr 5 Morgen ausmachten. Doch dieses Eiland wuchs in der Zeit von 14 Ja-

gen so stark an, daß es 5 Meilen in der Länge betrug.

Will man sich auf Kirchers Erzählung nicht verlassen, wie man ihm denn wirklich nicht allzu viel zutrauen darf, so will ich hier einen andern Vorfall anführen, der auch bey diesen Glasmischen Eilanden, und zwar in unsern Zeiten, sich zugetragen hat.

Den letzten Tag des Jahrs 1720 empfand man auf diesen Eilanden ein starkes Erdbeben, den folgenden sahe man plötzlich zwischen den Inseln St. Michael und Tercera eine neue in der Breite von $38^{\circ} 29'$ aus der See hervorgekommen; sie war anfänglich fast gar nicht über das Wasser erhoben, nach der Zeit aber stieg sie so hoch, daß man sie schon in einer Entfernung von 3 bis 10 Meilen sehen konnte. Sie hatte eine Meile im Umfang, und war überall mit großen Klippen und Steinen besetzt, die fast Dimensteinen gleichen. Es ist merkwürdig, daß der Gipfel von dem Pico auf dem Pico, der 30 Meilen davon ist, gleich diese Zeit über, mit Feuer auswerfen inne hielt. Ein Steuermann suchte die Tiefe des Wassers nahe bey dem neuen Eilande an der südlichen Seite, und fand

k) Hist. nat. L. 2. c. 87.

l) Etwas dergleichen hat sich auch bey der Erhebung des sogenannten Sunk-Island im Zumber ereignet: Seit dem Jahre 1666 hat es sich erhoben, da es zuvor nur bey niedrigen Wasser zu sehen war. Es hat neun englische Meilen im Umfang, und giebt schöne Weiden für Schafe, auch Korn und Heu. Man kan aber diese Erhebung nicht einer plötzlichen Entzündung unterirdischer Feuer zuschreiben, weil sie dazu viel zu langsam vorgieng. Sie scheint vielmehr durch die von Zeit zu Zeit geschehene Anhäufung entstanden zu seyn, und gehört eigentlich nicht hieher. Man sehe Phil. Transf. Abridg. Vol. 4. P. 2. p. 251.

m) Mund. Subrer. L. 2. c. 12. p. 182. seqq.

sand mit 60 Faden noch keinen Grund, an der westlichen war die Farbe des Seewassers ganz verändert, den Grund an der Insel fand er so warm, daß das Eis, welches unten an das Senkbley gethan wird, zweymal zerschmol-

zen war. Im Jahr 1722 im März war die Insel merklich kleiner geworden, so daß sie mit der Oberfläche des Wassers gleich stand, und vielleicht ist jetzt nichts mehr davon übrig n).

n) Siehe l'Histoire de l'Acad. Roy. 1722. p. 16. & suiv. Comment. Bononiens. T. I. p. 205. seqq. Philos. Trans. Abridg. T. 6. P. I. p. 154.

Auf welche Art und Weise der Stockfisch zum Verkauf zubereitet wird *).

Neu-Foundland und Neu-Schottland nebst den dazu gehörigen Inseln, sind in Nordamerika die einzigen Länder, wo der Stockfischhandel in einiger Vollkommenheit getrieben wird. Man hat beobachtet, daß der Fisch, der nahe am Ufer gefangen wird, der beste sey. Die Fahrzeuge, welche zu diesem Fange gebraucht werden, sind gemeinlich kleine Schuppen, welche alle Tage wieder ans Ufer zurück kommen, da denn die Fischer ihren Fang auf gewisse Gerüste legen, die besonders dazu gemacht sind. Einer darunter, der der Köpfer genannt wird, öfnet den Fisch, und schneidet ihm den Kopf mit einem zweyschneidigen Messer ab. Ein anderer reicht den Fisch dem Aufschneider (the Carver) zu, der gegen ihn über, an einem Tische oben auf dem Gerüste steht. Dieser hat nur ein einschneidig Messer, das sechs bis acht

Zoll lang, aber am Rücken sehr dick ist, um mehr Nachdruck zu haben. Mit diesem Messer spaltet er den Fisch, und hierauf bekommt ihn der Salzger (the Salter,) der ihn mit der Haut unterwärts in eine Tonne legt, nur so oben hin mit Salz bestreuet, und so werden gemeinlich alle Fische übereinander gelegt.

Nachdem man den Fisch drey oder vier Tage im Salze hat liegen lassen, welches auch nach der Jahreszeit wohl acht Tage und länger dauert, so legt man ihn in einen Zuber, wo er rein abgewaschen, und hernach stoßweise auf einander geschichtet wird. Bey gutem Wetter breitet man diese gesäuberten Stücke auf einem Gestelle, das aus Ruthen geflochten ist und etwa zwey Fuß hoch über der Erde steht, oder in Ermangelung desselben auf Steinen also aus, daß bey Tage die Haut unten lieget; ehe die Nacht aber ein-

*) In den Hannoverischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen von 1762 im 72^{ten} und 75^{ten} Stück ist zwar auch eine Nachricht vom Stockfisch enthalten, es wird aber daselbst der Art und Weise, wie er zum Verkauf zubereitet wird, nur mit wenigem gedacht.

schon erlebt, daß junge Menschen, welche wie Milch und Blut ausfahen, durch einen plötzlichen Tod dahin gerafft sind, und es ist sonderbar, daß junge und robuste Personen hier eher sterben als Leute von meinem Alter und darüber. Die mehresten Europäer, welche hieher kommen, sterben im ersten oder zweyten Jahre, besonders aber in den ersten Monaten. Alle Menschen sagen mir, daß ich für Ostindien eine gute Leibesconstitution hätte, weil ich mager bin. Die Zeit wird es lehren.

Nachdem ich Ihnen gesagt habe, wie es um meine Gesundheit stehet, so wollen Sie auch wohl wissen, wie es mit meinen Glücksumständen aussteht. Daß ich bey dem ersten Avancement werde placirt werden, ist wohl gewiß genug. Denn das hat mir der Herr General: Gouverneur von der Parra selbst zuverlässig genug versprochen. Es kan aber vielleicht noch acht bis vierzehn Tage, auch wohl ein bis zwey Monate dauern; denn ich habe Ihnen schon geschrieben, daß einige Tage vorher, da ich hier gekommen, eben ein großes Avancement gewesen ist, und es waren, wie ich ankam, noch verschiedene Officiers übercomplet, wovon aber schon einige gestorben sind. Nun ist hier alle Jahr ordentlicher Weise allezeit zweymal eine Promotion im Militairstande; außerdem aber ist kein Avancement, es müßte dann Krieg seyn. Der Herr General: Gouverneur ist zwar hier in Indien so souverain, wie ein souverainer König in

Europa, und kan also auch avanciren lassen, wenn er will; er thut es aber aus politischen Gründen, welche zu erklären für diesmal zu weitläufig sind, niemals. Denn ob er gleich hier ganz souverain ist, so steht er doch allezeit unter den Bewindhebern der Ostindischen Compagnie in Holland.

Ich will Ihnen nur einen Umstand erzählen, denn werden Sie alles verstehen. Es sind noch zwey Commandeurs hier, welche kurz nach mir gekommen sind. Der eine ist Capitain: Lieutenant zur See, und der andere Lieutenant zu Lande in Holländischen Diensten gewesen. Sie sind beyde von großer Familie in Holland, und wenigstens, wie Sie leicht erachten können, so stark dem Herrn General: Gouverneur empfohlen, wie ich. Da diese so lange warten müssen, bis Promotion ist, so kan ich es mir leicht gefallen lassen, wenn ich mit ihnen einetley Schicksal habe, da ich ganz und gar ein Fremdling bin. Wir sind inzwischen so lange ganz Dienst frey, und genießen monatlich 20 Gulden Gage, und 10 Rthlr. Kostgeld. Hiermit würde ich in Batavia nicht weit kommen, wenn nicht der Herr Sabandar Rynst logis, und alles, was ich darin verzehre, für mich bezahlte. Dies wird er so lange continuiren, bis ich placirt bin, und dies ist Freundschaft genug von einem Manne, mit dem ich weiter in keiner Verbindung stehe, als daß ich ihm einen Brief von seinem Bruder, den ich nur drey mal in Amsterdam besucht, mitgebracht habe.

be. Es fehlt mir also, Gott sey gedankt, an nichts, und ich kan, was meine Person allein betrifft, meinem Character gemäß schon jetzt sehr gut leben; ich habe auch die gewisse Aussicht, daß ich es in der Folge wohl besser, aber gewiß nicht schlimmer haben werde. Kurz, mein Glück ist für mich allein schon jetzt so gut gemacht, daß ich es in Europa nicht leicht so gut würde gefunden haben.

Indessen ist es ein schwerer Artikel für einen Fremden sich nach Batavischer Art einzurichten, und zu equipiren. Denn wenn ich mich auch noch so compendiös einrichte, so gehören doch wenigstens 3 bis 400 Rthlr. dazu. Ein einziger Sklave allein kommt zum mindesten auf 120 bis 150 Rthl. zu stehen, und ohne zwei Sklaven kan man nicht wohl fertig werden. Dies Geld ist freylich nicht verloren, und man kan manchmal, wenn sie gut einschlagen, viel darauf gewinnen, in zwischen muß ich doch die erste Auslage thun. Was kostet nicht die Kleidung, welche hier viel prächtiger und kostbarer ist, wie in Europa? Einen Staatsrock, nebst Hut, Weste und Beinkleidern habe ich schon, und das kostet mir nichts. Ich muß Ihnen doch erzählen, wie ich daran gekommen bin, denn dies giebt mir Gelegenheit, Ihnen eine rechte komische Geschichte zum besten zu geben.

Vor einigen Wochen hielt, wie ich eben am Fenster war, ein Wagen vor unserm Hause stille, worin ein Mann mit einem prächtigen Kleide saß. Er

fragte nach mir, und kam auf mein Zimmer. Ich empfing ihn mit vielen Complimenten; nöthigte ihn zum sitzen, und weil ich glaubte, daß es ein Mann von großem Range sey; so fragte ich ihn, was zu seinem Befehle wäre. „D nichts antwortete er: ich bin Vero unterthäniger Diener.“ Er war nemlich ein Deutscher. „Ich habe eine Commission an Sie,“ fuhr er fort, bey welchen Worten er eine lange papierne Masse aus der Tasche kriegte, ich soll ihnen die Masse zum Kleide nehmen.“ Nun wußte ich gar nicht, ob der Kerl ein Narr wäre, oder ob er mich für einen Narren halten wolte. Wie er mir aber sagte, daß er von dem Herrn Sabandar Rynst geschickt wäre, so konnte ich das Räthsel gleich erklären, ich ließ mir daher geduldig die Masse nehmen. Nach einigen Tagen kam er wieder, und brachte mir ein blaues seidenes Kleid, mit silbernen Schleifen besetzt, eine rothe seidene Weste, gleichfalls reichlich mit silbernen Espagnen bordirt, und von demselben Zeuge ein Paar Beinkleider; ich zog es auch gleich an, und gieng damit zu dem Herrn Sabandar, um mich bey ihm zu bedanken. Er fragte mich, ob ich mit seiner Wahl zufrieden wäre. Ich konnte ihm wohl natürlicher Weise nichts anders darauf antworten, als daß ich es mir selbst nicht besser würde haben wählen können. Nun das ist mir lieb, sagte er: wenn sie mit der Zeit in glückliche Umstände kommen, so können sie mir einmal wieder ein

Präsent machen. Dies Compliment machte er mir bloß, damit ich nicht verlegen seyn sollte. Dergleichen Präsente darf man hier nicht ausschlagen, denn es ist einmal die Mode so. Ländlich, sittlich! Sie müssen aber nicht glauben, daß alle Menschen hier so freigebig sind, wie der Herr Rynst, oder daß alle Fremde hier in diesem Stück so glücklich sind wie ich. Ich kenne hier verschiedene, welche auch hiesigen reichen Leuten empfohlen waren, allein sie haben sich wenig oder gar nicht um sie bekümmert. Es scheint recht, daß der Himmel in dem Punkt recht für mich sorgt, und sollte ich das Glück erleben, in gute Umstände zu kommen, so werde ich mich dem Himmel dadurch dankbar bezeigen, daß ich wiederum andern gutes thue, besonders aber denen, welchen ich Verpflichtung schuldig bin.

Man kan die Gage hier nicht alle Monat haben, ohne beynähe die Hälfte daran zu verlieren. Es hat damit folgende Bewandniß. Von dem Tage an, da man hier kömmt, muß man fünf Jahre dienen, ehe man seine Gage complet haben kan, nemlich Gulden vor Gulden. Wenn die fünf Jahre verflossen sind, so kan man solche alle Jahr complet haben. Will ich aber außerdem meine Gage monatlich aufnehmen, so kriege ich für einen Holländischen Gulden, welcher, wie Ihnen bekannt ist, zwanzig Stüber ausmacht, nur drenzehn Stüber und vier Pfennig. Dies ist ein großer Verlust, und daher muß man es

suchen so einzurichten, daß man die Gage fünf Jahre kan stehen lassen. Aber wovon soll man denn leben? Ein jeder Officier bekommt außer seiner Gage noch Kostgeld und Hausmiete, welche alle Monat prompt ausgezahlt wird. Hievon allein kan zwar ein Lieutenant und Fähndrich nicht leben. Inzwischen macht es ein jeder so gut als er kan, um seine Gage die ersten fünf Jahre stehen zu lassen.

Ich bin unter der Hand gefragt worden: ob ich wohl Lust hätte, als Cornet unter den Leibdragonern von dem Herrn General Gouverneur zu dienen. Dies ist eine sehr honorable Charge. Nachdem ich aber die Sache genau untersucht, so habe ich eingesehen, daß es vortheilhafter für mich sey, bey der Infanterie zu bleiben, und habe es daher unter dem Vorwande, daß ich niemals bey der Cavallerie gedient, von mir abgelehnt. Mein Project ist dieses: ich werde entweder suchen, in zwey, drey oder vier Jahren eine Compagnie zu erhalten, welches sehr leicht möglich ist, weil alle Jahr so viele abgehen und sterben, oder ich werde trachten als Commendant einen Posten allein zu erhalten, und das sollte mir am liebsten seyn. Es giebt hier in Indien einige Commendanten Plätze, welche zum Theil sehr einträglich sind, bey einigen aber ist auch nicht viel bey. Um einen solchen guten Posten zu erhalten, muß man Gönner und Freunde haben, und hieran fehlt es mir nicht. Ich habe in der kurzen Zeit, da ich hier

hier bin, schon sehr viele Bekanntschaften gemacht, und ich bin in und um Batavia schon so bekannt, wie in und um B

Da wir beide Soldaten sind, so muß ich Ihnen von der Einrichtung des hiesigen Militair: Etats doch auch etwas schreiben. Es liegen hier in Batavia nicht mehr wie zwey Bataillons, wovon jedes vier Compagnien, und jede Compagnie zwey hundert Mann stark ist. Bey jeder Compagnie stehet ein Capitain, ein Lieutenant und drey Fähndriche. Der Herr Obrist Frankena commandirt das erste, und der Herr Major von Colmon das zweyte Bataillon. Der Oberste Frankena, welcher vor einigen Tagen von Ceylon hieher gekommen, ist zugleich Chef von allen Truppen, welche die Holländer in Indien haben. Er ist ein guter Soldat, und hat schon in Europa bis zum Capitain gedient. Außerdem liegen noch zwey Compagnien Leibdragoner von Sr. Hochedelheit hier, welche der Major Müller commandirt. Die hiesige Garnison sollte also wenigstens zwey tausend Mann stark seyn. Weil aber der Tod seit einiger Zeit so viele Menschen weggerafft hat, so ist die Garnison jetzt kaum fünf hundert Mann stark, und hievon liegt wenigstens die Hälfte im Hospital, so daß ein Soldat oftmals vier bis fünf Tage hinter einander auf der Wache stehen bleiben muß. Es zieht alle Tage ein Capitain und acht Officiers auf die Wache, und da die mehrste Zeit viele Officiere krank sind,

so kommen die Wachen oft herum. Der Dienst ist noch regulairer, wie ich geglaubt habe. Exerciren und manœuvriren kan man hier nicht, weil es zu heiß ist. Man hat es vor einigen Jahren einmal anfangen wollen, die Leute sind aber dabey umgefallen, und daher ist es gänzlich abgeschafft.

Die ganze Garnison, sowol an Officiern als Soldaten, besteht mehrentheils aus Deutschen, und es wird auch mehrentheils deutsch commandirt. Der Militairstand ist hier zwar nicht so sehr im Ansehen, wie in Deutschland, weil die Civilbedienten die Oberhand haben. Bey dem allen aber ist jedoch ein hiesiger Fähndrich wenigstens ein so angesehener Mann, als ein Capitain in Deutschland. Es sind auch keine junge stüchtige Leute, sondern ehrbare, bejahrte Männer, und mehrentheils gediente Officiers. Man trifft hier verschiedne an, welche schon Staatsofficiers in Deutschland gewesen sind. Denn es kan, nach den Gesetzen der Ostindischen Compagnie, Niemand bey Friedenszeiten in einem höhern Pas auskommen als wie Commandeur über die Soldaten, und wann er auch Obrister gewesen ist. Und nach den hiesigen Gesetzen kan kein Commandeur im Anfange anders placirt werden, als wie Fähndrich. In Kriegeszeiten leidet es eine Ausnahme. Vom Fähndrich zum Capitain kan man aber geschwind avanciren, wenn man gute Recommendationen hat, und eine officiermäßige Conduite führt.

Was macht man sich in Europa für wunderliche und unrichtige Begriffe von Ostindien! Man glaubt, und ich habe es selbst geglaubt, daß hier eine wilde und rüde Lebensart sey. Man schließt es hauptsächlich daraus, weil so viele schlechte Menschen hieher gehen, die in Europa nicht haben bleiben können. Das ist freylich wohl wahr, es kommen aber auch viele brave und rechtschaffene Männer, ja ganze Familien hier, welche theils in Europa nicht haben subsistiren können, theils wegen Unglücksfälle, theils auch um ein ansehnliches Glück zu machen, diesen Weg gehen. Die Personen, welche nur allein auf unserm Schiffe gewesen, beweisen dieses schon zur Genüge. Der Herr Pastor Vermeer ist nicht allein ein rechtschaffener, sondern auch ein sehr gelehrter Mann. Was hat ihn bewogen, nach Ostindien zu gehen? weil er in Europa bey aller seiner Geschicklichkeit mit seiner ganzen Familie hätte verhungern müssen, da er hier schon in einem verguldeten Wagen fährt. Denn er findet ganz außerordentlichen Beifall und bekommt daher viele wichtige Präsente. Weil der Herr van der Parra sowohl, wie seine Frau Gemahlin, sehr devot sind, so ist hier die Geistlichkeit sehr im Ansehen, und sie hat auch einen großen Rang. Wie der Herr Pastor Vermeer zum erstenmal gepredigt hatte, so kriegte er gleich den folgenden Tag von dem Herrn General-Gouverneur einen verguldeten Wagen nebst zwey Spann Pferden, und einen Kutscher

zum Präsent. Außerdem wurden ihm noch von einigen Räten von Indien und andern angesehenen Männern ansehnliche Geschenke gemacht. Außer dieser Familie war auf unserm Schiffe noch ein junger Passagier, dessen Vater Staaten-Generaal und Bürgermeister zu Utrecht ist. Er wird hieher geschickt um ein beträchtliches Glück zu machen, welches ihm nicht fehlen kan, wenn er am Leben bleibt, und dann fährt er wieder nach Hause. Nächst dem fuhr noch ein Passagier mit von einer ansehnlichen Familie in Holland, und die Mademoiselle Laurensdon, welche schon verschiedene Körbe in Batavia ausgeheilt hat. Kurz, man findet hier viele hübsche und rechtschaffene Personen, und ein Mensch von einer guten Aufzucht kan hier allemal sehr gut zur recht kommen, dahingegen ein schlechter Mensch niemals. Und ich habe noch keinen Ort in der Welt gesehen, wo auf die Conduite so viel gehalten wird wie hier in Batavia.

Es ist zeitlich eine sehr unangenehme Witterung gewesen. Seit vier Wochen ist kein Tag verstrichen, wo es nicht geregnet hat, und seit vierzehn Tagen regnet es nun schon unaufhörlich. Die Regenschauer sind hier nicht so, wie bey Ihnen zu Lande. Das, was man dort den größten Plakregen nennt, ist hier noch nichts. Ich habe im Anfange einmal geglaubt, daß es Wolkenbrüche wären. Man kan vor Wasser oftmals gar nicht aus dem Hause kommen,

men, und wenn es nicht gleich wieder ablaufen könnte, wozu alle Anstalten gemacht sind, so würde man in Batavia oftmals nicht ohne kleine Fahrzeuge zu einander kommen können; ich werde des Nachts durch das entseßliche Geräusch, welches der Regen verursacht, oftmals im Schlafe gestört, da ich doch sonst sehr hart schlafe. Ihre Wintermonate sind hier unsere Regenmonate, und wenn es bey Ihnen Sommer ist, so haben wir fast beständig gutes Wetter. Dann regnet es oftmals in vier bis sechs Wochen gar nicht, sondern es ist immer helles Wetter und Sonnenschein. Dann ist es aber auch zu Zeiten so heiß, daß die Erde von einander berstet, und dies zieht gemeinlich viele Krankheiten nach sich. Das Blitzen und Donnern wird man hier so gewohnt, daß

man gar kein arges daraus hat, und wenn auch das Gewitter über der Stadt ist. Vom Erdbeben wird man hier zu Zeiten incommodirt. So lange ich hier bin, hat man noch nichts davon verspürt. Vor ungefähr drey Jahren aber soll es so stark gewesen seyn, daß niemand hat gehen und stehen können. Die Einwohner haben wollen nach der Noede auf die Schiffe flüchten, allein sie haben nicht dahin kommen können. Batavia liegt, wie bekannt ist, auf einer Insel, auf welcher verschiedene feuerspeiende Berge sind, und daher hat es wohl seine natürlichen physicalischen Ursachen, daß hier zu Zeiten Erdbeben entstehen.

Ich beharre ic.

Batavia,

den 3^{ten} Dec. 1771.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Wie man die Hühnereyer lange erhalten kan.

Man hat bisher allerhand Mittel angewand, die Hühnereyer von der Zeit an, da man sie häufig hat, bis auf den Winter, da sie rarer sind, gut und brauchbar zu erhalten. Allein diese Mittel sind theils unanwendbar, theils mit vielen Kosten verknüpft, theils beschwerlich und theils unzureichend.

Gewöhnlich pflegt man die Eyer, um sie lange gut zu erhalten, in Strohecksel, in Kist oder Spreu, oder auch in Malz zu packen; aber in Stro-

hecksel werden sie mullstrig, in der Spreu ist es ihnen zu heiß, und im Malze halten sie sich auch nicht gar lange.

Folgende Methode ist die sicherste, und in der Anwendung von vielen für die beste befunden worden.

Man packt die Eyer weder in Strohecksel, Spreu, noch sonst etwas ein, sondern legt sie bloß in Körbe ein über das andere, und setzt sie sodann in einen kühlen Keller, damit ihnen die Sonnenhitze nicht schade.

Alle

Alle acht oder vierzehn Tage nimt man die Eyer heraus, und legt sie, ohne alles schütteln, aufs neue wieder hinein; sieht aber insonderheit dahin, daß sie nicht wieder auf dieselbe, sondern auf eine andere Seite zu liegen kommen.

Auf diese Weise kan man es zwar nicht gänzlich verhindern, daß nicht zuweilen das eine oder andere Ey verdirbt, aber die meisten werden doch gut und brauchbar erhalten.

Die Henne scheint uns diese Methode selbst lehren zu wollen. Sie legt die Eyer, wenn sie solche ausbrüten will, täglich mit ihrem Schnabel um. Dies geschieht aber wohl nicht darum, daß die Eyer allenthalben glei-

che Wärme haben sollen; denn diese haben sie ohnedem schon; sondern vielmehr aus der Ursache, damit sie, durch das beständige Liegen auf einer Seite, nicht faul werden mögen. Und ich glaube, wenn man sich die Mühe nehmen wolte, die Eyer im Neste zu zeichnen, so würde man finden, daß die nicht fleißig gekehrten Eyer faul geworden sind.

Auch soll man durch folgende Methode die Eyer eine lange Zeit conserviren können. Man schüttet etwas Büchenasche in eine kleine Tonne; setzt darauf eine Lage Eyer hinein, also, daß die Spizen derselben oben stehen. Darauf schüttet man Asche überher, legt denn wieder Eyer hinein, und so fort, bis die Tonne voll ist.

Antwort auf die im 5ten Stück des Hannöverschen Magazins d. J. gethane Anfrage: Ueber den Canadischen Zuckerbaum.

Dies sind die Amerikanischen Bäume, aus deren Saft Zucker gesotten wird:

- 1) *Acer saccharinum*, der Zuckerahorn.
- 2) *Acer rubrum*, der rothblühende Nordamerikanische Ahorn.
- 3) *Acer negundo*, der Virginische eschenblättrige Ahorn.
- 4) *Betula lenta*, die Canadische Birke.

Der Saft von dem ersten giebt den meisten Zucker, und wahrscheinlicher Weise ist es der Baum, den der Correspondent aus Canada, im 23ten Hest des Schöbzerschen Briefwechsels, *Erable* nennt. Diesen eben nicht schnell wachsenden **Hannover.**

senden Ahorn in Menge hier anzupflanzen, mögte jedoch der Mühe nicht lohnend sein. Unser gemeine Ahorn, *Acer pseudoplatanus*, und noch besser die Lenzene, *Acer platanoides*, die beyde geschwind wachsen, und sich häufig in unsern Wäldern finden, können eben so, wie der Zuckerahorn, benutzt werden. Gleditsch in seiner Einleitung zur Forstwissenschaft im 1ten Bande Seite 296 und 297 will aber diese Forstnuzung nicht empfehlen.

Wegen der vorhin genannten Amerikanischen Zuckerbäume verweise ich die Leser des Magazins auf des Hrn. Hofarzts Du Roi Harbelsche milde Baumnuzcht, im 1ten Theil.

J. Ch. Vock.



Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Freitag, den 11ten Februar 1780.

Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.

Vierter Brief.

Ehrester Freund!

Der erste Januar wird hier eben so feyerlich, und mit noch mehrern Ceremonien celebrirt, wie bey Ihnen. Wie der Herr General-Gouverneur nach 10 Uhr aus der Kirche kam, erhob er sich auf das Schloß, allwo sich alle Stände und Collegia versammelt hatten, um ihm zu gratuliren. Der Schloßplatz, welcher vollkommen dreyimal so groß ist, wie der in Braunschweig, war so voll von Kutschen, daß man Mühe hatte, durchzukommen. Es kamen auch verschiedene inländische Könige und Prinzen, um ihre Glückwünsche abzustatten; sie saßen zum Theil scheußlich und comisch aus. Ueber einen jungen Prinzen habe ich recht herzlich lachen müssen. Dieser kam zu Pferde, in einem sehr comischen Anzuge. Er war zwar auf orientalische Art sehr prächtig gekleidet, hatte aber keine Strümpfe an, sondern ritt mit bloßen Beinen und Pantoffeln. Er hatte,

außer einer kleinen Escorte zu Pferde, ein zahlreiches Gefolge von Sklaven bey sich, die zu Fuße beyher liefen; einige davon hielten große mächtige Schirme über ihn, und einige wehrten ihm die Fliegen ab. Ein jeder Stand oder Collegium kam besonders vor, um seine Glückwünsche anzubringen. Nachdem die inländischen Könige und Fürsten damit fertig waren, kamen die Räthe von Indien, oder die sogenannten Edlen Herren, nebst den zwey Secretairs von der hohen Regierung, darauf die Justizräthe, und so ferner. Wie wir vorkamen, führte der Chef in unser aller Namen das Wort. Der Herr General-Gouverneur hielt darauf eine kleine, aber recht artige Anrede an uns, bezeugte seine Zufriedenheit, und versicherte uns, so viel wie möglich für unser Avancement zu sorgen. Wie dies geschehen, ließ er sich ein Glas Wein geben, und trank unsere Gesundheit. Darauf wurde uns allen auch ein Glas Wein gereicht, welches auf das Wohl Sr. Hochedelheit ausgeleert

wur:

wurde, und damit nahmen wir unsern Abschied. Es war für einen, der es noch nicht gesehen, wohl der Mühe werth, alle diese Ceremonien anzusehen.

A propos! den 7ten vorigen Monats habe ich zum erstenmale eine der hiesigen Logen besucht. Es sind deren zwey allhier in Batavia. Diejenige, welche ich besucht, führte ehemals den Namen *La Choisie*. Seit einen Jahre aber ist sie umgetauft, und heißt nunmehr *La fidele Sincerité*. Der Meister vom Stuhl ist ein gewisser Justizrath von Gehren. Hiedurch habe ich Gelegenheit gehabt, verschiedene Bekantschaften zu machen, die mir sehr angenehm sind. Der Herr von Gehren ist zwar ein Indianer, aber von europäischen Eltern geboren, und hat in Europa studirt. Er giebt sich viele Mühe, und wendet viele Kosten an, um unsern S. E. Orden immer mehr in Aufnahme zu bringen. Er ist noch ein junger und sehr geselliger Mann, ich bin oft bey ihm auf seinem Gute, allwo er die meiste Zeit wohnt. Er so wohl, wie seine Gemahlin, eine geborne Holländerin, sind Liebhaber von der Musik, und ich habe bey ihnen manche vergnügte Stunde. Weil es in Batavia so ungesund ist, um Batavia aber nicht, so wohnen fast alle reiche Leute außer der Stadt, und kommen nur, wenn sie was zu thun haben, herein. Man siehet auch um Batavia, die See ausgenommen, wo es an die See gränzet, nichts wie die herrlichsten Gärten. Weil es sehr gesund ist,

daß man zu Zeiten die Landluft genießt, so schlafe ich sehr oft bald bey diesem, bald bey jenem außer der Stadt. Man ist allemal sehr willkommen, und man thut den Leuten selbst einen großen Gefallen dadurch, weil es ihnen oftmals an Gesellschaft fehlt.

Nun muß ich Sie doch auch mit einigen hiesigen Officiers bekannt machen, mit welchen ich einen sehr freundschaftlichen und familiären Umgang habe.

Herr Ernst, ein Schweizer von Geburt, und Lieutenant bey der Garde von Sr. Hochedelheit, verdient mit Recht, daß ich ihn zuerst nenne. Er ist ein rechter solider Officier, der allen Potentaten in Europa Ehre machen würde, aber auch ein ebenso würdiger Freund. Er hat sich gleich im Anfange meiner sehr angenommen, und giebt mir manchen freundschaftlichen Rath. Wenn ich spazieren reiten will, so sind seine Pferde allemal zu meinem Dienste. Ich hatte von einem Lieutenant von dem Cap ein Compliment an ihn zu machen. Hiedurch bin ich mit ihm bekannt geworden. Der Herr Baron von Sausenthal, Fähdrich und Adjutant bey den zweyten Bataillon, welchen ich auch unter meine speciellen Freunde zähle, ist ein Brandenburger von Geburt. Er wohnt mit dem Lieutenant Ernst in einem Hause, welches sie zusammen gemiethet. Auf solche Art sind fast alle Officiers hier eingerichtet, die nicht verheyrathet sind, zwey und zwey miethen sich ein ganzes Haus, und

führen ihre Menage zusammen. Der Herr von Sausenthal hat seit seinem funfzehnten Jahre unter den Franzosen gedient, und den ganzen lehtern Krieg mitgemacht. Man kan es ihm wohl ansehen, daß er eine gute Erziehung gehabt haben müsse. Er so wohl wie der Herr Lieutenant Ernst, sind beyde ohngefähr von meinen Jahren. Sausenthal ist Maurer, und vertritt die Stelle des fürchterlichen Bruders, wovon er sich sehr gut acquittirt.

Der Capitain M..., ein H..., ist gleichfalls einer von meinen intimen Freunden. Es ist eine ehrliche Seele.

Der Herr Fährndrich Ries, eines geheimen Raths Sohn aus Cassel, ein sehr freundschaftlicher Mann, ist auch einer von denen, mit welchen ich sehr speciel umgehe.

Nun muß ich Sie aber noch einen Kennen lehren, mit welchem ich auch vielen Umgang habe, und das ist der Herr Fährndrich von F..., ein Cursänder von Geburt, und ein Mann bey nahe von funfzig Jahren. Er ist der größte Avantürer, den ich in meinem Leben gekannt habe. Er ist so häßlich wie die Erbsünde, aber in Gesellschaften so angenehm, daß er überall sehr wohl gelitten ist. Diejenigen, welche Voltairen gesehen haben, sagen, daß er ihm so ähnlich sehe, wie ein Ey dem andern, wir nennen ihn daher aus Schertz Voltaire den Zweyten. Sein ganzer Körper vom Kopfe bis zu Fuße ist durch tausend Wunden so zersezt, daß er nicht anders aussieht,

als wenn er aus lauter Flicken zusammenge-sezt wäre. Er ist ein Mann von einem außerordentlichen Genie, insonderheit ein sehr wißiger Kopf, und besitzt viele Geschicklichkeit. Er ist gelehrter wie mancher Professor, dabey spricht er nicht mehr wie neun Sprachen. Er hat bey den Russen bis zum Capitain gedient, darauf ist er Major in Preussischen Diensten geworden. Wie der Krieg zu Ende war, sezt ihn der König, weil er Major vom Corps und bey keinem Regimente angewiesen war, in Pension. Dies steht ihm nicht an, sondern er nimt seinen Abschied, und reiset in Europa so lange herum, bis er kein Geld mehr hat. Darauf engagirt er sich bey der Holländisch- Westindischen Compagnie, und geht als Fährndrich nach Amerika. Hier gefällt es ihm auch nicht, sondern er kehrt wieder nach Amsterdam zurück, und geht darauf als Cadet nach Ceylon. Von da kömt er vor zehn Monaten hierher nach Batavia, und wird hier wiederum Fährndrich. Er ist ein rechter Philosoph. Es gilt ihm gleich viel, ob er General oder Fährndrich, reich oder arm ist. Er ist auch Maurer, und versteht, mit vielem Beyfalle das Amt des Redners.

Wenn ich mit allem hier in Batavia zufrieden bin, so bin ich es doch nicht wegen der schlechten Bedienung, die man von den Sklaven hat. Wie viele Sorgen hat man deshalb, und wie viele Gefahr läuft man dabey! Wer Unglück mit Sklaven hat, kan

sehr dadurch zurückkommen. Ich kan keinen mittelmäßigen Sklaven unter 150 bis 200 Rthlr. kaufen. Stirbt er, so ist das Geld verlohren, und wenn ich auch zwanzig gute Sklaven habe, so bin ich doch noch nicht so gut bedient, als von einem guten europäischen Bedienten. Das unangenehmste ist noch dieses, daß sie nicht anders, als mit Schlägen, wollen tractirt seyn. Ich habe noch keinen eigenen, sondern einen aus dem Hause, worin ich wohne: je mehr Gutes ich ihm thue, desto schlechter wartet er mir auf, und je mehr ich ihn prügeln, desto besser bedient er mich. Und was ist das für eine Last! Von allen dem muß man doch sehr vorsichtig mit den Sklaven umgehen, sonst wagt man, auf eine meuchelmörderische Art ermordet zu werden, wovon man hier viele Exempel hat. Hierzu sind hauptsächlich die Bucconesen und Macassaren aufgelegt. Dies sind die besten Sklaven, wenn sie einschlagen, und wenn man mit ihnen umzugehen weiß, aber es sind auch die gefährlichsten. Man kan sie bis auf den Tod prügeln, wenn sie es verdient haben, und sie leiden es gerne; man gebe ihnen aber einen Schlag, wenn sie unschuldig sind, so läuft man Gefahr, ermordet zu werden. Das beste dabei ist noch dieses, daß man es ihnen die meiste Zeit ansehen kan, wenn sie was im Schilde führen. Wenn ein Sklave in den Bart murmelt, wenn sein Herr ihm was befiehlt, oder hinter seinem Rücken drohende Gesichter macht, dann ist

es die höchste Zeit, ihn abzuschaffen, und sollte man ihn auch verschenken.

Noch vor wenigen Tagen haben wir ein trauriges Exempel hiervon gehabt. Ein hiesiger Lieutenant wird von seinem guten Freunde gewarnt, seinen Sklaven abzuschaffen, weil er gesehen, daß er ihm hinter dem Rücken allerley Gesichter zugemacht. Der Lieutenant kehrt sich aber nicht daran, sondern peitscht ihn darüber auf eine entsetzliche Art. Zwei Tage darnach ward er des Nachts im Bette ermordet. Wenn ein Bucconese erst einmal einen Groll auf Jemanden hat, so ruhet er nicht eher, als bis er Rache ausgeübt hat, ohngeachtet er weiß, daß er nicht entwisken kan, sondern daß er auf die grausamste Art hingerichtet wird. Man sieht hier oftmals die entsetzlichsten Executionen, welche an den Sklaven, und besonders an solchen, welche dergleichen Mordthaten ausgeübt, vollzogen werden. Das Klätern und Spießen sind die gewöhnlichen Strafen. Sie stecken manchmal dreß bis vier Tage am Spieße, ehe sie sterben. Das wundersamste hierbei ist noch dieses: Wenn man einen Sklaven prügelt, so winselt er, und krümmt sich wie ein Wurm; unter den entsetzlichen Martern des Todes aber sind die mehesten sehr standhaft und gelassen. Ich habe einen am Spieße stecken gesehen, welcher die erschrecklichsten Qualen mit einer recht stoischen Unempfindlichkeit ertrug; ich bin darüber erstaunt.

Den 11ten Januar bin ich wieder

zu Grabe gefolget, und das ist seit der kurzen Zeit, da ich in Batavia bin, schon das fünftmal. Einmal bey einem hiesigen Lieutenant, das zweytemal bey der Mademoiselle Vermeer, und drey mal als Blutsfreund. Dies muß ich Ihnen erklären. Da die wichtigsten Europäer hier Anverwandte haben, so werden in diesem Falle allezeit die nächsten Nachbarn, als Blutsfreunde zum Begräbniß gebeten. Man hat es sich gefügt, daß meinem Wirthe ein Kind abgestorben, und meine Nachbarn rechts und links gleichfalls mit Tode abgegangen sind; daher bin ich schon drey mal als Blutsfreund zu Grabe gegangen. Ländlich, stüllich! So wie man hier überhaupt die Pracht liebt, so läßt man solche auch insonderheit bey den Beerdigungen sehen. Die Officiers werden hier allezeit öffentlich bey Tage, und zwar auf dieselbe Art und mit denselben Honneurs wie in Deutschland, jedoch auf dem Kirchhofe in der Stadt begraben, auch werden drey Salven gegeben.

Der Aufwand, welchen man hier bey den Hochzeiten macht, ist ganz entseßlich, und die Pracht außerordentlich. Der Mademoiselle Laurensoon kostet ihre Hochzeit, auf welche ich gebeten war, nebst der Kleidung und Juwelen, beynähe ihr ganzes Vermögen von 30000 Gulden. Ihr Mann, ein geborner Hamburger, und Unterkaufmann, hat aber auch eine Bedienung, wo er solches in zwey bis drey Jahren wieder gewinnen kan. Er hat den Rang mit einem Fähndrich, aber

weit mehr Einkünfte, als ein Capitain, der eine Compagnie hat. Man hat hier eine ganz andere Rangordnung wie in Europa. Erstlich kömmt der Herr General Gouverneur und die hohe Regierung, das sind die Räthe von Indien, und die beyden Secretairs. Nächstdem sind alle Personen von Distinction in drey Classen eingetheilt. In die erste Classe zählt man die Oberkaufleute. Hierzu gehört der Chef und alle Staatsofficiers, imgleichen die Capitains; ferner die Justizräthe, Prediger 2c. Die zweyte Classe machen die Kaufleute aus. Hierunter rechnet man die promovirten Doctors, die Lieutenants 2c. Und in die dritte Classe gehören die Unterkaufleute, Fähndrichs und was damit den Rang hat; und das sind hier schon sehr angesehene Personen. Das Wort Kaufmann bedeutet hier nicht das, was es bey Ihnen bedeutet, sondern es ist ein Ehrentitel. Was man bey Ihnen Kaufmann nennt, nennt man hier Negotiant.

Der Krieg auf Java ist noch nicht zu Ende, und es wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch ein Commando von hier dahin geschickt werden, wenn Schiffe aus Europa kommen, welche Rekrutentransporte mitbringen. Wann dieses ist, so werde ich suchen mitzukommen, und ich zweiffe auch nicht, daß ich in meinem Gesuch reüssiren werde. Es ist zwar hier zu Lande sehr beschwerlich und fatigant Krieg zu führen; theils weil das Clima so heiß ist, theils, weil so oft an Lebens-

mitteln ein Mangel ist, indem wegen des coupirten und gebürgeten Terrains die Lebensmittel nicht können nachgeschafft werden, sondern es wird alles durch Sklaven nachgetragen. Es sterben mehr Soldaten durch Fatiguen, und wegen Mangel der Lebensmittel, als vor dem Feinde. Alles dieses soll mich inzwischen nicht abschrecken, denn es steht was ansehnliches dabey zu gewinnen, wenn man glücklich ist. Wenn es mir nur einmal gelingen möchte, einen solchen inländischen König oder Fürsten, die sich als Rebellen aufgeworfen haben, gefangen zu kriegen, dann wollte ich bald reich werden. Mein Principium ist noch allezeit: aut Caesar, aut nihil. Wenigstens werde ich keine Gelegenheit vorbegehen lassen, um mein Glück zu machen suchen.

Einer meiner guten Freunde, der Herr Fährndrich Ries, ist vor einigen Tagen Commendant von der sogenannten Prinzen-Wache geworden. Eine halbe Stunde von Batavia wird ein Bruder von dem Kaiser von Candia, welcher mit List gefangen genommen, als ein Staatsgefangener bewahrt, und es hat ein Officier mit 36 Mann die Wache bey ihm, ob schon Se. schwarzbraune Hoheit glauben, daß es geschehe, um ihm Honneurs zu machen. Man läßt ihn auch gerne bey seinem Glauben. Er schreibt sich, unter andern vielen Titeln, die er sich giebt: Herr über Sonne, Mond und Sterne, vom Aufgang der Son-

ne bis zum Untergange, und Fährndrich vom großen Mogul. Was muß doch der große Mogul für eine entsetzlich große Creatur seyn, da ein kaiserlicher Prinz, und Herr über Sonne, Mond und Sterne, sich eine Ehre daraus macht, nur Fährndrich in seinen Diensten zu seyn.

Ich habe die hohe Gnade gehabt, Ihre kaiserlichen Hoheit die Cour zu machen. Der Herr Commendant hat mich bey ihm vorgestellt. Wie schenksich sahcn Se. Hoheit aus. Seine Gemahlin, oder vielmehr seine erste Favoritin, war auch mit zugegen. Sie trug den Ring an der Nase, da ihn andere am Finger tragen. Es ist schade, daß ich mit beyden nicht sprechen konnte, weil ich die Sprache nicht verstehe. Das wenige, was ich mit ihnen gesprochen, geschah durch einen Dolmetscher, welchen er allezeit um sich hat. Der Herr Ries hat diesen Posten bloß dadurch gekriegt, weil er ehemals auf Ceylon gewesen, und der Sprache vollkommen mächtig ist. Diese Commendantenschaft ist aber nicht eine der einträglichsten, denn er hat jährlich nicht mehr wie etwa 1500 Gulden, und das will hier in Indien nicht viel sagen.

Ich verbleibe etc.

Batavia,

den 31ten Jenner 1772.

* * *

Fünfter Brief.

Bester Freund.

Noch hat mich der Himmel in dem ungesunden Batavia bis hieher gesund erhalten; da ich schon so viele Menschen um und neben mir, wie die Fliegen, habe umfallen sehen. Von dem ganzen Soldatentransport unsers Schiffe, welcher 159 Mann stark war, da wir vom Texel in die See stachen, sind höchstens 15 Mann noch am Leben. Der Ober- und Untersteuermann, welche mit uns angekommen, und von welchen ich geglaubt, daß sie mich zehnmal überleben würden, sind beyde im Batavia gestorben. Der Prediger, welcher nun schon zwei Töchter in Batavia begraben lassen, liegt jetzt mit seiner Frau gefährlich krank. Der Doctor von unserm Schiffe, ist, wie ich Ihnen schon gemeldet, bey Lissabon gestorben. Es ist also von den so genannten Officiers von unserm Schiffe keiner mehr gesund wie der alte Trunnion und ich. Trunnion ist aber schon vor vier Monaten wieder nach Europa gefegelt. Sollte einem hiebey nicht bange werden? Von dem allen habe ich den besten Muth, und es fällt mir gar nicht ein, krank zu werden. So bald sich aber eine Gelegenheit findet, daß ich von Batavia wegkommen kan, werde ich sie ergreifen. Denn wird man einmal krank, so gehen Monate, ja manchmal Jahre darauf hin, ehe man recht wieder gesund werden kan, und das ist schlimmer wie der Tod selbst. Es giebt hier

verschiedene Officiers, die Krankheitshalber in zwey bis drey Jahren keine Dienste haben thun können. So sehr man auch darauf bedacht ist, diesem Unheil abzuhelfen, so kan doch Niemand die wahre Ursach ergründen, warum Batavia seit einigen Jahren ein so ungesunder Platz ist, da er es doch vor diesem nicht gewesen. Der daraus entstehende Mangel von Matrosen ist Schuld daran, daß im vorigen Monate anstatt zwey oder drey Schiffe nur eines nach Europa gegangen ist, und da ordentlicher Weise im April noch eines wegzugehen pflegt, welches das Nachschiff genannt wird, so wird dieses Jahr wegen Mangel am Volke vermuthlich gar keines im April weggesandt werden können.

Noch bin ich nicht placirt, weil noch kein Avancement vorgefallen ist. Unser Chef, der Herr Obriste Frankena, versicherte mich aber gestern, daß es in den ersten Tagen vor sich gehen würde. Ich verlange auch nun sehr darnach, denn ich habe mich lange genug ausgeruhet.

Den 7ten März hat mich der Herr Obriste rufen lassen, und mir angekündigt, daß ich Morgen allen Råthen von Indien die Visite machen, und mich ihrer Protection empfehlen müßte, weil der Herr General Gouverneur bey der ersten Geheimenrathsversammlung ein Avancement im Militair vornehmen würde. Um dieses zu verstehen, muß ich Ihnen so kurz wie möglich einen Begriff von der hiesigen Regierungsform machen. Es giebt

giebt hier in Batavia verschiedene Collegia, wovon das höchste die hohe Batavische Regierung genannt wird. Hierin werden alle Sachen von Wichtigkeit, welche die Ostindische Compagnie angehen, abgehandelt.

Diese sogenannte hohe Regierung, besteht erstlich aus dem Herrn General: Gouverneur, nächstdem dem General: Directeur, welcher der erste Rath von Indien ist, ferner noch sieben Raths von Indien, und zweyen Secretairs. Letztere aber haben keinen Sitz und Stimme, sie sind gleichwohl in großem Ansehen, und folgen in der Rangordnung immediate auf die Raths von Indien. Diese zusammen genommen machen die hohe Regierung aus, und kommen ordentlicher Weise alle Woche zweymal in dem Casteel auf Batavia zusammen, nemlich Dienstags und Freytags. Ob nun gleich der Herr General: Gouverneur hier so zu sagen souverain ist, und thun kan, was er will, so nimt er doch keine Sache von einiger Wichtigkeit vor, und vergiebt keine Bedienung, ohne es erst in dieser Versammlung vorzutragen. Das Militaire geht ihn eigentlich ganz allein an, denn er ist Generalissimus von allen Truppen, welche die Ostindische Compagnie hier in Indien hat, dem ohn-

geachtet nimt er kein Avancement vor, ohne es erst in der Geheimenrathsversammlung vorzutragen. Weil nun hier alles sehr nach dem Ceremoniel geht, so müssen diejenigen, welche eine Bedienung haben sollen, erst bey der ganzen hohen Regierung, oder welches einerley ist, bey allen Raths von Indien die Cour machen, und sie um ihre Protection ersuchen. Man nennt es hier die Ronde machen. Es ist eigentlich nichts als ein Compliment, welches man den Herren macht, denn derjenige, welcher avertirt wird, die Ronde zu machen, ist so gewiß versichert, daß er reüssirt, wie zweymal zwey viere ist.

Am folgenden Tage habe ich also allen Raths von Indien die Cour gemacht, und sie versicherten mich alle, daß sie mir nicht entgegen seyn würden. Das wußte ich vorher. Wenn man hier zu einem Rath von Indien kömmt, das ist eben so, als wenn man in Europa zu einem Fürsten kommt, und sie genießen hier auch fürstliche Ehrenbezeugungen. Ich habe mich über die Pracht verwundert, welche in ihren Häusern, oder vielmehr in ihren Pallästen herrscht. Da übermorgen Geheimerrath gehalten wird, so weiß ich nun gewiß, daß ich übermorgen placirt werde.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

13^{tes} Stück.

Montag, den 14^{ten} Februar 1780.

Schluß der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

Den 10^{ten} Merz des Mittags um 12 Uhr, da der Geheimerath zu Ende war, kam ein Hel- lebardier von Sr. Hochedelheit zu mir, und brachte mir, wie es hier gebräuchlich ist, die Nachricht, daß ich Fähndrich auf Batavia geworden sey, er wünschte mir dabey für vier Ducaten, welche ich ihm in die Hand drückte, tausend Glück und Segen. Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich nur Fähndrich geworden bin, allein ich habe Ihnen schon geschrieben, daß nach den hiesigen Gesetzen bey Friedenszeiten Niemand, und wenn er auch in Europa Obrister gewesen, und mit den größten Rekommandationen versehen ist, einen höhern Platz vorerst bekommen kan. Es hat auch hier mit einem Fähndrich eine ganz andere Bewandniß wie in Europa. Es werden hier keine junge Leute dazu genommen, sondern Personen, die entweder in Europa schon als Officiers gedient haben, oder solche, welche hier im

Lande schon lange gedient, und sich wohl gehalten haben; jedoch ist die Anzahl der erstern weit größer, und sie haben auch allezeit vor den letztern den Vorzug. Daher kommt es, daß man hier wenige Officiers sieht, die nicht schon etwas bey Jahren sind. Man sieht hier mehr Fähndrichs von dreyszig bis vierzig, als von zwanzig bis dreyszig Jahren. Mit mir ist heute nebst verschiedenen andern auch ein gewisser Herr von U..., welcher schon einige Jahre unter dem berühmten Paoli in Corsica gedient hat, Fähndrich geworden. Hier habe ich monatlich ein und vierzig Rthlr. und einige Stüber. Meine Vage beträgt nemlich monatlich vierzig Holländische Gulden, nächstdem bekomme ich für Kostgeld 11 Gulden und 18 Stüber, ferner für Hausmiete jährlich zweyhundert Gulden, und endlich für Morgenwein monatlich drey Gulden. Dies macht alles in allem ein und vierzig Reichsthaler und vier Stüber des Monats. Heute habe ich wieder so- wohl

wohl dem Herrn General-Gouverneur, als auch den sämtlichen Råthen von Indien die Visite gemacht, um ihnen meinen Dank abzustatten.

Seit einigen Tagen bin ich damit beschäftigt gewesen, theils mich in Montirung zu setzen, theils meine Haushaltung zu reguliren. Nichts ist hier im Anfange mühsamer und kostbarer, als sich einzurichten. Man kan hier keine Zimmer und Etagen mietzen, wie in Europa, sondern man ist genöthiget, gleich ein ganzes Haus zu häuren. Denn die Vornehmen sind hier viel zu stolz, um Jemanden für Geld bey sich einzunehmen; die vom mittlern Stande sind, wo nicht auch zu stolz, doch zu reich dazu; und bey geringen Leuten darf man nicht sorgen, wenn man sich nicht der Verachtung aussetzen will. Es ist auch kein Officier in Batavia, der nicht entweder allein oder mit einem andern zusammen ein Haus hat.

Unsere Uniform ist blaues Laken mit rothen Aufschlägen und Rabatten mit silbernen Schleifen besetzt, imgleichen einem silbernen Achselbände. Die Weste ist von rothem Laken, reichlich mit silbernen Tressen besetzt, und die Weinkleider sind gleichfalls von rothem Laken. Im Dienste trägt man auch einen silbernen Ringkragen, und die Escarpe über die Schulter. Die Unterhaltung der Kleider und der Wäsche ist hier für einen Officier die größte Ausgabe.

Den 18ten Merz habe ich meine erste Wache gethan, es sind aber die

Wachen hier gar nicht ermüdend. Die größte Last, welche man hat, ist diese, daß man von des Morgens um 6 bis Mittags um 12 Uhr in Kleidern, Escarpe und Ringkragen seyn muß; von 12 bis 4 Uhr Nachmittags aber kan man sich ganz und gar auskleiden, und seine Nachmittagsruhe so gut halten, wie zu Hause. Denn unter dieser Zeit wird für Niemanden ins Gewehr gegangen, um die Leute wegen der großen Sonnenhitze nicht zu fatiguen; auch werden so lange die Gewehre aufgenommen. Man steht aber auch von 12 bis 4 Uhr Nachmittags fast Niemanden auf der Wasse, als Chinesen, Sklaven und etwa einige Matrosen. Des Nachmittags von 2 bis 4 Uhr zu schlafen, bin ich nun schon so gewohnt, wie das Schlafen bey Nacht. Das schlimmste hier zu Lande ist dieses, daß man durch eine gewisse Art Insekten, die man Muschiten nennt, so sehr in der Ruhe gestört wird. Es ist eine Sorte Fliegen mit einem Stachel. Wenn sie einen stechen, so thut es nicht allein weh, sondern es läuft auch allemal dick auf. Ich habe manchmal so fest geschlafen, daß ich nichts davon gefühlt habe, wenn ich aber aufgewacht bin, so habe ich lauter Beulen im Gesichte und auf meinem ganzen Körper gehabt, die sich aber bald wieder verziehen. Die meisten lassen sich deshalb entweder durch Sklaven oder auch wohl durch Mädchen die Muschiten vom Leibe abnehmen.

Den 22ten Merz hab ich schon wieder

der die Wache gehabt; denn weil auf Batavia die meiste Zeit viele Officiers krank sind, so kommen die Wachen oft herum. Dieses mal habe ich die Zeit viel stiller zugebracht, wie bey meiner ersten Wache. Ich habe mich insonderheit damit amüsirt, daß ich einen Mann nach dem andern zu mir kommen ließ, welche mir ihren Lebenslauf erzählen mußten. Wenn man diese Leute anhört, so ist es so gut, als wenn man einen lebendigen Roman liest. Es war ein Corporal mit darunter, welcher Lieutenant unter den Preussischen schwarzen Husaren gewesen ist. Man trifft hier unter den Unterofficiers, ja selbst unter den Gemeinen viele an, welche in Europa Officiers gewesen sind.

Den 27ten Merz habe ich meine dritte, aber auch zugleich meine letzte Wache auf Batavia gethan. Wie? meine letzte? ja, mein lieber! Ich bin einen Pas avanciert, meine Einkünfte haben sich vergrößert, und ich komme an einen Ort, wo es so gesund ist, wie in B.... Das sind drey wichtige Punkte. Gestern war wiederum Geheimerrath gewesen, und um 11 Uhr Mittags kam ein Zellebardier von Sr. Hochedelheit zu mir an die Wache, welcher mir die angenehme Zeitung brachte, daß ich Cornet bey der Garde zu Pferde bey dem Herrn Gouverneur von Java geworden sey. Ich bin erstlich dadurch einen Pas avanciert, denn ein Cornet bey der Garde zu Pferde hat den Rang mit einem Lieutenant, nächstdem stehe ich

mich besser wie ein Lieutenant, und komme an einen Ort, wo es nicht allein sehr wohlfeil, sondern auch sehr gesund ist. Der Gouverneur von Java residiert zu Samarang, welches zur See 70 bis 80 Meilen von Batavia ist. Es ließ mich hierauf der Herr Obrist von Frankena sogleich von der Wache ablösen, damit ich mich noch denselben Tag bey der hohen Regierung für dieses Avancement bedanken könnte. Wie ich zu Sr. Hochedelheit kam, redete mich dieser lebenswürdige Herr gleich mit folgenden Worten an: „Nun mein Herr. — — — sind Sie mit dieser Veränderung zufrieden?“ Nachdem ich ihm in den dankbarsten Ausdrücken meine große Zufriedenheit bezeugt hatte, so fuhr er auf folgende Weise fort: „Es ist mir lieb, daß ich ihnen hiedurch einen Dienst habe thun können; denn ich sehe, daß ihre „Aufsührung mit den Recommandationsbriefen, welche ihrentwegen an mich geschrieben sind, übereinkommt. „Sie kommen auf einen sehr gesunden „Platz, und wo Sie besser zurechte „kommen, wie auf Batavia; ich „wünsche ihnen ferner Glück und Gesundheit auf Java.“ Ist das nicht freundlich gesprochen von einem General-Gouverneur von Indien? Er ist in der That der charmanteste Herr von der Welt, und ein wahrer Menschenfreund. Da unzählige Menschen an ihn recommandirt werden, so ist er oftmals sehr verlegen, daß er nicht allen so helfen kan, wie er wohl wünschte.

Nun muß ich Ihnen auch den eigentlichen Zusammenhang schreiben, warum ich eben nach Samarang komme. Sie wissen, daß ich ein Empfehlungsschreiben an den Herrn von der Burgh hatte, welcher jetzt Gouverneur von Java ist. Wie ich nach Batavia kam, schickte ich ihm diesen Brief zu, und schrieb dabei einige Zeilen an ihn; worauf er mir sehr höflich antwortete, daß es ihm angenehm seyn würde, mich auf Samarang zu sehen, und er hätte deshalb schon nach Batavia geschrieben. Es sind schon beynähe sechs Monate, da dieses vorgegangen ist. Weil nun nichts weiter darauf erfolgte, so glaubte ich, daß es ins Vergessen gerathen sey. Nunmehr aber klärt sich alles auf. Der Herr Obriste sagte mir gestern, daß der Herr General:Gouverneur sich schon vor einigen Monaten verlauten lassen, daß er mich nach Java schicken wolle, und es hat auch seine vollkommne Richtigkeit, daß der Herr von der Burgh meinentwegen sogleich geschrieben. Da nun vor kurzem der Cornets:Platz bey der Garde zu Pferde vacant geworden ist, so hat der Herr General:Gouverneur sogleich, ohne daß ich nöthig gehabt, darum zu bitten, resolvirt, mir solchen zu geben. Es haben so viele Officiers darum angehalten, und ich habe diesen Posten bekommen, ohne einmal zu wissen, daß er vacant gewesen ist. Wie konnte ich es mir auch einfallen lassen, unter die Cavallerie zu kommen, da ich niemals darunter gedient.

Jetzt mag ich wohl mit Rabener sagen: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.“ Das Schicksal spielt mit mir recht wunderbarlich.

Den 3ten April des Morgens um 6 Uhr hatte ich schon einen Zellebardi im Hause; durch den mich der Herr General:Gouverneur wissen ließ, daß ich mich bereit halten mögte, mit dem Ostindischen Schiffe Walcheren nach Samarang zu gehen, worauf ich sogleich von dem Herrn General:Gouverneur sowohl, als auch von den Herren Räten von Indien Abschied nahm. Wie ich zu dem würdigen Greise, Petrus Albertus von der Parra, kam, so sagte er mir, daß er mich darum avertiren lassen, weil er geglaubt hätte, daß es mir angenehm seyn würde, die Zeit meiner Abreise einige Tage vorher zu wissen, um meine Sachen darnach zu reguliren. Ist das nicht eine große Attention von einem so großen Herrn, der beständig mit so vielen wichtigen Sachen beschäftigt ist. Ich bin aufs empfindlichste gerührt worden, wie ich Abschied von ihm nahm, denn er ist die Güte und Menschenliebe selbst, und im eigentlichen Verstande ein rechter ehrlicher Mann.

Der Herr Tomassen, Secretair der hohen Regierung, meent es doch sehr gut mit mir. Er schrieb mir diesen Morgen ein kleines Billet, worin er mich ersuchte, diesen Abend bey ihm zuzubringen, ich mögte ja kommen, und er wolle mir um 6 Uhr seinen Wagen

Wagen senden. Wie ich zu ihm kam, sagte er mir, daß sich der Edle Herr Komp, nebst seiner Gemahlin, bey ihm melden lassen; er habe mich zu dem Ende gebeten, um mich mit ihnen bekannt zu machen, weil der Herr Gouverneur von der Burgh mit einer leiblichen Tochter von dem Edlen Herrn Komp vermählt ist. Diese Bekanntschaft ist mir von sehr großem Nutzen gewesen, denn der Edle Herr Komp hat mich ersucht, noch vor meiner Einschiffung zu ihm zu kommen, er wolle mir einen Brief an seinen Schwiegersohn, den Herrn von der Burgh mitgeben. Daß dieser Brief nicht ohne Nutzen sey, können Sie daraus urtheilen, weil der Herr von der Burgh sein Glück, daß er Gouverneur von Java geworden ist, besonders dem Edlen Herrn Komp mit zu danken hat. Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch auch schreiben, was für Ceremonien hier gemacht werden, wenn ein Edler Herr, oder welches einerley ist, ein Rath von Indien, mit in der Gesellschaft ist. Es ist hier der Gebrauch, daß man, wenn man bey jemanden zum Essen oder des Abends auf ein Pfeischen genöthigt ist, so bald man ins Haus tritt, gleich seinen Rock auszieht. Wenn aber ein Rath von Indien in der Gesellschaft erwartet wird, so bleibt der Wirth sowohl, als auch die Gäste so lange gekleidet, bis er angefahren kommt, denn er geht niemals en Visite zu Fuß. Dann zieht er erstlich ganz allein den Rock aus, darauf sagt er zu dem

Wirth und übrigen Gästen, sie mögten sich gleichfalls commode machen, worauf sie alle die Röcke ablegen. Man trägt daher allezeit Ermeln im Camisot. Selbst bey dem Herrn General Gouverneur zieht man, wenn man als Gast bey ihm ist, den Rock aus. Ehe man sich niedersezt, sind die Stühle schon alle so rangirt, wie sie stehen müssen. Auf einem etwas erhabenern Stuhl, wie die andern, sitzt der Rath von Indien oben an, und die Gäste nebst dem Wirth rangiren sich nach ihrem Range in zwey Reihen; so daß sie mit dem Edlen Herrn ein Quarré long formiren. Neben ihm darf Niemand sitzen, das wäre gegen die Kleiderordnung; es müßte denn auch ein Rath von Indien seyn. So bald die Gesellschaft sich niedergesezt hat, wird erstlich dem Edlen Herrn allein, jedoch von einem Sklaven, eine Pfeife präsentiert, denn Europäer warten, unserer Nation zu Ehren, niemals auf. So bald er solche angezündet, wird den übrigen Gästen auch Toback präsentiert. Eben so geht es auch mit dem Wein und Bier, und es wird bey jedem Glase, es mag Wein oder Bier seyn, allezeit eine Gesundheit getrunken; welche der Wirth ausbringt. Die erste Gesundheit ist allzeit: een Glässle voor den Dorst; und die zweyte: 1 Smaaklig Peispchen. Die übrigen sind willkürlich. Solche abendliche Zusammenkünfte dauern allzeit von 6 bis 9 Uhr, unter welcher Zeit nichts gethan wird, wie geraucht, getrunken und gesprochen.

hierin die halbe Ursache, weswegen der braune Kohl hier so gut geräth und unveränderlich gut bleibt, ohne daß man nöthig hätte, den Saamen zu verändern. Ich will erzählen, wie es die Bardewiker machen, nach dem ich noch zuvor gesagt habe, daß die hiesigen Gärten größtentheils einen sandigen Boden, und im Grunde warmes Quellwasser haben, das mit der Ilmenau in Verbindung steht, und mit dem Wasser dieses Flusses steigt und fällt.

Im Herbst werden diejenigen Felder, auf welchen im künftigen Jahre gelbe Wurzeln oder Carotten gebauet werden sollen, mit langen Kuhmist sehr reichlich bedeckt. So bald die Erde aufgehet, wird das Land gegraben, und der Dünger untergegraben, und es geschiehet die Aussaat. Der größte Theil derselben ist Carotten oder gelber Wurzeln Saamen. Unter denselben wird Zipollen, Petersilienwurzeln, und brauner Kohl-Saat nach Belieben gemischt: obgleich dieses Verfahren wider die Grundsätze der Gärtnerkunst zu seyn scheint, so wissen doch die Bardewiker daraus große Vortheile zu ziehen. Aus den dick stehenden gelben Wurzeln ziehen sie zuerst die besten aus und bringen sie in die umliegende Städte. Mit diesem Ausziehen fahren sie viele Wochen lang fort, bis jede Carotte Raum ge-

nug hat, völlig auszuwachsen: und indem sie zu diesem Endzweck die Wurzeln nach und nach dünner machen, so jäten sie nicht nur das Unkraut zugleich aus, sondern ziehen auch, was an Kohl, Zipollen, und Petersilienpflanzen überflüssig ist, nach und nach weg, so daß sie die vollkommensten stehen lassen. Wenn der Kohl nun 6 bis 8 Blätter hat, fassen sie ihn oben mit der Hand fest, und schneiden ihn oberhalb dem Herzpohl ab, welcher unverletzt bleiben muß. Hiermit fahren sie fort bis Bartholomäi. Nachher wird er nicht mehr geschnitten, sondern die gelben und rothen Blätter werden ihm nur genommen. Im August werden die Zipollen ausgehoben. Um und nach Michaelis die Carotten und zuletzt die Petersilienwurzeln. Nachdem diese dreifache Ernte vorhergegangen ist, bleibt der Kohl allein stehen, und breitet sich so sehr aus, daß das ganze Feld damit bedeckt wird, und man glauben sollte, es sey nichts als brauner Kohl darauf gebauet. Diese Art des Kohlbauens geschiehet also ohne Verpflanzung. Verpflanzer man ihn, so wird er auch sehr gut, bleibt aber im Wachsthum immer etwas zurück, und breitet sich nicht so sehr aus, auch hält man dafür, daß der von verpflanztem Kohl gezogene Saame nicht so gut sey, als der vom unverpflanzten.

Bardewik,
den 26^{ten} Jan. 1780.

Fried. Contr. Schulze,
Canonicus und erster Stiftprediger.

Hannoverisches Magazin.

14^{tes} Stück.

Freitag, den 18^{ten} Februar 1780.

Versuch eines Verzeichnisses der um Hannover wild wachsenden Pflanzen.

Eeci quod potui, — peragravi, & indigenas Stirpes collegi, examinavi, disposui, minus tamen feliciter ac illi, qui soli Herbarum studio dediti, Principum munificentia, publicis Hortis, Bibliothecis, Amicis adjuti Floras evulgant.

Scopol.



Ich habe die Sonntage der dreylehstern Sommer, der Betrachtung Gottes im Pflanzenreiche gewidmet, und zu meinem Vergnügen, in diesen, von vielen Menschen zum Faulenzen oder Ausschweifen angewandten Stunden, die um Hannover gelegenen Aecker, Wiesen, Wälder, Heiden, Moore und Berge, kurzum Alles, wo ich vermuthete für mich etwas Angenehmes zu finden, besehen und durchgesehen.

Ich bemerkte bald, daß, ohngeacht ich ein Fremdling in dieser Gegend war, sich dennoch die hiesige Flora gegen mich günstig, ja recht freundschaftlich zeigte, denn meine Göttin ließ mich in kurzer Zeit so viel Schönes sehen, daß ich befürchtete nicht alles in meinem Gedächtnisse behalten zu können, und mich deswegen entschließen mußte, das Merkwürdigste davon, durch die Feder

meiner Vergesslichkeit zu entreißen und zu meinem künftigen Gebrauch aufzuzeichnen.

Ein guter Freund, welcher diese Aufsätze bey mir von ohngefähr zu Gesichte bekam, bat mich aus diesen Papieren einen kleinen Auszug zu machen, oder doch wenigstens, den Liebhabern der Pflanzenkunde, nur ein Verzeichniß, der um seine Vaterstadt von mir gefundenen Pflanzen, durch den Abdruck mitzutheilen. Ich versprach meinem Freunde dieses letztere Ansuchen in Erfüllung zu bringen, und liefere nun also hier in diesen Blättern, was derselbe von mir begehrte.

Man wird ohne mein Erinnern sehen, daß ich in diesem Verzeichnisse, der Ordnung meines ehemaligen Lehrers von Linnee gefolget bin, auch diesmal nur diejenigen Pflanzen, welche von ihm in seinen Schriften aufgenommen

men worden, angeführt habe. Alle hiesigen Gewächse also, die bey Linnee nicht stehen, und theils bey andern Botanisten schon zu finden, zum Theil auch wohl ganz neu sind, habe ich für dieses mal noch ausgelassen, behalte mir aber vor, solche künftig ebenfalls anzuzeigen.

Von einigen Arten habe ich auch die hier wachsenden Scheinarten, Halbar: ten oder Subspecies angeführt, wenn sich solche nemlich bey Linnee angezeigt gefunden. Ich habe solche, gleich den Arten, mit dessen Trivialnamen bemerkt, und wo zu diesen noch keine Linneischen existirten, bin ich so frey gewesen, einige zu verfertigen, und solche mit den griechischen Buchstaben zu vertauschen. Hoffentlich habe ich diese so gemacht, daß jeder, auch ohne Definition, mich verstehen, und wissen wird, was für eine Pflanze ich damit gemeiner habe, wenigstens dünkt mich, daß solche zum täglichen Gebrauch besser als jene Zeichen seyn werden. Wenn ich einmal meinen *Phytopinar* Linneanus abdrucken lasse, so werde ich suchen, alle die von mir gesehenen Linneischen Subspecies, so gut mir möglich, zu definiren, auf die Weise, wie Linnee solches schon selbst bey einigen Pflanzen, z. B. *Mnium Serpyllifolium* und mehreren gethan, und damit den rühmlichen Anfang gemacht hat.

Gerne würde ich auch die hier wachsenden Varietäten oder Spielarten angezeigt haben, da aber dieses nicht ohne Weiräusigkeit geschehen konnte, so mußte ich solche für dieses mal noch weglassen.

Eben dieses ist auch die Ursache, daß die, bey jeder hier gefundenen Pflanze von mir bemerkte Wachstumsstelle, unangezeigt gelassen habe, so gerne ich solche auch aus meinem Aufsatz abgeschrieben und mitgetheilt hätte.

Anfangs war ich noch Willens *Nomina pharmaceutica und oeconomica* beizufügen, da ich aber beobachte, daß allen unsern wahren und rechtschaffenen Apothekern, Gärtnern und Landwirthen, die Linneischen Trivialnamen eben so bekannt als ihre Usualnamen sind, so habe ich auch dieses unterlassen.

Meine Excursionen habe ich nicht weiter als drey Meilen von hiesiger Stadt ausgedehnet, welchen Weg ein Liebhaber der Botanik, in einem Tag, bequem und mit Vergnügen, hin und wieder gehen kan. Wenn also dieses Verzeichniß nicht die Pflanzenmenge von Floren großer Länder enthält, so wird man sich darüber nicht zu verwundern haben.

Sollte ich in das Künftige hier noch einige Pflanzen finden, welche ich in diesem Versuche vergessen habe anzuführen, oder die ich aus Mangel der Zeit bisher um Hannover noch nicht angetroffen habe, sondern bey genauerer Untersuchung erst entdecken werde, deren Anzahl vernuthlich nicht geringe ist, so will ich solche jährlich in einem Beitrage nachholen, und in diesem Magazin bekannt machen.

Denjenigen, welche nach mit einmal diese göttlichen Geschenke durchwandern, um aus den schönen Werken des allmächtigen Schöpfers, diesen großen Bau:

Baumeister und Künstler selbst kennen zu lernen, denen wünsche ich eben das Vergnügen, eben die Zufriedenheit, die ich bisher in dieser Beschäftigung ge-

funden und genossen habe. Womit ich denn mich und meine vegetabilischen Hannoveranerinnen allen hiesigen Naturliebhabern bestens empfehle.

<i>Monandria.</i>	<i>Monogynia.</i>		Schoenus	Fuscus.	
<i>Hippuris</i>	Vulgaris.		—	Compressus.	
<i>Monandria.</i>	<i>Digynia.</i>		—	Albus.	
<i>Callitriche</i>	Verna.		Cyperus	Flavescens.	
—	Autumnalis.		—	Fuscus.	
<i>Diandria.</i>	<i>Monogynia.</i>		Scirpus	Palustris.	
<i>Circæa</i>	Lutetiana.		—	Cespitosus.	
—	Alpina.		—	Acicularis.	
<i>Veronica</i>	Officinalis.		—	Fluitans.	
—	Serpyllifolia.		—	Lacustris.	
—	Beccabunga.		—	Setaceus.	
—	Anagallis.		—	Maritimus.	
—	Scutellata.		—	Sylvaticus.	
—	Teucrium.		Eriophorum	Vaginaturn.	
—	Montana.		—	Polytacthyon.	
—	Chamædrys.		Nardus	Stricta.	
—	Agrestis.		<i>Triandria.</i>	<i>Digynia.</i>	
—	Arvensis.		Phalaris	Arundinacea.	
—	Hederæfolia.		Panicum	Verticillatum.	
—	Triphylla.		—	Glaucum.	
—	Verna.		—	Viride.	
<i>Gratiola</i>	Officinalis.		—	Crus Galli	breviaristat.
<i>Utricularia</i>	Vulgaris	major.	—	—	longiaristat.
—	—	minor.	—	Sanguinale.	
—	Minor.		Phleum	Pratense.	
<i>Verbena</i>	Officinalis.		—	Nodosum.	
<i>Lycopus</i>	Europæus.		Alopecurus	Pratenfis.	
<i>Diandria.</i>	<i>Digynia.</i>		—	Agrestis.	
<i>Anthoxanthum</i>	Odoratum.		—	Geniculatus.	
<i>Triandria.</i>	<i>Monogynia.</i>		Milium	Effusum.	
<i>Valeriana</i>	Dioica.		Agrostis	Spica Venti.	
—	Officinalis.		—	Arundinacea.	
—	Locusta	olitoria.	—	Canina.	
<i>Iris</i>	Pseudacorus.		—	Stolonifera.	

Agrostis	Capillaris.		Bromus	Pinnatus.	
Ana	Aquatica	biflora.	Avena	Elatior.	
—	—	multiflora.	—	Fatua.	
—	Cespitosa.		—	Pubescens.	
—	Flexuosa.		—	Flavescens.	
—	Montana.		Arundo	Phragmites.	
—	Canescens.		—	Epigejos.	
—	Præcox.		—	Calamagrostis.	
—	Caryophyllæa.		Lolium	Perenne.	
Melica	Nutans	biflora.	—	Temulentum.	
—	—	uniflora.	Elymus	Caninus.	
—	Cerulea.		—	Europæus.	
Poa	Aquatica.		Hordeum	Murinum	macrostach.
—	Trivialis.		—	—	microstach.
—	Angustifolia.		Triticum	Repens.	
—	Pratensis.		Triandria.	Trigynia.	
—	Annua.		Montia	Fontana.	
—	Compressa.		Holosteum	Umbellatum.	
—	Nemoralis.		Tetrandria.	Monogynia.	
—	Cristata.		Dipsacus	Fullonum	fylvestris.
Briza	Media.		—	Pilosus.	
Dactylis	Glomerata.		Scabiosa	Succisa.	
Cynosurus	Cristatus.		—	Arvensis.	
Festuca	Ovina.		—	Columbaria.	
—	Rubra.		Sherardia	Arvensis.	
—	Duriuscula.		Asperula	Odorata.	
—	Myurus.		Galium	Palustre.	
—	Decumbens.		—	Uliginosum.	
—	Elatior.		—	Verum.	
—	Fluitans.		—	Mollugo.	
Bromus	Secalinus.		—	Sylvaticum.	
—	Mollis.		—	Boreale.	
—	Inermis.		—	Aparine.	
—	Asper.		Plantago	Major.	
—	Sterilis.		—	Media.	
—	Arvensis.		—	Lanceolata.	
—	Tectorum.		Centunculus	Minimus.	
—	Giganteus.		Sanguisorba	Officinalis.	
—	Triflorus.		Cornus	Sanguinea.	

Isnardia	Palustris.	Campanula	Rotundifolia.
Alchemilla	Vulgaris.	—	Rapunculus.
<i>Tetrandria.</i>	<i>Digynia.</i>	—	Persicifolia.
Aphanes	Arvensis.	—	Rapunculoides.
Cuscuta	Europæa.	—	Trachelium.
—	Epithymum.	—	Glomerata.
<i>Tetrandria.</i>	<i>Tetragynia.</i>	Phyteuma	Spicata.
Ilex	Aquifolium.	Samolus	Valerandi.
Potamogeton	Natans.	Lonicera	Periclymenum.
—	Perfoliatum.	—	Xylosteum.
—	Lucens.	Verbascum	Thapsus.
—	Crispum.	—	Nigrum.
—	Granineum.	Datura	Stramonium.
—	Marinum.	Hyoſcyamus	Niger.
—	Puſillum.	Atropa	Belladonna.
Sagina	Procumbens.	Solanum	Dulcamara.
<i>Pentandria.</i>	<i>Monogynia.</i>	—	Nigrum vulgatum.
Myosotis	Scorpioides arvensis.	—	— villoſum.
—	— palustris.	Rhamnus	Catharticus.
Lithospermum	Officinale.	—	Frangula.
—	Arvenſe.	Evonymus	Europæus renuifolius.
—	Purpurocarus.	Ribes	Nigrum vulgare.
Anchusa	Officinalis.	—	Uva Criſpa.
Cynogloſſum	Officinale.	Hedera	Helix.
Pulmonaria	Officinalis.	Illecebrum	Verticillatum.
Symphytum	Officinale.	Glaux	Maritima.
Aſperugo	Procumbens.	Vinca	Minor.
Lycopiſ	Arvenſis.	<i>Pentandria.</i>	<i>Digynia.</i>
Echium	Vulgare.	Aſclepias	Vincetoxicum.
Primula	Veris officinalis.	Herniaria	Glabra.
—	— elatior.	Chenopodium	Bonus Henr.
Menyanthes	Trifoliata.	—	Urbicum.
Hottonia	Palustris.	—	Rubrum.
Lyſimachia	Vulgaris.	—	Murale.
—	Nemorum.	—	Album.
—	Nummularia.	—	Viride.
Anagallis	Arvenſis.	—	Hybridum.
Convolvulus	Arvenſis.	—	Glaucum.
—	Sepium.	—	Polyspermum.

Ulmus	Campestris.		<i>Pentandria.</i>	<i>Trigynia.</i>	
Gentiana	Pneumonanthe.		Viburnum	Opulus.	
—	Centaureum	procerius.	Sambucus	Ebulus.	
—	—	putnillum.	—	Nigra	vulgaris.
—	Amarella.		—	Racemosa.	
—	Campestris.		Corrigiola	Littoralis.	
—	Ciliata.		Alfina	Media.	
—	Cruciata.		<i>Pentandria.</i>	<i>Tetragynia.</i>	
—	Filiformis.		Parnassia	Palustris.	
Hydrocotyle	Vulgaris.		<i>Pentandria.</i>	<i>Pentagynia.</i>	
Sanicula	Europaea.		Statice	Armeria	major.
Tordylium	Anthriscus.		Linum	Catharticum.	
Daucus	Carota.		—	Radiola.	
Conium	Maculatum.		Drosera	Rotundifolia.	
Selinum	Palustre.		—	Longifolia.	
—	Carvifolia.		<i>Pentandria.</i>	<i>Polygynia.</i>	
Peucedanum	Silva.		Myosurus	Minimus.	
Heracleum	Sphondylium.		<i>Hexandria.</i>	<i>Monogynia.</i>	
Angelica	Sylvestris.		Leucosium	Vernum.	
Sium	Lactifolium.		Allium	Scorodoprasum.	
—	Angustifolium.		—	Vineale.	
Sison	Inundatum.		—	Oleraceum.	
Oenanthe	Fistulosa.		—	Ursinum.	
Phellandrium	Aquaticum.		Lilium	Martagon.	
Cicuta	Virosa.		Ornithogalum	Luteum.	
Aethusa	Cynapium.		—	Minimum.	
Scandix	Pecten.		Convallaria	Majalis.	
Chærophyllo	Sylvestre.		—	Multiflora.	
—	Bulbosum.		—	Bifolia.	
—	Temulum.		Acorus	Calamus	vulgaris.
Seseli	Annuum.		Iuncus	Conglomeratus.	
Pastinaca	Sativa.		—	Effusus.	
Carum	Carvi.		—	Filiformis.	
Pimpinella	Saxifraga	poterifolia.	—	Squarrosus.	
—	—	selinifolia.	—	Articulatus	aquaticus.
—	Magna.		—	—	sylvaticus.
Apium	Graveolens.		—	Bulbosus.	
Ægopodium	Podagraria.		—	Bufonius.	
			—	Pilosus.	

Iuncus	Niveus.	Polygonum	Aviculare angustifolium.
—	Campestris.	—	Convolvulus.
Peplis	Portula.	—	Dumetorum.
Hexandria.	Trigynia.	Osfandria.	Tetragynia.
Rumex	Crispus.	Paris	Quadrifolia.
—	Maritimus.	Adoxa	Moscharellina.
—	Acutus.	Enneandria	Hexagynia.
—	Obtusifolius.	Butomus	Umbellatus.
—	Aquaticus.	Decandria.	Monogynia.
—	Acetosa pratensis.	Monotropa	Hypopitys.
—	Acetosella.	Andromeda	Polifolia.
Triglochin	Palustre.	Pyrola	Minor.
Hexandria.	Polygynia.	—	Secunda.
Alisma	Plantago latifolia.	Decandria.	Digynia.
—	Ranunculoides.	Chrysosplen.	Alternifolium.
Heptandria.	Monogynia.	—	Oppositifolium.
Trientalis	Europæa.	Saxifraga	Tridactylites.
Osfandria.	Monogynia.	Scleranthus	Annus.
Oenothera	Biennis.	—	Perennis.
Epilobium	Angustifolium.	Gypsophila	Muralis.
—	Hirsutum grandiflorum.	Saponaria	Officinalis.
—	— parviflorum.	Dianthus	Armeria.
—	Montanum.	—	Deltoides.
—	Tetragonum.	Decandria.	Trigynia.
—	Palustre.	Cucubalus	Behen.
Vaccinium	Myrtillus.	Silene	Nutans.
—	Uliginosum.	Stellaria	Nemorum.
—	Vitis Idæa.	—	Holostea.
—	Oxycoccus.	—	Graminea arvensis.
Erica.	Vulgaris.	—	— palustris.
—	Tetralix.	—	— fontana.
Daphne	Mezereum.	Arenaria	Trinervia.
Osfandria.	Trigynia.	—	Serpyllifolia.
Polygonum	Bistorta.	—	Rubra campestris.
—	Amphibium aquaticum.	—	— marina.
—	— terrestre.	Decandria.	Pentagynia.
—	Hydropiper.	Sedum	Telephium album.
—	Perficaria.	—	Reflexum.
—	Aviculare latifolium.	—	Album.

Sedum	Acre.	<i>Icosandria.</i>	<i>Polygynia.</i>
Oxalis	Acetosella.	Rosa	Villosa.
Agrostemma	Githago.	—	Canina.
Lychnis	Flos Cuculi.	Rubus	Idæus.
—	Dioica.	—	Cæsius.
Cerastium	Vulgatum.	—	Fruticosus.
—	Viscosum.	Fragaria	Vesca sylvestris.
—	Semidecandrum.	—	Sterilis.
—	Arvense.	Potentilla	Anserina.
—	Aquaticum.	—	Argentea.
Spargula	Arvensis.	—	Verna.
—	Pentandra.	—	Reptans.
—	Nodosa.	Tormentilla	Erecta.
<i>Dodecandria.</i>	<i>Monogynia.</i>	—	Reptans.
Asarum	Europæum.	Geum	Urbanum.
Lythrum	Salicaria.	—	Rivale.
—	Hyslopifolia.	Comarum	Palustre.
<i>Dodecandria.</i>	<i>Digynia.</i>	<i>Polyandria.</i>	<i>Monogynia.</i>
Agrimonia	Eupatoria.	Actæa	Spicata nigra.
<i>Dodecandria.</i>	<i>Trigynia.</i>	Chelidonium	Majus.
Refeda	Luteola.	Papaver	Argemone.
Euphorbia	Peplus.	—	Rhœas.
—	Exigua acuta.	—	Dubium.
—	Helioscopia.	Nymphæa	Lutea.
—	Esula.	—	Alba.
<i>Icosandria.</i>	<i>Monogynia.</i>	Tilia	Europæa parvifolia.
Prunus	Padus.	Cistus	Helianthemum.
—	Avium.	<i>Polyandria.</i>	<i>Trigynia.</i>
—	Spinosa.	Delphinium	Consolida.
<i>Icosandria</i>	<i>Digynia.</i>	Aconitum	Lycodanum.
Cratægus	Oxyacantha.	<i>Polyandria.</i>	<i>Pentagynia.</i>
<i>Icosandria.</i>	<i>Trigynia.</i>	Nigella	Arvensis.
Sorbus	Aucuparia.	<i>Polyandria.</i>	<i>Polygynia.</i>
<i>Icosandria.</i>	<i>Pentagynia.</i>	Anemone	Hepatica.
Pyrus	Communis pyrafter.	—	Nemorosa.
—	Malus sylvestris.	—	Ranunculoides.
Spiræa	Filipendula.	Clematis	Vitalba.
—	Ulmaria.	Thalictrum	Flavum vulgare.

Der Schluß folgt künftigh.



Hannoverisches Magazin.

15tes Stüd.

Montag, den 21ten Februar 1780.

Schluß des Versuches eines Verzeichnisses der um Hannover wild wachsenden Pflanzen.

Adonis	Aestivalis.	Lamium	Maculatum.
Ranunculus	Flammula.	—	Album.
—	Lingua.	—	Purpureum.
—	Ficaria.	—	Amplexicaule.
—	Auricomus.	Galeopsis	Ladanum
—	Sceleratus.	—	—
—	Bulbosus.	—	Tetrahit
—	Repens.	—	—
—	Polyanthemus.	—	Galeobdolon.
—	Acris.	Betonica	Officinalis.
—	Lanuginosus.	Stachys	Sylvatica.
—	Arvensis.	—	Palustris.
—	Hederaceus.	—	Recta.
—	Aquatis	—	Arvensis.
—	— diversifolius.	—	—
—	— abrotanifol.	Ballota	Nigra.
—	— peucedanifol.	Marrubium	Vulgare.
Caltha	Palustris.	Leonurus	Cardiaca.
Didymia.	Gynnosperm.	—	Marrubiastrum.
Ajuga	Genevensis.	Clinopodium	Vulgare.
—	Reptans.	Origanum	Vulgare.
Teucrium	Scorodonta.	Thymus	Serpyllum.
—	Scordium.	—	Acinos.
Nepeta	Cataria.	Scutellaria	Galericulata.
Mentha	Sylvestris.	Prunella	Vulgaris
—	Hirsuta.	—	—
—	Aquatica.	Didymia.	Angiospermia.
—	Arvensis.	Rhinanthus	Crista Galli
Glechoma	Hederacea.	—	—
			humilior.
			elatior.
			Euphra-

Euphrasia	Officinalis	major.	Sisymbrium	Amphibium	palustre.
—	—	minor.	—	—	aquaticum.
—	Odontites.		—	—	terrestre.
Melampyrum	Cristatum.		—	Sophia.	
—	Arvense.		Erysimum	Officinale.	
—	Nemorosum.		—	Barbarea.	
—	Pratense.		—	Alliaria.	
Lathraea	Squamaria.		—	Cheiranthoides.	
Pedicularis	Palustris.		Arabis	Thaliana.	
—	Sylvatica.		Turritis	Glabra.	
Antirrhinum	Elatine.		Sinapis	Arvensis.	
—	Spurium.		—	Alba.	
—	Arvense.		—	Nigra.	
—	Minus.		Raphanus	Raphanistrum.	
—	Linaria.		Monadelphica.	Decandria.	
—	Majus.		Geranium	Cicutarium.	
—	Orontium.		—	Sylvaticum.	
Scrophularia	Nodosa.		—	Pratense.	
—	Aquatica.		—	Robertianum.	
Limosella	Aquatica.		—	Molle.	
Tetradynamia.	Siliculosa.		—	Columbinum.	
Myagrum	Sativum.		—	Dissectum.	
—	Paniculatum.		—	Rotundifolium.	
Draba	Verna.		Monadelphia.	Polyandria.	
Thlaspi	Arvense.		Malva	Rotundifolia.	
—	Bursa Pastoris	pinnatifolia.	—	Sylvestris.	
—	—	integrifolia.	—	Alcea.	
Cochlearia	Coronopus.		Diadelphia.	Hexandria.	
—	Armoracia.		Fumaria	Bulbosa	cava.
Iberis	Nudicaulis.		—	—	solida.
Alyssum	Incanum.		—	Officinalis.	
Lunaria	Rediviva.		Diadelphia.	Ostendria.	
Tetradynamia.	Siliquosa.		Polygala	Vulgaris.	
Dentaria	Bulbifera.		Diadelphia.	Decandria.	
Cardamine	Impatiens.		Spartium	Scoparium.	
—	Hirsuta.		Genista	Tindoria.	
—	Pratensis.		—	Pilosa.	
—	Amara.		—	Germanica.	
Sisymbrium	Nasturtium.		Ononis	Arvensis	spinosa.
—	Sylvestre.		Anthyllis	Vulneraria.	
					Orobus

Orobis	Vernus.
—	Tuberosus.
—	Niger.
Lathyrus	Tuberosus.
—	Pratenfis.
—	Sylvestris.
Vicia	Sylvatica.
—	Cracca.
—	Sativa nigra.
—	Sepium.
Ervum	Tetraspermum.
—	Hirsutum.
Ornithopus	Perpusillus.
Hippocrepis	Comosa.
Astragalus	Glycyphyllus.
Trifolium	Melilot. Offic.
—	Hybridum.
—	Repens.
—	Pratenfe.
—	Alpestre.
—	Arvenfe.
—	Fragiferum.
—	Montanum.
—	Agrarium.
—	Procumbens.
—	Filiforme.
Lotus	Corniculatus minor.
—	— major.
Medicago	Falcata.
—	Lupulina.
Polyadelphia.	Polyandria.
Hypericum	Quadrangulare.
—	Perforatum.
—	Humifufum.
—	Montanum.
—	Hirsutum.
—	Pulchrum.
Syngenesia.	Polyg. Aequal.
Tragopogon	Pratenfe.
Picris	Hieracioides.

Sonchus	Palustris.
—	Arvensis.
—	Oleraceus lavis.
—	— asper.
Lactuca	Scariola.
Chondrilla	Juncea.
Prenanthes	Muralis.
Leontodon	Taraxacum.
—	Autumnale.
—	Hispidum.
Hieracium	Pilosella.
—	Dubium.
—	Auricula.
—	Murorum.
—	Paludosum.
—	Sabaudum.
—	Umbellatum.
Crepis	Tectorum.
—	Biennis.
Hyoseris	Minima.
Hypochaeris	Glabra.
—	Radicata.
Lapsana	Communis.
Cichorium	Intybus.
Arctium	Lappa.
Serratula	Tinctoria.
—	Arvensis.
Carduus	Lanceolatus.
—	Nutans.
—	Acanthoides.
—	Crispus.
—	Palustris.
—	Acaulis.
Cnicus	Oleraceus.
Onopordon	Acanthium.
Carlina	Vulgaris.
Bidens	Tripartita.
—	Cernua.
Eupatorium	Cannabinum.
Syngenesia.	Polyg. Superfl.

Tanacetum	Vulgare	planifolium.	Coreopsis	Bidens.
Artemisia	Campestris.		Centaurea	Cyanus.
—	Abfinthium.		—	Scabiosa.
—	Vulgaris.		—	Jacea.
Gnaphalium	Arenarium.		—	Calcitrapa.
—	Dioicum.		<i>Syngenesia.</i>	<i>Polyg. Necess.</i>
—	Sylvaticum.		Filago	Germanica.
—	Uliginosum.		—	Montana.
Conyza	Squarrosa.		—	Arvensis.
Erigeron	Canadense.		<i>Syngenesia.</i>	<i>Monogamia.</i>
—	Acre.		Jasione	Montana.
Tussilago	Farfara.		Viola	Hirta.
—	Perafites.		—	Palustris.
Senecio	Vulgaris.		—	Odorata.
—	Viscosus.		—	Canina.
—	Sylvaticus.		—	Mirabilis.
—	Erucifolius.		—	Tricolor
—	Jacobæa.		—	— <i>erecta.</i>
—	Paludosus.		—	— <i>procumbens.</i>
—	Sarracenicus.		Impatiens	Nolitangere.
Solidago	Virgaurea.		<i>Gynandria.</i>	<i>Diandria.</i>
Cineraria	Palustris.		Orchis	Bifolia.
Inula	Helenium.		—	Pyramidalis.
—	Britannica.		—	Morio.
—	Dysenterica.		—	Mascula.
—	Pulicaria.		—	Militaris
—	Salicina.		—	— <i>major.</i>
Arnica	Montana	pratensis.	—	Latifolia.
Bellis	Perennis.		—	Incarnata.
Chrysanthem.	Leucanthem.		—	Maculata.
—	Inodorum.		—	Conopsea.
—	Corymbosum.		Ophrys	Nidus Avis.
—	Segetum.		—	Spiralis.
Matricaria	Parthenium.		—	Ovata.
—	Chamomilla.		—	Paludosa.
Anthemis	Arvensis.		—	Monorchis.
—	Cotula.		—	Insectifera
Achillea	Ptarmica.		<i>Serapias</i>	— <i>myodes.</i>
—	Millefolium.		—	Latifolia.
<i>Syngenesia.</i>	<i>Polyg. Frustr.</i>		—	Longifolia.
			—	Grandiflora
			—	— <i>ensifolia.</i>
			—	— <i>lancifolia.</i>
			—	Rubra.

Cypripedium	Calceolus.	
Gynandria.	Hexandria.	
Aristolochia	Clematidis.	
Gynandria.	Polyandria.	
Arum	Maculatum.	
Calla	Palustris.	
Monæcia.	Monandria.	
Zannichellia	Palustris.	
Chara	Vulgaris.	
—	Flexilis.	
Monæcia.	Diandria.	
Lemna	Trisulca.	
—	Minor.	
—	Gibba.	
—	Polyrhiza.	
Monæcia.	Triandria.	
Typha	Latifolia	
—	Angustifolia.	
Sparganium	Erectum.	
Carex	Pulcaris.	
—	Arenaria.	
—	Leporina.	
—	Vulpina.	
—	Muricata.	
—	Remota.	
—	Elongata.	
—	Canescens.	
—	Paniculata.	
—	Flava.	
—	Digitata.	
—	Montana.	
—	Pallescent.	
—	Panicea.	
—	Pseudocyperus	
—	Cespitosa.	
—	Distans.	
—	Acuta	nigra.
—	—	rufa.
—	Vesicaria	subfusca.
—	—	sylvatica.
—	—	flavescens.
—	Hirta.	
Monæcia.	Tetrandria.	
Littorella	Lacustris.	
Betula	Alba.	
—	Alnus	glutinosa.
Urtica	Urens.	
—	Dioica.	
Monæcia.	Pentandria.	

Xanthium	Strumarium.	
Amaranthus	Blitum.	
Monæcia.	Polyandria.	
Ceratophyllum	Demersum.	
Myriophyllum	Spicatum.	
—	Verticillatum.	
Sagittaria	Sagittifolia.	
Poterium	Sanguisorba.	
Quercus	Robur	longipedunc.
—	—	brevipedunc.
Fagus	Sylvatica.	
Carpinus	Betulus.	
Corylus	Avellana	sylvestris.
Monæcia.	Monadelphica.	
Pinus	Sylvestris.	
—	Abies.	
Monæcia.	Syngenesia.	
Bryonia	Alba.	
Diæcia.	Diandria.	
Salix	Triandra.	
—	Pentandra.	
—	Virellina.	
—	Fragilis.	
—	Purpurea.	
—	Fusca.	
—	Caprea.	
—	Viminalis.	
—	Alba.	
Diæcia.	Tetrandria.	
Viscum	Album.	
Diæcia.	Pentandria.	
Humulus	Lupulus.	
Diæcia.	Ostandria.	
Populus	Tremula.	
—	Nigra.	
Diæcia.	Enneandria.	
Mercurialis	Perennis.	
—	Annua.	
Hydrocharis	Morsus Ranæ.	
Diæcia.	Monadelphica.	
Juniperus	Communis.	
Polygamia.	Monæcia.	
Holcus	Mollis.	
—	Lanatus.	
Valantia	Cruciata.	
Parietaria	Officinalis.	
Atriplex	Hastata.	
—	Patula.	
Acer	Pseudoplatanus.	

Acer	Platanoides.	Mnium	Palustre.
—	Campestre.	—	Hygrometricum.
Polygamia.	Diacea.	—	Purpureum.
Fraxinus	Excelsior.	—	Seraceum.
Cryptogamia.	Filices.	—	Cirrhatum.
Equisetum	Sylvaticum.	—	Annotinum.
—	Arvense.	—	Hornum.
—	Palustre.	—	Capillare.
—	Fluviatile.	—	Crudum.
—	Limosum.	—	Pyriforme.
—	Hyemale.	—	Polytrichoides rotundifrukt.
Ophioglossum	Vulgatum.	—	— longifrukt.
Osmunda	Lunaria.	—	Serpyllifolium punctatum.
—	Regalis.	—	— cuspidatum.
—	Spicant.	—	— proliferum.
Pteris	Aquilina.	—	— undulatum.
Asplenium	Scolopendrium officinale.	—	Triquetrum.
—	Trichomanes.	—	Trichomanis.
—	Ruta Muraria.	Bryum	Apocarpum virens.
Polypodium	Vulgare.	—	— incanum.
—	Phegopteris.	—	Striatum ithyphyllum.
—	Cristatum.	—	— ulophyllum.
—	Filix Mas.	—	Pomiforme.
—	Filix Femina.	—	Pyriforme.
—	Thelypteris.	—	Extinctorium minus.
—	Aculeatum.	—	Subulatum.
—	Fragile.	—	Rurale.
—	Dryopteris.	—	Murale.
Pilularia	Globulifera.	—	Scoparium.
Cryptogamia.	Musci.	—	Undulatum.
Lycopodium	Clavatum.	—	Glaucum.
—	Inundatum.	—	Imberbe.
—	Selago.	—	Unguiculatum.
—	Annotinum.	—	Flexuosum.
Sphagnum	Palustre cymbifolium.	—	Heteromallum.
—	— capillifolium.	—	Tortuosum.
Phascum	Acaulon majus.	—	Truncatum.
—	— minus.	—	Viridulum.
—	Subulatum.	—	Paludosum.
Fontinalis	Antipyretica.	—	Hypnoides.
Buxbaumia	Aphylla.	—	Aestivum.
Splachnum	Ampullaceum.	—	Trichodes.
Polytrichum	Commune juccaefolium.	—	Argenteum.
—	— juniperifol.	—	Pulvinatum.
—	— pilosum.	—	Cespitium.
—	Urnigerum.	—	Simplex.
Mnium	Pellucidum.	Hypnum	Taxifolium.
—	Androgynum.	—	Denticulatum.
—	Fontanum.	—	Bryoides.

Hypnum	Adiantoides.	Jungermannia	Pinguis.
—	Complanatum	—	Multifida.
—	— acuminatum,	—	Furcata.
—	— obtusum.	—	Pusilla.
—	Lucens.	—	Pusilla.
—	Undulatum.	Marchantia	Polymorpha.
—	Crispum.	—	Hemisphaerica.
—	Triquetrum,	—	Conica.
—	Rutabulum.	Blasia	Pusilla.
—	Filicinum.	Riccia	Cristallina.
—	Proliferum.	—	Minima.
—	Parietinum.	—	Glaucia.
—	Prælongum.	—	Fluitans.
—	Crista Castrensis.	Anthoceros	Lævis.
—	Abietinum.	Lichen	Scriptus.
—	Cupressiforme.	—	Atrovirens.
—	Aduncum.	—	Byssoides.
—	Scorpioides.	—	Pertusus.
—	Viticulosum.	—	Rugosus.
—	Squarrosus.	—	Fuscoater
—	Loreum.	—	Calcarius.
—	Dendroides.	—	Ventosus.
—	Alopecurum.	—	Fagineus.
—	Curtipendulum.	—	Carpineus.
—	Purum.	—	Ericetorum
—	Riparium.	—	— stipitatus.
—	Cuspidatum.	—	— sessilis.
—	Sericeum.	—	Candelarius.
—	Velutinum.	—	Tartareus.
—	Serpens.	—	Pallescent.
—	Sciuroides.	—	Subfuscus.
—	Myosuroides.	—	Parellus.
—	—	—	Centrifugus.
Cryptogamia. Alga.	—	—	Saxatilis.
Jungermannia	Asplenoides	—	Olivaceus.
—	— major.	—	Crispus.
—	— minor.	—	Parietinus.
—	Polyanthos.	—	Physodes.
—	Lanceolata.	—	Stellaris.
—	Bidentata.	—	Ciliaris.
—	Bicuspidata.	—	Islandicus
—	Undulata.	—	— tenuissimus.
—	Nemorea.	—	Pulmonarius.
—	Albicans.	—	Furfuraceus.
—	Trilobata.	—	Farinaceus.
—	Reptans.	—	Calicaris.
—	Complanata.	—	Fraxineus.
—	Dilatata.	—	Prunastri.
—	Tamariscifolia.	—	Glaucus.
—	Platyphylla.	—	Venofus.
—	Trichophylla.	—	Aphtosus.
—	Epiphylla.	—	Caninus.

Lichen	Horizontalis.	Agaricus	Muscarius.
—	Cocciferus.	—	Piperatus.
—	Cornucopioides.	—	Campestris.
—	Pyxidatus.	—	Fimerarius.
—	Fimbriatus.	—	Androsaceus.
—	Gracilis.	—	Quercinus.
—	Digitatus.	—	Betulinus.
—	Cornutus.	—	Alneus.
—	Deformis.	Boletus	Suberosus.
—	Rangiferinus	—	Fometarius.
—	—	—	Igniarius.
—	—	—	Verticolar.
—	Uncialis.	—	Perennis.
—	Subulatus.	—	Bovinus.
—	Globiferus.	Hydnum	Repandum.
—	Paschalis.	Phallus	Impudicus
—	Plicatus.	Clathrus	Nudus.
—	Jubatus.	Helvella	Mitra
—	Lanatus.	—	—
—	Pubescens.	—	Pineti
—	Chalybeiformis.	Peziza	Lentifera.
—	Hirtus.	—	Cornucopioides.
—	Floridus.	—	Cyathoides
Tremella	Juniperina.	—	Scutellata.
—	Noëtic.	—	Auricula.
—	Lichenoides.	Clavaria	Pistillaris
—	Purpurea.	—	—
Ulva	Intestinalis.	—	Ophioglossoides.
Conferva	Rivularis.	—	Digitata.
—	Fontinalis.	—	Hypoxylon.
—	Bullosa.	—	Coralloides.
—	Canalicularis.	—	Fastigiata.
—	Amphibia.	—	Muscoides.
—	Gelatinosa	Lycoperdon	Tuber.
—	—	—	Cervinum.
—	Capillaris.	—	Bovista
—	Glomerata.	—	—
Byssus	Septica.	—	Cancellatum.
—	Phosphorea.	—	Variolosum.
—	Velutina.	—	Truncatum.
—	Aurea.	—	Epidendrum.
—	Jolithus.	—	Epiphyllum.
—	Candelaris.	Mucor	Lichenoides.
—	Botryoides.	—	Embolus.
—	Incana.	—	Furfuraceus.
—	Lactea.	—	Mucedo.
Cryptogamia. Fungi.	—	—	Viridescens.
Agaricus	Cantarellus.	—	Septicus.

Hannover, den 31^{ten} Decemb. 1779.

S. Ehrhart.



Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Freitag, den 25^{ten} Februar 1780.

Naturgeschichte des Biebers.

Unter allen gesellschaftlichen Thieren kommt der menschlichen Einsicht keines so nahe, als der Bieber. Man erstaunet beim Anblicke eines Biebergebüudes, und man sollte beinahe die Geschichte der Bieber für die Geschichte einer Art von Menschen halten. Man weiß nicht ob man in ihren Arbeiten mehr die Größe und die Festigkeit, oder die außerordentliche Kunst, nebst dem Geschmacke, bewundern soll, die überall in der Ausführung hervorleuchten.

Eine Gesellschaft von Bibern ist gleichsam eine Schule von Ingenieurs, die wohl überlegte Plane machen, sie in Ordnung bringen, oder nach Befinden abändern und mit vieler Standhaftigkeit und Genauigkeit ausführen; die alle von einerlei Triebe befeelt, Willen und Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke, zur Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft endigen. —

Ein Reisender, der von ihnen nichts wüßte, und ihre Wohnungen anträfe, würde glauben, unter eine Nation sehr geschickter Wilden gekommen zu seyn.

Der Bieber gleicht der Wasserratte in der Figur des Kopfes, die Ohren ausgenommen, welche im Verhältnisse kürzer sind. Das Stirnblat schien dem Herrn Daubert von runder, und der Obertheil des Kopfes platter, als bei jener zu seyn. Die Schnauze ist kurz. Das Haar auf dem Kopfe ist so struppicht, daß es die eigentliche Bildung desselben versteckt, und zum Theil die Augen bedeckt, die bei ihm viel kleiner, als bei der Wasserratte sind.

Der Hals ist kurz, und er scheint eben so dick als der Kopf.

Der Körper ist im Verhältnisse länger, als der vom Murmeltiere, aber eben so dick, insonderheit am Hintertheile.

Die Beine sind sehr kurz, besonders die vorderen, deren Füße ein wenig einwärts gekehrt sind. Die Hinterfüße sind dieses weit mehr, so daß man sie fast gar nicht sieht, wenn der Bieber fortgeht. Die Vorderfüße als die kleinsten, haben jeder fünf Zähne, welche das Thier im Gehen weit auseinander breitet, und die mit schmalen und theils spitzigen Klauen versehen

hen sind. Die Hinterfüße haben eben so viel Zähne, die aber weit länger sind, zwischen ihnen befindet sich eine starke Haut. Die zweite Zähne hat zwei Klauen, deren eine theils oben über der andern, theils auf der Seite von ihr liegt.

Der Schwanz ist sehr breit, und theils behaart, theils schuppicht. Der Anfang des Stumpfes von dem Schwanz, den Herr Dauberton vor sich hatte, war drei Zoll heraus vom Hintern behaart. Dieser Theil war ungefähr drittelhalb Zoll breit und anderthalb dick. Das übrige hatte eine fast eiförmige Figur, doch gieng es in eine Spitze aus. Dieser zweite Theil war acht Zoll lang, drei Zoll acht Linien in der Mitte breit, und ungefähr acht Linien dick. Er war auf der obern, der untern Fläche und den Seiten mit Schuppen bedeckt. Die größten waren drei und eine halbe Linie breit. Die obern waren ein wenig rund und erhaben, die so unten saßen, waren ein wenig hohl.

Dies Thier trägt immer den Schwanz horizontal ausgestreckt. Er ist nur wenig biegsam, doch schlägt es die Erde damit so stark, daß man den Schall davon weit hört. Es schlägt auch damit auf das Wasser, und im Schwimmen dient er ihm zum Ruder, daß es bald niedrig führet, bald schräg nach der Breite drehet.

Der Gang des Biebers ist schwerfällig und gezwungen, weil seine Hinterbeine mehr zum Schwimmen, als zum Gehen gebildet sind. Da sie län-

ger sind, als die Vorderbeine, und sich in einen großen Fuß enden, so scheint das Thier mit denselben weit größere Schritte, als mit den vordern zu machen. Und in der That muß es mit denselben größere Bewegungen machen, welche das Kreuz wechselseitig auf die rechte und auf die linke Seite weisen, wie die Enten watscheln. Dennoch gehet es ziemlich geschwinde, doch der Mühe gemäß fort, die es anwenden muß.

Wenn der Bieber stille sitzt, legt er den Rücken ganz rund, und das Kreuz so sehr niederwärts, daß der Hintertheil des Leibes auf der Erde ruht.

Diese Stütze, die er sich macht, und die Hinterfüße, welche der ganzen Länge nach auf der Erde ruhen, geben ihm eine sehr bequeme Stellung um den Vordertheil des Körpers, so wie die Eichhörnchen und Ragen, zu heben. In dieser Lage bedient er sich der Vorderfüße, um zu belasten, zu fassen, zum Maul zu führen, und sich gegen aufwärts stehende Flächen zu lehnen. Wenn er ausgerichtet ist, ohne eine Stütze zu haben, ist der Rücken sehr krumm, und der Kopf sehr niedrig.

Die Bieber fangen im Monat Julius oder August an sich in eine Gesellschaft zu versammeln, die bald zu einem Haufen von zwei oder drei Hundert anwächst. Der Versammlungsort ist gewöhnlich der Ort, wo sie sich niederlassen, und dieser ist allemal am Rande eines Gewässers. Wenn es ein Wasser ist, das sich in einerlei Höhe

Höhe erhält, wie eine See, so bauen sie keinen Damm. Aber in Strömen dem Wasser, das bald höher bald niedriger wird, an Bächen, Flüssen, erbauen sie bald einen Damm, und durch diese Sperrung des Wassers, machen sie eine Art von Teich, oder stehen dem Wasser, das sich immer in einerlei Höhe erhält. Der Damm gehet quer durch den Fluß, wie eine Schleuse von einem Ufer bis zum andern. Er hat oft achtzig oder hundert Fuß Länge, und am Grunde eine Dicke von zehn bis zwölf Fuß.

Die Festigkeit, die dieser Bau hat, setzt noch mehr, als seine Größe, in Erstaunen.

Der Ort des Flusses, wo sie ihn aufzuführen, ist gewöhnlich nicht sonderlich tief. Wenn sich am Ufer ein großer Baum findet, der in das Wasser fallen kan, machen sie den Anfang damit, ihn zu fällen, um die Grundlage ihres Baues davon zu machen, wenn er auch oft dicker ist, als ein Mensch im Leibe, so sägen sie ihn, benagen ihn an dem Fuße, und ohne ein anderes Werkzeug als ihre vier Schneidezähne, schneiden sie ihn in wenig Zeit ab, und machen daß er quer über den Fluß fällt. Alsdenn schneiden sie die Nester ab, um ihn horizontal und gleich zu legen. Diese Arbeiten geschehen vereint. Indem viele Bieber dieses thun, laufen andere an den Ufern des Flusses umher und schneiden kleinere Bäume ab. Sie theilen sie in Stücke, und sägen sie in einer gewissen Höhe ab, um Pfähle davon zu machen. Diese schleppen sie

sogleich bis zum Ufer des Flusses, und alsdenn durch das Wasser, bis zu dem Orte wo sie bauen. Sie machen davon ein enges Pfahlwerk, welches sie noch mehr befestigen, indem sie Nester zwischen die Pfähle einstecken.

Um diese Pfähle aufzurichten, müssen sie das dickere Ende mit den Zähnen gegen das Ufer, oder gegen den über den Fluß gestreckten Baum stämmen.

Anderer müssen zugleich unter das Wasser tauchen, um da mit den Vorderfüßen ein Loch zu graben, in welches sie die Spitze des Pfahls bringen.

Anderer suchen Erde, welche sie mit den Füßen kneten und mit dem Schwanz schlagen. Sie bringen diese mit dem Maul und den Vorderfüßen in so großer Menge fort, daß sie damit alle Zwischenräume ihres Pfahlwerks ausfüllen. Dieses besteht aus verschiedenen Reihen Pfählen, die an Höhe alle gleich und einer gegen den andern übereinander gesenkt sind. Die Pfähle stehen gegen den Strom zu senkrecht. Dagegen ist das ganze Werk abhängig auf der Seite, wo gegen den Drang des Wassers gestützt werden muß, so, daß der Damm, der am Grunde zehn bis zwölf Fuß Dicke hat, oben nicht mehr als zwei oder drei Fuß behält.

Oben auf dem Damme machen sie drei abhängende Defnungen, welche so viel Ausflüsse der Oberfläche des Wassers abgeben, welche sie größer oder kleiner machen, je nachdem der Fluß höher oder niedriger wird. Und wenn durch Ueberschwemmungen Drä-

che entstehen, so bessern sie dieselben aus, so bald das Gewässer gefallen ist.

Diese große Arbeit wird in der Absicht unternommen, um ihre Wohnungen desto bequemer zu machen. Diese sind Hütten oder vielmehr Arten von Häuschen, die ins Wasser auf ein ausgefülltes Pfahlwerk, ganz nahe am Rande des Sees mit zween Ausgängen gebauet sind, einem, um ans Land zu gehen, und dem andern, um sich ins Wasser zu werfen. Die Figur dieses Gebäudes ist fast immer oval oder rund. Es giebt größere und kleinere, von vier bis auf zehn Fuß im Durchmesser. Einige darunter haben zwei, ja gar drei Stockwerke. Die Mauern sind bis an zween Fuß dick, und senkrecht auf das ausgefüllte Pfahlwerk gebauet, welches zugleich den Grund und den Fußboden des Hauses abgiebt.

Wenn dasselbe nur ein Stockwerk hat, erheben sich die Mauern nur einige Fuß hoch senkrecht und bilden sich darüber in ein gedrücktes Gewölbe, welches ihnen zum Dache dienet. Es ist fest gemauert und in- und auswendig sehr reinlich überleidet. Dem Regenwasser ist es undurchdringlich, und widersteht den heftigsten Windstößen. Die Wände sind mit einer Art von Lünche überworfen, der so reinlich angelegt ist, als ob er von Menschenhänden bearbeitet wäre.

Ihr Schwarz dient ihnen zu einer Mauerkele, um diesen Mörtel anzulegen. Sie wenden Holz, Steine und sandichte Erde zu diesem Baue

an. Das Holz, das sie brauchen, ist fast alles leicht und zart; Erlen, Pappeln, Weiden, welche am liebsten an dem Wasser wachsen, und sich leichter schälen, schneiden und fortschleppen lassen.

Wenn sie sich an einen Baum nagen, gehen sie nicht wieder davon, ehe er gefällt, getheilet und fortgeschleppt ist. Sie schneiden ihn allemal einen oder anderhalb Fuß über der Erden ab. Sie arbeiten sitzend und nagen beständig die Rinde und das Holz, deren Geschmack ihnen angenehm ist. Denn sie ziehen die Rinde und das zarte Holz dem gewöhnlichen Futter vor. Sie sammeln davon einen großen Vorrath, um sich den Winter durch zu nähren. Das trockne Holz lieben sie nicht. In dem Wasser und nahe bey ihrer Wohnung legen sie ihren Vorrath auf. Jede Hütte hat den feinsten in gehörigem Verhältniß zu der Zahl ihrer Bewohner, und sie berauben nie ihre Nachbarn.

Man hat, so zu sagen, Dörfer von zwanzig bis fünf und zwanzig Hütten angetroffen, wie wohl so große Colonien selten sind.

Sie leiden nicht, daß fremde Vieber sich in ihrem Bezirke niederlassen. Die kleinsten Hütten enthalten zwei, vier bis sechs, die größten achtzehn, zwanzig und so gar oft dreissig. Die Anzahl der Männchen und Weibchen ist in jeder Hütte fast immer gleich. So zahlreich auch die Gesellschaft ist, so bleibt der Friede doch ungestört bey ihnen. Als Freunde unter sich, wiss-

sen

sen sie, wenn sie ja Feinde von aussen haben, sie zu vermeiden. Sie warnen einander durch einen Schlag mit dem Schwanz auf das Wasser. Ein jeder nimmt seine Entschliessung entweder in den See zu tauchen, oder sich in ihren Mauern zu verbergen. Dieser Aufenthalt ist nicht nur sicher, sondern auch sehr reinlich und bequem. Der Fußboden ist mit allerlei Grünseligkeiten überstreut. Nester von Buchsbaum und von Tannen dienen ihnen zur Unterlage, auf welche sie niemals einigen Auswurf fallen lassen oder dulden. Das Fenster gegen das Wasser zu dient ihnen als ein Balkon um dort frische Luft zu schöpfen und sich den größten Theil des Tages über zu baden. Sie halten sich dort aufrecht, richten den Kopf und die Vordertheile des Körpers in die Höhe und senken den Hinterteil ins Wasser. Die Deckung dieses Fensters ist hoch genug, daß sie das Eis nimmer verschließen kan, welches zuweilen zwei bis drei Fuß dick wird. Als denn machen sie den Platz vor demselben abhängig, schneiden die Pfähle, auf denen derselbe ruhet, schräg ab, und machen sich einen Ausgang unter dem Eise ins Wasser. Es scheint, sie können dieses Elementes nicht entbehren. Sie gehen zuweilen sehr weit unter dem Eise fort, und als denn fängt man sie sehr leicht, indem man von einer Seite ihre Hütte angreift und sie zugleich von einem Loch erwartet, das man in einiger Entfernung davon ins Eis hauer, wo sie hinkommen müssen, um Luft zu schöpfen.

Das Fleisch der vordern Theile bis an die Nieren hat die Beschaffenheit, den Geschmack und die Festigkeit vom Fleische der Landthiere; das aber von den Schenkeln und dem Schwanz hat den Geruch, Geschmack und alle Eigenschaften des Fisches, und wenn man die Schuppen des Schwanzes mit einem Messer wegschabet, so sieht man, wie bei allen Fischen, noch ihre Spuren auf der Haut.

Die Bieber versammeln sich im Anfange des Sommers. Den Julius und August bringen sie mit bauen hin. Ihren Vorrath von Rinde und Holz sammeln sie im September, als denn genießen sie die häuslichen Vergnügungen. Dies ist ihre Ruhezeit und die Zeit der Liebe für sie. Ein jedes Paar verbindet sich nicht von ungefähr, nicht durch einen bloßen Zwang der Natur, sondern durch Wahl, und sie suchen sich nach einer gewissen Neigung aus.

Sie bringen den Herbst und Winter mit einander zu, und verlassen einander nicht gerne. Sie gehen nur aus ihren Wohnungen heraus, nützliche und angenehme Spaziergänge zu machen, und bringen frische Rinden davon zurück. Die Weibchen sollen vier Monate trächtig seyn. Sie werfen gegen das Ende des Winters, und gewöhnlich zwei oder drei Junge. Die Männchen verlassen sie ungefähr um diese Zeit, und gehen in das Feld, um die Annehmlichkeiten und die Früchte des Frühlings zu genießen. Sie kommen von Zeit zu Zeit zur Hütte zurück, doch ohne einen dauerhaften Aufenthalt da zu nehmen.

men. Die Mütter bleiben dort und beschäftigen sich mit dem Säugen, der Aufzucht und der Sorge für ihre Junge, welche ihnen in wenigen Monaten schon folgen können. Denn gehen auch sie umher, erholen sich an der frischen Luft, suchen Fische, Krebse, neue Rinden, und bringen also den Sommer auf dem Wasser oder in den Wäldern zu. Sie versammeln sich erst gegen den Herbst wieder, wofern nicht etwa Ueberschwemmungen ihre Dämme umgerissen und ihre Hütten zerstört haben. Denn in diesem Falle vereinigen sie sich bei Zeiten, um die Brüche wieder auszubessern.

Die Jäger suchen sie insonderheit im Winter auf, weil ihr Pelz zu keiner andern Zeit vollkommen gut ist, und wenn sie ihre Pflanzstätte zerstört und eine große Anzahl gefangen haben, so stellt sich die nun zu schwache Gesellschaft nicht wieder her; sie zerstreuet sich, wird flüchtig und ihr durch die Furcht unterdrücktes Genie entdeckt sich nicht weiter.

Sie graben sich selbst und ihr ganzes Talent in einer Erdhöhle ein, oder führen ein furchtbares Leben, beschäftigen sich nur mit den dringendsten Bedürfnissen, und verlieren unwiederbringlich die gesellschaftlichen Eigenschaften, die man an ihnen bewundert.

So bewunderungswürdig aber diese erzählte Dinge sind, die alle durch Augenzeugen bestätigt worden, so hat man nicht genug daran gehabt, sondern hat sie noch mit Fabeln vermehrt. Man hat versichert, daß sie allgemeine Be-

griffe von einer Policcy und Regierung hätten, daß, wenn einmal ihre Gesellschaft in Ordnung gebracht sey, sie reisende und fremde Bieber zu Sklaven machten; die ihnen Erde tragen und Holz fortschleppen müßten; daß sie auf diese Art mit den Trägen unter ihnen verführen, die nicht arbeiten wollten, und mit den Alten, die es nicht könnten; daß sie dieselben auf den Rücken lehrten, und sie als ein Fuhrwerk brauchen; die Materialien fortzubringen; daß diese Republikaner sich allezeit in ungleicher Zahl versammelten, damit in ihren Rathversammlungen immer eine entscheidende Stimme wäre; daß ihre ganze Gesellschaft ihren Präsidenten, ein jeder Stamm seinen Intendanten habe, und sie auch öffentliche Schildwachen für die gemeine Hut bestellten; daß, wenn sie verfolgt würden, sie sich die Hoden abrißten, um die Begierde der Jäger zu vergnügen, da sie sich doch eher ihres Haares, um welches willen man sie vorzüglich sucht, berauben müßten.

Alle kommen darin überein, daß außer den Bibern, welche in Gesellschaft leben, man überall in eben derselben Gegend einsame Bieber antrifft, welche wie der Dachs in einer langen Höhle unter der Erde leben, und man giebt vor, daß diese wegen irgend eines Fehlers aus der Gesellschaft seyn verstoßen worden. Man hat sie Grubenbieber (*Castors terriers*) genant; sie sind leicht zu erkennen, ihr Fell ist schmutzig, und das Haar auf dem Rücken abgestoßen. Sie wohnen, wie die andern, gern an den
Ger

Gewässern, wo einige so gar einen Graben einige Fuß tief machen, um einen See zu bilden, der bis an die Oefnung ihrer Grube tritt, welche zuweilen auf mehr als hundert Fuß in der Länge fortgeht, und in die Höhe geführt ist, damit sie die Freiheit behalten, sich nach oben zurück zu begeben, in dem Maasse, wie das Wasser in den Ueberströmungen höher tritt.

Doch finden sich auch einige einsame Bieber weit von dem Wasser, landwärts.

Alle unsere Bieber, sagt Herr von Büffon, sind einsame Grubenbieber, deren Pelz bei weitem nicht so schön, als der von den Bibern ist, die in Gesellschaft leben. Alle sind an Farbe unterschieden, nach der Gegend in der sie leben. In dem tiefen Norden sind sie ganz schwarz, und diese sind die schönsten. Unter den schwarzen Bibern findet man zuweilen ganz weiße, oder weiß mit grau gefleckte, und auf dem Genicke und dem Kreuze roth gesprenkelte. Je weiter man nach Norden herab kommt, desto heller und gemischter wird die Farbe. Sie sind in dem nördlichen Canada dunkel kastanienbraun, in dem südlichen Canada heller, und gelb oder strohfarbig bei den Illinisen. Man findet Bieber in Amerika von dem dreissigsten Grade Nordbreite, bis zum sechzigsten, und noch höher. Sie sind sehr gemein in Norden, werden aber immer seltener je weiter man gegen Mittag kommt. In der alten Welt verhält es sich eben so. Man findet sie nur in den nördlichen Gegenden in Menge, in Frankreich,

Spanien, Italien, Griechenland und Aegypten werden sie sehr selten gefunden. Die Alten kannten sie. Sie waren an den Ufern des schwarzen Meers sehr gemein. Man hat so gar den Bieber den Partischen Hund genant, aber wahrscheinlicher Weise befanden sich diese Thiere an den Ufern dieses Meers nicht ruhig genug, weil keiner von den Alten ihrer Gesellschaft und ihrer Arbeiten erwähnt.

Herr von Büffon hat die Erfahrung gemacht, daß ein Bieber auch ganz wohl ohne Wasser leben kan. Sein Thier war ganz jung in Canada gefangen und immer unter Dach aufgezogen worden. Es kannte das Wasser noch gar nicht, da man es nach Frankreich schickte und wieserte sich in dasselbe zu gehen. Nachdem man aber diesen Bieber einmal in einen Teich untergetaucht, und mit Gewalt untergehalten hatte, befand er sich nach einigen Minuten sowohl darin, daß er nicht wieder heraus zu kommen suchte, und wenn man ihn frei ließ, sehr oft selbst wieder dahin gieng. Er wälzte sich auch im Schlamm u. auf einem nassen Fußboden. Er wurde zahm, doch ohne Jemand liebzukosen; forderte zu essen wenn man zu Tische saß, mit einem feinen klagenden Ton und gewissen Bewegungen der Pfote. So bald man ihm ein Stück gab, nahm er es fort, und verbarg sich. Seiner Vordersäße bediente er sich wenigstens mit eben der Fertigkeit, als die Eichhörnchen. Er schlief sehr oft, und ruhete auf dem Bache. Er fraß alles, nur kein Fleisch; nagte alles an, was er antraf, und man war genöthiget,

thiget die Tonne, in welcher er überbracht worden, mit Blech auszuschlagen.

Obgleich die Bieiber vorzüglich gern an den Ufern der Flüsse, Seen und anderer süßen Gewässer wohnen, so findet man doch einige an den Ufern des Meers, wiewohl vornehmlich nur an den Ufern der nördlichen Meere, und am meisten an den inländischen Meerbusen, in welche große Flüsse fließen, und deren Wasser nicht sehr salzig ist. Sie hassen den Fischotter, verjagen ihn, und leiden nicht, daß er auf dem Gewässer, wo sie häufig sind, erscheine. Der Pelz des Biebers ist viel schöner und stärker behaart, als der von dem Otter. Er hat zweierlei Haare an dem ganzen Leibe, ausgenommen an den Füßen, wo sie ganz kurz sind, ein kürzeres aber sehr dichtes, das so fein als Pflaumfedern, dem Wasser und durchdringlich ist, und die Haut unmittelbar bekleidet, und ein längeres, festeres und mehr scheinendes, das aber weniger dicht ist. Dieses zweite Haar ist wenig werth und das erste wird nur in Manufakturen genutzt. Die Bieiber werfen ihr Haar im Sommer ab. Der Pelz der weißen Bieiber wird nur der Seltenheit wegen geschätzt, und die ganz schwarzen sind fast eben so selten, als die ganz weißen.

Das Biebergeril ist in zween großen Blasen enthalten, welche die Alten für die Hoden des Thiers gehalten haben.

Die Wilden ziehen, wie man sagt, aus dem Schwanz des Biebers ein Del, dessen sie sich als eines äußerlichen Mittels gegen viele Uebel bedienen.

Das Fleisch des Biebers ist zwar fett und zart, hat aber allemal einen bittern

ziemlich unangenehmen Geschmack. Seine Zähne sind sehr hart, und so scharf, daß sich die Wilden ihrer als eines Messers bedienen.

Dieses Thier schwimmt viel besser als es läuft, und geht immer mit niedergebändigem Kopfe und gebogenem Rücken. Es hat sehr gute Sinne, und vornehmlich einen äußerst feinen Geruch.

Den Schmutz und bösen Geruch kan es nicht ausstehen. Weil Herr von Buffon an seinem Bieiber im ersten Jahre Zeichen der Brunst bemerkte, so schloß er, daß die Dauer seines Lebens nicht sehr lange sey, und daß es vielleicht zu viel sey, wenn man ihm vierzehn bis zwanzig Jahre gebe.

Die Bieiberjagd ist nicht mit allzuvielen Schwierigkeiten verknüpft, weil dieses Thier nicht eben die Stärke besitzt, seinen Verfolgern zu widerstehen, und die Wachsamkeit, den Fallstricken zu entgehen, als es geschickt ist, sich mit allen Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen.

Nach der Geschichte der französischen Pflanzstätte in Nordamerika, bedienen sich insgemein die Wilden gewisser Fallen, welche bennähe wie die Ziffer 4 aussehen, und worauf sie frisch abgehauene Reiser legen. So bald der Bieiber solche anfaßt, fällt ihm sogleich ein großes Stück Holz auf den Leib, welches ihm den Rückgrad zerschlägt.

Durch den Schuß tödtet man sie selten, weil sie, wenn sie verwundet werden, gar leicht in das Wasser eilen, und wenn sie darin an ihren Wunden sterben, nicht wieder zum Vorschein kommen.

Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Montag, den 28ten Februar 1780.

Vorurtheile und Nachlässigkeiten beim Tobacksbau.

Der Regeln des Tobacksbauens sind wenige, sie sind schon so oft gesagt, allein bishero mit sehr wenigen Nutzen; Unverstand einer, und Unvermögen anderer Seits verursacht es, daß man bei der Weise der Alten bleibt, und nur bei seiner Gemächlichkeit eine Waare erhält, die nicht allein einen äußerst garstigen und unausstehlichen Geruch von sich giebt, sondern auch die noch oben darein, wegen des nicht ausgedünsteten vielen Phlegma der Rippen, die Nerven stark angreift und schwächet. Ein tief gelockerter Boden, ist, damit die Wurzeln bis auf drei Fuß in die Erde dringen und sich die Nahrung heraus holen können, die erste Regel, die vorzüglich bei trocknen Sommern ihre Wirkung dadurch zeigt, daß die Pflanzen trotz aller Dürre dennoch ihren Grad der Vollkommenheit erreichen werden, wenn zu gleicher Zeit dieser tief gelockerte Boden Geiße genug hat. Ich habe sie zu der Höhe von acht Fuß, und zu einer Schwere von sechszehn Pfund gebracht gesehen, wobei die Blätter eine Länge von drei Fuß hatten.

Frühpflanzen ist die zwote Regel, die sich darauf gründet, daß ohne dieselbe der Toback nicht den Grad der Reife erhalten kan, den er haben muß, und daß zweitens auch, wenn dieses verabsäumt ist, die Nachlese, die allerdings im Ganzen wichtig seyn kan, verloren gehet. Zu geschweige dessen, daß es ganz etwas anders ist, ob eine Pflanze im August zeitige, oder ob sie erst nach Michaelis mehr welke als reife. Spätpflanzen hat auch noch das wider sich, daß der geringste Frost die ganze Ernte verdirbt, und statt des gehofften Vortheils offnen baren Nachtheil bringt.

Im Ausgange des Maymonats ist die Zeit zum pflanzen, spätestens im Anfange des Junius; alsdann können die ausgewachsenen Pflanzen in den heißen Monaten reifen, und die ersten Blätter derselben so zeitig abgenommen werden, daß auch noch eine zwote Ernte statt findet, welche, obgleich geringer wie die erste, dennoch einen Theil der Kosten zu erstatten vermag. Statt dessen pflanzet man jezo nach Johannis, die Pflanze wächst in den
R
heis

heißen Monaten, und soll im Septem-
ber reifen, welches höchst widersinnig
ist.

Ich weiß es wohl, man wendet das
gegen ein, daß man so früh keine
Pflanzen haben könne, und daß die
gewöhnliche Weise, auf dem Lande
oder auf Flechten die Pflanzen zu zie-
hen die einzige sey deren sich der Land-
mann bedienen könnte, da es ihm an
Mistbeeten fehlt, allein dies heißt nicht
viel gesagt. Man gebe dem Landmann
Beispiele, daß diese Kosten des Mist-
beetes in gar keinem Verhältniß mit
dem Vortheile stehen, den man da-
durch erlangt, und ich wette, es wer-
den sich bald einige zusammen thun,
um sich entweder ein Mistbrett anzule-
gen, oder aber sich früh Pflanzen zu
verschaffen, wenn sie wissen, daß sel-
bige in ihrer Gegend zu haben sind.
Dies nun wäre ein Geschäft für die
Herrn Beamte und Prediger, sie wür-
den ohne große Mühe in ihren Gär-
ten eine ansehnliche Menge derselben
zum gemeinen Besten erzielen, und
dadurch den Bau dieser so vortref-
lichen Pflanze ganz außerordentlich
befördern können. Eine andere Ein-
wendung ist, daß solche früh gesetzte
Pflanzen oft durch Nachfröste verder-
ben würden. Ich gebe es zu, daß oft
Jahre eintreten, in welchen sich noch
sehr spät Nachfröste einstellen, allein,
wer nur erst einmal den Vortheil des
Frühpflanzens eingesehen und berech-
net hat, wird sich durch dergleichen
Fälle nicht abschrecken lassen; es wird
ihn nur antreiben, die erfrorenen Pflanz-

chen wieder durch andere zu ersetzen,
und ein wachsaues Auge darauf zu
haben. Man wende mir nicht ein,
daß viele Mühe und Kosten dazu ge-
hören, dieser Forderung ein Genüge zu
leisten, denn einmal ist ein solches Er-
friren aller Pflanzen nicht zu befürch-
ten, ob es deren gleich eine Anzahl
treffen kan, und denn sind alle Kosten
die man desfalls haben könnte doch
immer nur ein sehr kleiner Theil des
Gewinnes, der die Folge des Früh-
pflanzens ist. Und denn die Mühe, —
o da schläft der Russe im Frühjahr
bei seinen Pflänzgen, und merkt es
an der Kälte seiner unbedeckten Füße,
wenn es Zeit ist seine Pflanzen zu ret-
ten, und dies Nachsehen der Pflanzen
wollte der scheuen, der, wenn es gut
einschlägt, tausend Pfund edle Sorte
von einem Morgen ernten, und dies
wenn er es darnach anfängt für reinen
Profit ansehen kan, da das Arbeits-
lohn und der Dünger sich von der
Nachlese, und von dem Gemüse wel-
ches man zwischen den erhöheten Bees-
ten zieht, (wenn man diese als die
vorzüglichste Methode wählt,) mehr
als bezahlt macht? Daß das Behal-
ten und beständige Geizen höchst noth-
wendig ist, versteht sich von selbst, ich
übergehe dies mit Stillschweigen, da
ich es als allgemein bekannt voraus-
setzen darf. Dagegen werde ich mich
zu dem allerwichtigsten Theil des To-
backsbauens, und dieser ist: das Trock-
nen desselben. Wenn man durch Ver-
ter reiset, die sich mit der Pflanzung
dieser Stauden beschäftigen, so sollte man

man glauben, daß sich die Leute dar-
auf verschworen hätten, ihrem Pro-
ducte allen nur ersinnlichen Uebelge-
ruch mitzutheilen. Geheime Gemä-
cher, Schweineställe, Wände und
Mauern an Mistspüßen, und jeder
Raum fast ohne Unterschied wird mit
den kleinen grünen unzeitigen Blät-
tern behangen, sie werden aller Feuch-
tigkeit der Bitterung, allem Roth an-
sprüßen, und allem bösen Rauch und
andern Dünsten ausgesetzt, und alles
dieses ist ein klarer Beweis, daß erst-
lich die Leute nicht wissen, daß diese
zärtliche Pflanze weder Feuchtigkeit
noch Uebelgeruch vertragen kan, son-
dern an einem trocknen Orte will auf-
bewahrt und zubereitet seyn, wo nur
bei heiterm Wetter Zugluft unschäd-
lich ist, widrigensfalls gehet sie entwe-
der in Fäulung über, oder nimt doch
wenigstens einen äußerst bitteren und
herben Geschmack an. Ein solches
Bund ist nur allein schon im Stande
ein ganzes Faß zu verderben. Es be-
weist ferner, daß es denen Leuten an
Raum fehle ihre Producte auf eine
bessere Weise zu trocknen. Wie sehr
wäre es zu wünschen, daß von vermö-
genden Leuten, oder höhern Orts diese
so handgreiflich nußbare Sache be-
günstigt, und Trockenhäuser angelegt
würden, wohin ein jeder seinen Vor-
rath senden, und gegen eine gewisse
geringe Abgabe vom Centner, trocknen
könnte. Die Kosten eines solchen Ge-
bäudes können nicht so groß seyn, daß
nicht eine geringe Abgabe das darauf
verwandte Capital reichlich verzinsen

solle. Auch die Kirchböden und ei-
nige der großen Böden auf herr-
schaftlichen Aemtern und Vorwerken
würden sich leichtlich dazu einrichten
lassen, da das innere Gestelle dazu
aus nichts, als aus lauter Latten be-
steht. Auch das Aufziehen der Blät-
ter auf Faden taugt nicht; man kömt
zwar freylich geschwinder damit zu
Stande, allein die Rippe, welche da-
durch ganz bleibt, kan mit dem Blatt
alsdann nicht zugleich trocknen; dieser
Theil wird schon zu Pulver gerieben
werden können, wenn jener noch fast
grün ist, und folglich wird das eine
das andere verderben, vorzüglich aber
bei großen Blättern.

Die beste und nöthigste Methode,
die Blätter egal zu trocknen, ist diese,
daß man die Rippen der Blätter fast
bis ans Ende aufriße, und sie alsdenn
an eine Spiele steckt und zum Trocknen
aufhänge. An eben diesen Spielen
werden sie nachhero, wenn sie ihre Zeit
gehängt, in Ballen über einander ge-
legt, worin sie 14 Tage liegen bleiben,
damit sie sich etwas brennen. Noch
muß ich als sehr nöthig anmerken, daß
eine jede Sorte vor sich allein bearbei-
tet werden muß, und daß (vorzüglich
beim Einpacken) auch kein schlechtes
Blatt mit unter die guten gebracht und
in Fäßer gestampft werde, weil ein
solches Blatt ein ganzes Faß anstecken
kan. Wenn man diese Procedur über-
legt, und sie mit der bisherigen ver-
gleicht, so hat man die Ursach, warum
unser Toback von dem Holländischen
so himmelweit verschieden ist, und

woher es komme, daß die Franzosen den letztern so sehr suchen und so theuer bezahlen. Es läßt sich ebenmäßig daraus erklären, woher es komme, daß sich der unsere durch seinen Uebelgeruch so sehr auszeichnet, daher nemlich, weil das wenige Gute, was noch allenfalls mit unter durch läuft, mit dem Schlechten zugleich in einen Haufen geworfen, und dafür gesorgt wird, die ganze Masse erst recht stinkend zu machen. Ich würde nur das aufschreiben müssen, was in diesen Blättern vor drei, vier und mehrern Jahren über die Behandlung des Tobacks und über die Holländischen Plantagen ist gesagt worden, wenn ich die Sache weitläufiger auseinander setzen wollte, allein ich will nur daran erinnern, darauf verweisen, und diese so wichtige Sache denen anempfehlen, die durch ihre Beispiele und Vorschub unser schlechtes Gut veredeln, und es eben dadurch zu einer Waare für ausländische Märkte machen können. Sind wir ferner nachlässig, so verlieren wir in kurzem diesen ganzen Handelszweig, ohne Hoffnung zu haben, ihn jemals wieder zu erhalten, denn in der Ukraine und in andern Russischen Provinzen wird der Toback jezo durch Vorschub der großen Czarina und durch darauf gesetzte Prämien, von Jahr zu Jahr besser, und schon ist er ein Zweig ihres Handels, da man vor einigen Jahren noch nichts davon wußte. Auch im nördlichen Theile von Deutschland fängt man damit an, und in der Gegend Bismar

und Stralsund ist im vorigen Jahre schon viel Toback gebauet, ob gleich noch nicht von besserer Güte als der unsere. So viel läßt sich einsehen, daß wir gewiß mit unserer Waare werden verdrungen seyn, so bald wir da stehen bleiben wo wir sind, anstatt daß wir, wenn wir uns bemühen den Bau desselben zu der Vollkommenheit zu bringen, wie es der Holländer, in völlig gleichem Boden, und unter völlig gleichem Himmelsstrich gethan hat, andre wegen der vortheilhaften Lage unsers Landes verdrängen können. Es bleibt zwar wahr, daß unser Landmann seinen gezogenen Toback doch raucht, und unsre Tobackfabriken ihn bearbeiten, allein dies muß und sollte nur ein geringer Theil dessen seyn, was wir bauen können, denn es werden sich gewiß bei der Veredlung desselben, und der alsdenn gewiß erfolgten den größern Nachfrage und Erhöhung des Preises auch mehr Anbauer desselben finden. Ueberdies ist es offenbar, daß der unreife stinkende Toback den Nerven schade. Jeder der nur etwas reißbare Nerven hat, mag es versuchen. Eine Pfeife Toback mit Landtoback vermischet die ich des Abends rauche, macht mir eine schlaflose Nacht, und erhitzt mich außerordentlich; eine Wirkung die nur von zwei Pfeifen guten Tobacks bei mir hervorgebracht wird. Die Untersuchung dieser Wirkung überlasse ich andern, und wünsche nur zum Schluß, daß diese kurze Erinnerung von Nutzen seyn möge, und daß die, welche durch ihre Lage, oder

oder durch ihren Rang sich im Stande befinden dem Landmann Beispiele zu geben, dieses zum Wohl des ganzen Landes nicht verabsäumen mögen, da sie ohnehin den größten Nutzen davon haben können, indem es keinen untrüglichern Bau giebt, als den des

J.

Tobacks. Dies wird einem jeden einleuchten, der nur bedenkt, daß die Holzländer an einen Morgen Landes oft über 200 Gulden wenden, und es gewiß nicht thun würden, wenn sich die Kosten nicht reichlich bezahlten.

M. I.

Preisfragen.

Die Erfahrung hat satzsam gelehrt, daß der menschliche Verstand für alle Bedürfnisse Auswege findet. Man bringe die Sache nur in Gang, lasse Menschen nur darüber denken, so sitzt immer hie und da ein Kopf, der etwas nützlichcs darüber ausfindet, Hypothesen baut, Entwürfe macht, auch wohl die Ausführung lehrt. Ein anderer, der auch darüber nachsann, fällt nun zwar über das Ausgesonnene des erstern her, anatomirt es bis aufs geringste Fäserchen, tadelt alles, widerlegt einiges, und zeigt uns dagegen seine Einfälle. Der erste will seine Geburt so nicht beschimpfen lassen, und nimt sich seines Kindes an, da entsteht nun Hader und Streit. Aber zu geschweigen, daß Buchdrucker, Papiermüller, u. s. w. dabei gewinnen, und manche müßige Leute zum Behuf der Wissenschaften durch Ankauf der Blätter etwas beitragen, die ihnen sonst nicht viel zu Willen wissen, so erhält Kunst und Wissenschaft dadurch manche Aufklärung. Man hat auf diese Art oft Entdeckungen ge-

macht, die man nicht vermutet hätte. Ich zweifle daher bei folgender Aufgabe nicht, daß etwas Gutes wird entdeckt werden. Wir haben müßige Leute genug, die darüber spintistiren können; auch Leute genug, die neben dem Ruhm, eine gekrönte Preisschrift geschrieben zu haben, sich in allen Journalen wiedergefähet zu sehen, ihre Preismedaille erhalten.

Es wird eine goldene Medaille, acht Ducaten schwer, (der Institutor kan unmöglich mehr anwenden, denn dies ist in Absicht seines Vermögens schon schrecklich viel, als eine Medaille von acht Ducaten) auf die genugsuende Beantwortung folgender Fragen gesetzt:

1) Wie lehrt man auf eine leichte thuntliche Art ein Kind, einen Junker oder Monsieur, der wenig in die Schule kömt, die nöthigen Wissenschaften. Man erwartet nicht die Antwort: Daß Kind, Junker oder Monsieur, fleißiger kommen müssen; so klug ist ohne Ruhm zu melden Institutor auch, und braucht diese Weisheit nicht

mit einer Medaille von acht Ducaten zu erkaufen. Die Frage ist: wie macht man es, daß ein Kind viel und dies gründlich lerne, das, unter vielen wirklichen und fortwährenden Versäumnissen zur Schule kommt, nur etwa so oft zur Schule kömmt, daß die Eltern sagen können, wie schicken unser Kind zur Schule, sagen können, daß das Kind bei dem und dem nichts gelernt habe?

2) Wie macht man es, einen Knaben, Junker, oder Monsieur, ein Fräulein, oder eine Mamsell, die immer in Zerstreuung leben, etwas gründliches zu lehren? Man ziehe das Kind von der Zerstreuung zurück, lasse es nicht zu viel an Gesellschaften, Schauspielen, u. s. w. Theil nehmen, gewöhne es, so viel möglich, zu einer einfachen Lebensart, gewöhne das Kind zum Nachdenken. — Das wußte schon König Johannes der II. in Portugall Hochseeliger, der, als die Studenten zu Lissabon zu viel nach den Schiffen liefen, die aus Ostindien zurückkamen, die Universität von da nach Coimbra verlegte, weil er es für unmöglich

hielt, daß ein junger Mensch, der in Zerstreuungen lebt, etwas gründliches lernen kan. Wie macht man es, ist die Frage? daß obgenannte Jugend bei fortwährender Zerstreuung, doch etwas lerne, daß, wenn sie gleich wie Kinder, die vielen Antheil an Lustbaren thaten nehmen, thun, immer noch an die genossenen oder noch zu genießenden Vergnügungen denken, sie doch etwas lernen, ohne daß sie, wie es in diesem Falle geht, aufs Buch sehen, oder eben auf den Unterricht des Lehrers achten.

3) Wie macht man es, daß man bei möglicher Schonung so wohl des respectus patruelis, & patrocinii parentum, Kindern, Junkern oder Messieurs, Fräuleins oder Mamsells, die Idee von der Wichtigkeit des jugendlichen Fleißes beibringe, wenn besagte Eltern alles thun, daß sie selbigen als eine unbedeutende Sache ansehen und glauben müssen, daß Amusements die große Sache seyn, wozu der Mensch, absonderlich aber die Jugend geschaffen sey.

Lübeck.

— e.

Mittel das Obst gut und lange zu erhalten.

Wie ich neulich bei einem Freunde unter alten Papieren krame, fällt mir dieser Aufsatz eines Landwirths von ungefähr in die Hände, der vielleicht für viele nichts neues enthält, einigen aber, besonders denen, die viel Obst einern, doch nicht unangenehm zu lesen seyn wird.

Man hat verschiedene Mittel, wodurch man ein Obst lange zu erhalten sucht. Einige wischen ihr Obst, so bald es vom Baume gekommen, sauber ab, wickeln dasselbe Stück vor Stück in Papier, und packen es in eine Tonne oder Kiste, die alsdenn an einen

einen solchen Ort gesetzt wird, der der Kälte nicht ausgesetzt ist. Die meisten aber suchen durch folgende Methode ihr Obst gut zu erhalten. Sie verfertigen im Keller, oder in Kammer, die nicht zu kalt sind, ein Strohlager, und breiten ihr Obst darauf aus. Die erste Methode ist noch besser wie die andere, weil sich bei deren Anwendung das Obst doch noch länger zu halten pflegt, wie bei dieser. Denn dadurch, daß man das Obst auf einem Strohlager ausbreitet, erhält man weiter nichts, als daß es vor Frost und allenfalls demselben schädlicher Feuchtigkeit bewahrt, und also nur durch den Winter gebracht wird, wenn das Lager so beschaffen ist, daß es sich so lange halten kan. Indessen wird doch ein solches Obst nie seine Gestalt behalten, die es hatte wie es im Herbst frisch vom Baume kam. Es bleibt zwar oft an sich frisch, wird aber immer schrumpfsicht, welk und krauß. Durch folgendes Mittel, habe ich mein Obst (ich rede vom Winterobst,) bis in den Sommer den ganzen Winter durch so frisch und gut erhalten, als wenn es eben erst vom Stamme gebrochen worden wäre.

Im Herbst, zur Zeit wenn das Obst zur Reife kommen wollte, ließ ich mir von gutem reinen festen Eichenholze Tönnchen machen, die etwa so groß wie eine Viertel oder eine Achtel Tonne waren. Letztere sind die besten. Diese Tönnchen waren mit keiner Dichtung versehen, sondern so fest, daß

nirgend Luft durchdringen konnte. Wie mein Obst reif war, pflückte ich solches mit weichen ledernen Handschuhen von den Bäumen, damit es im geringsten nicht beschädigt werden mögte. Ich wählte die Nachmittagszeit zum Abbrechen, weil es da am trockensten ist, und ließ es darauf mit reinen Servietten und Tüchern abwischen, daß es einen Glanz bekam.

Wie solches geschehen, ließ ich den einen Boden aus meinen Tönnchen von Böttcher herausnehmen, mein Obst Schichtweise einpacken, und darauf die Tönnchen wieder fest zu machen. Beim Einpacken aber muß man wohl zusehen, daß das Obst nicht gepreßt werde, sondern daß es willig und gemächlich jedoch geschlossen dicht neben einander zu liegen komme. Die Blumen müssen unterwärts, die Stengel aber in die Höhe stehen, und man muß beim Einpacken, mit kleinen und großen Obst, der Gestalt abwechseln, daß das Tönnchen just voll wird und unter dem Deckel kein Zwischenraum übrig bleibt. Man läßt hierauf die Tönnchen, jedoch ohne sie viel zu rütteln, vom Böttcher wieder fest zuschlagen, und sie so lange im Obstgarten stehen, bis es zu frieren anfängt. Als denn nimt man sie behutsam weg, und setzt sie in einen trockenen Keller, der nicht feucht ist.

Ein auf diese Weise eingepacktes Obst, hält sich bis ganz in den Sommer, und man wird mit Verwunderung

rung finden, daß es bei jedesmaliger Eröffnung so frisch ist, und äußerlich so schön aussieht, als wenn es erst

eben von den Bäumen gebrochen worden wäre.

A n e k d o t e.

(Aus dem London Chronicle, Sonnabend den 4^{ten} Dec. Nr. 3592.)

Nordhittelton legte sich, Donnerstags vor acht Tagen, nach den Debatten im Oberhause über die Adresse an den König, spät zu Bette. Den nächsten Morgen beklagte er sich über heftige Kopfschmerzen, schien ganz unruhig zu seyn und erzählte einen sehr auffallenden Traum, der, wie er sagte, tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben würde, wenn er auch nur den kleinsten Funken von Aberglauben gehabt hätte. — Er wäre aus mitternächtlichen Schlaf aufgefahren, weil er einen Vogel an seinen Bettvorhängen flattern sahe, der aber gleich verschwand, wie sich ein Gespenst in weiblicher Gestalt und weißem Anzuge zeigte, das ihm befahl, in drei Tagen auf seinen Tod Rechnung zu machen. — Er beklagte sich scherzhaft über die Kürze der Ankündigung und sagte, die Zeit sey nach einem so unordentlichen Leben zur Vorbereitung gar zu kurz. — Sonnabend Morgens befand er sich munter, war zu Epsom, und sagte zu Madam F: d, (Gemalin von dem Parlas-

mentsgliede Herrn F: d,) er würde den Geist auslachen, wenn er nur noch einige Stunden entwichte; denn es sey der dritte und letzte Tag. Am Abend bekam er Convulsionen und starb, noch ehe er sich entkleiden und niederlegen konnte. Die Sache selbst wird nicht nur durch Carl Bol - n, Esq., einen Capitain auf der Königl. Flotte und vielen andern angesehenen Personen, die Zeugen von den Reden und von dem Ende des Lords waren, versichert; sondern muß auf jeden philosophischen Kopf einen merklichen Eindruck machen, wenn er den Umstand hinzudenkt, daß einem sehr vertrauten Freunde des Lord Hittelton zu Dorsetford, in Kent, eben diese Nacht (Sonnabends, den 27^{ten} Nov.) von dem Vorfalle geträumt: der Lord wäre ihm nemlich gegen Anbruch des Tages erschienen, hätte die Vorhänge zurückgezogen und zu ihm gesagt: „Mein lieber, es ist „alles aus, sie sehen mich zum letzten „mal,“ oder so etwas ähnliches.

M..

Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Freitag, den 3ten März 1780.

Scheermann, eine Geschichte neuerer Zeiten.

Eine jede gute That verdient belohnt zu werden. Wer Gefüß hat, fühlt sie, lobt sie, ahmt nach, und glücklich würde ich seyn, wenn die Erzählung dieser neuern Geschichte irgend eine gute Menschenseele zu einer ruhmwürdigen Handlung ermunterte und solche ausüben ließe, die fast wohl ohne ihre Bekanntmachung nicht ausgeübt worden wäre. Sie ist wahr und in unsern Gegenden vor-gefallen, so gar erst im vorigen Jahr beendigt, da die Prinz Heinrichsche Armee in Sachsen stand, und die Erlösung des jungen Scheermanns bewirkt wurde.

* * *

In einer kleinen Stadt in Sachsen lebte ein ehrlicher wohlhabender Bürger, Namens Scheermann, mit zwei Söhnen, die sowohl wegen ihrer guten Leibesgestalt und ansehnlichen Größe, als auch vorzüglich wegen ihres Verstandes, Fleißes und ihrer guten Aufführung schon als Knaben mehr, als viele vornehmere Knaben, geliebet und geachtet wurden. Carl war der älteste und Heimberg der jüngste

Sohn. Der Vater faßte den Entschluß, daß der erstere studieren und der letztere künftig das väterliche Hauswesen und die Profession fortsetzen sollte. Heimberg arbeitete also fleißig mit seinem Vater in der Werkstatt, und Carl wendete seine natürlichen Fähigkeiten und seine Zeit auf Schulen und Universitäten so wohl an, daß er nach Verlauf einiger Jahre mit den besten Zeugnissen seiner Lehrer nach Hause zurück kam. Ein fremder Officier, der sich der Werbung wegen an einem nicht weit von gedachter Stadt entfernten Orte aufhielt, fand es für Verurtheilung, die Zufriedenheit dieser Familie zu stören, da er den erhaltenen Nachrichten nach den Entschluß faßte, einen von beiden großen jungen Leuten zum Soldaten zu erhalten. Da der künftige Rekrute sich indessen nicht in seines Herrn Lande befand, so konnte dies freilich nicht mit Gewalt geschehen, er nahm also zu den geschickten Kunstgriffen der Werber seine Zuflucht, und erschien in bürgerlicher Kleidung in des alten Scheermanns Werkstatt, um als Kaufmann ein Stück Arbeit für sich

S

ju

zu bestellen. Da er vorgab, daß er auf der Durchreise begriffen wäre, und zu mehrerer Gewißheit auf die Waare etwas im voraus bezahlte, fügte es sich natürlich, daß alles dieses zu einer weitausläufigen Unterredung Anlaß gab, und während derselben wurde denn auch der an einem Nebentische sitzende und lesende Carl von ihm bemerkt. Da er nach ihm fragte, und der Vater ihm sagte, es sey sein ältester Sohn, der eben von Universität zurückgekommen wäre, der seines Fleißes und seiner Kenntnisse wegen von andern gelobt würde, und der als Informator zu einem Stückchen Brodt zu gelangen hofte, so freute sich dieser verstellte Mann über die Gelegenheit, die er hätte, ihm zu Erlangung einer solchen Stelle beförderlich zu seyn. Er erzählte, in seiner Nachbarschaft wohnte ein begüterter Edelmann, der jetzt einen tüchtigen jungen Mann bei seinen Kindern wünschte. Er stünde mit demselben im Verkehr, und so wie er Carl Scheermann fände, glaubte er, er sey der gewünschte Mann. Er wollte gleich dieswegen schreiben, und wäre er noch nicht versehen, so verspräche er sich einen guten Erfolg. Wer war froher, als Carl, als Heimberg, als der gute Vater. Sie überschätzten ihren vermeinten Wohltäter im voraus mit Dank, und dieser verließ sie mit boshafter Freude über seine Erfindung. Er verfertigte einen erdichteten Brief des angegebenen Edelmanns, worin ihm für seine Bemühung gedankt und er gebeten wurde,

die Ueberkunft des neuen Hauslehrers zu beschleunigen, dem außer 5 Pistolen Reisegeld, die baar eingelegt waren, ein jährlicher Gehalt von hundert Thalern versprochen wurde. Mit diesem Briefe stellte sich der falsche Kaufmann einige Tage nach der ersten Unterredung ein; er zeigte denselben mit einem adelichen Pötschaste versehen vor, gab die 5 Pistolen an Carl ab, und drang auf die baldige Abreise, da er sich höchst freundschaftlich erbot, ihn an Ort und Stelle zu begleiten. Die Rechtschaffenheit der Personen, mit denen er zu thun hatte, ließ keinen Argwohn von Hintergehung aufsteigen, man glaubte alles, und Carl reiset nach jätzlich genommenem Abschiede und mit dem herzlichsten Segenswünschen mit dem vermeinten Beförderer seines Glücks am folgenden Tage ab. Aber welche schreckliche Veränderung! An statt den jungen Scheermann zu dem Herrn von * * * führen, liefert ihn sein Begleiter, so bald sie über die Grenze in das Gebiete seines Herrn gekommen waren, in der ersten Stadt auf der Hauptwaße ab. Eine Schaar von Officieren versamlen sich um ihn, ergötzen sich an dem schönen Rekruten, und er wird in eine entlegene Festung abgeführt, und unter dem Vorwande, daß er 5 Pistolen Handgeld genommen habe, als Soldat eingekleidet. Widersprechen und sich widersetzen würde ihm bei Leuten nichts geholfen haben, die hier die Wahrheit der Angabe nicht untersuchen konnten, nicht wollten und viel leicht

leicht auch nicht dürsten; er mußte sich also seinem harten Schicksale unterwerfen. Sein betrügerischer Reiseführer war von der Stunde an fort, da er ihn abgeliefert hatte, und der Erfolg lehrte nur, daß er ein Werber gewesen sey.

Der alte ehrliche Scheermann kostete mit Verlangen auf Nachrichten von seinem Sohn, sie blieben aus, weil man in der Bestung denselben verhin- derte, von seinem Zustande Nachricht zu geben. Er erkundigte sich darauf nach dem Principal desselben, dem Herrn von **, aber weder der angegebene Wohnort, noch ein solcher Herr selbst war in der Gegend zu finden. Eine Quelle von Bekümmernissen für den alten Mann und seinen zweiten Sohn, die das Schicksal des Sohns und Bruders nur dunkel mutmaßen konnten. Lange blieben sie in der quälenden Ungewißheit, bis sich ein durchreisender Handwerksgefell meldet, einen von Carl heimlich geschriebenen Brief mitbringt, und von seinem Schicksale die rührendste Erzählung macht. Der Brief wird mit freudiger Begeisterung erbrochen, man liest, daß er sich in sein Unglück zu finden wisse, ob gleich wenig Hoffnung zu seiner Befreiung da wäre, es müßte denn seyn, daß er den König selbst anzurufen Gelegenheit fände, oder daß ein anderer tüchtiger Mensch in seinen Platz gestellt würde. Und nun bewunderte man den treuen Entschluß seines noch freien Bruders, der freudig ausruft: dies will ich seyn. Bin

ich doch beinahe so groß, als mein Bruder, und den Dienst will ich mit solchem Eifer lernen, daß das Regiment mit mir zufrieden seyn soll. Nichts kan ihn von diesem edelmüthigen Entschlusse abbringen, er entzieht sich seinem Hause, eilet zum Standplatze seines Bruders, der über seinen Vorsatz erschrickt und ungewiß wanket. In dessen eigene Freiheit, die Wahrheit des Vortrages seines Bruders, daß er alles erlernen müsse, seine Profession ihm aber dereinst immer gewiß bliebe, das Verlangen des Vaters, ihn befreiet zu sehen, alles dieses wirkt auf ihn, und die edle That auf seine Vorgesetzten, daß er gegen Vertauschung seines weniger traurigen Bruders nach einigen Schwierigkeiten seinen Abschied erhält. Auf der Rückreise nach seiner Vaterstadt leidet er endlich Mangel am Gelde und Lebensmitteln, und muß aus Noth einen Mann, der als ein bemittelter und dabei rechtschaffener Mann bekannt ist, um eine Gabe zu seinem weiteren Fortkommen ansprechen. Da sein Vortrag schüchtern und gut vorgetragen wird, wird sein Gönner auf ihn aufmerksam, er befragt ihn, und da der verabschiedete Scheermann sich ihm freimüthig entdeckt und seine Begehren anzeigt, so verlangt man von ihm, daß er einige Tage zur Erholung von seiner Reise verweilen solle. In dieser Zeit lernt er ihn kennen, der Charakter desselben gefällt ihm, und man trägt ihm die Stelle als Hofmeister und Gesellschaftler der Kinder des

Hauses an, die mit dem dankbarsten Herzen angenommen wird. Der Vater wird von dieser verbesserten Gestalt seiner Umstände benachrichtiget, und freuet sich, daß sein Sohn bei ausbrechendem Kriege einen guten Ort seines Aufenthaltes und seiner Versorgung gefunden hat. Sein einziger Wunsch ist mit Carl nur der, den Bruder aus seinem erwählten Stande zu befreien, ob wohl Heimberg zufrieden seinen Dienst verrichtete und sich über die Erlösung seines geliebten Bruders freute. Gute Herzen, vielleicht wird euere Freude bald vollständig seyn. Der im Halberstädtischen auf dem Amte Steckenberg wohnende Kriegsrath S = r, ein Mann, der schon oft seine menschenfreundliche Wohlthätigkeit bewiesen hat, kommt zum Besuche an, und nach gegenseitigem Hauptgeschäfte zwischen ihm und dem Herrn des Hauses, wird ihm der junge Scheermann gezeigt; er erfährt dessen Schicksale, bewundert die heldenmüthige Zärtlichkeit seines jüngern Bruders, nimmt an dem Kummer des ehelichen Vaters einigen Antheil, und beschließt, daß er Heimberg vom Soldatenstande zu befreien suchen, und beide Brüder wieder in die väterlichen Arme liefern will. Gedacht, gethan, er reiset mit diesem edlen Entschlusse

nach Dresden ab, bemüht sich bei dem General des Regiments und andern Großen, ja selbst bei einem großen Prinzen um die Loslassung Heimberg Scheermann, welche denn endlich unter den Bedingungen bewilligt wird, daß zwei andere wohl gewachsene Ausländer von der Größe des zu verabschiedenden in dessen Platz geschaffet, und zur Sicherheit noch hundert Thaler zum Unterpfande ausgezahlt werden sollten, wenn etwan einer davon entlaufen mögte. Der edle Mann erfüllt dies selbst, da er zwei Rekruten von der verlangten Größe ankauft, er erlegt die gefoderten hundert Thaler, nimt den ihm abgelieferten Heimberg zu sich und überrascht auf die lebhafteste Weise den älteren Bruder, da sich der jüngere wieder alle Erwartung so unvermuthet in seine Arme wirft. Beide Söhne führt er darauf zu ihrem sehnstuchsvollen Vater, und empfängt in dem rührenden Anblicke der Freude dieser verewigten guten Familie den süßesten Lohn, den die Güte seines Herzens verdiente. Große, schöne, edle Thaten, werth, von Menschen verrichtet zu seyn. Welcher Reiche unternimmt die Ausübung einer ähnlichen guten Handlung! Welcher Bruder thut so viel für den seinigen!

* * *

Merkwürdiges Beispiel, gegenseitiger Großmuth *).

Sopah Osman wurde 1698 in einem Alter von etwa 25 Jahren mit Aufträgen des Großsultans zum

Bassa von Cairo gesandt. Bis Said (das alte Sidon in Syrien,) reiste er zu Lande; weil er sich aber vor den Plün-

*) Universal Magazin for December 1778. p. 294.

Plünderungen der Araber fürchtete, so stieg er hier in ein türkisches Fahrzeug, welches nach Damietta, einer Stadt an dem östlichen Ausfluß des Nils, bestimmt war. Bei dieser kurzen Ueberfahrt begegnete ihnen ein spanischer Kaper; der Uebermacht ungeachtet beschloffen sie dennoch sich zu vertheidigen, und ihre Freiheit und Güter zu beschützen. Es entstand ein blutiges Gefecht. Hier gab der große Mann die ersten Proben seiner Unererschrockenheit, wodurch er sich hernachmals so oft hervorthat. Die Mannschaft durch sein Beispiel aufgemuntert, focht mit großer Tapferkeit; aber endlich behielt doch die stärkere Anzahl der Spanier die Oberhand, und Osman wurde, nachdem er gefährlich im Arm und Schenkel verwundet war, zum Gefangenen gemacht.

Der spanische Capitain begegnete Topal Osman seiner bewiesenen Tapferkeit wegen mit vorzüglicher Achtung, besonders aber, weil er von ihm als einem Gesandten des Großsultans ein großes Lösegeld zu erhalten hoffte. Als er nach Malta kam, wo der Seeräuber sein Schiff ausbessern ließ, waren seine Wunden noch immer in einem gefährlichen Zustande, ohngeachtet er gutgepflegt wurde. Am gefährlichsten war die Wunde im Schenkel, von welcher er hernachmals immer lahm blieb; und deswegen auch den Namen Topal oder Krüppel bekam.

Vincent Arnaud, aus Marseille, war damals Befehlshaber des Hofes zu Malta. Sobald sie Anker gewor-

fen hatten, gieng er Amts halber an Bord des Kapers. Kaum erblickte Osman den Arnaud, als er zu ihm sagte: „Können Sie eine großmüthige und edle Handlung thun? – Kaufen Sie mich los, und sehn Sie versichert, daß Sie nichts dabei verlieren sollen.“ Solch eine Bitte eines gefangenen Sklaven war eben nichts neues; aber die Art mit welcher dieser es sagte, machte auf den Franzosen einen so starken Eindruck, daß er den Kaper sogleich fragte, wie viel er Ransom verlangte. Er antwortete 1000 Zechinen, (beinahe 500 Pfund,). „Aber ich kenne Sie nicht,“ sagte Arnaud hierauf zu dem Türken, „wie können Sie also verlangen, daß ich auf Ihr bloßes Wort 1000 Zechinen wagen soll?“, „Wir handeln beide nach Grundsätzen,“ versetzte der Türke, mit edlem Anstande. Ich trage Ketten, und deswegen versuch' ich jedes Mittel, meine Freiheit zu erlangen, und Ihnen kan es Niemand verdenken, daß Sie auf das bloße Wort eines Fremden nicht trauen. Ich kan Ihnen aber jetzt kein Uterpfand geben, als mein Wort und meine Rechtschaffenheit; ich will Sie auch ganz und gar nicht dazu überreden; wenn Sie es aber thun, so versichere ich Sie, Sie werden nie Ursach haben, es zu bereuen.“ Arnaud gab dem Großmeister Don Perellos hiervon Nachricht. Der Anstand mit welchem Osman erzählte hatte, die vortreffliche Freimüthigkeit, und die übrigen seltsamen Nebenumstände, bewogen Arnaud um-

mittelbar nach dem spanischen Schiffe zurückzugehen. Er accordirte mit dem Capitain und zahlte für die Befreiung Osmans 600 Zechinen. Darauf brachte er ihn in eins von seinen eigenen Schiffen, schickte einen Wundarzt, und versah ihn mit allem, was er zum Unterhalt und Besserung nöthig hatte. In kurzer Zeit war er außer Gefahr.

Osman hatte seinem Wohlthäter schon gesagt, er könne sich seine Bezahlung von Constantinopel schicken lassen. Da er sich aber in den Händen eines so edeldenkenden Mannes sah, war er dreist genug, sich noch eine Gefälligkeit von ihm auszubitten, diese nemlich: daß er die Art der Bezahlung gänzlich ihm überlassen mögte. Arnaud bedachte, daß etwas Großes nicht halb gethan werden müsse, und war großmüthig genug, den Vorschlag nicht nur anzunehmen, sondern ihm oben drauf noch das Schiff, in welchem er bisher gewohnt hatte, anzuvertrauen, und ihn mit noch mehr Beweisen der Großmuth und Freundschaft zu überhäufen. Sobald es seine Gesundheit erlaubte, trat Osman seine Reise in diesem Schiffe an.

Nun beschäftigten ihn französische Kriegsschiffe für die Seeräuber. In kurzer Zeit landete er zu Damietta an, und segelte auf dem Nil nach Cairo. Kaum war er daselbst angekommen, so gab er dem Schiffs capitain 1000 Zechinen für seinen Wohlthäter Arnaud, und schickte ihm zugleich ein prächtiges Pelzwerk, mit 500 Kronen

zum Geschenk. Er richtete bei dem Pasha von Cairo den Befehl des Großsultans aus, und da er zu Constantinopel anlangte, war er der erste, der dort seine Sklaverei erzählte.

Seine Dankbarkeit für die ihm erwiesene Großmuth, war nicht bloß die Folge der ersten Empfindung; sein ganzes Leben hindurch bezeugte er durch Briefe und andere Weise, was für einen tiefen Eindruck sie auf sein Herz gemacht hatte.

Im September 1731 stieg Topal Osman zur Würde eines Großvizirs, vielleicht eine der höchsten in der Welt, aber auch eine der gefährlichsten. So bald er von seiner neuen Würde Besitz genommen hatte, schickte er nach dem französischen Gesandten, ersuchte ihn nach Malta zu schreiben, und seinem alten Wohlthäter von seiner Erhöhung Nachricht zu geben; er bat ihn nach Constantinopel zu eilen, weil bei diesen Umständen etwas für ihn bereit wäre, und erinnerte ihn zugleich, daß ein Großvizir selten lange in seiner Würde bliebe.

Arnaud kam im Jahr 1732 mit seinem Sohn von Malta nach Constantinopel, und brachte verschiedene Geschenke mit, nebst zwölf Türken, welchen er ihre Freiheit verschafft hatte. Letztere ließ sich der Großvizir zeigen. Arnaud in einem Alter von 72 Jahren wurde dem nunmehrigen Großvizir des Osmanischen Kaisers Ibrahim mit seinem Sobue vorgestellt. Er empfing sie in Gegenwart der vornehmsten Staatsminister mit den größ-

größten Beweisen der Zärellichkeit und Freundschaft. Alsdann wandte er sich gegen die Umstehenden, und zeigte auf die befreieten Türken: „Seht,“ sagte er, „diese eure Brüder genießen nunmehr die Süßigkeiten der Freiheit, nachdem sie in der Sklaverei geknechtet haben; dieser Franzose ist ihr Befreier. Ich selbst war ein Sklave, in Fesseln geschlagen, und Blut strömte aus meinen Wunden; dieser Mann hier befreiete mich: Er ist mein Wohltäter: ihm verdanke ich mein Leben, meine Freiheit, mein Glück, und alles was ich jetzt genieße. Ohne mich zu kennen, bezahlte er für mich eine große Summe, ließ mich auf mein bloßes Wort wegreisen, und gab mir ein Schiff, mit dem ich wohin ich wollte, fahren konnte. Wo ist der Muselman, der einer solchen Großmuth fähig wäre?“

Während das Osman redete, bestaunten alle Anwesende ihre Augen auf den alten Arnaud, der des Großvizirs Hände zwischen den seinigen fest hielt. Der Vizir fragte alsdann den Vater und Sohn nach mancherlei Umständen, welche ihre Lage und Glück betrafen. Ihre Antworten hörte er mit Güte und Aufmerksamkeit an, und endlich beschloß er die Unterredung mit einem Arabischen Spruch: Alla Kerim, das heißt, Gottes Vorsicht ist groß. In ihrer Gegenwart theilte er die mitgebrachten Geschen-

ke; den größten Theil davon bekam der Sultan, dessen Mutter, und der Kislar Aga. Hierauf empfahlen sich beide Franzosen, und reisten zurück.

Topal Osman war einer von dem wenigen, welche durch ihr ganzes Leben Beweise eines über den Beifall des Volks erhabenen Gemüths geben. Seine Größe der Seele war die Wirkung seiner Rechtschaffenheit, seiner Tugend und seines Verstandes; seine edle Denkungsart zeigte einen Mann, der einen Gott, eine künftige Belohnung und Bestrafung glaubt. Da dieser edelmüthige Türke Herrn Arnaud fragte, ob wohl ein Muselman einer solchen großmüthigen Handlung fähig sey? „so können wir fragen: „Sollte sich wohl ein Christ finden, der eine großmüthige Handlung auf eine edlere Weise, als Topal Osman that, erwidern würde?“ Solche Beispiele sind gewiß unter den Christen sowohl als Muhammedanern sehr selten; und deswegen verdienen sie, wenn sie sich ereignen, um desto mehr bekannt gemacht zu werden.

Im Jahr 1733 war Topal Osman General: Befehlshaber der Osmanischen Armee, die sich dem weitem Eindringen des Persers Rouli Khan entgegensetzte. Hier starb dieser vortrefliche Türke, nach verschiedenen glücklichen Unternehmungen, zuletzt auf dem Bette der Ehren.

Zuverlässiges Mittel, die Wanzen aus dem Grunde zu vertilgen.

Ein Landmann, in dessen Wohnstube und Bettstellen sich dieses beschwerliche Ungeziefer seit einigen Jahren so sehr eingenistet hatte, daß er endlich, um der Plage des Nachts los zu sehn, sich mit seiner ganzen Familie auf den Boden bettete, wendete vergeblich alle nur möglichen Mittel an, seine Kothe von diesen Gästen zu reinigen. Er schmerte die Fugen der Bettstellen mit Theer aus, aber auch das wolte nichts helfen. Endlich rief ihm Jemand, frisches Calmuskraut mit samt den daran gebliebenen Wurzeln, das auf den mehrsten Wiesen zu wachsen pflegt, in die zuvor ausgeräumten Bettstellen, Schränke zc. etwa einen Fuß hoch zu streuen. Kaum

hatte er es gethan, so konnte man auch schon die Wirkung davon verspüren.

Das Ungeziefer, das den starken Geruch dieses Krauts durchaus nicht mußte vertragen können, lief an den Wänden auf und nieder, starb kurz darauf und verlor sich allzumal. Das Zimmer, die Bettstellen, Schränke zc. wurden hiernächst ausgelüftet, und man verspürte nun keine einzige Wanze mehr.

Noch ist zu bemerken, daß der bemeldete Landmann, durch einen Zufall, weil er nicht gleich Stroh in die Bettstellen hatte, das trockene gewordene Calmuskraut ein Jahr darin liegen ließ. Seit vierzehn Jahren ist seine Kothe von diesem Ungeziefer gänzlich frei.

Anfragen.

I.

Man pflegt das Ellernholz gemeinlich im Winter und im Anfange des Frühjahrs ehe der Saft wieder flüßig wird, zu hauen. Von einigen aber wird angerathen, solches Holzfällen im Monat May vorzunehmen, wenn das Laub bereits ausgeschlagen, und die Blätter so groß als Mäuse Ohren sind, weil man bemerkt haben will, daß der neue Trieb als-

denn stärker, und das Holz schneller wieder heran wachse, und eher wieder haubar würde. Man wünschet hierüber die Meinung erfahrener Forstmänner zu vernehmen, und ob deshalb schon an mehreren Orten Versuche gemacht worden sind.

2.

Waren die Steigbügel bei den Alten schon im Gebrauch, und wie stiegen sie gewöhnlich aufs Pferd?

Hannoverisches Magazin.

19^{tes} Stüd.

Montag, den 6ten März 1780.

Ueber die Mittel, sich im Alter vor Hintansetzung und
Verachtung zu schützen *).

Nec turpem senectam degere.

Horat.



Es ist eine traurige Vorstellung, daß der Mensch, je weiter er an Jahren kömmt, an Naturkräften immer mehr rückwärts geht, und allmählich jene feinen und zarten Gefühle verliert, welche einen von seinen größten Vorzügen ausmachen. Die Thräne der Empfindlichkeit, sagt Juvenal, ist der ehrenvollste Charakter der Menschheit. Und der schwermüthige Gray beschrieb, wie er es empfand, die ganze Wonne des sympathetischen Kummers, mit einer klagenden Anmuth, wegen welcher folgende alkäische Strophe mit den besten lyrischen Gedichten der Alten und Neuern einerlei Rang verdient:

O! lacrimarum fons tenero sacros,
Ducentium ortus ex animo quater,
Felix, ab imo qui scarentem,
Pectore te, pia Nympha, sentit.

So viel wirklicher Schmerz auch bisweilen das Gefühl des Kummers

begleiten mag; so halten demselben doch jene angenehmen Empfindungen das Gegengewicht, die deswegen nicht minder aufrichtig und erfreulich sind, weil sie nicht jene Art von Freude erregen, welche gedankenlose Lustigkeit einflößt. Der Gram des sympathetischen Herzens ist freilich durchdringend; aber sein Vergnügen ist auch dafür nicht minder erhaben. Trotz allem dem, was man von der Glückseligkeit einer phlegmatischen Gemüthsart sagen mag, wird doch ein jeder, der die Dinge in der Welt gehörig zu schätzen weiß, sie als einen Unsegen verbieten, der die menschliche Natur herabwürdigt. Sie ist die negative Glückseligkeit der dümsten viersfüßigen Thiere, die man zu der elendesten und lästigsten Arbeit braucht. Wer wird wünschen, ein Böötier zu seyn, wenn ihm sein Loos in Afrika gefallen ist?

So betrübt indeß der menschliche
Zu:

*) G. Essays moral and literary, by Mr. Knox, 2. Edit. Lond. 1779. 8. p. 228.

Zustand ist, wenn das Herz aufhört, die lebhaften Regungen der Liebe und des Mitleids zu fühlen; so eilen wir doch diesem Zustande alle entgegen, vermöge des Gesetzes der Natur, welches uns verpflichtet, so bald wir bis zu einem gewissen Punkte der Vollkommenheit gelangt sind, mit rückgängiger Eile alles das wieder zu verlassen, was uns das Vermögen gab, zu gefallen, oder an andern Gegenständen Gefallen zu finden, ertheilte. Wenn indessen das Alter bloß mit dem Verluste gefälliger Eigenschaften verknüpft wäre, so könnte man vielleicht den Verlust der Empfindlichkeit oftmals für eine Glückseligkeit des Menschen halten, da er ihn hindern würde, eins der größten natürlichen und unverdienten Uebel zu fühlen. Allein, im Grunde wird zuweilen die Abwesenheit alles dessen, was liebenswürdig ist, gar bald durch alles das, was hassenswürdig ist, ersetzt; so, wie zur Zeit des Winters das Grün und die Musik des Waldes nicht nur verschwunden sind, sondern auch in ihre Stelle das Geheul des Nordwindes tritt, und die dürre Aussicht nackter und schaudervoller Gegenden. Das Alter ist zwar für alle angenehme Empfindungen tod, aber dagegen für alles das Lebendige, was geistigen oder körperlichen Schmerz verursacht.

Von diesen Uebeln ist ein Theil die Folge der Natur, und unvermeidlich. Zum Theil aber sind sie auch Folgen

eines fehlerhaften Verhaltens, welches sich durch Vernunft und Philosophie berichtigen läßt.

Wenn der Körper durch das Alter geschwächt wird, so müssen natürlicher Weise Mattigkeit oder Schmerz erfolgen. Körperliche Schwachheiten rauben allmählich die Stärke des Geistes. Unangenehme Empfindungen, die lange anhalten, trüben die natürliche Heiterkeit des Gemüths. Und die Unfreundlichkeit, die Grämlichkeit und Strenge, welche den letzten Ausritt des Lebens bezeichnen, müssen, so unangenehm sie auch sind, doch entschuldigt werden, und verdienen eben so wenig freiwillige Fehler zu heißen, als der Gliederschmerz. Sie sind eine natürliche Folge des innern Leidens, und entstehen aus einem verwundeten Gemüth, eben so unvermeidlich und nothwendig, als das Blut hervorströmt, wenn man sich schneidet, oder verwundet. Sie stören die Ruhe, und vergiften die geselligen Freuden; billig aber sollte man mit ihnen Geduld haben, wenn nicht aus Menschenliebe, doch wenigstens aus der Betrachtung, daß der Tag nicht weit mehr ist, an welchem wir eben diese Nachsicht brauchen werden. Und hernach werden wir es dann aus der Erfahrung sehen, wie herzdurchbohend a) die ungeduldigen Vorwürfe derer sind, die durch die Bande der ehelichen, kindlichen, und häuslichen Pflicht verbunden wären, uns unter dem Druck des Elens;

a) Κετομις Επεισι, Homer.

Elen des zu trösten, und, wie der fromme Dichter es ausdrückt, die Wiege des schwachen Alters zu wiegen.

Man sieht indeß aus der Erfahrung, daß das Alter nicht allemal mit natürlicher Schwachheit verbunden ist. Ursprüngliche Stärke der Gesundheit, oder lang gewohnte Mäßigkeit, veranlassen oft ein blühendes hohes Alter. In diesem Falle haben die verhassten Eigenschaften, die man gemeiniglich dieser Lebensperiode Schuld giebt, gar keine Entschuldigung für sich. Verhältnißmäßig größere Einsicht und Vollkommenheit sollte billig die Folge langer Beobachtung und Erfahrung seyn b). Das Laster des Geizes, dies Unterscheidungsmerkmal der letzten Lebensscene, ist in diesem Fall unvernünftiger, als jemals. Es ist gerade eben so ungereimt, wie schon oft gesagt ist, als wenn man immer desto mehr Vorrath von Lebensmitteln anschaffen wolte, je mehr sich die Reise ihrem Schlusse näherte. Auch ist dieser Geiz die Quelle jeder andern abscheulichen Gesinnung. Er gewöhnt das Herz, den Anblick des Elends ohne Mitleid auszuhalten, weil Mitleid zur Hülfe auffodert, und Hülfe mit Kosten verbunden ist. Härtherzigkeit wird eben so, wie alle Neigungen des Herzens, durch willkürlichen Hang immer stärker; und wer das Glück

oder das Elend derer, die durch das gemeinschaftliche Band der Menschheit mit ihm verknüpft waren, lange nicht achtet, der wird bald gegen seine nähern Verbindungen unfreundlich, gegen seine Familie und Freunde grausam, und noch grausamer gegen sich selbst werden.

Eine andere Eigenschaft, weßwegen alte Leute von denen vermieden werden, die am meisten im Stande wären, sie aufzumuntern, ist eine unvernünftige, mürrische Strenge in Ansehung der Sitten. Dem alten Manne sind die Gefühle der Jugend fremd geworden, er vergißt, daß er auch einmal jung gewesen ist, und beurtheilt daher selbst die unschuldigen Scherzmunterer Geister und eines warmen Herzens, nach den strengen Eingebungen einer ernsten Klugheit. Indess sieht er bald, daß auch sein Urtheil gar wenig von denen geachtet wird, die von allen Seiten her durch eine weit lockendere Stimme eingeladen werden. Er wird ungeduldig und grämlich. Er verdammt alles, was in den jetzigen Zeiten geschieht, und erhebt die Moden, die Lustbarkeiten, die Kleidertrachten, die Sitten, die Gelehrsamkeit, den Verschmack, die in den Tagen seiner Jugend herrschten, und ihm bloß deswegen vorzüglicher als die gegenwärtigen dünken, weil

2 2

dar

b) An nihil in melius tot rerum proficis usu?

Juvenal.

Das Alter, sagt der Cansler Bacon, verbessert die Menschen mehr, in Ansehung ihrer Verstandeskkräfte, als in den Neigungen und Fertigkeiten des Willens.

damals sein Empfindungsvermögen lebhafter und schärfer war; der nemliche Grund, um des willen die gegenwärtigen so unwiderstehliche Reize in den Augen seines Enkels haben.

Für die natürlichen Uebel des Alters muß man vielmehr beim Arzt, als beim Moralisten, Hülfe suchen. Allein die Philosophie kan doch den Schmerz dieser Uebel lindern, wenn sie dieselben gleich nicht zu heilen vermag. Sie kan Betrachtungen an die Hand geben, welche wie Balsam für die Wunden der Seele sind. Sie kan uns lehren, wie wir die Uebel ertragen sollen, die sie nicht wegräumen kan, und uns dadurch, daß sie unsere Kräfte des Widerstandes auffodert, in den Stand setzen, die Bürde zu erleichtern.

Alle Leute sind indeß nicht dieser wohlthätigen Hülfe der Philosophie fähig. Nur diejenigen, die ihren Verstand durch gute Erziehung gebildet, und ihre Neigungen dadurch verfeinert haben, sind im Stande, die weisen Vorschriften eines Epiktet, oder eines Cicero, zu verstehen und zu benutzen. Mit noch größerer Wirksamkeit aber tritt die Religion herbei, um in den bitteren Kelch des Lebens etwas zu mischen, wodurch er immer unsehlbar versüßt wird, und welches dem Geschmack jedes menschlichen Geschöpfes angemessen ist.

Die Religion ist freilich für sich schon ungemein geschickt, die Wolken zu zerstreuen, und Sonnenschein über den Abend des Lebens zu verbreiten.

Indeß kan man denen, die sich mit der Gelehrsamkeit beschäftigen, Cicero's berühmte Abhandlung nebenher empfehlen, die sehr viel wahre Trostgründe enthält. Viele moralische Aussätze, die uns beim Lesen noch so richtig und angenehm vorkommen, sind im menschlichen Leben selbst wenig nütze; und gehn bloß auf speculative Unterhaltung hinaus. Allein Cicero's Abhandlung vom Alter schreibt Regeln vor, und giebt Ideen an die Hand, welche, wenn wir sie auf unser Verhalten wirken lassen, das Alter wirklich angenehm und ehrenvoll machen müssen. Jeder alte Mann, der weise und glücklich zu seyn, und folglich Achtung zu genießen wünscht; sollte sie oftmals durchlesen, und sich die darin enthaltenen Grundsätze eigen machen.

Die Armen und Ungelehrten können freilich nicht diesen Zusatz heidnischer Weisheit nützen; sie haben aber den Trost, daß die evangelische Philosophie zur Heilung aller Seelenkrankheiten völlig hinreichend ist, und zugleich weder außerordentliche Fähigkeiten, noch die Vortheile gelehrter Muße, noch die Mühe des Studirens erfordert. Aufmerksamkeit auf die Pflichten der Religion und Menschenliebe dient theils dazu, die leeren Stunden des bejahrten Lebens auszufüllen, theils auch, durch jene Heiterkeit, die allemal mit löblichen Beschäftigungen verbunden ist, Gefinnungen der Geduld und der Verleugnung einzulösen. Geschmack und Geist der Religion verschaffen uns allemal das leb:

lebhafteste Vergnügen. Die unruhigen Freuden der Jugend können in der Folge weit besser durch fromme Inbrunst der Seele ersetzt werden, durch eine Flamme, die fähig ist, das kalte Blut des Alters zu erwärmen, und ein Vergnügen hervorzubringen, das den Vergnügen jüngerer Leidenenschaften gleich kommt, ohne doch, wie sie, gefährlich oder strafbar zu seyn.

Auf diese Weise kan sich das Alter in seiner Würde erhalten; und von seiner Würde hängt größtentheils seine Glückseligkeit ab. Diese allein kan die Unbesonnenheit junger Leute in Schranken halten, die nur gar zu oft durch den Leichtsinns eines gedankenlosen Gefühls ihrer Gesundheit angereizt werden, die Achtung zu vergeren, welche, nach der Meinung der Alten, einem grauen Haupte gebührt. Es ist in der That sehr traurig, wenn man in einigen Familien den alten Stammvater derselben verachtet und vernachlässigt, und, gleich einem altmodischen Stücke Hausraths, oder unnützen Plunders, ganz achtlos auf die Seite geworfen sieht. Solch eine Begegnung ist bis zum Abscheu widernatürlich; sie ist aber da nicht leicht zu vermeiden, wo kein persönliches Verdienst ist, kein auf vorzügliche Klugheit gegründetes Ansehen, wo durch der Mangel anziehender Eigenschaften ersetzt wird. Zärtlichkeit und Zuneigung sind vielleicht geduldig und zugethan; wer wolte aber sich nicht lieber Hochachtung zu erwerben wünschen, als Mitleid zu erregen? Um

der häuslichen Glückseligkeit willen muß man aber nie vergessen, daß man das gebietrische Ansehen der Weisheit durch Unruchlichkeit des Betragens zu mindern suchen muß; und man wird finden, daß eine mit liebe verbundene Achtung allemal die würdenschwürdigste ist.

Die Empfindlichkeit der Jugend auch noch im hohen Alter zu behalten, ist deswegen schwer, weil Vernunft und Philosophie wohl schwerlich viel zur Verlängerung derselben beitragen können. Sie ist eine natürliche Folge der abnehmenden Kräfte. Sehr viel von der Milch menschlicher Lindigkeit, wie sie genant wird, fließt aus einem feinen Gewebe der Nerven her; ein Gewebe, das durch lange Dauer zerrissen, und eine Feinheit, die von der Zeit zerstört wird.

Indes lassen sich auch die Wirkungen der Zeit durch Ausschweifungen beschleunigen. Mäßigkeit der Jugend, vereint mit den übrigen Vortheilen dieser glücklichen Periode, verlängert die Empfindlichkeit derselben. Und unter den vielen Bewegungsgründen zur frühen Weisheit, muß dieser ein großes Gewicht haben, daß Weisheit in der Jugend gemeiniglich Glückseligkeit im Alter zur unaussprechlichen Folge hat.

Vielleicht kan nichts mehr dazu beitragen, die angenehmen Eigenschaften der Jugend zu verlängern, als wenn man den Geschmack an ihren unschuldigen Vergnügungen beizubehalten sucht. Wir werden oft in

unsern Meinungen und Gesinnungen alt, ehe wir noch weit in die Jahre kommen. Wir gewöhnen uns zu melancholischen Ideen von unsrer allmählichen Abnahme, und ehe wir noch unfähig zum Genuße sind, entsagen wir schon dem Vergnügen, an welchem wir noch Theil nehmen könnten. Angenehme Vorstellungen werden eben so wohl, als unangenehme, durch Sympathie von andern angenommen. Wer oft in Zirkel kömmt, wo Jugend und Heiterkeit alles finstre Nachdenken verbannen, wird sich selbst wider Willen von Munterkeit belebt fühlen; er wird seine Sorgen vergessen; seine Künzeln werden sich abglätten; sein Herz wird sich erweitern. Und wenn er gleich nicht die Wirkung von Medeens Zauberfeuer in der Verneuerung seines Körpers fühlt, so wird er doch finden, daß sein Geist wieder die ehemalige Stärke und Thätigkeit erhält. Im Gegentheil aber sieht man gemeinlich, daß alte Leute entweder einsam für sich leben, oder die Gesellschaft von Leuten besuchen, welche, durch ihre ansteckenden Klagen nur ihr gegenseitiges Elend vermehren können.

Die Bücher, welche wir im Alter lesen, werden allemal einen großen Einfluß sowohl auf unsre Gemüthsart, als auf unsern Verstand und unser Verhalten haben. In einem gewissen Alter pflegen manche, aus übel verstandener Schickslichkeit, alle uns

erhaltende Bücher wegzulegen, und nichts anders zu lesen, als jene ernsthaften Schriften, die freilich zu gewissen Zeiten sehr dienlich seyn mögen, aber dann, wenn man sie ohne Abwechslung liest, mehr eine beständige Schwermut, als eine auf Grundsätze gegründete Weisheit, bewirken. Warum sollte man die Phantasie, diese fruchtbare Quelle alles Angenehmen, alsdann ganz ruhen lassen, wenn es uns am meisten am Vergnügen fehlt? Warum sollte man die Werke eines Horaz, Virgil, Homer beiseite legen, um das für die Betrachtungen eines Seneka und Antonin zur Hand zu nehmen? Eine kluge Mischung solcher Bücher, die für die Einbildungskraft gehören, mit denen, die den Verstand erleuchten, würde den Eindruck beider verstärken, und zugleich durch Gewährung eines lebhaften Vergnügens zu unsrer Gesundheit und Glückseligkeit beitragen.

Horaz wünschte, daß er sein Alter nicht ohne seine Leyer zubringen möchte. Die Tonkunst ist ohne Zweifel eine angenehme Gefährtin in jedem Austritte des Lebens; für den letzten Austritt desselben aber ist sie vorzüglich geschikt. Sie giebt uns Beschäftigung, ohne peinliche Anstrengung, bezaubert die Sinne, und labt zugleich das Herz.

Etwas von unterirdischen Kanälen der Ströme und Flüsse.

In einem Dorfe nicht weit von Nimwegen in Holland, sind zwei Brunnen, die nur fünf Ruthen von einander liegen, und wovon gleichwohl der eine Wasser aus dem Flusse die Maas, der ander aber aus dem Flusse die Waal genant, in sich faßt. Dies weiß man nicht allein aus der verschiedenen Beschaffenheit beider Arten von Wasser; sondern auch daraus, daß das Wasser in dem Maas-Brunnen jederzeit wie in der Maas steigt und fällt, und in dem andern wie in der Waal, obgleich das Dorf wohl drei Stunden von der Maas, und kaum eine Viertel Stunde von der Waal belegen. Noch am Ende des vorigen Jahrs ist solches durch einen glaubwürdigen Freund von mir, an Ort und Stelle also untersucht und befunden worden.

Außerdem hat man vorhin wahrgenommen, daß das Wasser in dem obersten Theile der Waal, den ganzen Sommer 1748 weit über die gewöhnliche Höhe gestanden, ob es gleich damals fast immer trocknes Wetter gewesen; und daß sich gerade das Gegentheil in dem nassen Herbst eben desselben Jahrs zugetragen.

Auch ich selbst habe im Jahr 1770 in den Niederlanden befunden, daß damals die Ekevischen und Gelderschen Flüsse so anhaltend hoch blieben, daß auch vielleicht bis jetzt kein ähnliches Beispiel davon vorhanden, ob es schon besonders in währenddem Sommer gedachten Jahrs, lange nicht so ungewöhnlich viel, wie wohl sonst, regnete, wenn gleichwohl noch die Flüsse in ihren Ufern zu bleiben pflegen.

In dem zum Hamburgischen Amte Rixbüttel gehörigen Dorfe, Dünen genant, das lehtre am südlichen Ufer des Ausflusses der Elbe, woselbst dieser Fluß schon längst ganz salzig ist, findet man noch einen Brunnen voll süßen Wassers, der gleichwohl der Mündung der Elbe so nahe ist, daß auch die Wellen hoher Fluthen ihn nicht selten erreichen.

Ja, auf der noch eine Stunde weiter Seewärts davon belegenen kleinen Hamburgischen Insel, das Neuwerk genant, als dem äußersten, wenigstens durch die Watten *) noch halb festem Punkte des nördlichen Deutschlands, fand man in dem dortigen höchst einsamen, schon ums Jahr

1300

*) Watt. H. Wadde. E. Washes, oder Sea-Sand, ist der unbegrünte kahle Grund, welcher von der Ebbe an, bis auf die höchste Fluth sich erstreckt, weil das Salzwasser keine Erdgewächse hervor grünen läßt. Ein solches Watt besteht aus Sand, mit Schlamm oder Schlick vermischet. Zwischen dem schon gedachten Dorfe Dünen, und dem Neuenwerke, ist es so fest und sandig, daß man zur Zeit der niedrigen Ebbe, und bei stiller Witterung, durch einen Landloosfen mit Pferde und Wagen sicher dahin geführt werden kan. Zur Zeit der sofort darauf sich einstellenden Fluth, die auf diesem Watte über 12 Fuß hoch wird,

1300 erbaueten Thurm noch eben einen solchen Brunnen. Allein, fast unglaublicher Weise hat man denselben in neuern Zeiten nach und nach voll Steine geworfen und eingehen lassen. Dagegen leitet man nun ist dort sparsam genug Regenwasser durch Röhren vom Dache herunter, welche gleichwohl aber in der Sturmvollen Nacht vom 31ten August auf den 1ten September 1777 vom Himmel selbst gleichsam nur salzes Wasser gaben. In dieser Nacht giengen nemlich die drohenden Wellen an diesem ganz von See und Elbe umgebenen Thurm so hoch, daß sie sich selbst nur an und auf dem Dache des Thurms brachen; wie mir solches das Jahr darauf der Hamburgische Bogt, welcher diesen Thurm schon

seit einer Reihe von Jahren sehr zu frieden und ruhig bewohnt, an Ort und Stelle glaubwürdig genug versicherte.

Alles dies mag jedoch nur eine Probe seyn, um die bekannte Behauptung der Naturkündiger, besonders eines Lulofs und Silberschlags, weiter zu bestätigen, daß Ströme und Flüsse häufig Wasser durch unterirdische Kanäle empfangen; ja daß Flüsse Meeren gleichen, die sich weit und breit unter der Erde erstrecken, und wovon der sichtbare Theil, den wir Fluß nennen, nur ein offener Kanal, und ein Thal ist, in welchem sich das unsichtbare Meer, indem es gleichsam überläuft, nach dem allgemeinen oder Weltmeere entladet.

Hamburg.

N. Beckmann.

wird, kan man selbst in großen Schiffen, durch Seelootsen geführt, eben diesen Weg wieder zurück schiffen, wenn man nicht auf dem Deunenwerfe seinen Wagen behalten, und zur Zeit der wieder eintretenden Ebbe auf eben demselben wieder zurück fahren will. Diese Note, die für einen solchen Text freilich etwas lang gerathen, ist hoffentlich darum doch nicht unangenehm.

Frage.

Wenn man gleich nach den bisher bekanten Anweisungen den Nelkenblätter Catalogum genau macht, so behalten die, mit dem in Wasser aufgelösten Gummi arabic. aufgeklebten Blätter dennoch kaum die Hälfte der Schönheit ihrer Farben. Allen Blumenfreunden würde gewiß sehr an genehm seyn, ihren Catalogum so machen zu können, daß die Nelkenblätter an ihren Farben nichts verlieren. Solte nicht etwa eine Art Firniß oder eine andere Methode bekannt seyn, wie man

die aufgeklebten Blätter überstreichen oder sonst behandeln könnte, um dadurch ihre Farben so vollkommen zu erhalten wie sie die Natur hervor bringt. Wem dergleichen bekannt seyn sollte, der würde sich jedem Blumenfreund sehr verbindlich machen, wenn es gefällig wäre, in diesem Magazin noch vor der Blüte der Nelken eine deutliche Anweisung zu geben, auf was Weise man zu verfahren habe, um den gewünschten Zweck in möglichster Vollkommenheit zu erreichen.



Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Freitag, den 10ten März 1780.

Von den Ursachen des Windes und der Kälte *).

Das Meer wird im Sommer nicht warm, im Winter nicht so kalt, wie das Land; kömt der Wind über den festen Theil der Erde, so ist es im Sommer heiß, im Winter sehr kalt: denn die Kälte, wovon die Rede ist, ist eigentlich die Kälte der Luft, da diese gemeiniglich in Bewegung ist, so muß die Kälte anhalten, wenn beständig gleich kalte Luft die Stelle ersetzt. Das Wasser, welches die Sonnenstrahlen einläßt und abmattet, theils zurückschlägt, schwächt auch durch sein Wanken die zusammenziehende Bewegung der Kälte: jede Bewegung, selbst die Bewegung der Luft, die nicht mit ihr übereinkömt, hindert sie; die Früchte verfrie-

ren nicht auf den Gipfeln der Bäume, die sich bewegen; wenn die an den Seiten der Bäume, im Walde, und im Ueberwinde verfröhen, und die Kälte nimm zu mit der Ruhe der Luft und Abnahme des Windes; wir haben die größten Grade der Kälte bei der Windstille, weil aber alsdenn der Wind umgehet, so sagt man davon im Sprichwort, strenge Herren regieren nicht lange. Die ursprüngliche Ursache der Kälte scheint weiter nichts zu seyn, als die natürliche anziehende Kraft, welche allein würkt, so bald die lösende Bewegung der Wärme aufhöret, und ungehindert wird sie fortfahren zu würken oder zunehmen; zusammenziehende Dünste und Bewe-

II

gungen

*) Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim verlangte im Jahr 1777 eine Beantwortung der Aufgabe über das Ab- und Zunehmen der Kälte, in den am Nordpol liegenden Landen, in sofern solches aus der Erfahrung durch physische oder astronomische Gründe bewiesen, oder wahrscheinlich vermuthet werden kan. Eine hiervon entworfene Abhandlung ist anhero zum Abdruck in diese Wochenschrift eingeschickt, und man trägt um desto weniger Bedenken, solche den Lesern dieser Blätter vorzulegen, da jezo so viele sich mit Beobachtungen auf dasjenige beschäftigen, was etwas beitragen kan, die künftige Witterung vorher zu wissen. Man läßt es übrigens dahin gestellt seyn, wie weit die angeführten Thatsachen nebst den darauf gebaueten Hypothesen und daraus gefolgerten Schlüssen gegründet sind, oder in die Wissenschaft die künftige Witterung zu bestimmen, wirklich oder zufälligen Einfluß haben können.

gungen können sie befördern, so wie entgegengesetzte Bewegungen der Säfte sie hindern und eine Wärme verursachen. Der Schnee vermehrt die Kälte: er ist schon zusammengezogen und hält durch seine elastische Zurückwirkung die Wärme zurück, die noch in der Erde ist und die Kälte zurück in der Luft, ihre ganze Kraft wirkt also über dem Schnee, der zugleich die Bewegung des alten Eises und der Gesträuche hemmet, und weil die Luft in der Höhe niemals erwärmet wird, so muß die, welche von Gebirgen kömt, die härteste und kälteste seyn. Zu Paris, zu Constantinopel, ist zuweilen die Kälte größer, als zu Hamburg, wenn die Luft dorthin, weit über Schnee und von Gebirgen kömt. Diese Luft geht nahe an oder über den Gebirgen her.

Es muß also der Nord und Nordwestwind in Amerika der kälteste seyn, und der Ostwind der gelindeste; in Europa hingegen muß dieser im Winter der kälteste seyn, im Frühjahr aber Nordost und Nord, weil die Erde gegen Osten schon von der Sonne erwärmet wird. Im Sommer muß bei uns der Ostwind heiß seyn, der im Winter der kälteste war, und der Wind von der Wassersseite, der im Winter der gelindeste ist, muß im Sommer der kälteste seyn und nicht der Nordwind, dieser muß in den Hundestagen warm seyn, in Dänemark wegen Norwegen, in Deutschland wegen Schweden, und wegen Deutschland schon eher in Italien; hier muß er im Winter der kälteste seyn und nicht der Ostwind,

weil Italien gegen Osten Wasser hat, auch in Dänemark muß deswegen Nordost und Südost kälter seyn, denn der Ostwind, und dieser im Sommer nicht so warm, im Winter nicht so kalt, wie in Deutschland. Aus Süden muß es in Deutschland frieren, surnemlich wegen der Alpen, und nach einem Ostwind gleich heftig, auch in dem übrigen Norden, außer Norwegen, wohin der Südwind über das deutsche Meer kömt. Die Ostsee ist nicht breit genug, einen sonderlichen Unterschied zu machen; wenn aber der Südwind Stand hält, so muß die Kälte gegen den dritten und vierten Tag abnehmen, weil die Luft vom mitteländischen Meer und von den Länden heran naht, die näher nach der Linie liegen, wenn sie anders über die Alpen kommen kan; wo nicht, so wird doch der Wind nach Südwest gehen. Der Nord und Nordost kan seine Dünste zu Schnee zusammen ziehen und die Erde damit bedecken. Geht also denn der Wind nach Osten und Südosten, so haben wir bei seiner Standhaftigkeit und Windstille die höchsten Grade der Kälte. Oft wird der Wind durch einen entgegengesetzten Aufgehoben; entgegengesetzte Züge von Dünsten am Horizont zeigen ihn im Winter an, und sind ein Zeichen, daß der Wind umgehen und die Kälte sich legen werde. Der Nebel zeigt an, daß er umgegangen ist, und auf einen Westwind bedeutet er Kälte. Wer demnach den Wind in seinen Ursachen vorher sehen kan, der wird auch das

Ab- und Zunehmen der Kälte vermuthen und beweisen können.

Die Ursachen des Windes sind schon Wärme und Kälte: die Luft läßt sich durch das Feuer nicht aus einander lösen, sie weicht der Hitze und der Wärme aus, zieht sich an einem kalten Ort auf das engste zusammen und macht sich wieder mit großer Gewalt Platz. So fuhr aus einem kleinen See, wie aus einer Windbüchse ein Orkan, der eine Alee durch einen Wald schlug: es war eine starke Hitze, der See tief, zwischen Bergen und Wäldern, eine Menge Luft war also in eine kalte Tiefe gedrenget worden, die mit jener Gewalt hervorsprang. Das kan auch die Gelegenheit gewesen seyn zu der Fabel von dem Pilatus See in der Schweiz. Das caspische und das schwarze Meer sind stürmisch; hieher entweichet viel Luft, weil das große Weltmeer entfernt ist, das nicht so stürmisch ist, auch nicht, wie die Ostsee und das mittelländische Meer, weil die Luft nicht so enge von der Hitze zusammen gedrenget wird; unter der Linie ist es weit und geruhiger, aber wo es Landseen und Inseln giebt, wo der Grund des Meers gerirrig ist mit kalten Abgründen, wo die Nächte kürzer werden, da giebt es Stürme. Wir haben sie gegen den Winter aus Südost. Hier scheint der Wind zu entspringen, wo die Hitze und Ausdehnung oder Ausweichung der Luft ist, die nur einen gelinden Zug der Luft verursachen könnte, aber die Luft hatte sich nach dem Canal und

dem deutschen Meer, von verschiedenen Seiten zurück gezogen, und brach endlich wieder hervor; so haben wir auch gegen das Frühjahr die Stürme aus Norden, wo sie die Kälte zusammen zog. (Im Jahr 1779 hatten wir im Winter viel Süd und Südwestliche Winde und im April einen Sturm daher, und zu Smirna, Constantino- pel und Rom war große Kälte.) In der Ernte 1765 hatte man aus Norden einen Sturm auf Rügen, der die Gerste ausschlug, aber die Anhäufung der Luft wird in der Ostsee und eine starke Hitze in Schweden gewesen seyn. In der Mitte des Sommers 1777 haben wir viel Wind von der Westseite gehabt, und es wird in England oder in Amerika ein heißer Sommer gewesen seyn. Die Ausweichung der Luft vor der Hitze mögte an sich mit der Länge zu einem beträchtlichen Winde werden; aber die Landwinde entspringen wohl von den Gebirgen und werden heiß und wirksam, wenn sie über ein weites dürres Land durchbrechen.

Die Anhäufung der Luft kan in allen kalten Gegenden geschehen, die einen geringen Grad der Wärme oder gar keinen annehmen, über und in dem Wasser, in den Hölen der Erde, über den Gebirgen und in der Höhe der Atmosphäre, weil die Wärme nicht hoch über die Erde steigt; und wenn man sagt, daß die obere Luft dünner ist, so ist es über der Atmosphäre, oder so viel, daß die Luft mit wenigern Dünsten vermischer ist: auf den höchsten Gebirgen empfindet man eine

Kalte, heftige, durchdringende, eine concentrirte Luft. Die Zusammenziehung der Luft in den Hölen der Erde ist der Ursprung des Erdbebens: es folgt ein Sturm darauf, es geht ein Brüllen vorher, als wenn die Luft aus dem Eis bricht; die äußere Luft ist leicht, es entsteht in Ländern nicht fern von Gebirgen und weit genug von den beiden Polen, und die stärksten Erdbeben entstehen im Herbst, Winter und Frühjahr. Die Luft hat sich im heißen Sommer der umliegenden Gegenden irgendwo, wie der Aether in verschlossene Poren, in kalte verschlungene Klüfte der Erde gezogen, vielleicht auch vermittelst der Abgründe des Meers, im folgenden Winter hat sie nur mehr Luft nach sich gezogen, weil die äußere Luft weniger kalt war denn sie, und endlich ist sie, vermittelst eines unterirdischen Feuers oder einer Wärme, oder durch ihre eigene Kraft hervor gebrochen bei dem schwachen Widerstande der äußern Luft; ohne Erdbeben sollen Wirbelwinde aus Hölen kommen, aus offenen Hölen im Sommer. Unter der Linie sinkt die Luft in den langen Nächten sehr zurück: Stürme und Erdbeben müssen da selten seyn, aber auf der Seite von Amerika sind schmale und sehr hohe Gebirge nebst vielen Inseln mit Gebirgen, und da es unter der Linie über dem Meer auch warm wird, so entweicht dahin viel Luft, welche von der Wärme zusammen gedrengt, in die Hölen der Erde dringen kan. Zu weit gegen Norden weicht die Luft nach dem Pol: in Island giebt es

feuerspeiende Berge, aber schwache Erdbeben und selten auf der mitternächtlichen Seite. Die Ausweichung der Luft in der Höhe der Atmosphäre über die Hitze, welche Wolken von verschiedenen Seiten her empor ziehet und über einander drehet, diese Erzeugung des Donnerwetters ist zugleich ein Ursprung des Windes: die Kälte zog die Dünste in Wolken und die Luft in einen Sturm zusammen, oft wendet sich das Wetter gegen den Wind, und der Wind geht mit einem Sturm um. Man sieht das Wetter kommen, aber selten zusammen ziehen, besonders im Zenith. Die Erzeugung des Windes ist noch unmerklicher und komt aus heimlichen Dertern, Psalm 135, v. 7. aber kalten Dertern: der heftigste Sturm ist bei Wettern, wo die Kälte die Dünste in Schloßen und Eis zusammen gezogen hat. Die Zusammenziehung der Luft muß vornemlich unter den beiden Polen geschehen, und da sie hier von allen Seiten der Erde her gedrengt wird, so wird sie hier sehr hoch steigen. Diese hohe, und nach gefallener Wärme des Sommers weite Atmosphäre, worein die Dünste so hoch steigen, daß darin des Nachts die Sonnenstrahlen spielen, ist das Nordlicht, welches klares Wetter, das sich mit Nordwind endiget, bedeutet; wenn es sich über dem Horizont fortpflanzet und roth erscheint, so zeigt es darin viele Dünste an, die bald niedersinken. Elektrisches Feuer scheint es nicht zu seyn, weil es nur vor Mitternacht entsteht. Weil Ameri-

riska gegen Norden mehr festes Land hat, als Europa, so muß daselbst der Sommer heißer, der Winter kälter, und die hohe Atmosphäre und das Nordlicht häufiger seyn, als bei uns. Auch Asien hat gegen Norden mehr festes Land, als Europa; es ist heißer und kälter, das schwarze Meer gefriert und nicht die Ostsee. Starkes Nordlicht, Sturm und Schnee aus Norden sind eigentlich die Folgen eines heißen Sommers und nicht so wohl eines kalten Winters, weil die Erde sehr durchgewärmet, und der Nordwind bei uns der kälteste nicht ist. Aber die Kälte des Winters richtet sich nach der Wärme des Sommers, und wir haben nach einem heißen Sommer einen kalten Winter und Nordost und Ostwind, die Luft muß leicht werden: der Sturm in Niedersachsen am 31^{ten} August 1777 war erst Südwest, nachher ward er Nordwest. In Frankreich soll zuvor eine starke Hitze gewesen seyn; der Ursprung des Sturms wird im Canal, zu gleicher Zeit wird auch viel Luft über und in dem deutschen Meer und der Nordsee gewesen seyn, welche durch den südlichen Sturm erregt, endlich dazu gefallen ist, da jener sich schon erschöpft hatte. Viele Wärme im Sommer und Herbst mögten einen veränderlichen und daher mäßigen Winter anzeigen, weil viel Luft in die See und weniger nach dem Pol gezogen, und daher die Nord- und Westlichenwinde von kurzer Dauer werden. Auf einem gelinden Winter

wird wenig Westwind und Regen folgen, weil die See an Luft erschöpft worden, bis die Hitze Donnerwetter und Strichregen verursacht.

Der Ursprung aller Winde ist die Anhäufung der Luft. Wenn sie an einer kleinen Stelle auf das engste zusammen gepreßt wird, so wird sie mit zusammengefaßter Kraft hervordringen und ein Orkan entspringen. Je größer der Ort der Kälte ist, je weniger wird ihre Kraft zusammen gefaßt werden, ein mäßiger Ort wird einem Sturm verursachen. Den größten Platz zu ihrem Aufenthalt wird die Luft über dem großen Weltmeer und um den Polen finden; und da dieser letzte Ort weit genug und der kälteste ist, so wird er die Quelle der weiten Winde seyn, die ganze Seiten der Erde treffen und das Ab- und Zunehmen der Kälte verursachen, je nachdem die Luft Ost oder Westwärts sich wendet. Wir haben wenig Nordwinde; im Sommer und Herbst haben wir siemehrtheils von der Westseite, und im Winter und Frühjahr von der Ostseite, weil diese Gegenden als denn die kältesten sind; jener Orkan ward nach der kältesten Seite gezogen und nicht wo die Luft am dünnsten war, weil ihm der Druck der Hitze widerstand, als deren Pressung von allen Seiten das Wirbeln des Orkans macht. Der Druck der Hitze, die Anziehung der Kälte, die Nachgebung der fallenden Wärme, der Zusammenfall der Luft aus verschiedenen Ausbreitungen, Gebirge und Küsten, der tägliche Stand des Mondes kan die verschiedene Wendung

ding des Windes machen. Die anziehende Kraft des Mondes kan nicht die Luft zusammen ziehen, weil auch die Erde an sich zieht, doch wie er das durch das Wasser leichter macht, so kan er auch die Schwere der Luft verringern und nach sich einen gelinden Zug machen, wie er Ebbe und Fluth macht und einem Winde die Wendung geben: aber so wenig die Fische eine Bewegung des Wassers empfinden können; wenn die Erde ganz damit umgossen wäre, so wenig kan er auch die Wellen, die Gewalt des Windes und dessen Ursprung machen.

Die beiden Pole sind die beiden Hauptquellen des Windes: er weht von: und nahe bei dem Pole, wo es Winter ist, beständig her; weiter davon wird er von der Kälte des festen Landes angezogen und von Seewinden unterbrochen; zwischen den Wendezirkeln erhält er eine Wendung von Morgen gegen Abend durch den Stand des Mondes und der Sonne, deren Schwere die Luft leichter macht, die zugleich von der Wärme verdünnt wird: er ist daher Nordost vom September bis zum April diesseits der Linie, jenseits Südost vom April bis zum September, weiter wird er auf dem weiten Meer nicht, und geht auf die Linie zu und über sie weg, von die Seite her, wo es Winter war. Der Polarwind, der bis und über die Linie geht, kan die Ursache seyn, von den Stillen, den Donnerwettern, Wirbelwinden und den vielen Regen unter der Linie und zwischen den Wendezirkeln, wenn die

Sonne daselbst am höchsten steht, denn außer den Wendezirkeln ist als: denn das beste Wetter; so stößt er sich besonders an der Ostseite des Andesschen Gebirges in Amerika. Der Polarwind, der von der Winterseite her, über die Linie gegangen ist, kan von den Küsten zurück geschlagen werden, besonders zwischen Afrika und Asien, und der Ursprung der dastigen Westwinde seyn, die ihre gewisse Zeit halten. Der erste Ursprung des Windes ist eine concentrirte Luft; ein kälterer Ort ist der Anfang eines Windes, aber auch eines gelinden Zuges der Luft, sonst könnte es nicht aufbauen: die Kälte zieht die Luft zusammen, sie gerinnet nicht wie das Wasser und strömt davon: aber eben die Kälte, die sie vertrieben hat, zieht sie auch wieder nach sich von der Wasserseite und es thaut mit einem Westwinde auf; zu gleicher Zeit kan sich viel Luft in dem Wasser angehäuft haben, welche dadurch hervorgezogen zum starken Winde werden kan; besonders gegen den Winter komt viel Luft aus dem Meer zurück und bringt viel Wasser mit: das Wasser geht in die Luft, die Luft geht in das Wasser über. Die Landwinde sind nicht so heftig als die Seewinde, außer einigen, die von besondern Gebirgen kommen. Aber da der Wind in vielen und entfernten Gegenden und daselbst unmerklich entspringet und sich wendet, so ist es nicht glaublich, ihn in seinen Ursachen vorher zu sehen, und das Ab und Zunehmen der Kälte vorher zu wissen: doch die

die warmen und kalten Gegenden und ihre Grade rühren mit vom Winde her. Seine Erzeugung und sein Ursprung ist Wärme und Kälte, die Ursache seiner Wendung und Veruhigung auch Wärme und Kälte, und je mehr auf verschiedenen Seiten der Erde Wind, Wärme und Kälte mit einander werden beobachtet, und ihre

Veränderungen mit einander werden verglichen werden, je weiter werden wir es in der Kenntniß des Wetters und der Kälte bringen. Jetzt weiß man noch nicht, wie weit ein Wind ohngerührt geseht.

Felix, qui potuit rerum cognoscere causas.

Etwas von den Bomanen *).

Dieses Volk nennt sich selbst, Bomanen, d. h. tapfere Leute, Bormanen giebt es nicht. Seine Sprache wird in Ava und in der östlichen Halbinsel jenseits des Ganges gesprochen. Das Königreich Ava ist zweimal so groß als Frankreich, aber bei weitem nicht so bevölkert, weil ungeheure Wälder daselbst sind. Der jetzt regierende König Niasa Pra ist ungemein mächtig. Er beherrscht ausser dem eigentlichen Ava noch die Reiche Tangu, Pegu und die Ebenen der Königreiche Assam, Prum, Pagan, Martaban, und die Provinzen Tavai, Tenasserim, und die Insel Negral.

Die Telapoinen leben, wie die europäischen Klostergeistlichen, in einem Hause beisammen. Sie lehren, diese Welt sey, in der Ordnung der erschaffenen und durchs Wasser oder

Feuer verzehrten Welten, die fünfte. Aus der vierten Welt, die durchs Wasser untergegangen, sey noch ein Baum, Gondom genant, und ein kleiner Vogel übrig geblieben. Aus der Mischung der Excremente des Vogels mit den auf den Gewässern schwimmenden Blättern jenes Baums habe sich eine weiche Masse formirt. Diese sey nachher verhärtet, und so sey unsere jetzige Erde entstanden, die durch heftige Erderschütterungen in sieben Theile und Inseln geborsten, woraus die Erde noch heute bestehe.

Den Ursprung des Menschen denken sie sich so: die guten Dämonen, in eine sehr feine Materie eingehüllt, stiegen auf den ewig grünen Baum Gondom aus Wollust herab; fielen von demselben herunter, und giengen auf der noch weichen Oberfläche der Erde spazieren. Der Teufel aber, der sich

*) Aus der Vorrede zu dem Alphabetum Barmatum seu Bomanum Regni Ava Annitimarum-que Regionum, welches zu Rom 1776 in der Druckerei der Congregatione de propaganda fide gedruckt ist. Es rührt von dem Barnabiten Melchior Carpanius her, der 13 Jahr im Königreich Ava das Evangelium gepredigt hat.

sich an ihre Füße angehängt hatte, machte sie schwer, so daß sie sich nicht wieder in die Höhe empor schwingen, noch durch die luftigen Fonten. Von dem Geruch, der aus der Erde emporstieg, entbrannten ihre sinnlichen Lüste auf einmal so sehr, daß sie sogleich an die Fortpflanzung ihres Geschlechts giengen. An die Entstehung organisirter Wesen aus Fäulniß glauben sie auch. Jeder Mensch, meinen sie, könne durch eigne Verdienste, Gott selbst werden, dessen Wesen sie in eine Art von Annihilation setzen. Die Gottheit soll nemlich nicht aus einem Wesen in ein anderes verwandelt werden, folglich des Leidens nicht fähig sein können; wozu die Vernichtung nothwendig ist, weil jedes andere Wesen leidet.

Ihre Todten verbrennen sie feierlich; außer wenn eine schwangere Frau, oder wenn sie samt dem Kinde gleich nach der Geburt stirbt. Dann geschieht das Verbrennen in der Nacht, unter einem beständigen Lermen, wodurch sie die bösen Geister zu vertreiben glauben.

Die älteste Schrift in Iwa und den benachbarten Reichen ist die Pali oder Bali, die nur die Talapoinen lernen. Das barmanische Alphabet hat 33 Grundbuchstaben, worunter acht Vokalen sind. A ist der erste, und I der letzte Buchstabe in demselben. Mit dem Armanischen hat das Bali viel Ähnlichkeit. Die Bibliothek des Collegii Urbani besitzt viel ins Romanische übersehte biblische Stücke; z. B. die Sontageevangelien, das Evangelium Matthäi 11.

Diese Völker bedienen sich zum Schreiben, außer der Palmblätter, die sie Ole nennen, noch einer Art schwarzen Papiers, Baboru genant, worauf sie mit weißer Kreide schreiben. Das Papiermachen ist übrigens eine in diesen Gegenden noch unbekannte Kunst. Die romanischen Charaktere haben viel auszeichnendes, kein einziger Buchstab ist eckigt; sie sind alle rund, und daher einander zuweilen so ähnlich, daß sie sich von einem ungesübten Auge mit Mühe unterscheiden lassen.

Frage.

Es wird gefragt, ob nicht einländische und wild wachsende Gewächse vorhanden; welche man statt des Tobacks gebrauchen könne, und vielleicht an Geschmack, Geruch und

übrigen Eigenschaften dem Toback gleich, oder wohl gar vorzuziehen, auch leichter als der Toback zu erziehen und zu samlen sind?

Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 13ten März 1780.

Versuch über den Traum.

(Aus dem Englischen.)

G. London Chron. Nro. 3613. von diesem Jahr.

Der Zuschauer, dieser berühmte Schriftsteller, hat, bei seinen verschiedenen Untersuchungen über die menschliche Natur, auch den Traum nicht übersehen. Er theilt uns vielmehr manche sinnreiche und nützliche Beobachtung darüber mit. Ich habe in meinem Leben recht viel über Träume geträumet, habe auch über dieses geheimnißvolle Phänomen eine und die andere Bemerkung gemacht, die sich vielleicht Aufnahme versprechen dürfte. Einige unter ihnen, dünkte ich, sind noch neu, und nicht so gar unbedeutend.

Bei den Meinungen der Alten, in Rücksicht auf die unmittelbare Ursache des Traums, werde ich mich nicht lange aufhalten. Epikur meint, es bewege sich beständig, in der Luft um uns her, eine unendliche Menge subtiler Bilderchen auf und nieder, die zum Theil von Körpern ausstößen, zum Theil durch sich selber entstünden, oder auch aus verschiedenen Dingen

zusammen gesetzt, und bald so, bald anders, mit einander verbunden würden. Diese Bilder, sagt er, die so außerordentlich fein und zart sind, dringen durch unsern Körper, berühren die Seele, und so entsteht die Art von Empfindung, die wir Einbildung nennen. In ihr findet er den Ursprung beides für den Traum und auch für den wachenden Gedanken. Aristoteles scheint anzunehmen, daß ein jeder Gegenstand des äußeren Sinnes auf die menschliche Seele, oder auf irgend einen andern Theil unsers Baues, einen gewissen Eindruck mache, der noch immer eine Zeitlang zurückbleibe, wenn der Gegenstand, der ihn machte, auch nicht mehr da ist; daß die Seele nachgehends, während dem Schlafe, einen solchen Eindruck näher bemerke, und daß sie auf die Weise zu den Visionen gelange, die sich ihr alsdenn darstellen. Untersuchte man diese Meinungen genauer: so würde am Ende entweder nichts ver-

⌘

stand

ständliches dabei herauskommen, oder, welches völlig unbegreiflich ist, man würde dem menschlichen Gedanken eine Art von materieller Beschaffenheit zuschreiben müssen.

Ich will mir auch nicht die Mühe geben, die fünf verschiedenen Arten der Träume herzuführen, die einige unter den Alten annahmen, und die Macrobius umständlich beschreibt. Träume haben freilich ihre verschiedenen Arten und Charactere: aber ich sehe nicht ein, warum man sie nicht eben so wohl in fünf hundert, als in fünf, Klassen einteilen könnte. Meine eigenen Bemerkungen will ich ohne alle Methode und in der Ordnung niederschreiben, wie sie mir einfallen. Einige von unsern Träumen sind ausnehmend wild und unordentlich, andere hingegen schon regelmäßiger, und kommen dem wirklichen Leben näher. So lange das Gemüt ruhig, und der Körper gesund ist: pflegt uns leicht von unsern gewöhnlichen Beschäftigungen zu träumen. Auch die Leidenschaften, die beim Wachen das Gemüt einnehmen, so auch die Gegenstände und Ursachen dieser Leidenschaften, kommen, wiewohl mehrertheils unter einer Verkleidung, im Schlafe leicht wieder zurück, und werden, wenn wir unter Unruhe leben, von schmerzlichen Umständen, wenn wir glücklich sind, von gefälligeren Ideen begleitet. Das beobachten die Dichter, und wenn sie also die Träume ihrer Helden und Heldinnen erzählen, versäumen sie es nicht, ihnen eine Aehnlichkeit mit ihrem wirklichen Schicksale zu geben.

Dido ist von Aeneas verlassen: ihr träumt, daß sie sich, ohne Begleitung, auf eine lange weite Reise begiebt, und ihre Tyrier in einem unbewohnten Lande aufsucht.

— longam incomitata videtur
ire viam, Tyriosque deserta quaerre
terra.

Auf die Weise werden die beiden Leidenschaften, die sich ihrer den Tag über bemächtigten, die Liebe zu ihrem Volke, und die Empfindung von ihrem verlassenen Zustande, gleichsam in ein Bild vereinigt. Eloise ist auf immer von ihrem Abelard getrennt: ihr träumt, daß sie wieder glücklich, und in seiner Gesellschaft ist; aber den Augenblick darauf sagt sie:

— mich dünkt, wir wandern
durch öde Wüsten hin: der eine klagt
den andern.

Hier kriecht am morschen Thurm der
Ehnen blas nmbher,
und Felsen, vorgebückt, sehn wankend
in das Meer.

Du eilest schnell hinauf: du winkst
mir von oben:

Gleich treten Wolken vor, und Sturm
und Wellen toben.

Bei diesen Veranlassungen will der Dichter den Traum nicht so ganz und gar übereinstimmend mit den wirklichen Umständen der träumenden Personen beschreiben: er macht ihn bloß zu einer Art von einem dunkeln allegorischen Gleichnisse. Das nimt man mit Beifall auf: denn, man weiß, es ist so in der Natur.

Um beiläufig eine Ursache anzugeben, so wird man leicht wahrnehmen, wie gütig es von der Vorsehung so

so eingerichtet sey, daß unsere Träume auf die Art von unsern wachenden Gedanken unterschieden seyn sollten, und nach der Kenntniß, die wir von dem Einflusse unserer Leidenschaften auf die allgemeine Richtung unsers Denkens haben, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn, dem ungeachtet, eine gewisse Analogie zwischen ihnen Stat findet. Eben diese Vermischung von Aehnlichkeit und Verschiedenheit macht einige von unsern Träumen allegorisch. Wenn sich das aber zuträgt: so wird ein aufmerksamer Beobachter, der vom Uberglauben frei ist, auch leicht einsehen, daß sie nicht auf etwas zukünftiges, sondern auf das gegenwärtige oder vergangene hinwinken; es wäre denn, daß man sich mit einer oder der andern zukünftigen Begebenheit im voraus beschäftigt hätte, und in dem Fall können unsere Träume sehr wohl mit unsern Vermuthungen Aehnlichkeit haben. Sind alsdenn unsere Vermuthungen richtig, und unsere Träume haben Aehnlichkeit mit ihnen: so kan es geschehen, daß eine zukünftige Begebenheit, gerade wie dieser oder jener Traum, aussieht. Dabei findet sich aber so wenig etwas übernatürliches, als wenn wir in der kommenden Nacht davon träumte, womit ich mich heute bei Tage beschäftigt habe: denn, es ist das weiter nichts, als eine besondere Gedankenfolge, die im Schlafe bei uns durch eine gewisse vorgängige Gedankenfolge veranlasset wird, auf die uns wachend

Vernunft und Erfahrung geführt hätten. Zum Exempel: ich sehe einen Menschen, der das seinige lieblich herdurch bringt. Mit Grunde läßt sich befürchten, daß ihn Dürstigkeit und Krankheit bald ergreifen dürften. Hat mich diese Vermuthung am Tage beunruhiget: so kan sie mir, unter der Begleitung einer umständlichen Erscheinung, auch im Schlafe wieder vorkommen, und mir träumt vielleicht, daß ich ihn in zerrissenen Kleidern und im Elende sehe. Ich will annehmen, das trägt sich nachgehends wirklich so zu: was soll ich da von meinem Traume glauben? Soll ich ihn für prophetisch halten? Dazu habe ich eben so wenig Grund, als wenn ich die Vermuthung, wodurch er entstand, für Eingebung halten wolte.

Einige von unsern Träumen haben mit alle demjenigen, was jemals vor unsere Sinne oder vor unsere Einbildungskraft kam, wenig oder gar keine Aehnlichkeit. Das ist aber, Krankheit ausgenommen, eben nicht gewöhnlich. Ueberhaupt trifft es zu, daß Träume aus einem, wiewohl oft sehr unordentlichen, Winkeln von Wirklichkeit bestehen.

Es giebt Leute, die bemerken wolten, daß dieser oder jener Traum sich zum öftern wieder bei ihnen einfände. Sokrates erzählt in Plato's Phädon seinem Freunde, er wäre sein ganzes Leben hindurch von einer solchen Erscheinung verfolgt worden, und es wäre ihm gewesen, als hätte

Jemand zu ihm gesagt, er müßte Musik studiren. Sollte diese Wiederholung eines und eben desselben Traums — und das ist so unwahrscheinlich nicht — aus einer Art von Gewohnheit herrühren: so gäbe das die Lehre an die Hand, wie gut es sey, unangenehme Träume zu verschweigen, und sie, so bald man nur immer kan, aus seinen Gedanken zu verbannen. Es ist in der That eine bekante Aumerkung: wer nie von Träumen spricht, der wird auch selten von ihnen beunruhiget.

Unmäßigkeit, worin es auch immer seyn mag, im Essen oder Trinken, im Schlafen oder im Wachen, in der Ruhe oder in der Bewegung, verursacht unangenehme Träume, und, dem Dinge also ein Ende zu machen, läßt sich nichts bessers, als Ordnung und Mäßigkeit in Vorschlag bringen. Wem müßte es denn erst gesagt werden, daß unsere Zeit, die wir verschlafen, mit der ganzen Summe des menschlichen Lebens sehr im Verhältnisse stehe? Giebt es also irgend ein Mittel, diesen Theil unserer Zeit angenehm zu machen: so ist sein Gebrauch wahrlich wohl der Mühe wehrt. Ordnung und tugendhafte Fertigkeiten, Unterdrückung ungestümer Begierden, Unterhaltung frommer, gesellschaftlicher, munterer Neigungen verschaffen den Lebensgeistern mehrertheils die Leichtigkeit, und dem Blute diejenige ruhige Temperatur, wovon der Tag vergnügt, heitere Gedanken, und die Nacht süßen Schlummer und leichte Träume erwarten darf.

Die Alten glaubten, daß Morgentraume der Wahrheit am nächsten kommen. Ohne Zweifel ist des Morgens, nach nächtlicher Transpiration und Verdauung, der Magen und das ganze Körpergebäude weit ruhiger und kühler, als wenn man erst zu Bette geht. Daher sagt man vielleicht nicht ohne Grund, daß alsdenn der Traum regelmäßiger, und dem wirklichen Leben ähnlicher sey. Haben wir aber die frühern Morgenstunden ohne Schlaf hingebacht, und schlummern etwa um die Zeit, da wir sonst aufstehen, wieder ein: so ist unser Traum selten angenehm, und unser Schlummer mehr betäubend als erquickend. Ließe sich daraus wohl nicht der Schluß machen, es sey die Absicht der Natur, daß man früh, und zu einer bestimmten Zeit aufstehen soll?

Da angenehme Gedanken die Gesundheit begleiten; da heftige Leidenschaften und sogar Wahnsinn zu dem Gefolge gewisser Krankheiten gehören; da man sich durch Ueberladung des Magens Schwerfälligkeit und Verworrenheit der Gedanken zuziehen kan; derjenige auf eine Zeitlang in wirkliche Tollheit fällt, der eine Menge starken Getränkes in sich hineinschüttet; ich sage, da unsere Gedanken, auch beim Wachen, so sehr von unserm körperlichen Zustande abhängen: so darf man sich nicht wundern, daß sie einem solchen Einflusse, während dem Schlase, noch mehr unterworfen sind. Auf die Weise begleiten gemeinlich gewisse Träume eine gewisse Lage und Zustand

Zustand des Körpers. Liegt man etwa mit dem Kopfe schief; drückt die Decke zu sehr auf Mund und Nase; wird dadurch, oder auch durch eine innere Unpäßlichkeit, nur bis auf einen gewissen Grad, das Athemholen unterbrochen: so pflegt uns sehr leicht zu träumen, daß wir, mit vieler Beschwerlichkeit, durch enge Wege gehen, wo wir in Gefahr sind, zu ersticken. Verursachet der Zustand des Magens und des Unterleibes eine convulsivische Bewegung im Zahnfleische, welches im Schlafe nicht ungewöhnlich ist, und oft eine heftige Zusammendrückung der Zähne hervorbringt: so pflegt uns wohl zu träumen, daß unsere Zähne los sind, oder ausfallen, oder daß wir Nadeln oder etwas sehr unangenehmes im Munde haben. Stoßen wir bei der Kälte zufälliger Weise die Bettdecke zurück: so träumt uns zuweilen, daß wir nackt gehen. Das habe ich alles oft erfahren, und wenn man die Sache genau genug bemerken könnte: so zweifle ich nicht, viele von unsern Träumen ließen sich auf eben die Art erklären. Wenn man also einen ungewöhnlichen Traum hat: so sollte man nicht mit Ähndung vorwärts sehen, und ihn für einen Vorboten von Unglück halten; man sollte vielmehr rückwärts sehen, ob man nicht seine Ursache entdecken, und durch eine solche Entdeckung auf so etwas kommen kan, das unserer Gesundheit vielleicht dienlich wäre. Bei einigen Körpern gehen gewisse Träume gemeiniglich vor gewissen Krankheiten her; oder sie sind im

Anfänge ihre Gesellschaft. Ist zum Exempel irgend ein Hang zum Fieber da: so pflegt es uns vorzukommen, als suchten wir, mit großer Anstrengung, ein Geschäft, ohne eigentlich zu wissen, welches; auszurichten, und doch will es damit gar nicht aus der Stelle. Auch wo man wachend eben keine Hülfe bei der Hand hat, solche Symptome zu bemerken, wodurch man auf die Vermuthung gebracht würde, daß unsere Gesundheit in Gefahr sey; auch da wird diese Einbildung im Schlafe vor uns treten. Und wenn sie das nun thut: kan sie uns als denn nicht Erinnerung werden, unsere gewöhnliche Diät zu verändern, weniger als sonst zu essen und zu trinken, oder zu einem von den andern Mitteln unsere Zuflucht zu nehmen, wodurch hitzige Krankheiten verhindert werden? Ueberhaupt, wird man ungewöhnlich durch unangenehme Träume verfolgt: so darf man, denke ich, das für ein sicheres Zeichen halten, daß es mit der Gesundheit nicht so allerdings richtig mehr sey, und daß man also darauf bedacht seyn müsse, das bevorstehende Uebel durch Mäßigkeit, Hunger oder Bewegung abzuwenden. Das sind Mittel, wozu einem jeden der Weg offen steht, und man darf, in Rücksicht auf diese Mittel, es fast unter allen Umständen, wagen, einen und den andern Versuch zu machen. Unangenehme Träume würde ich immer als Zeichen der Gesundheit, und folglich als etwas gutes, und nicht als etwas böses, ansehen.

Bis jetzt habe ich gezeigt, daß man aus Träumen Vortheil für physische Erinnerungen ziehen könne. Wie? wenn ich noch einen Schritt weiter gieng, und sagte, daß sie sich auch als Mittel zu unserer moralischen Verbesserung brauchen lassen? Ich will inzwischen nicht mit einigen behaupten, daß man durch sie eine genauere Entdeckung von unserm Temperamente und von den herrschenden Leidenschaften machen könne, als wenn man wachend darauf achtet, was in der Seele vorgeht: denn, im Schlafe sind wir über uns und über eine jede andere Sache ganz unzulässige Richter; und es kan einem träumen, daß man mit geringen Vorwürfen Verbrechen begehe, an die man wachend nicht einmal ohne Schauder denken würde. Allein, da viele von unsern Leidenschaften durch die Stimmung des Körpers entweder angefeuert oder besänftiget werden: so läßt sich, dünkt mich, so viel mit Wahrheit sagen, daß man zuweisen, wenn man darauf achtet, was im Schlafe vorgeht, die vorzüglich herrschenden Leidenschaften ausfinden, und folglich eine und die andere nützliche Erinnerung daher nehmen könne, sie in Ordnung zu halten. Es träumt jemanden, zum Exempel, er ist sehr aufgebracht, schlägt nach einem andern, und – tödtet ihn. Ueber den Gedanken dieser That und über die Strafe, die er natürlicher Weise befürchten muß, erschrickt er, und erwacht. Bald darauf besinnt er sich, freut sich, wenn er nun siehet,

daß es nur ein Traum war, und wird sich nun auch geneigt finden, sich gegen alle Heftigkeit mit Entschließung zu wafnen, damit er dadurch zu einer oder der andern Zeit nicht hingerissen werde, etwas von der Art wirklich zu begeben. Ziehen wir den Vortheil aus einem Traum: so kan man ihn nicht für unnütz erklären. Und dieser oder ein ähnlicher Vortheil läßt sich zuweisen aus einem Traume ziehen: denn, warum sollte uns eine Erdichtung unsrer eigenen Einbildungskraft auf die Weise nicht eben so gut Belehrung bringen, als ein Roman oder eine Aesopische Fabel? Eine von den schönsten moralischen Erzählungen, die ich je gelesen habe, ist die Nachricht von einem Traume im Schwärzer – Tatler – . Ungeachtet dieser Traum alles Ansehen eines wirklichen Traumes hat: so enthält er dennoch eine so erhabene und anziehende Moral, daß ich zweifle, ob ihn jemand, der ihn mit Aufmerksamkeit höret oder liest, jemals vergessen; und falls er sich seiner erinnert, ob er jemals aufhören kan, dadurch gebessert zu werden. Addison ist der Verfasser. Ich will die Erzählung mit seinen eigenen Worten geben.

„Ich war einmal in einem recht tiefen, ganz unaussprechlichen Kummer, und in einer so großen Zerrüttung des Gemütes, daß ich es sogar nicht einmal für möglich hielt, getrübet zu werden. Mit der Ursache verhielt sich es also: ich war jung, diente in der Armee, und hatte mein

Quar-

Quartier in Dover. Hier verliebte ich mich in ein angenehmes junges Frauenzimmer von guter Familie. Meine Bewerbungen wurden gütig aufgenommen, und das verursachte die Bekümmerniß, die ich jetzt erzählen will. An einem heiteren Abend vergnügten wir uns, auf der Spitze der Klippe, über die Aussicht in die See, und verschertzen die Zeit mit neuen kleinen Zärtlichkeiten, die für Leute in Geschäften äußerst lächerlich, aber für Verliebte recht sehr angenehm sind. Mitten unter unsern unschuldigen Freundschaftsversicherungen, hauchte sie mir ein Blat mit Versen aus der Hand, und lief damit weg. Ich folgte ihr: plötzlich sank der Boden, ob dies gleich von dem Rande noch beträchtlich weit war, unter ihr ein, und warf sie von einer so entsetzlichen Höhe über eine Reihe von Felsen hinab, daß sie in Millionen Stücke hätte zerschmettert werden müssen, wäre es auch ein Körper von Demant gewesen. Den Zustand meines Gemütes bei einer solchen Gelegenheit werden sich meine Leser weit leichter vorstellen, als ich ihn beschreiben kan. Ich sagte zu mir, es sey selbst über die Macht des Himmels, mir zu helfen, — als ich erwachte, eben so sehr voll Entzücken und Erstaunen, mich aus einer Betrübniß herausgerissen zu sehen, wobei mir, noch den Augenblick zuvor, ganz und gar kein Ausweg zu seyn schien., Hat Aesop, ja, hat Homer oder Virgil irgend eine Fabel, die eine so schöne Moral an die Hand

gäbe? Dennoch sind vielen Menschen, wenn ich mich nicht irre, solche Befreiungen durch Hülfe eines Traumes widerfahren. Und eine solche Befreiung wird am Ende einem jeden guten und rechtschaffenen widerfahren, wann er von den Uebeln dieses Lebens erlöst wird, und in den Gegenden eines ewigen Lichtes und Friedens erwacht. Dann siehet er auf die Welt und alle ihre Unruhen mit einem Erstaunen und mit einer Zufriedenheit zurück, die, ihre höheren Vorzüge, in Absicht ihres Maßes, abgerechnet, nach ihrer Art derjenigen Zufriedenheit gleicht, welche wir jetzt empfinden, wenn wir einem furchtbaren Traum entgehen, und unsere Augen der süßen Heiterkeit eines Sommermorgens öffnen. Nie müsse Belehrung von uns verachtet werden, so geringe auch immer das Mittel seyn mag, wodurch sie uns mitgetheilt wird. Wäre es auch ein Traum: man muß ihn für sich nützlich zu machen suchen; denn, wir schlafen, oder wachen: wir sind auf gleiche Weise in dem einem und dem andern Falle die Sorge der Vorsehung. Kein Traum, kein wachender Gedanke kan sich uns ohne Zulassung desjenigen nähern, durch den wir leben, uns bewegen und sind.

Einige Leute träumen mehr; andere weniger; und einige, wiewohles derer nicht viele giebt, vielleicht gar nicht. Das kan aus den verschiedenen Graden von Gesundheit, die verschiedene Menschen genießen, und aus ihren verschiedenen Lebensarten nicht völlig erklärt

werden: doch haben diese und ähnliche besondere Umstände, ohne Zweifel, ihren Einfluß. Bei Leuten, die viel denken, und wenig Bewegung haben, wird man finden, daß sie viel träumen; vornehmlich, wenn ihre Einbildungskraft lebhaft, und ihr Nervensystem sehr empfindlich ist, und das letztere ist bei den Gelehrten mehr, als zu häufig. Der Schlaf des Arbeiters ist süß und gesund. Seiner Träume erinnert er sich selten. Seine Seelenkräfte werden nicht sonderlich angestrengt; seine Nerven sind stark, und der Kreis seiner Einbildungskraft erstreckt sich nicht weit. Da die Natur nichts umsonst thut: ist es denn nicht wahrscheinlich, daß Träume, als Erholung des Gemüthes, für den einen Körper mehr, für den andern weniger, Bedürfniß werden? Beständig über einerlei Gegenstände nachzudenken, das ist der Gesundheit, und selbst der Vernunft nachtheilig; und wenn man niedergeschlagen, schwermüthig ist, welches oft von eben dieser Ursache herrührt: so versäumt es der Arzt nie, Zerstreuung, Gesellschaft, Reisen zu Lande und zu Wasser, und andere Mittel vorzuschlagen, um das Gemüth aus seinem alten, düsteren Pfade herauszuleiten, es mit neuen Ideen zu erfrischen, und es zu zwingen, sich mit einer ungebrauchten Kraft und in einer neuen Richtung in die Höhe zu stemmen.

Eile, sanfter Schwärmer, und verlaß die
Eppressenwälder,
Und singe nicht mehr dem einsam ris-
selnden Bach
Dein Klagelied. Eile, suche heitere
Menschenhütten,

Und mische dich unter rege, laute Han-
fen.
Mach' Entwürfe für Reichthum, oder
Macht, oder Ruhm,
Den Wunsch edler Seelen, und verfolge
sie Tag und Nacht.
Oder schließe dich an die Caravane, und
suche,
jenseits der Alpen, jenseits der Appennine,
Scenen, die dem Auge neu sind, und
stündlich abwechseln.
Oder, wilt du dich noch weiter wagen,
sprenge in's Feld,
Wo der Krieg glüht, und die hohe
Trompete
durch die Luft schmettert, und die Seele
mit Wuth füllt;
Und vergiß in dem harten Lager und bei
dem mühsamen Marsche
Alle sanften, alle nicht so männliche
Sorgen.

Armstrong.

Leute also, die mehr als andere denken, mögen die Art von Zerstreuung und Abwechselung, die durch den Traum hervorgerufen wird, auch wohl nöthiger haben, als andere. So viel ist gewiß, daß Träume oft denen Erleichterung bringen, die in Verlegenheit sind, oder die sich lange mit unangenehmen, oder mit solchen Dingen den Kopf zerbrochen haben, die sie nicht gut los werden konnten. Um dies auszurichten, bedarf es eben keines, an sich gefallenden, Traumies. Man weiß, Scenen, die Schwierigkeiten und sogar Gefahr darbieten, sind oft für einen melancholischen Kranken empfohlen worden. Und sollte der Traum dem Gemüthe solcher Personen, von welchen ich jetzt rede, auch allenfalls nur auf eine Zeitlang, einen neuen Stoß geben: so kan er ihnen dennoch einen beträchtlichen Dienst thun, so unangenehm er auch immer an sich seyn mögte. Selten befinden sich, in der That, diejenigen bei ihren Träumen glücklich, deren Kräfte durch vieles Denken abgenutzt sind.

Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Freitag, den 17ten März 1780.

Beschreibung des Tobias.

Ein und andere Verschiedenheit desjenigen Fisches, der in einigen Gegenden an der Ostsee, und besonders an der Holsteinischen Küste, unter dem Namen des Tobias bekannt genug ist, von der unter eben diesem Namen von andern Fischkundigen beschriebenen Gattung haben mich bewogen, denselben genauer zu untersuchen und ihn den Naturforschern bekannt zu machen. Denn aus der Vergleichung der Schriftsteller habe ich gefunden, daß sie in ihren Beschreibungen nicht allein unter sich, sondern diese auch von der gegenwärtigen Gattung abweichen.

Es unterscheidet sich aber der unsrige von allen unter dem Namen des Tobias, Tobianus und Ammodytes beschriebenen Fischen überhaupt durch

seinen großen, fast ovalen bräunlichen Fleck oben und hinterwärts am Kopfe, als welcher nichts Zufälliges, sondern bei allen den vielen von mir gesehenen Fischen dieser Gattung vorhanden, und als ein sehr in die Augen fallendes Kennzeichen, von keinem einzigen Ichthyologen, selbst von dem pünktlichen Artedi nicht, bemerkt ist. Ich kan daher diesen bräunlichen Fleck am Kopfe als das erste Unterscheidungskennzeichen bei unsrer Gattung annehmen. Ray a), Artedi b), Klein c) und Gronov d) sprechen ihrer Art mit ausdrücklichen Worten die Zähne ab; so daß letzterer auch das zahnlose Maul als ein Geschlechtsmerkmal aufstellt. Aber bei der unsrigen habe ich jederzeit zween ziemlich lange und scharfe Zähne vorn im

Mun-

a) Synops. method. pisc. p. 38. „*Os edentulum*.,

b) Genera piscium. Gen. XIII. p. 16. „*Os edentulum*., Ej. Descriptiones Specierum p. 56. „*Dentes nulli in maxillis observari possunt. Palatum quoque totum glabrum*.,

c) Hist. Pisc. Mist. IV. p. 36 „*Dentibus carens*., Gronov führt zwar dieses Epitheton bei seiner Gattung an; allein Klein selbst sagt von dieser Art, daß sie nicht der wahre Tobias sey. „*Perperam Tobianus maris balthici Schæneveldii*. Bei der andern, wobei er den Schöneveld anzieht, erwähnt er, so wie auch dieser, der Zähne gar nicht.

d) Museum ichthyologicum, p. 13. „*Ore edentulo*.,

Munde angetroffen. Also das zweite Unterscheidungskenzeichen:

Die vom Ritter Linné e) beschriebene Gattung würde ich mit der unserigen für die nemliche halten, wenn jener nicht erstens der bräunliche Fleck am Kopfe und zweitens dieser der kleine röthliche Fleck in der Gegend des Afters fehlte, als wovon ich nie eine Spur gesehen habe f). Er giebt (das Gegentheil vom Gronov) nachdelspizige Zähne zum Geschlechtsmerkmal an: aber beide zu voreilig, indem das Daseyn oder die Abwesenheit der Zähne bloße Gattungs- und nicht Geschlechtscharaktere sind. Indessen will ich aus der kurzen Beschreibung des Herrn von Linné nicht mit Gewißheit schließen, ob die von ihm angeführte Gattung wesentlich oder nur als eine Abart von der unserigen unterschieden sey: so viel aber kan ich behaupten, daß diese sowohl als jene von der vom Ray, Artedi und Gronov beschriebenen in wesentlichen Stücken abweiche. Wir haben also zwei Arten des Tobias, wovon außer andern Unterscheidungskenzeichen, die

eine ein gezähntes, die andere aber ein zahnsloses Maul hat. (1. *Ammodytes ore dentato, macula fusca ad nucham.* 2. *Ammodytes ore edentulo.*).

Klein erwähnt ebenfalls zwei Arten des Tobias, nemlich der artedischen, der er zwei Spielarten zugesellet, auch selbige, wie Artedi, ohne Zähne beschreibt, und einer andern, die er durch folgende Charaktere unterscheidet: der Körper sey bläulich und silberweiß; die Lippe des Unterkiefers rage vor dem obern zugespizten hervor; die Rückenflosse sey lang und nehme nicht weit vom Nacken ihren Anfang: die Hinterflosse reiche vom Afters bis zum Schwanz; und an den Kiemen sitze zu beiden Seiten eine, die, so wie alle andere, aus dem silberweißen ins bläuliche falle g). Diese Gattung hält er für den wahren und für den vom Schönewald beschriebenen Tobias der Ostsee. Allein aus dieser zu generellen und zu wenig speciellen Beschreibung läßt sich schwerlich bestimmen, ob sie wirklich die unserige, oder nur eine Abart seiner vorigen oder der artedischen sey h). Auch

Schö-

e) Systema Nat. ed. nov. p. 430. Fn. suec. §. 303. It. Oeland. p. 87.

f) Auch Gronov fand diesen rothen Fleck am Ende des Körpers nahe am Schwanz. l. c.

g) *Enchelyopus labro mandibulae inferioris superiori mandibula acuminata longiore, subcaeruleus, ex argenteo totus splens; haud procul a cervice pinnam longam, alteram ab ano ad caudam descendentem, ad branchias utrinque unam habens, omnes ex argenteo caerulecentes, l. c.* Die andere Art beschreibt er also: *Enchelyopus in dorso e flavo caerulecens, cujus latera lineis seu crenis parallelis oblique descendentibus variegantur; rostro acuto, maxilla inferiore superiore paulo superante, dentibus carens pedemque raro longitudine superans.*

h) Es ist bei dem sonst vortrefflichen und systematischen Klein zu bedauern, daß er auf

Schöneveld ist nicht bestimmter und seine Beschreibung zu einer speciellen Gewißheit nicht hinreichend i).

Indessen wollen wir die unsrige jetzt näher untersuchen, und durch eine sorgfältige Beschreibung aller an ihr wahrgenommenen Kennzeichen den Leser in den Stand setzen, eine fernere Vergleichung anzustellen, und ihm die Beurtheilung überlassen, ob wir sie mit Recht, wie wir glauben, als eine von der rayischen, artedischen und groenovischen wesentlich verschiedene Gattung aufstellen, und ob sie mehr als eine Spielart der linneischen und mit der vom Schöneveld und Klein beschriebenen einerlei sey. Auf alle Fälle, denke ich, wird die gegenwärtige Beschreibung den Naturforschern nicht unangenehm seyn; da wir eigentlich noch gar keine (denn die einzige artedische zielt offenbar auf eine andere,) von dieser Gattung haben.

Es kömmt aber dieser überaus schöne Fisch hin und wieder, jedoch nirgend als im reinsten Meerwasser, an einigen sandigten Küsten der Nord- und Ostsee, von der Mitte des Sommers bis zur Mitte des Herbstes zum Vorschein und wird an der holsteinschen Küste, vorzüglich häufig bei Niendorf, einem

anderthalb Meilen von Lübeck und hart an der See liegenden Dorfe, in einer Strecke von einer Meile Weges, aber auch in dem Bezirke nicht weiter gefangen. Denn obgleich Travemünde nur eine halbe Meile davon liegt und mit diesem Dorfe einen Winkel macht, so kömmt er doch niemals auf der dortigen Rhede zum Vorschein; so wie auch eben so wenig eine Meile oberhalb dieses Dorfes, woher er in großer Menge zur Stadt und zu Märkte gebracht wird. Er ist ein Zugfisch und drängt sich haufenweise um die besagte Jahreszeit, so wie der Hering im Frühjahr, jedoch nicht in der erschrecklichen Menge und in so dichten Haufen, an die Meeresküsten, und wird bis auf eine gute halbe Meile weit seawärts von den Fischern gefangen. Wo er sich außer dieser Zeit aufhält, ob er die Tiefe der See sucht, oder sich zu andern Küsten begiebt, oder ob er sich im Meersande verkriecht, ist mir unbekant. So viel aber habe ich von den dasigen Fischern vernommen, daß sie ihn zu keiner andern Jahreszeit wahrnehmen. Er läßt sich nie anders als in der Morgen- und Abenddämmerung, und zwar bei recht heiterer und stiller Luft, fangen, und ist überhaupt

2 2

auf die Beschreibung der Arten nicht eben den Fleiß als auf ihre Eintheilung gewandt, und von der so sehr zufälligen Farbe des Körpers seine meisten Gattungsmerkmale genommen hat.

- i) *Steph. a Schönevelde Ichthyologia*, p. 76. „Pisciculus est tenuis, capite pusillo, terete, rostro acuminato, ore parvo, cujus labrum inferius extra superius prominere, corpore palmam vel sesqui palmam longo ad summum digitulum crasso. Dorsum suberuleum est, in quo unica pinna, non longe a cervice ad caudam usque descendens: Ad branchias pinnae duae sunt, ad podicem unica, in caudam bifurcatam fere delinens; venter argenteus.,,

haupt ein sehr launichter Fisch. Denn oftmals betriegt er die Wachsamkeit der Fischer dadurch, daß er sich mit der Spitze seiner Schnauze in den Meersand hineinbohrer, und bis einen halben Fuß tief sich darunter verkriecht, wodurch er den Nachstellungen der Fischer entgeht und sie unverrichteter Sache von ihrem Fange abzustehen und ans Land zu fahren nöthiget. Ich habe manchmal gesehen, daß er so nahe ans Ufer kam, daß man ihn mit der Hand hätte greifen können, wenn er weniger schnell gewesen und nicht unter den Sand geschlupft wäre; wie er denn ein überaus behender und im Zickzack fortschießender Fisch ist. In der Nordsee wird er am meisten an der englischen und seeländischen Küste gefangen, wo er meistens nach Ray's, Schönevelts und Gronovs Versicherungen zur Zeit der Ebbe von den Landleuten und Fischern aus dem Sande mit besondern Instrumenten herausgegraben wird. Diese Art ihn zu fangen habe ich zwar an der Ostsee nicht gesehen; allein diese hat auch keine Ebbe und Fluth wie die Nordsee.

Das Fleisch dieses Fisches ist bläulichweiß, zart und sehr schmackhaft, und wird entweder gebraten oder gesotten, jedoch eben als keine Delicatesse gespeiset, die es seyn würde, wenn er weniger häufig gefangen und theurer bezahlt würde. Wegen seiner Milderkeit und Fettigkeit vermurthe ich, daß er auch geräuchert gut, und beinahe wie der Brätling schmecken müsse.

In Schweden gebraucht man ihn auch, wie Linné in seiner öländischen Reise erzählt, zum Köder an die Fischangel, den Dörsch damit zu fangen. Sein gewöhnlicher Name ist Tobias, Tobias, Tobian: sonst aber wird er auch Sandaag, weil er gern im Sande wühlet, und wegen einiger Aehnlichkeit mit dem Spiring oder der Schmelte (*Salmo Eperlaeus*) auch Sandspiring und in Seeland Smelt genant. In England hat man zwei Sorten, wovon sie die größere Sand-Eels und die kleinere Grigs heißen.

So oft ich seinen Magen untersucht habe, ist mir niemals etwas anders als eine Menge Fischrögen darin zu Gesichte gekommen, und ich glaube daher, daß diese sein gewöhnlicher Fraß sind: wie man es denn auch von vielen andern Fischen weiß, daß sie nicht allein anderer, sondern selbst ihre eigene gelegte Rögen wiederum verschlucken.

Diejenige Gattung, die wir jetzt beschreiben, gehört unter die linnäische Ordnung der Rahtbäuche, (*Apo-des*) weil ihr die Bauchflossen fehlen, und wegen ihrer weichen Flossen unter die Weichflosser (*Malacopterygii*) des Artedi und in das von beiden gleich benante Geschlecht des *Ammodytes*, ein Name den Gesiner, *Willoughby* und *Ray* zuerst von der Gattung gebrauchten, und den auch *Gronov* annimmt, und der im Deutschen eigentlich Sandtäucher bedeutet. Nach dem Klein erhält er seinen Platz unter den Kalbähnlichen Fischen,

schen, (Anguillaeformes) und unter dem von ihm aufgestellten Geschlecht des Enchelyopus, als worunter verschiedene artedische und linnäische Geschlechter, wie die Schlangenfische, (ophidium,) die Spießschwänze, (cepola,) und die Alquappe, (Blennius viviparus,) mit begriffen sind.

Sein Körper ist ohngefähr eine Spanne (selten darüber, und sehr selten einen Fuß,) lang und eines Fingers dick, länglicht, oben ründlich, an den Seiten etwas zusammen gedrückt und flach, am Unterleibe platt, an dessen beiden Randseiten kantig, und vorn und hinten verdünnet k).

Die Haut ist ganz glatt und scheint Anfangs ohne Schuppen zu seyn; die man jedoch bei genauer Ansicht und besonders, wenn er ein oder mehr Tage tod im Wasser gelegen oder gekocht hat, vorzüglich aber am Rücken entdeckt: sie liegen nicht über, sondern an einander, sind meistens rund und mit einem feinen Oberhäutchen überzogen l).

Die Farbe des Körpers ist sehr veränderlich, und je nachdem man ihn gegen das Licht hält, bald so bald anders widerscheinend: Ueberhaupt aber glänzend, am Rücken und an den Ober-

seiten bläulich und grünlich grau m); so wie an den Unterseiten und am Unterleibe silberweis ins himmelblaue spielend. In der Mitte an den Seiten, und zwar über deren mittlern Linie, tritt ein ausgezackter entweder glänzend grün, oder goldfarbiger Rand hervor, dessen zahnförmige Spitzen oder Zacken fast gleich groß sind und dicht an einander liegen.

Die Querlinien, welche den Körper umgeben, sind wie ein Zickzack, oder in stumpfen Winkeln gebogen, und an den Seiten am deutlichsten zu sehen, allwo ihrer sechzig befindlich sind. Die Zwischenräume, welche sie daselbst machen, sind silberfarbig, länglicht: schief und breiter als am Rücken, wo sie schmaler und grünlich oder bläulich grau sind.

An jeder Seite laufen drey Linien vom Rücken und der Kiemenöffnung gerade und ununterbrochen bis zur Schwanzflosse hinab, von denen die obere nahe am Rücken, die zweite in der Mitte und die dritte unten an den Seiten liegt.

Die eigentliche Rückenlinie ist anfangs undeutlich, (obsoleta,) vertieft sich aber weiterhin in eine Rinne oder Furche in welcher die Rückenflosse liegt.

Y 3

Die

k) Es ist besonders, daß der Fisch, so bald er tod ist, seine gerade Gestalt verlieret, und dagegen eine flechtige (flexuosa) animmt.

l) Ray übersähe die Schuppen. „Squamis caret.,“ Auch Bouan, der aber den Fisch nicht selbst gesehen zu haben scheint. „Corpus alepidotum.,“ Hist. pisc. Argentor. 1770. 4 Genera Pisc. gen. XXXIII. p. 175.

m) Ich habe eine Spielart gesehen, die oben gelblichgrau, und hin und wieder, jedoch sparsam schwarz punktiert war. Diese ist auch nicht so lang, aber dagegen dicklicher als die obige Sorte. Vielleicht eben der Unterschied, als zwischen den Sand-Eels und Grigs der Engländer.

Die Bauchlinie befindet sich in der Mitte des Unterleibes und läuft gerade von der Kehle an bis zum After hinab, hinter welchen sie sich eben wie jene vertieft und in ihrer Furch die Hinterflosse einschließt.

Ferner erscheint unter der untersten Seitenlinie an beiden Ranten des Unterleibes eine sehr schmale dicht am Körper anliegende und kaum sichtbare Membran, die anfangs, bevor man sie aufhebt, als eine Linie trägt: sie fängt gleich unter den Brustflossen an und scheint eine Spur, oder an Statt der fehlenden Bauchflossen da zu seyn.

Endlich findet man noch am Unterleibe zween silberweiße Streifen oder dergleichen Bänder von der Kehle bis zum After hinablaufen; sie schließen dicht an die Bauchlinie an, und stehen unter der übrigen himmelblauweißen changearnten Farbe des Unterleibes hervor.

Der Kopf ist lang, allgemach abschüssig, schmaler als der Leib, und kegelförmig zugespitzt, jedoch oben flacher und breiter als unten, ohne Schuppen, dunkelgrün und halb durchsichtig. An seiner Oberfläche sind eine Menge kleiner verschlossener Löcherchen umher gestreuet, die man bei sehr vielen Fischen findet, und deren Nutzen noch nicht bekannt ist. Hinten zwischen dem Scheitel und Nasen zeichnet sich ein großer ründlicher gelblich brauner Fleck aus.

Die Nasenlöcher sitzen oberwärts am Kopfe zwischen den Augen und der Spitze des Oberkiefers in der Mitte, und sind mit einer gewölbten, vorne fein durchstochenen und am Rande schwärzlichen Haut bedeckt.

Die Augen sind groß, dunkelblau und mit einem breiten silberweißen Ringe umgeben, und liegen oben an den Seiten des Kopfs n).

Die Kiefer sind sehr ungleich, der untere nemlich viel länger und schmaler, zugespitzt, und vor dem obern hervorstehend, als welcher ründlich gebogen ist, jenen seitwärts ganz bedeckt und mit seinem Hinterende halb umfaßt. Dabei ist er doppelt, und nur an den Spitzen der Lippen befestigt, hinten aber frei. Das Unterstück dieses zwiefachen Kiefers schließt sich seitwärts in das Oberstück, und beide sind durch eine gedoppelte Lippe und eine durchsichtige muskulöse Haut mit einander verbunden. Die Unterlippe geht vom hintern Winkel des Oberkiefers schräge und frei zu der Spitze des Unterkiefers herab: daher es auch kommt, daß, wenn man diesen niederdrückt, alsdenn die beiden obern mit ihrem Hinterende hervorspringen und sich senkrecht bis an die Spitze der Schnauze hervorziehen lassen. Sie sind ohne Zähne, deren man aber zween ziemlich lange und dünne am Vorderende des Gaumens gleich hinter den Kiefern antrifft, die so spitz wie eine Nadel sind, neben einander sitzen,

n) Linné fand das Auge blasgelb mit einem schwarzen Sterne. Deland. Reise, I. c.

sitzen, und in die länglichte Rinne des Unterkiefers einschließen. Uebrigens ist der Gaumen, wie das ganze Maul glatt, und dieses inwendig schwarz punktiert.

Die Zunge ist zurückgezogen, frei, unten convex, oben wie eine Rinne vertieft, knorpelicht, und mit einem durchsichtigen Rande umgeben.

Hinter ihr zwischen dem Winkel des Zungenbeins liegt ein gegliederter und dünner Knorpel, woran seitwärts die Kiemenblätter mit ihrem Vorderende befestigt sind.

Die Gaumenknochen sitzen vorn und oben am Schlunde, gleich hinter dem Gnumen, und bestehen aus zweien rauhen und scharfen aus mehreren kleinern zusammengesetzten Knochen o).

Die Mundspalte (rius) ist beträchtlich groß, steigt von unten schief in die Höhe, und endigt sich über der hervorragenden Spitze des Unterkiefers mit einem abgerundeten Winkel.

Die Kiefenöffnung (apertura branchiali:) ist eckrund und ziemlich groß. Die Deckel gehen weit über sie hin: über, reichen bis an den Grund der Brustflossen und schließen hart an den Vorderleib an: Sie sind silberweiß, hornhart, mit einem durchsichtigen Rande umgeben, vorn ründlich zugespitzt, hinten aber breiter und halb eckförmig, woselbst sie auch hin und wieder ein wenig eckicht und am Unter-

rande hohl oder in Form eines halben Bogens ausgeschnitten sind: inwendig concav, quecksilberfarbig und mit schwarzen Punkten besät, nach unten zu sieben bis acht mal gestrichelt, und in ihrer Mitte durch eine schiefe von unten nach oben aufsteigende Linie getheilet.

Die Kiemenblätter selbst sind blutroth, und vier an jeder Seite befindlich, an beiden Seiten des feinen knöchernen Bogens gesiedert, fast gleich groß, und liegen vorn ganz und hinten bis an ihren ründlichen Rand über einander. Sie sind an beiden Seiten und zwar vorn an dem erwähnten Knorpel des Zungenbeins und unten an den Gaumenknochen befestiget, in der Mitte aber ganz frei.

Die Kiemenhaut (membrana branchioftega) ist nicht weit von und längst dem Unterrande der Deckel befestiget, siebenstrahlcht und nicht ganz bedeckt: beide berühren sich mit ihrer Spitze vorn an der Kehle.

Der After liegt nicht weit hinter der Mitte des ganzen Körpers und ist mit einem engen, runden und weißen Rande umgeben.

Der Schwanz ist länglicht und fast kegelrund, jedoch unten etwas flach und an seinem äußersten Ende, nemlich in dem kurzen Zwischenraume, den die Rücken- und Hinterflosse mit

o) Diese Art Knochen dienet den Fischen überhaupt Statt der Ranzähne, und sind allemal rauh und scharf anzufühlen. Vielleicht auch zugleich um die weite Speiseröhre zu verschließen und das Aufstoßen der Speisen zu verhindern.

mit der Schwanzflosse machen, merklich zusammengedrückt.

Die Glieder bestehen in fünf Flossen, wovon eine am Rücken, eine hinter dem After, eine am Schwanz und zwei an der Brust sitzen. Ihre Strahlen sind alle einander ähnlich, nemlich weich und borstenartig, und die Haut, die sie unter einander verbindet, ist bei allen gleich fein und gleich durchsichtig.

Die Rückenflosse fängt etwa einen guten Quererfinger breit hinter dem Rücken an, breitet sich längst über den Rücken aus, und endigt sich kurz vor der Schwanzflosse: sie ist nicht über einen Finger breit, und faltet sich nach hinten zu so dicht zusammen, daß man sie kaum in der Rinne des Rückens entdeckt. Man zählt an ihr 56 bis 60 Strahlen, (denn diese Zahl ist bei den verschiedenen Subjecten sehr ungleich; und der Charakter von der Zahl der Strahlen genommen, überhaupt bei den Fischen sehr trüglich: der Beschwerlichkeiten des Zählens nicht zu gedenken,) die

alle, der vorderste als der kleinste ausgenommen, gleich groß sind, und weit von einander abstehen, außer daß sich ihre hinterwärts gebogene Spitzen auf einander lehnen p).

Die Hinterflosse breitet sich vom After bis nahe an die Schwanzflosse längst den Hinterleib aus, sitzt eben wie die Rückenflosse in einer Rinne verborgen, und besteht aus 28 bis 30 gleich langen Strahlen.

Die beiden Brustflossen liegen gleich hinter der Kiemenöffnung unten an den Seiten und dicht am Körper an, nicht senkrecht, wie Artedi an seiner Gattung wahrnahm, sondern horizontal. Eine jede besteht aus dreizehn Strahlen, wovon die mittleren die längsten sind. Ausgebreitet haben sie die Gestalt eines Fittigs, sonst sind sie lanzenförmig.

Die Schwanzflosse ist bis auf die Hälfte entzwei gespalten, und besteht aus vierzehn meistens oken getheilten und gegliederten Strahlen, ohne die in der Mitte befindlichen haardünne mitzurechnen.

Der Schluß folgt künftig.

- p) Salvian, der zuerst des Tobias gedenkt, hat ihm, wie Klein bemerkt, ganz unrichtig zwei Flossen am Rücken, statt einer zugeschrieben, und aus den Ray sehe ich auch, daß er ihm zwei Paar Brustflossen, statt einem Paare zugeteilt.

Hannoverisches Magazin.

23^{tes} Stück.

Montag, den 20ten März 1780.

Schluß der Beschreibung des Tobias.

Der Abstand der äußern Theile von einander, verhielt sich bei einem 5 Zoll und 8 Linien (Pariser Maaßes) langen Fische folgendermaassen: Die Nasenlöcher waren 4^{'''}, die Augen 5^{'''}, der Anfang des Rücken 9^{'''}, die Brustflossen und der Hinterrand der Kiemen deckel 1^{'''}, der Anfang der Rücken flosse 1^{'''} 3^{'''}, der After 3^{'''} 5^{'''}, der Anfang der Hinterflosse 3^{'''} 6^{'''}, der Grund der Schwanzflosse 5^{'''} 3^{'''}, und deren beide spitze Enden 5^{'''} 8^{'''} von der Spitze der Schnauze entfernt.

Die Rückenflosse betrug 3^{'''} 8^{'''}, die Hinterflosse 1^{'''} 7^{'''}, und die Brust flossen 5^{'''} in der Länge: die senkrechte Breite des Körpers 6^{'''} und die horizontale 5^{'''}.

Seinen inwendigen Körper habe ich folgendermaassen befunden:

Unter der äußern Haut und den Schuppen kömte eine quecksilberfarbige Folie zum Vorschein, welche die Ursache von dem Widerschein der äußern Farben ist.

Das Darmfell ist eben also ge-

färbt, und mit schwarzen Punkten besäet.

Das Herz ist vollkommen dreieckig, (triquetrum) und liegt schief gleich hinter den Kiemenblättern und etwas unter der Leber.

Diese ist groß, mit dem Schlunde und Magen verbunden, als welche sie zum Theil umfasset, gelblichgrau von Farbe, oben länglichtrund und unten in zween Lappen getheilet.

Der Schlund ist lang und weit.

Der Magen enge, einen Zoll lang und kegelförmig zugespitzt, bloß an seinem Munde mit dem Schlunde und kurz dahinter an seiner rechten Seite durch eine enge Oefnung mit den Gedärmen verbunden, übrigens ganz frei und an der linken Seite gelegen.

Die Gedärme sind oben weiter als unten, gegen den After zu etwas auf und niedergekrümmt, und überhaupt von der Länge des ganzen Körpers. Sie waren wie der Magen fast ganz mit einem durchsichtig weißen gekörnten Fette umgeben. Den vom Arctedi angemerkten Blinddarm

am Pförtner habe ich bei dieser Gattung nicht gefunden.

Der Köggen so wie der Milchbehälter bestanden jener aus einem glänzendgelben, dieser aus einem weissen; beiderseits einen Zoll langen und lanzenförmigen Körper, der zwischen den Nieren und Gedärmen nach dem After hinunter liegt.

Die Nieren sitzen längst dem Rücken grade dicht neben einander und reichen vom Kopf bis an den After hinunter: sie sind sehr schmal und dunkelroth von Farbe.

Die Milz ist schmal, dünne, in ein spitzes Dreieck zulaufend, dunkelroth, und sitzt am Ende des Magens und an der linken Seite der Gedärme.

Vening, D.

Ein Paar Versuche mit dem Purgierkraut. (*Gratiola officinalis* L.)

Ita fiet paulatim Materies medica, cui confidas.

Haller.

Unter den vielen schönen und nützlichen Pflanzen, deren Kräfte und Wirkungen auf unsern Körper wir noch nicht so genau kennen, als wir billig solten, befindet sich auch die *Gratiola officinalis* Linn. oder das von den Deutschen sogenannte Purgierkraut, Niesekraut, Gottesgnadenkraut, Erdgall, wild Urin.

Ich hatte vor einigen Wochen das Vergnügen, diese, seit meiner Abreise aus meinem Vaterlande, der Schweiz, von mir nicht wieder wild wachsend angetroffene Pflanze, auf einer, ohngefähr eine Meile von hiesiger Stadt, zwischen den Dörfern Langenhagen und Isernhagen liegenden Wiese, zu entdecken. Mir fiel hierbei ein, daß einmal mein seliger Lehrer von Linné zu mir sagte, daß er glaube, daß dieses Kraut mit großen Arzneikräften versehen sey und daß er nur bedaure,

daß solche noch nicht in Gewissheit gesetzt worden und nichts so sehr wünsche, als daß jemand der Gelegenheit hätte, mit der noch frischen Pflanze Versuche anstellte und solche zum Nutzen des gemeinen Wesens bekannt machte, welche Arbeit mir einst sehr leicht seyn würde, da dieses Gewächs mein Landsmann wäre, und ich nicht wie andere nöthig habe, mich mit der schon viele Jahre in den Apotheken aufbewahrten *Herba Gratiolæ* abspesen zu lassen, die, aus Mangel botanischer Kenntnisse, leider! noch zum öftern mit einer andern Pflanze, nemlich der *Scutellaria galericulata*, verwechselt sey. Ich entschloß mich also sogleich diese Gelegenheit zu nutzen, eine Portion des Purgierkrauts mit mir nach Hause zu nehmen und damit einige Versuche anzustellen. Ich that es, und damit ich desto gewisser von mei-

ner Sache werden mögte, probirte ich dieses Gewächs nicht, wie gewöhnlich geschieht, zuerst an einem kranken, sondern an einem gesunden und starken Körper, und zwar an mir selbst. Hier sind meine Versuche, welche ich zum Nutzen des Publikums vorgenommen und zum Nutzen desselben bekannt mache.

Erster Versuch.

Ich nahm zwanzig Gran wohl getrocknetes und fein pulverisirtes Purgierkraut, (welches beim Ausbruch der ersten Blüten gesammelt und von dem untern Theil des Stengels und den daran sitzenden gelben Blättern gereinigt worden,) des Morgens nüchtern mit ein wenig frischem Wasser ein und trank noch ein Glas von diesem nach. Kaum hatte ich meine Arznei eine halbe Stunde im Leibe, so verspürte ich Ekel und Neigung zum Erbrechen. Eine halbe Viertel Stunde darauf stellte sich dieses letztere auch wirklich ein und ich brach mich so gut als von der schönsten Ipecacuanha. Dieses war jedoch bald vorbei, und ohne daß sich ein neuer Anfall einfand. Nach diesem ward mir wieder wohl, indessen merkte ich doch, daß noch ein Theil von dem Eingenommenen zurück war, und sich in meinem Unterleibe befand. Gegen Mittag stellte sich denn dieses auch wieder ein, und ich hatte einen guten Stuhlgang. Etwa eine Stunde darauf erfolgte der zweite, und anderthalb Stunden nachher der dritte. Alle drei waren ohne Kneipen und hinterließen nicht die geringste Incommodität, sondern

ich befand mich des Abends gesund und wohl.

Zweiter Versuch.

Ich nahm ein halbes Quentchen vom erst bemeldten Pulver, goß einige Unzen kochendes Wasser darauf und ließ solches die Nacht über stehen. Des Morgens filtrirte ich meine Infusion durch ein grobes Löschpapier, und nahm das Durchgelaufene ein. Eine halbe Stunde nachher empfand ich wieder Ekel, der jedoch ohne Erbrechen sich allgemach verlor. Ich bekam einige tüchtige Desungen und befand mich übrigens recht wohl.

Dritter Versuch.

Eben so viel Purgierkrautpulver kochte ich mit drei Unzen Wasser ein Paar mal auf, seigte solches durch, und trank es auf einmal aus. Es verhielt sich dieses Decoct in allem wie die vorhergehende Infusion.

Vierter Versuch.

Anstatt des Wassers nahm ich hier Milch, und kochte solche mit vorbenannter Quantität Pulver. Nachdem ich das Durchgeseigte eingenommen hatte, empfand ich wieder Uebelkeit, jedoch ohne Erbrechen, es erfolgten einige Stuhlgänge, und damit war es vorbei.

Fünfter Versuch.

Auf ein halbes Quentchen Purgierkrautpulver goß ich zwei Unzen Franzwein, schüttelte es zuweilen um, und ließ es zwei Tage ausziehen. Des Morgens filtrirte ich es durch Löschpapier und trank es aus. Ich verhielt mich dabei wie zuvor, und dieser Weinaußguß verhielt sich ebenfalls so wie vor-

gedachter Wasseraufguß. Ich empfand nemlich Eckel und nach diesem erfolgten einige gute Stuhlgänge.

Sechster Versuch.

Eben so viel Purgierkrautpulver digerirte ich mit drei Quentchen Weingeist, und nachdem solcher alles Wirksame ausgezogen, preßte ich ihn durch ein Linnen und nahm solchen ein. Diese Essenz verursachte meist eben dasselbe wie der vorhergehende Purgierkrautwein. Ich empfand die gewöhnliche Uebelleit, purgirte vier mal, und des Nachmittags befand ich mich wieder frisch und wohl.

Dieses sind meine mit dem Purgierkraut gemachten Versuche. Gerne wolte ich, daß ich solche weiter fortsetzen, und einige davon ein Paar mal repetiren könnte. Allein ich merke daß ich allgemach des Evacuirens müde werde, zumal da meine Diät so beschaffen ist, daß ich niemals Evacuantia nöthig habe. Diese sechs mal habe ich für das Publikum purgirt, und so viel kan für dieses mal genug seyn. Fühlet ein anderer eben die Verbindlichkeit für das gemeine Wesen bei sich, wie ich solche bei mir gefühlet habe, so kan er mit meinen Versuchen fortfahren, und anfangen wo ich aufgehört habe, oder wenn es ihm beliebig ist, repetiren. Hätte ich Gelegenheit an Kranken Proben anzustellen, so würde ich es ebenfalls thun, da ich aber solche nicht habe, auch weder Erlaubniß noch Verbindung dazu erhalten, so überlasse ich dieses unsern praktischen Aerzten zu

thun, denen ich diese Pflanze auf das nachdrücklichste und beste empfehle. Ich hoffe nicht, daß einer unter diesen seyn wird, der solche Versuche für unnöthig hält, und glaubt, daß wir an den alten und bekanten Purgiermitteln schon genug haben und daß wir dieses ohne Noth entbehren können. Sollte es aber so seyn, so versichere ich diesen, daß unter allen dieses mal gebräuchlichen Abführungsmitteln keines von der Natur des Purgierkrauts ist, welches nicht nur eine vis evacuens, sondern eine mit dieser verbundene und dem bittersten unter allen, der Quassia, wenig nachgebende Bitterkeit besitzet, und dennoch wenig oder nichts von Geruch hat, welches jeder selbst sehr leicht versuchen und sich davon überzeugen kan. Hat jemand Gelegenheit in der Ruhe die Wirkung dieser Pflanze zu versuchen, den bitte ich diese Gelegenheit nicht unbenuzt vorbei gehen zu lassen. In Elistiren und Umschlägen hoffe ich besonders, daß dieses Arzneimittel sich wirksam und nützlich zeigen werde. Vornemlich empfehle ich das Purgierkraut auch unsern Herren Pferdeärzten, zumalen da es einheimisch ist und also zu denen gehört, deren wir uns wo möglich bei allen Vorfällen lieber als der viel theuern, oft verfälschten und nicht selten verdorbenen ost- und westindischen Quackleien bedienen sollten.

Indessen habe ich hier noch eine Bitte zu thun, daß sich nemlich niemand, der keine medicinische Kenntnisse besitzet, ohne Rathfragung eines Arztes einset-

ten lasse, dieses vorgeschlagenen Arzneimittels sich zu bedienen. Es ist dieses wie alle andern Purgiermittel, einem Degen gleich, womit ich mich zwar gegen einen Feind vertheidigen, solchen abtreiben und überwinden, aber eben so leicht auch mich ermorden kan. Das Modepurgieren ist eine der schäd-

Hannover, den 10ten Aug. 1779.

lichsten medicinischen Narheiten, und gehört so wie das Aderlassen ohne Vollblütigkeit, das Schweifstreiben in hitzigen Krankheiten, das Essen ohne Appetit, das Trinken ohne Durst, u. d. m. unter die nie genug zu verfluchens den Gewohnheiten unsers Zeitalters.

S. Ehrhart.

Nachschrist.

Oben da ich dieses geschrieben, besuchte mich ein guter Freund, welcher schon zwei Tage mit Verstopfung geplagt war. Auf mein Erzählen, daß ich zeither einige Versuche mit dem Purgierkraut gemacht, begehrte er eine Dosis Pulver davon. Ich gab ihm 15 Gran, welche er sogleich einnahm, ein Glas Wasser darauf trank und sich nach Hause versügte. Kaum kam er alda an, so bemerkte er die hiebei gewöhnliche Uebelkeit, die sich jedoch bald verlor. Nach diesem folgten nach und nach fünf Stuhlgänge und mein Freund befand sich des andern Tages ganz wohl.

Eine Freundin, welche von meinen Versuchen wußte, erbot sich einen derselben zu repetiren. Ich gab ihr also 10 Gran von obigem Pulver, welches sie

in meiner Gegenwart einnahm und darauf etwas Theewasser nachtrank. Nicht lange darnach empfand sie Eckel, worauf sich Erbrechen einstellte, völlig so, als wenn sie eine Dosis von der Brechwurzel eingenommen hätte. Purgieren erfolgte nicht, weil vermuthlich alles Eingenommene durch das Vomiren heraus kam.

Ich habe für gut befunden diese zwei Versuche noch beizufügen. Hoffentlich werden unsere Herren Practici deswegen nicht böse auf mich werden. Ich schwere beim Vater Hippocrates und seinen Aphorismen, daß ich weder von meinem Freunde noch von meiner Freundin einen Pseuning Sostrum genommen habe.

Beantwortung der Anfrage im 18ten Stück des Magazins:
ob die Steigbügel bei den Alten schon im Gebrauch gewesen sind.

Hierauf dienet zur Antwort, daß sie selbstige, wie Pancirollus, Polydorus, Virgilius de inventionibus rerum und Petrus Victorius, welcher letztere besonders davon geschrie-

ben, melden, gar nicht gekant haben. Man trifft nicht allein auf den alten Steinwerken, Münzen u. s. w. der Römer keine Steigbügel an, sondern Plinius sagt uns gleichfalls, daß die

Alten nichts von Steigbügeln gewußt. Beinahe wolte ich wohl allein aus der lateinischen Benennung der Steigbügel, beweisen, daß sie eine Erfindung der neuern Zeiten sind; denn man hat im Lateinischen kein altes Grundwort, welches einen Steigbügel bedeutet. Die Wörter *staphæ*, *stapes*, oder *stapeda*, werden bei den ältern Schriftstellern gar nicht gefunden, und unterschiedliche andere Worte, die man in dieser Bedeutung nehmen möchte, sind entweder später gebraucht worden, oder haben zu Cæsars Zeiten diesen Verstand nicht gehabt. Lipsius bemerkt daher, daß, damit ein Ding, das so allgemein gebraucht würde, auch ein gemeines Wort hätte, Franciscus Philolophus die Steigbügel *stapedas*, und Bodinus *subices pedaneos* genant habe.

Wolte aber Jemand sagen, es erhelle daraus, daß dieser Name schon sehr alt sey, weil unter den drei kleinen Knochen im Ohr, der eine wegen seiner Gleichheit mit dem Steigbügel, von den Naturkündigern den Namen *Stapes* erhalten; so ist zu wissen, daß diese drei kleinen Knochen, der *Ambo*, (*Incus*,) der Hammer, (*Mal*leus,) und der Steigbügel, (*Stapes*,) weder vom Hippocrates und Galenus, noch von einem andern Arzneilehrer der damaligen Zeit sind beobachtet, viel weniger benennet worden. Denn, wie Laurentius anzeigt, so hat sich bei der Erfindung dieses Steigbügels zwischen einem

gewissen Columbus und einem Ingrassius, davon der eine aus Sicilien und der andere von Cremona gewesen, und die alle beide in den letzten hundert Jahren gelebet, ein Streit entsponnen.

Es läßt sich auch solches ferner aus verschiedenen Autoren beweisen: denn, wenn Polybius den Weg beschreibt, durch welchen Annibal in Italien gezogen, so gebraucht er das Wort *βειημαλισας*, das ist, wie Petrus Victorius erklärt, derselbe sey voll Steine oder Hügel gewesen, daß man durch deren Hülfe auf die Pferde steigen können, und diese Steigbühen hießen *bemata*.

Plutarch schreibt in dem Leben Caji Gracchi, daß derselbe sich dadurch bei dem Volk beliebt zu machen gesucht, daß er außer denjenigen Steinen, die bei jeder Meile gesetzt gewesen, gewisse Erhöhungen und Hülsen zum Aufsteigen viel näher an einander machen lassen, damit man desto bequemer hätte auf die Pferde kommen können.

Lipsius lehrt uns, daß diejenigen, die etwas zärtlich gewesen, und nicht gut auf ihre Pferde hätten kommen können, beständig *ἀνακολαίς*, oder Aufseher bei sich gehabt, wie z. B. Plutarch vom Crassus, Spartianus vom Caracalla und vom Valentinian berichtet, welcher letztere seinem Aufseher, (*Strator*,) da sein Pferd nicht so lange stille stehen wolte, bis er sich recht aufgesetzt, im Zorn die rechte Hand abhieb.

Hurtige und geübte Reuter, sagt Vegetius de re militari, sprangen auf ihr Pferd. Sie hatten auch dieser wegen, um sich beständig im voltisiren zu üben, hölzerne Pferde in ihren Häusern, und brachten es durch die Übung so weit, daß sie, wie wir aus dem Virgil wissen, rechts und links mit dem Schwert in der Hand, aufs Pferd springen konnten:

Poscit equos atque arma simul, saltuque
superbus
Emicat.

Infruant alii currus, & corpora saltu
Iniciunt in equos.

Nach dem Bericht des Julius Pollux, richtete man auch die Pferde so ab, daß sie sich niederbeugten und auf die Knie fielen, damit die Reuter desto besser aufsitzen konnten.

Es ist daher ein lächerlicher Fehler des Malers, wenn man auf dem Pferde des Hectors oder des Cäsars einen Sattel mit großen Steigbügeln erblicket.

Die Schnecke und die Waldbiene.

Eine Fabel. *)

Eine Biene, die in einem Walde lebte, war auf dem Wege ihres Berufs einer Schnecke sehr nahe gekommen. Sie grüßten einander. Anfangs waren ihre Gespräche, wie es zu geschehen pflegt, von dem Meelthau, von dem herannahenden Winter und andern dergleichen Dingen, bis sie endlich, ich weiß nicht wie, in ihrer Unterredung auf den Menschen kamen. Nie hatte die Schnecke gehört, daß es Menschen gäbe, aber die Eltern der Junge in dem Walde, hatten von einer Dorfbiene sich etwas mehreres erzählen lassen, nur bedauerte die unsrige, daß sie noch keine gesehen hätte. Ihr Vater und ihre

Mutter hatten ihr den herrlichsten Begriff von dem Menschen beigebracht. Sie trug daher die größte Ehrerbietung gegen ihn. Es war nichts schön, es war nichts vollkommen, welches sie nicht dem Menschen beilegte, von welchem sie überzeugt war, daß er das vortrefflichste Thier unter der Sonne sey. Ich war neugierig, fuhr die Biene fort, dieses edle Geschöpf zu sehen, ich machte mich in aller frühe auf, und flog, in der Hoffnung einen zu erblicken, in die Stadt. Allein zum Unglück war es, wie ich ankam, noch zu früh, und liebste Schnecke, das ist die Ursache, daß ich bei so hohem Morgen niemand erblickt habe.

Sie

*) Durch Fabeln, sagt Hommel, hat man besonders die Sittenlehre vorgetragen. Denn zu Aesop's Zeiten war die Moral der Philosophen ihr einzigstes Geschäft. Ich will einen Versuch machen, fährt er fort, ob man sich derselben bei der Metaphysik und natürlichen Theologie nicht auch bedienen könne, und erzählt uns diese Fabel.

Sie schliefen. Unterdeffen aber habe ich mir aus dem vortreflichen Bau der Stadt recht gut einen Begriff von den Menschen machen können, ob ich gleich keine gesehen habe. Denn ich bin in ihren Zellen gewesen, die sie nicht, so wie wir Bienen, mit sechs Winkeln, sondern viereckigt bauen. Sie hatten zu der Zeit noch nicht eingetragten, aber ich zweifle nicht, daß es ein vortreflicher Honig seyn müsse, den die Menschen machen.

Die Schnecke war in der That bei allem diesem eifersüchtig. Sollte denn, sprach sie, der Mensch alle Eigenschaften nur von der Biene und keine von der Schnecke haben? Du wirst dich irren liebste Freundin, das sind nicht Zellen, die du gesehen hast. Unfehlbar sind es runde Häuser, so wie ich eins trage, und keine Zellen gewesen. Denn, wenn du später hingekommen wärest, so würdest du diese Häuser, welche du verkehrter Weise Zellen nennest, und die ganze Stadt haben wandeln sehen. Aber damals war es früh, und sie waren noch nicht ausgekrochen, das vermute ich. — Die Biene mußte herzlich lachen, daß eine Schnecke es für die größte Vollkommenheit hielt, auf dem Rücken ein Haus zu tragen. Sie redete dieser Einfältigen solches aus, und setzte vielmehr an dessen Stelle die Flügel. Denn, Freund-

in, sagte sie, ich wüßte in der That nichts bequiemers als das Fliegen. Es mag seyn, sieng nunmehr die Schnecke an zu reden; aber, damit du den Menschen nicht ganz und gar nach der Biene machen mögest, so ist nöthig, eines und das andere davon abzusondern. Nim es mir nicht übel, sprach sie, indem sie sich durch Stimme und Miene ein Ansehn zu geben suchte, nim es mir nicht übel, sprach sie, dein Kopf, o Biene! gefällt mir nicht. Ich glaube sicher, daß der Mensch, soll er voll kommen seyn, ein Schneckenhaupt haben müsse. Siehe, was ist anständiger, was läßt schöner, als meine Hörner? Ich kan mich derer als Nutzen bedienen, und die Dinge damit von weitem betasten. Die Biene, mehr aus Höflichkeit als aus Ueberzeugung, ließ sich endlich gefallen, daß dem Menschen von der Schnecke Hörner angeseht würden. Hierauf war unter den beiden noch wegen der Füße ein Streit, bis sie zuletzt einig wurden, und folgenden Begriff von dem Menschen unter einander fest setzten: Es sey der Mensch eine geflügelte Schnecke, ohne Haus, die sechs Beine habe und Honig mache, aber vortreflichen Honig.

Solten die Menschen nicht oft auf ähnliche Art ihre Begriffe von höhern Wesen nach sich selbst formen?

Hannoverisches Magazin.

24^{tes} Stück.

Freitag, den 24^{ten} März 1780.

Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 63^{te} St. vor. J.)

Fünfter Brief.

(Aus dem Schwedischen übersetzt.)

Sie fragen mich, mein liebster Ehrhart, um Edelerde (Aedelhjörd) und Schwererde (Tungjord). Ich will Ihnen von beiden Bescheid geben.

Von der ersten oder der Terra nobilis, bin ich noch nicht ganz gewiß. Anfangs vermuthete ich, daß solche sich in den sogenannten edlen Steinen, dem Diamant, Rubin, Saphir, Topas und Smaragd finde, aber durch weitere Versuche habe ich gefunden, daß die vier letztern aus Alaunerde (Lera), Kiesel und Kalk zusammen gesetzt sind, und zwar so, daß solche am meisten von dem ersten, am wenigsten aber von dem letzten Bestandtheile enthalten, welches alles ausführlich in dem dritten Bande der Nova Acta Upsaliensis in einer Abhandlung de Terra Gemmarum, gewiesen habe. Der Diamant aber ist von einer ganz andern Beschaffenheit, und enthält nach aller Anleitung, eine eigene Erde,

welcher, wenn diese Meinung in Zukunft durch Versuche bestätigt wird, der Name Edelerde zukommt. Diese Erdart ist also bis dahin bloß vermuthet, und so lange man noch keinen Ausweg gefunden des Diamants nächste Bestandtheile (Principia proxima) von einander zu scheiden, nichts weniger als bewiesen. Es wäre zu wünschen, daß irgend ein Reicher einige Diamanten zu Versuchen bestehlen wolte, vermuthlich solte es dann nicht mehr lange gehen, bis man von dem Wesen und Bestandtheilen dieses wunderbarsten und theuersten unter allen Steinen, Gewißheit bekäme.

Was die Schwererde oder Terra ponderosa angeht, so ist es damit ganz anders beschaffen. Diese ist bisher mit Kalk confundiret worden, und kan, so viel man weiß, allein aus Schwerspath (Tungspat), welches eine Terra ponderosa vitriolata ist, erhalten werden. Die Säure abzuscheiden, kan auf folgende Weise am leichtesten geschehen. Man vermischt fein pulverisirten Schwerspath, Kohlen,

Na
staub

staub und Weinsteinalkali, jedes gleich viel, wohl unter einander, und läßt es bei gutem Feuer, in einem bedeckten Tiegel, zwei Stunden wohl glühen. Nach diesem schlägt man auf diese Masse Salpetersäure, welche die Schwererde auflöst, und zuletzt präcipitirt man solche mit Weinsteinalkali. Dieses Alkali Tartari darf aber nicht caustisch seyn, indem die Schwererde die Säure stärker attrahiret als das Alkali causticum solches thut, wenn aber dieses Alkali mit Lufesäure gesättigt ist, so geschieht sogleich eine Decomposition und Fällung, vermöge einer doppelten Verwandtschaft. Die vornehmsten Gleichheiten und Verschiedenheiten dieser Erde in Abticht auf den Kalk, sind benannt in meinen Anmerkungen zu Scheffers chemischen Vorlesungen und im zweiten Bande der nova Acta Upsaliena S. 124. und 223. Der Schwerspath selbst, ist bei uns fast gar nicht zu finden, ich weiß wenigstens nicht mehr als eine Stelle in Schweden, wo man etwas davon gefunden hat. In Deutschland und England hingegen ist er gar nicht sel-

ten. Es ist dieses der rechte Bologneserstein, denn Schwerspath ist es eigentlich, was nach Marggrafs Weise gebrannt, zwischen Kohlen das Vermögen bekömmt, das Licht anzuziehen. Leucht- und Flußpath darf nicht mit Schwerspath confundirt werden, welcher letztere durch seine ihm eigene sehr beträchtliche Schwere, die jener ihre weit übertrifft, sogleich zu unterscheiden ist.

Auf dem Harz werden häufig sogenannte Habenkammcrnstalle (Zuppkammcrnstalle) gefunden. Sie bemerken sich beides durch ihre Schwere und Gestalt, und sind nichts anders als ein wirklicher Schwerspath. Gips-spath mit Weinsteinalkali und Kohlenstaub auf vorbeschriebene Weise tractirt, giebt Kalk, aber Schwerspath giebt Schwererde, welche beide Erden durch die Auflösung in der Salpetersäure oder Salzsäure am leichtesten zu unterscheiden sind, denn die erste giebt durch die Evaporation keine oder doch nur diluquescenten Crystallen, die letzte aber solche, die im Wasser schwer aufzulösen sind.

Upsal, den 1ten Jul. 1779.

T. Bergman.

Zusatz des Herausgebers.

Sollte Jemanden mit einer etwas weitläufigern Nachricht von der Schwererde gedienet seyn, so empfehle ich demselben den Auszug eines Briefes unseres Freundes Scheele in Kjöping, welcher in dem vierten Bande

der Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde, unter dem Titel: chemische Untersuchung der Schwerspatherde, von C. W. Scheele, abgedruckt ist. Man wird allda die Bereinigung dieser Erde aus

aus dem Schwerspath, und derselben Eigenschaften und Verhalten mit andern Körpern, kurz und deutlich beschrieben finden. Ich habe die meisten der Scheelischen Versuche nachgemacht und richtig befunden. Ins dessen will ich doch hier beiläufig anmerken, daß der Schwerspath, wenn er mit Vitriolöl getocht wird, sich gänzlich darin auflöst. Schlägt man zu dieser Auflösung aber etwas Wasser, so fällt so gleich der Schwerspath, in der Gestalt eines sehr feinen weißen Pulvers, wieder zu Boden. Außer dem gemeinen harzigen Schwerspath (*Spathum vitriolatum lamelliforme*), habe ich auch den Spiegelspath (*Spathum vitriolatum tabulare*), und den Vulkenspath (*Spathum*

vitriolatum trubicum) probirt, und solche mit jenem fast gänzlich gleich befunden. Unter der von Hrn. Scheele in vorbenanntem Aufsatz gebrauchten, im Deutschen noch etwas ungewöhnlichen Benennung: Weinsteinlauge, versteht sich, wie natürlich, zerstoßenes Weinsteinalkali, welches aber bei der Abscheidung der Schwererde alle nur mögliche Reinigkeit besitzen muß, denn enthält solches auch nur das geringste von vitriolisirtem Weinstein, so ist der dadurch erhaltene Niederschlag anstatt Schwererde nichts weiters als ein regenerirter Schwerspath. Zum Devitrioliren des Schwerspaths brauche ich nichts als den neunten Theil Kohlenstaub, und lasse so wohl Honig als Weinsteinalkali weg.

J. Ehrhart.

Auszüge nützlicher Briefe.

Sechster Brief.

Was den Braunstein betrifft, werthester Freund! so ist dieser ein merkwürdiges Mineral, und man hat die größte Anleitung, ihm unter den Erddarten der Halbmetallen einen Platz einzuräumen, denn man kan ihn durch zugesetztes Phlogiston, in einem sehr heftigen Feuer, in einen Regulus verwandeln, welchem der Herr Professor und Ritter Bergmann in Upsal den Namen Magnesium gegeben hat.

Der Braunstein hat eine heftige Anziehung zu einer gewissen Menge Phlogiston, er bekommt alsdenn ein

weißes Ansehen, und in diesem Zustande ist er in den Säuren aufzulösen. Gießt man, nachdem er in einem gläsernen Mörtel zart pulverisirt worden, eine mit Wasser verdünnte Vitriolsäure darauf, so löst sich zwar eine geringe Menge davon auf, der größte Theil aber wird doch, obgleich das Menstruum kocht, unaufgelöst zurück bleiben. Diese Auflösung kommt daher, weil der Braunstein von Natur etwas wenig vom Brennbarren bei sich führt. Setzt man demselben ein wenig Zucker, arabisches Gummi oder dergleichen zu, so löst er

sich in besagter Säure gänzlich auf. Während dieser Auflösung entsteht eine Gährung. Sammelt man die sich hierbei absöndernde Luft, so findet man, daß solche Lufssäure ist. Präcipitirt man den aufgelösten Braunstein mit Weinsteinalkali, so erhält man einen weißen Präcipitat. Dieser Niederschlag bestehet aus Braunstein, Phlogiston und Lufssäure. Wird derselbe in offenem Feuer calcinirt, so wird er sogleich wieder schwarz, in einem verschlossenen Tiegel aber behält er seine weiße Farbe, obgleich die Lufssäure sich abscheidet. Der flüchtige Schwefelgeist löst den Braunstein ohne andern Zusatz auf. Die Salpetersäure verhält sich mit ihm eben so wie der Vitriolgeist. Die Salpeterluft (*Acidum Nitri phlogisticatum*) solviret ihn, weil diese elastische Säure so viel Phlogiston bei sich führet, als der Braunstein, um sich in den Säuren aufzulösen, anziehet. Die Salzsäure löset ihn, ohne Zufegung des Phlogistons, in gelinder Digestion auch gänzlich auf. Scheidet man den aufgelösten Braunstein durch ein Alkali wieder, so ist er weiß, und hat alle die Eigenschaften wie der aus der vitriolischen Auflösung präcipitirte. Hieraus folget also, daß die Salzsäure Brennbares in ihrer Mischung führet. Während dieser Auflösung entsteht eine der Lunge höchst schädliche Luft, welche unter beständiger Gährung in die Höhe steigt. Sammelt man solche, und setz Phlogiston, auf irgend eine Art, dazu, so wird diese

Luft wieder in gewöhnliche Salzsäure verkehret. Leget man gleich im Anfang etwas Zucker hinzu, so erhält man keine solche corrosivische Luft, sondern Lufssäure.

Die vegetabilischen Säuren solviren den Braunstein auch wegen ihren ölichten Bestandtheilen, wiewohl es etwas langsam damit hergehet. Die Citronensäure gähret mit ihm und die sich davon scheidende Luft ist Lufssäure.

Ich habe gesagt, daß dieses Mineral, ohne Phlogiston zu bekommen, in den Säuren nicht aufzulösen sey. Demobngeacht geschiehet solches, wenn man die concentrirte Vitriolsäure mit starker Hitze über dasselbe abstrahiret. Aber hier wird das Phlogiston aus der Hitze angezogen. Der Beweis davon ist, daß man während der Abstraction, eine Luft erhält, welche nichts anders als Feuerluft oder ganz reine Luft ist. Die Verwandtschaft des Phlogistons zum Braunstein ist also, wenn eine Säure mit zugegen, stärker, als zur reinen Luft. Solviret man das Residuum nach der Abstraction in Wasser, und läßt die Auflösung gelinde abdampfen, so erhält man parallelipipedische Crystallen, von einem bitteren Geschmack, welche Herr Westfeld, in seiner Abhandlung vom Braunstein, für Alaun angegeben; er hat aber hierinnen gefehlet.

Calcinirt man fein geriebenen Braunstein mit Kohlenstaub in einem verschlossenen Tiegel, so läßt er sich nachher in allen Säuren auflösen. Mit Baumöl löset er sich während dem

dem Kochen auf, woraus denn eine Art Pflaster entsteht.

Die Laugensalze und Salpeter lösen ihn während dem Fließen im Tiegel auf. Hieraus entsteht eine dunkle, blaugrünliche Masse. Da nun die Laugensalze, wenn sie mit etwas Holzasche geschmolzen werden, eine blaue Farbe erhalten, so schloß ich, daß vielleicht in solcher Asche etwas Braunstein könnte zugegen seyn. Diese Meinung betrog mich auch nicht, denn ich fand wirklich in der Asche Spuren von Braunstein, und ich freute mich, daß ich nun auch die Ursache entdeckte warum die Alcalien bei einer starken Calcination eine bläuliche Farbe annehmen.

Die weiße Farbe, welche der phlogisirte Braunstein bekommt, erklärt uns auch eine andere Erscheinung. Es ist bekannt, daß der Braunstein die dunkle Farbe der Gläser raubet und solche weiß und klar macht. Was geschieht hier anderes, als daß dieses Mineral das Brennbare, welches die Schwärze solches Glases hervorbringt, an sich zieht? Kommt zu viel Braunstein dazu, so ist es kein Wunder, daß, da er nicht genug Phlogiston bekommt um weiß zu werden, er dem Glase seine natürliche Farbe mittheilt. Setzt man zu solchem Glase, nur etwas Kohlenstaub, Zinn, Blei, oder einen andern ähnlichen Körper, so wird es sogleich wieder ungefärbt, kommt aber alsdenn ein wenig Salpeter dazu, so erhält es die vorige braunrothe Farbe wieder. Alles dieses ist nun sehr leicht zu erklären.

So viel, mein werthester Freund, um Ihre Wißbegierde ein wenig zu beruhigen. Mehreres finden Sie in meiner, über dieses merkwürdige Mineral geschriebenen weitläufigen Abhandlung, welche in den Schriften der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1774 abgedruckt ist.

Nun folget noch die begehrte Bereitungsart der Benzoeblumen auf dem Präcipitationsweg. — Man nimmt vier Unzen frisch gebrannten Kalk, gießt darauf etwas Wasser, damit er in Pulver zerfalle. Nach diesem nimmt man ein Pfund fein gesiebtes Benzoe-gummi, mischt solches in einem zinnernen Kessel mit dem zerfallenen Kalk, und gießt nach und nach unter beständigem Umrühren acht Pfund Wasser dazu. So dann kocht man dieses eine halbe Stunde über gelindem Feuer und rühret es immer um. Hierauf filtrirt man die Auflösung und auf das im Filtrum zurückgebliebene gießt man heißes Wasser, und laugt das vorher aufgelöste wohl aus. Auf das Residuum gießt man noch ein Paar mal acht Pfund Wasser, kocht solches und verfähet damit wie das erste mal. Die Solutionen werden sodann bis auf zwei Pfund eingekocht, und in ein Zuckerglas gegossen. Sollte das Eingekochte noch nicht recht klar seyn, so muß man solches noch ein mal filtriren. Endlich tröpfelt man so lange Kochsalzgeist hinein, bis die Mischung etwas säuerlich schmeckt. Sogleich präcipitiren sich die Benzoeblumen und

das Gemische bekommt einen schönen Geruch. Man läßt alles einige Stunden stehen und gießt es sodann auf ein Filtrum. Das Durchgelaufene enthält noch einige Blumen aufgelöst, welche man durch fernere Abrauchung und Crystallisirung ebenfalls erhalten kan. Den Präcipitat oder Flores edulcorirt man mit kaltem Wasser.

Alöpsing, den 2ten Jul. 1779.

Will man diesem wesentlichen Salze ein silbersärbiges Ansehen geben, so kan man es nur in heißem Wasser solviren und nachher wieder crystallisiren lassen. Von einem Pfund Gummi erhält man vierzehn Drachmen Benzoesalz. Die Theorie dieses Processus ist Ihnen schon bekannt.

C. W. Scheele.

Botanische Zurchtweisungen.

— — Es nimt ein weiser Mann,
Der Lehren giebt, noch lieber Lehren an.

*

*

*

Sagedorn.

1. **G**ramen cyperoides medium angustifolium spicis teretibus erectis flavescens. Morif. hist. v. 3. p. 242. f. 8. t. 12. f. 8. und Carex elongata Linn. sind zwei ganz verschiedene Arten, welche nicht einmal in einer Abtheilung und hiemit noch viel weniger in einer Nummer stehen können.

2. Gramen cyperoides polystachyon flavicans spicis brevibus prope summitatem caulis. Morif. hist. v. 3. p. 243. f. 8. t. 12. f. 16. und Carex pallescens Linn. Schreb. spicil. p. 66. gehören ebenfalls nicht zusammen.

3. Lichen fungiformis. Weber. spicil. p. 196. ist ganz gewiß der Linneische Lichen Byssoides.

4. Lichen nivalis, luteus. Weber. spicil. p. 238. heißt bei Linnee Lichen juniperinus.

5. Lichen Tremelloides. Weiss. crypt. p. 52. und Tremella Lichenoi-

des Linn. sind zwei sehr ungleiche Pflanzen.

6. Die Pflanze Oed. dan. t. 284. und Carex muricata Linn. sind zwei ganz verschiedene Arten.

7. Rosa eglantheria. Münchhaus. Hausv. v. 5. p. 275. Du Roi Harbl. v. 2. p. 336. heißt bei Linnee Rosa rubiginosa.

8. Rosa lutea. Münchh. Hausv. v. 5. p. 289. Du Roi Harbl. v. 2. p. 344. ist die Linneische Rosa Eglantheria.

9. Rubus Chamamorus Linn. ist ganz sicher ein Diodiste.

10. Viscum album Linn. wird bloß durch den Mistler (Turdus viscivorus L.) forterpflanz, ohngeacht diese Wahrheit erst neulich einer von unsern deutschen Schriftstellern wieder angegriffen u. durch Studierstubenerfahrung lächerlich zu machen gesucht hat. Unter hundert Mistelpflanzen haben gewiß neun und

und neunzig ihre Existenz vorgedachtem Vogel zu verdanken, so wie vielleicht unter einhundert Mistlern, welche bei uns ihr Winterquartier nehmen, neun und neunzig crepiren würden, wenn der Schöpfer nicht durch die süßen Beeren,

dieser auch in der strengsten Kälte immer grünen Staude, für ihren Unterhalt gesorget hätte. Wir lesen also auch hier: der Herr hat alles wohl gemacht und die Erde ist voll seiner Güte!

J. Ehrhart.

Von Bäumen an Deichen.

Etwas sonderbar ist es, daß beim ganzen Deichwesen wohl über nichts häufiger und hartnäckiger gestritten wird, als ob Bäume an und auf den Deichen nachtheilig oder nützlich sind? Mir scheint nichts leichter und deutlicher beantwortet werden zu können, als eben dieses. Vernunft und Erfahrung lehrt es, daß überhaupt alle Arten der Bäume, sowohl zunächst hinter den Deichen, als besonders zunächst vor, oder gar in und auf denselben, höchst bedenklich, ja gefährlich sind. Sie haben insgesammt viel zu starke, und viel zu weit aus einander laufende Wurzeln, so daß sie nicht allein den Fuß des Deiches, sondern auch oft die ganze Anlage selbst, solchergestalt hin und wieder durchkreuzen, daß sie nicht selten von einem Ende des Deiches bis zum andern sich hindurch schlängeln. Was sind aber die Folgen? Schon das gewöhnliche Gewässer spült die Erde, wegen der unmöglich festen Verbindung mit Holz, an den Stämmen nach und nach los. Wellen aber nehmen nicht allein diese vorher losge-

spülte Erde mit, indem sie in dem Grunde wühlen und sich brechen, sondern gehen weiter an die Bäume hinauf, und je stärker sie hinauf schlagen, und je höher dabei die Winde in ihren Wipfeln sausen, je leichter wird es ihnen nach den Gesetzen der Hebel, die Bäume dergestalt zu erschüttern und wankend zu machen, daß es Vorland, Berme und Deich zugleich mit empfindet. Nun erhält der ganze Deichboden a), vermittelt der hin und wieder von Erde entbloßten Wurzeln, Risse, Rönneken, Rillen, ja gleichsam Kanäle, denn Maulwürfe, Ratten, Mäuse, u. d. gl. Thiere, die so gerne und so häufig sich in solchen Gegenden des Erdreichs aufhalten, haben unmittelbar auch ihrer Seite durch Gänge und Löcher das übrige dazu beigetragen. Wasser, dem es nicht unmöglich wird, durch die Poros auch noch so fester Metalle zu dringen, bedient sich nun dieser schon gebahnten Wege. Es dringt weiter an, und oft ganz durch; zumal wenn endlich die mächtigen hohen Bäume nach und nach, und nachdem sie vorher die Erde

a) Die ganze Fläche des festen Erdreichs, worauf und woran ein Deich unmittelbar liegt.

de durch ihre Neigung zum Falle, allenthalben locker gemacht, zum völligen Sturz kommen, und einen Theil des Deiches, der seine starken Wurzeln noch bedeckt gehabt, mit nehmen; da denn eine Verwüstung der andern folgt. Gesezt auch es kömte hiezu nicht, die Bäume bleiben an; und in dem Deiche stehen, sie veralten, werden am Ende ihrer Tage oben abgewehet, abgeschnitten oder abgehauen, so verfaulen alle ihre Wurzeln in dem Deiche, verderben von Grund aus die so nöthige thönigte, dichte und feste Erde desselben, und ihre dicke hohle Stämme werden wie Brunnen in dem Deiche, wodurch er gar nach hydrostatischen Gesezen bei jedem hohen Wasser, Gefähr läuft, wie durch eine Mine in die Luft gesprengt zu werden. Man halte diese Folgen keinesweges für übertrieben, sondern betrachte sie nur selbst an den abbrechenden und mit starken Bäumen bepflanzten Ufern und Deichen. Ja, mit einem geringen Unterschiede, den ein jeder hiernach leicht selbst finden wird, sind Bäume nicht allein in: und auf, sondern auch sowohl zunächst hinter als zunächst vor den Deichen, eben so schädlich. Des besonders an Ufern so gewöhnlichen heftigen Windes habe ich hier nicht einmal sonderlich gedacht, der wenn er in hohe Bäume wehet, und sich daselbst verweilet, schon allein unten keinen festen Grund zuläßt.

So gewiß es nun wohl ist, daß alle

Arten von Bäumen, und überhaupt alle Gewächse mit starken Wurzeln, in und zunächst um den Deich, mehr oder weniger, über kurz oder lang, nachtheilig sind; eben so gewiß ist es im Gegentheile, daß die Anpflanzung der sogenannten Vorhen, Kneven: b) und Korbweiden, wie auch des Weiden: und Ellernbusches, in soferne dessen Wurzeln sich nicht bis an den Deich erstrecken können, zu Erhaltung des Vortandes und also des Deiches selbst, nicht genugsam zu empfehlen stehen. Die den Deichen noch so fürchterlichen Eisschollen brechen oder setzen sich sofort daselbst fest, oft bis der ganze Winter vorüber; Wellen schleichen über eine solche Zupflanzung, wenn sie auch noch so tobend ankömmen, sanft herüber; der Wind kan gar nicht nachtheilig darauf wirken; und was für ein großer ökonomischer Vortheil, entsteht aus ihrem Anwachs, nicht dem ganzen Deichwesen überhaupt! Bomben sagt Herr Zube in seiner Preisschrift zu Anlegung festerer und stärkerer Dämme, vom Jahr 1766, richten die stärksten Verwüstungen gegen harte ihnen entgegen gesetzte Körper an, und verlieren hingegen alle Kraft in einem weichen nachgebenden Boden. So auch mit Wind, Wellen und Wasser: man zwingt es im lezten Fall den bei sich führenden Schlamme fallen zu lassen, und gegen seine eigene Gewalt eine neue Vormauer aufzuführen.

b) *Salix viminalis*.

Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Montag, den 27ten März 1780.

Schreiben eines Hannoverischen Officiers aus Gibraltar,
den 27ten Jan. 1780.

Von den großen Vortheilen, welche der Admiral Rodney über die spanische Flotte unter dem Commando des Admiral Don Juan de Langara, bestehend aus 9 Schiffen und 4 Fregatten, in unserer Nachbarschaft erfochten, werde ich nichts umständliches erwähnen, weil mir solches bei den vielen Briefen, so ich mit dem abgehenden Schiffer schreiben muß, zu weitläufig fallen würde, und die Zeitungen auch genug davon erzählen werden. Nachdem wir vom 21ten Jun. bis den 15ten Jan. 1780 zu Wasser und zu Lande auf das allerschärfste bloquirt gewesen waren, so war es natürlich, daß unsre Provision bei einer so zahlreichen Garnison etwas abnehmen mußte, und ob wir gleich noch auf fünf bis sechs Monat Brodt hatten, so waren doch einige andre Artikel eingekrimpet. Butter bekam der Soldat gar nicht mehr. Es wurde ihm wöchentlich ein halb Pfund gesalzen Rindfleisch und ein Viertel Pfund Schweinefleisch abgezogen. Habergrüße wurde gar nicht mehr gereicht,

und von den Erbsen verlor er die Hälfte, dagegen bekam er zwei Malzeiten Reis die Woche. Auf einmal kam den 15ten Jan. ein kleines englisches Schiff an. Der spanische Admiral, der sonst allemal mit Schiffen von Force agirte, schickte für dieses mal nur eine Galere ab, um dieses Schiff abzuhalten, und unsre kleinen Sloops und Cutters waren also hinreichend, es einzuholen. Wie groß war unsre Freude, als wir hörten, daß Artillerie und Munition auf diesem Schiffe wäre, und daß es in schlechtem Wetter von einer ansehnlichen Convoy für diesen Ort getrennet wäre. Den 16ten des Abends kam ein anderes Schiff mit der Nachricht, daß eine spanische Convoy von 1 Schiff von 60 Canonen, 5 Fregatten und 23 Transportschiffen der englischen Flotte in die Hände gefallen, und daß nur ein einziges kleines Schiff das Glück gehabt hätte, zu entkommen; dabei meldete es aber zugleich, daß es auf der Höhe von Cadix eine spanische Flotte gesehen, die natürlicherweise

Bb

auf

auf unſre Convoy wartete; wir wußten nicht, wie viel Kriegſchiffe bei unſerer Convoy zur Bedeckung waren, indem es nach Ausſage des Schifscapitains in der Flotte geheißen hatte, daß Admiral Rodney nach Weſtindien gehen, und nur einen Theil der Flotte mit der Convoy hieher ſenden würde. Den 18^{ten} Mittags kam wieder ein Schif mit der Nachricht, daß den 16^{ten} des Mittags die ſpaniſche Flotte der engliſchen ins Geſicht gekommen wäre; daß der Admiral Rodney ſogleich für die Flotte das Signal zum Fechten, für die Convoy aber das Signal zum Flüchten gegeben hätte, daß Nachmittags um 4 Uhr die Flotte in ein hitziges Gefecht gekommen, davon der Schifscapitain den Ausgang nicht wußte, und daß er ein Schif in die Luft fliegen ſehen, wußte aber nicht von welcher Seite. Sobald wir hörten, daß die engliſche Flotte von 22 Schiffen von der Linie und 4 Fregatten noch bei einander geweſen wären, zweifelten wir gar nicht an einem guten Ausgange, indeſſen war uns doch die Ungewißheit unangenehm, beſonders wegen des aufgeſtogenen Schiffes. In der Nacht vom 19^{ten} auf den 20^{ten} kam aber ſchon die Fregatte Apollo mit der Nachricht eines vollkommenen Sieges hieſelbſt an, ſie ſagte, daß fünf Schiffe von der Linie genommen, eins aufgeſtogen, eins auf den Strand gejagt, und zwei entwiſcht wären. Die Fregatten haben gleich beim Anfang des Gefechtes die Flucht genommen. Die Tage darauf kam die ganze Flotte und

Convoy, ein Schif nach dem andern, ein, indem ſie nach der Affaire durch einen Sturm ſehr zerſtreut worden. Der Admiral Digby, an deſſen Bord ſich der Prinz William Henry befand, lief gleich mit ſeiner rothen Diviſion ein; Admiral Rodney aber, und Sir Lockart Roß giengen mit ihren Diviſionen in das Mediterraneum und einige Tage nachher nach Tetuan, um, wie es heiſt, mit dem Kaiſer von Marocco zu negotiiren. Jezo iſt aber alles hier, und man kan ſich nichts prächtigers verſtellen, als die Bay von Gibraltar. Auf der einen Seite ſieht man die ſiegreiche engliſche Flotte mit den vielen Admiralsflaggen und die ganze Convoy, denn Gibraltar mit ſeinen Fortificationen, denn das feindliche befeſtigte Lager, und denn den armen Admiral Barcello mit zwei groſſen und etlichen kleinen Schiffen; er hat alle Canonen und andere Sachen ans Land geſchaft, um ſich leicht zu machen, und ſo nahe als möglich ans Ufer unter die Landbatterie zu gehen, woſelbſt er nun auch ganz ſicher liegt. Von Tetuan haben wir dieſen Morgen die Nachricht erhalten, daß Sr. Barbariſche Majestät und das ganze Moriſche Volk außerſt vergnügt über den engliſchen Sieg, und bereit ſind alles mögliche lebendige Vieh was nur angeſchaft werden kann, hieher zu ſchicken. Der ſpaniſche Gouverneur von Ceuta hat beim Kaiſer von Marocco um Lebensmittel nachgeſucht, indem es ihm darz an ſehr fehlte, der Kaiſer hat ihm geantwortet, es ſey ihm ſehr lieb, und

er hoffe, die Engländer würden den Ort wegnehmen. Dieses wird wahrscheinlich einen Krieg zwischen Spanien und den Mohren veranlassen, der uns allemal vortheilhaft ist. Von den fünf genommenen Schiffen von der Linie sind drei hier wirklich in der Bay, und der Admiral Langara hat sein Quartier in der Stadt bekommen. Es wiederfähret ihm alle mögliche Ehre, die Admirale, Generale und selbst der Prinz haben ihn wiederholte Visiten gemacht, die übrigen spanischen Officiere haben auch Quartier, und können bei Tage auf der Straße herum gehen, und ein Theil derselben ist auf Parole schon entlassen; die Gemeinen, deren Anzahl sich auf 5000 beläuft, sind auf der Flotte; heute und gestern sind die Blessirten den Spaniern zugesandt. Nachdem der Feind sieht, daß er uns nicht aushungern kan, so sahe man deutlich, daß er uns zu bombardiren gedachte, und nach der Aussage der Deserteurs solte den 20^{ten} Jan. am Geburtstage des Königs von Spanien der Anfang damit gemacht werden. Den 19^{ten} demasquirtten sie auch wirklich alle ihre Batterien, und erhöhten die Brustwehren in den Forts mit Sandsäcken, und machten vor ihren Bombenbatterien auch alle mögliche Anstalten, woraus man schießen mußte, daß sie anfangen würden; der Gouverneur quartirte indessen den spanischen Admiral und alle Officiere in den Theil der Stadt, welcher dem Bombardement am meisten ausgesetzt ist, wo alle Steinpflaster aufgenommen, Tra-

verten in den Straßen gemacht sind, und den deshalb die Einwohner längst verlassen haben. An demselbigen Tage bekamen einige Officiere ihre Freiheit und giengen hinaus ins Lager. Ob diese ihnen nun gesagt haben, daß ihre Landsleute dem Feuer am meisten ausgesetzt seyn würden, oder ob sie es aus andern Ursachen unterlassen haben, ist ungewiß, genug sie haben bis jezo noch nicht förmlich angefangen auf uns zu schießen. Da sie bei einigen kleinen Vorfällen uns schon gezeigt hatten, daß sie ihre Kugeln bis mitten in die Stadt schießen könnten, so hatten wir unsre Maasregeln schon längst genommen. Nunmehr aber, sagen die letzten Deserteurs, wollen sie uns eher nicht bombardiren, bis ihre Flotte von Cadix komt, und unsre Flotte ruiniert; das mögte aber wohl so bald nicht gehen. So bald sie anfangen die Stadt zu bombardiren, rückt die Garnison in die Casematten, und auf dem Berge ins Lager. Denn mögen sie ihr Pulver verschießen; dieses kan uns wenig Sorgen machen, nachdem wir einen so außerordentlich großen Vorrath von Provision erhalten haben, es ist auch den Leuten deswegen alles, was ihnen in den letzten Wochen abgezogen war, in Natura nachgegeben.

Von den fünf genommenen Schiffen, liegen hier drei in der Bay; eines hat der Terrible genommen, und da es so erschrecklich zugerichtet war, hat dieser sich davor gespannt und es gezogen, der Wind ist aber so heftig geworden, daß der Terrible es hat verlassen müssen, um nicht selbst mit zu

verunglücken, und so ist das spanische Schiff vor seinen Augen, unter grausamen Lamentiren gestrandet. Das fünfte hat seine Parole gebrochen, und ist nach Cadix hinein geschlichen. Als die spanischen Schiffe genommen waren, haben die englischen die spanischen Officiere und einen Theil der Leute davon nehmen, und von den übrigen dagegen welche an Bord schicken wollen. Da die See aber so hoch gewesen, daß solches ohne Gefahr nicht hat geschehen können, so haben der spanische Admiral und alle Officiere ihre Parole gegeben, daß sie die Schiffe selbst nach Gibraltar führen wolten, und es ist also höchstens nur 1 Officier 20 Mann von den Engländern an Bord eines jeden Schiffes gesandt, und alle Spanier darauf geblieben; ehe aber jenes Schiff, welches sich entfernt hat, nicht ausgeliefert wird, werden der Herr Admiral und die Schiffscapitains auch nicht loskommen, sondern als Geißel zurückbehalten werden. Das 60 Canonnenschiff und die fünf Fregatten, so etliche Tage vor der Bataille genommen, sind zwar keine Königl. Schiffe, aber doch Kriegesschiffe, welche die Stadt Cadix zur Beschützung ihres Handels ausrüsten lassen. Die Fregatten und andere Transportschiffe, welche mit Kaufmannsgütern besetzt gewesen, sind von da gleich nach

England gesandt. Das 60 Canonnenschiff aber, und alle mit Provision beladene Transportschiffe sind hieher gekommen. Das 60 Canonnenschiff ist hier bereits zum Kriegsschiffe declarirt, und ihm der Name des jungen Prinzen, Prince William Henry gegeben; es ist ein ganz vortreffliches nach der neuesten Art gebauetes Schiff. Der Capitain Conway ist zum Capitain desselben ernant, und wird darin nach England gehen, um dem Könige einen umständlichen Bericht von der Bataille zu überliefern, und damit geht auch dieser Brief ab.

Was unsere Flotten an Schiffen, Thauen und Segeln gelitten, ist von keiner Erheblichkeit, und in etlichen Tagen wird alles wieder ausgebessert seyn. Zum Glück ist unter den Priesen ein Schiff mit Mastbäumen, woran es hier fehlte. Nun wolten Sie auch wohl gern etwas von dem Midshipman *), Prince William hören! Ich habe ihn noch nicht anders als in seinem blauen Sanylors Jacket, langen Schifferhosen, und ledernem Mägchen gesehen. Es ist ein allerliebster junger Herr, alles ist bezaubernd an ihm. Alle Morgen ehe er das Breakfast (Frühstück) bekommt, muß er auf ausdrücklichen Befehl des Königs erst in den Mastbaum steigen. Bei unsairen muß er immer dem Admiral zur Seite stehen, und er soll sich in der letzten

*) Midshipmen sind Schiffsbediente, davon einige ihre Posten auf dem Oberlof, andere im Hintertheile des Schiffs haben. Gemeinlich sind es junge Leute von Stande, welche ihre Zeit als Volontairs ausgehalten haben, und ihrer Beförderung nahe sind. Johnson's Dictionary of the english language. Vol. II.

letzten Bataille sehr gut betragen haben, ohngeachtet das Schif einen scharfen Posten gehabt hat.

Ein alter Capitain erzählte, daß er in allen den See-Bataillen, denen er beigewohnt, kein solch entseßliches und unaufhörliches Feuer gesehen, als der Prinz George von 100 Canonen, (dieses ist der Name des Schifs, worauf sich der Prinz beim Admiral Digby befindet,) gemacht hätte. Wann von den Admirals oder Generals jemand an Bord des Prince George geht, und der Prinz ist nicht in Star and Riband, (Stern und Band,) so nimt er seine lederne Kappe unter den Arm, und tritt an die Treppe, wo der Midshipman seinen Posten hat. Wenn Fremde an Bord kommen, und sie wieder weg wollen, so geht er in die Cajüte, und sagt: Sir the boat is ready, (Mein Herr,

das Boot ist fertig!) alles mit steifem Rücken, wie es einem Midshipman zukömmt und gebühret. Es ist dieses ein gloriöser Anfang für den Herrn, ich denke er wird aber auch viel zu erzählen wissen, wenn er erst einmal wieder nach London zu seinen Brüdern kömmt. Heute Morgen war Sir George Rodney zum ersten mal am Lande. So wie er den ersten Fuß ans Land setzte, ließ ihm der Gouverneur 17 Canonenschüsse von der Festung geben.

Ich denke dieses sind genug Neuigkeiten, besonders da ich im Anfang gesagt habe, ich wolte nicht weiltäufelig seyn. Doch muß ich erst noch beifügen, daß 1200 Bergschotten zur Verstärkung dieser Garnison mit angekommen sind, und Morgen landen werden. Die Herren sans culotte finden hier ein vortheilhaftes Klima.

Erfahrungen von magnetischen Kräften.

Es ist eine schon ziemlich bekante Sache, daß jedwedes Eisen seine besondere magnetischen Pole und selbst eine schwache anziehende Kraft hat. Da es aber für einen Freund der Wahrheit allemal wichtig ist, jedweden neuen Beweis derselben mitzunehmen; so will ich hier eine nicht ganz bekante Erfahrung davon anführen, die zwar nicht sehr erheblich, aber doch auch nicht ganz unbedeutend scheint. Eine halb abgebrochene runde Feile, ward an dem unteren Ende, in einem Schmiedefeuer erweicht, spiz zu gearbeitet, nachmals

von neuem gehärtet und geschliffen, damit sie zu einem Durchschläger gebraucht werden könnte. Ich fand diese Feile an einem Orte, wo alle Magnete entfernt waren, und doch, als ich die Spitze derselben in Eisenfeilspänen herumwandelte, setzten sich dieselben so häufig an, daß sie rund herum einen starken Bart formirten, der auch mit Mühe nicht konte abgewischt werden. Ich näherte sie einer zarten Nadel, und sah, wie dieselbe davon aufgehoben wurde; ja, ich holte einen Compass herbei, und fand, daß sie, auch durch

Un-

Anziehen und Fortstoßen die Polarkräfte des Magnets bewies, und also alle die Eigenschaften, wiewohl nur schwach, zeigte, die dem eigentlichen Magnetstein zukommen. Freilich wird man sagen, ist dies eine Wahrnehmung, die beinahe allen Künstlern, welche in Eisen arbeiten, bekannt ist. Man gehe in ihre Werkstätten und frage sie um die Sache; so werden sie sich bald daran erinnern. Aber, wenn sie nun auch den Künstlern bekannt ist; so ist sie es deswegen nicht zugleich allen Nichtkünstlern. Und vielleicht ist es auch vielen unter jenen unbekant, daß dies Anhängen der Eisenspäne die natürliche magnetische Kraft des Eisens verrathe; da sie oft gewohnt sind, eine Sache ohne Nachdenken zu betrachten, die sie billig aufmerkamer machen sollte.

Dem sey aber, wie ihm wolle; so lehrte mich doch dieser Vorfall, wie behutsam man bei dergleichen Proben seyn müsse, um nicht getäuscht zu werden. Dieser Versuch geschah an einem fremden Orte und es war natürlich, daß ich auch zu Hause denselben nachzumachen, geneigt war. Ich nahm daher auf meiner Stube eine dreieckige Feile, feilte mit derselben die Spitze eines Nagels und bemerkte, daß sich die Feilspäne sowohl an die Feile, als auch an den Nagel anhängen. Um von diesen Wirkungen noch gewisser zu werden, holte ich Eßgabeln und andere eiserne und stählerne Werkzeuge, strich mit der Feile 10 bis 20 mal an denselben herum, und beobachtete den nemlichen Effect. Zirkelspitzen, Scheeren,

Messer, u. d. gl. alles ward durch das Feilen magnetisch gemacht. Auffallend genug waren nun diese unerwarteten Erfahrungen für mich. Daß wohl gehärteter Stahl, der geschliffen und lange im Gebrauch gewesen ist, schwache Spuren der magnetischen Kraft äußere, würde mich eben nicht bestreundet haben: aber daß jedwedes eiserne Werkzeug, so gar ein jedweder Nagel, bloß durch ein Paar Feilstriche, eine so merckliche Kraft bekommen sollte, schien mir hinreichend genug, einiges Mißtrauen auf meine Versuche zu setzen. Es fiel mir ein, daß ein künstlicher, wie ein Hufeisen gestalteter Magnet an der Wand hing, imgleichen daß ein Paar schwache magnetische Stäbe da waren, in deren Nachbarschaft die Feile konnte gelegen, ihre Kraft durch einige Berührung von denselben entlehnt, und solche durch das Streichen, der Gabeln, Scheeren u. s. w. wieder mitgetheilet haben. Und vermuthlich war das auch die Ursache dieser so geschwinden und sichtbaren Wirkung. Von Uhrenmachern ist es bekannt, daß sie gern alle Magnete entfernen, damit die stählernen Uhrs Federn dadurch nicht irre gemacht werden. Ich ließ daher an andern Orten, mit ganz andern Feilen Proben machen; ich stellte selbst mit weit entfernt gelegenen Instrumenten neue Versuche an, und die anziehende Kraft wolte sich, wenigstens nicht in dem Grade äußern. Die Wahrnehmungen also, die ich auf meiner Stube gesehen, waren nicht so wohl durch eigenthümliche, als mitgetheilte mag:

magnetische Kräfte verursacht worden. Indessen zeigt doch das erste Beispiel, wobei ohne Widerrede nichts Magnetisches mitgewirkt hatte, und die Proben, welche so viel Eisenarbeiter davon anführen, wie leicht durch Zusammenstimmung verschiedener, uns vielleicht unbekannter Ursachen, die im Stahl und Eisen gleichsam schlafende magnetische Kraft kan erweckt werden. Ich habe selbst ehemals einen stählernen Stab, durch bloßes Reiben an einer alten eisernen Stange, unter gewissen Handgriffen, so weit gebracht, daß er schon einen kleinen Nagel zog, und die künstlichen Behandlungen des Eisens, die in dieser Absicht in England und anderwärts sind angestellt worden, und zur Verfertigung der künstlichen Magnete Gelegenheit gegeben haben, sind Kennern zu bekannt, als daß ich derselben weiter gedenken sollte.

Bei den vorigen Versuchen mit Gabeln, bemerkte ich aber doch noch einen Umstand, welcher angemerkt zu werden verdient. Wenn ich die Gabeln mit ihren Bärten an den Spitzen, gegen den Bart an der Feile hielt, oder auch sie selbst unter einander näherte und gegen das Licht betrachtete; so sahe ich deutlich, daß bei manchen die Eisenfeilspäne fortgestoßen, bei andern aber angezogen wurden. Ich schloß daraus, daß einige Spitzen eine natürliche Neigung nach Norden; andere aber nach Süden haben müßten, oder, daß der sogenannte magnetische Nordpol nicht bei allen Gabeln an der Spitze zu finden sey. Um dies genauer zu erfahren, nahm ich

die Magnetnadel zu Hülfe, und fand meine Vermuthung bestätigt, indem sich die Nordspitze der Nadel einigen näherte, von andern aber entfernte.

Doch ich komme zu einer andern Art der Erfahrungen über magnetische Kräfte. Es ist ein artiger physikalischer Versuch, daß man mit Hülfe der nöthigen Behutsamkeit, eine Nadel auf die Oberfläche des Wassers in ein Glas legen und zum Schwimmen bringen kan. Ich zeigte diesen Versuch einigen Freunden, und auch hier war ich begierig, zu erfahren, ob die Nadel ihre beiden Volseiten habe? Ich näherte derselben also einen Magnet, und fand durch Anziehen und Fortstoßen, daß ihre Spitze nach Süden, das breite Ende derselben aber nach Norden wies. Unterdessen fiel die Nadel, durch eine ohngefähre Erschütterung des Glases zu Boden. Eine Beobachtung leitet immer wieder zu mehrern. Ich näherte meinen Magnet von außen der auf dem Boden des Glases liegenden Nadel, sie ward von demselben angezogen und so führte ich sie, durch den äußerlich an das Glas gehaltenen Magnet, immer weiter herauf, bis ich sie mit den Fingern ergreifen konnte. Der nächste Gedanke bei dieser Operation war der, ob nicht durch Hülfe des Magnets, eiserne ins Wasser gefallene Sachen, wieder könnten heraufgebracht werden. Ich ließ mir einen Eimer voll Wasser bringen, warf eine Scheere hinein, senkte meinen künstlichen Magnet an einem Faden hinunter, und holte sie mit leichter Mühe wieder herauf. Ich blieb aber hierbei nicht stehen.

Es

Es fließt ein Wasser durch meinen Garten, das ohngefähr eine Elle tief ist. Ich ließ also einen Schlüssel, ein Messer, eine Scheere, die ich zur Vorsicht an einen Faden gebunden hatte, hinein fallen, und brachte sie alle mit dem Magnet glücklich wieder herauf. Es ist wahr, wenn das Wasser helle ist, kan man die Stelle am besten treffen, wo die verlorne Sache liegt: aber auch bei trübem Wasser würde der Versuch nicht unmöglich seyn, wenn man sich nur die Lage des versunkenen Stücks so ziemlich gemerkt hat und die Mühe nicht achtet, den Magnet verschiedene male hinein zu lassen und zur Besichtigung wieder herauf zu ziehen. Ich muß es gestehen, der Vortheil ist nicht groß, da sich der ganze Gewinn nur auf eiserne Sachen erstreckt und vielleicht viel darauf ankommt, dergleichen Kleinigkeiten zu entbehren. Allein die Mühe ist auch nicht groß, die man zur Wiedererlangung derselben nöthig hat. Es giebt freilich auch andre Mittel dazu, aber vielleicht solche, die mehr Umstände machen, vorausgesetzt, daß man mit einem Magnet versehen ist. Das strömende Wasser treibt zwar denselben einige Zolle weit fort, ehe er auf den Grund komt, wenn er bloß an einem Faden hängt; doch dieser Schwierigkeit kan dadurch abgeholfen werden, wenn man ihn an einem hölzernen Stabe befestiget, und auf die Art desto sicherer die Stelle trifft, wo die verlorne Sache liegt. Bei schwereren eisernen Werkzeugen, deren Gewicht die Kraft des Magnets übersteigt, würde die Unternehmung freilich vergeblich seyn. Doch giebt's auch Magnete, die viele Pfunde tragen, und da eine Sache im Wasser so viel leichter wird, als die Masse des Wassers am Gewicht beträgt, die dadurch aus der Stelle gerieben wird; so könnte hierdurch die Herausziehung schwerer eiserner Sachen erleichtert werden, wenn man nur

die Vorsicht gebrauchte, sie sofort mit der Hand zu ergreifen, so bald sie der Oberfläche des Wassers nahe sind. Doch, der Nutzen sey groß oder klein; der Versuch selbst bleibe meinen Gedanken nach, allemal merkwürdig. Daß der Strom der magnetischen Materie, auch tief unter dem Wasser in einem so schweren Fluidum im geringsten nicht geschwächt wird, erhellt ohne Zweifel das Wunderbare der Kräfte, welche die Natur in dies Mineral gelegt hat.

Dieser letzte Gedanke erregte daher die Frage in mir: ob es auch wahr sey, daß die magnetische Kraft in und unter dem Wasser gar nicht geschwächt werde? Sehr wahrscheinlich konnte mir solches bereits seyn. Dringt der magnetische Strom durch weit dichtere Materien, durch ein ganz Duzend zinnerne Keller; so wird er durch ein solches Fluidum, als Wasser ist, noch weniger können aufgeschalten werden. Doch, da die Erfahrung die beste Lehrerin ist; so sollte sie es auch hier seyn. Ich nahm einen Hufeisenförmigen künstlichen Magnet, der im Freien gewöhnlich ein Pfund zieht, senkte ein Pfundgewicht auf einer Wagschale ins Wasser, und fand, daß es in demselben gerade drei Loth am Gewicht verlor. Der eiserne Haken, an welchen der Magnet gewöhnlich angreift, hatte genau das Gewicht von drei Loth. Ich befestigte also denselben an das Pfundgewicht, so daß beides zwar in der Luft ein Pfund und drei Loth, im Wasser aber nur ein Pfund schwer war. Nun setzte ich dies Gewicht eine halbe Elle tief unter Wasser, ließ den Magnet von oben hinunter an einem Faden auf das Gewicht hinabsinken, und zog es mit eben der Leichtigkeit, als zuvor in freier Luft, aus dem Wasser in die Höhe. Die anziehende Kraft eines Magnets wird also durch Wasser gar nicht geschwächt. Aber die Richtung nach Norden? — Auch diese nicht. Ich setzte den mit Wasser gefüllten Eimer hohl, ließ $1\frac{1}{2}$ Zoll unter den Boden desselben einen Kompaß stellen, senkte den Magnet ins Wasser, und da er noch über vier Zoll vom Boden entfernt war, äußerte er bereits seine Wirkung auf die unter dem Eimer gestellte Magnetnadel, so daß also auch die polarische Richtung durch das Wasser nicht gehindert wurde.



Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Freitag, den 31ten März 1780.

Etwas vom Fange der wilden Schwimm- und Sumpfvögel, als einem besondern Nahrungsweize im Sanct Jürgens-Lande, im Herzogthum Bremen,

An den Herrn Grafen zu * * * *

(Mit einem Kupfer.)

Es gereicht mir billig zur Ehre, und einem vorzüglichen Vergnügen, daß Ew. rc. — durch ein wiederholtes schriftliches und schätzbares Zeugniß versichern, daß Ihnen in unserm einsamen Sanct Jürgens-Lande a), und welches Sie mit besonderer Güte, eine liebe Gegend nennen, bei Ihrem kurzen Aufenthalt gleichwohl sehr vieles als ein würdiger Gegenstand für Ihre große Aufmerksamkeit, so zum Nutzen als Vergnügen vorgekommen sey. Freilich konnte Ihnen unsre Gegend, die im Sommer

jederzeit große Anmuth hat, in der besten Zeit des Jahres, und bei einer so außerordentlichen trocknen und gewünschten Witterung nicht anders als reichend, und höchst angenehm vorkommen. Sollten Sie dagegen bei kläglichen Sommerüberschwemmungen, die seit etlichen Jahren verschiedene mal die Ernte verderbet haben; oder bei heftigen Winterfluthen, drohen dem Eisgange, u. s. w. uns Ihrer Gegenwart würdigen; so dürften Sie sich gewiß eine ganz andere Vorstellung von unserm Sanct Jürgens-Lande

- a) Das theils im Amte Vissenthall, theils in dem Erbgericht Nieder-Ende Sanct Jürgens belegene Kirchspiel Sanct Jürgens führet von uralten Zeiten den Namen Sanct Jürgens-Land. Die Einwohner bleiben noch immer eifertig auf die Beibehaltung dieses Namens; und ein hiesiger Prediger macht sich dadurch gewiß beliebt, wenn er denselben auf alle Art beibehält. In allen Urkunden heißt es Villa Sancti Georgii. Aber die wahren Grenzen dieser alten Villa zu bestimmen, würde wohl sehr schwer halten. Wahrscheinlich aber hat das nunmehr dem Herrn George Gröning J. V. D. eigenthümliche Erbgericht Nieder-Ende St. Jürgens, und die sogenannte Nord-Seite, den größten Theil derselben ausgemacht.

Lande machen. Doch, davon will ich lieber ganz stille schweigen, damit ich das höchst schätzbare gute Andenken nicht vermindere, mit welchem Sie unsre Eindöde besehren. Dagegen will ich, wie Sie mir befohlen haben, Ihnen mit einer ausführlichen Nachricht vom Fange der wilden Schwimmer und Sumpfvögel, in hiesiger Gegend, nach bestem Vermögen aufwarten. Dieses mit der größten Industrie von den überall sehr fleißigen und arbeitsamen Einwohnern des St. Jürgen: Landes b), vom September bis in den Mai, wenn das Wasser offen ist, betriebene Geschäft, ist sonder Zweifel, ja unlängbar, in älteren Zeiten ein weit fruchtbarer Nahrungsweig gewesen. Ich habe alte Leute in meiner Gemeinde darüber besprochen: welche mich versicherten, daß sie in ihren jüngern Jahren, und da man im St. Jürgen: Lande noch gar keine Schiffe gebraucht hätte, Backtröge an die kleinen Seen und Sümpfe, die sich in dem Moore befanden, geschleppt hätten; um sich einer großen Menge von Eiern der wilden Wassergeflügel zu bemächtigen; theils zur eigenen Nahrung, theils um sie zum nützlichen Verkauf in Bremen zu verwenden.

Als ich selbst vor etwa zwei und zwanzig Jahren ein Einwohner hiesiger Gegend wurde, waren die Wasservögel, die hier im Lande brüten, noch in sehr großer Menge vorhanden. Aber jetzt scheint dieser schöne Nahrungsweig geringhaltiger und unfruchtbarer zu werden. Zwei Ursachen davon fallen fast von sich selbst in die Augen. Die erste ist die Abwässerung und Bevölkering der großen vorhin wilden Moore distrikte. Ehe und bevor durch landesväterliche hohe Verordnung unsers allergnädigsten Königes, und weise Ausführung hoher und niederer Beamten, dieselben angebrochen, abgewässert, und zur Wohnung vieler Menschen artbar und geschickt gemacht wurden, waren dieselben ein sicherer Aufenthalt für eine unbeschreiblich große Menge wilder Land- und Wassergeflügel, die darin ungestört brüten und ihre Jungen führen und ernähren konnten. Nunmehr sind diese von edleren Einwohnern verschucht und verdrängt. Die kleinen Sümpfe und Seen trocknen aus, die Hunde der neuen Anbauer zerstören die Bruten, und das wilde Geflügel muß in andere und sichere Gegenden fallen u. s. w. Die zweite Ursache ist der Mißbrauch des Schieß:

- b) Mit diesem Fange wilder Wassergeflügel beschäftigen sich auch einige Einwohner im nahe gelegenen Block: Lande; und im Amte Eilicenthal. Ob und wie viel diese für die Erlaubniß solches Fanges an herrschaftlichen Abgaben entrichten müssen, ist mir unbekant. So weit aber das eigentlich sogenannte Sanct: Jürgen: Feld reicht, ist dieser Fang von uralten Zeiten frei, und mit keiner Abgabe belegt. Die Einwohner im Erbacht St. Jürgen liefern zwar jährlich auf Michaelis ihrem Erbrichter und Reichgrafen einige zahme oder wilde Enten, sub titulo Eichel: Vögel; allein dieses scheint nur ein Praestandum für die Freiheit des Fischfanges vor den Eichen zu seyn.

Schiefgewehrs. Vorhin waren nur einige Männer von Erfahrung mit diesem Fange beschäftigt, brauchten das Geschütz nur zur höchsten Noth, sorgten auch wohl, daß nicht alle Weibchen abgewürget wurden. Aber seit etlichen Jahren ist dieses ganz anders geworden. So bald nur die jungen Knaben laufen können, ahmen sie schon dem ungemeinen Nahrungsfließ der Eltern nach. Sie durchstreichen die Wiesen und Weiden; suchen die Nester von allem wilden Geflügel auf; fangen die Alten mit Schlingen auf den Nestern; nehmen die Eier in den Kauf mit; machen alles in der Stadt zu Gelde; und sammeln sich einen kleinen Schatz. Reicht dieser nun so weit hin, daß eine alte Flinte und Pulver und Blei angeschafft werden kan, so fahren sie zu Schiffe überall im Felde herum, und plagen das Pulver so lange in die Luft, bis sie treffen lernen: und dann muß alles daran was ihnen vorkommt, und wenns auch in der besten Brutzeit wäre. So stört man die Bruten, und der Vogel wird verschreckt. Gleichwohl ist der Fang noch immer von Bedeutung, und geschieht auf eine so bequeme Art, und mit so einfachen Geräthschaften, insonderheit mit einem unter das Wasser gelegten Fangnetz, oder sogenannten Vogelgarn, daß derselbe es wohl verdient, näher beschrieben zu werden. Doch, Sie werden ohne Zweifel zuerst gerne diejenigen wilden Vögel kan-

nen lernen wollen, die zu fangen sind. Man theilet sie, in Rücksicht auf den Fang, in drei Gattungen.

A) In *Nachtvögel*, die nicht anders als in der Nacht mit dem Netz gefangen, bei Tage aber mit dem Geschütz erlegt werden können. Diese sind sämlich Entenarten.

B) In *Tagvögel*, welche nur am Tage mit dem Netz können berückt, und nur selten geschossen werden; und diese gehören theils zu den Tauchenten, theils zu den Sägeschnäblern.

C) In *Sumpfvögel*, die sich in niedrigen Wiesen und Sümpfen nähren, und mehrertheils Stelzentäufser sind.

Unter den sogenannten *Nachtvögeln* steht oben an:

a) Die grobe wilde *Maschente*, *Anas boschas Fera*. *Linn.* *Anas fera torquata Autorum.* engl. The common wild duck. Das Weibchen ist mittelgrau, mit einem grünen Spiegel auf den Schwungfedern, rothgelben Füßen und gelben Schnabel. Das Männchen, *Entrich*, (*Waarth*.) ist wasserblau, blank, mit grünem Kopf und Brust, mit einem schmalen weißen Ringe um den Hals. Beide sind von ansehnlicher Größe, überaus wohlgeschmeckend, und im Herbst sehr fett.

b) Die *Heideente*. *Anas Mediocris*. *Linn.* Ist eine kleinere Abart der vorigen, von Farbe derselben ähnlich, Ec 2 aber

c) Der Ausdruck *hellgrau*, mittelgrau, dunkelgrau ist ein hiesiger Idiotismus, und bedeutet eigentlich gelb mit schwarz gesprenkt: bald heller, bald dunkler.

aber nicht so wohlschmeckend, und dunkler von Federn.

c) Die Knäckente. Wahrscheinlich *Anas Querquedula*. Linn. Vergente. Ist gestaltet wie die vorige. Das Weibchen ist nur heller von Farbe, und das Männchen hat keinen weißen Ring um den Hals. Gemeinlich ist diese Knäckente sehr mager und dünne, und hat sich seit einigen Jahren wenig spüren lassen.

d) Der Langhals oder Pylsteert. Pfeilschwanz. *Anas Acuta*. Linn. *Anas fera caudacuta* Auctorum. engl. the Cracker. Ist ziemlich groß, fast wie die Maschente, mittelgrau von Farbe, hat aber einen sehr langen Hals, und die zwei mittelften Streifedern stehen spitzig und lang hervor. Schnabel und Füße sind schwärzlichblau. Das Männchen ist mit weißen Flecken gezeichnet und hat einen rothbraunen Kopf. Das Fleisch von dieser ist nicht so gut, als von der groben Maschente.

e) Die Lepelschnyte. *Anas Platyrhynchos* Aldrovand. Löffelente. Breitschnabel. engl. Spoon bill'd Duck. Ist ziemlich groß, schwärzlich und dunkelgrau, fast braun von Farbe. Der Schnabel ist bräunlich gelb, und wird an der Spitze sehr breit und rund, und ist dafelbst ein wenig über sich gebogen. Das Männchen ist wasserblau, hat weiße Seiten, weiße Brust und rothlichen Unterleib. Das Wildpret ist gut; schmeckt aber doch ein wenig stark, oder wie man sagt, wild.

f) Die Schminke. *Anas Penelope*. Linn. Pfeifente. englisch Whistling und Widgeon. *Anas fistularis* Auctorum. *Anas canora* a sono acutior, quem fistula modo volando emittit. Das Weibchen ist braungrau, mit schmutzig weißer Brust und Unterleibe, übrigens von mittler Größe. Der Schnabel ist kurz und schwarzblau. Die Füße sind von eben der Farbe. Das Männchen hat die Farbe seines Weibchen, dabei einen hellroth braunen Kopf, weiße Seiten und weißen Kropf. Im Herbst ist das Wildpret sehr fett und von unversehrtem Geschmack. Diese Entenart zieht in großen Heeren in der Luft, und giebt im Fliegen einen angenehmlautenden einsylbigen Pfif von sich; woraus sich mannigmal, durch die Menge solcher Pfeifer, deren jeder den Ton bald höher, bald tiefer hat, von ohngefähr Sätze von Melodie bilden. Wir ist dabei mehr als einmal die neue russische Feldmusik eingefallen, von welcher wir vor einigen Jahren in den Zeitungen unterhalten wurden.

g) Die große Krickente. Krickente. *Anas Crecca*. Linn. Hat die Größe einer Taube. Das Weibchen ist hellgrau mit dunkelgelbem Schnabel und Füßen, mit einem grünen Schilde auf den Schwungfedern. Das Männchen ist schön blau und weiß gefleckt, mit einem weißen Querstrich über den Augen. Das Wildpret ist zart und von seinem Geschmack. Wenn diese Entenart in Gefahr schnell aufsteigt, schreiet sie ein schmetterndes: Kreck, daher

daher sie auch den Namen hat. Sie paart sich einfach; es brütet und süßret das Männchen und Weibchen gemeinschaftlich die Jungen; und äufert eine unbeschreibliche Lust, dieselben vor den Menschen zu verbergen und in Sicherheit zu bringen. Zu andern Zeiten ist diese große Kricke gar wenig scheu. Die Einwohner sagen, der Vogel ist barwe, d. i. läßt nahe an sich kommen.

b) Die kleine Kricke, wahrscheinlich die *Anas Circia*. *Linn.* Ist kleiner als *Anas cresta*, und das Weibchen ist heller von Farbe. Das Männchen ist vorzüglich schön durch seinen rothen Kopf. Diese Art paart sich einfach, ist eben nicht häufig vorhanden, und eine köstliche Speise.

Die sogenannten Tagvögel, die hieselbst also heißen, weil sie nur am Tage auf der Taghütte mit dem Schlagnetz, fast aber entweder gar nicht, oder nur sehr selten können geschossen werden, weil sie erstlich sich nicht zur Schußmaasse nahe kommen lassen; zweitens aber schnell untertauchen, sind theils Sägeschnäbler, (*Serratores*), theils Tauchenten (*Mergi*), und folgende.

a) Die Schöbbeje. *Mergus Merganser*. *Linn.* *Plorus Serrator cirratus* *Autorum.* *Kariffer.* *Seerabe.* *Tauchergans.* engl. *Sparling - Fowl.* Die Gestalt dieses Vogels ist platt, schmal und gestreckt. Das Weibchen hat bräunlich mit blaugemischte, fast aschenfarbige Federn, und einen im Nacken niederhängenden Federbusch,

von ähnlicher Farbe. Das Männchen ist schneeweiß mit schwarzem Kopf und Federbusch, oder Haube, und am ganzen Körper sehr schön mit schwarzen Streifen gezeichnet. Der Schnabel ist nicht platt, sondern rund, dünne und lang, und mit Zähnen bewaffnet; von Farbe roth und schwarz. Die Beine und Füße sind rothgelb. Dieser Vogel taucht schnell, fliegt nicht in gar großen Gesellschaften, und es ist ein seltner Fall, daß einer geschossen wird. Das Fleisch, oder vielmehr das Fett, oder Peist, ist sehr thranig und übel-schmeckend. Gleichwohl wissen die Städter beim Zurichten diesen garstigen Geschmack zu benehmen, kaufen den Vogel gern, und bezahlen ihn theuer.

b) Die Scharbeje. Ist ganz wahrscheinlich der *Mergus Serrator*. *Linn.* Sägeschnäbler. engl. the round crested Duck. Ist nur halb so groß als der *Mergus Merganser*, sonst aber an Farbe von beiden Geschlechtern demselben ähnlich. Nur ist zu merken, daß das Männchen allein den niederhängenden Federbusch oder Haube habe, und dann daß die kleinen Zähne, mit welchen der Schnabel dieser Vögel bewaffnet ist, wie Haken rückwärts gebogen sind, daher dieselben sehr grimmig und beißig aussehen, und sie sind es auch. Das Wildpret ist thranig.

c) Die Röllje. Ich bin zweifelhaft, ob ich diese wilde Tauchente als die *Anas Discors* *Linn.* bunte Ente anzeigen, oder für die *Anas Clangula* *Linn.*

Linn. halten soll. Weil mir das letztere am gewissten scheint, mag sie dieses bleiben, und so wäre es der Engländer Golden Eyen, oder Goldauge: das Weibchen nennt man Kollje-Que-ne. Dasselbe ist korbig, oder ruffarben schwarz; der ruffarbene Schnabel platt, schmal und kurz. Das Männchen heist eine Kollje, ist rabenschwarz, hat aber am Leibe große länglichte weiße Flecken, besonders zwei runde Flecken an den Backen. Beide Geschlechter haben einen starken goldfarbenen Ring um den Augapfel, und ein unangenehmes Aussehen, wozu die dicke und runde Gestalt des Körpers wohl vieles beiträgt. Sie sind nur halb so groß, als andere wilde Enten, tauchen sehr schnell unter, und bleiben sehr lange unter dem Wasser. Wenn sie, und zwar in ziemlichen Schaa-ren schnell fliegen, machen sie mit den Flügeln ein klingendes Geräusch. Diese sind noch wohl zu essen.

d) Die Frefelje. *Anas Fuligula. Linn.* Kleine Laubenente. engl. tufted Duck. Ist nicht größer als die Kollje. Sie ist bräunlich, mit einer kleinen niederhängenden Haube, die aber das Weibchen nicht allemal hat. Füße und Schnabel sind graublau. Das Männchen hat weiße Seiten. Dieser Vogel wird zuweilen geschossen, weil er kein scharfes Gesicht hat, auch nicht schnell untertaucht.

e) Die Grelje. Ist sehr wahrscheinlich *Anas Ferina. Linn.* englisch Pochard. Rothhals. Das Weibchen ist bläulich, mit röthlich braun-

nem Kopf und Hals, blauen Füßen und Schnabel. Das Männchen unterscheidet sich durch eine hellere Farbe. Uebrigens ist sie nicht größer wie die vorige.

f) Die Kurre. Wahrscheinlich *Anas Hyemalis. Linn.* Winterente. Ist schwärzlich, mit einem breiten schwarzen Entenschnabel; und eben so gefärbten Beinen. Das Weibchen unterscheidet sich, mit einigen grauen Federn an den Seiten. Ist auch nur klein, und nicht sonderlich von Geschmack.

g) Die Plattehrke. Auch Schlappack genant. *Colymbus Podiceps. Linn.* Urschfuß. Eine sehr kleine Tauchente, in der Größe einer Taube. Ist ein wunderliches Geschöpf. Die Farbe ist aschgrau, mit roth vermengt; der kleine flache Entenschnabel ist blau, so auch die Beine und Füße; welche letztere steif, gerade, und sonder merkliches Gelenk, hinten aus über den Steiß gewachsen sind, daher dieser Vogel niemals gehend auf dem Lande gefunden wird, welches sonst ausgerichtet gehend geschehen müste, wie uns Linnee seine *Diomedea demersum*, oder den schwimmenden Pinguin abbildet. Der Steiß an der Plattehrke ist fast unmerklich; daher es scheint, als ob die Oefnung des Mastdarmes, mitten unter der Brust sey. Die Flügel sind so klein, daß dieser Vogel nur so eben auf dem Wasser wegflattern kan. Er taucht behende. Weil er selten vorkommt, habe ich die äußerlichen Unterscheidungszeichen

zeichen vom Geschlecht nicht bemerken können.

Im Vorbeigehen will ich hier noch berühren, daß recht gute Schützen, nicht nur oft so glücklich sind, die überaus scheue wilde Gans (*Anas anser ferus Linn.*) zu erlegen; sondern auch von den wilden Schwänen (*Anas Cygnus Linn.*) die bei hohem Wasser, in ganz kleinen Gesellschaften einfallen, eine Beute davon zu tragen.

Nun sind noch die Sumpfvögel übrig, welche entweder mit Geschütz, oder mit Schlingen (Schnirren) erlanget und gefangen; und entweder als ein eßbares Wildpret, oder zur Seltenheit an Liebhaber in der Stadt verkauft werden. Die meisten gehören unter die Aves Grallas, oder Stelzenläufer.

a) Der Regenworp. Regenwulp. Büchvogel. *Scolopax arquata Linn.* (ni fallor) Numenius Europaeus Autorum. Wind- und Wervervogel, engl. Curlew. Hat die Größe eines jungen Huhnes. Auf dem Rücken ist er braun gesprenkelt, an der Brust heller, und heller noch an dem Bauch und den Streiffedern. Der Hals ist lang, der Schnabel dünne, rund, lang, und an der Spitze mit einem kleinen Löffel krumm unterwärts gebogen. Die langen grünen ins blaue zielenden Beine haben vier Zähne, oder Finger ohne Schwimmhaut. Dieser Vogel fliegt Schaarenweise, und wenn er sich dann mit seinem pfeifen: den laut: *Tui, Tui*, viel hören läßt, kündigt er nahen Regen und ungestü-

mes Wetter an. Er lagert und äßet sich auf den sumpfigten Grabenufern so dichte, daß man oft viele mit einem Schuß erlegt. Das Wildpret ist recht wohlschmeckend.

b) Der Sticcup. *Scolopax Limosa Linn.* Die Pfuhlschnepfe. engl. Godwitt. Hat ohngefähr die Größe einer jungen Taube, und ist am Rücken braungrau, am Bauch weißlich, am Kropf rothfarben mit weiß gesprenkt. Der dünne gerade stumpfe Schnabel ist röthlich und schwarz, und vier Zoll lang. Die langen Beine und Füße sind schwärzlich. Er verdient wegen seines wohlschmeckenden Wildprets einen Schuß; fällt aber im langen Grase nicht leicht in die Augen. Sein Ruf ist hell: Sticcup, Sticcup. Wird mit Irrthum von einigen für das Männchen der Wasserschnepfe gehalten.

c) Das Haavetenblatt. Schnibbe. *Scolopax Gallinago Linn.* Capella caelestis Autorum. Wasserschnepfe. Heerschnepfe. Bekassine. Ist nicht größer als eine Wachtel. Das Gefieder ist braungelb, mit gezackten schwarzen Strichen. Der dünne, runde, stumpfe Schnabel ist etwa drei Zoll lang. Die Farbe der Beine zielt ins grüne. Bei anhaltender schönen Witterung steigt dieser Vogel hoch in die Luft, wälzet oder taumelt sich oft im Fliegen herum, und macht alsdenn mit den Flügeln ein solches Geräusch, als wenn eine Ziege mit grober Stimme meckerte. Er stehet mit einem schwankenden Flüge auf, und ist daher nicht leicht zu schießen, insonderheit für unsre

fre Einwohner, die gar nicht aus dem Fluge schießen. Sie wissen diesen Vogel aber doch mit zu erhaschen, indem sie kleine Schlagnetze in der Nacht an die Grabenufer legen, und mit frischem Schlamm belegen. In diesem frischen Schlamm sucht die Bekassine am frühen Morgen ihre Nahrung, und wird darüber gefangen. Diese Schlagnetze sind eben so beschaffen, werden auch eben so vorgerichtet, als die großen Entennetze oder Vogelgarn, die ich Ihnen weiter unten beschreiben werde, nur daß sie nur das Viertel der Größe von jenen haben, und die Spiegel oder Schmoschen nur so groß seyn dürfen, daß man einen Mannesfinger durchstecken kan. Daß die Bekassine eine Delicatesse sey, brauchte ich gar nicht einmal anzuführen.

d) Die Haarschnepfe. *Scolopax Gallinula. Linn.* Kleine stumme Schnepfe. Ist vom Leibe nicht größer als ein Sperling. Am Kopf ist sie schwarz und gelb gestreift. Der Körper ist violett und grünläuzend, die Steißfedern sind weißbunt, und die Füße grünlich. Er äht sich an sumpfigen Orten, und ist nicht viel zu finden, übrigens vortreflich zu essen.

e) Das Niechuhn. Ist vermuthlich *Rallus Aquaticus. Linn.* Wasferralle. engl. Velvet Runner. Liebt gerne in sumpfigten nassen Orten, die mit kleinen Buschwerk bewachsen sind. An Größe übertrifft es die Wachtel, gelb mit kleinen schwarzen und spizigen Flecken wie angesprenzt. Die-

ser Vogel, trägt sich recht schön und stetz auf seinen langen Stelzenbeinen mit Hünerefüßen, die ins grünliche zielen, und zur Hälfte mit Schwimmhäuten verbunden sind. Der recht schöne gelbe Schnabel ist wie an den Hauspähnen (*Phasianus Gallus*) doch etwas stärker, über welchen das Männchen oder Hahn, ein schmales rothes Häutgen hat, daß sich bis zur Hälfte des Kopfs, und dann bis zu den Augen hinein zieht. Der Ruf des Hahns ist hell, schnarrend, zischend, und überaus angenehm zu hören. Das Wildpret ist unvergleichlich wohl-schmeckend.

f) Das Grashuhn. Nach meinem Urtheile *Rallus Porzana. engl. Gerardin.* Von Gestalt und Farbe wie das Wirthshuhn, aber nur halb so groß, auch nicht so schön. Scheint von demselben eine Abart zu seyn. Ist vortreflich zu essen.

g) Der Arpschnarp. *Rallus Crex. Linn.* Der Wachtelkönig. engl. Daker-Hen. Ist ein gut Theil größer als die Wachtel, trägt sich, und hat fast die Gestalt als ein junges Hauspühnchen. Die Farbe ist auf dem Rücken schwarzgrau, am Bauche röthlich und weiß, und Hals und Brust sind aschgrau. Es läuft insonderheit des Abends auf den Grabenufern im langen Gras herum mit seinem scharfen und schwarrenden Geschrey: *Urrp. Snarry*, daß man seiner nahen Gegenwart von Herzen müde wird. Auch dieses giebt auch ein wohl-schmeckend Gericht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Montag, den 3ten April 1780.

Etwas vom Fange der wilden Schwimm- und Sumpfvögel,
als einem besondern Nahrungsweige im Sanct-Jürgens-
Lande, im Herzogthum Bremen.

(Fortsetzung.)

h) **Der Mönnik. Struß-**
hahn. *Tringa Pugnax.*
Linn. Glareola pugnax Au-
torum. **Kampfhahn. Haussteufel.**
engl. the Ruffe und Rieve. Von der
Größe einer jungen Taube. Die Hen-
ne, die man Begine zu nennen pflegt,
ist braungelb mit spitzigen schwarzen
Flecken angesprenzt, fast wie die
Schnepe, und trägt sich auch eben so auf
langen röthlichen Stützenbeinen. Die
Hähne sind von ungemein vielen Far-
benveränderungen in roth, weiß,
schwarz, braun, aschfarben u. s. w.
Diese strauben die langen Hals- und
Kragensebern, samt den Flügeln, daß
es wie ein weiter Mantel aussieht, mit
allerhand Coloraturen und wunderli-
chen Sprüngen, insonderheit wenn sie
in der Pfalz miteinander kämpfen, und
welches alsdenn mit großem Grimm
unaufhörlich geschieht. Mit Anfang
des Maimonats kommen diese Zug-
vögel an, und bleiben bis zum Ende

des Augustmonats. Sie halten ord-
entliche Psalzstände auf welchen sich
Morgens und Abends, oft sehr viele
Hähne und Hennen versammeln. Dier-
se Plätze erwählen sie auf einem festen
Ager, der sich hin und wieder in und
bei den Sümpfen befindet. Diese
Stände sind rund, halten etwa sieben
Fuß im Durchschnitt, und sind so fest
getreten als eine Dreschdiele, welches
die Hähne mit ihrem beständigen sprin-
gen und tumeln verursachen. Jedoch
solche, hier so genannte Tanzplätze, wer-
den von den Einwohnern aufgesucht,
die sich dann entweder vor der Ankunft
der Gesellschaft verbergen und sie als-
dann zusammen schießen, oder sie nur
verschrecken und den Platz mit lauf-
schlingen von schwarzem Pferdehaar
bestecken. Oft währt es keine fünf
Minuten, so ist die Gesellschaft wieder
da, die Hähne fangen wieder an zu
springen und sich zu tumeln und wer-
den gefangen. Die Hennen die sich

Do

ru:

ruhig halten, bleiben gemeiniglich frei. Das Wildpret der Hähne wird nicht geachtet, es ist trocken und übel-schmeckend, aber die Hennen sind gut von Geschmack. Die lebendig gefangene Hähne werden an einem Flügel verschnitten und an Gartenliebhaber in der Stadt verkauft, die sie gerne theuer bezahlen und in ihren verschlossenen Gärten herum laufen lassen, wo diese Vögel nicht den geringsten Schaden thun, vielmehr Regenwürmer und Ungeziefer fleißig auflesen, sich völlig damit nähren, und durch ihre Geberden und wunderlichen Posituren dem Gartenfreunde manches Vergnügen machen. Kan man einen oder mehrere Kuckucksköster mit in diese Gesellschaft bringen, so giebt es noch spaßhaftere Anzüge.

Dieser hier sogenannte Kuckucksköster, (weil er in den Bäumen wie der Kuckuck sein Upée anstimmt,) ist der *Upupa Epops*. *Linn.* der Wiedehopf. Stinkhahn. engl. Hopoe, und nähret sich auch von Erdwürmern und Insekten. Er ist nicht so groß als eine Taube, ist am Halse, an der Brust und auf dem Rücken braungelb, übergangs hellgelb, mit dunkelbraunen Flecken gesprenkt. Der Schnabel ist stumpf, erhaben und gebogen. Auf dem Kopfe hat er eine Reihe langer Federn, die von der Schnabelwurzel anfangen und bis in den Nacken gehen. Diese Federn, die weißgelb sind und braune Spitzen haben, richtet er wie einen Kamm in die Höhe, wenn er sich fürchtet oder gereizt wird, dann

siehet er aber recht prächtig aus. Der Steiß ist so lang als ein Mannsfinger und hat einen breiten weißen Querstreif. Hier nistet er nicht, ist aber ein Paar mal in den zum trocknen aufgehängten Fischkörben gefunden und gefangen worden. Sein Nest macht er auf hohen Bäumen in den Hölzungen, und wird auf dem Nest gefangen. Das Nest und die Eyer sollen abicheuslich stinken, der Vogel aber den Gestank verlieren, wenn er nicht mehr in sein Nest kommen kan.

i) Der Kibitz. *Tringa Vanelus*. *Linn.* der Kibitz. engl. Lapwing. Ein bekannter Vogel in der Größe einer Taube, auf dem Rücken grün und goldglänzend, die Brust schwarz und der Unterleib weiß. Der Kopf und der im Nacken hinunter hangende spitze Federbusch, oder Kappe, sind schwarzgrün und glänzend. Die jungen Kibitze sind im Herbst nicht nur eine wohl-schmeckende, sondern auch heilsame Speise für diejenigen, die mit Gicht oder Podagra beladen sind. Man sagt solches auch von den weißgepungten Eynern. Die alten Kibitze werden lebendig mit Schlingen auf dem Nest gefangen, an einem Flügel verschnitten, oder gelähmet, den Gartenliebhabern in der Stadt verkauft, und von diesen in den Garten gesetzt, die Erdwürmer und Insekten zu verzehren.

k) Die Löwerke. *Alauda Pratensis*. *Linn.* die Wiesenlerche. engl. Titt-Lark. Dieser bekannte kleine Vogel, der sich in sumpfigten Wiesen nähret,

ret, und unter allen Lerchengattungen am angenehmsten singet, wird wie oben bei der *Scolopax Gallinago* gezeigt ist, mit kleinen Schlagnetzen gefangen, und in der Stadt sehr oft vorthellhaft zu Gelde gemacht.

l) Die Scheerke. *Sterna Navia*. *Linn.* die Kirrmeze. Ein kleiner länglicher Sumpfvogel; nicht völlig so groß als eine Taube von Ansehen, und am Körper nicht größer als ein Krammervogel, röthlich und weiß von Farbe, mit spitzigem geraden Schnabel, langem Steiß mit schwärzlichem Rande, langen Flügeln, die fast über die Steißfedern hinaus reichen. Er kommt im Maimonat, oft schon im April heerdenweise angezogen, kirket im Fliegen beständig, legt und brütet in nassen Wiesen vier schmutzige grüne Eier, die für eine sehr wohlschmeckende und gesunde Speise gehalten werden. Man schießt ihn oder fängt ihn auch auf dem Neste mit Schlingen, und verkauft ihn zur Speise in die Stadt, er ist aber dünne und schlecht von Geschmack.

m) Der Timpfahn. Blashuhn. *Fulica Aterrima*. *Linn.* das schwarze Wasserhuhn. engl. Bald-Cok. Gehört zum Geschlecht der Wasserhühner, und ist ganz schwarz von Schnabel, Füßen und Federn. Der Schnabel ist wie ein Hühnerschnabel geformt. An der Stirne zeigt sich ein knochenharter weißer Strich oder Bläse. Die Zähne sind halb mit Schwimmhäuten verbunden, und halb mit Klappen, die die Einwohner Simme nennen.

Die Größe ist wie eine große wilde Ente, und das Geschlecht ist nicht wohl zu unterscheiden. Sie scheinen sich bloß von Wasserkräutern zu ernähren. Gleichwohl sind nur bloß die Jungen zum Essen brauchbar. Die Alten haben zähes und übel schmeckendes Fleisch.

Die jetzt noch folgende drei Gattungen dienen zwar nicht zur Speise, werden aber gleichwohl von den Einwohnern entweder auf dem Nest erhascht, oder zufälliger Weise lahm geschossen, und entweder an die reichen Naturliebhaber in der Stadt theuer verkauft, oder wohl gar zu vielem Gewinne für Geld gezeigt.

n) Der Keiger. *Ardea Cinerea*. *Linn.* Der graue Reiher. engl. Heron. Dieser bekannte Vogel bedarf keiner Beschreibung. Er nährt sich in sumpfigten Wiesen von Fischen, besonders Aalen, und gehet beim Fange nicht von der Stelle. Die Fische und Aale kommen ihm von selbst an die Füße und dann hebt er sie auf. Ertliche Reiher sehen vorzüglich schön und fast blau aus, und selbige hält man für die Männchen oder Hähne. Die Einwohner verkaufen die langen Hals- und Brustfedern an die Federschnittler. Von den großen Flügeln bereiten sie sehr dauerhafte Weber oder Fächer zum trocknen des gestärkten Garns beim Einweben. Wird der ganze Reiher mit Federn und allem in Stücken zerhauen, in Wasser gekocht, und das davon geschöpfte wenige Fett oder Feist mit Semmelkrumen zu einem

Zeige geknetet, und mit ein wenig Reihblut angemacht; so giebt es einen vortheilhaften Köder zum Fischangeln. Fliegt der Reiher sehr hoch, so sagt man es bedeute Sturm, und wenn er im Fliegen schreiet, naßen und vielen Regen.

o) Der Iprump. *Ardea Stellaris*. Linn. Rohrdommel. englisch Bittern und Bittour. Dieser Vogel hat die Stellung, bei weitem aber nicht die Größe des Reihers; auch fehlt ihm der Federbusch am Kopf; aber er hat sehr lange Federn am Halse und an der Brust. Die Farbe ist gelb mit zackigten schwarzbraunen und länglichen Flecken. Die langen gelben Stelzenbeine und langen Zähnen zielen mit ins grüne. Der Schnabel ist nicht sehr lang und ungemein spizig. Seine Nahrung sind Fische, Kröten und Wasserinsekten. Wenn er solche Nahrung sucht, steckt er den Schnabel ins Wasser, und brüllet: I-prump, daß mans eine halbe Meile weit hören kan. Stehet er ruhig, so streckt er den langen Hals und Schnabel so senkrecht in die Höhe, als wenn er an der Spitze des Schnabels aufgehangen wäre. Soll also das Wort *Stellaris* wohl einen Sternfucker bedeuten. Wird er furchtsam, oder zornig, so sträubt er die Federn recht fürchterlich, zieht den Hals ein, und zeigt einen großen offenen Rachen mit der Mine, dem Menschen nach den Augen zu greifen: daher er auch Kindern leicht gefährlich seyn könnte. Sonst kan man ihn, an einem Flügel gelähmt, lange

in einem verschlossenen Garten unterhalten, und mit kleinen Fischen die Nahrung ersetzen, die ihm an Kröten und Gewürme etwa fehlen mögte. In ruhiger Stellung ist es ein schöner Vogel.

p) Der Nachtrabe. *Ardea Nycticorax*. Linn. Schildreih. engl. Quak-Reiger. Ist kleiner als der Iprump, und nur so groß als eine Krähe. Er gehet nicht so hoch als der Reiher, trägt sich auch fast als eine Krähe. Aber im Fluge siehet er dem Reiher ganz ähnlich. Von Farbe ist er gerade wie der Kibitz (*Tringa Vanellus*), hat aber quer über die Stirn und Augen eine breite weiße Binde, und hinten am Kopf drei lange und schmale Federn, oft weiß, oft schwarz von Farbe, gerade hinten hinausstehend. Er macht im Fliegen des Abends und Nachts einen sehr groben Ton: Cuck: und wenn er sich hören läßt, kündigt er trockne und schöne Witterung an.

Da ich in richtiger Beschreibung, und in Bestimmung der linnéischen Namen in alle Wege sehr genau seyn sollte und wolte, war, wie Ew. * * leicht einsehen, völlige Erfahrung und viele Mühe nöthig. Erstere hat mir ein zwei und zwanzigjähriger Aufenthalt in dieser Gegend gewähren können. Nebst mehreren Ornithologischen guten Schriften habe ich vornemlich dasjenige Natursystem des Ritters Carl von Linné zu Rathe gezogen, welches uns der Herr Professor Phil. Lud. Stat. Müller zu Esslingen mit einer

ausführlichen Erklärung geschenkt hat. Die bei einigen Arten vorkommende Abweichung der Farbe hat mich nicht irre machen dürfen. Viele Vögel ändern ihre Farbe und Flecken, theils mit den Jahreszeiten, theils mit dem Alter.

Diesenigen die von vorbeschriebenen Schwimm- und Sumpfvögeln essbar sind, verkauft derjenige der sie gefangen hat, sie mögen ihm nun durch den Schuß, oder im Netz oder in der Schlinge zu Theil werden, nicht etwa so rauch und roh, als sie ihm in die Hände gerathen. Vielmehr wird der gefangene wilde Vogel erstlich gerupft, und die Federn verwendet man zum Gebrauch in die Betten. Hier trifft auch das alte Axioma ein: Adde parum parvo, & magnus cumulabitur acervus. Der Städter wirft diese Federn weg und kauft das Federwild: pret lieber gepflückt; so kan er sehen, obs gut und fett sey. Der von Federn wohl gereinigte Vogel wird ausgeweidet, ihm die Brust eingedrückt, wohl gewaschen, in warmen Wasser aufquellen, noch wohl einige Tage in kaltes Wasser gelegt; denn aufs zierlichste, nebst mehreren seiner eben also zurgerichteten Brüder in einen Korb gelegt und zu Markte gebracht. Aber die Beine müssen nicht abgeschnitten werden, damit man den Vogel kenne, und nicht etwa eine gerupfte Nebelkrähe (*Corvus coturnix*), oder ein wohl appetitirter Heister (*Corvus Pica*) oder so etwas mit durchschleiche. Denn der Stadtmann hat doch wohl mehr

Menschenverstand als der Bauer — Gleichwohl — hier entfällt mir ein Gedanke, den ich fast schon auf der Zunge hatte. Von der größeren Art der Schwimmvögel wird aus Kopf und Halse, Flügeln, Magen, Herz, Leber und Gedärmen ein Bündel gemacht, und unter dem Namen *Arösse* (Gekröse) besonders zum Verkauf ausgeboten.

Das wilde Geflügel mit Geschöß zu erlegen, mit Schlingen zu fangen u. d. gl. ist überall eine bekante Sache. Aber die Schwimmvögel auf die einfachste Weise mit einem unter das Wasser gelegten Schlagnetz oder Borgelgarn zur Beute zu machen, ist wohl nur hier zu Lande bekant, oder wenigstens im Gebrauch. Ich habe Gelegenheit gehabt, an verschiedenen Orten auf eine andere Art eingerichtete Fänge der wilden Enten genau zu bemerken, die aber hier nicht süglich, dabei von vielen Umständen und Kosten sind. Unter diesen ist mir der Entenfang zur Meyenburg, einem Rittersitz des Herrn Generalmajor von Wersebe, im Herzogthum Bremen, am artigsten und beträglichsten vorgekommen.

Die hiesige leichte und einfache Art, nicht nur die eigentlichen wilden Entengattungen, sondern auch andere vorhin beschriebene wilde Schwimmvögel mit einem Netz zu fangen, macht wenige Kosten; der Einwohner verfertigt das Geräthe mit eignen Händen, und es sind dazu folgende Stücke nöthig:

- A) Ein Abntenpool.
- B) Ein Paar Staaavelen und warme Kleidung.
- C) Ein gutes Entennetz, oder vulgo Vogelgarn.
- D) Eine Hütte.
- E) Ein Abntenbuh.
- F) Verschiedene Arten von Lockenten.

Ich sehe mich verpflichtet, diese zum hiesigen Fange erforderlichen Stücke so deutlich als möglich zu erklären.

Der Abntenpool. A) bedeutet einen wohl belegenen und von den Wohnungen weit entfernten, niedrigen, mit Wasser überflossenen Platz im Felde, der festen Grund und nicht tiefer Wasser hat, als der Fänger höchstens bis an die Knie abwaten kan; daselbst sein Netz eines guten Fußes tief unter Wasser vorzurichten. Diese Plätze sucht der Entenfänger, wo möglich, und um Streit zu vermeiden, auf seinen eigenthümlichen Wiesen, durch Vertiefungen u. d. gl. einzurichten, ohngefähr 200 Fuß lang und breit, falls sie nicht von ohngefähr schon vorhanden sind.

Die Staaavelen B) sind eigentlich überaus weite und lange, von gutem Leder wohl genäherte grobe Strieffeln, die gegen 4 bis 5 Rthlr. kosten. Sie müssen dem Fänger nicht nur bis an die Hüften hinauf reichen, sondern auch darum so groß und weit seyn, daß der Entenfänger eine große Menge Stroh um die Füße und Beine legen, und damit in seine Staaaveln hineinsteigen könne, vor Nässe und Kälte gesichert zu seyn. An der Oste, in

der Börde, Rahde, wo die große wilde Ente in den kleinen Seen die auf der Heide sind, auf eine ähnliche Art gefangen wird, habe ich solche Staaaveln halb von Holz und halb von Leder bemerkt. Was die Beine und Lenden bekleiden sollte, war von Fasbinderarbeit mit Rißen gebunden. Daran waren weite und große lederne Schuhe mit Messingdrath befestiget. Zugleich versorgete sich der Entenfänger mit recht warmer Kleidung und einer guten Kabuze. Den Leib umgürtet er vornemlich mit einem sehr breiten ledernen Riemen, und stellt, wenn er in voller Rüstung zum Fange wandert, eine ziemlich redoutable Figur vor.

Das Entennetz, C) Vogelgarn, ist ein länglich viereckiges Netz, dreißig Fuß lang, am Hinterteil mit eiserner Spitze, von starkem Seegeldrat, (Bindfaden) von Hanf bereitet, und mit einer Linie eines kleinen Fingers dick gesäumt. Die Schwoschen oder Spiegel (hieselbst Mäschchen), des Netzes sind zwei Zoll weit. Zum Fange bei Tage muß das Netz mit Eichenrinde geloset, das ist, schwärzlich gefärbt seyn. Dieses Fangnetz unter Wasser einzulegen und zum Fange einzurichten, sind folgende Geräthschaften nöthig.

Zwei Lurren. Sind platte zugespitzte Pfäle, zwei Fuß lang, mit etwa 5 Zoll breitem Haupt und einer breiten Kerbe, durch welche ein beweglicher eiserner Stricken geschoben ist, ein Paar Stäbe mit ihren eisernen Ringen damit anzuhängen.

Zwei Paar platte Stäbe, 5 Fuß lang,

lang, an dem einem Ende mit einer schrägen Kerbe, an dem andern Ende mit einem unbeweglichen eisernen Ringe, womit sie an eine Lurke angehängt werden. Diese dienen dazu, das Netz ausgebreitet unter Wasser zu halten.

Ein starker Hinterpfahl, den spitzigen Theil des Netzes anzubinden, 3 Fuß lang.

Zwei starke Vorderpfähle mit einem einpassenden Querkholz, (zusammen das Heck genant,) wodurch, durch ein Paar eingebaute Löcher, die Zuglinie gehet, und wo zugleich der Vorderrtheil des Netzes befestigt wird.

Zwei Schwöpen. Sind starke Linien, 9 Fuß lang, werden mit zwei eisernen Ringen am Vorderrtheil des Netzes ins Kreuz an die Saumlinien gehängt, und in einem schrägen Winkel mit zwei kleinen Pfählen von beiden Seiten straf abwärts gesteckt. Sie dienen dazu, dem Netz beim Zusammenschlagen Schwung und Elasticität zu geben.

Eine Zuglinie, wodurch das Netz gezogen wird. Beim Nachtfange muß sie 15 Fuß lang seyn, und wird alsdenn das Nachtfstück genant. Bei dem Fange auf der Taghütte muß sie wenigstens 600 Fuß lang seyn.

Noch zwei Paar Heepen. Sind dünne Stäbe, unten zugespitzt, etwa 2 Fuß lang, mit einer tiefen Kerbe am Haupt. Sie werden am abwärts liegenden Ende eines jeden Stabes in den Grund gesteckt, und die Extremität des Stabes wird in die Kerbe gefügt, und dadurch das Netz unter Wasser gehalten.

Dieses alles, und wie der Fänger mit solchem Geräth zum Fange eigentlich umgehe, läßt sich mit Worten nicht deutlicher beschreiben. Ich will beim Schluß dieses Aufsatzes einen Abriss oder Abbildung eines unter Wasser liegenden sogenannten Vogelsgarns nebst allen seinen Geräthschaften, und zugleich eine näher passende Erklärung mittheilen, die Ihnen alles ganz deutlich machen kan, zumal ich Ihnen alles hieselbst einigermassen in natura habe zeigen lassen. Vorher müssen wir uns noch von einigen Bedürfnissen und Verhältnissen unterhalten, die zu diesem Fange gehören.

Die Hütte D) bestehet gemeiniglich nur aus zwei krummen Stücken Holz, die mit dünnen Brettern oder mit Stroh bekleidet sind. Sie machen ein halbes Verdeck aus, unter welchem ein sitzender Mensch sich nur so eben ein wenig vor Wind und Regen schützen kan. Der Entenfänger befestiget es an einem Pfahl an derjenigen Seite des Schifs, wo der Wind herkommt. Einige machen sich zwar bequemer, und bauen ganze Hütten von Stroh, unter welche sie das Vorderrtheil des Schifs, worin sie sitzen, schieben. Aber bei hellen Nächten wird bei der Nachthütte der wilde Vogel dadurch scheu gemacht.

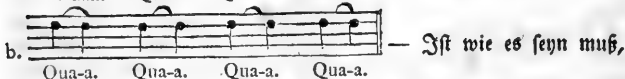
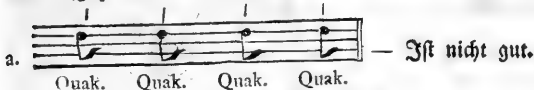
Das Ahntenbuhz E) ist ein von leichtem Stabwerk verfertigter länglicher Kestich, in welchem nicht nur etwa zwölf Stück lockenten Raum haben, sondern auch ein besonderes Verhältniß vorhanden, darin einige Stück gefangene wilde Enten mit nach Hause können

können genommen werden, welches bei der Jagdhütte oft nöthig ist. Es ist auch so eingerichtet, daß es der Fänger auf dem Rücken auf die Flinte hängen kan, und die mitgenommen wird, wilde Enten, die nicht recht aufs Netz ziehen wollen, damit zu bewillkommen.

Die Lockenten (F) sind ganz unentbehrlich. Sie müssen entweder durch ihren Ruf, oder bloß durch ihre Gegenwart das Wild veranlassen, aufs Netz sich niederzuthun, um welches sie angefesselt (angebährt) sind. Sie sind aber verschiedener Art. Auf der Jagdhütte müssen die Lockvögel von eben der Art seyn als die, welche sollen gefangen werden. Schöbbeje fallen auch nur bei Schöbbeje, Eölje fallen auch nur bei Eölje, u. s. w.

Wo der Fänger diese Lockvögel hernehme, davon wollen wir hernach reden. Jetzt aber von den Lockenten

die auf der Nachhütte nicht nur die gemeine wilde Ente, sondern auch die Lepelschnute, Langhals, Schwante, Kricke u. s. w. durch ihren Ruf aufs Netz zu kommen reizen. Dieses sind die zahmen Hausenten; doch mit Unterschied. Die weißen, bunten, schwarzen u. Hausenten sind nicht brauchbar; sondern nur diejenigen, die die Farbe der groben Maschente, Anas Boschas fera, haben. Die Weibchen mittelgrau, die Männchen waserblau mit grünem Kopf. Unter diesen sind die besten, die einen hellgelben Strich (Flechte) an beiden Seiten des Kopfs quer über den Augen haben; und unter diesen sind diejenigen, die eben so, und eben so langsam rufen, als die wirklichen wilden Enten, am schätzbarsten. Die zahme Lockente, welche geschwänzte Noten singt, ist nicht so gut, als diejenige, welche geschleifte Viertelnote anschlägt. Z. E.



musicalisch von der Sache zu reden. Es ist sehr gut, wenn man zu einem Netz, (einige Fänger stellen oft zwei Netze aus,) acht Enten weiblichen Geschlechts, und nur zwei bis drei männlichen Geschlechts haben kan. Zur Noth können es weniger thun. Die Weibchen werden rund um das Netz angefesselt, (S. Abriß) doch nicht allzumahl, daß sie das zusammenschla-

gende Netz nicht treffen und beschädigen könne. Die zwei oder drei Männchen (Wahrte) befestigt der Fänger nahe vor seiner Hütte, und zwar aus folgender Absicht. Zuweilen werden die Lockenten träge zum rufen; als denn rührt der Fänger die ihm nahe sitzende Männchen nur mit einem Stabe an, so fangen sie an zu quarren (zu eschen) u. denn wird alles wieder munter.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

28tes Stück.

Freitag, den 7ten April 1780.

Etwas vom Fange der wilden Schwimm- und Sumpfvögel,
als einem besondern Nahrungsbranche im Sanct-Jürgens-
Lande, im Herzogthum Bremen,

(Schluß.)

Das Anfesseln, (oder wie man hier sagt Anbählen,) der Lockenten geschieht wie folget. Eine ellenlange starke Schnur, hat an einem Ende eine feste Schlinge, am andern Ende ist ein starker Pflock, etwa 18 Zoll lang, wohl befestigt. Die Schlinge wird der Ente um ein Bein gelegt, und der Pflock an der Stelle, wo dieselbe sitzen soll, fest in den Grund gesteckt. Damit aber die Schnur durch öfteres Umdrehen der Ente sich nicht verkürze, ist in der Mitte derselben ein kleiner umlaufender Wirbel angebracht, der gar leicht von einem hölzernen Ringe und etwas Eisendraht zu machen ist. Eine solche Schnur heißt nun mit einem Worte ein Bähk.

Wenn der Fänger auf der Nacht hütte mit Untergange der Sonne sein Netz unter Wasser zum Fange bereit liegen, seine Lockenten angefesselt, und sich in seiner Hütte verborgen hat, laurret er mit Fleiß, ob Wild auf sein

Netz falle. Dieses kan er hören, auch immer, wenn die Nacht nicht gar zu dunkel ist, wegen der Nähe des Netzes ein wenig sehen: dann faßt er den Querstock, der an der Zuglinie ist mit beiden Händen, und ziehet nicht rapim, oder ruckweise, sonder tractim, zugweise, eben, langsam und kräftig das ganze Netz zu sich, dann rücken oder gleiten die Extremitäten der vier Stäbe unter den vier Heepen hervor, das Netz klappt über sich zusammen, wie man ein offen liegendes Buch schnell zu macht, und das Wild ist darin beschloffen. Geschähe der Zug ruckweise, so könnte leicht, auch nur ein Stab unter der Heepe behängen bleiben, und dann schloße sich das Netz nicht, und der scheue Vogel würde bald seiner Wege gehen.

So bald der Zug geschehen und das Netz zusammen geschlagen ist, bindet der Fänger die Zuglinie strafans Heck, daß das zusammen geschlagene Netz nicht

nicht umfalle, sondern aufrecht stehen bleibe, wadet mit seinen Straavelen zum Netz, greift oben zwischen den Saumlilien hinein, holet die gefangenen Enten hervor, drehet ihnen im Genick den Hals ab, trägt sie zu seiner Hütte, und wadet hin, voller Hoffnung sein Netz oder Vogelgarn wieder unter das Wasser zu legen. Werden, wie es wohl zuweilen geschieht, viele wilde Enten in einem Zuge gefaßt, so giebt es ein lustig Stück Arbeit. Ist in solchem Fall das Entenneß alt und abgenutzt, oder der Fänger weiß nicht recht mit der Sache umzugehen, so zerreißen die Gefangenen auch wohl durch heftiges Schlagen mit den Flügeln das Netz und befreien sich. So sitzt nun der nahrungsbegierige Einwohner in Kälte und Ungemach, vom Untergange der Sonne bis dieselbe wieder aufgegangen ist, 12 bis 16 Stunden lang, und zwar manche liebe Nacht, ohne etnige Beute zu erlangen, tröstet sich aber immer mit der Hoffnung besserer Zeiten auf die künftige Nacht. Wenn die Sonne völlig aufgegangen, zieht er sein Netz wie zum Fange auf, schlinget dasselbe zum trocknen um die Saumlilien, befreiet seine Lockenten, steckt sie in den Käsich und begiebt sich nach Hause. Hier überliefert er die etwa gefangenen Vögel seiner Hausherrin zur weitem Verfügung, sperrt seine Lockenten in ein geräumiger Behälter, füttert sie reichlich, thut selbst eine gute Mahlzeit, und legt sich schlafen. Nachmittags füttert er seine Lockenten, und speiset selbst so zeitig, daß

er mit Sonnenuntergang wieder bei seiner Hütte, und mit seinem Vogelgarn zum Fange bereit sey.

Dieser Fang währt oftmals von der Mitte des Septembers bis in den December, nemlich so lange das Wasser nicht völlig zufrieret, oder das Feld überall überschwemmet wird. Geschiehet dieses aber, so verlieren die sogenannten Nachtvögel Stand und Nahrung und suchen andere Gegenden. Einige Einwohner, die nicht Lust haben ganze Nächte vor dem Vogelgarn zu frieren, bereiten an einer bequemen Stelle eine versteckte Hütte, irgendwo in einem kleinen Gebüsch, begeben sich mit Anbruch des Tages dahin, setzen ihre Lockenten auf Schussmaße an, und verbergen sich in ihrer Hütte mit ein Paar guten geladenen Flinten, um die herumfliegenden wilden Enten, die bei ihren Lockenten fallen, zu erlegen. Auch diese Methode bringt oft gute Beute, so sehr sie auch die Fangvögel verschreckt und im allgemeynen sehr nachtheilig ist. Bei dieser Gelegenheit wird oft eine Fischotter, (*ni fallor Lutra Linn.*) die in unserm Felde nicht sehr selten ist, erhaschet und an die umher wohnenden Schutzjuden zu drei Rthlr. und darüber theuer verkauft.

Wenn das Feld völlig überschwemmet ist, (dieses geschieht meistens im November und December,) so stellen sich diejenigen Tauchvögel und Tauchenten ein, die ich oben unter dem Namen der Tagvögel besonders namhaft gemacht habe. Zu deren Fange rich-

tet nun der Entenfänger seine Taghütte ein. Hiezu ist kein besondrer Abenteenpool (Fangstätte) nöthig. Dieser findet sich allenthalben im Felde, so lange das Wasser nicht über zwei Fuß hoch ist. Wird es höher, so ist der Fang vorbei, und der Vogel ziehet weg. Der Fänger stellt sein Netz an eine Stelle im Felde, die er abwarten kan, oder bei mäßigem Frost, in eine Windwacke, oder Stelle im Eise, die der Wind offen gehalten hat, und zwar wo möglich in einer solchen Richtung, daß der Wind die kleinen Wellen quer über das Netz treibe, denn so kan er sehen, ob sich die eingefallenen wilden Vögel recht auf dem Garn und nicht etwa noch hinter oder vor demselben befinden. Das Netz oder Vogelgarn ist wie beim Nachsfange beschaffen, nur muß es schwarz gefärbt seyn. Uebrigens wird es eben so gestellt und vorgerichtet, (siehe den Abriß und dessen Erklärung,) nur mit dem Unterschied: beim Nachsfange durfte die Zuglinie nur 15 Fuß lang seyn, hier muß sie wenigstens die Länge von 600 Fuß haben. Der Fänger schlägt also in der Distanz von 15 Fuß vor dem Netz, und zwar in der genauen Mitte desselben, einen starken Pfal ganz unter Wasser. Dieser Pfal hat am Haupte ein daumendickes Loch; durch dieses Loch leitet er die lange Zuglinie, bindet sie an sein Schiff, und fährt so weit zurück, als die Linie reicht, und befestigt sie dort an einem starken Pfale. Er setzt auch hier seine Hütte feste, verbirgt sich unter derselben, und hat sei-

ne angefestelten Lockvögel beständig im Auge. Siehet er nun, daß wilde Vögel zwischen denselben einfallen, so säumet er nicht, sondern ergreift seine Zuglinie, stemmet die Fäße gegen einen Gegenstand und thut einen kräftigen, mächtigen und langen Zug, so daß er mit dem Rücken an die Erde, oder ins Schiff zu liegen komt. Siehet er alsdenn, daß sein Vogelgarn hervor und zusammen geschlagen ist, so befestigt er die Zuglinie hieselbst so straf als möglich an dem Pfale, eilet mit dem Schiff zum Netz, befestigt das Schiff an dem Vorderpfale durch welches die Zuglinie geleitet ist, steigt aus, wadet zum Netz, nimt seinen Fang aus, drehet entweder den gefangenen Vögeln die Hälse um, oder steckt sie lebendig in den Kasten um sie zu Lockvögeln zu gebrauchen, wenn er derselben noch bedarf. Nun legt er sein Netz wieder unter Wasser, fährt zu seiner Hütte, hoffet und lauret auf neuen Fang, und beschäftigt sich den ganzen Tag und oft noch viele folgende Tage mit dieser überaus mühseligen Arbeit, die selten die Mühe bezahlet, insonderheit wenn bei plötzlichem Frost durch das Treiben das Netz, und die über zwei Rißlr. kostende lange Zuglinie, gänzlich oder zum Theil, verloren gehet.

Nun müssen wir auch von den Lockvögeln reden, die bei diesem Fange auf der Taghütte erforderlich sind. Die zahmen Hausenten, die bei der Nachthütte gebraucht werden, sind, wie ich schon oben erwähnt, hier ganz unbrauchbar. Es müssen wirkliche

Tag- und Tauchvögel aller Arten sehn. Diese gesellen sich nie zu den zahmen, auch nie zu den andern wilden Enten. Durchfüttern und zahm zu machen wäre ein vergeblicher Versuch. Diese äußerst wilden Vögel, nehmen in der Gefangenschaft keine andere Nahrung als die man ihnen mit Gewalt in den Hals stopft, und werden dadurch kaum 10 bis 12 Tage zu Lockvögeln im Leben erhalten. Es würde also schlecht um die Lockvögel aussehen, wenn der Vogelfänger nicht schon in vorigen Jahren darauf bedacht gewesen wäre, von allen Gattungen ein Paar abzublasen und auszustopfen.

Diese ausgestopfte Schwimmvögel nennet man hier Vogelblöcke, und befestiget dieselben beim Tagnetz, bis man dabei, und oft ziemlich langsam, einige lebendige gefangen hat, die nunmehr zum locken gebraucht werden, und zwar bloß durch ihre Gegenwart. Ein Ruf oder Geschrei, geben sie entweder selten, oder gar nie von sich. Diese ersten Lockvögel heißen hier Straß- oder Straßvögel, und würden wegen ihrer Wildheit nicht aufhören zu reißen und zu flattern, bis sie sich an dem Bährl, mit welchem sie am Netz befestiget werden, das Bein abgerissen hätten. Aber man weiß sie ruhig, das ist, beinahe sinnlos zu machen. Nämlich man ruft ihnen einige mal ein schmetterndes Hopp, Hopp, in jedes Ohr, und glaubt daß sie nun taub sind, darauf ziehet man ihnen, vermittelt einer krum gebogenen Nähnadel einen mit Wachs bestrichenen starken

Zwirnfaden durch jede untere Augenswimper, und bindet diese beiden Fasden über dem Kopf zusammen um sie dadurch zu blenden. Nun sitzen sie ziemlich ruhig an den Fesseln. Man öfnet ihnen auch die Augen, wenn sie nicht am Netz sind, und stopft ihnen weich gekochte Fiedbohnen ein. Aber über den zehnten Tag währt es nicht. Sie sterben, und werden alsdenn, weil sie noch warm sind, abgeblasen, ausgestopft und zum ersten Fange aufs künftige Jahr aufbehalten. Ich glaube Sw. 12. werden gerne sehen, wenn ich Ihnen diese Operation beschreibe.

Dem todten Vogel, (es ist gut wenn er noch warm ist,) machet man auf dem Rücken, wo sich der Hals endiget, eine kleine Oefnung durch die Haut, also daß man einen starken Rohrhalbm hinein bringen kan. — Durch diesen Rohrhalbm bläset man etwas stark, dadurch löset sich um den ganzen Körper die Haut vom Fleisch. Man kan es mit der Hand fühlen, ob es allent halben geschehen sey. — Die Beine werden im Gelenk abgeschnitten. — Nun thut man mit möglichster Schonung der Federn, einen Querschnitt am Rücken durch die Haut, von einem Schulterknochen bis zum andern; — zerret die Haut am Halse bis ans Genick hinauf, — bricht am Genick den Hals völlig ab, — thut einen Schnitt längst dem Rücken bis zum Steiß, — löset an den Schultertern, ein Gelenk die Flügel von dem Körper ab, — bricht die Knochen des

obers

obersten Flügelgelenks aus der Haut der Flügel, — zieht nun den ganzen Körper aus der Haut, und verhütet, daß die Federn nicht zu sehr mit Blut beschmückt werden, — nimmt einen kleinen, vorn etwas breiten eisernen Haken, und zieht von innen, sowohl die Augen, als auch das Gehirn aus dem Kopfe. Geschiehet dieses nicht, so fallen die Federn am Kopfe und am Halse aus. — Nun steckt man einen zuvor bereiteten Klotz von trockenem und leichtem Holz, der wie ein Vogelkörper geformt und mit einem fingerslangen angeformten Pflock, den Hals auszufüllen, versehen ist, wieder in die Haut, nähert das aufgeschnittene wieder zusammen, stopft die leeren Stellen, die der Klotz nicht füllen wolte mit seiner Heerde (Werk) aus, beugte alles zu rechte, insonderheit die Flügel an ihre Stelle, bewickelt also den ausgestopften Vogel mit breiten Binden von Bast oder Leinwand, und läßt ihn im Schatten dörren werden. Nach zwei Monaten wickelt man die Binden wieder ab, so ist der ausgestopfte Lockvogel fertig, kan von ferne von einem lebendigen Vogel nicht unterschieden werden und verschiedene Jahre brauchbar seyn, wenn er vor Rauch und Staube bewahret wird.

Nun ist noch dieses übrig, daß ich Erw. *** den Abriß eines zum wilden Entenfange, unter Wasser ausgestellten Voelaarums mit allen dazu gehörigen Stücken überliesere, und eine genaue Beschreibung hinzufüge. Die Länge, Größe und Breite aller dieser

Theile habe ich bereits vorhin angegeben; und da ich Ihnen den Gebrauch und Wirkung dieses Fangnetzes hieselbst in Natura habe zeigen lassen, so wird Ihnen alles um desto eher verständlich seyn.

Wenn der Vogelfänger sein Vogelnetz mit allem Geräthe an die Stelle gebracht, wo er es auszustellen für gut findet, so befestiget er erstlich sein so genanntes Heck A. als die Basis seiner Arbeit; nemlich er schlägt zwei vier Fuß lange und zugespitzte Pfäle b b — fest ein, in solcher Weite, daß das Quersholz aa mit seinen beiden Löchern in die beiden Zapfen passe, die an den Hauptsternen der beiden Pfäle sich befinden. Dieses Quersholz hat zwei bis drei runde Löcher c c, durch welche die Zuglinie d — geleitet wird. An dieser Zuglinie (auch das Nachstück genant) ist ein Ellen langer gekrümmter Stock, von der Dicke eines Kinder Arms befestigt e — welchen der Fänger ergreift, wenn er das Netz zum Fange ziehen will. Wenn dieser Stock nicht krum wäre, könnte ihn der Fänger nicht mit beiden Händen fassen; weil er, wenn alles fertig, hart vor dem Zugloche liegt. Wenn das Heck berichtigt ist, liegt das Quersholz etwa sechszehn Zoll über Wasser, und ist hier anzumerken, daß von allen übrigen größern und kleinern Pfählen, die noch gebraucht werden, kein einziger aus dem Wasser hervorragen müsse. Nun wadert er dahin, wo er den Hinterosel f — nach Maassgebung des Netzes und der Qualtime anbringen muß. Diesen drei Fuß langen Pfahl

rammet er ein, bis er völlig unter Wasser ist, und bindet die Hinterlinie des Netzes g — fest an, also, daß alles straf und fest angezogen sey. Dazu benüthet er jetzt den Knebel e, (ein Stück Holz vier Finger breit, einer Spanne lang und in welchem zwei runde Löcher sind), mit welchem die Zuglinie und die hervorragenden beiden Saumlinien mit einander verbunden sind. —

Weiter steckt er die eine Lurre mit den eingepenkten beiden Stäben in der Mitte vom breiten Vordertheil des Netzes h h h, breitet die Stäbe aus einander, und hänget die Saumlinie des Netzes an beiden Seiten in die schräge Kerbe, die sich an der Extremität jeden Stabes befindet. — Ferner befestiget er die beiden Schwöpen i i (Seitenlinien. S. auch was schon oben davon gesagt ist) und steckt sie mit ihren beiden Pfählen k k zur Seite hinaus. Jetzt wartet er zum Hintertheil des Netzes, ziehet das spizige Ende desselben, den Prüdicß n n zum Hinterpfahl hinaus so weit es reicht. (Dieser Prüdicß giebt oft den besten Fang.) — Nun nimt er die andere Lurre mit daran gehängtem zweiten Paare der Stäbe, steckt sie recht unter die Mitte des Netzes wo dasselbe beginnet schmaler zu werden m m m, breitet die Stäbe aus einander, und hängt auch hier die Saumlinie in die schrägen Kerben der Stäbe. — Er wartet darauf zu den bereits aus Netz gehängten Vorderstäben, nimt eine Heerpe in die Hand, beuget den einen Stab

mit dem daran hängenden Netz unter Wasser, steckt die Heerpe an der Spitze des Stabes fest ein — o, und beuget den Stab unter die Kerbe der Heerpe, daß er unter Wasser bleibt; gehet nach der andern Seite und beuget den Stab auch unter eine Heerpe. Der Vordertheil des Netzes liegt nun schon unter Wasser, und die beiden Hinterstäbe haben sich von selbst aufrecht in die Höhe gestellt. Der Entenfänger bekümmert sich aber um diese letztern vorerst nicht weiter. Hievon will er nun die wahre Richtung nehmen, wie er seine Lockenten nicht zu nahe, auch nicht zu ferne ansetzen müsse. Er holet sie also aus ihrem Kestich hervor, fesselt die Weibchen ums Netz, vor dem Netz, und abwärts, wie im Riß bei p p p p p und q und r r zu sehen; zwei bis drei Männchen dicht vor der Hütte s s s, und wartet nun hin, auch die noch aufrecht stehenden beiden Hinterstäbe mit ihren Heerpen unter Wasser anzuhängen. Nun befestiget er seine Hütte vor dem Heck, schiebet sein Schiff unter die Hütte, verbirgt sich ganzlich zum fangen bereit, und siehet man von allen Dingen nichts weiter als die Hütte und die Lockenten.

Die kleinen Schlagnetze, mit welchen die Einwohner Bekassinen, Lerschchen und andere Vogel auf dem Lande fangen, sind nach allen Theilen eben so eingerichtet, aber nur den dritten, ja oft nur den vierten Theil so groß.

Nunmehr habe ich es wenigstens an dem guten Willen nicht ermangeln lassen Er. *** verehrungswerthem Ber
sehl



fehlt ein Gnüge zu leisten. Dero höchst schätzbarer Beifall wird mir eine wahre Ehre seyn. Mich denke, die von mir beschriebene leichte und einfache Art des Fanges des wilden Wassergeflügels dürfte in vielen Gegenden, wo man Sanct Jürgen.

diesen Nahrungsweig bei einem Ueberfluß solcher Vögel nicht kennen, z. E. an den Ufern des Niederrheins, der Nachahmung zu vielem Gewinn werth zu seyn. Ich habe die Ehre mit ehrerbietigster Ergebenheit zu seyn ic.

J. W. Zönert.

Beantwortung der Anfrage im Hannoverischen Magazin,
Nr. 18. vom 3ten März d. J. wegen Abhaunng des
Ellernholzes.

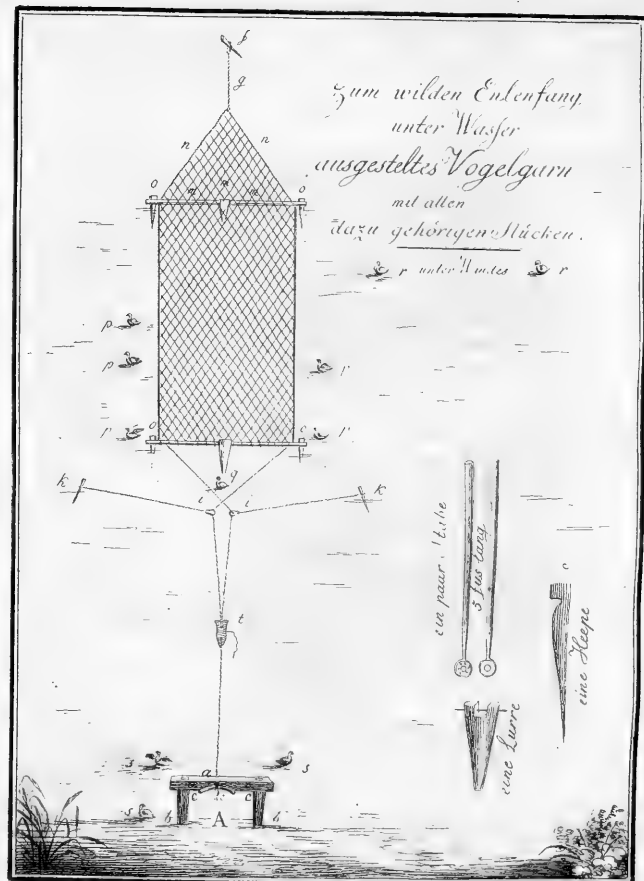
1.

Ich habe einen kleinen Bruch hinter meinem Hofe, daraus ich, wie gewöhnlich zur Winterszeit, einen Theil Ellern, die theils jung, theils alt und abständig waren, rein weg-hauen lassen. Sie liefen zwar mehrertheils ziemlich wieder aus; mein Nachbar hieb aber erst im Mai, ja im Junius die seinnigen weg. Dennoch sind diese eben so stark wieder ausgehossen, als die meinigen. Auf die bei seinem Hauen ihm zu verstehen gegebene Besorgniß äußerte er sich, es wäre die spätere Zeit des Hauerns besser, oder doch eben so gut als die frühe, und daß er nicht Unrecht habe, finde ich gegründet. Nur will es öfters ein morastiger Boden, auf welchem nicht anders, als bei überhaltendem Eise gearbeitet werden kan, nicht zu aller Zeit erlauben, die Abreibung und Herausbringung des Ellernholzes später zu verrichten.

Und in meinem Bruche war ein Rest vier ohne Holz, etwa $\frac{1}{2}$ Morgen groß,

so tief und naß mit Schilf und Moos bewachsen, daß wenn kein Frost war, man auch mit Stiefeln nicht hindurch kommen konnte. Ich wünschte doch diesen District, (wo sich kein Abzugsgaben anbringen ließ,) nutzbar zu machen, und mein Einfall war folgender:

Im Herbst 1772 versorgte ich mich mit einem ziemlichen Theil junger aus Saamen aufgeschossener Ellern, etwa drei bis vier Fuß lang, und ließ sie in Bündeln so in die Erde schlagen und die Wurzeln mit Stroh bedecken, daß ich sie stets heraus nehmen konnte. Als im Frühjahr 1773 der Winter weggehen wolte, und es anfang aufzuthauen, ließ ich auf meiner wüsten Stelle allenthalben Löcher 1 Fuß Quadrat durchs Eis hauen, in jedes eine junge Eller setzen, und die Wurzeln derselben mit einem bestiefteten Fuße in den Morast treten. Mir sind hievon nicht nur gar wenig ausgegangen, sondern mein sumpfigter Platz hat jetzt schon Ellern von 16 bis 20 Fuß hoch, und





Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Montag, den 10ten April 1780.

Verzeichniß der Lektionen, welche zu Gfeld im Sommer 1780 gegeben werden sollen.

Der Direktor M. Meißner ſtehet im Vortrage der allgemeinen Weltgeſchichte im fünften Zeitraum des zweiten Haupttheils des Schroeckhiſchen Lehrbuchs, und wird dieſen, und den letzten Zeitraum oder die Geſchichte der neuern Zeiten im bevorſtehenden Sommer zu Ende bringen. Dieſe Lektion wird Dienſtags in der erſten Nachmittags- und Mittwochs- und Donnerſtags in der erſten Frühſtunde gehalten.

Einigen Scholaren der erſten Ordnung wird derſelbe die Logik und Metaphyſik, nach dem Handbuch des Herrn Prof. Feders vortragen, und dieſen Sommer inſonderheit die Logik Dienſtags und Freitags in der erſten Frühſtunde lehren.

Von der Erdbefchreibung der jetzigen Zeiten wird nach Anleitung des dritten Theils des Schatzgiſchen Lehrbuchs Atlas Homannianus illuſtratus, die Beſchreibung der nordiſchen und des Ruſſiſchen Reichs, und der drei übrigen Welttheile, wo mög-

lich geendigt werden, Dienſtags in der zwoten Morgenſtunde und Freitags in der erſten Nachmittagsſtunde.

Die Aufangsgründe der Geometrie ſind biſhero der erſten mathematiſchen Claſſe, nach dem Koyerſchen Lehrbuch der mathematiſchen Wiſſenſchaften im erſten Theil vorge- tragen worden, und es wird nunmehr die Trigonometrie folgen, und wenn dieſe geendigt ſeyn wird, die Rechenkunſt von neuen wieder angefangen werden, Dienſtags und Freitags in der zwoten Nachmittagsſtunde.

Die zwote mathematiſche Claſſe, welche aus den Anfängern beſtehet, wird hiſtoriſch mit den Gegenſtänden der Geometrie bekannt gemacht, und in Auflöſung allerlei Aufgaben, von Verzeichnung, Berechnung, Verwandlung und Theilung der Figuren geübt, und zugleich angeleitet, das, was ſie gemacht hat, ſelber auch aufzuſchreiben, und jede Auflöſung ordentlich abzuſaſſen, damit ſie dadurch eine Übung der Aufmerkſamkeit und der Ordnung haben möge, welche bei die-

ff

ſen

sen sinnlichen und einfachen Gegenständen sehr faßlich ist. Diese Uebungen geschehen Mittwochs und Sonnabends in der zweiten Morgenstunde.

In der cursorischen Lektion des Livius sind die vier ersten Bücher desselben gelesen worden. Die Erklärung geschieht hier meistens in lateinischer Sprache, und die gelesenen Stücke werden in der folgenden Stunde Auszugsweise von den Zuhörern gleichfalls lateinisch wiederholt. Es wird mit dem fünften Buche fortgefahren, und diese Lektion wird Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 5 bis 6 Nachmittags gehalten.

Außerdem giebt der Direktor auch besondern Unterricht in der Mathematik. Einigen in den Anfangsgründen; andern wird er auch eine historische Einleitung in die optischen Wissenschaften ertheilen, und solche mit angenehmen Versuchen erläutern, und die Struktur und den Gebrauch der vornehmsten optischen Werkzeuge sie lehren.

Der Rektor Pätz wird in der theologischen Lektion, Montags und Donnerstags von 9 bis 10 nach Anleitung des Dommerichischen Handbuchs die beiden Artikel von der Erlösung der Menschen und deren Zubereitung zur Seligkeit den Zuhörern erklären; bei welchem Unterricht zugleich die christliche Sittenlehre durch eine praktische Anwendung der erklärten und bewiesenen Lehren mit vorgetragen wird.

In der lateinischen Sprache giebt er der obersten Klasse in mehreren Stunden Unterricht.

In vier öffentlichen Stunden, nemlich Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11 Uhr, in welchen immer eine Schrift des Cicero statarisch gelesen, und in Absicht der Sprache, Sachen, Gedanken und deren Verbindung ganz genau erklärt wird, ist er mit dessen Briefen an verschiedene zu Ende gekommen. Statt ihrer wird er im bevorstehenden Sommer die Tustulanischen Streitfragen erklären, und, um diese ganze Schrift zu endigen, sie chrestomatistisch lesen lassen.

Mit dieser Lektion wird er zugleich die Uebung im Lateinschreiben, die Montags und Donnerstags von 3 bis 4 angestellt wird, solchergestalt verbinden, daß zu den Aufgaben, die von den Scholaren auf ihren Zimmern ausgearbeitet werden, allezeit eine mit kurz vorher erklärten Stellen des Cicero verwandte Materie genommen, so wie zu den extemporellen Uebungen, historische, zur Erläuterung des Autors dienende Stellen aus dem Cicero und andern guten Schriftstellern von ihm übersetzt und diktirt werden sollen.

In drei andern öffentlichen Stunden, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends von 8 bis 9 erklärt er einen lateinischen Dichter.

In die Stelle des Virgils, der hieher gelesen worden, tritt nun, nach der eingeführten Ordnung, Horaz ein, dessen Oden der Rektor nach ei-

ner den Zuhörern vorher bekannt gemacht Auswahl, bei welcher auf die Ähnlichkeit des Inhalts mehrertheils gesehen wird, diesmal erklären wird.

Zwo außerordentliche für einige der besten Untergebenen bestimmte Stunden, werden solchen Schriftstellern gewidmet, die in den öffentlichen Lektionen gewöhnlich nicht vorkommen, und es werden die Zuhörer darinnen besonders zur Erklärungskunst, und eigenen Ausübung derselben angeführt. Bis her ist in denselben der *Silius Italikus* so gelesen worden, daß die zwei ersten Bücher desselben ganz, aus den übrigen aber, mit beständiger Rücksicht auf den Zusammenhang des Ganzen, solche Stellen durchgegangen worden, die eine Vergleichung mit dem *Virgil* veranlassen konnten. Im bevorstehenden halben Jahre sollen in diesen Stunden die Scholaren, ihrem eignen Wunsche gemäß, mit dem *Tacitus* bekannt gemacht, und dessen Geschichte gelesen werden: Mittwochs und Sonnabends früh von 6 bis 7.

In seinen ordentlichen vier Privatstunden, worin mehr cursorisch gelesen wird, behält er die im vorigen halben Jahre angefangenen Briefe des *Plinius* bei, die zugleich von den Untergebenen übersetzt werden müssen.

Uebrigens erklärt er in mehrern außerordentlichen Stunden denen, die es verlangen, noch andere lateinische Schriftsteller, und giebt zugleich zum lateinischen Stil Anleitung.

Endlich ist auch unter des Rectors Aufsicht die Bibliothek des Pädagogiums Mittwochs von 1 bis 3 zum Gebrauch der Scholaren geöffnet. In diesen Stunden wird er die bereits angefangene Beschäftigung fortsetzen, die Untergebenen mit der Geschichte und deren Hülfswissenschaften durch Anführung, und, so weit der Vorrath der Bibliothek reicht, Vorzeigung der dahin gehörigen Hauptbücher, bekannt zu machen.

Der Subconrector *Leopold* theilt öffentlich Unterricht in der hebräischen Sprache. Bis her hat er die Zuhörer mit den Anfangsgründen derselben nach Anleitung der *Dieckerichschen Grammatik* für Anfänger beschäftigt, und dabei einige Kapitel aus dem ersten Buch *Moses* analytisch erklärt. Im bevorstehenden Sommer wird diese Uebung Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 fortgesetzt werden.

Der ersten griechischen Ordnung sind von demselben im verwichenen Winter, die fünf ersten Bücher der Geschichte *Xenophons* von dem Feldzuge des jüngern *Cyrus* gegen seinen Bruder *Artaxerxes* erklärt worden. Diese Geschichte wird im bevorstehenden Sommer halben Jahr beibehalten und nach Endigung der noch übrigen zwei Bücher, werden die in der neuesten leipziger Ausgabe befindlichen Stücke des *Xenophon* von der Staatsverfassung der *Lacedemonier* und *Atheniensier* hinzugefügt werden: Dienstags und Freis

tage von 4 bis 5 und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

In zwei Stunden, die wöchentlich zu einer suppletorischen Lektion im Griechischen bestimmt sind, wird er die Iliade des Homer von der zwölften Rhapsodie an, Auszugsweise, doch immer in Rücksicht auf den Zusammenhang des Ganzen erklären, und er host auf diese Weise mit dem Gedicht im nächsten Sommer zu Ende zu kommen.

Mit der dritten Ordnung der Privatisten wird er in den gewöhnlichen Stunden, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 5 bis 6 statt des Vellejus Paternulus, der bisher gelesen worden ist, die Lustspiele des Terenz vornehmen.

Zu Verfertigung verschiedener Satzungen von Aufträgen in der deutschen Sprache giebt der Subrektor, einem Theil der Untergebenen in zwei Stunden wöchentlich Anleitung. Um diese Uebungen mit dem Ganzen in Verbindung zu setzen, wählt er die Materien zu den einzuliefernden Ausarbeitungen theils aus den übrigen Lektionen, theils aus den Privatbeschäftigungen der Scholaren. Die Beurtheilung der verfertigten Aufträge geschieht öffentlich, und so, daß die übrigen Zuhörer selbst Theil daran nehmen. Die zu dieser Beschäftigung bestimmten Stunden, sind Dienstags von 9 bis 10 und Freitags von 3 bis 4.

Die römischen Alterthümer trägt er in den letzten Frühstunden Dienstags und Freitags nach Anleitung

des Grunerschen Handbuchs vor. Gegenwärtig ist er bis zum Ende des zweiten Theils, der von der Religionsverfassung der Römer handelt, gekommen, und er host im nächsten halben Jahr den dritten Theil von der bürgerlichen Einrichtung völlig abzuhandeln.

Da ihn auch, nach dem unter den Lehrern eingeführten Wechsel, die Reise kräftet, die Mittwochs und Sonnabends Stunden von 4 bis 5 zu halten; so ist er gesonnen, solche dem Vortrage der alten Geographie zu widmen. Er wird dabei hauptsächlich auf diejenigen Länder Rücksicht nehmen, deren genauere Kenntniß den Scholaren, zum Verständniß alter Schriftsteller, vorzüglich nothwendig ist.

Der Sprachmeister Meißler wird mit der ersten Klasse, welche zeitlicher die Satiren, Episteln und Dichtkunst des Boileau, gelesen hat, die Fabeln des la Fontaine lesen. Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der zweiten Ordnung wird er fortfahren die Lettres de Rully zu lesen. Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der dritten Klasse wird er in dem Leben Carls des XII. von Voltaire fortfahren. Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der vierten und fünften Klasse wird er fortfahren die kleinen Historien der Peplierischen Grammatik durchzugehen. Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hier:

Hiernächst wird eine jede dieser Klassen, wöchentlich ein bis zweimal, im Briefschreiben, oder andern Gattungen des Französischen Stils, eine jede nach ihren Kräften, geübet werden.

Auch giebt er denen, die es verlangen, besondern Unterricht, sowohl im Französischen als Italienischen.

Der Collaborator Wolf hat im vergangenen halben Jahr der zweiten griechischen Ordnung das 13. 14. 1 und 2 Buch von Helians vermischten Erzählungen erklärt. Im nächsten Sommer wird er vom dritten Buch an, doch mit Weglassung einiger weniger wichtigen Kapitel, weiter fortfahren, und mit der Lektüre dieses Schriftstellers immer die genauere Erläuterung der grammatischen Grundsätze verbinden. Dieser Unterricht wird Dienstags und Freitags 4 bis 5 und Mittwochs- und Sonnabends 9 bis 10 gegeben.

Den ersten Anfängern in der griechischen Sprache wird eben derselbe in zwei wöchentlichen mit den Zuhörern demnächst zu verabredenden Stunden die Grammatik dieser Sprache erklären, und, um die hier gegebenen Regeln durch die Anwendung sogleich desto deutlicher zu machen, den ersten Theil von Strozhs griechischer Chrestomathie sie lesen lassen.

Montags und Donnerstags in der zweiten Nachmittagsstunde fährt er in der Erklärung der Metamorphosen des Ovids, wovon er zeitlich die ersten zwei Bücher geendigt hat, im folgenden halben Jahr weiter fort.

Einige auserlesene Heroïden dieses Dichters werden von ihm des Sonnabends in der ersten Frühstunde erklärt, wobei auch zugleich auf die prosodischen Regeln der lateinischen Sprache Rücksicht genommen wird.

In besondern Stunden hat er theils Anfängern, theils Geübtern in der englischen Sprache Unterricht ertheilt, und dort Lillo's London Merchant nebst Goldsmith's Vicar of Wakefield, hier aber Auszugsweise die ersten sechs Gesänge von Milton's Paradise lost erklärt. Er ist auch ferner bereit, mit denen die es verlangen, den Unterricht in dieser Sprache fortzusetzen, und wird sodann das genannte Buch von Goldsmith nebst Lillo's Fatal Curiosity im nächsten halben Jahre lesen.

Der Collaborator Köppen, wird mit der zweiten prosaischen Klasse, den Caesar de bello gallico Chrestomathisch lesen. Anleitung zur Interpretation, und gründliche Kenntniß der Sprache ist der Hauptzweck dieser Lektion. Dager wird er wöchentlich in zwei Stunden seine Zuhörer unter seiner Aufsicht abwechselnd, den Schriftsteller übersetzen lassen, und sie hier besonders auf das Eigenthümliche beider Sprachen, aufmerksam machen, und auch in lateinischen Aufsätzen üben.

Einigen andern Scholaren sowohl der ersten als zweiten Ordnung, wird er die Harlesische Chrestomathiam poeticam nach einer Auswahl der ihnen angemessensten Stücke erklären,

Dienstags und Freitags in der ersten Frühstückunde.

Mit der vierten Ordnung der Privatisten wird eben derselbe die Schriften, welche man dem Aurelius Victor beilegt, lesen. Er wird diese Lektüre so einrichten, daß sie außer der Übung im Interpretiren und in der Grammatik eine nützliche Vorbereitung zum Studio der römischen Geschichte, Alterthümer und alten Geographie sey.

Es werden auch in der Schreibekunst, so wohl richtig zu schreiben, als sich zu einer guten und deutlichen Hand zu gewöhnen: und im praktischen Rechnen, von dem Cantor Liebau öffentliche Übungen angestellt: jenes geschieht Montags und Donnerstags, und dieses Dienstags

und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde. Er giebt auch besondern Unterricht in diesen beiden Stücken. Und Montags und Donnerstags übt er einige in der Vocalmusik gleich nach Tische.

Im Tanzen unterrichtet der Tanzmeister Rudolph, auch giebt derselbe Unterricht zur Instrumentalmusik, auf der Violine, Violoncello und Flaute. Der Cantor Liebau auf der Davidsharfe. Der Organist Zimmermann unterrichtet im Clavierspielen. Diese Lehrstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Übung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freitags nach Tische Collegium musicum gehalten.

Beitrag zum tragischen Theater.

Die traurige Scene, welche ich hier liefere, scheint mir, so viel ich nemlich weiß, von den Trauerspiel-dichtern noch nicht genüget zu seyn: und es ist dieselbe in einem vorreflichen lateinischen Gedichte enthalten, welches in *I. T. Rantickii* recentior. poetarum Germanorum carminibus selectior. im 1. Bande, auf der 325. u. folg. Seiten befindlich ist. Der Verfasser ist ein italiänischer Abbe, *Horrenzio Mauro* genant, der sich erst an dem Hofe des gelehrten Fürst-Bischofes zu Paterborn, Ferdinand von Fürstenberg, aufhielt, und,

nach dessen Absterben, seine übrige Lebenszeit hier zu Hannover zubrachte, wo er von dem Herzoge Joh. Friederich, dem Churfürsten Ernst August, dem damaligen Erbprinzen, und nachmaligen Könige von England, Georg I. und vielen auswärtigen Fürsten und Herren, überaus werth gehalten wurde. Es liebten ihn auch wegen seiner Höflichkeit und artigen Manieren hohe und geringe zu Hannover: vornemlich brachte ihm seine Geschicklichkeit lateinische, französische und italienische Verse zu machen, wie auch seine besondere Fertigkeit im Schief:

Schießen und Jagen, viele Gönner zuwege; und er soll wegen dieser lehrtern Eigenschaft insgemein der Flug-schütze seyn genennet worden. Da er jährlich ein reiches Einkommen genoß, und viele Geschenke bekam; so war er, nach dem sonst gemeinen Schicksale, kein armer Poet, sondern hinterließ seines Bruders Sohne zu Verona ein sehr beträchtliches Vermögen, machte auch zu Hannover einige Vermächtnisse, woselbst er 1724 im 92. Jahre seines Alters starb, und in der katholischen Kirche begraben ward. Sein Leichenstein mit einer lateinischen Grabschrift wird noch da zu finden seyn.

Der Inhalt des Gedichtes, welches eine in Griechenland wirklich geschehene Sache zum Grunde haben soll, ist, ohne die vorangehende poetische Vorrede, folgender:

Vor dem Altar der Brautgöttin stand ein Mädchen, das sich eben durch ein unauflösliches Band zu einer unangenehmen Ehe verbinden sollte. Sie hieß Phila, und hatte zweien artige, wählenswürdige Liebhaber, die Schäfer waren: den Thyrsis liebte sie herzlich, aber ihr Vater hatte sie dem Lycidas zugesaget: alles ihr Flehen und Weinen hilft nichts, sondern sie muß gezwungener Weise zum Altare folgen, obgleich sich die Liebe eines Mädchens durch väterliche Befehle nicht zwingen läßt. Bei solchen Umständen fliehet Hyänen, der die gezwungenen Ehen hasset, nebst der Juno von dem Altare weg, deren Platz die

Furie einnimmt, welche den Bräutigam wegen eines unschuldigen Wortes zu höllischer Eifersucht und Rache anfeuert. Als Phila nemlich gefragt wird, ob sie den Lycidas zum Manne haben wolle, antwortet das gute Kind, mit schambastem Angesichte: Ich wolte freilich lieber den Thyrsis heirathen, aber mein Vater *. Mehr konnte ihr seufzender Mund vor Schluchsen nicht hervorbringen; mehr brauchte es auch nicht den Lycidas wegen der abschlägigen Antwort, und zwar in Gegenwart des Nebenbuhlers, der dadurch neue Hoffnung bekommen konnte, in Wuth zu setzen. Aus Verzweiflung, daß er seine Braut nicht ganz besitzen werde, und sie vielleicht dem andern noch zu Theile werden könne, tödtet er sie unverzüglich, und sie fällt, als ein unglückliches Opfer des Hasses und der Liebe, durch die Hand ihres eignen Bräutigams ermordet, am Fuße des Altars nieder. Als Thyrsis sein liebes Mädchen, durch die verruchte Hand erstochen, auf die heiligen Stufen fallen sieht, gehet er, als ein rächender Blitz schnell auf den Mörder los, und opfert ihn dem Geiste seiner todtten Geliebten auf. Noch nicht genug. Der Vater des Lycidas stößt dem Thyrsis eben so den Degen durch den Leib, wie dieser seinen Sohn getödtet hatte; und darauf fällt er auf den todtten Sohn und wäscht seine Wunden mit Thränen, wiewohl die Blutschuld nicht kan abgewaschen werden. Auch du, o harter Vater, sagt der Poet ferner, du weißt,

nest, daß du an diesen Mordthaten Schuld bist, doch nun, da es zu spät ist, nur Crocodillenthänen. Dann folget eine Drohung an denselben, daß ihn sein Gewissen ärger als Feuer und Rad wegen des ermordeten Mädchens ängstigen, und das Bild der Sterbens den ihn beständig quälen würde; daß dagegen seine Strafe andern Eltern eine Warnung seyn solle, sich und ihre Kinder nicht ins Unglück zu stürzen.

Uebrigens ist in einen Vers des lateinischen Originals dieser sonst schön-

hammover.

nen Poesie ein Fehler wider die Prosodie eingeschlichen; es sollte nemlich in dem Verse-

In singulanti suffocat ore dolor.

die vorletzte Sylbe des Worts suffocat, lang seyn, weil es von fauces herkömmt, und ist doch durch einen Irrthum kurz gebrauchet. Und so nicket auch der gute Hortensio einmal ein, eben wie Homer, von dem Horaz saget:

Indignor, quandoque bonus dormitat
Homerus.

J. C. Winter.

Nachricht die im 35ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre für den besten Unterricht für Schulmeister der niedern Schulen versprochene Prämie betreffend.

Unter der großen Menge der eingegangenen Aufsätze sind viele zum Theil recht vortrefliche Ausarbeitungen befunden worden, deren Herren Verfasser wegen ihrer einsichtsvollen Bemerkungen und gründlichen Bearbeitung das größte Lob verdienen. Da aber in den beiden Abhandlungen mit den Devisen: Ex parvis magna crescunt, und omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, die ganze Aufgabe nicht stückweise, sondern in ihrem ganzen Umfange systematisch, mit einer ungemeinen Deutlichkeit und Richtigkeit, dem Zwecke gemäß, betrachtet und vorgetragen worden; so ist der ersten Abhandlung der Hauptpreis, und der zweiten das Accessit zuerkannt worden.

Bei der Entseigelung der Devisen hat sich gefunden, daß der Aufsatz mit

der Devise, ex parvis, den Herrn Daniel Joachim Köppen, Prediger zu Zettmin in Pommern, unweit Malchin, und der mit der Devise, omne tulit punctum, den Herrn Joh. Friedrich Goldbeck, Feldprediger bei dem Königl. Preussischen Infanterieregiment von Rohr, zu Graudenz in Westpreußen, zu Verfassern habe.

Die übrigen Herren Verfasser werden ersucht, ihre Ausarbeitungen, nebst den unentseigelten Devisen, gegen Einslieferung einer gleichlautenden von derselben Hand geschriebenen Devise, bei dem Buchdrucker, Herrn Schniebes, in Hamburg auf den Bleichen wohnhaft, vor nächstkommenden Johannis, denn länger steht derselbe nicht dafür ein, wieder abzufordern.

Hannoverisches Magazin.

30^{tes} Stük.

Freitag, den 14^{ten} April 1780.

Beispiel Hannöverscher Wohlthätigkeit.

Folgende Geschichte, die sich vor kurzem in unserer Stadt zuge- tragen hat, und woran noch je- der Menschenfreund mit inniger freun- digen Rührung denkt, verdient in mancher Rücksicht allgemeiner bekannt zu werden. Ohne alle Parteilichkeit, ohne jeden vergrößern Umstand, werde ich nichts thun, als einem edel- denkenden Mitbürger die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ihm gebührt, und ihm den Beifall zu bezugen, den ihm schon längst ein jeder mit willigem Herzen gezollt hat.

Es war den 12^{ten} Febr. d. J. am Nachmittage, als die nunmehr verwit- wete Berghelm von einem Sohn ent- bunden wurde. Die Lage ihrer häus- lichen Umstände war die betrübteste, die man sich nur vorstellen kan. Ihr Mann, vormals ein angesehenen Kauf- mann hiesigen Orts, der durch seine Schuld in Armuth gerathen war, lag, ist ohne Besinnung auf dem Todbette, starb eine Stunde nach ihrer Nieder- kunft, und hinterließ sie mit fünf Kin- dern in der äußersten Dürftigkeit, ohne Brod und ohne Geld, so daß selbst ei-

ne arme Frau und Freundin vom Hau- se, die der Wöchnerin durch thätige Unterstützung an die Hand geht, sechs Groschen, ihren ganzen durch Fleiß und Mähe erworbenen Schatz hergiebt, um die nothwendigsten Kleinigkeiten anzuschaffen. Man urtheile von dem bedrängten Zustande der verlassenem Witwe — In der äußersten Armuth, ohne Geld, ohne Brod — vier Kin- der, die um Brod wimmern, wovon das älteste einen Anfall von der fallen- den Sucht hat — das fünfte, erst geborne, an der Mutterbrust — die Leiche ihres Mannes im Hause — ei- ne arme Magd, die um geringen Lohn dient, ist an den Blattern krank. — Kan ein Anblick trauriger, ein Zu- stand hüßloser seyn? In dieser Noth wandte sich die verwitwete Berghelm an verschiedene Leute, und fand bei manchem Gehör und Unterstützung. Aber keiner nahm sich ihrer mit werk- thätigem Eifer so sehr an, als ein hiez- siger wohlbemittelter Kaufmann, na- mens Bräuner. Ohne Bande der Verwandtschaft, ohne anderweitige Verbindungen mit der unglücklichen

G g

Familie,

Familie, hört er die traurige Geschichte am Sonntage in der Kirche, stellt sich das Unglück der Bergheim in seiner ganzen Größe vor, und wird, vom edelsten Mitleiden durchdrungen — der Retter einer ganzen Familie, und wer zählt alle die Generationen, deren Retter er ward?

Herr Bräuner kömmt aus der Kirche nach Hause, erzählt diesen traurigen Vorfall seiner eben so rechtschaffenen Frau, und nun berathschlagen beide und forschen nach Mitteln, wie dieser unglücklichen Witwe am besten beizuspringen sey. Nach Verlauf einer Stunde kömmt Herr Bräuner auf den Einfall, um einen recht ansehnlichen Beitrag für die Witwe zusammen zu bringen, auf der bevorstehenden Maskerade für sie zu sammeln. Seine Gattin widerrieth ihm dieses aus wohlmeinender Bedächtlichkeit und aus Furcht, schlecht denkende Menschen könnten ihm diese gute Gesinnung übel auslegen, als suchte er eignen Vortheil darunter. Allein der Menschenfreund besteht auf seinem einmal gefaßten Entschluß, läßt sich nicht durch die wiederholte Abmahnung seiner Gattin, nicht durch Vorstellung davon abbringen, daß er schon oft durch gutgemeintes Unterstützen anderer in übeln Ruf gekommen; er sagt ihr: Es mag ausgelegt werden, wie es will, es ist Pflicht unserm Nächsten zu dienen — Niedrig denkende Menschen mögen glauben, was sie wollen, wenn mein Gewissen mich freispricht, und mei-

ne That den Beifall von wenig Rechtschaffenen erhält, so werde ich gegen alle grobe Beschuldigungen hinlänglich schadlos gehalten.

Kurz Herr Bräuner beharrt, aller Vorstellung und Gegenrede ohngeachtet; bei seinem Vorsatze, und noch denselben Tag samlet er auf einem öffentlichen Hause vor Hannover eine ansehnliche Collecte zum Besten der Witwe Bergheim.

Herr Bräuner entdeckt an dem Reudentage einigen Herren vom hohen Adel seinen Anschlag. Namentlich könnte ich hier verschiedene hohe Personen anführen, und die Wärme loben, womit sie seinen Einfall gut hießen, schon im voraus unterstützten, und auf den Abend ferner zu unterstützen versprochen.

Nun hatte Herr Bräuner die Erlaubniß zu sammeln, und war gleichsam höheren Orts dazu autorisirt worden. Es war nun noch die Besorgung des Habits und eines gedruckten Zettels übrig, um am Abend das große Werk auszuführen: auch dieses besorgt er. Er wählt die Ordenskleidung eines Kapuziners; doch aus Besorgniß, daß es bei der hiesigen katholischen Geistlichkeit Misfallen, und bei dem gemeinen Mann Anstoß erregen könnte, geht er zu einem Freunde, der ein Katholik, ein rechtschaffener Christ und edel denkender Mann ist, und fragt ihn: ob es Aergerniß für seine Glaubensverwandten wäre, wenn jemand bei öffentlichen Lustbarkeiten in Kapuziner-

zinerkleidung erscheine? Der Freund antwortet: Ja, wenns auf einer Mas: kerade wäre — dies wäre eben der Fall, versetzt Bräuner; und jener: Dann könne es nicht geschehen. Bräuner fragt, wenn aber durch diese Klei: dung füglich eine ganze hülflose Famis: lie aus aller Noth gerissen werden köns: te? Nun erzählt er den traurigen Fall und sein Vorhaben, erhält herrlichen Beifall, wird von dem Manne bei Anschaffung der klösterlichen Tracht unterstützt, und bekömt den schönen Rosenkranz desselben zum Gebrauch.

Den Dienstag Abend, um 7 Uhr, erschien Herr Bräuner in der völligen Kleidung eines Kapuziners mit einem weißen Stabe, gekrönt wie Vater Lorenzo, mit einer bleichernen Büchse woran unten ein weißer leinener Beu: tel genähet war, und mit einem Zet: tel, worauf man folgende Worte las:

Gedenket, bei eurer Freude an eine vor wenig Tagen durch den Tod ihres Mannes in das tieffste und drückendste Elend gerathe: ne kranke Wöchnerin, fünf un: mündige Kinder, nebst einer al: ten Großmutter. Sämliche er: flehen euren Beistand.

Der erste Gang unsers Kapuziners war in das Spielzimmer. Hier hätte man die Bereitwilligkeit sehen sollen, womit jeder, nach dem Beispiel uns: ers erhabnen Prinzen die Karten nie: derlegte, und die willige Miene, wo: mit jeder von dem anwesenden hohen Adel seine Börse öffnete, und reichlich

zur Unterstützung der unglücklichen Fa: milie in die Büchse steckte. So giengs von Tisch zu Tisch. Der Kapuziner theilte Zetteln herum, ärmte Lob und Beifall, und empfing von jedem reich: liche Beisteuern. Nun gieng er in den Tanzsaal. Drei Damen von ho: hem Range beeiferten sich um die Wet: te, den Kapuziner herum zu führen, und die Masken, die im Tanzen be: griffen waren, zur milden Beisteuer zu bewegen. Ja sogar nahm eine Dame vom ersten Range unsern Ka: puziner an den Arm, führte ihn auf die Spielgalerie und wieder herunter in den Saal. Unausprechliche Won: ne mußte unser menschenfreundliche Mönch empfinden, wenn er, von dem Verlangen und Bestreben durchglüht, diese Familie glücklich zu machen, sich von hohen und niedrigen umringt sah, wovon jeder mit willigem Herzen nach Vermögen sein Scherlein einlegte.

Nun war der Beutel voll, und je: dermann wünschte die Summe des zus:ammengeschossnen Geldes zu wissen. Herr Bräuner erfüllte diesen Wunsch, kam nach Tische wieder, aber nicht als Kapuziner, und sagte, daß sich die Summe des gesamleten Geldes auf neunzig Thaler vier und zwanzig Groschen belaufe. Dazu wurde ihm die Einnahme von den Zuschauern auf der Gallerie bewilligt, die siebzehn Thaler und ein und zwanzig Gro: schen betrug. Macht also die ganze eingekommene Summe von diesem Abend Ein hundert acht Thaler und neun Groschen Cassengeld.

Unser hoher Adel, dessen Freigebigkeit und Menschenliebe sich schon so ausnehmend gezeigt hatte, gab einen neuen Beweis seiner erhabnen und edelmüthigen Denkart, indem er Herr Bräuner ersuchte, auf den folgenden Redoutenabend wieder als Kapuziner zu kommen, und abermals zu sameln, und unser Menschenfreund, um sein edles Werk nicht unvollendet zu lassen, war auf das erste Wort dazu bereit und willig.

Er erschien den Freitag Abend wieder. Kurz vor seiner Ankunft hatte er folgende gedruckte Verse anheften lassen, die er nachher selbst unter die Masken austheilte.

Ich goß es in der Witwe Schooß;

Die erste Freudenthräne floß

Auf ihren Säugling hin.

— Seht Freunde, euer Meisterstück!

Vollendets heute — Gottes Blick

Lacht Beifall auf euch hin.

Sein Anzug war diesmal vollständig, und hatte mehr Klosterkostüme. Das ehrwürdige Ansehn des Mannes floßte Bewunderung und Hochachtung ein. Er theilte nach Mönchssitte geschnittne Bilderchen unter die Damen, und hornens Lorenzodosen unter die Herren von Adel aus, die mit dem größten Beifall aufgenommen wurden, und die man sters zu seinem Andenken aufzuheben versprach. Sein Ansehn und die edle Bereitsamkeit, womit er gleich Noriks Lorenzo jeden die Bedürfnisse und den Jammer der unglücklichen Familie ans Herz zu legen wußte, lockte mancher mitleidigen Seele

Thränen ins Auge. Die diesmal gesammelte Summe war, ohne das Geld von der Gallerie, ansehnlicher wie das erste mal, und belief sich auf Einhundert acht und dreißig Thaler, drei Groschen und drei Piennige Cassenmünze. Ein Theil von dem Gelde von der Gallerie wurde diesen Abend zur Belohnung der Tugend der armen Frau bestimmt, die am Tage der Niederkunft der Witwe Bergheim, diese mit Handleistungen und ihrem geringen Vermögen von sechs Groschen unterstützt hätte.

Sie ist eine arme ehrliche Frau, erwirbt sich ihr Brod mit Kaufgarnspinnen, und war im Begriff für die eben als Spinnlohn empfangnen sechs Groschen für sich Flachs und Brod zu kaufen. Allein zur Unterstützung der Bergheimschen Familie schränkt sie ihre eignen Bedürfnisse ein, und theilt ihren Vorrath mit der Witwe Bergheim. Ein Beweis, daß auch geringe Leute fähig sind, edle Handlungen zu verrichten, die das dankbare Andenken der Nachwelt verdienen.

Damit die eingekommene Summe, die außer der Collecte von der Redoute, und außer andern durch Herr Bräuner angestellten Sammlungen, durch eingefandte anderweitige Unterstützung ansehnlich vermehrt ist, auch zum wahren Nutzen der Witwe und ihrer Familie verwendet werde, wird dieser edle Mann noch auf andre Weise ihr Wohlthäter.

Er miethet ihr an einer gangbaren Straße eine Wohnung, läßt ihr darin einen

einen Kramladen anlegen, kauft für eine gewisse Summe allerhand Waaren an, und übernimmt die ganze Aufsicht über ihren kleinen Handel. Mit jedem Monat soll sie ihm Rechnung von ihrer Einnahme und Ausgabe ablegen. Und bis ihr Handel, bei welchem er ihr mit Rath und That an die Hand geht, recht im Gange ist, bekommt sie wöchentlich ein gewisses Geld zu ihrem Unterhalt. Das übrige wird auf Zinsen ausgethan.

Der ganze Betrag der Summe, die durch Herr Bräuners Bemühung zum Besten der Witwe Bergheim gesamlet ist, besteht aus fünf Collecten in verschiedenen Gesellschaften:

die 1 ^{te} von	52	Thl.	12	gr.	—	pf. Casseng.
die 2 ^{te} von	35	„	12	„	—	—
die 3 ^{te} von	9	„	12	„	—	—
die 4 ^{te} von	6	„	24	„	—	—
die 5 ^{te} von	18	„	12	„	—	—
die 6 ^{te} von	11	„	24	„	—	—
zum 1 ^{ten} mal						
v. d. Redoute	108	„	9	„	—	—
das 2 ^{te} mal						
eben daher	138	„	3	„	3	„

Hauptsumme 380 Thl. — gr. 3 pf. Casseng.

Man sieht aus dieser Geschichte, die dem Herrn Bräuner und vielen hohen und niedrigen Personen ewig zur Ehre gereicht, wie wenig oft von unsrer Seite dazu erfordert wird, der Schöpfer des Glücks von vielen zu sehn. Oft treffen glücklicher Weise die Umstände so zusammen, wie die Getriebe und Räder einer Kunstmaschine, wo ein kleiner Stoß im Stande ist, alles in Leben und Bewegung zu setzen; oft ist schon das Wollen und das bloße

Bemühen die Quelle mancher edlen That; und wenn das geringe Maaß von Glücksgütern uns verhindert, selbst das Vergnügen des Wohlthuns zu haben, so ist's gleiches Verdienst von uns, wenn wir andre edeldenkenden Leute zum Wohlthun aufmuntern.

Die alten Griechen und Römer gaben demjenigen, der in einer Schlacht oder auf andre Weise seinem Mitbürger das Leben rettete, eine Bürgerkrone; eine Belohnung, die ins Auge fiel und den Trieb zu dergleichen Edeltthaten nothwendig sehr ankammen mußte. Der Mann, der unaufgefordert bloß auf Antrieb der allgemeinen Menschenliebe sich so thätig zum Dienst der leidenden Nebenmenschen verwendete, der Versorger einer verlassenen Familie wird, sich durch keine Hindernisse auf dem einmal betretenen Wege irre machen läßt — harren nicht Kronen seiner, so ist er hinlänglich durch das innere Bewußtseyn, und durch die Erwartung dereinstiger höherer Wonnen belohnet.

Noch ein Wort des Danks an alle mitleidige Armenfreunde. Oft sahen wir von Ihnen die erhabensten Beweise edler Milthätigkeit und Unterstützung — Wie reichlich wurde vor einiger Zeit die Tugend eines armen Landmädchens belohnt, das mit zärtlicher Sorgfalt seiner armen Eltern pflegte. Wie viel sind der Beiträge und Zuflüsse jeder Art zur Unterstützung Hülfbedürftiger? Hundert und mehrere Namen und edle Thaten könnt ich hier nennen, und würde sie nen-

nen, wenn nicht die schuldige Ehrfurcht dadurch verletzt würde. Einen neuen Beweis der Großmuth und Uneigennützigkeit kan ich nicht übergeben, womit der hiesige hohe Adel die ganze Einnahme von den Zuschauern auf der

Gallerie, bei der diesjährigen Redoute ans Armenhaus gesandt hat. Mit welchem Eifer muß sich nicht jeder redlich denkende den Diensten eines Staats widmen, wo alle Stände Freude im Wohlthun finden!

Beantwortung der im 92ten Stück des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend.

So wenig es möglich ist, Jemanden der nie in einem Bergwerke gewesen, ohne Zeichnung, und nur bloß durch Beschreibung desselben einen rechten anschaulichen Begriff vom Bergbau zu geben, eben so unmöglich ist es, Jemanden der gar keine Kenntnisse vom Schiffbau und von der Schifffahrt hat, die Struktur dieser großen schwimmenden Paläste, und die vielen tausend Theile woraus ein jedes derselben zu seinem besondern Zweck zusammen gesetzt ist, so aus einander zu setzen und begreiflich zu machen, daß der Unterschied der mancherlei Gattungen derselben sogleich einleuchtend würde. Da nun die Beschaffenheit und Absicht dieser Blätter keine Erläuterung durch viele Kupfer zuläßt, so kan es nicht fehlen, daß nicht die Beschreibung derselben sehr mangelhaft bleiben wird; jedoch will ich versuchen, den Unterschied der verschiedenen Gattungen der Schiffe und auch die genauere Beschreibung einiger der vornehmsten und bemerkungswürdigsten hier anzugeben.

Man findet, wenn man sich mit dem Seewesen befaßt, eine unglaubliche

Mannigfaltigkeit der Benennungen dieser so verschiedenen großen Gebäude; diese verändern sich oft dadurch, daß andere Nationen sie in ihre Sprache übertragen, und werden durch den verschiedenen Dialekt zu neuen Wörtern. Je mehr man dies untersucht, je mehr wird man gezwungen alle Hoffnung aufzugeben sie jemals alle kennen zu lernen, und man muß sich nur darauf einschränken die gewöhnlichsten und bekanntesten anzuführen.

Da die Schifffahrt der Alten sehr mangelhaft war, und sie auch vor der Erfindung des Compasses sich nicht weit auf das hohe Meer wagen durften, so waren auch ihre Schiffe noch bei weitem nicht zu der Vollkommenheit gelangt, der man sich näherte, als die Erfindung desselben Entdeckungen fremder Länder, und Beschiffung unbekannter Meere veranlassete; ich werde derohalben von den Schiffen der Alten hier nichts sagen, und nur bloß mich auf die einschränken, deren man sich jetzt bedient.

Da der Zweck den man bei Erbauung der Schiffe hat verschieden ist, so zeigt

zeigt sich auch in Betrach ihrer Größe, ihrer Struktur, und des Verhältnisses der Theile eine große Verschiedenheit. Einige sind länglich, einige mehr rund, welche spizig, einige sind zu Lasten, einige zum Fischen und andere zum Kriege bestimmt. Es zeigen sich die Folgen ihrer Struktur und ihre Wirkung in den Eigenschaften, welche die Schiffe dadurch erhalten. Man nennet eigentlich alle Schiffe welche bewaffnet sind um dem Feinde Abbruch zu thun, Kriegsschiffe; genauer aber werden nur die so genannt, welche Vermöge ihrer Größe, Stärke, und der Menge der Kanonen und Mannschaft die sie am Bord haben, in dem Seetreffen in der Linie stehen, weshalb sie denn auch Linien-schiffe, oder Schiffe vom Range benannt werden. Auch in der Bestimmung des Ranges sind nicht alle Nationen einig; die Franzosen haben derselben nur drei, und das Verhältniß der Theile einer jeden Gattung derselben, ist nebst ihrer Benennung durch eine Königl. Verordnung auf das genaueste vorgeschrieben. Vorläufig will ich auch noch anmerken, daß die Franzosen ihre Schiffe mit Kanonen von schwerem Kaliber besetzen, als die Engländer, daß aber die dieser Nation jezo größer gebauet werden, und dieser ihrer Größe unbeschadet, vortreflich segeln.

Französische Schiffe vom ersten Range führen von 100 bis zu 120 Kanonen; sie sind 170 bis 180 Fuß lang, 50 Fuß breit, und die Artillerie ist in

drei Etagen über einander gleich vertheilt. Diese Etagen nennet man auch Verdeck, und hievon bekommen die Gattungen den Namen zweideckig, dreideckig. — Eine jede Batterie besteht aus 15 bis 16 Kanonen, und der Raum zwischen zween beträgt 7 Fuß. Außer diesen 6 Batterien, stehen nun noch auf dem Halbverdeck, welches bis an den großen Mast reicht und an dem Hintertheil des Schiffs die vierte Etage macht, an jeder Seite gleichfalls 5 Kanonen. Auf dem Vorderkastee sind deren an jeder Seite 3, und im Hinterkastee, zwischen den Verdecken sind gemeiniglich auch noch einige angebracht, welches die kleinsten zu sehn pflegen.

Die erste Batterie, das heißt die unterste, besteht aus 15 ganzen Karttaunen (48pfündig), die zweite aus 16 halb Karttaunen (24pfünder). (Diese Batterie enthält ein Stück mehr, weil das Schiff oben länger ist als unten beim Kiel). Die dritte Batterie besteht aus 15 Viertel Karttaunen (12pfünder), (diese hat darum 1 Stück weniger als die zweite, damit der benötigte Raum zu den Zimmern im Hinterkastee gespart werde). Die Kanonen auf den Halbverdecken schießen nur 8 Pfund, und die im Hintertheil zwischen den Verdecken nur 4 Pf.

Zu diesen $3\frac{1}{2}$ Verdecken kömmt nun noch am Hintertheil des Schiffs ein Viertel Verdeck (die Hütte) zur Bequemlichkeit der Officiers, so daß überhaupt am Steuer der Etagen über dem Wasser fünf sind, in welchen beinahe dreißig

dreißig Zimmer angebracht werden, die alle sauber verzieret, und von außen prächtig vergoldet und mit Bildhauerarbeit ausgeschmückt sind. Zwei Galerien oder Balkons befinden sich an beiden Sälen der dritten und vierten Etage, welche über das Wasser hängen.

Der Raum zwischen den Verdecken ist die Lagerstätte der Besatzung. Hier hat jeder seine Hangematte, welche aber, so bald sich das Schif zur Action anschicket, sämmtlich abgenommen, und mit ihrem Zubehör aufgerollet werden müssen. Dies hat einen doppelten Nutzen, denn erstlich ist nun der Raum

für die Constabler und den Zimmersmann frei, und zweitens dienen diese aufgerollte Sachen oben auf dem Verdeck zur Schutzwehr gegen die feindlichen Flintenkugeln: denn der Vord des Schifs ist mit zwei Reihen geflochtenen Tauwerk so eingerichtet, daß dies dazwischen zu stopfende eine sehr gute Brustwehr abgiebt. Die Etagen unter dem Wasser dienen nur zur Aufbewahrung der Mund- und andern Provisionen, Segel und Tauwerkvorräthe des Wassers u. d. gl. Die Munition aber ist zu mehrerer Sicherheit in dem alleruntersten Raume.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Daß die Erkältung gebrüteter Eyer nicht immer schädlich sey.

In dem im 78ten Stück des Hannöb. Magaz. v. J. 1777. angeführten Exempel, daß kalt gewordene, schon bebrütete Eyer, dem ohngachtet noch zur Ausgeburt lebendiger Küchlein gelanget, kan ich ein anderweitiges glaubwürdiges Beispiel hinzufügen, das in mancher Absicht noch sonderbarer ist. Eine Hauswirthin hatte den Verdruß, daß eine brütende Entz sechs Tage vor Endigung ihrer Brütezeit, ich weiß nicht, durch was für einen Zufall, todt auf ihren Eiern gefunden wurde. Sie schickte umher, eine Henne zu suchen, die zum Brüten geneigt wäre, um die Stelle der gestorbenen zu ersetzen; aber sie konnte keine finden, und unter dieser fruchtlosen Erkundigung vergieng ein ganzer Tag. Am folgenden wiederholte sie ihre Bemühungen, schickte die kalten Eyer, nachdem sie eins derselben versucht und noch ein schwaches Leben an dem Em-

bryo bemerkt hatte, eine halbe Stunde weit über Feld zu einer Bekanten, in der Hoffnung, bei derselben glücklicher zu seyn; aber auch vergeblich. Endlich am dritten Tage fand sich an einem Orte, ebenfalls eine halbe Stunde weit von ihr, jemand, der die Eyer anzunehmen, und sie einer glückenden Henne aufs Gerathewohl unterzulegen versprach. Sie packte sie daher aufs neue ein und schickte sie hin. Die Henne brütete treulich, bis acht Tage verlossen waren, Da brachte sie 10 lebendige Küchlein aus, kaum eins weniger, als derselben Eyer untergelegt waren, nur mit dem Unterschied, daß sie einige Tage später zum Vorschein kamen, als bei ungestörter Brütung würde geschehen seyn; denn, natürlicher Weise mußte der zwei Tage unterbrochene Wachsthum auf diese Art wieder ersetzt werden.

Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Montag, den 17ten April 1780.

Beantwortung der im 92ten Stück des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend.

(Fortsetzung.)

Ghe ich mich zu den Schiffen vom zweiten Range wende, will ich doch auch hier etwas von der Bemastung derselben überhaupt sagen. Alle großen Schiffe heißen nun zwar überhaupt dreimastige, jedoch bestehen diese drei Masten aus mehrern aufeinander gesetzten; und zwar erstlich der Mittelmast, aus dem großen Mast von 86 Fuß lang und darüber, der großen Stenge von 60, der großen Bramstenge von 27, und der Flaggenstenge, von welcher die Admiralsflagge wehet.

2) Der Vordermast, aus dem Fockmast von 77 Fuß und darüber, der Fockstenge von 54, der Vorderbramstenge von 23, nebst der Flaggenstenge von der die Flagge des Viceadmirals wehet.

3) Der Hintermast, aus dem Besanmast von 64 Fuß, der Kreuzstenge von 20, und der Flaggenstenge, von der die Flagge des Contreadmirals wehet. Außer diesen drei Masten ist nun noch die Boegspriet, welche

vorn aus dem Schiffe unter einem kleinen Winkel hinaus liegt, lang 54 Fuß, und deren perpendicular stehende Stenge 24; auch hier ist noch eine Flaggenstenge hinzu gefügt, von welcher aber nur bei erfreulichen Begebenheiten eine Flagge wehet. Auf dem Hintertheil des Schiffs, steht nun noch der große Flaggenstock, und von diesem eigentlich wehet die große Flagge.

Die Dicke dieser Masten ist sehr verschieden; der große Mast hat bei Hauptschiffen über zwei Klafter im Umfange, und es versteht sich, daß er der Dicke nach aus mehreren großen Bäumen zusammen gesetzt, und mit sehr starken eisernen Bänden wohl verbunden ist; die andern Masten und Stengen, sind nun verhältnißmäßig auch schwächer. Die Querstangen welche an den Masten und Stengen angebracht sind, und zur Befestigung der Segel dienen, heißen die große Schaa, die kleine Schaa &c. und die Befestigung der Stengen auf den Masten, und jener in einander geschieht

het durch eine runde Art von Gallerie die man den Mars oder Mastkorb nennet, und welcher 9 bis 10 Fuß, auch noch mehr im Durchmesser hat. Auf dem großen Mars bringet man auch oft Umsetten und Schraubstücke an, stellet auch Scharfschützen darauf, um die feindlichen Verdecke von oben herunter zu säubern.

Die vornehmsten Segel großer Schiffe sind folgende:

1) Das große Segel an der großen Schaa des Mittelmasts.

2) Das Focksegel an dem Fockmaste.

3) Das Besaanssegel am Hiatermaste.

4) Die große Blinde am Voegspriet.

5) Das große Marssegel, an der ersten Stenge des Mittelmasts.

6) Das vorder Marssegel, an der ersten Stenge des Fockmasts.

7) Das Kreuzsegel an der Stenge des Besaansmasts.

8) Das große Bramsegel an der zweiten Stenge des Mittelmasts.

9) Das vorder Bramsegel an der zweiten Stenge des Fockmasts.

10) Die oberste Blinde, an der Stenge der Voegspriet.

Außer diesen giebt es nun noch andere, die man Staafegel nennet, und welche ohne Raaien*) an dem Tauwerke an den Seiten, wo noch Raum dazu ist ausgespannet werden, um bei wenigem Winde, desselben so viel zu fassen, als nur immer möglich ist. Sie sind dreieckig, und ihrer werden sehr viele aufgehisset (aufgezogen), als der Raum und die Umstände erlauben.

*) Raaien sind die Segelstangen, welche quer an den Masten hängen, und woran die Segel ausgespannet werden. *Anm. des Herausgebers.*

Ein Schiff vom ersten Range, erfordert nun, um vollkommen fertig gebauet zu seyn, an ausgewachsenen gesunden Eichen, 4000 Stück, das andere Holz nicht zu rechnen; ferner 300,000 Pfund Eisen, an gepichtem Tauwerk, den Vorrath mit gerechnet, 219,000 Pfund, und über 120,000 Tagarbeiten. Ein solches Schiff kömmt in England allezeit theurer zu stehen als an andern Orten, wie man denn sicher annehmen kan, daß ein Schiff von der Linie, wenn es fertig ist in See zu gehen, über 60,000 Pfund Sterling zu stehen kömmt.

Schiffe vom zweiten Range haben auch drei Verdecke, und darüber auf dem Hinterkastel das Vierteldeck oder die Hütte, so daß sie am Steuer vier Etagen haben; das halb Verdeck mangelt ihnen. Sie sind 150 bis 155 Fuß lang, und führen 80 bis 100 Kanonen, deren Vertheilung so wie die der ersten Art sind.

Schiffe vom dritten Range sind 135 bis 145 Fuß lang, führen 60 bis 70 Kanonen, und haben nur zwei und ein halb Verdeck, welches ihnen also drei Etagen über dem Wasser giebt. Alle erfahrene Seelente verschern es, daß diese Gattung Schiffe die bequemste ist, und daß sie den Stürmen am besten widerstehen können.

Ein starker Wind, welcher kleinen Schiffen schon zu heftig ist, setzt diese großen Maschienen nur erst in eine ordentliche

denkliche geschwinde Bewegung, welche auch bei weitem nicht so schwankend und unangenehm ist, als bei kleinen. Vor den vorbenannten grössern, haben sie noch das voraus, daß bei heftigen Stürmen, der Wind nicht so stark auf das hohe Gebäude des Schiffes selbst wirken kan, und daß sie bei wenigerem Winde sich leichter fortreiben lassen, als jene unbehilflich große Maschienen, welche eben darum in der Action oft unbrauchbar sind, weil sie bei schwachem Winde nicht so leicht gedrehet werden können als diese.

Alle diese nun heißen Schiffe von der Linie, und die, welche kleiner sind, und weniger Kanonen führen, heißen Fregatten. Das Admiralschiff einer Flotte ist dasjenige, worauf der Befehlshaber derselben sich befindet, und von welchem alle Signale gegeben werden. Es befinden sich verschiedene kleine Fahrzeuge in dessen Gefolge, um die Ordres den andern mitzutheilen, oder zu recognosciren. Es braucht dies nicht allezeit das grösste zu seyn; gemeinlich wird dazu dasjenige ausgesuchet, welches am stärksten und besten gebauet ist, und am leichtesten segelt.

Eine Fregatte, ist ein Kriegsschiff, schwächer von Holz gebauet, als die erstern vom Range; die größern haben zwei, die kleinern aber nur ein Verdeck nebst einer Hütte, stehen gewöhnlich nicht hoch über dem Wasser, und segeln dadurch auch viel leichter. Ihrer Bauart nach sind sie der bau-

higten Gallioten und Flöte entgegen gesetzt. Sie führen von 48 zu 24 Kanonen, die kleineren aber 16 bis 24.

Die englische Marine ist in sechs Rangordnungen getheilt, wovon jedoch die kleinern Schiffe, als Kriegsschaluppen, Bomben und Feuerschiffe, auch Cutters und Schoners, ausgenommen sind, als welche von Lieutenants geführt werden.

Schiffe vom ersten Range führen 100 Kanonen und darüber, 42pfünder im untern Deck, 24pfünder im mittlern Deck, 12pfünder im obern Deck, und 6pfünder auf dem Hinter- und Vorderkastee. Sie haben an Equipage 6 Lieutenants mit 850 Mann, worunter 150 Seefoldaten sind; sind über 200 Fuß lang, 50 breit, 21 tief, und ihre Last ist über 2000 Tonnen.

Schiffe vom zweiten Range führen 90 bis 100 Kanonen auf drei Verdecken, wovon die untern 32, die mittlern 18, die obern 12, und die auf den Kasteelen 6 Pfund schießen. Die Equipage besteht aus 6 Lieutenants und 750 Mann, wovon 120 Seefoldaten sind. Die Länge ist 177 Fuß zu 50 in der Breite; die Last derselben 1934 Tonnen.

Schiffe vom dritten Range führen von 64 bis 80 Kanonen, welche 32, 18 und 9 Pfund schießen; die Equipage besteht aus 5 Lieutenants und 500 bis 650 Mann, worunter 100 Seefoldaten mit begriffen sind; die Länge derselben ist 160, zu 45 Fuß in der Breite, und ihre Last 1700 Tonnen.

Schiffe vom vierten Range führen
H p 2 50

50 bis 60 Kanonen auf zwei Verdeckten und einer Hütte, wovon die untern 24, die obern 12 Pfund, und die der Kasteel 6 Pfund schießen. Die Equipage besteht aus 3 lieutenants und 350 Mann, worunter 60 bis 70 Seefoldaten befindlich sind. Die Länge des Schiffs ist 146 zu 40 Fuß in der Breite, und die Last beträgt 1050 Tonnen.

Schiffe der beiden folgenden Ordnungen sind Fregatten, und zwar gehören zum fünften Range, alle die von 40 bis 32 Kanonen führen; die größten dieser Gattung haben zwei Verdecke, die untere Batterie mit 18pfündern, die obere aber mit 9pfündern besetzt, allein die andern haben alle nur ein Verdeck, und führen auf selbigem lauter 12pfünder, auf den Kasteelen aber 6pfünder. Das größte dieser Gattung hat an Besatzung 3 lieutenants und 280 Mann, die andern aber nur 2 lieutenants mit 240 Mann, worunter 50 Seefoldaten mit begriffen sind. Die Länge des Gebäudes ist 130 Fuß, die Breite 35, und die Last 800 Tonnen.

Schiffe vom sechsten Range führen lauter 9pfündige Kanonen, die größten haben auch noch 3pfünder auf dem Kasteel, nebst 200 Mann mit 2 lieutenants am Bord; hierunter sind 40 Seefoldaten. Die kleinsten von 24 Kanonen haben nur 1 lieutenant und 160 Mann, worunter 40 Seefoldaten sind, zur Equipage. Die Länge derselben ist 118 Fuß zu 33 Breite, und die Last derselben beträgt 580 Tonnen.

Kriegsschaluppen führen von 8 zu 18 Kanonen; die größten haben 6pfünder, die kleinen 3pfünder; sie sind beinahe wie die Fregatten der letzten Ordnung bemannet, und werden nicht von Capitains, sondern von lieutenants commandirt. Man rechnet sie auf 316 Tonnen, die Länge derselben ist 98, zu 27 Fuß in der Breite.

Bombenschiffe sind von dem Schlage wie die Schaluppen, allein die Feuer- und Hospitalschiffe gleichen den Schiffen vom fünften Range.

Corvetten nennen die Franzosen ihre kleinen Fregatten, deren Bestimmung hauptsächlich ist, Ordres zu bringen, zu recognosciren, oder anderweitig verschickt zu werden.

Außer diesen hier beschriebenen Fahrzeugen bedient man sich im Kriege auch noch anderer, welche zwar eigentlich nicht zum Kriege erbauet sind, jedoch im Fall der Noth bewafnet und bemannet werden, um als Küstenbewahrer, Wachtschiffe, Hospitalschiffe, zu Transporten oder sonst gebraucht zu werden.

Diese sowohl, wie andre bekante Arten werde ich nach der Reihe, so viel es die nöthige Kürze dieser Blätter gestattet, anzeigen.

Migüilles sind kleine französische spigiae Fischerkähne.

Ulmadi sind kleine afrikanische Fahrzeuge, ohngefehr 24 Fuß lang, doch giebt es auch deren von 80; sie sind leicht gebauet.

Bakassa, ist ein großes Ruderschiff der Caraien.

Galous, ist ein gondolirter siamischer Kahn. In der Mitte steht eine Hütte, auch wohl Thürme mit Glocken.

Balander, ist ein kleines Fahrzeug mit 2 Masten und einer an selbigen befindlichen Querstange zur Befestigung des Segels, welches die Form eines Tropeziens hat. Die größten sind von 80 Tonnen, und werden von 4 Personen geführt. Sie haben ein Schwert, das ein ensörmiges großes Brett ist, 10 Fuß lang, und 6 Fuß breit, und an der Schiffsseite außen so befestigt ist, daß es mit seiner breiten Fläche kan in das Wasser gelassen werden; dieses geschieht beim laviren, theils das Umschlagen des Schifs zu verhüten, theils aber auch, damit das Schif nicht zu sehr abgetrieben werde. Schwerter von der Art führen fast alle kleinen Schiffe.

Boor, ist ein kleines offenes Fahrzeug, welches theils mit Ruder, theils mit Segel auf dem Wasser fährt; die Stärke und Größe derselben ist sehr verschieden, und richtet sich, so wie auch ihre Struktur, nach ihrer Bestimmung. Einige sind rund, andre plat, einige offen, andre gedeckt und mit Zierathen gearbeitet, so wie es ihre Bestimmung erfordert.

Brander, ist ein Schif mit brennbaren Materialien angefüllt. Diese dienen dazu, entweder eine fremde Flotte, oder einen Haven damit in Brand zu stecken. Es sind dies entweder Schaluppen, oder Flurschiffe, auch wohl Pinassen, von der Größe bis zu 80 last oder 160 Tonnen. Sie

haben nur ein Verdeck, von welchem viele kleine Kanäle in den Raum führen, welcher mit Kunstfeuer aller Art angefüllt ist. Man bedeckt jede dieser Oefnungen mit einem Dach von trockenem Reiserholz, welches vorher in Del, Schwefel und andere brennbare Materialien getunkt ist. Das ganze Schif muß unten und innerhalb sehr stark verpicht seyn, und mit lauter Sachen, die sich leicht entzündn, angefüllt werden. Am Steuer führt es auch gemeiniglich einige Kanonen, damit es sich gegen kleinere Fahrzeuge vertheidigen könne. Es wird mit 10 bis 12 Mann besetzt, welche alle doppelten Sold haben, und das Schif dahin führen müssen, wo es seine Wirkung thun soll. So bald sie dasselbe so weit gebracht haben, daß es das feindliche Schif berührt, lassen sie den großen Enterhaken, der es an selbiges festklammert, sogleich über Bord fallen, zünden es an, und setzen sich in eine Schaluppe, die sie zu dem Ende bei sich führen, um sich zu entfernen.

Brigantine, ist ein zweimastiges Kaufmannschif, welches von allen Nationen nicht von gleicher Größe erbauet wird.

Brigantine, ist eine kleine Galiotte, welche im mittelländischen Meer gebraucht wird. Die Corsaren haben dergleichen zum Priesen machen, sie führen 20 Ruderbänke, und auf jeder derselben einen Mann, der zugleich Soldat ist. Die Rhodiser sollen sie erfunden haben, und sie sollen den Na-

mien von der Stadt Corunna haben, welche lateinisch Brigantium heist.

Busche: Burse, wird hauptsächlich beim Heringsfang gebraucht; es sind kleine Schiffe, 52 bis 60 Fuß lang, vorne 20, hinten aber 22 Fuß hoch.

Canot. Die meisten dieser Fahrzeuge der Wilden sind aus ausgehöhlten Bäumen gemacht, sehr lang, jedoch nicht tief und sehr schmal. Die von Guinea sind 16 Fuß lang, $1\frac{1}{2}$ breit und dabei sehr flach, doch haben sie auch größere bis zu 35 Fuß lang und 5 breit: letztere sind ihre Kriegsschiffe. Wenn sie einen Mast führen, so steht dieser gemeinlich vorn, und ihre Segel sind von Binsen oder Matten. Die Bewohner der Magellanischen Küsten machen sie von Baumrinde, die sie so zu bearbeiten und zu runden wissen, daß sie ihnen beinahe die Form der Gondeln in Venedig geben. Diese Canote haben 12 bis 16 Fuß Länge, zu 2 Fuß in der Breite; sie enthalten 6 bis 8 Bänke, und 8 Mann haben bequem Raum darin.

Cajase, sind türkische Fahrzeuge, die zwar groß sind, aber niedrigen Bord haben; in Aegypten sind sie sehr im Gebrauch.

Core Core, sind moluckische Lustschiffe. In Kriegszeiten werden sie zu 100 Fuß lang gebaut, und haben 80 Ruderknechte.

Caruke, nanten die Portugiesen eine Art Schiffe, welche sie ehemals nach Brasilien oder Indien schickten; sie waren sehr groß und weit, konten

an die 2000 Mann führen, und waren von 2000 Tonnen oder 4 Millionen Pfund.

Auch die Maltseher: Ritter haben sich derselben ehemals bedienet, jedoch sind sie nicht im Gebrauch.

Caranussel, ist ein türkisches Kaufmannschiff, dessen Hintertheil außerordentlich hoch erbauet ist. Diese Schiffe haben nur einen Mast, einen kleinen Besaamast und eine Boegspriet; der Mast mit seinen Stengen aber ist außerordentlich hoch. Sonst wurden sie auch mit zu Kapereien gebraucht, führten 20 Kanonen und 60 Mann; wurden auch kleinern Schiffen der Höhe ihres Kasteels, des Entern und Feuerinwerfen wegen sehr fürchtbar.

Caravelle, ist ein kleines portugiesisches Fahrzeug, rund wie eine Flüte, führt nur einen Mast ohne alle Stengen. Es segelt außerordentlich schnell, hat dreieckige Segel, und läßt sich leicht regieren.

Caturs, heißen die Kriegsschiffe der Indianer auf Bantam, sie sind sehr gebogen und laufen an beiden Enden spizig zu; die Segel sind von großen Blättern zusammengesezt.

Chaland, Barge, auch Cabotiere, sind platte offene Fahrzeuge, sonst auch Pramen genant, vermöge welcher die Kaufmannsgüter auf den Flüssen oder Kanälen transportirt werden: die Länge verhält sich gemeinlich zur Breite wie 72 zu 10; sie haben nur 4 Fuß Bord.

Chalinpuc, sind kleine Rähne der
Jns

Indianer, platt und fast rund gebaut, sie dienen dazu, an die Schiffe zu fahren, oder jemanden von denselben an das Land zu setzen.

Chaluppe. Es giebt derselben von mancherlei Größe; die, welche zur Communication der Flotte bestimmt sind, werden groß gebaut, damit sie See halten können. Die Größe der andern richtet sich nach den Schiffen, denen sie zugegeben werden, denn ein jedes in See gehendes Schif führt aufser dem Schiffsboot noch eine Schaluppe mit sich. Die Länge derselben pflegt nun gemeiniglich der Breite des Schifs wozu sie gehört gleich zu seyn; ihre Breite aber von 8 bis 10 Fuß. Sobald ein Schif die Anker gelichtet, wird sie eingeholet, und hängt an dem großen Mast über dem Verdeck, das Schiffsboot aber über derselben.

Man braucht sie, Mundprovision oder andere schwere Sachen damit an Bord zu bringen, das Boot aber, jemanden an oder aus dem Schif zu setzen.

Bei großen Chaluppen ist der große Mast 80 Fuß lang, und die Stenge darauf 12; der Vordermast aber 15 bis 16 Fuß, und die Stenge 11; außer dem führen sie auch noch Ruder und fahren sehr schnell.

Camohl nent man in Holland die Schiffe, welche dazu dienen, Kriegs- oder andere schwer beladene Schiffe über die seichten Stellen des Vampus zu bringen. Ihrer 2 legen sich dem Schiffe, welches herüber gebracht werden soll, zu beiden Seiten, füllen sich

mit Wasser, und bevestigen alsdenn das Schif zwischen sich. Nachdem hierauf das Wasser aus dem Camohl weggepumpt worden, heben sie sich, und zugleich das Schif mit, und so wird es ohne vorher gelichtet zu werden über die Untiefen weggebracht. Sie sind grob gebaut, 127 Fuß lang, an dem einem Ende 22, und an dem andern nur 13 Fuß breit.

Charoi, ist eine große Schaluppe, deren man sich in Terreneuve beim Stockfischfange bedienet.

Char oder **Katze,** ist das Mittel zwischen einer Flüte und Pinasse, mit rundem Hinterteil ohne alle Zierathen, vorn sind sie spiz. Sie haben nur ein Deck und eine kleine Kajüte vorn auf dem Schif, welches nur ohngefehr 5 Fuß im Wasser geht. Der Boden ist platt, und darun sind sie an seichten Orten gut zu gebrauchen. In Norden sind sie gewöhnlich; man bauet sie bis zu 600 Tonnen ohne Zierde; sie sind die gewöhnlichen Kohlenschiffe. Die Länge des Gebäudes ist 116 Fuß zu 23 bis 24 Fuß Breite; sie können viel Fracht laden, segeln aber schlecht.

Cabane, ein klein französisch Fahrzeug mit einem kleinen Deck oben, worunter einer stehen kan, übrigens leicht von Holz.

Cabare, ein Schif mit plattem Boden. In Norden heißt es **Klinkar.**

Caracorn, ein sehr schnelles Fahrzeug der Molucken; es ist vorn und hinten niedrig, führt Segel von Felsen, aber auch Ruder.

Cracke, sind dänische und schwedische

sche Lastschiffe mit drei Masten, haben jedoch keine Stengen auf selben.

Cutter, ist ein kleines Schif, mit einem Mast, wie eine Schaluppe ausgerüstet; sie werden von den Contrebandiers gebraucht, allein die Regierung bedient sich derselben auch gegen diese; auch werden sie wie bei dem Franzosen die Corvetten größern Schiffen und Flotten zur Bequemlichkeit mitgegeben.

Damloper, ist ein holländisches Fahrzeug, dessen sie sich auf den Canälen zu Transportirung der Waaren bedienen; seine Länge und Breite bestimmt sich nach der Breite der Canäle und Schleusen, und pflegt 56 zu 12 zu seyn; es trägt 56 Last.

Gelouque, ist ein kleines offenes Fahrzeug, dessen man sich im mittelländischen Meer bedient; es führet Segel und Ruder, und ist so gebauet, daß das Steuerruder so wohl vorn als hinten angehängt werden kan, und hat verschiedene Ruderbänke. Es durchschneidet das Wasser außerordentlich geschwind.

Glüce oder Pinke, ist ein Lastschif, welches einen etwas platten Boden hat, vorn und hinten ist es rund, und wird im Kriege viel mit zu Transporten oder zu Hospital Schiffen gebraucht.

Die Länge pflegt 130 Fuß, und die Breite 26½ zu seyn; sie können über 200 Last tragen, und werden stark zum Holzhandel in Norden gebraucht. Die, welche zu weitem Reisen bestimmt sind, werden auch etwas stärker von Holz gebauet wie gewöhnlich. Sie segeln sehr gut, und fassen viel Wind; sie führen oft 10 bis 12 Kanonen, und haben drei Masten.

Jue, ist ein Japanisches Schif, zu Transportirung großer Lasten, theils an den Küsten, theils auf den Flüssen im Lande; es ist vorn und hinten spizig, und durchschneidet das Wasser sehr leicht. Es hat nur einen Mast, welcher fast vorn steht, und herunter gelegt werden kann, wenn der Wind stille ist, alsdann dient er, weil er viereckig ist, zur Bank für die Ruderknechte. Diese Schiffe sind zierlich und artig erbauet, dienen aber weder zum Kriege noch auf der hohen See.

Gabare, ist in Frankreich im Gebrauch, und eigentlich ein großes plattes Fahrzeug, dessen man sich auch in Holland bedient, und welches man bei uns Lichter nennet. Sie dienen, die Schiffe anzuladen und leichter zu machen, damit sie nicht so tief gehen, und in die Flüsse herauf gehen können.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

32^{tes} Stück.

Freitag, den 21^{ten} April 1780.

Beantwortung der im 92ten Stück des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend.

(Schluß.)

Gallion, sind die großen spanischen Schiffe, welche zum Handel nach Amerika gebraucht werden, sie führen oft 50 Kanonen, gehören dem König, und sind gemeinlich so schwer beladen, daß sie sich nicht sehr wehren können. Die Spanier in Indien nennen alle großen und kleinen Schiffe so, vorzüglich die, welche sonst zum Handel zwischen Amerika und den Manilen gebraucht wurden. Diese waren sehr groß und außerordentlich stark von Holz. Sie führten oft an die 1200 Mann, doch ist jezo der Handel nach den Philippinischen Inseln von Amerika aus aufgehoben worden.

Galeasse, ist ein großes Schiff mit flachem Bord, welches nicht allein mit Segeln, sondern auch mit Rudern fährt. Es führt drei Masten, und unterscheidet sich dadurch von der Galeere, die deren nur zwei hat, welche noch dazu beide können herunter ge-

nommen werden. Die Galeasse ist das größte Ruderschiff, und hat 32 Ruderbänke. Sie führt vorn drei Batterien, die niedrigste besteht aus zwei 36pfündern, die zweite aus zwei 24pfündern, und die oberste aus zwei 12pfündern. Hinten sind zwei Batterien jede von drei 18pfündern. Diese Schiffe sind der Länge und Breite nach die allergrößten, und die Equipage besteht oft aus 1000 bis 1200 Mann; die Venetianer bedienen sich derselben.

Galeere, ist ein Schiff, welches so wohl Segel als Ruder führt, und von flachem Bord ist. Gemeinlich ist es 120 Fuß lang, 18 breit und 6 tief. Es führt zwei Masten, und zwei große Segel. Es sind 5 Kanonen darauf, wovon eine vorn steht und bis an 36 Pfund schießt. An jeder Seite sind 25 bis 30 Ruderbänke angebracht, auf deren jeder 5 bis 6 Ruderknechte sitzen. Alle sind nicht von gleicher Größe,

Si

son

sondern man hat auch sehr kleine, deren sich hauptsächlich die Schweden viel bedienen. Ueberhaupt werden sie sehr viel im mittelländischen und baltischen Meere gebraucht, und sind vorzüglich an seichten Küsten gut.

Halbgaleeren oder Galeotten, sind mittelmäßige Fahrzeuge, nur mit einem Mast, welche an jeder Seite bis 20 Ränke haben, jede nur zu einem Ruderknecht. Sie führen 2 bis 3 Steinstücke, und jeder Matrose hat sein Gewehr, welches er im Fall der Noth, sogleich statt des Ruders zur Hand nimmt.

Galiotte, ein rundes mittelmäßiges Fahrzeug, mit einem großen Mast, deren man viel in Holland braucht, ja sie auch wohl gar nach Indien schickt. Ihre Länge ist verschieden, mehrentheils zwischen 80 bis 90 Fuß, doch giebt es auch noch größere. Der Mast, welcher über die Mitte hinaus nach vorn steht, führt einen Gabelmast, und hängt gemeinlich etwas nach hinten, der Ueberwucht wegen, die das Fahrzeug sonst von dem großen Segel leiden würde. Die Kajüte ist halb aus dem Verdeck und halb darin, gerade vor selbiger steht ein kleiner Besanmast. Man baut auch in Holland eine andere Gattung dieser Schiffe, welche oben den Pinassen, und unten den Galiotten gleich sind, nur ein Halbverdeck haben, und zu kurzen Reisen gebraucht werden. Zu Zeiten haben sie auch hinten die Gestalt einer Fäße, und alsdann nennt man sie ein Boot; diese haben in dem

Fall am Hintertheil die größte Breite. Die Yachten sind ohngefähr von dieser Bauart, nur schmaler, vorn spitziger, leichter gebaut, haben stärkere Masten, und sind zu mehr Segeln eingerichtet. Die Fischerboote sind von diesem dadurch unterschieden, daß sie kleiner sind, und unten verschiedene Behälter haben, die Fische darin zu bewahren. Der große Mast einer Galiotte der ersten Größe hat 80 Fuß, seine Stenge 14, die Boegspriet 18, der Besanmast 40, und dessen Stenge 40. Die Equipage besteht nur aus 8 bis 10 Mann und einem Jungen.

Bombardiergaliotte, englisch *Ketch*, ist von der vorbeschriebenen Art, nur mit etwas plättem Band; statt des Verdecks, sind nur Gänge an den Seiten angebracht, in dem Raum aber stehen die Rörser. Sie sind weit stärker von Holz gebaut wie die andern Arten, damit sie fähig sind die heftige Erschütterung auszuhalten, welche sonst das Schiff bald zerschmettern würde. Uebrigens zeigt der Name schon die Bestimmung desselben an.

Galivaten, sind ostindische Schiffe mit einem schräge stehenden Mast; sie heißen auch Galvaten, und man versteht fast immer eine Art Kriegsschiffe darunter.

Bondel, ist ein venetianisches Fahrzeug, vorn und hinten spitz zusammen laufend, und 6 Fuß hoch aufgeworfen; sie sind über 30 Fuß lang, in der Mitte steht eine Kasse wie unsere Ruderkasten, worinnen man sitzt; 2 Ruderknechte führen es.

Zucker,

Zucker, ist ein Fahrzeug mit platten Bänckstücken, geründet wie die Fluten, nur mit einem Mast, von dem eine Stenge schräge nach dem Hintertheil des Schiffs steht, diese heißt das Horn, und sie dienet zur Befestigung des großen Segels; an dem Mast ist gleichfalls eine große Kaa, welche ein Segel trägt. Auch befindet sich eine kleine Voegspriet mit einem Segel darauf, und mit diesem Takelwerk können sie sehr bequem laviren. Es giebt deren von 50 bis zu 300 Tonnen, ja gar machen einige die Reise nach Indien, ob sie gleich nur mit 6 oder 8 Mann besetzt sind. Erasmus soll sie zur Fahrt auf den Canälen in Holland erfunden haben, als auf welchen sie auch alsdann noch fahren, wenn ihnen gleich der Wind ganz entgegen, und der Canal nur fünf mal so breit als das Schiff lang ist. Oft haben sie auch noch einen Vesaanmast, und auf den Masten noch Stengen; doch ist dies nur bei Reisen nach Indien im Gebrauch, und auf kurzen Fahrten nicht nöthig.

Hen-Zulck, ein Fahrzeug; welches von Holländern und Engländern viel gebraucht wird, gleicht dem vorbeschriebenen dem Körper nach, allein, es hat nur bloß einen Gabelmast; auch hat es einen flachen Boden, allein einen mittelmäßigen Hochbord; auch in Frankreich ist es im Gebrauch.

Tonke, ist ein Fahrzeug, welches in Indien sowohl als auch an den chinesischen Küsten allgemein gebraucht wird. Sie sind von sehr verschiede-

ner Größe und Gestalt; jede der vorzigen Nationen ist darinnen von der andern verschieden; die Segel die sie dazu brauchen, sind von Matten, und die Anker von einem schweren Holze gemacht.

Karaerre, ist ein indianisches Schiff, dessen sich die Einwohner von Borneo bedienen; bei stillem Wetter gebrauchen sie die Ruder, und alle Ruderknechte sind bewaffnet; sie führen oft 170 Mann, vorn und hinten sind sie spit, und anstatt, daß andere Schiffe daselbst die höchste Höhe haben, ist es bei diesen umgekehrt, denn sie laufen flach ab.

Karacke, ist die größte Art gewöhnlicher Schiffe, ründlich gebauet, unten breit und oben enge; sie hatten sonst wohl 6 bis 7 Boden, und konnten wohl 2000 Mann fassen. Die Rhodiser brauchten sie so wohl als Kriegsschiffe, wie zur Handlung; auch die Spanier haben sie gehabt. Der englische Admiral Burgh, nahm einst eines weg, welches 7 Verdeck hatte, von 1600 Tonnen war, 32 Kanonen führte, und über 600 Mann inne hatte.

Borbuis, ist ein japanisches Fahrzeug mit 30 Rudern, zum innern Handel im Gebrauch; es ist sehr gepußt, und hat hinten eine Hütte.

Mahame, ist eine türkische Galeasse, kleiner als die venezianischen.

Oranizen, sind schmale türkische Schiffe, auf der Donau gebräuchlich.

Paros, ist eine indianische Barke, welche vorn und hinten gleich gebauet

ist, damit man das Steuer bald hin bald dorthin hängen kan; es sind jedoch nur Lastschiffe, welche nur bloß an der Küste bleiben. Man bedient sich derselben auch beim Perlenfischen, und die Fischer derselben heißen davon *Paruans*.

Perna, ist eine türkische Gondel, in Constantinopel gebräuchlich.

Periangoes, sind spanische Fahrzeugen in Indien, von 12 Rudern.

Peote, ist eine leichte venetianische Schaluppe, sehr im Gebrauch, und dient auch wie ein Aviso-Schiff.

Piatta, ein italienisches Fahrzeug ohne Segel, wie unsere Lichter.

Pinke oder *Glibot*, ist ein Flutschiff mit platten Boden, dessen Hinterteil sehr lang, schmal und hoch ist. Es dient zum Transport der Lasten und Kaufmannsgüter.

Pinasse, wird auch in Holland viel gebraucht, ist aber eigentlich ein nordisches Fahrzeug, dessen Hintergebäude mehr viereckig als rund ist; die Länge pflegt 134 Fuß zu seyn. Die bicajeschen Pinassen unterscheiden sich von den andern dadurch, daß sie sehr lang und schmal sind, auch eben dadurch leichter segeln. Letztere führen drei Masten, und können sich außerdem auch noch der Ruder bedienen.

Pirogue, ist eigentlich ein Kahn, aus einem Baum gemacht, dessen sich die südlichen Amerikaner bedienen; sie sind oftmals so groß, daß 50 Mann darinnen Raum haben.

Polakre, ist ein dreimastiges Schiff, welches im mittelländischen

Meere sehr im Gebrauch ist. Ihre einfachen großen Masten haben keine Stengen; an dem großen Mast führen sie ein viereckiges, an den andern aber ein dreieckiges Segel, auch bedienen sie sich oftmals dabei der Ruder.

Remschiff, ist ein langes Fahrzeug, welches einen Vorder- und Mittelmast hat, auch nebst den Segeln noch die Ruder braucht.

Saife, ist ein griechisches Fahrzeug, führt einen sehr hohen Mittelmast mit Gesteuge, außerdem einen Besannmast, und dazu eine Boegsprier.

Samuckin, sind Kauffahrteischiffe in der Levante, besonders bei den Türken, doch wagen sie sich nicht damit in die hohe See.

Sandeln, sind Lichter, in der Levante so benannt.

Sappines, kleine französische Schiffe, nicht so lang als der Epaaland, aber auch etwas breiter.

Siampain, ist ein chinesisches Schiff, mit einem Segel und einigen Rudern. Sie führen oft 30 bis 35 Mann, und sind sehr leicht.

Soun oder *Tsoen*, sind auch chinesische Schiffe, von der Größe bis zu 700 Lasten. Die, welche zum Kriege dienen, sind nur von 100 Last, haben hohe Verdecke und Hinterkasteele, und führen 20 bis 30 Kanonen, nebst 200 Mann und darüber. Sie sind platt, und haben außer einem großen Mast, noch einen kleinern vorn, welche aber beide ohne Stengen sind. Sie werden zierlich und nett erbauet, haben auch

auch sehr bequeme Zimmer für die Officiere und Mandarinen.

Somme, ist gleichfalls ein großes chinesisches Schiff, welches sie sehr zum Handel nach Japan, Siam und Batavia brauchen, auch bei den Siamern ist es im Gebrauch.

Schebecke auch **Kebecke**, ein kleines dreimastiges Schiff, so in der mittelländischen See üblich ist; es ist wie die Polakre besegelt, nur daß es lange dreieckige Segel, an einer sehr langen schief stehenden Raa führet. Der Vordertheil ist sehr spitz und stark, der Hintertheil endigt sich in einer Gallerie, oder Platte vorne, die weit über das Wasser hinaus gehet. Die afrikanischen führen bis zu 24 Kanonen und 400 Mann.

Schoner, ist ein kleines zweimastiges Schiff, welches zum Anlanden sehr bequem ist, weil es nicht tief gehet.

Schnau, eine lange Barke, deren sich die Russen und Schweden sonst häufig zum Kriege bedienten; sie führten bis 24 Kanonen, wovon ein Theil Schraubstücke waren, und 58 Mann; sie sind lang und platt, von allen zweimastigen Schiffen die größten, und zum Handel wohl mit die allerbesten.

Schmacke, ist in Holland gebräuchlich, ein Schiff von hehem Vord mit einem einfachen Mast, wozu jedoch ein Boegspriet komt. Sie sind unten platt, vorn weitbäuchig und hinten rund, und gehen bis in die Ostsee.

Tartane, ist ein Schiff, welches nur in der mittelländischen See ge-

braucht wird, und zwar an den Küsten. Eigentlich ist es eine Barke, welche sich aber dadurch unterscheidet, daß sie nur einen Mast und eine Boegspriet führet, und an selbigen dreieckige Segel.

Tender und **Katasehe**, sind kleine Schiffe, welche vorzüglich in England üblich sind, beim Matrosenpressen gebraucht werden, auch die Linien schiffe begleiten; um Ordres, Rapports oder Nachrichten von einem Ort zum andern zu bringen.

Traversiere, ist eine Art Boot, in Frankreich üblich, zur Fischerei und zu kleinen Reisen eingerichtet; hat einen Mast, allein oftmals wohl drei Segel.

Treck-Schützen, sind bedeckte Fahrzeuge mit einem Mast, woran oben ein Tau gebunden, damit sie so auf dem Ufer des Kanals von Pferden können fortgezogen werden. Sie sind sehr bequem, haben auch wohl mehr als einen bedeckten Raum für Reisende, und in Flandern sogar eine Küche, so daß man während der Fahrt darauf eben so gut essen kan wie in einem guten Wirthshause, und zwar um billige Preise: dort nennt man sie **Barge**. Sie gehen wie die Posten, täglich von einer Stadt zur andern, ja zwischen einigen Städten auch wohl 3 bis 4 und mehrmal des Tages.

Schützen, nennet der Holländer auch noch mehrere Arten solcher Transportschiffe; einige sind nur bloß zu Lasten, grob und schlecht gebauet, zur Beschißung der Kanäle eingerichtet, andere aber zur Lust, sauber mit vier

len Zierrathen erbauet, und haben kleine nette Cajüten.

Dies wären nun meiner Meinung nach alle bekante Arten der Fahrzeuge, und nun will ich auch noch kürzlich von ihrer Bemannung reden. Alle Schiffe,

deren man sich zum Handel bedienet, werden nach der Zahl der Tonnen oder Lasten berechnet, die sie in ihrem Raum lassen können, hiernach richtet sich die Bemannung derselben, und zwar größtentheils nach folgendem Verhältniß:

Ein Schif von 40 bis 50 Last hat 7 Matrosen und 1 Schiffsjungen.

—	50	—	60	—	8	—	1	—
—	60	—	70	—	9	—	1	—
—	70	—	80	—	10	—	2	—
—	80	—	90	—	11	—	2	—
—	90	—	100	—	12	—	2	—
—	100	—	110	—	13	—	2	—
—	110	—	120	—	14	—	2	—
—	120	—	130	—	15	—	2	—
—	130	—	140	—	16	—	2	—
—	140	—	150	—	17	—	2	—
—	150	—	160	—	18	—	3	—
—	160	—	170	—	19	—	3	—
—	170	—	180	—	20	—	3	—
—	180	—	190	—	21	—	3	—
—	190	—	200	—	22	—	3	—

Größere Schiffe haben nun in eben dem Verhältniß auch mehr Leute, führen auch wohl 8 und mehr Kanonen bei sich.

Die Flattschiffe haben nur 10 bis 12 Mann und 2 Jungen, die Pinasse aber bis zu 80 Mann, welches sich denn mit nach der Zahl der Kanonen richtet, die ein solches Schif führet.

Die Schiffe der Engländer sind fast allezeit stärker mit Mannschaft besetzt als die holländischen Schiffe, dieses kömmt aber wohl mit größtentheils da-

her, weil es dieser Nation jezo sehr an Menschen fehlt, indem ihre auswärtigen Besizungen derselben zu viel wegnehmen, vorzüglich Ostindien.

Vielleicht werde ich wohl in diesen Blättern auch eine Erklärung der Manoeuvres einzelner Schiffe und ganzer Flotten gegen einander wagen, allein vor jezo breche ich hier ab, weil die Einrichtung und Bestimmung dieser Blätter Abwechselung und Manigfaltigkeit fordert.



Mein Herr!

Erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine wackere Blume zu beschreiben. Ich entschließe mich dazu, weil ich in dem Vorrath meiner vom Blumenbau und Blumengarten handelnden Blücher davon keine Nachricht finde. Vielleicht geschieht auch andern Blumenfreunden damit ein Gefallen. Ich fand sie zuerst an der Brust einer Dame, hat mir einen Ableger davon aus, dieser bekam, und ich beschreibe sie nun völlig nach dem Leben. Sie ist ein perennirendes Wurzelgewächs. Aus der Wurzel, die ziemlich hart und gerade ist, schießt zuerst ein Laub hervor, das dem Erbsenranke in seiner Gestalt ziemlich gleicht, aber von etwas hellerer Farbe ist. Im Mai treibt die Wurzel einen geraden Stengel, der wol anderhalb Fuß hoch werden kan. Wenn der Stengel eine gewisse Höhe erreicht hat, setzt er einen Knoten, aus welchem 3 oder 4 andere und kleinere Stengel hervorkommen, an deren Fuße bei dem gedachten Knoten ein weißgrünliches Blatt, das drei Spizen hat, sitzt. Der Hauptstengel

Stade.

ist höher und dicker, als die Nebenstengel. Die Blume ist auf allen Stengeln gleich. Unten rings umher sitzen vierzehn längliche Blätter, die auswärts weiß sind, inwendig aber etwas ins rothe spielen. Darin stehen 50 bis 60 subtile Stengelschen, die gleichsam aus einem Centro gehen, und sich in einem Cirkel ausbreiten. Auf jedem derselben sitzt wieder ein kleines Blümschen, das unterwärts violet, von oben aber weiß anzusehen ist. Aus jedem derselben ragen zwei sehr feine Fädchen hervor, deren Extremität ein ganz kleines leines schwarzes Schälchen ist. Unter diesen Blümschen ist eine kleine grüne Kapsel, welche mit der Zeit länger und dicker wird und den Saamen liefert. Wenn die Blume in ihrem rechten Lufte ist, so hat sie ein schönes glänzendes Ansehen. Ich habe sie in verschiedenen Gärten gefunden, aber ihren Namen lange nicht erfahren können. Auch Gärtner wußten ihn mir nicht anzugeben. Endlich hörte ich von einem Freunde auf dem Lande, daß sie *Sanniculum alpinum* heiße. Ich bin stets u.

Pratje.

Anfragen.

I.

Da in dem hiesigen Landeskalendar aufs Jahr 1779. den J. G. Verenberg in Lauenburg herausgiebt, und den er Haushaltskalendar betitelt hat, der Locatner Idee sehr gerühmt ist; so sind dadurch einige Ackerleute in der

Gegend Böttingen ermuntert und gewillt, Versuche damit zu machen. Sie wünschen aber zunächst noch von solchem recht unterrichtet zu seyn:

1) Wie das Land beschaffen seyn müsse?

2)

2) Wie es dazu müsse bereitet werden?

3) Um welche Zeit er müsse gesät werden?

4) Ob er allein, oder wie der dreizblättrige Klee, mit Haber oder Gerste müsse gesät werden?

5) Wie viel Pfund auf einen Morgen von 120 Quadratruthen gehören?

6) Wo der Saame zu bekommen, und wie viel das Pfund koste?

7) Wie man den Saamen selbst anbauen könne, wenn man erst einen hat, und hernach mehreren anbauen will?

8) Wenn derselbe müsse abgemähet werden?

9) Wie man damit umzugehen habe, wenn man denselben trocknen will?

10) Wie er, wenn er trocken ist, müsse verwahrt werden?

11) Ob die Milch darnach schmelze, wenn milchende Kühe damit gefuttern werden? dies wollen einige behaupten, aber nur nach Hörsagen, da sie keine eigene Erfahrung davon haben.

Wolte jemand, der hiervon Wissen-

schaft und Erfahrung hat, den gewünschten Unterricht mittheilen, so würde er dadurch den Anbau desselben befördern.

2.

Der Herr Pastor Meyer zu Kupferselle im Hohentlohschen, der vieles von der Landwirtschaft geschrie- ben und sich dadurch berühmte gemacht, empfiehlt in seinen Schriften gar sehr den Anbau des Turnips oder der burgundischen Rüben. Es wird also an- gefragt:

1) Ob in hiesigen Landen jemand Versuche damit gemacht, und wie dieselben befunden?

2) Wo der Saame davon zu bekommen sey?

3) Wie man mit dem Anbau derselben zu verfahren, sowohl in Berei- tung des Landes, als dem Säten des Saamens und Verpflanzung der Rü- ben, und wann und auf welche Art solches geschehen müsse?

Wer hiervon Wissenschaft und Er- fahrung hat, wolle zum Besten des Publici Unterricht erteilen.

Anweisung des

Von der Lucerne findet man Nach- richt und Versuche in den Hanno- verischen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1750, im 23^{ten} und 29^{ten} Stück, ferner im 91^{ten} Stück vom Jahr 1751, desgleichen im Hannoverischen Magazin von 1763. S. 1402, und im Jahr 1765 im 64^{ten} und 65^{ten} Stück.

Der Anbau und die Wartung der Rüben ist in der, von dem Herrn

Herausgebers. Superintendenten Lueder zu Dannen- berg kürzlich herausgegebenen Anlei- tung zur Wartung der Küchengarten- gewächse von S. 683 bis S. 699 umständlich gelehret. Ein Buch, welches einem jeden Gartenliebhaber und Landwirth nützlich seyn, und Ver- gnügen schaffen wird. Auch findet man von den großen Rüben eine Nach- richt in dem Hannoverischen Magazin von 1764. S. 1093.



Hannoverisches Magazin.

33^{tes} Stück.

Montag, den 24^{ten} April 1780.

Geschichte der sogenannten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien a).

Philipp der andere, König von Spanien, war mit Elisabeth, der Königin von England seit ihrer Belangung zum Throne, als sie seinen Vermählungsantrag abgewiesen hatte, sehr arglistig umgegangen. Zuweilen stellte er sich, als wäre er ihr getreuer Freund, zuweilen suchte er jede Gelegenheit, ihren Unterthanen Schaden und Unrecht zu thun, wozu er, wegen ihres großen Handels, welchen sie nach Flandern trieben, sehr oft Gelegenheit hatte. Der Haß des gemeinen Volks wider die Spanier ward durch die Grausamkeit und Treulosigkeit, womit diese letztern gegen den Hauptmann Hawkins und seine Schiffe in Westindien verfahren, sehr vergrößert b). Diese Beleidigung erweckte auch bei der Königin einen großen

a) Einige Leser haben in diesen Blättern eine Erzählung des unglücklichen Schicksals der sogenannten spanischen unüberwindlichen Flotte zu lesen gewünscht, zugleich aber auch das Verlangen geäußert, daß man die vorhergegangenen Feindseligkeiten mittheilen, und sie dadurch mehr in den Zusammenhang der wichtigsten Begebenheiten der damaligen Zeit führen möchte, als durch die bloße Erzählung der eigentlichen Expedition geschehen würde. Man willfahrt diesem Verlangen um so lieber, da diese Geschichte beinahe für alle Leser unterhaltend seyn muß, und es doch schwer hält, zu den Quellen selbst zu gehen, oder die größern historischen Werke zu bekommen, die diese wichtige Begebenheit zuverlässig erzählen. Man hat bei Erzählung derselben gebraucht: Summe's Geschichte von England, Campbells Leben und Thaten der englischen Admirale, und Gregorio Leti *vita del cattolico Re Filippo II. Monarca delle Spagne*. Coligni 1679. 4to.

b) Die Geschichte des barbarischen und treulosen Verfahrens der Spanier gegen den Hauptmann Hawkins, davon die Erzählung hier zu weitläufig seyn würde, kan man nachlesen in dem historischen Bericht von den sämtlichen durch Engländer geschehenen Reisen um die Welt, Th. I. S. 77. Die Königin verlor bei dieser Gelegenheit auch zwei Schiffe.

sen Unwillen, ob sie gleich nach Verschaffenheit der Umstände solche nicht wohl ahnden konnte; weil alle Handlung nach dem spanischen Westindien den Verträgen zwischen beiden Kronen gewissermaßen zuwider war. Unter dessen aber, da diese Vorfälle die Nation unruhig machten, wurden Frankreich und die Niederlande weit ärger durch die Glaubensstreitigkeiten zerrütet, und dadurch zuletzt ein bürgerlicher Krieg errigt. Weil die Protestanten die schwächste Partei und der Untergang derselben für Elisabeth äusserst gefährlich war, so schien sie geneigt, sich ihrer unterdrückten Glaubensbrüder anzunehmen, aber sie wolte doch auch nicht gern mit dem allerchristlichsten und dem katholischen Könige brechen. Dieser letztere hatte den Herzog von Alba als Statthalter nach den Niederlanden gesandt, welcher ein hochmüthiger Mann und unmenschlicher Wütherich, zugleich aber ein geschickter, tapferer General und ein vollkommener Staatsmann war. Es gehört nicht hieher, der Länge nach die Gewaltthatigkeiten zu erzählen, die Alba's natürliche Unmenschlichkeit, durch Ueberlegung gestärkt, und durch Troß vermehrt, in diesen blühenden Provinzen ausübte. Es ist genug gesagt, daß alle ihre Vorrechte, die Geschenke vieler Fürsten, und eine Erbschaft so vieler Jahrhunderte, öffentlich und ausdrücklich durch einen Befehl aufgehoben; willkürliche und blutige Gerichte eingeführt; die Grafen von Egmont und Horn, ohngeach-

tet ihrer großen Verdienste und geleisteten Dienste auf die Richtbühne gebracht; eine Menge von allen Ständen ins Gefängniß geworfen, und von da dem Richter übergeben wurden; und daß man ungeachtet der friedlichen Unterwerfung Aller, von nichts hörte als Einziehung der Güter, Gefängniß, Landesverweisung, Marter und Tod. Als ein heftiger Feind der Protestanten begte Alba auch einen grossen Haß gegen die Königin Elisabeth, der diese Tyrannei äusserst zuwider war, und hatte bald Gelegenheit denselben an den Tag zu legen. Gegen das Ende des Jahres 1568 erschienen einige Kaufleute von Genua von dem Könige von Spanien die Erlaubniß, eine sehr große Summe baarres Geld (400.000 Kronen) auf gewissen hispanischen Schiffen nach den Niederlanden zu bringen, wo sie eine Bank anlegen wolten. Diese Schiffe wurden auf ihrer Reise von einigen französischen Kapern verfolgt, und gezwungen, zu ihrer Sicherheit nach den Häfen Plymouth, Southampton und Southamton zu fliehen, wo auf Befehl der Königin die Schiffe in Schutz genommen, und die darauf befindlichen Leute wohl gehalten wurden, bis auf Ansuchen des spanischen Vorschafstiers das Geld ans Land gebracht ward. Der Cardinal von Chatillon, welcher damals in England als ein Flüchtling war, meldete der Königin, daß dieses Geld nicht dem Könige von Spanien, wie vorgegeben ward, sondern Kaufleuten gehörte,

hörte, und wenn sie zugäbe, daß man es nach den Niederlanden brächte, so würde der Herzog von Alba es gewiß wegnehmen und damit seine verderblichen Anschläge auszuführen suchen. Die Königin beschloß also, auf Einrathen ihres großen und klugen Ministers, Cecils, diesen Plan zu vernichten, und das Geld vorerst zurück zu halten; wobei sie jedoch versprach, es sogleich, wenn es sich finden würde, daß es dem Könige von Spanien zugehörte, zu bezahlen, und den gemessenen Kaufleuten, wofern dieselben Eigenthümer davon wären, billigmäßige Zinsen zu geben. Dieses empfanden Philipp und der Herzog von Alba sehr übel. Jener suchte durch seinen Abgesandten den Staatssecretaire Cecil ermorden zu lassen, und durch den Herzog von Norfolk und den Grafen von Ormond, die er beide zu gewinnen bemühet war, sowohl in England, als in Irland, Unruhe anzustiften; welches ihm doch beides mißlung. Der Herzog von Alba hingegen warf alle englische Kaufleute in den Niederlanden ins Gefängniß, ließ alle den Engländern in Flandern zugehörige Waaren einziehen, und seine Fregatten und Kaper auf der englischen Küste kreuzen. Auch ließ er sich mit der Königin von Schottland in ein Verständniß gegen Elisabeth ein. Die Königin gebrauchte ihrer Seits Repressalien, und ertheilte ihren Unterthanen Erlaubniß, Schiffe gegen die Spanier auszurüsten. Diese giengen der Ka-

perei mit solchem Glück und solcher Begierde nach, daß einige zuletzt keinen Unterschied unter Freunden und Feinden machten, wodurch die Königin genöthigt ward, durch einen öffentlichen Befehl bekannt machen zu lassen, daß keiner Schiffe und Güter, die von diesen Kapern erbeutet wären, kaufen sollte. Bald hernach wurden diese Streitigkeiten gütlich beigelegt und der Friede wieder hergestellt, wiewohl er nicht lange dauerte, da sowohl die Spanier als die Engländer überhaupt geneigt waren, denselben zu brechen.

Mitten in allen diesen Handeln ergriff die Königin jede Gelegenheit, ihre Unterthanen zu neuen Akten der Handlung in auswärtigen Ländern aufzumuntern, oder ihnen Vorschub zum bessern Anbau ihrer Felder und Aecker zu thun. In dieser Absicht gab sie zuweilen Schiffe, zuweilen Geld her; und zuweilen trat sie selbst mit in dergleichen Gesellschaften; kurz, sie unterließ nichts, wodurch sie ihre mütterliche Liebe gegen alle ihre Unterthanen bezeugen konnte. Auch gab sie in diesen sehr bedenklichen Zeiten eine ausnehmende Probe ihrer Großmuth, indem sie die Erzherzogin Anna von Oesterreich, auf ihrer Reise aus Flandern nach Spanien, durch ein starkes Geschwader von ihren Schiffen bedecken ließ, ob sie gleich damals mit dem Könige Philipp in schlechtem Vernehmen stand. Ungeachtet des Friedens mit Frankreich ließ sie doch Portsmouth überaus stark besetzen,

gen, und es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht gar nicht die Wirkung einer unnöthigen Furcht gewesen war. Denn die Franzosen rüsteten bald darauf eine ansehnliche Flotte aus, und stellten sich, als wenn sie sich durch die Hülfe, welche die Königin den Hugenotten geleistet hatte, für beleidigt hielten, allein da sie sahen, daß diese Prinzessin gute Anstalten gegen alle ihre Unternehmungen gemacht hatte, so ließen sie ihr Vornehmen fahren, und gaben noch größere Freundschaftsver Sicherungen, als sie zuvor gethan hatten.

Elisabeth unterhielt aller Versuchungen und Aufforderungen ohngeachtet noch immer einige Freundschaft mit Philipp, und obgleich die wichtigsten Ursachen sie nöthigen konnten, den unterdrückten Protestanten in den Niederlanden, so wie den Hugenotten beizustehen, so hielt doch die Klugheit, Philipps ansehnliche Macht, der Ruhestand aller seiner andern Länder, und die Gewalt, welche er in den Niederlanden behauptete, sie zurück. Der spanische Gesandte stellte ihr vor, daß viele holländische Flüchtlinge, die das Meer beunruhigten und seines Herrn Unterthanen beraubten, in den englischen Häfen aufgenommen würden, und da ihre Beute absehten; und sogleich versagte die Königin ihnen allen Eingang in ihre Länder. Aber dieses Verfahren schlug am Ende zu Philipps Nachtheile aus: diese verzweifelten Flüchtlinge, die länger keine Möglichkeit sahen, sich zu erhal-

ten, waren gezwungen die gefährlichsten Unternehmungen zu versuchen; sie bestürmten die Brille, eine holländische Seestadt, wo sie glücklich waren, und nach kurzem Widerstande sich des Plazes bemächtigten. Der Herzog von Alva ward durch die Gefahr in Unruhe gesetzt; er hielt inne mit den blutigen Hinrichtungen, die er an den wehrlosen Holländern ausüben ließ; und eilte mit seiner Armee, die Flamme auszulöschen, die auf so feuerfangende Materien fiel, und eine allgemeine Feuersbrunst zu drohen schien. Es zeigte sich bald, daß seine Furcht wohl gegründet war: das Volk in der Nachbarschaft dieser Stadt, in Wuth gebracht, durch dies Gewebe von Grausamkeit, Unterdrückung, Unverschämtheit, unrechtmäßiger Gewalt und Verfolgung, worunter es lebte, stieß zu den Waffen, und in wenigen Tagen war fast die ganze Provinz Holland und Zeeland von den Spaniern abgefallen, und hatten sich öffentlich wider der Alvas Tyrannie erklärt. Diese Begebenheit eräugnete sich im Jahre 1572.

Wilhelm, Prinz von Oranien, stammte aus einem deutschen fürstlichen Hause von großem Glanze und Alterthume. Er hatte die Länder eines fürstlichen Hauses in Frankreich geerbt, und seinen Aufenthalt in den Niederlanden genommen. Wegen seiner hohen Geburt und seiner unermeßlichen Reichthümer so wohl, als persönlicher Tugenden wegen betrachtete man ihn allgemein als den größten Mann,

Mann, der in diesen Ländern lebte. Er hatte sich durch alle ordentliche und pflichtmäßige Mittel dem Fortgange der spanischen Unterdrückungen widergesetzt: und da Alva seine Armee in die Niederlande führte, und die Statthalterschaft übernahm, entfloß dieser Prinz, dem die gewaltsame Denkungsart dieses Mannes und die tyrannische Gesinnung des Hofes zu Madrid wohl bekannt waren, weislich der ihm drohenden Gefahr, und begab sich nach seinen väterlichen Ländern in Deutschland. Er ward vor Alvas Gericht gefordert, abwesend verurtheilt, für abtrünnig erklärt und seiner weitläufigen Besitzungen in den Niederlanden beraubt. Aus Rache ward er im Reich ein Herr von Protestanten, und machte einige Versuche, die Holländer wieder in Freiheit zu setzen: er ward aber stets mit Verlust zurück getrieben durch Alva's Wachsamkeit und Kriegesklugheit, und durch die große Tapferkeit und Kriegsordnung der versuchten Spanier, die unter diesem General dienten. Hollands und Seelands Empörung, als Provinzen, die vorher unter dem Prinzen von Oranien standen, und wo er unaussprechlich geliebt ward, rief ihn aufs neue aus seiner Entfernung: und er verband nicht weniger Klugheit als Muth, mit jenem hartnäckigem Widerstande, den man hier der spanischen Herrschaft entgegen setzte. Durch Vereinigung der abgefallnen Städte in einen Bund, gründete er jenen berühmten Staat, jene Wirkung des Fleißes, dessen Was-

sen und Policen lange eine ansehnliche Figur in jeder europäischen Unterhandlung gemacht haben. Er erbißte die Einwohner durch jeden Antrieß, den Religion, Erbitterung, oder Freiheiteliebe einflößen konnte. Obschon die damalige Größe der spanischen Monarchie ihnen allen Muth benehmen konnte, so schmeichelte er ihnen doch immer mit dem Beitritt der andern Provinzen und der Hülfe der benachbarten Staaten; und ermahnte sie zur Vertheidigung ihres Glaubens, ihrer Freiheit und ihres Lebens, die äußerste Noth des Krieges anzuhalten. Eine Folge dieses Muthes war die verzweifelte Gegenwehr der Harlemers; eine Gegenwehr, die nichts als der tödlichste Hunger überwinden konnte, und wofür die Spanier aus Rache mehr als zweitausend Einwohner hingerichteten. Statt den Holländern Schrecken einzujagen, reizte diese äußerste Strenge sie zur Verzweiflung; und der muthige Widerstand der Einwohner von Alkmaar, wo Alva endlich zurück getrieben ward, zeigte ihnen ihre trotzigsten Feinde als nicht ganz unüberwindlich. Da zuletzt der Herzog die verderblichen Wirkungen seiner gewaltsamen Rathschläge sah, suchte er um seine Zurückberufung von der Statthalterschaft an. Medina-Celi der zu seinem Nachfolger ernannt ward, weigerte sich, die Bedienung anzunehmen. Requesens Commendator von Castilien, ward aus Italien an Alva's Stelle gesandt: und dieser Tyrann verließ die Niederlande

1574. Sein Name blieb ein Fluch bei den Einwohnern, und der Unmensch prahlte auf seiner Seite: er hätte in den fünf Jahren seiner Statthalterschaft über 18,000 dieser abgefällnen Köpfe dem Richter in die Hände geliefert.

Obgleich Requesens ein Mann von sanfterer Gemüthsart war, so konnte er doch den heftigen Haß der Holländer gegen die spanische Herrschaft nicht befänstigen, und der Krieg blieb so hartnäckig als jemals. Bei der Belagerung von Zenden, welche die Spanier unternahmen, öffneten die Holländer die Deiche und Schleusen, damit sie, von dem Unternehmen abstünden; und selbst die Bauern waren geschäftig, lieber durch eine Ueberschwemmung ihre Aecker zu verderben, als wieder unter die verhasste Tyrannei der Spanier zu gerathen. Aber ungeachtet dieser mißlungenen Unternehmung setzte der Statthalter doch den Krieg fort; und der Streit schien zu ungleich zwischen einer so mächtigen Monarchie und zwei kleinen Ländern, so sehr sie auch von der Natur befestigt, und durch den verzweifeltsten Muth ihrer Einwohner vertheidigt wurden. Der Prinz von Oranien entschloß sich daher 1575, fremden Beistand zu suchen. Die Holländer und Seeländer schickten eine feyerliche Gesandtschaft nach London, nemlich St. Aldegonde, Douza, Nivelles, Buys und Melsen; und nachdem sie der Königin die unterthänigsten Vorstellungen getan hatten, boten sie

ihr den Besitz und die unumschränkte Herrschaft über ihre Provinzen an, wenn sie mit ihrer Macht sie beschützen wolte.

Viele starke Bewegungsgründe konnten Elisabeth antreiben, ein so freyes Anerbieten zu genehmigen. Sie war von den Beleidigungen benachrichtigt, die Philipp ihr durch sein Verhältniß mit den Mißvergnügten in England und Irland zugesügt hatte. Sie war unzufrieden, eine gewaltsame und kriegerische Herrschaft in ihrer Nachbarschaft eingeführt zu sehen: Sie sah die Gefahr voraus, die sie von der gänzlichen Obermacht der Catholiken in den Niederlanden zu fürchten hatte: Und sowohl die Seelage dieser Länder, als ihre Gewalt über große Flüsse, waren sehr lockende Umstände für eine Nation, wie die englische, die anfang sich im Handel und zur See hervorzu thun.

Allein so hoch diese Fürstin auch dachte, so hatte sie doch nie die Ehrsucht gehegt, Eroberungen zu machen, oder neue Besitzungen zu erwerben; und die ganze Absicht ihrer wachsammen und geschäftigen Staatsklugheit war, durch die sparsamsten und vorsichtigsten Mittel die Ruhe ihrer eignen Länder zu erhalten. Ein öffentlicher Krieg mit der spanischen Monarchie war die offenbare Folge davon, wenn sie die Herrschaft über diese Provinzen annahme: denn bei aller Feindseligkeit die Spanien gegen England hegte, war doch noch kein Krieg erklärt: und hätte sie die Einwohner unter

unter ihren Schutz genommen, so konnte sie mit Ehren nicht wieder verlassen, sondern mußte ihre Verteidigung, so verzweifelt sie auch werden möchte, übernehmen, und zwar mehr, als es ihre Sicherheit oder ihr Vortheil erlaubten. Aus diesen Gründen weigerte sie sich in klaren Ausdrücken, die angetragene unumschränkte Herrschaft anzunehmen: sagte aber den Abgesandten, sie wolte aus Erkenntlichkeit für das Wohlwollen, daß der Prinz von Oranien und die Staaten ihr gezeigt hätten, für sie einen Vergleich auf die billigsten Bedingungen, die sie erhalten könnte, zu vermitteln suchen. Sie sandte deswegen Sir Heinrich Cobham an Philipp und stellte ihm die Gefahr vor, alle Niederlande zu verlieren, wenn Frankreich die geringste Erholung von seinen inneren Unordnungen, die dies Reich damals zerrütteten, bekommen und Zeit erlangen würde, den mißvergnügten Einwohnern seinen Schutz anzubieten. Philipp schien diese Vorstellung gut aufzunehmen: aber es erfolgte kein Vergleich, und der Krieg dauerte fort mit derselben Wuth und Gewaltthätigkeit, als vorher.

Ein Zufall befrehte die Holländer von ihren verzweifeltsten Umständen. Der spanische Statthalter Requesens starb plötzlich: die spanischen Kriegsvölker, die wegen ermangelnder Bezahlung mißvergnügt, wegen eines fehlenden Oberhauptes ausgelassen und frech waren, brachen in eine wüthende Meuterei aus, und setzten alles in

Verwirrung. Sie zerstörten und plünderten die Städte Maastricht und Antwerpen und richteten ein großes Blutbad unter den Inwohnern an. Sie droheten allen andern Städten mit einem gleichen Schicksale: und alle Provinzen außer Luxemburg vereinigten sich zur gemeinschaftlichen Gegenwehr wider alle Gewaltthätigkeit, und riefen den Prinz von Oranien und die Holländer, als ihre Beschützer, herzu. Ein Vertrag, gemeinlich der gentische Friedensbund genant, ward mit gemeinschaftlicher Bewilligung gemacht; worin die Austreibung fremder Kriegsvölker und die Wiederherstellung ihrer alten Freiheiten die Punkte waren, wornach die Provinzen zu streben versprochen. Don Juan d'Autria, Philipps natürlicher Bruder, der zum Statthalter ernant war, fand bei seiner Ankunft zu Luxemburg, daß die Staaten sich so stark gemacht hatten, und die spanischen Kriegsvölker durch ihre Lage so getrennt waren, daß der Widerstand ihnen unmöglich war; und er willigte in die Bedingungen, die man von ihm verlangte. Die Spanier wurden zurück gerufen und die Provinzen schienen sich ein wenig von ihren Trübsalen zu erholen.

Aber ein gänzlicher Frieden ließ sich nicht gleich schließen, so lange Spanien Unterwerfung forderte, und Empfindlichkeit über vergangene und Furcht vor künftigen Beleidigungen die Holländer beunruhigte. Don Juan, der von Begierde nach diesem großen Schauplatz für seine Krieas gaben

gaben brannte, wurde durch seinen Ehrgeiz gezwungen, den Krieg mehr zu entzünden, als zu dämpfen; und da er die Staaten entschlossen fand, seiner Gewalt sehr enge Gränzen zu setzen, brach er alle Friedensbedingungen, nahm Namur in Besitz, und ließ die spanische Armee wieder aus Italien kommen. Dieser Fürst, der einen hochmüthigen Geist besaß und durch das Glück seiner Jugend aufgemunter ward, hatte sein Herz zu weiten Unternehmungen eröffnet; und da er über die Eroberung der abgefallnen Provinzen hinaus sah, hatte er den Entwurf gemacht, sich mit der Königin von Schottland zu vermählen, und mit ihr die Herrschaft über die brittischen Königreiche zu erlangen.

Elisabeth ward seine Absichten gewahr: und da sie nun in der Vereinigung aller Provinzen die einzige Aussicht erblickte, ihrem Feinde langen und müthigen Widerstand zu thun, so durfte sie sich durchaus nicht mehr bedenken, sich zur Beschützerin ihrer Freiheiten zu erklären, die mit ihrer eignen Sicherheit so innig verbunden waren. Nachdem sie ihnen über

20,000 Pfund an baaren Gelde zur Bezahlung ihrer Kriegsvölker gesandt hatte, schloß sie mit ihnen einen Vertrag, worin sie ihnen mit fünftausend Fußvölkern und tausend Pferden, auf Kosten der Holländer, beizustehen, und ihnen 100,000 Pfund anzuleihen versprach; wenn sie die Einkünfte einiger der beträchtlichsten Städte der Niederlande zum Pfande bekäme, daß das Geld in Jahresfrist zurückbezahlt werden sollte. Ferner ward ausgemacht, der Befehlshaber des englischen Heeres sollte mit in den geheimen Rath der Staaten kommen; und weder Krieg noch Frieden beschlossen werden, ohne vorgängige Nachricht davon an die Königin; sie sollten ohne ihre Bewilligung in kein Bündniß treten; entstünde unter ihnen ein Zwist, so sollte er ihrer Entscheidung überlassen werden; und übe irgend ein Fürst, unter irgend einem Vorwande, Feindseligkeiten gegen Elisabeth aus, so sollten sie ihr zum Beistande eben eine solche Armee senden, als sie ihnen zur Verteidigung gegeben hätte. Dieses Bündniß ward am 7^{ten} Jenner 1578 unterzeichnet.

Die Fortsetzung folgt künftig:



Hannoverisches Magazin.

34^{tes} Stück.

Freitag, den 28^{ten} April 1780.

Geschichte der sogenannten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Fortsetzung.)

Ein Hauptbewegungsgrund für die Königin, in den Vergleich mit den Staaten zu treten, war, daß sie dieselben hindern wolte, sich Frankreich in die Arme zu werfen. Sie ließ dem König von Spanien diesen Bewegungsgrund vorstellen, und machte nochmals einen Versuch, einen Vergleich zu vermitteln: Don Juan, den sie für ihren Todfeind halten mußte, mußte zurückgerufen; ein anderer beliebter Prinz in seine Stelle gesetzt; die spanischen Armeen entfernt; und die Holländer wider in ihre alten Freiheiten und Vorrechte eingesetzt werden: Und widerstreben sie noch nach diesen Bewilligungen, so verspräche sie, sie zur Unterwerfung zu zwingen. Der Versuch war vergeblich; Philipp verbarg seinen Haß gegen die Königin, und unterstützte Don Juan immer mit Gelde und Mannschaft. Dieser Prinz wurde zwar zu Krimen zurück getrieben, und ihm widerstand sowohl die

Armee der Staaten, als der Prinz Casimir, der ein großes Heer Deutsche in die Niederlande geführt hatte; doch erhielt er über die Holländer einen großen Vortheil zu Bembours; aber mitten in seinem Glücke starb er durch Gift, den ihm die Spanier gegeben hatten. Ihm folgte in der Befehlshaberstelle der Prinz von Parma, der Tapferkeit und Gnade, Staatsgeschäfte und Kriegsthaten mit einander verband, wider die Holländer sehr glücklich war, und den Fortgang der Spanier sowohl durch List als durch die Waffen beförderte.

Philipp hatte zwar, bei aller Feindseligkeit gegen Elisabeth, noch nicht öffentlich mit ihr gebrochen, ward aber täglich gegen sie erbitterter. Um sich für den Beistand zu rächen, den sie den Niederlanden geleistet hatte, sandte er unter des Pabstes Namen sieben hundert spanische und italienische Kriegsleute nach Irland, dessen Einwohner ihrer Glaubensvorurtheile wegen

gen damals sehr bereit waren, sich mit jedem, der ins Land fiel, zu verbinden. Der spanische General, San Josepho, baute ein Fort in Kerry, und da der Graf von Ormond, Präsident von Münster, es belagerte, zu dem bald nachher der Deputirte, Lord Gray stieß, that er schwachen und feigen Widerstand. Nach einigen Stürmen, die er schwach anhielt, ergab er sich auf Gnade; und Gray, den eine sehr geringe Macht begleitete, fand sich mit so vielen Gefangenen besetzt, daß er alle Spanier und Italiener ohne Gnade niedermachen und über 1500 aufrührerische Irländer aufknüpfen ließ; eine Grausamkeit, die der Elisabeth aufs äußerste mißfiel.

Da der englische Gesandte sich über diesen Einfall beklagte, stellte man ihm ähnliche Klagen über die Seeräubereien entgegen, die Franz Drake ausübte; ein kühner Seeheld, der die Spanier an dem Orte bestürmte, wo sie sich am sichersten achteten, in der neuen Welt. Dieser Mann, der Sohn eines Predigers, war zu Devon geboren, und hatte beträchtliche Reichthümer durch Kaperei erworben, die er an den Spaniern auf der Landenge Panama verübt hatte, um sich an ihnen, wegen der an ihm und seinem Verwandten Hawkins in dem Hafen St. Johann von Ulloa verübten Treulosigkeit und Grausamkeit zu rächen. Da er auf dieser Landenge einen Anblick von dem stillen Südmeere bekam, so spornen ihn seine Ehrsucht und sein Geiz so an, daß er sich nicht bedachte,

sein ganzes Glück auf ein neues Abenteuer in diesem Meere zu wagen, das zu der Zeit allen europäischen Nationen so sehr unbekant war. Durch den damaligen Vicekammerherrn Sir Christopher Hatton, einen großen Liebbling der Königin, erhielt er ihre Bewilligung und ihren Beifall zu einem Unternehmen gegen ihre Feinde, und segelte 1577 von Plymouth ab mit vier Schiffen und einer Schiffscompagnie, die hundert und vier und sechzig geschildete Seeleute an Bord hatten. Er kam in das Südmeer durch die magellanische Straße, und überfiel die Spanier, die auf dieser Seite keinen Feind erwarteten; machte viele reiche Beuten, und bereitete sich zur Rückkehr mit der unermesslichen Beute, die er erworben hatte. Aus Besorgniß, durch den Feind abgeschnitten zu werden, wenn er denselben Weg zurücknahm, auf dem er in das stille Meer gekommen war, versuchte er, eine Durchfahrt in Norden von California zu finden; und da ihm diese Unternehmung fehlte, segelte er nach Ostindien und kam wohl behalten 1580 über das Vorgebürge der guten Hoffnung zurück. Er war der erste Engländer und Hauptbefehlshaber, der die Erdkugel umsegelte; denn Magellan, dessen Schiff dieselbe Unternehmung ausführte, starb auf dieser Fahrt. Sein Name ward sehr berühmt durch einen so kühnen und glücklichen Versuch. Viele, die den Haß der Spanier fürchteten, suchten die Königin zu überreden, es wäre klüger, von der

Unter

Unternehmung abzustehen, den Drake zu strafen und den Schatz wider herauszugeben. Aber Elisabeth, die Tapferkeit bewunderte, und durch die Aussicht gereizt ward, die ihren Feinden abgenommenen Reichthümer zum Ersatz ihres Verlustes mit ihm zu theilen, beschloß, den tapfern Seefahrer zu beschützen; sie begnadigte ihn mit der Ehre eines Ritters, und nahm zu Deptford bei ihm ein Mahl ein, am Bord des Schiffes, das eine so denkwürdige Reise vollendet hatte. Da Philipps Gesandter, Mendoza, über Drakes Kapereien klagte, antwortete sie ihm, die Spanier hätten dadurch, daß sie sich höchst unrechtmäßiger Weise ein Recht über die ganze neue Welt anmaßten, und davon alle andere europäischen Nationen ausschloßen, die selbst mit der Absicht, den rechtmäßigsten Handel zu treiben, hieher segeln würden, ganz natürlich die andern gereizt, in diese Länder mit Gewalt einzubrechen. Um indessen den spanischen Monarchen zu beruhigen, machte sie, daß ein Theil der Beute an Peter Sebura wieder ausgegeben ward, der sich für einen Agenten der spanischen Kaufleute ausgab, die Drake beraubt hatte. Da sie aber nachher ersah, Philipp hätte das Geld zu sich genommen und einen Theil davon wieder sie selbst in Irland angewandt, und einen andern Theil, die Völker des Prinzen von Parma zu bezahlen, beschloß sie, nichts mehr wieder herauszugeben.

Die staatskluge und großdenkende

Elisabeth vergaß bei allen Unruhen die Sorge für den innern Wohlstand ihres Reichs nicht, sie nahm die Flüchtlinge von allerlei Nationen, die sich der Religion wegen nach England begaben, nicht nur gütig auf, sondern ertheilte ihnen auch verschiedene Freiheiten, damit sie im Königreiche bleiben und die Manufakturen, mit welchen sie sich in ihrem Vaterlande beschäftigt hatten, daselbst in Aufnahme bringen mögten. Diese Maßregeln hatten auch einen so guten Erfolg, daß Colchester, Norwich, Yarmouth, Canterbury und viele andere Dörfer mit diesen arbeitsamen Fremden angefüllt wurden, welche die Engländer mancherlei seidene und wollene Zeuge zu verfertigen gelehrt haben. Viele Deutsche wurden auch in die nördlichen Provinzen des Königreichs gesandt, welche in den Bergwerken arbeiteten, Salpeter machten und allerhand eiserne Werkzeuge schmiedeten. Dergleichen Künste waren den Engländern vor der Ankunft dieser Fremden schlechterdings unbekant, und würden ihnen ohne die Klugheit und den patriotischen Eifer der Königin und ihrer Minister vielleicht noch lange unbekant geblieben seyn. Die Franzosen und Spanier sahen wohl ein, wie viel die Engländer gewonnen, und wie viel sie dadurch verlorren, daß ihre Künstler auf jene Insel flüchteten, und machten daher scharfe Gesetze, um dieses zu verhindern, welche aber zu dieser Absicht so wenig hinlänglich waren, daß nur noch weit

mehrere Leute, als zuvor hinüber giengen. Man kan mit Wahrheit sagen, daß die große Handlung der Engländer ein Segen gewesen sey, den ihnen Gott für den diesen bedrängten französischen und niederländischen Protestanten in den Tagen ihrer Trübsal verliehenen Schutz gegeben hat.

Da dieses Königreich so sichtbar Weise an Macht und Handlung zunahm, so durfte Philipp, der staatsklügste Prinz seiner Zeit gar nicht zweifeln, daß es um seinen Plan, die völlige Oberherrschaft über Europa zu erlangen, oder wenigstens alles darin nach seinem Willen einzurichten, geschehen seyn würde, wosern er nicht ein Mittel ausfindig machte, England auf einmal zu Grunde zu richten. Inzwischen, daß er sich mit diesem Vorhaben beschäftigte, und verschiedene Maassregeln nahm, dasselbe auszuführen, ward er täglich mehr und mehr zum Unwillen gereizet, da er sah, wie große Mühe sich die Königin gab, seine Entwürfe zu vernichten, und die große Macht, die er von seinem Vater, dem Kaiser Carl dem fünften geerbet hatte, zu schwächen. Der 1573 geschlossene Vergleich war keine Wirkung der aufrichtigen Neigung zum Frieden, sondern ein Werk der Staatskunst, weil man noch nicht mit den Anstalten fertig war, die vorhabenden Anschläge zur Wirklichkeit zu bringen. Der katholische König suchte der Königin Elisabeth nicht nur Schaden und Ungemach zu verursachen, sondern sie auch völlig zu Grun-

de zu richten, und den englischen Staat gänzlich umzukehren. Um dieses nun bewerkstelligen zu können, hatte er seine Aufmerksamkeit vornemlich auf folgende drei Punkte gerichtet. Der erste bestand darin, daß er unter dem Scheine der Religion die meisten auswärtigen Prinzen und Staaten wider sie zu vereinigen suchte; welches er durch Hülfe des Papstes und vermittelst seines eignen großen Einflusses auch ziemlichermaassen bewerkstelligte; indem er, seinen Unwillen so weit trieb, daß er so gar die kleinen Republiken in Deutschland aufzuheben suchte, die Handlung der Engländer zu stören. Zweitens suchte er in dem Königreiche selbst innerliche Unruhen zu erregen, und unterstützte die papistische Partey, auch unterhielt er die katholischen Flüchtlinge mit großen Kosten. In diesem Unternehmen war er eine Zeitlang glücklich, denn das Königreich war in beständiger Bewegung; seine Kräfte waren erschöpft, und die Regierung, ja das Leben der Königin selbst befand sich oft in Gefahr, weil diese unruhigen Köpfe sich in der strafbarsten Sache so eifrig finden ließen, als wenn sie durch die ruhmwürdigsten Bewegungsgründe dazu wären angetrieben worden. Der letztere Punkt, womit König Philipp sich beschäftigte, war dieser, daß er so geheim, als es möglich wäre, eine solche Macht zusammen brächte, wodurch er nebst der Unterstützung seiner andern Anstalten im Stande seyn möchte, sich auf einmal vollkommen Meister von England zu

machen. Zu diesem Ende suchte er mit großem Fleiße, seine Seemacht zu verstärken und bei seinen Kriegen in den Niederlanden unter dem Prinzen von Parma, eine solche Armee beständig bereit zu halten, welche hinlänglich wäre, diese Eroberung ins Werk zu richten, wenn er eine Flotte bereit hätte, die dieselbe auf ihrer Uebersahrt bedecken könnte.

Die Königin Elisabeth und ihre Minister waren zu scharfsichtig und hatten zu geschwinde und gewisse Nachrichten, als daß ihnen des Königs von Spanien Vorhaben unbekant geblieben wäre. Sie bezeugten dabei sehr große Klugheit, und gebrauchten alle mögliche Mittel, dasselbe zu vernichten, ohne der Welt ihre Furcht merken zu lassen. Auch suchten sie andere Staaten zu überführen, daß Philipp ihr allgemeiner Feind wäre, dessen Anschläge auf nichts geringeres abzielten, als alle seine Nachbarn unter das Joch zu bringen. Weil diese Wahrheit so richtig war und ihre eigene Erhaltung so nahe anging, so machte sie auch einen desto größern Eindruck.

Das große Geheimniß aber, wodurch die Königin alle die listigen Entwürfe des Königs von Spanien wider ihre Person vernichtete, scheint den meisten Geschichtschreibern der damaligen Zeit unbekant gewesen zu seyn. Es war dieses. Sie entdeckte die vornehmsten Werkzeuge, deren sich Philipp zu ihrem Verderben bedienen wolte, aber

anstatt sie öffentlich zur Strafe zu ziehen, oder sie aus dem Wege zu räumen, ließ sie dieselben so lenken und wenden, daß sie ihr wirklich zur Erreichung ihrer Absichten beförderlich waren, ob sie gleich die ganze Zeit hindurch in Philipps Solde standen und ihm als seine Werkzeuge dienten. Also wurde der spanische Gesandte Mendoza, dessen Künste und Künste, wenn er länger dageblieben wäre, gefährlich hätten werden können, zu solchen Maasregeln verleitet, wodurch er die Rechte eines Gesandten verwirkte, indem er Leute bestellte, um den Staatssecretair Cecil zu ermorden, und in der Nacht Schmähschriften wider ihre eigene Person in den Gassen austreuen ließ. Eben so ließ man die Verführer der spanischen Kundschafter, welche in England das Volk verführen, und eine starke Partei bei einem bevorstehenden Einfall machen sollten, früher reif werden, daß sie sich in Verschwörungen wider sie einließen, eingezogen, überführt und hingerichtet wurden. Dies erhellt aus dem Beispiele des Parry und anderer Verschwornen. Ja selbst dem Prinzen von Parma sollen solche Gedanken in den Kopf gesetzt worden seyn, daß er mehr seinen eignen als des Königs Nutzen suchte.

Da unterdessen die Staaten durch die Ermordung ihres großen Anführers und Beschützers, des Prinzen von Oranien a), und durch das

a) Die Ermordung dieses Prinzen ist ein fürchterlicher Beweis, wie sehr der Abreglaube

Kriegsglück des Prinzen von Parma, im Jahr 1585, aufs äußerste gerieben waren, so schickten sie zum zweitenmale eine feyerliche Gesandtschaft nach London, und boten der Königin von neuem an, sie für ihre Monarchin zu erkennen, wenn sie ihnen Schutz und Beistand gewähren wolte.

Elisabeth hatte vom Anfange ihrer Regierung nicht einmal, vielweniger jetzt die Wahl gehabt, ob sie mit Philipp in Freundschaft oder Feindschaft leben wolte. Die Absicht dieses ehrsüchtigen Monarchen war keine andere, als sie gänzlich zu Grunde zu richten und England zu erobern, nach dem ihm die Mittel, es durch die Vermählung mit Maria und nachher mit Elisabeth zu erhalten, fehlgeschlagen waren. Nichts hätte also erwünschter und annehmungswürdiger scheinen können als dies angebotene Mittel, die Macht dieses Monarchen

zu schwächen und den etwanigen Verlust durch die Erwerbung so wichtiger Provinzen für das englische Reich zu ersetzen. Ja es schien fast das einzige Mittel zu seyn, die weit aussehenden Absichten des ehrsüchtigen und stolzen Philipps auf England zu vereiteln. Dennoch aber erregten einige Rätthe der Elisabeth Zweifel, und widerriethen ihr, den Antrag anzunehmen. Andere hingegen riefen ihr aus den wichtigsten Gründen, diese Gelegenheit zu ergreifen, um ihrem Verderben zu entgehen, weil die erbitterten Staaten zwar nicht allein, aber doch mit den Engländern vereint, der Macht ihres Feindes widerstehen und das Wetter von England zurück halten könnten. Kurz es schien gar keinem Zweifel unterworfen, daß Elisabeth den Antrag annehmen müsse, ja daß sie unrecht thäte, wenn sie nicht auf alle mögliche Art den Absichten Philipps

glaube jeden Funken von Menschlichkeit auslöschen und Menschen in wahre Bestien verwandeln kan. Spanien hatte damals auf den Kopf des Prinzen dritthalb Tonnen Goldes und einen Adelsbrief gesetzt. Nicht diese, sondern die Erwerbung des Himmels scheint Balthasar Gerhard, einen Burgunder, bewogen zu haben, diese teuflische That zu verüben. Er gieng an den Hof des Prinzen und nahm die Larve eines lebendigen Heiligen an. Endlich befahl ihm der Statthalter, wieder nach Frankreich, seinem Vaterlande zu gehen, aus welchem er um der Religion willen vertrieben zu seyn vorgab. Der Prinz gab ihm noch einen Zehrpennig mit, wofür er sich aber zwei Pistolen kaufte, die er mit drei vergifteten Kugeln lud, und damit zwei Tage hernach, nemlich den 30^{ten} Junii 1584 den orantischen Held, da er von der Tafel gieng, meuchelmörderischer Weise erschoss. In dem Verhör gestand er, daß er schon seit sechs Jahren Willens gewesen wäre, den Prinzen zu entleiben, und drei Jesuiten hätten alles versucht, um ihn in diesem Vorsatz zu bestärken. Im Gefängniß sagte er, daß er den Prinzen, wenn er auch mit tausend Trabanten umgeben wäre, noch jetzt ermorden wolte, geschet auch, daß er selbst eines tausendfachen Todes darüber sterben müßte, weil er dafür eine große Belohnung im Himmel zu bekommen hoffen könnte. Bei seiner langsamen und grausamen Hinrichtung, oder vielmehr Zerfleischung, ließ er nicht die geringste Empfindlichkeit spüren.

lipps zuvorkommen und sie zu vereiteln suchte.

Unter diesen entaegensiehenden Rathschlägen fürchtete die Königin die Folgen, die mit jedem äußersten Entschlusse verbunden wären, und war geneigt, einen Mittelweg zu nehmen; und obgleich solche Aufführung selten von guten Folgen ist, so ward sie doch in diesem Entschlusse von keinem Vorurtheile oder von Günst, sondern durch Nothwendigkeit geleitet. Sie durfte durchaus nicht, ohne sich zu widersetzen, dem gänzlichen Untergange der empörten Provinzen zusehen, deren Vortheile so genau mit den übrigen verknüpft waren: da sie aber voraus sah, die Annehmung der Herrschaft über dieselben würde sie nöthigen, ihre ganze Macht auf deren Verteidigung zu wenden; würde bei ihren Nachbarn Aufsehn erregen, und sie dem Vorwurfe der Ehrsucht und Usurpation aussetzen, den sie bisher so sorgfältig vermieden hatte; so wies sie sogleich diesen Abtrag ab. Sie schloß aber mit den Staaten ein Bündniß auf folgende Bedingungen: Sie wolte zu ihrem Beistande ein Heer von 4000 Fußvölkern und 1000 Pferden hinsenden, und sie während des Krieges besolden: der General und zweien andere Herren, die sie ernennen würde, sollten zu dem geheimen Rathe der Staaten mit zugelassen werden: keine Parren sollte, ohne der andern Einwilligung, Frieden machen: ihre Kosten sollten, nach geendigtem Kriege, ihr wider bezahlt; und die Städte Slus-

sching und de Brille, mit dem Cassel Kammekeens, indessen zur Sicherheit in ihre Hände geliefert werden.

Die Königin wußte, dieses Versehen würde sie sogleich in öffentliche Feindseligkeiten mit Philipp verwickeln; doch erschrack sie nicht vor dem Anblick der gegenwärtigen Größe dieses ehrwürdigen Monarchen. Das Königreich Spanien war damals blühend und volkreich; und des neulich (1580) eroberte Portugal hatte sowohl den innern Ruhestand mehr gesichert, als ein reiches Land mit Philipps Reichen verknüpft, ihn zum Herrn vieler Plätze in Ostindien, und des ganzen Handels dieser Gegenden gemacht, und seine Seemacht ansehnlich vergrößert, woran es ihm zuvor hauptsächlich mangelte. Alle italienische Fürsten, auch der Pabst und der römische Hof waren zu einer Art von Unterwürfigkeit unter ihn gebracht, und schienen ihre Herrschaft auf sehr ungewisse Bedingungen zu besitzen. Das österreichische Haus in Deutschland, nebst den davon abhängenden Fürstenthümern, war genau mit ihm verbunden, und bereit, ihn mit Kriegsvölkern zu jeder Unternehmung zu unterstützen. Alle westindische Schätze waren in seiner Gewalt; und die damalige Seltenheit der kostbaren Metalle in jedem europäischen Lande machte den Einfluß seiner Reichthümer desto kräftiger und ausgebreiteter. Die Niederlande schienen auf dem Punkte zu seyn, wider in ihre Knechtschaft zurück zu fallen; und man hatte nur

geringe Hofnung, daß sie es gegen diese zahlreichen und versuchten Heere aushalten würden, die unter Anführung des erfahrensten Generals wieder sie gebraucht wurden. Auch Frankreich, das der östreichischen Größe das Gegengewicht zu halten pflegte, hatte alle seine Macht durch innere Unruhen verloren; und da die herrschende Partei desselben, die Katholiken, genau mit Philipp verbunden waren, erwartete er daher vielmehr eine Verstärkung, als Schwächung seiner Macht. Im Ganzen hegte man überall solche Vorurtheile für die Macht der spanischen Monarchie, daß der König von Schweden, da er hörte, Elisabeth hätte öffentlich die Verteidigung der Holländer übernommen, sich nicht bedachte, zu sagen, sie hätte nun die Krone von ihrem Haupte genommen, und sie auf den zweifelhaften Kriegswechsel zur Wage gesetzt. Doch war diese Fürstin von Natur mehr behutsam, als unternehmend; sie hatte allezeit mehr nöthig, durch den Muth ihrer Minister angetrieben, als durch deren Klugheit zurückgehalten zu werden: Wenn sie aber eine offenbare Nothwendigkeit sah, trockte sie der Gefahr mit großmüthiger Herabstufung; und da sie sich auf ihre vollkommene Weisheit und auch auf die ungetheilte Liebe ihres Volks verließ, rüstete sie sich zum Widerstande, und gar zum Angriff gegen die ganze Macht des katholischen Nordens.

Der Graf von Leicester ward an

der Spitze der englischen Hülfsvölker nach Holland gesandt. Er führte einen glänzenden Hofstaat mit sich; und hatte zu Begleitern den jungen Grafen von Essex, seinen Stiefsohn, die Lords Audley und North, Sir Wilhelm Russell, Sir Thomas Shirley, Sir Arthur Passet, Sir Walter Waller, Sirervas Clifton und einen auserlesenen Haufen von fünfhundert geringern Edelleuten. Ihn empfing, bei seiner Ankunft zu Flushing, der Commandant, Sir Philipp Sidney, sein Neffe; und jede Stadt, wo er durchkam, drückte ihre Freude durch Zuruf und Ehrenbögen aus, als ob seine Gegenwart und der Schutz der Königin ihnen die gewisste Befreiung gebracht hätten. Die Staaten, die Elisabeth immer mehr zu ihrer Verteidigung zu nöthigen wünschten, und wußten, wie viel Leicester bei ihr galt, legten ihm den Titel eines Statthalters und Generalcapitains der vereinigten Provinzen bei, gaben ihm eine Ehrenwache; und begegneten ihm in gewissen Betracht wie ihrem unumschränkten Herrn. Aber dieser Schritt hatte eine ganz andere Wirkung, als sie erwarteten: Der Königin mißfiel der Kunstgrif der Staaten und Leicesters Ehrgeiz: sie gab beiden scharfe schriftliche Verweise; und ließ sich mit einiger Schwierigkeit von ihnen, nach vielen demüthigen Abbitten, besänftigen.

Die Fortsetzung folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

35^{tes} Stück.

Montag, den 1^{ten} Mai 1780.

Geschichte der sogenannten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Fortsetzung.)

Amerika betrachtete man als die Hauptquelle von Philipps Macht, und als den wehrlosten Theil seiner Länder; und da Elisabeth sah, ein öffentlicher Bruch mit diesem Monarchen wäre durchaus unvermeidlich, so beschloß sie, ihn in jener Gegend nicht zufrieden zu lassen. Eine Flotte von zwanzig Segeln ward ausgerüstet, die Spanier in Westindien anzugreifen: 2300 Freiwillige, außer den Seeleuten, giengen am Bord derselben mit; Sir Franz Drake ward zum Admiral ernannt, Christoph Carlisle zum Befehlshaber der Landtruppen. Sie nahmen St. Jago bei Capo Verde durch Ueberfall weg; und fanden daselbst die Fülle von Lebensmitteln, aber keine Reichthümer. Sie segelten 1586 nach Hispaniola; und da sie St. Domingo leicht durch einen Sturm eroberten, zwangen sie die Einwohner, ihre Häuser durch eine Summe Geldes zu lösen. Carthagena fiel darauf,

nach etwas mehr Widerstande, in ihre Hände, und ward auf dieselbe Art behandelt. St. Anton und St. Helena, zwei Städte auf der Küste von Florida zündeten sie an. Da sie längst der virginischen Küste segelten, fanden sie geringe Ueberbleibsel einer Pflanzstadt, die von Walter Raleigh dort angelegt, und ganz in Abnahme gekommen war. Dieses war der erste Versuch der Engländer, solche Plätze anzulegen; und obgleich sie nachher alle andere europäische Nationen, sowohl durch die Lage ihrer Pflanzstädte, als durch die edlen Grundsätze der Freiheit und Menschlichkeit übertroffen haben, worauf dieselben gegründet sind; so waren sie hier doch so unglücklich gewesen, daß die elenden Pflanzler ihre Plätze verließen und Drake bewegten, sie mit sich nach England zu nehmen. Er kehrte zurück mit so viel Reichthümern, die den Freiwilligen Muth machten, und mit solchen Nachrichten von der spanischen

M m

nischen

nischen Schwäche in diesen Ländern, die den Muth der Nation zu künftigen Unternehmungen festig zu entflammen dienten. Das viele Sterben, das jener Himmelsstrich auf der Flotte verursacht hatte, war, wie gewöhnlich, nur eine schwache Zurückhaltung der Habsucht und der frohen Hoffnungen der jungen Abenteuerer a).

Leicesters Unternehmungen giengen nicht so glücklich als Dracons. Er hatte weder Muth noch Fähigkeit, die dem Zutrauen gemäß gewesen wären, das die Königin in ihn setzte. Er erhielt zuerst einigen Vortheil in einem Treffen mit den Spaniern und schickte eine Verstärkung nach Grave, wodurch dieser Ort in den Stand gesetzt ward, muthige Gegenwehr zu thun; aber die Feigheit des Commandanten van Gemert machte alle diese Bemühungen fruchtlos. Er capitulirte nach einem sehr schwachen Widerstande, ward für seine Aufführung zur Verantwortung gezogen und litt die Todesstrafe nach dem Ausspruch des Kriegsgerichts. Der Prinz von Parma unternahm hierauf die Belagerung von Venlo, das sich nach einigem Widerstande ergab. Das Schicksal von Mays war trauriger; denn es ward mit Sturm erobert, indem die Besatzung capituliren wolte. Rhimberg, das von 1200 Engländern unter dem Befehle des Obersten Morgan besetzt war, ward darauf von den Spaniern erobert; und Leicester,

der sich zu schwach glaubte, um die Aufhebung der Belagerung zu versuchen, wolte den Prinzen von Parma durch ein anderes Unternehmen davon abziehen: Er griff zuerst Doesberg an und war dort glücklich; darauf lagerte er sich vor Zutphen, das der spanische General für einen so wichtigen Platz hielt, daß er eilte, es zu befreien. Er ließ den Marquis von Guasto mit einer Bedeckung anrücken, die er in den Platz zu werfen dachte. Ein Nebel war ihnen günstig: da sie aber zufällig auf einen Haufen englischer Reuterei stießen, erfolgte ein wüthendes Treffen, worin die Spanier übermattet wurden. Den Fortgang unterbrach die Näherung des Prinzen von Parma mit der Hauptarmee.

Odgleich ein langer Frieden die Engländer aller Kriegserfahrung beraubt hatte, so besaß sie doch ein starker kriegerischer Geist; und die Vortheile, die der Prinz von Parma erhielt, schrieb man nicht der höhern Tapferkeit und bessern Kriegszucht der Spanier zu, sondern bloß Leicesters Ungeschicklichkeit. Die Staaten waren sehr unzufrieden mit seiner Führung des Krieges, noch mehr aber mit seiner eigenmächtigen und herrischen Aufführung; und am Ende des Feldzuges wandten sie sich an ihn wegen einer Vergütung aller ihrer Verluste. Aber ohne ihnen einige Genugthuung zu geben, gieng Leicester bald darauf nach England zurück.

Da

a) Man glaubt, Dracons Flotte habe zuerst den Gebrauch des Tobacks nach England gebracht.

Da Elisabeth hörte, daß Philipp, der die Beleidigungen, die ihm von den Engländern widerfuhr, nicht zu achten schien, heimlich eine große Flotte ausrüstete, um sie anzugreifen; sandte sie 1587 den Sir Franz Drake mit einer Flotte aus, seine Gelder aufzuheben, seine Küste zu berauben, und seine Schiffe zu verderben. Drake fuhr aus mit vier Hauptschiffen der Königin, und sechs und zwanzig großen und kleinen Fahrzeugen, die ihm die londonischen Kaufleute zugaben, in Hoffnung an der Beute Theil zu haben. Da er von zwei holländischen Schiffen, denen er auf seiner Fahrt begegnete, erfuhr, daß eine reich beladene spanische Flotte zu Cadix läge, und im Begriff wäre, auf Lissabon zu segeln, als dem Versammlungsplatze der bestimmten Flotte: so richtete er seinen Lauf nach jenem Haven, und that einen kühnen und glücklichen Angriff auf den Feind. Er zwang sechs Galeeren, die ihm die Spitze boten, unter den Forts Schutz zu suchen. Er steckte über hundert Schiffe in Brand, die mit Kriegsvorrath und Schifsgütern beladen waren, und beehrte ein großes Schiff des Marquis von Santa Cruz zu Grun-

de. Darauf segelte er nach Capo St. Vincent, und eroberte mit Sturm die Festung auf diesem Vorgebürge, nebst drei andern starken Schanzen. Er bot darauf Lissabon Trost: da er aber fand, daß die Kaufleute, die sich bloß in Hoffnung des Gewinnes mit ihm verbunden hatten, über diese kriegerischen Unternehmungen mißvergnügt waren, segelte er nach den Terceira-Inseln, um dort ein gewisses reiches aus Ostindien kommendes Schiff zu erwarten, das in diese Gegend kommen sollte. Er war so glücklich, daß er seine Beute antraf; und diese geschwinde Ausführung ihres Unternehmens, woran das Publikum so geringen Antheil nahm, ermunterte die Eventheurer, weitere Versuche zu wagen; die englischen Seeleute lernten die ungeheuren schweren Schiffe des Feindes verachten; die spanischen Seerüstungen wurden vernichtet, die vorgehabte Unternehmung wider England auf ein Jahr verzögert; und für die Königin Zeit gewonnen, wider diesen furchtbaren Angriff sichere Maßregeln zu nehmen b).

In diesem Jahre rüstete auch Thomas Cavendish, ein Edelmann aus Devonshire, der durch seinen Auf-

M m 2

enthalt

- b) Noch eine andere Ursache der Verzögerung des Auslaufens der Flotte wird in des Herrn von Beausobre allgemeiner Einleitung in die Kenntniß der Polit. E. der Finanz- und Handlungswissenschaft, übersetzt vom Herrn Prof. Albaum. Kiege 1774. 2 Th. S. 326. angegeben. Ein einziger Banquier, heißt es daselbst, sicherte die Königin Elisabeth gegen alle Absichten Spaniens, daß die unüberwindliche Flotte ausgerüstet hatte. Als die Königin die Gefahr vernahm, die ihr drohete, hatte sie keine Schiffe, die sie den spanischen hätte entgegen setzen können: ein Theil derjenigen, die in den Haven

enthalt am Hofe ein ansehnliches Vermögen verschwendet, und nun auf Kosten der Spanier seine Umstände zu verbessern beschloß, hatte, zu Plymouth drei Schiffe aus, eines von 120 Tonnen, das andere von 60, und das dritte von 40; und fuhr mit diesen kleinen Schiffen auf Abenteuer in das südliche Meer und verübte große Raubereien an den Spaniern. Er nahm ihnen neunzehn Schiffe, deren einige reich beladen waren; und da er um das Vorgebürge der guten Hoffnung zurückkehrte, kam er wieder nach England, und lief, wie im Triumphe, in den Fluß ein. Seine Schiffeleute und Soldaten waren in Seide gekleidet, seine Segel von Damast, seine Toppsegel von goldnem Stücker; und man schätzte seine Beute für die reichste, die je war nach England gebracht worden.

Die Landunternehmungen der Engländer im diesjährigen Feldzuge (1587) brachten der Nation nicht so viel Vortheil und Ehre. Die wichtige Bestimmung Deventer vertraute Leicester

dem Wilhelm Stanley mit einer Besatzung von 1200 Engländern; und diesen katholischen Edelmann setzte die Entdeckung der babingtonschen Verschwörung wider Elisabeth in Unruhe, daß er besorgte, man würde künftighin in England jedem, der seines Glaubens wäre, mit Mißtrauen begegnen. Er ließ sich mit den Spaniern in einen Briefwechsel ein, verrieth ihnen die Stadt für eine Summe Geldes, und berebete die ganze Besatzung, mit ihm in spanische Dienste zu gehen. Rotterdam, dem eine Schanze bei Zutphen untergeben war, ahmte sein Beispiel nach; und die Holländer, die schon mit Leicester unzufrieden und argwöhnisch gegen die Engländer waren, brachen in laute Klagen aus, über die Unvorsichtigkeit, wo nicht gar Verrätherei, seiner Staatsverwaltung. Bald darauf kam er selbst in den Niederlanden an; aber seine Aufführung war gar nicht darnach eingerichtet, sie zufrieden zu stellen, oder den Argwohn zu entfernen, den sie gegen ihn hegten.

Weil

Häfen und auf Werften lagen, konnten erst in einem Jahre gebraucht werden; und man war in großer Unruhe. Ein Banquier, der den Zustand der spanischen Finanzen kannte, wußte, daß die Flotte nicht anders unter Segel gehen konnte, als vermittelt der Wechsel, die man auf die genevische Bank jöge. Er verfiel also darauf, aus allen Handelsplätzen in Europa alle Summen, die er nur negotiiren konnte, an sich zu bringen, um sie alle in die genevische Bank niederzulegen; damit sie, durch seine großen Rimesse, ganz in seiner Gewalt wäre, und sie, so bald er nicht wolte, denn Spaniern nicht helfen könnte. Da er wußte, daß es bloß darauf ankam, diese Rimesse so lange in Genua liegen zu lassen, bis es die Jahreszeit nicht mehr erlaubte, die Flotte abzuschicken; so berechnete er, daß die Wechselreuterei 40,000 Pfund St. kosten würde, und er schlug es der Königin vor, sie, für diesen Preis aus aller Verlegenheit zu reissen. Der Vorschlag ward angenommen und so geheim ausgeführt, daß Philipps Hände gebunden waren, und er erst im folgenden Jahre die Flotte konnte auslaufen lassen.

Weil der Prinz von Parma Sluys belagerte, suchte er diesen Platz von der See- und hernach von der Landseite zu befreien: Beide Unternehmungen aber schlugen ihm fehl; und da er den schlechten Erfolg der übeln Auf- führung der Holländer zuschrieb, waren sie eben so frei in ihrem Tadel über die seinige. Der Bruch zwischen ihnen erweiterte sich täglich; sie verachteten sein Ansehn, widersetzten sich seinen Maafregeln, und achteten nicht auf seinen Rath; indem er durch ein herrisches Betragen und durch Gewalt jenes Gewicht wieder zu erlangen suchte, das er durch seine unvorsichtigen und schlecht überlegten Maafregeln verloren hatte. Diese Nation hatte ihn sogar im Verdacht eines Entwurfs, ihre Freiheiten zu schmälern, und die Eifersucht, die man gegen ihn hegte, fieng gar an, sich auf die Königin selbst auszudehnen. Diese Fürstin hatte sich auf Friedensunterhandlungen mit Spanien eingelassen; man hatte deswegen eine Zusammenkunft zu Bourbourg, einem Dorfe bei Gravelines, eröffnet: Und obgleich beide Höfe, besonders aber der spanische, keine andere Absicht hatten, als daß jeder seinen Feind durch Unterhandlungen aufhalten, und daß sie sich von beiden Seiten an Zurüstungen zur Vertheidigung und zum Angriffe hindeckeln wolten; so geriethen doch die Niederländer, die entschlossen waren, unter keiner Bedingung sich dem spanischen Joche wider zu unterwerfen, in Furcht, England mögte ihre Freiheit seinen

Staatsvortheilen aufopfern. Die Königin aber, welche die Wichtigkeit ihrer Verbindung mit den Staaten bei diesen Zeitläuften einsah, beschloß, ihnen völlige Genugthuung zu geben, indem sie Leicestor zurück rief, und ihm befahl, seine Statthalterschaft niederzulegen. Moritz, ein Sohn des Prinzen von Oranien, ein Jüngling von zwanzig Jahren, ward an seine Stelle von den Staaten zum Statthalter erwählt; und Peregrine, Lord Willoughby von der Königin zum Befehlshaber der englischen Kriegsvölker ernannt. Die Maafregeln dieser beiden Feldherrn wurden sehr verhindert durch Leicestors Bosheit, der eine Parthei hinterlassen hatte, und noch durch seine Unterhändler versuchte, alle Unternehmungen der Staaten zu stören. So bald aber Elisabeth von diesen Unordnungen Nachricht bekam, sorgte sie, dieselben wider gut zu machen, und nöthigte alle Englischgesinnte, mit dem Prinzen Moritz übereinstimmend zu handeln. Aber obgleich ihre Vernunft über ihre Partheilichkeit gegen Leicestor so weit siegte, so konnte man sie doch nie zur völligen Einsicht seiner Laster und seiner Ungeschicklichkeit bringen.

Philipp hatte zwar bis jetzt der Königin Elisabeth (1588) noch immer nicht den Krieg erklärt, aber lange ein heimliches und heftiges Verlangen gehegt, sich an ihr zu rächen. Auch seinen Ehrgeiz und die Hoffnungen, sein Reich zu erweitern, ermunterte seine glückliche Lage sehr; nemlich

die Eroberung Portugalls, der Zuwachs des indianischen Handels und der dortigen Colonien, und die jährliche Einföhrung großer Schätze aus America. Der Punkt, worin er seinen höchsten Ruhm setzte, der beständige Gegenstand seiner Staatskunst, war, die Rechtgläubigkeit zu schützen, und die Ketzerei auszurotten, und da Elisabeths Macht und Ansehn das Hauptbollwerk der Protestanten war, so hoffte er, wenn er diese Fürstin überwände, den ewigen Ruhm zu erwerben, daß er im Stande gewesen wäre, die ganze christliche Welt wieder zur katholischen Gemeinschaft zu vereinigen. Ueberdies reizte ihn sein Unwille gegen seine abgefallenen Unterthanen in den Niederlanden, die Engländer anzugreifen, die wegen ihrer nahen Nachbarschaft die Holländer so wohl unterstützen konnten, und sie ihrer eignen Sicherheit wegen unterstützen mußten, daß er nie hoffen durfte, diese Abtrünnigen sich wieder zu unterwerfen, so lange die Macht jenes Königreichs ganz und ungeschwächt bliebe. Die Ueberwindung Englands schien eine notwendige Vorbereitung zur Wiederherstellung seines Ansehns in den Niederlanden; und alles Anscheins ungeachtet, war jenes an sich selbst so wohl ein wichtigeres, als leichteres Unternehmen als dieses. Jenes Königreich lag Spanien näher, als die Niederlande, und war den Einfällen von dieser Seite mehr ausgesetzt: wenn einmal ein Feind den Eingang erlangt hatte, so war es weder

durch Kunst noch Natur so befestiget, wie das letztere, ein langer Frieden hatte es aller Kriegszucht und Erfahrung beraubt: und die Katholiken, wovon es noch einen Ueberfluß hatte, würden bereit seyn, wie man hoffte, sich mit dem zu vereinigen, der einen Angriff that, und sie von den Verfolgungen befreiete, die jetzt wider sie ergingen, und den Tod der Königin von Schottland rächte, der sie alle ihre Liebe zugewandt hatten. Das Schicksal Englands mußte in einer Schlacht zur See, und in einer zu Lande entschieden seyn: und was für ein Vergleich zwischen den Engländern und Spaniern, so wohl in Absicht auf die Seemacht, als die Anzahl, den Ruhm und die versuchte Tapferkeit ihrer Heere? Außer dem Gewinne von einem so großen Königreiche, sicherte der glückliche Erfolg in England ihm die Unterwerfung der Holländer, die, wenn sie von jeder Seite angegriffen, und aller Unterstützung beraubt wären, ihre steifen Hälse unter dieses Joch strecken mußten, dem sie so lange widerstanden waren. Zum Glücke würde dieser Eroberung, die für die Größe Spaniens von der äußersten Wichtigkeit war, sich jetzt die Eifersucht der benachbarten Mächte nicht widersetzen, denen so sehr daran gelegen wäre, den Fortgang dieser Unternehmung zu verhindern. Ein Waffenstillstand war neulich mit den Türken geschlossen; das deutsche Reich war in den Händen eines Fremdes, und nahen Verwandten; und Frankreich,

reich, Spaniens beständiger Nebenbuhler, war so durch innere Unruhen zerrissen, daß es nicht Zeit hatte, einige Achtung auf fremde Angelegenheiten zu wenden. Diese günstige Gelegenheit also, die sich vielleicht nie wieder zeigen mögte, mußte er ergreifen, und einen kühnen Versuch wagen, diese Obermacht in Europa zu erlangen, wozu die damalige Größe und der blühende Zustand der Spanier sie völlig zu berechtigten schien.

Diese Hoffnungen und Beweggründe nöthigten Philipp, ungeachtet seiner vorsichtigen Gemüthsart, diese waghliche Unternehmung zu versuchen; und obgleich der Herzog von Parma, da er ihn zu Rathe zog, sich dem Anschlag widersetzte, wenigstens die Nothwendigkeit vorstellte, zuvor von einigen Seestädten in den Niederlanden Besitz zu nehmen, die der spanischen Flotte zur Zuflucht dienen mögten, so beschloß doch der katholische Monarch, so gleich zur Ausführung seines ehrfurchtigen Entwurfs zu schreiten. Eine Zeitlang hatte er heimliche Zurüstungen gemacht; aber so bald er völlig entschlossen war, widerschoß jeder Theil seines weiten Reichs vom Geräusche der Waffen; und alle seine Minister, Generale und Admirale, wurden zur Beförderung dieses Entwurfs gebraucht. Der Marquis von Santa Cruz, ein Seeofficier von großem Ruhme und großer Erfahrung, war zum Befehlshaber der Flotte bestimmt, und die Schiffe wurden nach seinem Rathe ausgerüstet. In

allen Häfen von Sicilien, Neapel, Spanien und Portugal, brauchte man Künstler, um Schiffe von ungewöhnlicher Größe und Stärke zu bauen; Schiffsvorrath kaufte man mit gewaltigen Kosten; man legte Magazine an; man errichtete Kriegesheere, und legte sie in die spanischen Seestädte; und machte Entwürfe, eine solche Flotte und Schiffsbesatzung auszurüsten, die nie in Europa ihres gleichen gehabt hatte. Die Kriegsrüstungen in Flandern waren nicht weniger furchtbar. Kriegsvölker kamen jeden Augenblick von allen Seiten zusammen, um den Herzog von Parma zu verstärken. Capizuchi und Spinelli brachten Völker aus Italien; der Marquis von Borgaut, ein Prinz aus dem Hause Oestreich, warb in Deutschland; die Wallonischen und Burgundischen Regimenter wurden vollzählig gemacht, oder vermehrt; die spanischen Fußvölker mit neugeworbenen verstärkt; und ein Heer von 34,000 Mann in den Niederlanden versammelt, und in Bereitschaft gehalten, nach England hinüber zu gehen. Der Herzog von Parma brauchte alle Zimmerleute, die er in Flandern, in Niederdeutschland, oder an den Küsten der Ostsee bekommen konnte; und bauete zu Dünkerken und Nieuport, besonders aber zu Antwerpen, eine große Anzahl Böte und platte Fahrzeuge zum Ueberschiffen seines Fußvolks und seiner Reuteren nach England. Die berühmtesten adelichen und fürstlichen Personen aus Italien und Spanien

Spanien waren eifersüchtig, an der Ehre dieser großen Unternehmung Theil zu haben. Don Amadeus von Savoyen, Don Juan von Medici, Vespasian Gonzaga, Herzog von Sabionetta, und der Herzog von Pastrana eilten, sich mit dem Heere unter dem Herzog von Parma zu vereinigen. Ueber zwei tausend Freywillige, worunter viele von guten Häusern waren, hatten sich in spanische Dienste begeben: Man hegte gar keinen Zweifel, daß so weitläufige Zurüstungen, wobei Officiere von so vollkommener Geschicklichkeit gebraucht wurden, einen glücklichen Erfolg haben müßten, und die Spanier, die auf ihre Macht prahlten, und von leeren Hoffnungen aufgeblasen waren, hatten schon ihrer Flotte den Namen der unüberwindlichen Flotte gegeben.

Nachrichten von diesen außerordentlichen Zurüstungen waren bald nach England gekommen; und ungeachtet der Heimlichkeit des spanischen geheimen Raths, und ihres Vorgebens, daß sie diese Macht in Indien brauchen wolten, schloß man doch leicht, sie wären gesonnen, etwas auf England zu unternehmen. Die Königin hatte den Angriff voraus gesehen; und da sie nun für ihre Krone gegen die ganze spanische Macht streiten mußte, rüstete sie sich zum Widerstande; und erschreck nicht vor jener Macht, wovon ganz Europa fürchtete, daß dieselbe sie nothwendig überwinden müßte. Ihre Macht hatte in der

That gar nicht das Ansehn, daß sie einem so mächtigen Feinde widerstehen könnte. Alle Schiffsleute in England machten damals nur eine Anzahl von 14,295 Mann aus. Der Umfang der englischen Schiffe war überhaupt so klein, daß, außer wenigen Kriegsschiffen der Königin, nicht vier der Kaufmannsschiffe 400 Tonnen Raum hatten. Die königliche Flotte bestand nur aus 28 Fahrzeugen, deren viele sehr klein waren; keines war von größerer Bauart, als die größten englischen Fregatten, und die meisten verdienten mehr den Namen der Schaluppen, als Schiffe. Um die damalige Unansehnlichkeit der englischen Seemacht zu zeigen, führt Campbell ein Verzeichniß der königlichen Kriegsschiffe vom Jahre 1578 an, nach welchem die ganze Flotte aus 24 großen und kleinen Schiffen bestand. Das größte darunter hieß der Triumph und war von tausend Tonnen, das kleinste, der Georg, war unter sechzig Tonnen. Zu eben dieser Zeit beliefen sich alle Schiffe in ganz England, die von hundert Tonnen und darüber waren, nur auf hundert und fünf und dreißig, und alle unter hundert und über vierzig Tonnen, auf sechs hundert und sechs und fünfzig. In einer Rechnung des Zeughauses, wird die Anzahl der Kanonen auf den Kriegsschiffen im Jahre 1578 nicht höher als funfhundert und vier angegeben. (Die Spanier hingegen hatten zwei tausend sechs hundert und dreißig auf ihrer Flotte.)

Die Fortsetzung folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Freitag, den 5ten Mai 1780.

Geschichte der sogenannten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Fortsetzung.)

Damit man sich einen Begriff von der Ausrüstung dieser Schiffe machen könne, führe ich aus dem von Campbell eingerückten Verzeichnisse das größte und kleinste hier an.

Nr. 1.

Der Triumph.

1. Mannschaft, 780, wovon		
Matrosen	—	450
Büchsenmeister	—	50
Soldaten	—	200
2. Geräthschaft		
Büchsen	—	250
Bogen	—	50
Bündel Pfeile	—	100
Piken	—	200
Brustbarnische	—	100
Mariner a)	—	200
3. Größe der Ladung	—	1000

Nr. 24.

Der Georg.

1. Mannschaft, 50, wovon		
Matrosen	—	40

Büchsenmeister	—	10
Soldaten	—	keine
2. Geräthschaft		
Büchsen	—	12
Bogen	—	10
Bündel Pfeile	—	20
Piken	—	15
Hellebarden	—	20
Mariner	—	30

Der einzige Vortheil der englischen Flotte bestand in der Geschicklichkeit, und dem Muthe der Seelente, die gewohnt waren, auf stürmischen Meeren zu segeln, und sich allen Gefahren auszusetzen; in welchem Stücke sie die spanischen Seesoldaten so sehr übertrafen, als ihre Schiffe an Größe und Stärke unter jenen waren. Alle englische Handelsstädte wurden erseucht, Schiffe zur Verstärkung dieser kleinen Flotte herzugeben, und zeigten bei dieser Gelegenheit einen muthigen Eifer zur Vertheidigung ihrer Freiheit und ihres Glaubens, wider jene Nationen.

a) Eine Art damals gebräuchlicher Waffen, die jetzt nicht mehr gebraucht werden.

nahen Gefahren, die ihnen droheten. Den eifrigsten Antheil nahmen die Londonschen Bürger an der gemeinen Sache, und rüsteten, statt funfzehn Schiffe, die von ihnen waren verlangt worden, freiwillig noch einmal so viel aus. Der niedrige und hohe Adel mietete und bemannete 43 Schiffe auf seine eignen Kosten; und alle Darlehne, welche die Königin verlangte, gewährten ihr diejenigen, an die sie sich wandte. Lord Carl Howard von Effingham, ein Mann von großem Muth und Fähigkeiten, war Lord Admiral, und übernahm die Befehlshaberschaft dieser Flotte; Drake, Hawkins und Grobisher, die berühmtesten englischen Seelente, dienten unter ihm, der erste als Unteradmiral, und der zweite als Contreadmiral. Die Hauptflotte lag zu Plymouth. Ein kleineres Geschwader von vierzig englischen und holländischen Schiffen hatte Lord Seymour, zweiter Sohn des Protector Sommersett, unter seinen Befehlen, und lag damit bei Dünkerken, um den Herzog von Parma aufzuheben.

Die englische Landmacht hatte, mit der spanischen verglichen, ganz andere Eigenschaften, als ihre Seemacht; sie war zahlreicher, als die feindliche, aber weit unter ihr an Kriegszucht, Ruhm und Erfahrung. Ein Heer von 20,000 Mann war in verschiedene Haufen längst der Südküste vertheilt; und diese hatten Befehl, wenn sie die Landung der Spanier nicht verhindern könnten, sich zurückzuziehen,

das Land umher zu verderben, und auf Verstärkung aus den benachbarten Grafschaften zu warten, ehe sie sich dem Feinde näherten. Ein Heer von 22,000 zu Fuß, und 1000 zu Pferde, unter dem Befehle des Grafen von Leicester, stand zu Tilbury, um die Hauptstadt zu verteidigen. Die Hauptarmee bestand aus 34,000 zu Fuß, und 2000 Pferden, und ward vom Lord Zunsdon, einem wackern, wirksamen, entschlossenen Mann und nahen Anverwandten der Königin, angeführt. Diese Macht sollte der Person der Königin zum Schutze dienen, und sich allerwärts hinziehen, wo der Feind sich sehen ließe. Das Schicksal Englands, wenn alle spanische Heere landen könnten, schien von dem Ausgange einer einzigen Schlacht abzuhängen; und Männer von Nachdenken heagten die schrecklichsten Besorgnisse, wenn sie die Macht von 50,000 versuchten Spaniern, die von erfahrenen Officieren unter dem Herzoge von Parma, dem vollkommensten General dieser Zeit angeführt wurden, betrachteten, und diese furchtbare Rüstung mit der Kriegsmacht verglichen, die England, das zwar nicht durch den Frieden entrüstet, aber doch lange des Krieges ungewohnt war, dagegen aufstellen konnte.

Der vornehmste Schutz des Königs reichs schien in der muthigen und klugen Ausführung der Königin zu bestehen; die sich durch die gegenwärtigen Gefahren nicht schrecken ließ, alle ihre Befehle mit Ruhe gab, ihr Volk zu

zu einer standhaften Gegenwehr ermunterte, und jedes Mittel brauchte, daß ihr so wohl die einheimische Lage ihrer Sachen, als ihre auswärtigen Verbindungen verschaffen konnten. Sie sandte Sir Robert Sydney nach Schottland, und ernannte den König, ihr ergeben zu bleiben, und die Gefahr zu bedenken, womit die Ehrsucht des spanischen Tyrannen sein königliches Ansehen nicht weniger, als das ihrige bedrohte. Der Gesandte fand Jacob geneigt genug, eine Verbindung mit England zu unterhalten; und er hielt sich so gar in Bereitschaft, der Elisabeth zum Beistande mit der Macht seines ganzen Königreichs auszurücken. Ihr Ansehen bei dem Könige von Dänemark, und das Band ihres gemeinschaftlichen Glaubens nöthigten diesen Fürsten, auf ihr Ansuchen sich eines Geschwaders von Schiffen zu bemächtigen, die Philipp in den Dänischen Häven gekauft oder gemiethet hatte. Die Hansestädte standen zwar damals nicht in gutem Vernehmen mit Elisabeth, fanden sich aber doch durch dieselben Gründe bewogen, die Ausrüstung einiger Schiffe in ihren Häven so lange zu verzögern, daß sie zu der Absicht einer Landung in England unnütz wurden. Die Franzosen waren zu klug, als daß sie den Spaniern einige Hülfe hätten leisten sollen; und die Holländer rüsteten zum Dienste der Königin eine ansehnliche Flotte unter dem Grafen Justin von Nassau aus. Alle Protestanten in ganz Europa betrachteten diese Unter-

nehmung als die kritischste Begebenheit, die auf immer das Schicksal ihrer Kirche entscheiden sollte: und ob sie gleich wegen ihrer Entlegenheit nicht ihre Macht mit Elisabeth vereinigen konnten, so richteten sie doch ihre Augen beständig auf ihr Betragen und ihr Glück, und sahen mit Aengstlichkeit, die mit Bewunderung vermischt war, den unerschrockenen Muth, womit sie diesem fürchterlichen Ungewitter entgegen gieng, das ihr jeden Augenblick näher kam.

Die Königin merkte auch, daß außer der allgemeinen Liebe, die sie genoß, und dem Vertrauen, daß ihre Unterthanen auf ihre kluge Regierung setzten, der allgemeine Eifer des Volks für den protestantischen Glauben, und die starken Vorurtheile, die es wider das Papstthum eingesogen hatte, die festeste Stütze ihres Thrones sey. Sie sorgte bei dieser Gelegenheit dafür, bei der Nation ihre Anhänglichkeit an ihren Glauben, und jenen Abscheu wider die Gegenpartei aufs neue zu beleben. Man erinnerte die Engländer ihrer vorigen Gefahr vor der spanischen Tyrannei; alle Unmenslichkeiten, die Maria wider die Protestanten ausgeübt hatte, schrieb man den Rathschlägen dieser scheinfrommen und herrschsüchtigen Nation zu; die Blutbäder in Indien, die unaufhörlichen Hinrichtungen in den Niederlanden, die entsetzlichen Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten der Inquisition stellte man ihnen lebhaft vor; man machte ein Verzeichniß und eine Beschreibung

schreibung bekannt, und theilte Bilder aus von den verschiedenen Marterwerkzeugen, womit die spanische Flotte sollte beladen seyn; und brauchte sowohl jeden Kunstgrif, als jeden Weggrund, das Volk zu muthiger Vertheidigung ihres Glaubens, ihrer Geseze und ihrer Freiheiten zu ermuntern.

Indem aber die Königin in diesen kritischen Umständen die Erbitterung der Nation wider das Papstthum reizte, behandelte sie die Anhänger dieser Sekte mit Mäßigung, und wüthete nicht gegen sie. Ob sie gleich wußte, daß der neue Papst Sixtus der fünfte, der wegen seiner Jähigkeit und Tyrannei berühmte war, eine neue Excommunicationsbulle wider sie hatte ausgehen lassen, ihre Unterthanen von ihren Eiden und Pflichten losgesprochen, einen Kreuzzug wider England aufgebieten, und jedem völligen Ablass ertheilt hatte, der sich zu dieser Unternehmung anbeischig machte: so wolte sie doch nicht glauben, daß alle ihre katholischen Unterthanen so verblendet seyn könnten, der Andächtelei ihre Pflicht gegen ihre Monarchin und die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes aufzuopfern. Sie verworf alle gewaltsamen Rathschläge, die ihr angaben, Vorwand zu suchen, um die Häupter dieser Partei aus dem Wege zu schaffen: sie wolte nicht einmal eine beträchtliche Anzahl derselben gefangen sezen; und da die Katholiken diese gute Begegnung merkten, zeigten sie allgemein den höchsten Eifer

für die Landesvertheidigung. Einige geringere Edelleute dieser Sekte, die sich bewußt waren, daß sie billigerweise kein Zutrauen oder Ansehn erwarten dürften, begaben sich als Freiwillige auf die Flotte, oder zu der Armee: einige rüsteten Schiffe aus auf ihre eigenen Kosten, und gaben Protestantem die Befelshaberschaft darüber: andere waren geschäftig, ihre Pächter, Lehnsleute und Nachbarn zur Vertheidigung ihres Landes zu ermuntern: und jeder Stand vergaß für ihn allen Parteiunterschied, und schien sich mit Ordnung und Muth zu rüsten, um der Gewalt jener drohenden Feinde zu widerstehn.

Um noch mehr den kriegerischen Geist dieser Nation zu erwecken, erschien die Königin selbst zu Pferde in dem Lager bei Tilbury; sie ritt durch die Glieder, zeigte eine fröhliche und lebhaftes Mine, ermahnte die Soldaten, ihrer Pflicht gegen ihr Land, und ihren Glauben eingedenk zu seyn; und erklärte ihre Absicht, ob sie gleich ein Frauenzimmer wäre, sie selbst wider den Feind anzuführen, und lieber in der Schlacht zu sterben, als den Untergang und die Knechtschaft ihres Volks zu überleben. Ihre Rede verdient hier ganz eingestrichelt zu werden. Sie lautet also: „Mein treues Volk, wir sind von einigen, denen unsere Sicherheit am Herzen liegt, beseredet worden, uns zu hüten, daß wir uns nicht einer gewaffneten Menge überlieffen, aus Furcht vor Verrätherei: aber ich versichere euch, für
„mein

„mein Leben mögte ich in mein treues
 „und mich liebendes Volk kein Miß-
 „trauen sehen. Tyrannen mögen sich
 „fürchten: Ich habe mich immer so
 „betragen, daß ich nächst Gott, meine
 „Hauptstärke und Bedeckung in den
 „gehorsamen Herzen meiner Untertha-
 „nen, und ihrem geneigten Willen su-
 „che: und deswegen bin ich jetzt unter
 „euch gekommen, nicht zu meiner Er-
 „haltung oder für die Langeweile; son-
 „dern weil ich entschlossen bin, mitten
 „in dem hitzigsten Gefechte unter euch
 „zu leben oder zu sterben; für meinen
 „Gott, für mein Königreich und für
 „Volk, meine Ehre und mein Blut
 „in den Staub hinzulegen. Ich weiß,
 „ich habe nur den Körper eines schwa-
 „chen und zärtlichen Frauenzimmers;
 „aber ich habe das Herz eines Königs
 „und zwar eines Königs von England;
 „und ich hielt es für einen niedrigen
 „Schimpf, wenn Parma oder Spa-
 „nien, oder irgend ein europäischer
 „Fürst es wagen dürfte, in meine
 „Gränzen einzudringen. Lieber, ehe
 „ich eine Schande durch mich auf euch
 „kommen lasse, will ich selbst die
 „Waffen ergreifen; ich will eure Feld-
 „herrin, Richterin, und Belohnerin
 „jeder eurer Kriegsthaten sehn. Ich
 „erkenne schon aus eurer Bereitwillig-
 „keit, daß ihr Belohnungen und
 „Siegskränze verdient habt; und wir
 „versichern euch auf unser fürstliches
 „Wort, daß sie euch verdienstermaassen
 „sollen ausgetheilt werden. Mittler-

„weile soll mein Generallieutenant
 „meine Stelle vertreten; nie befaß ein
 „Fürst einem edlern und würdigern
 „Unterthanen; und ich zweifle nicht,
 „wir werden durch euren Gehorsam
 „gegen meinen General, durch eure
 „Einigkeit im Lager, und eure Tapfer-
 „keit im Felde, im kurzen einen bes-
 „rühmten Sieg erlangen über diese
 „Feinde meines Gottes, meines Kö-
 „nigreichs; und meines Volks.“

Durch dieses muthige Zeigen be-
 lebte sie wider die Zärtlichkeit und Bes-
 wunderung der Soldaten: die Erge-
 benheit gegen sie ward zu einer Art der
 Begeisterung bei ihnen; und sie frag-
 ten einander, ob es möglich wäre,
 daß Engländer diese rühmliche Sache
 verlassen könnten, weniger Muth zei-
 gen könnten, als man an dem weiblis-
 chen Geschlecht sähe, oder je durch Ges-
 fahren dahin gebracht werden könnten,
 die Vertheidigung ihrer heldenmüthi-
 gen Fürstin zu unterlassen.

Die spanische Flotte war schon mit
 dem Anfange des Maimonats segels-
 fertig, aber eben da sie unter Segel
 gehen wolte, überfiel ihren Admiral,
 den Marquis von Santa Cruz, ein
 heftiges Fieber, woran er bald nach-
 her starb. Den Viceadmiral, Her-
 zog von Paliano betraf zu eben der
 Zeit, durch eine wunderbare Verbins-
 dung der Unfälle, dasselbe Schicksal;
 und der König ernante zum Admiral
 den Don Alphonso de Gusmann,
 Herzog von Medina Sidonia b);

N n 3

einen

b) So nent ihn Campbell. Gregorio Leti nent ihn hingegen mit seinem vollen
 Titel:

einen Edelmann von dem größten Hause in Spanien, der aber im Kriege unerfahren, und mit Seeangelegenheiten durchaus unbekant war. Nach Gregorio Leti war dies seine erste Secunternehmung. Unter ihm diente Don Martinez de Ricaldo, ein alter erfahrener Viscayer, der die Aufsicht über alles hatte, und nach dessen Gutachten der Herzog sich gänzlich richtete. Alcarede ward zum Viceadmiral ernant. Außer dem Verluste eines so großen Officiers, als Santa Cruz war, verzögerte dieses Unglück auch die Absegelung der Flotte, und gab den Engländern mehr Zeit zu ihren Kriegstrüstungen wider sie. Endlich segelte die Flotte den 1ten Junius neuen Kalenders, voll Hoffnung und Eifer von Lissabon ab, aber am folgenden Tage ergriß sie ein gewaltiger Sturm, der die Schiffe zerstreute, einige der kleinsten in den Grund trieb, und die übrigen zwang nach Corunna zu segeln, (welches die Engländer insgemein Groyn nennen,) wo sie warteten, bis sie wieder ausgebeßert wurden. Da von diesem

Vorfalle Nachricht nach England kam, schloß die Königin daraus, der Entwurf einer Landung wäre für diesen Sommer vereitelt; und da sie immer bereit war, jeden Vorwand zu ergreifen, um Geld zu schonen, ließ sie durch Walsingham an den Admiral schreiben, er mögte einige der großen Schiffe abrakeln lassen, und die Seerente abhandeln: Aber Lord Effingham, der in seinen Hofnungen nicht so sanguinisch war, nahm sich die Freiheit diesem Befehl ungehorsam zu seyn; und bat um Erlaubniß, alle Schiffe in Diensten zu behalten, sollte es auch auf seine Kosten geschehen. Er bediente sich eines Nordwindes, segelte nach der spanischen Küste mit der Absicht, den Feind in seinen Häven anzugreifen: aber der Wind drehte sich nach Süden, und er war furchtsam, sie mögten unter Segel gegangen seyn, ihm vorbei gehen, und auf der englischen Küste landen, die nun durch die Abwesenheit der Flotte bloß lag. Er kehrte daher mit der größten Eile nach Plymouth zurück und legte sich in diesem Haven vor Anker.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Titel: Don Ludovico Ponze, Duca di Medina Sidonia, e Signore di San Lucar, Cavaliere del Toson d'oro. (Ritter des güldnen Fliesses.)

Kurze Beschreibung der Insel Pauli Timon.

Die Insel Pauli Timon ist eine der größten unter den Inseln, welche nicht weit von den Küsten von Malacca liegen. Sie gehört dem König von Johor, welcher in Siperka

auf der Halbinsel Malacca residirt. Dieser läßt die Insel durch zwei Orangkays regieren, auf jeder Seite der Insel einen Orangkay, welches Wort in malayischer Sprache einen Waldmenschen

schen bedeutet; das ist, einen Menschen, der über Wälder gesetzt ist.

Die Einwohner sind eine Art Vandalen, welche die Insel schon von langer Zeit her besessen, und sich sehr auf derselben vermehrt haben.

Ein Orankay behauptete, die Zahl der Einwohner belaufe sich auf 2000; man kan aber kaum die Hälfte glauben würdig annehmen.

Diese Einwohner leben hin und wieder zerstreuet, in kleinen schlecht gebaueten Häusern oder Hütten, die nur aus einem Zimmer mit einem kleinen Fenster und einer Thür bestehen. Die meisten sind nicht über fünf bis sechs Schritte lang, und zwei bis drei breit. Inwendig geht rings an der Wand her eine Bank, so hoch wie eine Tafel, und sehr bequem zum Sitzen und zum Liegen. Um das Haus steht eine Art einheimischer Bäume, die Pirangbäume heißen.

Obgleich die Einwohner an einem sehr steilen und unebenen Gebirge wohnen; so suchen sie doch gemeiniglich ihre Wohnungen so anzulegen, daß wenigstens auch etliche Schritte umher ein ebener Platz ist.

Diese Menschen sind ziemlich belebt und nicht häßlich, etwas schwärzer als die Japaner, und freilich auch der Linie näher als diese.

Sie lieben, wie auch die Einwohner des festen Landes von Malacca und von Sumatra thun, die Barthaare sich ganz aus, daß sie wie alte Weiber aussehen. Die meisten sind der muhammedanischen Religion zugewandten, welche sich durch ganz Indien sehr weit verbreitet hat.

Ihre Kleidung besteht bloß in einem Tuche um die Schaamtheile, das aus einer Baumrinde sehr grob gewirkt ist. Eben ein solches Tuch, in einen runden Kranz gewunden, tragen sie um den Kopf; und einige auch Hüte von Gabe Gabe Blättern gestochten. Gabe Gabe ist ein Baum, aus welchem die Indier das Saga bereiten, dessen sie sich statt des Brodts bedienen.

Sie fahren in kleinen Fahrzeugen, in welchen nur eine Person sitzen kan, und die so leicht sind, daß ein Mann ohne große Mühe sie ans Land tragen kan. Derjenige, welcher darin fährt, setzt sich gerade in die Mitte des Fahrzeugs, und leget seine Waaren hinter sich.

Das Ruder hat ohngefähr Mannslänge, und ist so eingerichtet, daß man es in der Mitte anfaßt, und dann damit auf beiden Seiten des Rahns eins um andere mit beiden Enden rudert.

Sie haben aber auch größere Fahrzeuge, in welchen vier Personen Raum haben, und mit denen sie bis an die Küste von Malacca überfahren.

Die ganze Insel besteht aus Felsen, und steinigten hohen Gebirgen, die aber doch an sehr vielen Orten und, (welches in der That sonderbar ist,) oft da, wo man kaum eine Hand voll Erde entdecken kan, mit Buschwerk und Bäumen bewachsen sind. Nicht ohne Gefahr und Mühe kan man die felsigten Ufer hinaufklettern, und bei diesem Aufklettern und Durchkriechen durch die Gebüsch, helfen nicht wenig die Wurzeln der Bäume, welche oben auf den Bergen wachsen. Denn von diesen Wurz-

Wurzeln sind manche zwei, drei und mehrere Daumen dick, die sich 10 bis 20 Klaftern um die Hölen in den Bergen winden und herunterlassen, um Grund zu suchen. An diesen kan man sich wie an Seilen hinauf helfen.

Zwischen den unter und durch einander gefallen Felsen und Steinen sind einige kleine Seen von süßem Wasser, und etwas höher ist ein Fluß, der wasserreich genug ist, um zwei Mühlen zu treiben, und mit solchem Geräusch über Stein und Felsen herabfällt, daß man kaum mit einander reden kan. Das Wasser dieses Flusses ist klar, sehr kalt und etwas bitterm Geschmacke.

Folgende Bäume und Gebüsche sind vorzüglich auf dieser Insel zu bemerken: *Terum Laut*, eine nicht sehr hohe Staude mit 2 bis 3 Zoll langen und $1\frac{1}{2}$ Zoll breiten Blättern, die dick und fast ganz undurchsichtig sind, und einen Nerven haben, der etwas unregelmäßig durch die Mitte läuft. Die Blume ist gelb mit fünf Blättern, und hat eine sehr artige Sternfigur. Der Saame ist auch sehr schön, grün, sternförmig mit sieben radiis. Gemeiniglich hängen 3, 4 bis 5 Saamenkörner bei einander, welche eine schöne Figur ausmachen.

Prije Laut, eine Beeren tragende Staude, welche etwas größer als unsere Wacholderbeeren, grün und sehr fleischig sind. Die Blätter sind gezackt (*serrata*). *Maanbu*. Dieser Baum hat viele stumpfe und weiche Blätter. Die Blume ist sehr merkwürdig, und bestehet aus fünf Blumenblättern, welche alle auf einer Seite in der Runde

herum, und in der Form eines halben Mondes oder halben Zirkels geordnet sind. Gegen ihnen über ist ein gekrümmter Griffel (*stylus*), oben mit einem grünen kleinen Kopfe bedeckt. So bald die Blumen abgefallen, folgen fünf Beeren nach der Zahl der Blumenblätter, die alle mit einer fleischigten Substanz ausgefüllt sind.

Papiniok hat weiße Blumen, den Bohnenblumen nicht unähnlich, und drei länglichte Blätter an einem Stiel, von denen aber das mittelfte etwas länger und größer ist, als die zwei übrigen.

Ein andrer Baum, dessen Namen ich nicht erfahren konnte, hat sehr große, weiche, nervichte und beinahe runde Blätter, der Haselnußstaude nicht unähnlich, doch zwei bis drei mal größer. Die Blume ist weiß und hat eine ungleiche Zahl Blumenblätter, meistens sieben oder neun. Die Frucht ist ein Apfel.

Wegen ihrer besondern Schönheit ist unter den hiesigen Pflanzen eine fleischfarbene Iris merkwürdig. Sie hat gelbe Striche und eine stachelichte Frucht, von der Größe einer Muscatennuß. Sie bestehet aus drei Behältnissen, in deren jedem vier schneeweiße, erbsenförmige, runde Saamenkörner sind.

Alle Schiffe, welche von Batavia nach Siam gehn, haben von der Compagnie Befehl, wo möglich auf dieser Insel Pauli Timon anzufahren, um sich mit frischem Wasser, Holz und Lebensmitteln zu versorgen, weil sie ohngefähr gerade in der Mitte des Weges eine sehr bequeme Lage hat.



Hannoverisches Magazin.

37^{tes} Stück.

Montag, den 8ten Mai 1780.

Geschichte der sogenannten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Fehlseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Fortsetzung.)

Mitterweile hatte die spanische Flotte ihren erlittenen Schaden wieder ersetzt; und gieng wieder mit neuen Hoffnungen in See, um ihre Unternehmung zu verfolgen. Der König von Spanien hatte eine so große Einbildung von der Macht dieser außerordentlichen Flotte, die gewiß alle Seerüstungen, die in vorigen Zeiten waren gemacht worden, übertraf, daß er nun, anstatt die Stärke derselben zu verbergen, eine genaue Beschreibung davon in lateinischer und in den meisten europäischen Sprachen, außer der englischen, ans Licht stellen ließ. Der spanische Titel lautet also: La felicissima Armada, qui el Re Felipe, nuestro Sennor mando juntar en el Puerto de la Ciudad de Lisboa, en el Reyno de Portugal: En Anno de mille quinientos y ochenta y ocho. Hecha por Pedro de Pas Salas. Diese Schrift war unter dem 20ten Mai 1588 ausgefertigt, und

nach derselben bestand die glücklichste Flotte, wie sie darin genant wird, aus 130 Schiffen, die zusammen 57,868 Tonnen ausmachten. Darunter waren fast 100 Gallionen, und von größerm Umfange, als man sie irgend vorher in Europa gebraucht hatte. Sie führte am Bord 19,295 Landsoldaten, 8456 Seesoldaten, (Campbell zählt 8450 Matrosen.) 2088 Galeerensclaven, und 2630 große metallene Stücke. Ueberdem befand sich dabei noch eine große Flotte von andern Schiffen, die mit einer erstaunlichen Menge Waffen beladen waren, welche unter diejenigen ausgetheilt werden sollten, die in England zu ihnen übertreten würden. Es waren auf dieser Flotte auch einhundert und vier und zwanzig Freiwillige von hohem Stande, und ungefähr hundert und achtzig Geistliche von verschiedenen Orden. Sie war auf sechs Monate mit Lebensbedürfnissen versehen, und

und von zwanzig kleinern Fahrzeugen te und von 10 sechserubrigten Salbegleitet, die man Caravellen nannte a).

Der

- a) Gregorio Leti erzählt S. 318. die Ausrüstung der Flotte ausführlicher mit einigen Nebenumständen. Um aber den Leser nicht zu lange damit aufzuhalten, füge ich seine Beschreibung in einer Anmerkung bei, wo sie eine Stelle verdient.

Das Königreich Portugall gab auf eigene Kosten, unter Anführung des Herzogs von Medina Sidonia, (hernachmaligen Befehlshaber der ganzen Flotte,) 10 der allergrößten Gallionen, 2 Ababri, 1300 Seeleute, 3000 Soldaten, 350 Stück Kanonen zu dieser Flotte her.

Biscaya unter Anführung des Admirals Don Juan Martinez de Recalde, 10 Gallionen, 4 Pettaghie, (kleinere Schiffe,) 700 Seeleute, 2000 Soldaten und 250 Stück Kanonen.

Guipuzcoa unter Michael d'Guendo, 10 Gallionen, 4 Pettaghie, 700 Seeleute, 2000 Soldaten und 280 Kanonen.

Andalusien unter Don Pedro de Valdez, 10 Gallionen, 1 Pettaghia, 800 Seeleute, 2400 Soldaten und 260 Kanonen.

Italien, unter dem Befehl des Martin di Bartendona, 10 Gallionen, 800 Seeleute, 2000 Soldaten und 310 Kanonen.

Castilien, unter dem Befehl des Don Diego Florez de Valdez, 13 Gallionen, 1700 Seeleute, 2400 Soldaten und 300 Kanonen.

Außerdem waren noch 23 große Schiffe da, Sulfes genannt, unter dem Commando des Don Juan Lopez di Medina, mit 700 Seeleuten, 3200 Soldaten und 400 Stück Kanonen.

Ferner 4 neapolitanische Galeassen, unter Don Diego di Moncada, auf welchen sich 1300 Sclaven, 500 Seeleute, 800 Soldaten und 200 Stück Kanonen befanden.

Ferner waren dabei 4 Galeeren von Portugall, unter Don Diego di Medrano mit 900 Sclaven, 400 Seeleuten und 120 Stück Kanonen.

Ungleiches 22 Pettaghie (kleinere Schiffe) unter Anführung des Don Antonio Buccado di Mendoza, mit 550 Seeleuten, 400 Soldaten und 180 Kanonen.

Außer den erwähnten Schiffen befanden sich noch bei der Flotte 20 Caravellen, oder Barken mit Ruderern, um den großen Schiffen beizustehen, so daß sich die ganze Flotte auf 150 Segel belief, mit Provision in Menge, 8500 Edelknechten und Ebenthauern, und 2700 Stück Kanonen. Die Schiffe waren in der That von ganz ungeheurer Größe, und schienen eher Schiffs als Schiffe zu sein, das gemeinste hielt 60,000 Tonnen (sessanta mila borti). Es waren mehr als 60 Gallionen dabei, von der besten Bauart, stark und hoch, vollkommen wie Thürme, die zwar geschikt waren die Landung zu schützen, aber nütz zum Besetzt zur See, wozu sich hingegen die englischen und holländischen sehr gut schickten, weil man aller Orten damit herum kommen konnte. Die Defension oben auf den Schiffen war schußfrei von Musketenkugeln; und unten waren sie so unglaublich dick, mit Holz von 3 oder 4 Fuß dick gefüttert, daß eine Kugel nicht durchgieng, außer wenn der Schuß in der Nähe geschah. Die Masten waren mit außerordentlich dicken Lauen umgeben, und sehr wohl gegen die

Der Entwurf des Königs von Spanien war, die Flotte sollte nach der Küste segeln, die Dürkerken und Vieux port gegen über lag; und wenn sie Do 2 alle

Kanonen verwahrt. Die Galeassen waren bewundernswürdig schön, mit Kanonen, Capellen, Thürmen, Predigstühlen und verschiedenen andere Bequemlichkeiten, sie konnten gerudert werden, wie Galeeren, und auf jeder befanden sich 300 Sklaven. Mit der Artillerie konnten sie sehr viel anrichten, und diese Galeassen sowohl als die Schiffe waren zur Pracht mit Trompeten, großen und kleinen Fahnen und Standarten versehen.

Kriegsvorrath war in Menge vorhanden, und jedes Schiff hatte Ueberfluß daran. Es waren 120,000 Kugeln da, wovon die kleinste 30 Pfund, ein großer Theil derselben aber mehr als 110 Pfund wog; 4,500 Quintalen Pulver. (Es giebt große und kleine Quintalen, 1 Quintal hat 100 Libras, 95 Pfund Hamburgisch Gewicht, 1 Quintal macho aber 150 Libras. Man begeht keinen großen Fehler, wenn man Centner dafür setzt.) 1000 Quintalen gewöhnliche Kugeln, und 1200 Quintalen Luntten. Ferner 7000 Musketen und Flinten, 10,000 Partisane und Hellebarden; eine große Anzahl Felschlangen (Colombrine, soll wohl Colubrine heißen,) und Doppelhaken; und überhaupt alles, was zu einer Landung und zum Fortbringen der Kanonen und anderer Dinge zu Lande nöthig war. Mundprovision war von allerlei Gattung im Ueberfluß vorhanden. Man hatte auf jeden monatlich $\frac{1}{2}$ Quintal Brodt und Zwieback gerechnet, und dies auf sechs Monate, welches 160,000 Quintalen betrug. Weinvorrath war auf 6 Monate da. Ferner hatte man 7000 Quintalen Speck, 3000 Quintalen Käse, Del, Eßig, Bohnen, Reis und allerlei Art Gemüse im Ueberfluß, nebst hinlänglichem Wasservorrath. Ferner eine große Anzahl Lichter, Laternen, Lampen, Linnen, Pelzwerk und Blei, um die Löcher zu verstopfen, welche die feindlichen Kugeln in die Schiffe machen könnten, und überhaupt alles, was zur Ausrüstung einer großen Flotte nöthig war, und, wie ich schon gesagt habe, im Ueberfluß, und in der besten Ordnung. Diese Flotte kostete dem Könige, wie Don Diego Pimentel erzählt, täglich 30,000 Ducaten. Er versichert, daß 32,000 Mann darauf gewesen.

Es waren fünf Regimenter Spanier, unter fünf Mastri di Campo, und verschiedene alte Soldaten von den sicilianischen und terczerischen Regimentern auf der Flotte. Die Anführer, oder Obristen waren Don Diego Pimentel, Don Francesco di Toledo, Don Alonso die Lucon, Don Nicolo di Lira und Don Agostin di Mipia. Jeder dieser Obristen hatte 32 Compagnien unter seinem Befehl, außer einigen andern portugiesischen Regimentern. Philipp hatte nicht nur ohne alle Ausnahme, bei Lebensstrafe, verboten, irgend ein Frauentzimmer auf der Flotte zu dulden, sondern vielmehr so viel Reliquien, Kreuze, Crucifixe und vom päpstlichen Stuhle geweihte Bilder auf selbige bringen lassen, daß die Soldaten beim Anblick derselben unwillig wurden, und viele unter ihnen sagten: Der König Philipp begegne ihnen nicht wie Soldaten, sondern als Einsiedlern.

Don Martin Mascaron war Administrator und Generalvicarius der Inquisition, und hatte die Aufsicht über alle Capellane, deren über hundert auf der Flotte waren, außer 200 Mönchen von verschiedenen Orden. Ferner waren 200 Wundärzte, 100 Aerzte, und aller nöthige Vorrath zu einem guten Hospitale da,

alle englische und holländische Schiffe verjagt hätte, die ihnen den Weg versinnen mögten, (denn man dachte nie daran, daß sie sich wehren könnten,) sollte sie sich mit dem Herzoge von Parma vereinigen, dann in die Themse einlaufen, und wenn sie die ganze spanische Armee ans Land gesetzt hätte, so mit einem Streiche die ganze Eroberung Englands vollführen. Zur Ausführung dieses Entwurfs gab Philipp dem Herzoge von Medina Befehl, er sollte, indem er durch den Canal gieng, so nahe an der französischen Küste segeln, als er mit Sicherheit könnte, und nach der Rhebe von Calais gehen, er sollte mit Klugheit vermeiden, der englischen Flotte zu begegnen, und indem er das Hauptunternehmen vor Augen hätte, alle geringere Vortheile versäumen, die der Eroberung eines Königreichs ein Hinderniß in den Weg legen oder sie auch nur verzögern könnten. Nachdem die Flotte unter Segel gegangen war, nahm sie einen Fischer, der die Nachricht gab, der englische Admiral wäre neulich in See gewesen; hätte von dem Ungewitter gehört, das die Flotte zerstreuet; hätte sich wieder nach Plymouth zurück gezogen, und weil er in diesem Jahre keinen Ueberfall mehr fürchtete, seine Schiffe abgetakelt, und das meiste Schiffsolk entlassen. Hierauf hielt der Herzog Kriegsrath und überlegte mit demselben, ob man sich wörtlich nach des Königs Befehlen richten, oder diese günstige Gelegenheit ergreifen sollte, die englische

Flotte in ihrem Hafen zu verbrennen. Nach einer langen Berathschlagung, worin verschiedene Meinungen waren, ward beschlossen, auf die englische Flotte loszugehen, und dieses vornemlich auf heftiges Urathen des Don Diego Florez de Valdez, Admirals des andalusischen Geschwaders. Nach dieser falschen Nachricht stellte sich der Herzog von Medina auch höchst leicht vor, die englischen Schiffe im Hafen anzugreifen und zu Grunde zu richten; und er ließ sich durch Valdez und die Aussicht einer so entscheidenden Unternehmung verführen, seinen Auftrag zu überschreiten und gerade auf Plymouth zu segeln; ein Entschluß, der England retten half.

Der Lizard war das erste Land, das die Flotte mit dem Untergange der Sonne erreichte, und da die Spanier ihn für den Ramshead bei Plymouth hielten, hielten sie noch die See, mit der Absicht, am folgenden Tage wieder zu kommen und die englische Flotte anzugreifen. Fleming, ein schottischer Kaper, der in dieser Gegend kreuzte, entdeckte sie, und segelte sogleich hin, um dem englischen Admiral ihre Annäherung zu berichten; das war wieder ein Glücksfall, der vorzüglich die Flotte retten half. Der Wind blies stark auf die Rhebe bei Plymouth und es hatte große Schwierigkeit, in See zu kommen. Effingham aber hatte noch eben die rechte Zeit, den Hafen zu verlassen, da er die spanische Flotte (den 20ten Julius) mit vollen Segeln auf sich zu-

kom-

kommen sah, die eine Schlachtordnung, wie ein halber Mond hielt, und von dem Ende der einen Abtheilung bis zu der andern eine Strecke von sieben englischen Meilen einnahm.

Die Schriftsteller dieses Zeitalters erheben ihre Schreibart bei der prächtigen Beschreibung dieses Anblicks, dergleichen sich nie auf dem Ocean gezeigt hatte, und dem Herzen aller Zuschauer eben so viel Schrecken als Bewunderung einflößte. Die hohen Masten, die schwellenden Segel, die emporragenden Bordtheile der spanischen Gallionen scheinen fast nicht mehr zu seyn, wenn man nicht Farben der Dichtkunst nimmt; und ein beredter Geschichtschreiber Italiens hat Camden nachgeahmt, und versichert, die spanische Flotte sey, obgleich die Schiffe alle Segel aufgespannet hatten, doch nur mit langsamer Bewegung angedrückt; als wenn der Ocean unter einem so ungeheuren Gewicht seufzte, und die Winde ermüdet wären, es fortzutreiben b). Die Wahrheit ist indessen, daß die größten spanischen

Schiffe kaum für Schiffe der dritten Ordnung in der jetzigen englischen Flotte gezn würden; dabei waren sie so übel gebaut, und wurden so übel gesteuert, daß sie ganz unlenkbar waren, und weder mit halben Winde segeln, noch sich gelegentlich drehen, noch in Sturm von den Schiffleuten konten regiert werden. Weder die Kunst der Schiffsbauer, noch die Erfahrung der Seeleute hatte so große Vollkommenheit erreicht, als zur Sicherheit und Regierung so plumper Schiffe nöthig waren; und die Engländer, die schon erfahren hatten, wie unbrauchbar sie gemeiniglich wären, erschrocken nicht vor ihrer fürchterlichen Erscheinung.

Effingham gab Befehl, es nicht zu einem Treffen in der Nähe mit den Spaniern kommen zu lassen, wobei, wie er besorgte, den Engländern die Größe der Schiffe und die Anzahl der Soldaten nachtheilig seyn mögte, sondern sie von ferne zu beschießen, und die Gelegenheit abzuwarten, die ihnen die Winde, die Ströme, oder mancherlei Zufälle anböten, einige zerstreute

Do 3

b) Bentivoglio und Gregorio Leti. Der letztere macht folgende prächtige Beschreibung von der Flotte Parte seconda p. 324. Non avea mai l'Oceano veduto prima d'allora spettacolo più superbo di questo. Stendevasi l'Armata Spagnola per un tratto immenso da un corno all'altro, e si potevan quasi tutti insieme vedere l'un l'altro i Vascelli, perche s'erano posti in forma lunare. Gli Alberi, le antenne, e le Poppe che sembravano senz'alcun dubbio altissime Torri, e che in altezza, e numero così grande si vedevano forger da tanti moli, rendeva gran maraviglia a quei luoghi circonvicini, che de' siti più alti rimiravano lo spettacolo, stando per così dire tutti in dubbio, se quella fosse Campagna marittima di Vascelli, o pur Città terrestre di Castelli; e se in mostra così pomposa avesse maggior parte l'elemento dell'acqua, che della terra. Veniva con tardo moto detta Armata Spagnola, anche allora che portava le vele gonfie, quasi che gli stessi venti si stancassero nel reggere così grand Mole.

zerstreute Schiffe des Feindes wegzunehmen. Er ließ die spanische Flotte ruhig vorbei gehen, damit er den Vortheil des Windes gewinnen, und sie desto besser von hinten anzugreifen im Stande seyn mögte, welches er auch mit gleicher Herzhaftigkeit und Glück ins Werk richtete. Und obgleich Don Martinez de Ricaldo alles, was einem tapfern Officier möglich war, that, so ward doch die Flotte in die äußerste Unordnung gebracht und viele Schiffe beschädigt. Man würde noch mehr ausgerichtet haben, wenn nicht ein großer Theil der englischen Flotte zu weit entfernt gewesen, und der Admiral dadurch genöthigt worden wäre, darauf zu warten. Die folgende Nacht steckte ein holländischer Dück-

senmeister, dem einige spanische Officiere übel begegnet hatten, ein großes biscayanisches Schiff, worauf ein betrüchelicher Theil der spanischen Geldes war, in Brand; und es kostete große Mühe, das Feuer auszulöschen, dadurch blieb es hinter der Flotte. Der größte Theil des Geldes ward auf eine Gallion, worauf Don Pedro de Valdez Befehlshaber war, gebracht. Diese verlor bald darauf ihren Fockmast; und da sie solchergestalt zum Dienst untüchtig gemacht war, fiel sie den folgenden Tag dem Ritter Drake in die Hände, welcher den Hauptmann nach Dartmouth sandte, und das Geld seinen Schiffsleuten zur Plünderung überließ c). Den folgenden Tag wandte der spanische Admiral an, sel-

ne

- c) Als Franz Drake auf diese Gallion stieß, schickte er einige von seinen Leuten ab, sie zur Uebergabe anzufordern, und diese fanden, daß sie 450 Soldaten außer den Seeleuten enthielt. Valdez wolte capituliren und schickte deshalb zwei seiner Leute zu Drake. Dieser aber antwortete, er habe keine Zeit mit Schreiben zu verlieren, und wenn er sich nicht auf Discretion ergeben wolle, so würde er ihn angreifen, nichts hindere ihn, sich zu vertheidigen, aber er versichere ihn, daß er seinen Mann haben werde. Valdez hielt Kriegsraath, und da er fand, daß die Vertheidigung unnütz seyn, und er sich doch würde ergeben müssen, so ergab er sich. Valdez mit den Edel-leuten und etwa 50 andern kamen zum General Drake aufs Schiff, die übrigen wurden mit derselben Gallion nach Plymouth gesandt, wo man sie nicht länger als anderthalb Jahr gefangen hielt, bis sie ausgewechselt wurden. Als Valdez zu Drake kam, küßte er ihm die Hand und versicherte: sie wären alle entschlossen gewesen mit dem Leben in der Hand zu sterben, und würden es auch gethan haben, wenn ein anderer Officier sie aufgefordert hätte, aber jetzt hielten sie es für ein großes Glück, in die Hände eines solchen Generals zu fallen, der den Ruhm des höflichsten und leutseligsten Mannes von der Welt hätte, und vorzüglich gegen seine überwundenen Feinde äußerst großmüthig handelte; sie wären deshalb zweifelhaft, ob seine Feinde ihn wegen seiner glorreichen Thaten im Kriege mehr lieben, oder wegen seiner glücklichen Unternehmungen mehr fürchten sollten.

Drake war von Natur sehr höflich und leutselig, aber er hielt sich durch diese Rede auf alle Weise verpflichtet, mehr als gewöhnlich zu thun, und seine Höflichkeit zu verdoppeln, er umarmte daher Valdez aufs höflichste, und be-

wies

ne Flotte in Ordnung zu stellen, und den Officieren Befehle zu erteilen. Er sandte auch ein Postschiff an den Herzog von Parma ab, dem er von seinem großen Verluste und der Gefahr, worin er sich befand, Nachricht gab, und ihm anlag, eiligst zu ihm zu stoßen. Den 23^{ten} schlugen sie wieder mit verschiedenem Glücke, und die Spanier sahen nunmehr ein, daß die Größe ihrer Schiffe ihnen zum Nachtheil gereiche, weil ihre Kugeln über die englischen Schiffe wegstiegen; da hingegen diese mit jeder trafen. Den 24^{ten} konnten die Engländer wegen Mangel an Pulver und Kugeln wenig

thun: allein, da sie des Abends wieder einen Vorrath bekamen, machte der Admiral die nöthigen Anstalten, die Spanier mitten in der Nacht anzugreifen. Er theilte zu dem Ende seine Flotte in vier Geschwader ein; das erste ward von ihm selbst; das zweite von dem Ritter Franz Draken; das dritte von dem Ritter Hawkins; und das vierte von dem Hauptmann Martin Frobisher angeführt: aber eine gänzliche Windstille hinderte die Ausführung dieses Vorhabens. Den 25^{ten} ward eins der spanischen Schiffe erobert d), und den 26^{ten} beschloß der Admiral, nichts weiter wieder sie zu unter-

wies gegen ihn und die übrigen Edelleute viel Liebe, auch begegnete er den Leuten desselben mit vieler Güte. Er ließ Valdez nebst Silva und Sains Mittags und Abends in seiner Kajüte speisen, bewirthete sie köstlich und ließ die übrigen von seinen Leuten traktiren. Er ließ auch Valdez in seiner Kajüte schlafen und erkundigte sich bei ihm aufs genaueste über die Beschaffenheit und Macht der spanischen Flotte. Darauf wurde Valdez nach London geschickt, wo ihn die Königin sehr gnädig empfing, denn er war in der That ein Mann von vielem Ruhm und Ansehen, der von jedermann wegen seiner großen Verdienste und edlen Art zu handeln hochgeschätzt wurde. Auf seiner Gallion war der größte Theil der königlichen Gelder zur Bezahlung der Soldaten, gegen 60,000 Dukaten, welches alles Draken in die Hände fiel, so daß dieser erste Unfall nicht leicht hätte größer seyn können. Der Herzog von Medina betrubte sich nicht wenig darüber, nicht nur, weil die königlichen Gelder dem Feinde in die Hände gerathen waren, sondern auch deswegen, daß er Valdez, einen der erfahrensten Seeofficiere, verloren hatte.

- d) Wahrscheinlich die Gallion von Andalusien, deren Verlust Gregorio Leti Th. 2. S. 326. mit folgenden Umständen erzählt: Es kam auf dieser Gallion, die der Viceadmiral Oquendo commandirte, Feuer aus, so daß sie zurückbleiben mußte. Die Engländer eilten zwar herbei, um zu löschen, außerdem wäre alles darauf verbrannt, aber doch wurden mehr als 200 Menschen ein Raub der Flammen, die übrigen wurden gefangen genommen und nach England gebracht, wobei sich mehr als 150 halb verbrannte befanden. Zu jedermanns Erstaunen war es, daß ein so heftiges Feuer das Pulver nicht ergriffen hatte. Auch dieser Verlust verursachte dem Herzoge von Medina großen Kummer, und er fieng an, von seinem Unternehmen nicht viel gutes zu ahnen. In der That waren auch diese beiden Officiere, Valdez und Oquendo die tapfersten und erfahrensten auf der ganzen spanischen Flotte.

unternehmen, als bis sie in die Meerenge bei Dover kämen, wo, wie er wußte, der Lord Heinrich Seymour und der Ritter Wilhelm Winter mit einem frischen Geschwader auf sie warteten. Er machte bei dieser Gelegenheit auch den Lord Thomas Howard, den Lord Sheffield, Roger Townshend, den Admiral Hawkins und den Hauptmann Frobisher, wegen ihres herzhaften Betragens in dem Gefechte, zu Ritttern.

Weil der Wind der spanischen Flot-

te günstig war, so setzte sie ihren Lauf in dem Canal fort, und die englischen Schiffe waren dicht hinter ihnen her. Denn die Engländer hatten bald gefunden, daß auch im nahen Treffen die Größe der spanischen Schiffe denselben nicht vortheilhaft wäre. Sie beunruhigten die Spanier immer bei der Hinauffahrt im Canal mit Scharmützeln. Jeder Versuch schwächte die Zuversicht der Spanier und gab den Engländern neuen Muth.

Der Schluß folgt künftig.

Ein alter schottischer Küchenzettel von einer gewöhnlichen vornehmen Mahlzeit.

Nord und Lady Northumberland hatten im Jahr 1512 zur Fastenzeit zum Frühstück ein Leib Brodt auf hölzerne Teller geschnitten, zwei Semmel, (so hieß ihr Weißbrodt) ein Quartier Bier, ein Quartier Wein, zwei Stücke gesalzene Fische, sechs gebackene Heringe, vier weiße Heringe oder einen Teller Sprossen, eine Art kleine Heringe. Zum Abendessen, wo bei neun Diener aufwarteten, welche Brod und Getränk ausgenommen, nichts weiter als die übrigen Brocken zum Abendbrodt bekamen, fünf Semmel, eine Bouteille Bier, eine Bouteille Wein, vierzig Sprossen, zwei

Stück gesalzene Fische, ein Viertel gesalzene Lachs, zwei Schnitte Steinbütten, eine Schüssel Platteise oder Meergründlinge, einen gebackenen Steinbütten, oder eine Schüssel gebratene Smelts (einzährige Lachse oder Stinte.) Zum Frühstück an Fleisch: tagen ein Leib Brodt auf hölzerne Teller geschnitten, zwei Semmel, ein Quartier Bier, ein Quartier Wein, einen halben Hammelrücken, oder ein Rückenstück gekochtes Rindfleisch. An großen Festtagen bestand das Frühstück gewöhnlich aus eingepökeltem Schweinefleisch, Senf und Malvasierwein.

Hannoverisches Magazin.

38^{tes} Stück.

Freitag, den 12^{ten} Mai 1780.

Geschichte der sogenannten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Schluß.)

Da das Gerücht nun auch nach der englischen Küste gedrungen war, eilte der hohe und niedere Adel mit seinen Schiffen aus jedem Haven herbei, und verstärkte den Admiral, denn die Stärke der spanischen Flotte hatte die ganze Nation nicht allein unruhig, sondern auch müthig gemacht; die Grafen von Oxford, Northumberland und Cumberland, Sir Thomas Cecil, Sir Robert Cecil, Sir Walter Raleigh, Sir Thomas Vavasor, Sir Thomas Gerrard, Sir Karl Blount, nebst vielen andern unterschieden sich durch diesen großmüthigen und uneigennütigen Dienst gegen ihr Vaterland. Die englische Flotte bestand nach der Vereinigung mit diesen Schiffen aus 140 Segeln. Leute von niedrigem Stande bewiesen ihren Eifer und ihre Treue dadurch, daß sie der Flotte Kriegsvorrath und Proviant zuführten. Ja alles war

so einmüthig wider diese Feinde vereinigt, daß sogar die Papisten, welche die Spanier in den Waffen zu finden gehofft hatten, gern als gemeine Soldaten dienten, um durch diese Ausföhrung das wider sie ausgestreute nachtheilige Gerücht zu widerlegen.

Die Flotte hatte Calais erreicht, und warf Anker vor diesem Orte, in Hofnung, der Herzog von Parma, der von ihrer Annäherung Nachricht hatte, würde in See gehen, und seine Macht mit der ihrigen vereinigen. Der englische Admiral brauchte hier eine sehr glückliche Kriegeslist gegen die Spanier; er füllte acht seiner kleinern Schiffe mit lauter brennbaren Materien, und ließ sie, unter Anführung der Hauptleute Young und Prowse, eins nach dem andern mitten unter den Feind laufen. Die Spanier meinten, es wären Brander, hieben sogleich ihre Anker ab, und nahmen mit der größten Unordnung

und Eile die Flucht. Gregorio Leti setzt hinzu, daß nach Mitternacht noch oben drein ein fürchterliches Wetter die Spanier zerstreuet habe. Die Engländer überfielen sie am andern Morgen, da sie noch ganz in Verwirrung waren, und aufser dem großen Schaden, den sie an den Schiffen zufügten, nahmen oder verbrannten sie mehr als zwölf feindliche Schiffe. Zwei Gallionen, St. Mattheo und St. Philippi, auf deren ersterer der Generalquartiermeister Pimentel und auf der andern Don Francesco di Toledo Befehlshaber waren, wehrten sich ungerne. Als es der General gewahr ward, eilte er mit dem Hauptschiffe herbei, um ihnen zu helfen. Die Engländer aber fielen dasselbe auf allen Seiten an, und durchlöcherten es durch beständiges Kanoniren so sehr, daß es auf seine eigene Sicherheit bedacht seyn, und die beiden andern Schiffe im Stiche lassen mußte. Es entkam mit genauer Noth. Die andern Schiffe fuhren fort sich tapfer zu wehren, bis sie vom Winde auf die Bänke getrieben wurden und jämmerlich untergingen. Toledo wolte sich retten, erloß aber unglücklicherweise sammt seinem Vetter. Pimentel und einige andere ergaben sich, und es wurde ihnen gut begegnet. Eine neapolitanische Galeasse, welche der Herzog di Moncada commandirte gieng auf der Küste von Calais ganz und gar unter. Die Mannschaft wolte sich durch Schwimmen

retten, ertrank aber im Angesicht ihrer Feinde, die sie retten wolten.

Weil die Spanier indessen doch gern etwas unternehmen wolten, so versammelten sie sich wieder bei Gravelines und warteten daselbst einige Zeit, in der Hoffnung, daß der Prinz von Parma sich mit ihnen vereinigen würde. Allein sie fanden sich in ihrer Rechnung betrogen, und nun zeigte es sich offenbar, daß die Absichten, warum die Spanier alle diese großen Zurüstungen gemacht hatten, gänzlich vereitelt waren. Die Schiffe, die der Herzog von Parma angeschafft hatte, waren gemacht, Soldaten überzuschiffen, aber nicht zum Gefecht; und da man in diesen Generaldrang, den Haven zu verlassen, weigerte er sich durchaus, sein blühendes Heer so augenscheinlicher Gefahr auszusetzen, da die Engländer nicht nur im Stande waren, die See zu halten, sondern sogar über ihren Feind zu triumphiren schienen.

Der spanische Admiral fand nach vielen kleinen Treffen, daß er einen so beträchtlichen Theil seiner Flotte verlor, indem er nur ein kleines englisches Schiff zu Grunde gerichtet hatte; und sah voraus, er mußte durch die Fortsetzung eines so unglücklichen Kampfs alle übrige in ihren unvermeidlichen Untergang stürzen. Da nun die englische Flotte ihm hart zu Leibe gieng und beständig ein abscheuliches Feuer auf seine Schiffe machte, so machte er einen kühnen Versuch, ob er sich durch die Meerenge bei Dover

ver

ver zurückziehen könnte. Allein der Wind, welcher sich nach Nordwesten wandte, und stark ward, trieb ihn auf die seeländische Küste; wie er aber bald darauf wieder südwestlich ward, so wandten sie sich nach der andern Seite und entkamen der Gefahr. Der Herzog von Medina Sidonia rief einen Kriegsrath zusammen, worin beschlossen ward, da keine Hoffnung mehr übrig wäre, etwas mit gutem Glück zu unternehmen, daß es am klügsten seyn würde, nach Hause zu gehen, und so viele Schiffe, als möglich, zu retten.

Nachdem dieser Schluß gefaßt war, ward er auch sogleich vollzogen, und die ganze spanische Flotte setzte alle Segel bei und wandte sich nordwärts, denn der Admiral hatte beschlossen, die ganze Insel zu umschiffen, um die spanischen Häfen durch den Ocean wieder zu erreichen. Der englische Admiral hatte den Lord Heinrich Seymour, aus Vorsicht, mit einem starken Geschwader auf die seeländische Küste gesandt, damit die Spanier sich nicht mit dem Prinzen von Parma vereinigen mögten; die Engländer

folgten den Spaniern eine Zeitlang, ließen sie aber nachher ihren Lauf ungehindert fortsetzen. Kein Versehen des Admirals, sondern die Nachlässigkeit einiger niedern Kriegsbewachten, welche die Aufsicht über den Kriegsvorrath hatten, und damit zu sparsam umgegangen waren, war Schuld daran, daß man die Spanier nicht angreifen konnte. Wäre dieser Fehler nicht begangen worden, so hätte man die ganze Flotte gezwungen, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Der Herzog von Medina hatte schon einmal diesen Entschluß gefaßt, ward aber davon durch das Zureden seines Beichtvaters noch abgehalten ^{a)}. Dieses Ende der großen Unternehmung wäre den Engländern rühmlicher gewesen; doch schlug der Erfolg für die Spanier eben so unglücklich aus. Als die spanische Flotte auf den schottländischen Küsten ankam, und sah, daß dorten alle Anstalten gemacht wären, ihnen alle Zufuhr von Lebensbedürfnissen abzuschneiden; so warfen sie ihre Pferde und Maulteser über Bord, und diejenigen Schiffe, welche noch genug Vorrath an

Op 2

Was,

- a) Campbell hingegen sagt, man hätte dafür gehalten, daß sich der Herzog von Medina, auf Anrathen seines Beichtvaters würde ergeben haben, da er dem Ansehn nach eben so wenig mit Kriegsvorrath versehen gewesen, als die Engländer. Er macht dabei die Anmerkung, daß man nicht zu übereilend seyn müsse, große Officiere zu tadeln, oder zu gelinde, die niedrigeren zu bestrafen. In dem gegenwärtigen Falle scheint dieser Fehler, welcher Schuld war, daß man die Spanier nicht angreifen konnte, durch die von der göttlichen Vorsehung verliehenen Vortheile bedeckt geworden, und diejenigen, welche ihn begangen hatten, der Strafe entgangen zu seyn, wegen der allgemeinen durch die ganze Nation, über ihre Errettung von einem so großen Unglücke, ausgebreiteten Freude.

Wasser hatten, segelten sogleich mit dem Herzoge von Medina Sidonia nach dem biscantischen Meerbusen. Diese machten zusammen fünf und zwanzig Schiffe aus. Die übrigen, ungefähr vierzig an der Zahl, richteten ihren Lauf mit dem Unteradmiral nach der irländischen Küste; und ihre Absicht war, bei dem Vorgebirge Clare Wasser einzunehmen. Jedoch am 2ten Sept. entstand ein Sturm: die Schiffe hatten schon ihre Anker verloren, und waren gewungen die See zu halten; das Schiffsvolk, welches solcher Beichwerden nicht gewohnt war, konnte so ungeheure Schiffe nicht regieren, und überließ sie der Wuth des Sturmes, der sie nach den schottischen westlichen Inseln, oder an die irländische Küste trieb, wo sie ohne Errettung scheiterten. Ueber dreißig Schiffe und viele tausend Leute giengen auf der irländischen Küste zu Grunde. Einige wurden zum andern male in den englischen Canal getrieben, wo sie theils von den Engländern, theils von den Rochellern weggenommen wurden. Verschiedene große Schiffe giengen zwischen den westlichen Inseln und der Küste von Argyle verloren. Von diesen wurden ungefähr fünfhundert Personen gerettet, welche fast nackend nach Edinburg kamen, wo die Einwohner dieser Stadt sie aus christlichem Mitleiden kleideten, und sie nach Spanien zu schicken suchten. Allein sie wurden, gleich als wenn das Unglück sie beständig verfolgen sollte, auf ihrer

Reise auf die Küste von Norfolk verschlagen, und gendrbigt in Ratemouth einzulaufen, wo sie so lange angehalten wurden, bis man der Königin und dem geheimen Rathe davon Nachricht gegeben hatte. Die Königin aber, welche das Elend, das sie bereits ausgestanden hatten, in Erwägung zog, und nicht weniger mitleidig als die Schotten scheinen wolte, erlaubte ihnen ihre Reise fortzusetzen.

Nicht die Hälfte der Flotte kam nach Spanien zurück, und die übrigen Seeleute sowohl, als die Soldaten, waren durch die ausgestandenen Unglücksfälle und Abmattungen so angegriffen, daß viele starben, so wie sie ans Land traten. Ricaldo starb einige Tage nach seiner Ankunft zu Santander, desgleichen auch Ochendo und viele andere Personen von Stande. Die übrigen waren durch ihre erlittene Niederlage so muthlos gemacht, daß sie ganz Spanien mit Erzählungen von der Tapferkeit der Engländer, und von der stürmischen Gewalt des Meeres erfüllten, das sie umgiebt.

Das war das elende und schimpfliche Ende eines Unternehmens, worauf man sich drei Jahre gerüstet, das Spaniens Einkünfte und Macht erschöpft, und lange ganz Europa mit Angst und Erwartung erfüllt hatte. Binnen Monatsfrist war diese dreißigjährige ungeheure Zurüstung völlig vernichtet. Von hundert und dreißig Schiffen kamen nur drei oder vier und funfzig nach Hause, und von der

das

darauf befindlichen Mannschaft waren wenigstens zwanzig tausend Mann umgekommen. Wir können am besten von dem Verluste daraus urtheilen, daß König Philipp, um denselben zu verbergen, durch einen öffentlichen Befehl die Trauer hatte verbieten lassen. Dieser Monarch, der ein Slav seiner Ehrsucht war, und seine Mienen völlig in seiner Gewalt hatte, erfuhr kaum die demüthigende Begebenheit, die alle seine Entwürfe vernichtete, als er auf seine Knie fiel, für diese gnädige Fügung der Vorsehung dankte, und seine Freude bezeugte, daß das Unglück nicht noch größer war. So erzählt Lume.

Gregorio Leti erzählt das Verhalten Philipps beim Empfang dieser traurigen Botschaft umständlicher und etwas verschieden. Als zu Ende des Septembers, sagt er, der Herzog von Medina in dem Haven zu Santander ankam, schickte er ungesäumt den Don Antonio Montez oder Mendez, der dieses Auftrags gern wäre überhoben gewesen, an den König ab, um ihm umständlichen Bericht von dem Ausgange des Unternehmens abzustatten, und seine Ankunft zu melden. Mendez kam bei Hofe voll Betrübniß an, wie sich ein jeder leicht vorstellen wird: die Hofleute liefen ihm entgegen und glaubten nichts geringers als die Zeitung zu hören, daß ganz England erobert sey, und Glandern sich ganzlich unterworfen habe, aber der arme Mendez konnte auf alle Fragen nichts

anders antworten, als: Tutto è perso, tutto è perso! (Es ist alles verloren!) Der König schrieb bei der Ankunft des Mendez eben an seine Minister, und als dieser begleitet vom Staatssecretair ins Cabinet trat, nahm Seine Majestät die Brille von der Nase, um desto genauer zuzuhören. Da nun der Gesandte, unter beständigen Thränen in den Augen, alles erzählte hatte, antwortete der König mit seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit: Ich habe meine Flotte ausgesandt, den Stolz der Engländer zu bekämpfen, nicht aber die Wuth der Winde, und den Ungestüm des Meers. Nachdem er dies gesagt, setzte er, ohne sich im geringsten auch nur einen Augenblick zu alteriren, die Brille wieder auf und schrieb fort, als wenn er keine solche unglückliche Neuigkeit erhalten hätte. Campbell sagt, er mögte vielen Schriftstellern von großem Ansehen, in der Erzählung der bei dieser Gelegenheit von Philipp bewiesenen Standhaftigkeit, nicht gern widersprechen; allein es sey gewiß, daß der Großschatzmeister, Lord Burleigh, ganz andere Nachrichten empfangen habe, nemlich, der König hätte nach der Messe gesagt, daß er alle Reichthümer Spaniens bis zum Leuchter vom Altar anwenden wolle, um sich an den Engländern zu rächen. Seine folgende Aufsehrung stimmte auch mit diesen Drohungen so genau überein, daß wir sicher schließen können, er habe dieses zum wenigsten gedacht, wenn er es

auch nicht gesagt habe, und seine Standhaftigkeit sey bloß Verstellung gewesen. Dies konnte einigermaßen seinen Unwillen rechtfertigen, daß das Unglück durch die Ueberschreitung seiner Befehle geschehen war, denn wofern seinen Verhaltungsbeehlen wäre nachgelebt worden, so war es höchst wahrscheinlich, daß die Engländer unglücklich gewesen wären. Der Herzog von Medina Sidonia entging der Strafe durch die Vorbitte seiner Gemahlin: aber Don Diego Flores de Valdez, auf dessen Rath der Admiral diesen unbesonnenen Schritt gethan hatte, ward sogleich, als er ans Land trat, in Verhaft genommen, und nach dem Schlosse St. Andero geführt, wo man weiter nichts von ihm gehört hat.

In Seeland prägte man zum ewigen Andenken einige silberne und kupferne Medaillen. Auf einer stand das Seeländische Wapen mit der Inschrift: *Soli Deo honor & gloria*: auf der andern einige große Schiffe mit den Worten: *Classis Hispanica venit, ivit, fugit, 1588*. Auf einer andern war auf der einen Seite ein Schiff abgebildet, das mit vollen Segeln flohe, und ein anderes, welches eben untergehen wolte, auf der andern Seite sah man vier Spanier knien, welche mit gen Himmel gehobenen Händen Gott dankten, mit der Umschrift: *Homo proponit, Deus disponit*, (Der Mensch denkt, Gott lenkt.).

Die Königin Elisabeth hielt dieses herrlichen Sieges und der fast nicht

erwarteten wunderbaren Errettung halber, (außer den Feuerwerken und überall angestellten Freudenfesten,) nebst den Gliedern des Parlements, welches indessen immer versammelt blieb, einen feyerlichen Einzug in London. Sie fuhr auf einem Triumphwagen, und die andern folgten ihr zu Pferde mit den prächtigsten Rüstungen und Gefolge durch die ganze Stadt London. Der Zug gieng von ihrem Pallast bis an die Hauptkirche. Von Zeit zu Zeit ließ man gegen ihren Triumphwagen zu die Fahnen, Wimpel, Flaggen und Staudarten in der Luft wehen, die man den Spaniern abgenommen hatte. Die Bürgerschaft von London war auf beiden Seiten der Straßen, jeder nach seinem Gewerke und in Liveren, hinter blau überzogene Schranken gestellt, und hielt Fahnen und Standarten in den Händen. Da die Königin an die Kirche kam, die ganz voll von Menschen war, stieg sie vom Wagen, dankte Gott nebst dem ganzen Hofe und der Geistlichkeit. Nach angehörtem Sermon von dem Dechanten, hielt sie selbst eine Rede an das Volk, aber es war ihr nicht möglich, sie zu endigen vor dem Freudengeschrey, Zujachzen und Glückwünschungen ihrer Unterthanen.

Man würde dem Ruhme der tapfern Männer, welche bei dieser Gelegenheit so große Dinge verrichtet und zur Vertheidigung ihres Vaterlandes alle ihre Kräfte aufgeboten haben, zu nahe thun, wenn man nicht zum Schlusse

dies

dieser Erzählung eine Nachricht von der damaligen Stärke der englischen Flotte beifügte, die Herrn Campbell von dem D. Kripe, Eborhern der Christkirche zu Oxford ist mitgetheilt worden

Ein Verzeichniß der englischen Flotte im Jahre 1588.

Kriegsschiffe der Königin	—	17
Anderer von der Königin gemietete Schiffe	—	12
Beiz- und Vorrathsschiffe	—	6
Schiffe der Stadt London, welche mit Mannschaft und Proviant wohl versehen, und deren doppelt so viele, als die Königin gefordert hatte, waren geliefert worden	—	16
Beiz- und Vorrathsschiffe	—	4
Schiffe der Stadt Bristol, welche groß und stark waren, und vortreffliche Dienste thaten	—	3
Ein Beischiff	—	1

Kaufmannsschiffe von Varnstaple, woraus Fregatten gemacht waren — | 3 |

Von Exeter — | 2 |

Eine große Pinnasse — | 1 |

Von Plymouth große Schiffe, die den königlichen Kriegsschiffen vollkommen gleich waren — | 7 |

Ein Jagdschiff — | 1 |

Königliche und von der Königin in Dienste genommene Schiffe unter dem Lord Heinrich Seymour in dem Canal — | 16 |

Schiffe, die von dem hohen und niedern Adel und den Gemeinen in England ausgerüstet worden — | 43 |

Schiffe der zur See handelnden Kaufleute, die vortrefflich und wohl ausgerüstet waren — | 10 |

Des Ritters Wilhelm Winters Pinnasse — | 1 |

Zusammen 143

Ein alter Küchenzettel von einem Erzbischöflichen Gastmale.

(Aus dem London Chronicle von 1779.)

Georg Nevil, ein Bruder des großen Grafen von Warwick, gab im Jahr 1470, bei seiner Installation als Erzbischof von York, ein solch ungeheures Gastgebot, daß man sich wundern muß, wie seine Proviandmeister eine solche Mannigfaltigkeit ersinnen und sie herbeischaffen konnten. Folgendes war sein Küchenzettel: — 300 Quart Weizen, 330 Tonnen Ale, 104

Tonnen Wein, eine Pipe Gewürzwein, 80 fette Ochsen, 6 wilde Stiere, 1004 Schöpfe, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapannen, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 junge Ziegenböcke, 2000 junge Hühner, 4000 Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommel, 4000 Enten, 200 Phasanen, 500 Rebhühner, 4000 Schnepfen, 400 Was-

Wasserhühner, 100 Krummschnäbel oder Wasserchneipfen, 100 Wachteln, 1000 Wasserreiger, 200 Rehe, über 400 Hirsche, Hirschlühne und Böcke, 1506 Wildpretpasteten, 1400 Schüsseln gebrochene Gelee, 4000 Schüsseln ganze Gelee, 4000 kalte Eustards und 2000 warme Eustards *), 300 Hechte, 300 Brähsen, 8 Robben, 4 Delphine oder Zaumler, und 400 Torten. Der Graf von Warwick war bei diesem ungeheuren Gastgebote Haushofmeister, der Graf von

Bedford Schatzmeister, Lord Hastings nebst vielen andern Edlen Oberaufseher. Es waren 1000 Diener da, 62 Köche, und 515 Aufwärter in der Küche. Doch besaß dieser schwelgerische und verschwenderische Sohn der Kirche, sein Erzbisthum nicht lange, denn Eduard der IV. zog seine Güter ein, und sandte ihn gefangen nach Calais, wo er, zur Strafe für seine vorige Eitelkeit und Ausschweifung, die äußerste Armut erduldet.

*) Ein Gericht von Milch, dem Gelben vom Ey, Zucker und Gewürz. In Hamburg heißt es Ristard.

A n e k d o t e n.

1.

Nährend ist, was Robertson und andere uns von Carl dem V. hinterlassen haben. Carl, sagt er, lebte von aller weltlichen Hoheit entkleidet als ein Mönch in dem Kloster St. Just. Das Ungefähr führte ihn in eine Kammer, worin das Bildniß des unglücklichen Ehurfürsten Johann Friedrichs sich befand. Nach einer ernsten Stille brach er aus: Hätten wir den Mann bleiben lassen, was er war, so wären wir auch geblieben, was wir waren.

2.

Zum Kaiser Hadrian kam ein alter Römischer Ritter, dessen Bart schon eisgrau war, und bat ihn um eine Gnade. Der Kaiser konnte ihm seine Bitte nicht gewähren. Weil der Ritter glaubte, sein Alter sey die Ursache dieser abschlägigen Antwort, so färbte er seinen Bart schwarz und kam nach einiger Zeit wieder mit der nemlichen Bitte. Wie kann ich dir, antwortete der Kaiser, der ihn erkannte, eine Bitte gewähren, die ich vor kurzem deinem Vater abschlagen mußte.



Hannoverisches Magazin.

39^{tes} Stück.

Montag, den 15^{ten} Mai 1780.

Beschreibung der russischen Lappen.

Die Lappen, welche sich selbst Same, auch Some, und ihr Land Sameandna, auch Sameladde nennen, sind von mittlerer Größe. Die mehrsten haben ein etwas plattes Gesicht, eingefallene Backen, dunkelgraue Augen, dünnen Bart, braune, dicke, gerade Haare, und von der Luft, vom Rauch und Unreinlichkeit, eine gelbbraune Gesichtsfarbe. Ihre Lebensart macht sie hart, hurtig und geschmeidig, aber auch der Faulenzerei ergeben.

Sie haben ordinairen Menschenverstand, sind friedfertig, ihren Obern ergeben, nicht diebisch, nicht leichtfertig, im Umgange munter, aber mißtrauisch, im Handel betrüglisch, auf ihr Vaterland und ihre Verfassung stolz, und so dafür und von sich eingenommen, daß sie außer dem Vaterland meistens für Heimweh sterben.

Ihr Frauenzimmer ist klein, gefällig, nicht ausschweifend, oft wohlgebildet und überaus reizbar, welches auch die Männer, doch im geringern Grade sind. Ein auf sie springender Feuerfunken, ein unversehenes Ge-

räusch, ein unvermutheter Anblick fremder, nicht eben scheusslicher Gegenstände, und sonst unbedeutender Dinge, ziehen ihnen Ohnmachten oder Paroxysmen von Raserei zu, in welchen sie mit dem ersten dem besten, was ihnen in die Hände komt, um sich schlagen, und wenn sie wieder zu sich kommen, von nichts wissen. Man sieht bei gesellschaftlichen Gesprächen, daß die Zuhörer die Mäuler gleich dem Redenden bewegen.

Sie sprechen alle Silben so hart aus, daß davon ihr Singen dem niedrigsten Heulen und Bellen gleicht. Sie haben keine Buchstaben und Schrift, aber Hieroglyphen, deren sie sich auf ihren Runstäben oder Kallendern, und statt der Unterschrift zu Hand oder Baumarken bedienen. Die Monate nennen sie nach den Erscheinungen der Natur bei Pflanzen und Thieren. Der Mai: E. heißt Froschmond (Tchesmes lappländisch.).

Ihre Rangordnung gründet sich auf Alter und Vermögen. Das Streben nach letzterm ist ihre größte Leidenschaft, daher sie sich am öftersten wegen Erbschaftsachen verklagen. Der Li-

gennutz macht sie gegen Nothleidende sehr hart. Weil sie mit einem Rennthiere, welches einen Todten gezogen, nicht fahren dürfen, so veranlassen die Begräbnisse selbst der Eltern unter den Kindern oft weitläufige Erörterungen. Aus Furcht für Strafen fliehen sie bisweilen wegen kleiner Verbrechen aus ihrer Mark in die nächste; das ist aber für sie so etwas großes, als wenn ein Europäer nach Indien irrt.

Die Lappen sind, der Aufnahme des Christenthums ohngeachtet, bei ihrer nomadischen Lebensart geblieben. Sie theilen sich in Gebirgs- und Seelappen. Die Gebirgslappen, welche mit größern oder kleinern Heerden ihrer Rennthiere nach der Jahreszeit am und auf dem Gebirge leben, ziehen fast beständig herum. Sie sind vortrefliche und sorgfältige Hirten, und gegen die Seelappen reich; mancher hat 600 bis 1000 Rennthiere und überdies bisweilen haare Geld oder Silbergeräthe. Sie zeichnen ihre Rennthiere an den Ohren, und theilen sie in so viele Classen, daß sie, ob sie gleich nicht zählen können, die fehlenden gleich vermessen. Die kleine Heerden haben, geben jedem Thier einen Namen. Die überflüssigen Männchen kastriren sie, indem sie ihnen die Testikeln mit den Zähnen zerquetschen. Solche Männchen oder Rennthierochsen sind munter, nicht wild, groß, stark und schön, weswegen sie zum Fahren bestimmt sind. Sie sind auch bei ihnen so beliebt, daß sie eine rechte Schmeichelei zu sagen glauben, wenn sie von Jemand behaup-

ten, er sey ein Rennthierochse (Haerze Tez lappländisch).

Die Seelappen, die auch Wald- und Jagdlappen genennet werden, weil sie des Sommers an Seen und des Winters in Wäldern wohnen, leben von der Fischerei und Jagd, und wählen darnach ihren Aufenthalt. Die meisten haben doch auch einige Rennthiere. Sie ziehen wenig herum und sind emsige und geschickte Jäger. Pfeil und Bogen sind fast ganz durch Feuergewehre verdrungen. Wenn ein Berglappe verarmt, so pflegt er den Rest seiner Heerde an einen Freund zu geben, und auf einige Zeit ein Jagdlappe zu werden. Groß Wild, wilde Rennthiere, Wölfe zc. erschlagen sie meistens mit Keulen, da sie es auf Schneeschuhen leicht einholen.

Ein Bär wird angeschossen, und dann mit dem Spieße erlegt. Außer der Rennthierzucht, Fischerei und Jagd, verfertigen die Mannspersonen ihre kleinen, leichten, dichten Böde, botähnliche Schlitten, Rennthiergeschirre, allerlei hölzernen Hausrath, Schalen, Becher, und dergleichen, welches sie zum Theil sauber schnitzen, oder mit Knochen, Zinn oder Horn auslegen. Das Mannsvolk besorgt auch, ohne Hülfe der Weiber, die Küche. Das Weibsvolk strickt Netze, trocknet Fische und Fleisch, melkt Rennthiere, macht Käse, gerbt Pelzwerk, spaltet Thiersehnern zum Zwirnen, zieht Zinn-drath, dabei sie statt der Zugs-eisen in Rennthierhörner Löcher bohren und die Faden erst rund, und dann platt

platt ziehen, nähet Kleider, stickt mit Zinn, Silber, und unächten Goldfa: den, nähet mit Wolle aus und färbt.

Sie wohnen in zeltähnlichen Hütten (Kojje lappländisch). Das Gerippe derselben besteht aus Pfälen, die in die Erde gestossen und oben zu einem fast runden Gewölbe zusammen geborgen werden. Eine Hütte hält vier bis fünf Klafter im Durchmesser, und ist wenig über ein Klafter hoch. Sie bedecken sie dann nach der Jahreszeit und dem Vermögen mit Reisern, Rassen, Birkenrinden, Leinwand, groben Tuch, Filzen oder alten Rennthierfellen. Die Thüre besteht in einer Klappe von ausgespanntem Tuch, Filz und dergleichen. In der Mitte ist zum Feuer ein Platz mit Steinen umfetzt, über welchem eine Kette zum Kessel hängt. Ums Feuer ist Tangelkreißig gestreut und derselbe mit Pelzdecken, Filzen und dergleichen belegt. Sie können in ihren Hütten nicht gerade stehen, sondern sitzen auf den Fersen ums Feuer.

Des Nachts schlafen sie alle nackt, und legen zur Abtheilung der Quartiere Stangen zwischen sich. Sie bedecken sich mit den Kleidern oder legen sie auch unter sich; und des Winters stecken sie die bloßen Füße in einen Pelzbentel.

Ihr Hausgeräthe besteht in Kupfern und eisernen Kesseln, hölzernen, sauber geschnittenen Schalen, Bechern, Löffeln, auch wohl in silbernen und zinnernen Bechern, Jagdsfuhrwerk und Fischereigeräthe. Um bei dem Ziehen nicht alles mitschleppen zu müssen, er:

richten sie hie und da in den Wäldern auf gekapten, über ein Klafter hohen Baumstämmen kleine Hütten (Loavret lappländisch) unsern Taubenhäusern gleich, die Hausrath und Speise enthalten und zwar offen stehen, aber doch nicht bestohlen werden.

Zu ihrer Kleidung gehört keine Wäsche. Männer tragen enge in die Schuhe reichende Hosen, rauhe, spitze, vorn aufgebogene Schuhe, in welche sie des Winters etwas Heu legen, schließende Brusttücher, die vorn offen stehen und einen nach dem Leibe gemachten Rock mit engen Ärmeln, dessen Schöße bis an die Knie reichen, den sie mit einem ledernen, mit Zinn oder Messingblech bedeckten Gürtel befestigen, und an dem Messer, Feuerzeug und Tobacksgeseräthe hängt. Die Materie der Kleidung ist von Pelz, Leder oder Tuch; lederne und tuchene Röcke sind immer mit Pelzwerk oder gefärbten Tuchstreifen besetzt.

Die Mützen haben Breite, zu welchen die russischen Lappen meistens Rassenfell nehmen, gehen spitz zu und werden auf den vier Näthen mit Tuchstreifen von einer andern Farbe besetzt.

Das Frauenzimmer trägt Hosen, Schuhe, Brustklag und Röcke den Männern gleich; den Gurt aber, an welchen sie ebenfalls Tobacksgeseräthe hängen, sticken sie oft mit Zinnsfaden. Der Rock hat einen mehr aufstehenden Kragen. Ueberdas tragen sie Halstücher und kleine Schürzen von bunter russischer Leinwand, Finger- und Ohrringe; an den Letztern hängen

bisweilen Ketten, die einige mal um den Hals reichen. Ihre Mützen sind öfters voller Falten, fast wie ein Bund, oft Hauben nach dem Kopf gemacht, immer mit Stickerei von Zinnsaden oder doch mit gefärbten Lakenstreifen geziert.

Ihre Speisen erhalten sie meistens von der Rennthierzucht, wie auch von der Fischerei und der Jagd. Rennthierfleisch, Würste von Blut, das für sich oder mit wilden Beeren vermischt in Rennthiermägen aufgefängert und gekocht wird, das Eingeweide der Rennthiere, Käse, Butter und Milch von denselben, sind die vornehmsten Gerichte der Lappen. Unter allem Wilde sind die häufigen wilden Rennthiere das nützlichste, und die Bären das leckerste. Sie essen alle Fische, auch Seehunde, und, bis auf Raubthiere und Raubvögel, alles Wild. Sie lassen auch Rennthiermilch in Thiermägen und allerlei wilde Früchte, Blau-Preisel- und Moosbeeren zc. zum Vorrath frieren. Wenn sie die Milch des Winters nahen, hauen sie von der gefrorenen ein Stück ab, und so genießen sie selbige. Das Fett von Seehunden, zuweilen auch Salz nutzen sie als Gewürze. Einige Lappen kaufen oder verschaffen sich durch Tausch Mehl und Grütze zu Suppen. Zu ihren Leckerbissen gehört Sälzmilch von Rennthiermilch, die mit Fett oder Butterkraut (*Pinguicula vulgaris* des Ritters von Linnée) getinnend gemacht wird. Vom Käse, der so fett ist, daß er, an das Licht gehalten, brennt, machen sie auch Suppen.

Ihr allgemeines Getränk ist Wasser, hiernächst Wasser mit Milch, Fleisch- und Fischbrühen. Brauteswein ist schwer zu haben, so sehr er auch geliebt wird.

Tribut geben sie an die Landesherrschaft, auf deren Gebiet sie wohnen. Da sie durch ihre Züge bald dieses, bald ein anders Gebiet berühren, so geben auch viele an zwei, und einige gar an alle drei Kronen Steuern; die sind aber bei allen dem so gelinde, und die Lappen so bequeme Leute, daß deswegen nicht die geringsten Erörterungen entstehen.

Mit den Normännern treiben sie den stärksten Handel, der sonst durch Tausch geschah, jetzt aber mit baarem Gelde geschieht, wobei der Vortheil auf der Seite der Lappen ist, die mehr Pelzwerk veräußern, als Tuch, Messer, Beile und Spielwerk, Mehl, Grütze und dergleichen ankaufen. Sie entrichten daher ihre Abgaben gewöhnlich in Gelde, ob sie es gleich im russischen Lapplande auch in Pelzwerk thun können.

Wenn sie essen, so breitet der Hausvater eine Matte (*Drello* lappländisch) auf der Erde aus, denn nie setzen sie Speise auf die bloße Erde. Um die Matte und Speisen lagern sich Manns- und Weibsleute. Ein jeder trägt beständig Messer, Löffel, und eine kleine Schale, um daraus zu trinken, bei sich. Jeder bekommt alsdann seinen Antheil für sich, damit keiner zu kurz komme, denn sie sind starke Esser. Vor und nach Tisch beten sie kurz,

wort

worauf sie sich, wenn alle gespeiset, die Hände geben. Wenn sie sich unter einander besuchen, so geben sie sich die Hände und küssen sich, wobei sie sagen: *Bueris!* auch nach anderer Aues Sprache *Pueres!* (seu gegrüßt!). Fremden breiten sie Kleider hin, um sich darauf zu setzen; die vornehmste Stelle ist, wenn man zwischen dem Wirth und der Wirthin zu sitzen kömmt. Sie bewirthen ihre Fremden mit Früchten und Rauchsobak. Wenn sie rauchen spucken sie in die Hände und ziehen den Speichel in die Nase.

Wenn sie Vornehmere besuchen, so bringen sie Geschenke mit. Beim Weggehen machen sie die Complimente des Empfanges. Mit wem sie es gut meinen, den pflegen sie *Buor* *Nyt* zu nennen. Sie gebrauchen keine Bäder, waschen sich aber des Sonntags abends, der ihnen der heiligste Tag ist, in Flüssen, und oft beide Geschlechter zugleich. Entbehrliches Geld, Silber und was ihnen von Werth scheint, vergraben sie in die Erde, und zeigen es auch auf dem Sterkebette nicht an; weil sie es in jener Welt zu nutzen hoffen, worüber denn das meiste verloren geht.

Wegen der harten Erziehung sterben viele Kinder; die aber überbleiben, leben meistens gesund und munter, welches in ihrer Sorglosigkeit, Müßigkeit, Bewegung und der hohen Lage, die sie für ihre Wohnungen erwählen, seinen Grund haben kan. Wenige erreichen indeß ein hohes Alter.

Ihre gewöhnlichsten Krankheiten sind die Krätze, Lungensucht, faule Fieber, Weinbrüche und triefende Nuzgen, letztere vom Schnee und Rauch. Die Venusseuche ist hier unbekant. Ihre Gegenmittel sind meistens abergläubisch, doch aber auch in Wunden Kienharz, in der Krätze Bäder mit Erlenrinde, wider innere Krankheiten der Genuß des frischen Blutes wilder Rennthiere, und vorzüglich wider allerlei Schmerzen das Brennen der schmerzhaften Stellen durch Auflegung angezündeten Schwammes, womit sie nicht eher nachlassen, als bis die Haut berstet.

Die Unfruchtbarkeit ist bei den Lappen, wie bei den Jüdinnen, schimpflich.

Sie haben gewöhnlich leichte Geburten, und weil sie von weiblichem Beistande oft sehr entfernt sind, so helfen ihnen ihre Männer.

Ihre Wiegen sind klein und leicht, in Form der Weberschiffe, oder an beiden Enden zugespizter Kähne, aus Holz geschnitzt. In dieselben legen sie die nackten Kinder auf Moos, und schnüren einen Pelzlappen darüber. Sie hängen sie in den Hütten oder auch an Baumzweigen auf; beim Hersumziehen aber tragen sie die Mütter als einen Mantelsack. Der Vater giebt dem Kinde eine Rennthierkuh und zeichnet sie besonders. Dieses Zeichen ist das künftige Handzeichen des neuen Mitbürgers, und alle Zucht von dieser Kuh ein nicht zur Erbschaft gehöriges Eigenthum desselben. Reiche

schenken ihm beim ersten Zahn ein zweites Rennthier. Ueberhaupt unterscheiden die Eltern eine rechte Affenliebe gegen die Kinder, und das hat bei den Lappen, wie in der ganzen Welt, die Folge, daß sie sich im Alter von ihnen, wo nicht gehasset, doch verlassen sehen.

Die Eltern verheirathen die Kinder nach Willkühr, und sehen dabei bloß auf Vermögen, daher das elendeste Weibsbild, wo sie nur nicht arm ist, eine gute Heirath treffen kan. Kein Jüngling soll eher heirathen, als bis er ein Rennthier schlachten kan. In einigen Gegenden wird der Heirathscontract so genau, als immer ein Kauf, eingerichtet, obgleich die Anfrage sehr hochtrabend klingt. Was der Bräutigam für die Braut giebt, wird nach Stücken gerechnet, und besteht in Rennthieren und Pelzen.

Die Hochzeit ist bei der Braut. Diese wird aufs beste gepuht, und erscheint mit bloßen Haaren, da sonst die Weiber und Mädchen die Haare bedecken. Die Gasterei ist ein Pikenik, auf der jeder Gast Speise und Getränk mitbringt. Ihre Lustbarkeiten bei Hochzeiten und außer denselben bestehen in dem Gänsepiel, einer Art Schach mit dreizehn Steinen, die Gänse und einen Fuchs vorstellen, Ringen, Springen über horizontal gehaltene Stäbe, abentheuerlichen Erzählungen und auch schreiendem Singen und Tanzen. Die jungen Leute wohnen das erste Jahr bei den Eltern der Braut und beziehen dann ihre eigene Hölle.

Ihre Todten begraben sie ohne Särge, an einigen Orten in ihren Kleidern, an andern ganz nackt. Heiden begraben die berühmtesten Schützen nahe an Opferplätzen. Ehemals legte man die Leichen auf der Erdoberfläche, setzte Steine umher, und warf einen Steinhaufen über ihnen zusammen. Auf das Grab legen sie gewöhnlich einen umgekehrten Schlitten und geben dem Todten auch etwas Speise und Geräthe mit, welches die Getauften heimlich zu thun pflegen. Reiche Leute geben den Begleitern ein kleines Gastmal, die meisten aber unterlassen dieses.

Die schwedischen und norwegischen Lappen heißen alle, und von den russischen die meisten, Christen. Es ist aber bei diesen Christen sehr viel Aberglauben und Vermengung christlicher und heidnischer Gebräuche anzutreffen.

Als Heiden glaubten und glauben sie in dem Jubmel einen allgemeinen Gott, und außer ihm gute und böse, männliche und weibliche Untergöttheiten. Diese wohnen und regieren im Himmel, wie Jubmel und Radian, der die Frommen zu sich nimmt; in der Luft, z. E. Weirwe (die Sonne), Korangelis, der auch Ija und Thor. genannt wird und den Donner bedeutet, Biag Olmai, der dem Sturm gebietet; auf der Erde, auf heiligen Bergen, z. E. Leib Olmai, der Gott der Jagd, Maderacko mit ihren drei Töchtern, Göttinnen über weibliche Angelegenheiten; Saiwo Olmai

Bergs

Verggötter der Zauberer u. s. w. Unter der Oberfläche der Erde Jabwe Nko, die Mutter des Todes, bei der die abgeschiedenen Seelen bis zur Entscheidung ihres Schicksals sind; und im Mittelpunkt der Erde oder der Hölle, wo Peskal, der oberste der bösen Gottheiten Kora und andere über die Gottlosen gebieten; auch im Wasser glauben sie böse Gottheiten.

Sie fürchten Kobolde und Gespenster (Stallomna), Waldteufel u. s. w. Verschiedene Lappen haben nicht selten einen verschiedenen Glauben an alle, oder mehr, oder wenigere, auch wohl an andere Gottheiten und Geister.

Statt der Tempel, haben sie heilige Berge, die immer vom Renntier den Beinamen haben, z. E. Stypren Alda, das Renntier des Berges Stypre; auch heilige Seen (Nilekas Jauwra) und Flüsse (Passe-Jok). An diesen Orten stehen geheiligte Bäume, an welche sie Figuren geschnitten haben, und in der Nähe sind drei bis fünf Fuß hohe Opfergerüste. Solche Dörter sind auch den christlichen Lappen so fürchterlich, daß sie ihnen nicht ohne Opfernähe kommen, und in der Nähe weder jagen noch wohnen; am meisten muß sie das Weibsvolk vermeiden. Sie haben daselbst hölzerne, unformige, von Wurzeln geschnitzte oder steinerne Götzen; erstere nennen sie Passe, und letztere, die sonderlich an Seen und Flüssen sind und aus ganzen Hausen seltsam geformter Steine bestehen,

Sarti. Wenn sie in solchen Seen sitzen, so dürfen sie nicht sprechen, keinen Hund bei sich haben, sich von ihren Weibern nicht helfen lassen, und dergleichen.

Sie opfern wegen Krankheiten, Seuchen der Renntiere, unfruchtbarer Ehen und anderer zeitlichen Bedrängnisse. Ein Zauberer muß ihnen sagen, an welche Gottheit sie sich zu wenden, und was und wo sie zu opfern haben. Dazu bedient er sich zuweilen der Zaubertrommel (Gobodes), einer eiförmigen, an einer Seite mit einem Fell bespannten Schachtel, mit vielen Schnüren und Klinkerwerk. Das Trommelfell ist mit Bildern von Himmelskörpern, Thieren, Vögeln, Charakteren u. s. w. bezeichnet. Wenn der Zauberer einen Ring auf dasselbe legt und dann mit dem Schlägel, der ein haarichtes Renntierhorn ist, darauf schlägt, kan er aus der Figur, auf welcher der hüpfende Ring liegen bleibt, alle Fragen, die Vergangenes und Zukünftiges betreffen, beantworten. Sie citiren auch die Trommelgeister, dabei sie in Ohnmacht fallen, und ihre Seele an den Versammlungsort derselben, um sich mit ihnen zu unterreden, verreisen lassen. Ein jeder opfert selbst. Wenn dieses geschieht, so reinigt sich der Opferer. Bindet alle Hunde, damit sie ihm nicht über den Weg laufen, fest, und wandert mit den Knochen oder Hörnern des verlangten Thieres, ohne zu reden, nach dem heiligen Ort. So bald er denselben

selben erblickt, fällt er nieder und kriecht dahin. Er legt denn sein Opfer auf das Gerüste, betet auf dem Angesicht liegend und geht nach Hause. Die meisten Opfer bleiben liegen, davon große Haufen Knochen und Hörner entstehen. Einige aber begraben sie, vermuthlich weil sie unterirdischen Gottheiten bestimt sind. Fleisch opfern sie nie, weil sie annehmen, daß die Götter die Knochen schon damit bekleiden würden. Trist ein Hund einen Opferknochen, so muß er sterben, da denn eben die Knochen von seinem Gerippe, die er zerstörte, statt desselben, aufs Gerüste gelegt werden. Bisweilen lassen sie das Blut der Opfertiere in einen Fluß laufen, oder gießen Milch oder Branntwein zu Opfern auf die Erde, um den Erd- und Wassergöttern angenehm zu seyn.

Leute von solchen Grundsätzen und so reizbaren Nerven müssen an Träumen, Gespenstern, Aberglauben und Mährchen reich seyn, und sind es auch. Den Bären, z. E. nennen sie nicht bei dem Namen, sondern den Alten mit dem Pelze. Von den Zauberern glauben sie, daß sie Winde und Regen verschaffen und hindern, Insekten rufen und vertreiben, Geister sprechen u. d. gl. können, daß sie aber der Donner verfolge, daher sie sagen; wäre kein Donner, so verginge die Welt durch Taubes rei. Sie trauen gewissen Sprüchen und Formeln besondere Kräfte zu. Dennoch sind unter ihnen rechtschaffene griechische und protestantische Christen vielleicht nicht sparsamer, als unter den Christen selbst.

A n e k d o t e.

(Aus dem London Chronicle.)

Vor ungefähr dreißig Jahren erhob man eine große Klage gegen die Nachwächter von London und Westminster, daß sie ihre Pflicht im höchsten Grade vernachlässigt hätten. Ein Senator machte hierauf im Unterhause eine Motion, daß man erlauben mögte, eine Bill einzubringen, vermöge welcher die Nachwächter gezwungen werden sollten, bei Tage zu

schlafen, um im Stande zu seyn, des Nachts ihre Pflicht desto besser zu thun. Der verstorbene Sir James Creed hat sogleich das ehrenfesteste Mitglied, ihn mit in diese Bill einzuschließen, denn er würde so entschuldiglich vom Podagra geplagt, daß er weder bei Tage, noch des Nachts schlafen könnte.

Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Freitag, den 19ten Mai 1780.

Industrie *).

Sitteren ist ein Kirchspiel im Stifte Drontheim in Norwegen, welches aus vielen im Meere belegenen Inseln besteht. Der größte Theil desselben ist zum Anbau nicht geschikt. Es sind da viel nackte Felsen und sumpfige Moore. Zwischen den Felsen und Sümpfen liegen hin und wieder schmale Streifen und Flecke Erde, welche allein bewohnt werden können. Diese sind zwar nicht unfruchtbar, das Wasser aber, welches von den Felsen hinunter fließt, macht ihre Arbeit beschwerlich. Die Einwohner sind es gewohnt, ihre meiste Nahrung auf dem Wasser zu suchen, welches sie noch mehr vom Feldbau entwöhnt, und verursacht hat, daß sie überhaupt sich nicht viel darum bekümmert, sich etwas mehreres oder besseres zu verschaffen, als was die Erde ihnen freiwillig gegeben hat.

In einer solchen Gegend übernahm vor ungefähr 30 Jahren ein Bauer: knecht, Niels Justesen, das Bauer: gütchen Lide, welches 7 bis 8 Jahr

wüste gelegen, und worauf die Gebäude theils verfallen, theils abgetragen waren. Das Gut war ein Mensalzgut des dortigen Predigers. Es hatte durch Ueberschwemmungen von Felsströmen beträchtlichen Schaden erlitten. Verschiedene hatten es in Pacht gehabt, ohne dabei bestehen zu können, und endlich wolte keiner mehr damit zu thun haben. Niels Justesen war der einzige, der sich endlich dazu übersetzen ließ, und erhielt es auf die Bedingung, daß er nichts für die Pacht bezahlen, und zwei Jahr von der Grundschätzung frei seyn, hingegen auf eigene Kosten die Gebäude wieder herstellen und in Stand setzen sollte.

Er war aus dem benachbarten Kirchspiel Hefve gebürtig, wo der Landbau auch vernachlässigt wird; war in seiner Jugend als Knecht nach Hittern gekommen, und hatte aus Armuth es nicht weiter gebracht, als daß er noch in seinem 36ten Jahre als Knecht für andere arbeiten mußte. Die Aussicht, die ihm jetzt gegeben wurde,

R r

*) Aus des Kammerraths Owe Walling großen und guten Handlungen einiger Dänen, Norweger und Holfteiner. S. 209. T. II.

wurde, da er sich nun sehen wolte, war nichts weniger als ermunternd; allein durch eine gar besondere und vorzügliche Arbeitsamkeit hat ers da hin gebracht, daß das Gut Lide sich nun durch seinen Ackerbau und seine Gebäude unter den Gütern in Hittern auszeichnet, und er selbst ein wohlhabender Mann, und ein sehr geehrttes Beispiel unter seinen Nachbarn geworden ist. Sobald Niels Justesen sich des müßten Guts angenommen, fieng er gleich an, seine Arbeit unter dem Hausbau und Feldbau zu theilen. Zuerst verschafte er sich das benötigte Dach und Fach; nachher arbeitete er nach Zeit und Gelegenheit an Aufputz, Erweiterung und Verbesserung. Das Bauholz fälltete er selbst, und führte es durch sehr beschwerliche Wege heran. Die Arbeit sowohl am Wohnhause, als an den andern Gebäuden besorgte er auch selbst, bloß durch Hülfe seiner Frau, einer Magd und eines Nachbarn; doch bediente er sich des letztern nicht länger als etwa ein Paar Wochen. Indessen war doch der Feldbau vornemlich seine Sache. Der Boden war hier, so wie überall in dieser Gegend, schwer urbar zu machen, der größte Theil lag zwischen zween Felsenstücken und zween Meerbusen. Von den beiden Felsen strömten verschiedene Bäche herunter, welche die Ebene überschwemmten und sich in mehreren Sümpfen und Pfützen sammelten, dazwischen die Aecker in kleinen Flecken angelegt waren. Den größten Schaden aber that ein ordent-

licher Fluß, der in vielen Buchten durch den besten Theil des Guts lief, oft Steine und Sand über das Land schwemmte, u. manchemal ganze Stücke Land abriß. Hieraus nahm Niels Justesen ab, daß, wenn hier etwas rechttes ausgerichtet werden sollte, so mußte der Anfang mit einer ganz neuen Einrichtung gemacht werden, und faßte den Muth, diese vorzunehmen. Um diesen schädlichen Fluß abzuwenden, grub er längs dem einen Felsen einen tiefen Graben 500 Schritte lang, brach durch einen niedrigen Felsen, der ihm im Wege war, und öfnete das durch dem Flusse ein neues Betre bis in die See; und um einem neuen Einbruche vorzubeugen, machte er am Ufer dieses neuen Grabens eine Erhöhung, theils von Mauer, theils von Holzwerk, wodurch er sich gegen diese Furcht sicher stellte.

Als das Haupthinderniß solcherge-
stalt gehoben war, gieng er weiter. Er grub mehrere Gräben, um die andern von den Felsen niederströmenden Wasser abzuleiten, füllte die Sümpfe mit Erde, grub die Steine, die er fortbringen konte, aus, und führte sie weg; neben den größten grub er Gruben, wälzte sie dahinein, und bedeckte sie mit Erde. Durch diese und mehrere Anstalten machte er zuletzt sein ganzes Land überall so eben und trocken, daß es gepflügt werden konte, und ein Acker wurde, der sich zwischen den Felsen von einem Meerbusen zum andern erstreckte 700 Schritt in die Länge und gegen 50 in die Breite.

Als

Als dieser Acker gebauet wurde, gab er reichliche Frucht, und Niels Justesen bekam dadurch Lust ihn zu erweitern. Seitwärts konnte dies nicht geschehen; denn da hatte er vornemlich den Hauptgraben längs den Felsen graben müssen. Es fiel ihm also ein, sein Land an dem einen Ende in den Meerbusen auszudehnen, als welcher immer von der Fluth unter Wasser gesetzt, aber auch eben so oft von der Ebbe trocken gemacht wurde. Hier führte er eine fast unglaubliche Menge erst von Steinen, dann von Moorerde und Seegras zusammen, und ließ nicht ab, bis er sich ein neues Stück Ackerland von fast einer Tonne Ausfaat, so zu sagen, erbauet hatte. Der Strom, der ihm zuvor so viel zu schaffen gemacht, hinderte ihn auch hier, indem er seinen Ausfluß gerade an der Ecke des neuen Ackers hatte, und also ihm leicht Schaden zufügen konnte; aber auch hier wußte Niels Justesen ein Mittel zu finden, diesem vorzubeugen, indem er einen Canal von der Mündung in die See grub, und dadurch den Strom nach einer andern Seite wandte.

Da er solchergestalt dies Land zu Acker gemacht, hatte er nun fast gar kein Wiesenland übrig, außer was bewachsen mit Unterwald auf den Felsenhügeln lag, und bisher wenig gegeben hatte. Er sah, daß ihm Wiesenwachs zur Verbesserung des Ackers nothwendig sey. Er machte sich also über diesen Unterwald, rodete ihn aus, ebnete den gereinigten Boden

und pflanzte die besten der Bäume in gewisse Ordnung, so daß sie zum Nutzen wachsen, und doch nicht dem Wiesenwachs Schaden konnten. Welches denn die gute Wirkung hatte, daß er zu seiner Zeit eine ganz ansehnliche Hauernte erhielt. Man sieht leicht, daß mehr als eine kurze Zeit erfordert wurde, so vieles auszurichten. Der Ueberrest von Niels Justesens besten Lebensjahren gieng denn auch unter diesen mühsamen Arbeiten dahin, und man hätte vermuthen können, daß er in seinem zunehmenden Alter allein dahin getrachtet haben würde, alles im Stande zu erhalten und die Früchte zu genießen. Allein seine Lust zur Arbeit gieng noch weiter, und nach allen diesem nahm er ein neues Werk vor, wobei er fast der Natur selbst zu trauen schien. Zwischen zween Hügeln, unweit seines Hofes, lag in einem tiefen Thale ein fast grundloses Wasser, von dem Niemand leichtlich glauben sollte, es könne zu etwas genutzt werden. Es war so belegen, daß es alles Wasser aufstiege, welches von dem Dünger auf dem Hofe abfloß. Niels Justesen, als ein fleißiger Landmann, konnte es nicht ansehen, daß dieser sein Dünger so nutzlos verloren gehen sollte. Er zapfte daher das Wasser ab, legte steinerne Rinnen in die Gräben; grub von dem Hügel Erde, womit er das Thal füllte, und legte aufs neue Steirrinnen. Durch diese, und mehrere dergleichen Zubereitungen, bekam er endlich nach unglaublicher Arbeit einen vortheilhaften

und fruchtbaren Acker, so groß, daß er eine Tonne Saat hinein säen konnte, und erhielt jetzt mit geringer Mühe eine mehr als gewöhnliche Ernte, weil er nicht nöthig hatte, Dünger hinzuzuführen.

Dies sind die vornehmsten der Verbesserungen und Versuche im Landbau, die dieser eine Mann vorgenommen und ausgeführt hat; sie sind aber nicht die einzigen. Er hat nachher noch zwei Stück Land urbar gemacht, jedes auf eine Tonne Ausfaat, und hat, um sie nutzbar zu machen, einen weitäuflügen und kostbaren Steinwall aufzuführen müssen. Er hat um seinen Hof herum neue Wege über unebene und sumpfige und felsigte Stellen angelegt, und verschiedene andere kleinere Einrichtungen gemacht, welche alle Zeit, Arbeit und Unkosten erfordert haben.

Uebrigens ist hiebei noch das zu merken, daß er, zur Bearbeitung verschiedener der von ihm urbar gemachten Ländereien, nicht Pflug und Pferde gebrauchen können, sondern die Erde mit der Hacke umwühlen müssen, und hiezu, so wie zu seinen andern Arbeiten, hat er keine Hülfe gehabt, als seine Frau, zwei Töchter, und ab und an einen Jungen oder eine Magd.

Im Jahr 1772, als man zuerst in Kopenhagen von diesem seltenen Manne Nachricht erhielt, war er 62 Jahr alt, arbeitete noch mit Lust und Feuer wie sonst, und nach wie vor gieng ihm ein häusliches und arbeitsames Weib an die Hand, welche außer ihren Hausgeschäften noch Zeit genug übrig

hatte, ihm in seinen Feldarbeiten zu helfen. Eben damals gab ihm Jemand den Rath, sein hohes Alter zu bedenken, sich mit dem, so er schon zu Stande gebracht, zu begnügen, ohne mehrere Anlage zu machen, und nun nicht so eifrig zu arbeiten. „Nein,“ antwortete er, ich würde dadurch das „beste meines Lebens verlieren, nemlich die unglaubliche Freude, die ich „fühle, wenn ich immer etwas neues „hinzuthue; denn ich bin nie so froh, „als wenn ich dergleichen Arbeiten unter Händen habe.“

Die Früchte dieser seiner anhaltenden Arbeit waren schon damals beträchtlich. Anfänglich, da er aufs Gut kam, hatte er 3 bis 4 Tonnen ausgesät, und 10 bis 12 geerntet: damals aber säete er 12 Tonnen, und erntete gemeinlich 90 Tonnen, und als so achtsältig, da doch in diesem Kirchspiel nur insgemein drei bis viersältig geerntet wird. Zuvor konnte er nur 7 bis 8 Stück Hornvieh, 20 Stück klein Vieh und 2 Pferde halten, jetzt hielt er 16 Stück Hornvieh, 60 Stück klein Vieh und 3 Pferde. Seine äußern äußerlichen Umstände waren auch merklich dadurch gebessert. Mit Urmuth hatte er angefangen, war aber jetzt ein wohlhabender Mann, der Niemand's bedurfte, sondern andern helfen konnte, wohnte gut, hatte übrig, daß er etwas vorzusetzen hatte, wenn Jemand zu ihm kam, hatte gutes Vieh, einen überflüssigen, obgleich nicht prächtigen Hausrath, und seine Ackergeräthschaften in dem besten Stande;

Stande; welches, zusammen genommen, ein wirklicher Reichtum für einen Mann seines Standes ist. Auch dies verdient noch angemerkt zu werden, daß er, bei aller Betriebsamkeit in der Arbeit, bei aller Geßtissenheit im Erwerbe und aller Sparsamkeit im Gebrauche des Erworbenen, doch klüglich gewußt sowohl der Habsucht als der Kargheit zu entgehen. Er hat zusammengebracht, nicht zum Verwahren, sondern zum Gebrauche für sich

selbst und andere. Und so wie er stets munter bei seiner Arbeit gewesen, so hat er auch allezeit mit Erkenntlichkeit von der Vorsicht geredet, welcher er allen Segen und guten Fortgang zugeschrieben, die seine Arbeit gehabt hat.

Als verdiente Ehrenzeichen hat die Königl. Landwirtschaftsgesellschaft ihm ihre kleinere goldene Schaumünze und einen großen silbernen Pokal geschenkt.

Etwas von Futterkräutern.

Die wegen des Luzerner Klees im 32ten Stücke des Hannoverschen Magazins geschehene Anfragen veranlassen mich, folgendes bekannt zu machen.

Mit dem Luzerner Klee habe ich zwar keine Versuche gemacht, halte aber dafür, daß dessen Anbau für unsere Gegend um so weniger anzurathen stehe, da der weil. Herr Superintendent Schwachheim zu Hede münden sich viele Mühe gegeben, den Luzerner Klee einzuführen, und viele Versuche damit angestellt, welche aber den Erfolg nicht gehabt, daß mehrere sich damit abgegeben hätten. Wäre der Nutzen von dem Luzerner Klee auch nur zu einem mittelmäßigen Ertrag in Anschlag zu bringen gewesen, so zweifelte ich nicht, daß sich dessen Anbau sehr bald würde ausgebreitet haben, weil die Einwohner im Fürstenthum Söttingen sich wegen des Mangels an Wiesen vorzüglich auf die Anziehung der Futterkräuter legen müssen. Daß

solches auch wirklich geschieht, davon zeugen die häufig in den Feldern anzutreffende mit Esparcette bestellte Stücke, obgleich ich meines Theils mich von dem angerühmten großen Nutzen des Esparcette noch nicht überzeugen kan. Denn, wenn man die in den ersten Jahren daran, ohne einigen Nutzen, davon zu haben, zu verwendende Wartung rechnet, und bedenket, daß wir nur selten Länderei annehmen können, auf welcher bei guter Bearbeitung nicht auch andere Früchte, die mehr eintragen, wachsen sollten; so wird bei denen auf die Wartung des Esparcette zu verwendenden Kosten und bei dem Abgange an andern Früchten der davon zu ziehende Vortheil allemal sehr geringe bleiben. Will man aber Nutzen vom Esparcette haben, so ist schlechterdings erforderlich, daß er zwei Jahr nach der Aussaat vom Unkraute rein erhalten und ausgegädet werde. Man irret gewiß sehr, wenn man

man annimmt, daß der Esparcette in dem schlechtesten Boden, der zu andern Früchten nicht tauglich, gut fortzukomme. Es ist zwar wahr, daß derselbe einen feinigsten schwer zu verarbeitenden Boden liebet, und darin vorzüglich gut gerathe. Untersucht man aber das Erdreich tiefer, so wird man einen bessern Erdboden finden, welcher denen tief unter sich wachsenden Wurzeln des Esparcette diejenige Nahrung zuführet, welche dessen freudigen Wachsthum befördert. Fehler es unter der öbern Fläche an gutem Erdreiche, so wird der Esparcette auf solchen Stücken allemal nur kümmerlich bleiben.

Von denen Turnips, Burgunder Rüben, Kunkelrüben, oder wie sie hier genant werden, Kunkelchen, ziehe ich jährlich eine ansehnliche Quantität, und kan deren Nutzen aus eigener Erfahrung bezeugen, folglich deren Anbau empfehlen. Es dienen nicht nur die Blätter im Nachsommer dem Hornvieh zu einem milchreichen Futter, sondern es geben die Rüben selbst im Winter ein sehr gutes Viehfutter ab, wenn sie gestuht und übergemengt werden. In dem ersten Theile des Hausvaters Seite 307 bis 312 findet man zur Anzieh- und Wartung der Kunkelrüben die beste Anweisung, welche sich befolget werden kan. Nur würde ich rathe, die Pflanzen lieber statt 18 Zoll, volle 2 Fuß weit aus einander zu setzen, um ihnen sowohl zu Ausbreitung der nugharen Blätter, als auch besserer Formirung der Wurzeln

hinlänglichen Raum zu verschaffen. Auch bezweifle ich das zu 18 Pfund angegebene Gewicht einer solchen Rübe. Hier haben sie ohnerachtet des daran gewandten Fleißes nur bis zu 8 Pfund schwer erzielet werden können. Da aber der Boden, worin sie, um die Rüben nahe bei dem Hofe zu haben, gebauet worden, thonartig ist, so kan es wohl seyn, daß dieselben in einem mehr lockern Erdreiche bis zu einem stärkeren Gewichte fortwachsen. Den erweiterten Anbau befördern zu helfen, wird mir zum Vergnügen gereichen, und biete ich denjenigen, welche sich durch eigene Erfahrung von dem Nutzen der Kunkelrüben überzeugen wollen, den Saamen zur ersten Ausfaat unentgeltlich an.

In dem schon angeführten ersten Theile des Hausvaters wird Seite 314 von dem Herrn Verfasser der Wunsch geäußert, daß diejenigen, welche mit dem Spergel, hier Spork genant, Versuche angestellet, solche bekant machen mögten. Mir sind die zwei Jahre hindurch damit gemachte Versuche gut gelungen, da ich Gelegenheit hatte, einigen Saamen zu erhalten. Der Saamen hat viel ähnliches mit dem Mohlsaamen, nur daß er noch feiner ist, und daher sehr behutsam gesäet werden muß. Wenn das Rockenfeld abgeerntet ist, so wird das zum Spergel bestimmte Land sogleich umgepflüget, und recht fein gegerget, worauf der Saamen ausgestreuet und das Land nachmals mit der Egge überzogen wird. Der Spergel wächst so
dann

Dann zu einer graben der Hirse nicht unähnlichen Pflanze dicht neben einander bis zu zwei Fuß hoch auf, und kan derselbe nach Beschaffenheit der Witterung entweder 8 Tage früher oder später um Michaelis bereits gemähet und grün verfüttert werden. Das Vieh frist denselben mit großer Begierde. Das angenehmste bei dem Spargel ist, daß er sich lange grün erhält, und sich bis nach Martini zum frischen Futter gebrauchen läßt. Ob sich gutes Heu davon machen lasse, habe ich noch nicht versucht, gedenke solches aber in diesem Jahre zu thun, von dessen Erfolge ich nachher das weitere mittheilen werde. An der Dutter habe ich keinen vom Spargel herrührenden widrigen Geschmack wahrgenommen. Vorzüglich dürfte es dem Spargel zur Empfehlung gereichen,

Vriedeck.

daß das Land überaus rein darnach wird. Im Frühjahr lasse ich das Land, wovon ich im späten Herbst den Spargel genutzt habe, mit der Schafhürde belegen, und stelle solches mit Gersten aus. Folglich wird durch dieses Futterkraut kein Abgang im Felde verursacht. Gemeiniglich pflegt zwar der nach der Rockenernte gesäete Spargel noch reifen Saamen zu geben, um aber recht guten reifen Saamen zu erhalten, thut man wohl, im Frühjahr ein kleines Fleck damit zu besäen, wovon man um Johannis aus den Saamen ernten kan, den die Pflanze in reichlicher Maasse trägt. Sollte sich hin und wieder Jemand finden, der den Spargel ebenfalls zu ziehen Lust hätte, so bin ich erbötig, denselben mit dem erforderlichen Saamen ebenfalls umsonst zu versehen.

v. Ramdohr.

A n e k d o t e n.

(Aus dem Englischen.)

I.
Doctor Flamstead, ein Mann der zuweilen, wenn er lust aufgeräumt war, äußerst launigt seyn konnte, aber auch zugleich durch die unbedächtigsten Kleinigkeiten in Hise gerieth, war viele Jahre auf der berühmten Sternwarte im königlichen Ziergarten zu Greenwich, königlicher Astronome.

Zum Scherz pflegten andere Astronomen den gemeinen Leuten weiß zu

machen, Doctor Flamstead könnte wahr sagen. Eine arme Waschfrau, der des Nachts ein fremdes Stück Leinwand von der Bleiche gestohlen war, das sie dem Eigenthümer wieder bezahlen sollte, hatte auch von Flamsteads Wahrsagerei gehört, und gieng dieser wegen gleich zu ihm nach Greenwich. Ganz ängstlich fragte sie ihn, ob er ihr nicht sagen könnte, wo die gestohlene Leinwand wäre, und wer der Dieb sey. Doctor Flamstead war eben bei

bei guter Laune und erwiderte; sie mögte nur ein wenig warten, er wolle zusehen, was bei der Sache zu thun wäre. Die Leinwand könnte er ihr vielleicht wieder verschaffen, allein das stände nicht in seiner Macht, ihr auch zugleich den Dieb anzuzeigen. Er setzte sich darauf nieder, machte zum Spaß auf seinem Tische mit Kreide verschiedene Kreise, Vierecke, u. s. w. und sagte nach einer kleinen Pause, sie sollte nur auf das und das Feld gehen, und in der und der Gegend würde sie in einem ausgetrockneten Abzugsgraben ihre Leinwand in ein Tuch gewickelt wieder finden. Die Frau gieng hin, fand auch wirklich beschriebenermaßen die Leinwand, lief ganz freudig wieder zum Doctor, dankte ihm und bot ihm zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit eine halbe Krone für seine Bemühung an. — Der Doctor gerieth selbst über den spaßhaften Ausgang dieses Vorfalles in Verwunderung, und sagte: gute Frau, ich freue mich herzlich, daß ihre eure Leinwand wieder gefunden habt, aber ich versichere euch zugleich, daß ich in der That selbst nicht wußte wo sie war. Ich wolte nur bloß meinen Scherz mit euch haben, deswegen sagte ich euch aus Spaß einen Ort, wo ihr sie wieder finden würdet. Daß ihr sie

da gefunden, ist ein bloßer Zufall. Seid ins künftige klug, und glaube nicht, daß ein Mensch wahrsagen könne; komt auch nie wieder in dieser Absicht zu mir, oder schickt mir andere, die solches von mir verlangen.

Der Doctor Flammstead pflegte diesen Vorfall öfters dem Herrn Whiston zu erzählen.

2.

Admiral Blake wurde, als er noch Hauptmann war, mit einem kleinen Geschwader nach Westindien zu einer geheimen Unternehmung gegen die spanischen Pflanzungen geschickt. Bei einem Gefecht slog unglücklicher Weise eins seiner Schiffe auf, welches den Muth seiner Leute sehr niederschlug; Blake hingegen, den Unglücksfälle nicht leicht außer Fassung setzten, rief seinen Leuten zu: Gut, Cammeraden, ihr habt ein englisches Schiff auffliegen gesehen; laßt uns nun auch sehen was ein spanisches in derselben Situation für eine Figur machen wird. Diese zur rechten Zeit angebrachte Rede erweckte ihren Muth augenblicklich wieder, und in weniger als einer Stunde setzte er seinen Gegner in Feuer. Hier, Cammeraden, sagte er darauf, ich wußte wohl, daß wir uns bald revangiren würden.



Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Montag, den 22ten Mai 1780.

Darstellung der Ursachen, welche die schlechte Beschaffenheit der Niedersächsischen Ziegeldächer veranlassen, nebst einigen Vorschlägen zu ihrer Verbesserung.

Vom Hrn. Landbauverwalter Christian Ludewig Ziegler in Celle.

Zu diesem Aufsatze, welchen ich dem Publico gegenwärtig vorlege, ist bereits eine Einleitung im Jahre 1755 von dem verstorbenen Professor Lottwitz zu Göttingen geschrieben, und in dem 93ten Stücke der Hannoverischen nützlichen Sammlungen gleiches Jahrs eingerückt worden. Ich bitte diejenigen meiner Leser, welche diese Materie interessiret, selbige zur Ergänzung folgender Betrachtungen zur Hand zu nehmen. Auch muß ich sie ersuchen, bei verschiedenen hier nachmals vorkommenden Aeußerungen sich zu merken; daß es nicht meine Absicht gewesen, allgemein treffende Sachen zu behandeln; sondern ich mich vielmehr in diesem Aufsatze auf einen Staat einschränken wollte, worin ich als Baubedienter angesehen bin. Die Mängel unserer jetzigen Ziegeldächer werden meinen Lesern am leichtesten in die Augen fallen, wenn ich sie an die letzte Herbstwitterung zurück erinnere, und dadurch in ihrem

Gedächtnisse die damalige Beschaffenheit ihrer Dächer mit dem Zustande ihrer Böden und allen Verwünschungen ganz lebhaft wieder darstelle, die sie auf Maurer und Dachdecker darüber ausgestoßen. Dann kann ich hoffen; sie werden meine Vorschläge recht beherzigen, und alle Vorurtheile gegen Neuerungen durch Thatsachen bekämpfen lassen. Waren nicht, so ungefähr gegen Weihnachten des vorigen Jahrs, die Ziegeldächer ihrer Wohnungen den Sieben gleich, wodurch das Wasser nach Gefallen floss, ihnen die Böden, die Decken der Zimmer und wohl gar die Meublen verdarb? Und ist nicht dieser unangenehme und verderbliche Umstand ihres Hauses alle Nachherbste bald minder, bald mehr, eingetreten? Bringt nicht beim weggehenden Frost auch die Dachtraufe alle den Kalk wieder von ihren Dächern herunter, den sie mit vielen Kosten wenig Monate zuvor für eine Dichtung anbringen ließen? Wirft

nicht oft der Sturm einige Dugend Pfannen mit einmal zu der unangenehmsten Zeit herab und giebt ihre Böden dem regnigten Himmel preis? Mit Recht muß sie dieses unzufrieden gegen alle die machen, welche die Verdachungen veranstalteten, und ihnen darunter Schutz für Regen und Schnee versprochen. Und bei ihnen, jetzt bedauernswerthe Kornausschütter, müssen unsere Dächer doppelten Unwillen hervorbringen; wenn sie die Böden besuchen, und außer jener verderblichen Veräffung noch zu allen Zeiten ihre Vorräthe mit abgefallenem Kalk besät finden, und abermal mit pro Centen Tara für eine Säuberung dieser Art Unrathe bedrohet werden.

Schon Verdrießlichkeit genug für die Inhaber der Gebäude, und doch noch Kleinigkeiten in Vergleich der Nachteile, welche den Eigenthümern derselben, aus einer solchen Beschaffenheit erwachsen. Sie finden in den Reparationskosten, die sie auf Dächer verwenden müssen, einen Krebs für ihre Baukasse, und bei ihnen, ich möchte fast sagen, täglichen Ausgaben, befinden sie sich nicht viel verbessert, es bleibt beim Durchregnen nach wie vor. Haben sie gar einen Miethsmann in ihrem Hause, so beunruhiget sie auch der noch dazu mit stetem Klagen über die Dächer, daran sie nichts sparen. Und mittlerweile verkaufen ihnen unbemerkt einige Balken und Sparren im Hause; so gering die Dachlecken bei ihrer sorgfältigen Reparatur auch geschienen haben. In

wenig Jahren aber kündigt man ihnen endlich den drohenden Einsturz derselben an, der sie dann zu einem belastenden Baue zwingt.

Diese und mehrere dergleichen Erfahrungen veranlassen mich, mit der Beschaffenheit unserer Pfannendächer unzufrieden zu seyn, und hierin dem Publico beizupflichten, welches sich über selbige nicht nur äußerst beschweret, sondern auch außerdem bald den Dachdecker, den Kalkverkäufer, oder Ziegellieferanten, je nachdem ihm der eine, oder andere eben im Wurf kommt, ohne Gnade, als schuldig verurtheilet. Meiner Meinung nach bedürfte es aber einer Untersuchung; ob die Schuld allein an diesen Leuten lieget.

Ich will keinesweges eine Apologie für sie schreiben, da ich selbst auf sie schmälern muß. Allein ich kan es nicht zugeben, daß man sie schlechtthin so ganz verdammet, ohne nicht wenigstens vorher an seinen eigenen Bestand um nähere Untersuchung für sie appelliret zu haben; wenn erstere zu schwach sind solche Gründe vorzubringen, die bei mehrdenkenden Menschen sie zum Theil entschuldigen können. Alte Dächer und alte Ziegel machen dichte Häuser! Ein Ausspruch, womit man einem oft unter die Nase raunt, und die Anwendung nach belieben machen läßt. Freilich hat dieser Spruch seine guten Gründe, jenen Leuten uns beschadet. Denn vor Zeiten machte man bei uns die Dächer viel höher, das ist, unter einem sohölgern Forstwinkel. Und wer weiß nicht, daß

das Wasser auf einer weniger geneigten Fläche zu schnell abfließet, als daß es durchschlagen könnte. Ferner haben die alten Ziegel, welche sich noch auf den Dächern finden, die Probe in allen Wiederwärtigkeiten ausgehalten, und müssen nothwendig die festesten seyn. Oft haben sie gar ihre Dauer einem alten vortrefflichen Thone der Ziegelei zu verdanken, wovon nichts mehr vorhanden ist, und dessen Stelle nun ein schlechterer vertreten muß.

Die natürlichste Folge, daß unsere neuen Dächer mit gleicher Art Bedachung der ältern Zeiten, und von der nemlichen Ziegelei versehen, weniger schützen, als jene thaten. Gleichwohl zu wenig Ursachen, als daß sie dadurch zu einer jegigen gänzlichen Unbrauchbarkeit herunter gesetzt werden können. Um mein Urtheil über sie und ihre Schöpfer also im Ganzen zu fällen, so glaube ich alle vorgedachten Fehler aus der Form unsers Bedachungsmaterials herleiten zu können.

Die allgemeinste Art Dachziegel in Niedersachsen sind nemlich die Pfannen, welche im Profil die Figur eines S machen, und also einen auswärts gebogenen Rand haben, welcher letztere über den ersteren des anliegenden Ziegels greift und ihn schließt; daher sie von Reichsländern Schlußziegel genannt werden. Sie haben zwar den Vorzug vor den jetzt wenig mehr gebräuchlichen und durch sie aus unsrerer Gegend verdrängten Hohl- und Breitziegeln, allein daß man den Pfannen vor allen existirenden und mögli-

chen Arten Dachziegeln nicht den Vorzug geben muß, wird sich aus folgenden ergeben.

Die Pfannen machen, außer auf dem geringen Theile, wo sie nach der Länge und mit der Krimpse nach der Breite überfassen, durchgehends nur eine einfache Decke von einer gebrannten Thonerde, die oft kaum $\frac{1}{2}$ Zoll zur Dicke hat. Ist der dazu gebrauchte Thon dergestalt mit Sande vermischt gewesen, daß er Lehm genannt werden kan, so ziehen die daraus hervorgebrachten poreusen Steine bei anhaltender Nässe nicht nur das Wasser in sich; sondern lassen es in Tropfen, wie ein Wiltrierstein, leicht durchseigern; indem die durchdringende Feuchtigkeit, wenig Körper in der Pfannen dicke zum Widerstande findet.

So verderblich dies Tropfen allein schon werden kan; so entstehen aus jener Beschaffenheit des Steins, daß er das Wasser gleich einem Schwamm überall einnimmt noch schlimmere Folgen. Es solten sich nemlich die Pfannen vermöge ihres Baues durch vorbeschriebene Krimpse dichte schließen; aber nie können sie dergestalt bei uns zum Schlusse gebracht werden, daß sie nicht wenigstens unten mit Mörtel oder Gips verstrichen werden müßten. Und man ist an den meisten Orten gar genöthiget, auch außerhalb die offene Fügung mit jenen Sachen zu schließen. Diese anzuwendende Verbindungs mittel sind eigentlich heterogen mit den Hauptkörpern, und können ihre Eigenschaft, wodurch sie sonst

festen Muren machen, bei den Pfannen nicht zur Wirkung bringen. Wenn man auch suchen wolte, ersteren, der aus Mischungen entsteht, durch einige Zusätze mit den Hauptkörpern in nähere Verwandtschaft zu bringen, so bleibt doch gewiß, daß er gleich dem Gipse das Wasser in sehr verschiedenen Verhältnissen mit unsern Pfannen einziehen wird. Die durchschlagende Feuchtigkeit muß zwischen dem Fügungsmittel und dem Körper, mit welchen sie durch Cohäsion nur verbunden sind, sich häufen und der geringste Frost, der diese Feuchtigkeit trifft, und in Eise ausdehnet, trennet selbige gänzlich.

Der unterstrichene, und bloß durchs Anhängen fest gewesene Mörtel oder Gips, fällt von seiner eigenen Schwere herunter, und das Wasser erhält durch die offene Fügung einen freien Lauf.

Diese üble Folge entsteht zwar nur bei den Ziegeln, die nicht aus dem fettesten Thone gemacht waren und also durchschlagen mußten, aber die aus besserem Thone, wodurch die Feuchtigkeit nicht gänzlich bringen kan, sind mit jenen Steinen einem zweiten nachtheiligen Umstande für unsere Dächer unterworfen. Wärme und Kälte dehnen wie bekannt, wechselseitig die Körper aus und ziehen sie zusammen. Die Dachziegel sind diesen beiden Veränderungen am meisten und stärksten ausgesetzt, weil Frost und Sonne gleich unmittelbar auf sie wirken, und wegen ihres wenigen Körpers bald durchbringen können.

Ich habe zum Beispiel oft im April schon die Ziegel so heiß um Mittag gefunden, daß ich unter den Dächern keine Hand darauf halten konnte, und die folgende Nacht fiel ein ziemlicher Frost ein, daß durch solche schnell aufeinander folgende und im Sommer fast täglich eintretende Veränderungen eine Trennung der unterstrichenen Verbindungsmittel von den Ziegeln vorgehen müsse, bedarf ich wohl nicht weiter theoretisch zu beweisen, da die Erfahrung schon jeden meiner Leser davon belehrt haben wird. Unsere Dachdecker suchen diese Trennung des Mörtels von den Ziegeln durch einen Zusatz von Haaren auf eine Zeitlang den Augen zu entziehen, und das daraus erfolgende wirkliche Herunterfallen desselben etwas länger zu verschieben, indem sie in den verschiedenen kleinen Härchen, so an der äußersten Circumferenz des Mörtels mit den Pfannen verbunden bleiben, ihm eben so viele kleine Tragbänder geben. Mit diesem Blendwerke ist aber dem Bewohner nichts geholfen, der Regen findet seinen Weg auch durch die unsichtbaren Fugen solcher Trennung und in kurzer Zeit eilet der Frost ihm zu Hülfe, die Rissen zu erweitern und freien Weg zu bahnen. Der Bauherr aber, der nun einen Dachdecker zum Ausbessern hinauf schicket, verschwendet nur unnütze sein Geld, weil dieser bloß über den getrennten Mörtel noch mal herstreicht, oder pinselt, und den Grundfehler so lassen muß wie er war.

Jene uns so wenig auffallende und doch Hauptursachen zur Vernichtung niedersächsischer Pfannendächer sind oft noch mit den heftigsten Windstößen begleitet, welche das ganze Dach erschüttern, und also die verbundenen leichten Körper gar bald trennen. Diese können aber destomehr wirken, je weiter die Sparren aus einander stehen, und je entfernter gelattet ist. Beides findet sich nur zu oft, ersteres bald aus anzeitiger Holzersparrniß, bald aus Unwissenheit der Arbeiter, weil derjenige so sehr für ein Ziegeldach zimmert, seine bei Strohdächern gewohnte Sparrenweite als eine unabwiesliche Maasse ansiehet, und hier auch anbringer, letzteres aus Nachlässigkeit die Maassen der Ziegel zu untersuchen, indem der Dachdecker dem guten Schendrian folget, und z. E. um Zelle so lattet, wie in Hamburg von ihm gelattet worden ist, da doch eine 18 bis 20 Zoll lange Emdener Dachpfanne eine weitere Lattung erlaubet, als eine von 16 bis 17 Zoll unserer Ziegeleien, und wenn daher für erstere 14 Zoll gelattet wird, letztere nur 12 Zoll gestatten kan.

Mir deucht nach jenen angegebenen Ursachen, welche alle die vorgedachten Mängel unserer Pfannendächer unausbleiblich machen, werden diejenigen meiner Leser, so sich davon überzeugen haben, und noch aus der Erfahrung selbigen beipflichten können, die Frage an mich richten: kan diesem unerträglichen Uebel denn nicht abgeholfen werden? Ich antworte allers-

dinge! und werde meine Rätze auch dazu erteilen. Nur thut es mir leid, daß ich gleich anfangs frei sagen muß, sie werden für die zukünftigen Gebäude von ausgebreitetem Nutzen, als für die gegenwärtigen, und bei letztern nicht allemal anzuwenden seyn, weil selbige in der Neuerung der Ziegelart hauptsächlich bestehen sollen. Und daher sind sie denen die alte Häuser besitzten, oder bewohnen, welche solchen neuen Hüt nicht mehr werth sind, auch weniger brauchbar.

Was für besondere Eigenschaften wir zu dichten Dächern in unsern Gegenden von einer solchen Ziegelart nothwendig fordern, werden meine Leser aus der vorgebrachten Weise, wie die Zerstörung der jetzigen geschieht, mit mir schon abstrahiret haben. Und ich glaube sie auf folgende drei Punkte einschränken zu können, daß selbige

1) bei etwas magerem Thone solche Decke geben, wodurch das Regenwasser nicht unmittelbar traufen kan, und

2) hinlänglich an einander schließen, um des Unterstreichens mit Mörtel, oder Gips ganz entübrigt zu werden. Die in den obern Kraissen Deutschlands üblichen platten Ziegel, die man Dieberschwänze oder Zungen nennet, entsprechen gänzlich diesen beiden Forderungen, wenn sie doppelt gelegt werden. Und wer in dem Reiche, in Böhmen, Schlessien, im Brandenburg und Ehursächsischen die damit belegten Gebäude aufmerksam betrachtet hat, wird mit mir ihre Einführung bei uns herzlich wünschen. Auf solche

ist denn auch das Hauptziel meiner Vorschläge zur Verbesserung unserer Dächer gerichtet. Gedachte Ziegel sind 15 bis 16 Zoll lang, $6\frac{1}{2}$ bis 7 Zoll breit, und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll dick, am obern Ende gerade und werden mit einem daselbst versehenen Haken aufgezungen, nach unten sind sie entweder abgerundet, zugespitzt, oder durch eine coupirte Spitze mit zwei Ecken versehen, wie es das Herkommen einer Provinz gut findet. Vor vielen Jahren hat man von ihnen auch Gebrauch in Niedersachsen gemacht, und es ist sonderbar, daß selbige von den aus Holland bei uns eingeführten Pfannen wieder verdrängt worden sind, und daß nicht schon längst die sich noch als leuthalben zerstreuet findende Beispiele solcher platten Ziegel, welche ihre gute Eigenschaft und den Vorzug vor Pfannen doch in den meisten niedersächsischen Provinzen bewahren, eine allgemeine Einführung wiederum befördern können, sondern bei alledem ganz unbeachtet geblieben und in Vergessenheit gerathen sind. Jedoch habe ich bei meiner Durchreise durch einen Strich von Mecklenburg angemerkt, daß man selbige dort allgemein wieder zur Bedachung wählet.

Da vielen meiner Leser nicht unbekant seyn kan, daß in den Niederlanden nur die Pfannen gebraucht werden, und daselbst eine vortrefliche Bedachung verschaffen; so muß ich dem Einwurf, der mir von denselben aus dieser Erfahrung gegen meine Meinung mit Recht gemacht werden könnte,

gleich anfangs begegnen, und die Gründe angeben, warum unter den Ziegelarten z. E. die Pfannen in Amsterdam eine feste und vortheilhafte Bedachung geben; dahingegen in Berlin eben dies nur von Zungenziegeln zu erwarten stehet. Die Holländer können die Thonerden von der reinsten und feinsten Beschaffenheit sehr wohlfeil haben; denn es werden ihnen entweder noch ist die Theile derselben durch die sich dort versiegende Flüsse so fein und abgeschlammert zugeführt, als der Mineralog sich solche nur zuzubereiten vermag; indem der Rhein und die Maas die gröbern Theile von Sand und Steinen, als ein Sediment, schon oberhalb abgesetzt haben, wenn sie sich dort in Arme vertheilen und den feinen Thon zurück lassen. Oder diese Erden sind ihnen von der nemlichen Qualität auf gleiche Weise und von dem überströmten Meere schon vor vielen Jahrhunderten aufgeschlammert worden, ehe die Bewohner das Land eindämmeten.

Der holländische Thon ist so fett und rein, daß die Ziegelftreicher oft gezwungen sind, einen Zusatz von feinem Sande zu selbigen zu fügen, um nur Ziegel daraus schaffen zu können. Die sorgfältige Bearbeitung, die sie darauf verwenden, liefert dies Material auch in einer Tüchtigkeit dem Leitz in der Welt gleich kommen kan; weshalb es denn bei wichtigen Bauten auch in alle vier Welttheile verschifft wird. Zugleich verursacht der wohlfeile Transport mittelst Schiffen

in und ausserhalb Landes, nebst der nicht kostbaren Torffeuernung die Verringerung des Preises von eben diesem Baumaterialie, das anderer Orten mit gleicher Sorgfalt bereitet sehr theurer werden dürfte.

Gleichwol darf ich auch nicht unmerkelt lassen, daß man in Holland die gute Ziegeleiwaare auch gut bezahlt. Z. E. zu dem im Jahre 1770 in Amsterdam erbaueten Mynenschen Thore wurde das Tausend von einem Sortement rother Klinker, die 8 Zoll lang, 4 Zoll breit und $1\frac{1}{2}$ Zoll dick waren, und deren 36 Stück erst einen Cubikfuß Mauer machten, für 60 Gulden holländisch angeliefert. Im Jahre 1777 habe ich zum Giebel an einem Privatgebäude in Amsterdam dergleichen Steine vermauren sehen, wovon das 1000 auf 72 Gulden zu stehen kam. Von einer dergleichen ausgefuchten holländischen Fayanze können auch Pfannen, wohl fest schliessende und dicht haltende Dächer geben; wenn sie gleich nur eine einfache Decke machen, und auch zu Zeiten Kalk zum Unterstreichen erfordern. Denn weil sie kein Wasser durchschlagen und in der Fügung so genau schliessen, daß der Kalk nicht zu Tage kommt; so können jene Folgen, die bei unserm Materiale eintreten, dort nicht statt finden.

In Deutschland, die Gegend an den Ausflüssen der Ströme nehme ich aus, verhält es sich mit der Ziegelerde ganz anders. Hier ist sie zu Hause, und befindet sich als ein Landespro-

dukt, in dem rohesten Zustande, und bald mit Steinen, Kalk, Mergel und Sande dergestalt vermischt, daß man sie kaum gebrauchen kan.

Das Schlämmen derselben würde hier aber eine kostbare Sache werden, und doch die Erde nicht so gut bereiten, als es die Natur mittelst der Gewässer in den sieben Provinzen von Holland gethan hat. Es bleibt uns daher nur übrig, daß wir die besten Mester des Thons aufsuchen und wir müssen zufrieden seyn; wenn wir ihn nur ohne den überaus schädlichen Kalk oder Mergel finden, und oft den zu viel beigemischten Sand nebst Steinen gerne ertragen; uns auch gefallen lassen, letztere durchs Treten oder Schürfen, so viel möglich, heraus zu bringen. Eine solche ungleichförmige Erde aber, die eher Lehm, als Thon, genennet werden kan, behält weder die den Pfannen nöthige genau schliessende Form im Feuer, welches uns nachmals veranlaßet, eben so viel Mörtel als Steine aufs Dach zu bringen; noch erhält sie darin die Eigenschaft, bei einer so geringen Dicke die Feuchtigkeit nicht durchzulassen und mit einer einfachen Lage auf dem Dache das Gebäude fürs Durchregnen zu schützen.

Indem ich nun generaliter dargethan, daß die Bewohner der in der Mitte vom Reiche und Holland belebten Provinzen erst ihre Ziegelerden aus jenem Gesichtspunkte beurtheilen müssen, woraus ich sie betrachtet habe, bevor sie sich für die platten Ziegel der Oberländer erklären; glaube ich

ich meine Landesleute überführt zu haben, daß sie an den Zungenziegeln eine bessere Wahl treffen, wann sie ein durchaus dichtes und festes Dach fordern.

Ehe ich indessen solche weiter anpreise, habe ich noch einige Einwürfe zu berichtigen, welche das Vorurtheil den Ober- und Niedersachsen wieder beide Arten Dächer wechselseitig in den Mund legte, und weßwegen auch die einsichtsvollsten Männer falsche Urtheile zu fällen veranlaßt worden sind.

Wie gefallen ihnen die Pfannendächer in Holland? fragte ich einen sehr geschickten Baumeister in Dresden, als er aus den Niederlanden zurückkehrte. Sie sind vortreflich; aber zu schwer fürs Gespärre und machen ein kostbar Dach. Und eben diese Antwort erhielt ich von einem der erfahrensten Baumeister in Niedersachsen, wie ich mir seine Meinung über die Zungendächer erbat.

Auch der verstorbene Professor Lowitz urtheilt, als ein Reichsländer in seiner vorangeführten Einleitung S. 7 und 11, wie mein sächsischer Freund.

Weil nun aber keine Sache zugleich seyn und nicht seyn kan; so verdient die Frage: welches von beiden der vorgedachten Dächer für das schwerste und kostbarste zu achten, auch erst entschieden zu werden, bevor sich jemand für das eine oder andere aus Gründen determiniren kan. Zu folgender Untersuchung, woraus ich eine richtige Bestimmung darüber zu leiten

glaube, wollen sich meine Leser zuvorkommen; daß die mit platten Ziegeln bedeckten Dächer in einfache und doppelte getheilet werden, und zu ersterer Art nur erforderlich sey, daß der Ziegel nach Abzug des Halsens und der Ründe zwei Latten überlasse, die zweite Gattung aber unter diesen Umständen noch einer dritten Latte bedürfe, worauf er etwa 1 Zoll reiche. Die für beide Arten erforderliche Zwischenweite der Latten, ändert sich zwar wie sich die Maassen bei den Ziegeln und Latten ändern; sie läßt sich aber aus den Längen der erstern und der Breite der letztern mit folgendem allgemeinen Ausdruck bestimmen. Wenn a die Länge des Ziegels, b die Länge des Halsens, c die Länge der untern Ründung und d die Breite der Latten bezeichnet; so ist die Zwischenweite der Latten x, bei einem einfachen Dache

$$= a - b - c - 2d \text{ und bei einem doppelten}$$

$$= a - b - c - 2d - 1.$$

Will ich die Entfernung der Latten dergestalt bestimmen, daß sie von der obern Kante der einen, bis zur obersten der andern, und also mit Einschluß der Latten gerechnet werde, wie es die Zimmerleute und Dachdecker verlangen, so setze ich zu der gefundenen Zahl für x noch d hinzu, daß also diese Weite $y = x + d$ ist. Nachdem ich diese Kenntniß von den platten Ziegeldächern vorausgehen lassen; kan ich die Vergleichung der Schwere und Kosten unter sich selbst und mit dem Pfannendache vornehmen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

42^{tes} Stück.

Freitag, den 26^{ten} Mai 1780.

Darstellung der Ursachen, welche die schlechte Beschaffenheit der
Niedersächsischen Ziegeldächer veranlassen, nebst einigen
Vorschlägen zu ihrer Verbesserung.

Vom Hrn. Landbauverwalter Christian Ludewig Ziegler in Celle.

(Schluß.)

Damit solche aber genau werde, denke ich mir beide Arten des Dachmaterials von eben derselben Ziegelei. Sonst würde ich bei Verschiedenheit der Ziegelei ein falsches Resultat der Schwere herausbringen, oder nach meinem Gefallen herleiten können; wenn ich hiebei z. E. das Gewicht eines Zungenziegels aus dem Leipziger Intelligenzblatte vom J. 1774. Nr. 25. zu 3½ Pfund annähme, und das Gewicht einer Pfanne zu 8 Pfund, wie sie eine Ziegelei in hiesiger Nachbarschaft liefert, festsetzte. Da auch die Preise der Materialien an jedem Orte verschieden sind; so muß ebenmäßig der Erbauungsort bestimmt werden, um den Unterschied der Kosten richtig angeben zu können.

Weil nun hier um Celle noch keine platte Ziegel gemacht werden, so verlege ich diesen Bauplatz nach Bleckede an der Elbe, woselbst beide Arten Dach-

steine von der benachbarten Ziegelei erfolgen, und ich auch vor kurzem auf beide die Anschläge entworfen habe.

Man darf sich zu einer solchen Berechnung nur ein Gebäude bereits mit seinem Gespärre versehen, vorstellen, bei dem es jedem frei stehet, ein Dach von Pfannen oder Zungenziegeln darauf legen zu lassen. Um aber alsdann den Unterschied des Gewichts der Körper ausfindig zu machen, welche auf diesem Gespärre ruhen sollen, kan bloß deren absolute Schwere in Betracht kommen. Denn die relative, mit welcher jene auf die Sparren drücken, hängt von dem Neigungswinkel ab, den selbiger mit den horizontal gelegten Balken macht, und wenn dieser für alle drei Arten unserer Bedachung eben derselbe bleibt, wie zu einer solchen Untersuchung nothwendig vorausgesetzt wird; so muß auch das Verhältniß in der relativen Schwere, wie in

der absoluten sich gleich bleiben. In dem hier aufzustellenden Beispiele soll nun die zu bedachende Fläche 2000 Quadratrufß halten, dazu werden erfordert:

1) Auf ein Pfannendach, 12 Zoll gelattet.	
3000 Pfannen, 17 Zoll lang, 10 Zoll mit der Krim: pfe breit, wiegen à Stück 6 Pfund, —	18000 ₰
2000 Fuß tannene Latten, 3 Zoll breit, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, wiegen à Fuß $13\frac{1}{2}$ Unze	1687 $\frac{1}{2}$:
$10\frac{1}{2}$ Schock Nägel, $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, wiegen à Schock 2 Pfund, —	21 :
24 braunschweigische Him: ten Kalk, à 50 Pfund —	1200 :
72 Hinten grandiger Sand, à 100 Pfund —	7200 :
Summa —	28008 $\frac{1}{2}$ ₰

2) Auf ein einfaches Zungen: dach, 10 Zoll gelattet.	
4110 Zungenziegel, 16 Zoll lang, 7 Zoll breit, wie: gen à Stück 4 Pfund —	16440 ₰
2400 Fuß tannene Latten, 3 Zoll breit, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, wiegen à Fuß $13\frac{1}{2}$ Unze —	2025 :
$12\frac{1}{2}$ Schock Nägel von $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, wiegen à Schock 2 Pfund —	25 :
4110 Dachsplissen, 12 Zoll lang, $2\frac{1}{2}$ breit und $\frac{1}{8}$ dick, wiegen à Hundert 10 Pfund —	411 :
Summa —	18901 ₰

3) Auf ein doppeltes Zungen: dach, 6 Zoll gelattet.	
6850 Zungenziegel, wie: gen à Stück 4 Pfund, —	27400 ₰
4000 Fuß Latten, wiegen à Fuß $13\frac{1}{2}$ Unze —	3375 :
21 Schock Nägel à Schock 2 ₰	42 :
Summa —	30817 ₰

Aus dieser Berechnung ergibt sich, daß wenn man über den Unterschied der Schwere eines Pfannen- und Zungenziegeldachs eine categorische Antwort erwartet, man sich auch bestimmt ausdrücken müsse, welches von den zwei Arten der Zungendächer gemeint sey, und daß ich dann nach obiger Berechnung ein einfaches für $\frac{1}{2}$ leichter, als unsere Pfannendächer; ein doppeltes aber für circa $\frac{1}{5}$ schwerer angeben müsse. Weil nun die vermeinte Beschwerung der Zungenziegel für ein Gebäude einen der Haupteinwürfe gegen ihre Einföhrung bisher bei uns ausgemacht hat; so will ich hierüber noch einige Betrachtungen anstellen.

Es bringt freilich das doppelte Zungendach ein Gewicht von circa 3000 Pfund auf einer Fläche von 2000 Quadratrufß mehr, und dieses beträgt auf jeden Quadratrufß $1\frac{1}{2}$ Pfund. Allein diese Schwere wird durch die Erhebung des Sparrens von einer horizontalen Lage noch sehr vermindert, und bei dessen hier gewöhnlichen kleinsten Erhebungswinkel von 45 Grad in ihrem relativen Zustande auf $\frac{3}{4}$ Pfund herunter gesetzt. Eine geringe Schwere, die dem Unterbau für diese

diese Art Bedachung, welcher durch die mehrern Latten schon eine Verstärkung bekömmt, kostbarer zu machen, unmöglich veranlassen kan.

Denn man nehme, nur die äußerlichen Umstände, die auf unsere ighigen Dächer wirken, und die weit mehr als dieses am Gewichte auf einen Quadratfuß ausüben. Z. E. die Windstöße, welche auf die Dächer fallen; den Regen, der in die Steine zieht, und den Schnee der sie überdies beschweret.

Der heftige Anfall des erstern würdet bei einer 45 Grad geneigten Dachfläche auf jeden Quadratfuß 11 Pfund bringen; wenn ich dessen Geschwindigkeit zu 120 Fuß in einer Secunde annehme a). Das Gewicht des weiten kan bei hiesigen Pfannen auf einen Quadratfuß $1\frac{1}{2}$ Pfund betragen, da ich aus vielfältigen Versuchen das Resultat erhalten; daß eine Dachpfanne, die nur $\frac{2}{3}$ Quadratfuß decket, $\frac{2}{3}$ Pfund Wasser einzuziehen vermag. Setze ich ferner, daß ein Dach mit 2 Fuß hohem Schnee befällt, und sein Verhältniß gegen Wasser wie 1 zu 6 ist b), so wird er jeden Quadratfuß mit 20 Pfund beschweren, wenn der Cubikfuß Regenwasser zu 60 Pfund angenommen worden.

Beide letzten Gewichte bringen auf eine 45 Grad geneigte Fläche demnach zusammen $10\frac{9}{16}$ Pfund. Weil aber alle diese drei Arten von Wirkungen

im Winter zugleich eintreten können; so giebt es Augenblicke, wo ein Quadratfuß von der Dachfläche mit einer relativen Schwere von $21\frac{1}{16}$ Pfund belastet wird. Und diesem temporellen mehreren Druck der Dächer müssen ja unsere ighigen Unterbaue widerstehen.

Freilich darf man dem Gesärrre keine 5; 6; bis 7füßige Weiten geben, die sich, wie bereits gedacht worden, bei uns finden. Denn solche Entfernungen geben auch keinem Pfannendache den gehörigen festen Unterbau; sondern veranlassen zuerst die Biegung der oft sehr schlechten und ebenmäßig zu weit aus einander gebrachten Latten, nachmals die Biegung der Sparren selbst.

Man gebe nur den Sparren jedesmal eine angemessene Weite und folge der gemeinen Regel, für viele unserer practischen Handlungen: dem Guten lieber etwas zu viel, als zu wenig gethan.

Das minimum einer solchen Sparrenentfernung würde ich bei unseren gebräuchlichen Bauhölzern auf 4 Fuß, und das maximum auf $4\frac{1}{2}$ Fuß vom Mittel zu Mittel setzen, um sie für eine jede obiger drei Arten der Dächer tauglich zu machen. Wird der Bauherr dabei Sorge tragen, daß die Latten genau $1\frac{1}{2}$ und 3 Zoll Quadrat halten und vollständig sind, denn dies erfordern die platten Ziegel mehr, als die Pfannen, so kan er für die hin-

Et 2

reichende

a) Lamberts Beiträge zum Gebrauche der Mathematik Tom. 3. Cap. VIII. §. 151 und 152.

b) Muschenbrock Essay de Physique pag. 807. Ed. de Leyde 1739.

reichende Stärke des Unterbaues sicher Arten Dächer, und berechne selbige
seyn. für bereits gedachtes Städtelein Bleyes

Ich schreite nun zur Vergleichung de. Die zu bedachende Fläche bläße
der Kosten unserer vorbetrachteten drei 2000 Quadratsfuß.

1) Kosten eines Pfannendaches.

a) Materialien.

3000 Pfannen von Boizenburg, kosten mit dem			
Transporte das Hundert 1 Rthl. 18 gr. —	45 Rthl. — gr. — pf.		
2 Schock 5 Stück 16füßige starke Latten, mit dem			
Transporte von Gorleben, à 5 Rthl. —	10 : 15 : — :		
10 $\frac{1}{2}$ Schock Nägel, à 9 gr. —	2 : 22 : 4 :		
24 Braunsch. Hinten Kalk von Fallerleben à 15 gr. 10	: — : — :		
72 Braunsch. Hinten reinen Treibsand der Elbe, sind			
6 Fuder, à 9 gr. — — —	1 : 18 : — :		
4 Pfund Schweinshaare, à 6 pf. — — —	— : 3 : — :		
b) Arbeitslohn.			
125 Stück Latten aufzunägeln, à 2 pf. — —	: 31 : 2 :		
24 Hinten Kalk zu löschen, à 6 pf. — —	: 18 : — :		
3000 Pfannen 1 Stock hoch unter Dach zu bringen,			
à 9 gr. — — —	: 27 : — :		
3000 Pfannen einzudecken und zu unterstreichen,			
à 2 Rthl. 9 gr. — — —	6 : 27 : — :		
<hr/>			
Summa — 78 Rthl. 17 gr. 6 pf.			

2) Kosten eines einfachen Zungendaches mit Splissen.

a) Materialien.

4110 Zungenziegel von Boizenburg, das Hundert			
30 gr. — — —	34 Rthl. 9 gr. — pf.		
2 $\frac{1}{2}$ Schock 16füßige Latten, à 5 Rthl. —	12 : 18 : — :		
12 $\frac{1}{2}$ Schock Nägel, à 9 gr. — —	3 : 4 : 4 :		
4110 Dachsplissen, das Tausend 24 gr. —	2 : 26 : 5 :		
b) Arbeitslohn.			
130 Stück Latten aufzunägeln, à 2 pf. —	1 : 1 : 4 :		
4110 Zungenziegel unter Dach zu bringen, à Tausend			
6 gr. — — —	: 24 : 5 :		
4110 Zungenziegel mit Splissen aufzuhängen, à Tau-			
send 27 gr. — — —	3 : 3 : — :		
<hr/>			
Summa — 57 Rthl. 15 gr. 2 pf.			

3) Kosten

3) Kosten eines doppelten Zungendaches.

a) Materialien.

6850 Zungenziegel, das Hundert 30 gr.	—	57 Rthl.	3 gr.	— pf.
4 Schock 10 Stück 16füßige Latten, à 5 Rthl.	—	20	30	—
21 Schock Nägel, à 9 gr.	—	5	9	—

b) Arbeitslohn.

250 Stück Latten aufzundeln, à 2 pf.	—	1	26	4
6850 Zungenziegel unter Dach zu bringen, à 6 gr.	—	1	5	2
6850 Zungenziegel doppelt aufzuhängen, à 24 gr.	—	4	20	2

Summa — 90 Rthl. 22 gr. — pf.

Bei dieser Berechnung muß ich erinnern, daß die Farst- und Walnziegel, auch die dazu nöthige Befestigungsmittel, als Mörtel und Dachhaken, nebst der Arbeit selbiges anzubringen, bei jedem der drei berechneten Arten Dächer gleich bleiben, und da sie nichts zur Vergleichung beitragen, auch weggelassen worden sind.

Die Kosten eines doppelten Dachs, worauf ich nemlich meine Betrachtung hauptsächlich zu richten habe, kommen nach obiger Berechnung circa $\frac{1}{2}$ mehr, als diejenigen, so ist auf unsere Pfannendächer verwandt werden müssen. Da aber ein doppeltes Zungendach zu einem Pfannendache sich in der Dauer wie 2 zu 1 verhält; so lasse ich meine Leser selbst urtheilen, ob man nicht bloß in Rücksicht der Dauer schon diese Art wählen müsse. Setze ich zu jener wahren Ökonomie, welche ich bei der Wahl des doppelten Zungendaches beobachte, noch die Vortheile, daß man alsdenn der eben so unangenehmen, als kostbaren jährlichen Dachreparaturen entzogen wird, weil keine unterstrichene Kalkfugen nöthig sind; daß man für alles Durchregnen sicher ist; daß diege-

sellerten Kornfrüchte ohne Kalk bleiben; daß der Wind keinen Stein zu rücken vermag, der bei dem Pfannendache manchmal einige 100 Stück zugleich abwirft; und endlich, daß das Gespärre des Gebäudes keines heimlichen Verfaulens unterworfen ist: so kan ich ein solches Dach bei unserer mageren Ziegelerde nicht genug empfehlen.

Es dürften iht mancher Orten bei uns die Zungenziegel noch schwer zu haben seyn; allein nothwendig bald allgemeiner werden müssen, wenn sich zu dieser Waare Liebhaber finden. In dem Lüneburgischen werden auf verschiedenen Ziegeleien bereits durch meine Veranlassung Zungenziegel gemacht, und ich bitte die Inhaber und Administratoren für das Beste des Publikums hier öffentlich: sie wollen allen Fleiß auf dies unentbehrliche Materiale wenden.

Für diejenigen mit denen ich keine Verabredung getroffen, und die sich auch zu deren Anfertigung entschließen wollen, merke ich an: daß nach meiner Angabe ein solcher Ziegel nach dem Brande 16 Zoll in der Länge, 7 Zoll in der Breite, und $\frac{1}{2}$ in der Dicke halten müsse; daß dessen untere Ründe

nur einen Stichbogen von höchstens $1\frac{1}{2}$ Zoll, und der Haken an der obern geraden Unterseite genau im rechten Winkel von $1\frac{1}{2}$ Zoll nach allen Seiten oben etwas abgerundet zu seyn sey. Ueberdies muß der Ziegel gänzlich gerade Flächen, nebst Seiten, ohne Wurf haben, auch auf der obern Fläche einige mit dem Finger eingezogene Furchen erhalten, welche oben auf $\frac{1}{4}$ des Steins nach gelinde anfangen, weiter unten aber tiefer eingreifen. Zu einem dergleichen platten Ziegeldache bedarf man auch soviel halbe Steine, als Schichte auf dem Dache kommen sollen; damit man den Verband in den Fugen geben und das Spalten der Steine mit dem Hammer entbehren könne. Diese werden ebenmäßig nach obigen Maassen nur von der halben Breite, als $3\frac{1}{2}$ Zoll; angestrichen. Bei der Deckung ist hingegen zu beobachten, daß unten auf den ersten 2 Latten ein Ziegel gelegt, und dessen Haken abgeschlagen werde, wovon das abgerundete Ende unter die dritte unten abzuschragende Latte gesteckt wird, dadurch kan eine nach der ausgespannten Schnur bestimmte untere gerade Linie des Dachs erhalten werden, und es bekommen auch die untersten Dachfugen am Rande des Daches eine Unterlage. Auf diese erste Schicht wird die zweite auf die dritte Latte dergestalt gelegt, daß die Fugen der ersten mit dem nächst obern Ziegel der zweiten Schicht gedeckt und dergestalt stets ein Verband beibehalten werde.

Daß Karsten, Walin und Bood der Zungendächer die des Mörtels fernerhin bedürfen, habe ich schon zuvor erwähnt; damit derselbe aber nicht gleich durch Frost zerstört werde, wie es bei unseren jetzigen Dächern geschieht; will ich meinen Lesern die vorriothsche Manier, der Zubereitung des Mörtels hier empfehlen; dessen Bearbeitung auf zwei Dachdecker zwar einen Handlanger mehr erfordert wird, durch welche Kleinigkeit man aber, sich eines festern Daches vertrösten kan, wenn es gehörig gemacht worden ist. Diese Manier ist bereits in dem 35ten St. des Hannöverschen Magazins vom J. 1775 bekannt gemacht, und ich kan sie für die Dächer, wo man nicht stets frischen ungelöschten Kalk haben und bearbeiten kan, nicht genug anpreisen. Außer meinen eigenen Versuchen, die ich auf Befehl eines hohen Collegii dieses Landes im J. 1775 darüber anstellen müssen, und welche mich von der Vortreflichkeit derselben in der Masse und dem Froste überzeugen können; habe ich noch das Versnügen gehabt, mit dem Erfinder bekannt zu werden, ihn darüber zu befragen, die Art der Bereitung und seine sämtlichen Versuche zu sehen, die er am Louvre und dem Observatorio zu Paris; auch der Wasserleitung zu Arcueil gemacht hat, und welche alles das bewähren, was dieser vortrefliche Mann anbietet. Ich wiederhole hier aus seiner Angabe, was zu unserer Absicht nöthig ist, und reducere es auch auf die bei uns gewöhnlichen Geschirre.

Der Dachdecker löseth den Dachmörtel, der aus einem Theile gelöschten Kalks und zwei Theilen scharfen doch nicht zu groben Sande (Grand) bereitet ist, vom Handlanger reichen, und nimt fünf Kellen voll in den Dachkasten, der an einer Latte auf dem Dache bei ihm hängt, sprengt selbigen, wenn er trocken, mit dem Quaste etwas an, giebt dazu eine Kelle von gestossenem und gesiebtem ungelöschten Kalkpuder, den ihm der Handlanger ebenmäßig reicher; er arbeitet den Mörtel mit der Kelle stark durch einander und verbraucht ihn sogleich. Während des Eindeckens muß der Dachdecker die einzulegenden Dachsteine stets nassen. Eine kleine Weile nach dem Verbrauchen fängt der Mörtel an warm zu werden und etwas feinen Dampf spüren zu lassen, der Dachdecker muß daher die Fuge gleich nachstreichen, damit der Mörtel nicht berste und dieses etwa zweimal thun. Wenn der Kasten leer ist, wird die erwähnte Zubereitung jedesmal von neuem anfangen, und so oft, als nöthig, wiederholt, wobei ich noch erinnere, daß eine solche fertige Portion in höchstens 10 bis 15 Minuten verbraucht seyn müsse, widrigenfalls dieser Mörtel seinen Werth verliert, und nichts mehr, als unser gewöhnlicher, nuzet. Eben diese Art Zubereitung empfehle ich auch denen, die gezwungen sind die Pfannen beizubehalten, sie werden verschiedene bisherige Fehler ihrer Dächer dadurch mindern.

Zur Verwandlung des ungelösch-

ten Kalks in Puder, könnte man sich der Manier des Herrn de la Haye, die ich im 88ten Stücke des Hannoverischen Magazins vom J. 1777 bekannt gemacht habe, unter den Umständen bedienen, daß man nur jedesmal so viel von schnell mit der Hand ins Wasser getauchten Kalkstücken über den im Dachkasten eingeschlagenen Mörtel zerfallen lasse, als diese fünf Kellen nach obiger Angabe bedürfen, allein es erfordert dieses mehr Sorgfalt und Prüfung, als man von unsern Dachdeckern erwarten kan. Daher ich meinerseits lieber das Zerstoßen des ungelöschten Kalks im Mörtel wähle, und darüber eine Leinwand winden lasse, damit der Staub dem Arbeiter weniger beschwerlich werde.

Ich darf hier anzu merken nicht übergehen, daß man zur Ersparung der Kosten und Verminderung der Schwere noch eine dritte Art mit Zungenziegel zu decken erfunden habe, die zwischen dem einfachen und doppelten Dache in der Mitte stehet.

Hierzu giebet man den Latten von einer obersten Kante zur andern eine Weite von 8 Zoll, und den Ziegeln einen Querschlag von Mörtel und decket sie bald mit, bald ohne Splisse. Dieser Mörtel ist von geringem Betrage, und kan weder unten abfallen, noch oben zu Tage kommen, also mehr gedachte Inconvenienzen nicht geben, die selbiger beim Pfannendache veranlaßet. Wenn bei dieser Art die Gespärre nicht zu flach liegen, auch die Steine recht gerade Flächen und
Seiten

Seiten haben, schützen sie völlig für Schnee und Regen. Man bedient sich derselben in Dresden überall, und ein solches Dach egalisiert am Gewichte mit unsern jetzigen Pfannendächern.

Die Vertheilung, welche man unter obigen drei Arten von Zingendächern zu machen hätte, würde sich folgendermaßen bestimmen lassen. Für alle öffentliche Gebäude die von Belang sind, für Hauptwohnungen, für Gebäude, wovon die Böden mit Korn beschützt werden, müssen die doppelten Dächer ausgefegt bleiben. Für die Scheuren, welche mit Garben und Heu bis unter die Belattung angefüllt werden, für Schoppen aller Art, ist ein einfaches Dach mit Splissen auf 10 Zoll gelattet hinreichend. Denn das Pansen unter solche Dächer gestattet schlechterdings keine Kalkfütterung, weil sie jährlich durch die Erschütterung und Pressung nur wieder getrennet wird, auch wenn bei einem solchen einfachen Dache mal ein Stein zerbrochen wird, jederman selbigem ohne Hülfe eines Dachdeckers einsetzen lassen kan. Die Mittelart bliebe allensfalls für kleine Haushaltsgebäude bestimmt.

Wie nun aber bei uns vorerst eine Menge Dächer mit Pfannen, der Oekonomie wegen, beibehalten werden müssen, indem es zu große Vorräthe von selbigen auf allen Gebäuden giebt, die man doch so gut, als möglich, zu nutzen Ursach hat: so rathe ich an, sie den Haushaltsgebäuden, die mit hohen Gespärren versehen sind, zu widmen, und sie daselbst an statt des unterzustreichenden Kalkes mit Strob-

docken unterziehen zu lassen. Diese werden zur Sicherung für den Mäussefraß und zur Verminderung der Feuersgefahr erst in rechtem fetten Lehm, der wie ein Brei angemacht ist, durchgearbeitet, bevor sie eingedeckert werden, wodurch jeder Strohhalm mit der Thonerde incrustirt wird. Solche zuerst im Lüneburgischen eingeführte Strohdocken dichten ein Pfannendach zu geringen Haushaltsgebäuden hinreichend. Nur sehe man letztere Art der Bedachung nicht als die schütteste an, noch weniger wähle man sie für Wohngebäude, sondern lasse sie für Schoppen der rauhen Fourage bestimmt bleiben, und auch hiezu wird bei ihrer Verfertigung, Sorgfalt, und einige Kenntniß erfordert, wenn aber die fehlt, gerathen dergleichen Dächer so wenig, wie alle andere Sachen. Alle Bauherren, welche der Sache schon weiter nachgedacht haben, oder auf selbige nur eine geringe Aufmerksamkeit wenden wollen, werden übrigens darin mit mir einstimmtig seyn, daß die vernachlässigte Sorgfalt und der Mangel an Kenntniß, bei Bereitung der Ziegel, so wie auch bei der Anlage unserer jetzigen Dächer, solche in einen Zustand gesetzt haben, der den Wunsch nach einer gänzlichen Reform, in Absicht ihrer erregt.

Wie diese zu bewerkstelligen, darüber sind nun, wie ich hoffe, in gegenwärtigen Blättern hinreichende Vorschläge gegeben worden, welche ich zu näherer Prüfung und öfteren Anwendung, hiemit nochmals aufs lebhafteste empfehle.

Hannoverisches Magazin.

43^{tes} Stück.

Montag, den 29^{ten} Mai 1780.

Bemerkung im Forsthaushalt.

Ignotum est vobis hoc quod in orbe latet.
Namque Elementa gravi clausit digesta labore --
Materiamque manu certa duplicarier arte --



Die Klage ist allgemein, und so wohl den Forstmännern als Landleuten eigen, daß in den hiesigen Länden das Eichenholz abnimmt und da nicht mehr wachsen will, wo ehemals das stärkste gestanden. Schon lange hat man hier von die Schuld der im Zuziehen und Pflanzen des Eichenholzes begangenen Vernachlässigung zugeschrieben, und darauf rasiniret neue und einem bessern Erfolg entsprechende Zuziehungs- und Pflanzarten zu erfinden.

Einige Forsthaushälter haben daher diese, andere jene vorgeschlagen. Einige wollen, daß die pflanzbaren Eichheister geköpft, andere daß sie ungeköpft gepflanzt werden. Einige behaupten, daß die Zuziehung des Eichenholzes in unangebrochenen Saamenkämpfen der Verpflanzung aus Eichelnkämpfen vorzuziehen sey; andere, daß die Pflanzung der Eicheln vermittlest eines Bohrentreters mit eisernen Jacken in einem heißen Boden bes-

ser reußire, als die Säung der Eicheln in einen geerdwundenen Boden. Noch andere pflanzen die Eichheister auf Erdhügel, beobachten dabei deren vormalsige Seitenrichtung nach der im Mutterboden gebachten Himmelsgegend, und machen kleine Seitengraben zum Aufnehmen des Walddüngers. Dagegen preisen andere, andere Pflanzarten an. Alle kommen jedoch darin überein, daß die Eichenholzzuziehung, oder die Eichenholzimpfanzung, an eben dem Orte wieder geschehen müsse, wo ehemals Eichenholz gestanden; wenigstens ist es allen Forsthaushaltsgrundsätzen entgegen, da wo ehemals eine Eichen- oder Buchenforst gewesen, eine Tannen- oder Föhrenholzung aufzuwachsen zu lassen und anzulegen, weil nach allgemeiner Behauptung da, wo so viele Jahrhunderte gutes starkes dichtwüchsiges Eichenholz gestanden, auch gutes starkes und dichtwüchsiges Holz wieder wachsen muß.

U u

Joh

Ich habe dieser Sache lange nachgedacht, habe solche mit den Geschäften verglichen, die die Natur bei andern Gewächsen verrichtet, und bin durch Schlüsse von der Analogie anderer Gewächse der ganz entgegen gesetzten Meinung, und überzeugt worden, daß da, wo viele Jahrhunderte gutes starkes dichtwüchsiges Eichenholz gestanden, nach Verlauf eines solchen großen Zeitraums kein gutes starkes dichtwüchsiges Eichenholz mehr wachsen kan.

Gehen wir in die Zeiten unserer Vorfahren zurück, so finden wir in den Geschichten, daß Deutschland vorzüglich mit Holz gesegnet gewesen ist, und daß es dessen Bewohner in der Zeitfolge mehr Mühe gekostet solches auszurotten, als anzuziehen.

In den Kriegen mit den Galliern und Römern wurden ganze Wälder zum Verbachen umgehauen, ganze Haine abgebrannt, große Forsten in Ackerfelder verwandelt, und dennoch ist das Eichenholz bis auf unsern neuern Zeiten im Ueberfluß von selbst ohne raffinirte Zuziehungs- und Pflanzarten gewachsen. Nur jetzt will es mit dem Eichen und Buchenholze, da, wo ehemals große Wälder ohne Forstkultur gewachsen, bei der raffinirtesten Anziehungsart nicht mehr fort. Ich gebe gerne zu, daß man der Natur durch künstliche Kulturarten nachhelfen kan, und daß diejenigen Holzanziehungsmethoden, die mit Beobachtungsgeist erfunden und mit Genauigkeit bewerkstelliget werden, der

nen weit vorzuziehen seyn, die mit Nachlässigkeit und nach schwachen altväterlichen Grundsätzen geschehen; allein die Holzkultur ist ein zu großes Geschäft, als daß künstliche Kulturarten der Natur im Großen so viel Hülfe geben, wie selbige, wenn sie, daß ich so reden mag, matt und ohnmächtig geworden, erfordert.

Für meine Hypothese, daß da, wo viele Jahrhunderte große und dichtwüchsiges Eichen und Buchenwaldungen gewesen jetzt kein Eichenholz mit glücklichem Erfolge wieder anzuziehen stehe und fort wachse, streitet, so paradox sie manchem verständigen Forstmann auch scheinen möge, die Erfahrung, die Analogie von andern Erdgewächsen hergenommen, auch die Natur selbst, und die obberührte allgemeine Klage bestärket sie.

Die Erfahrung lehret, daß eine jede Kornfrucht und Gewächs seinen eigenthümlichen Boden erfordere. Nicht, als wenn ich hiermit sagen wolte, ein Boden trüge nur einerlei Frucht und Gewächs, sondern ich will damit so viel anzeigen, daß der Boden, welcher seiner Natur nach z. B. Buchweizen, weiße Rüben und Heide hervorbringt, in eben dem natürlichen Zustande keinen rothen Weizen, Linsen, Blumenkohl und Klee trägt, es sey denn, daß er mit den zu solchen Gewächsen erforderlichen Elementarteilen geschwängert, das ist, durch Düngung und Kultur dazu geschikt und tüchtig gemacht worden. Es müssen also in jedem Grund und Boden eigenthümliche

liche Fruchttheile vorhanden seyn, die durch die bloß natürliche Mischung der Elemente nicht geschickt gemacht werden können alles und jedes Gewächse hervorzubringen, sondern die nur thätig sind gewisse diesen eigenthümlichen Fruchttheilen angemessene Gewächse zum Fortwuchs und zur Reife zu befördern.

Der Areiboden enthält z. B. Theile die dem Saamen des Weizen und der Sandboden Theile, die dem Saamen des Buchweizen Befruchtung und Fortwuchs bis zur Vollkommenheit, das ist, bis zur Reife geben.

Allein ist der Areiboden leer von den Fruchttheilen für den Weizensaamen, und der Sandboden leer von den Fruchttheilen für den Buchweizen, so kan jener keinen Weizen, und dieser keinen Buchweizen mehr tragen, man werfe darin von jeglicher Kornart so viel Saamen, wie man immer wolle; oder es müssen dem von solchen Fruchttheilen leeren Boden durch die Düngung oder durch die Länge der Zeit erst neue wieder mitgetheilet werden.

Ich will zur Erläuterung dieser Bemerkung ein und andere bekante Erfahrungen aufstellen.

Man besäe einen Acker, der noch so gut bepfügt wird, 20 Jahr mit Weizen ohnbedüngt, er trägt im 20ten Jahregewiß keinen Weizen mehr, man bedünge ihn aber alle Jahre und säe alle Jahr Weizen darin, auch alsdenn wird er zwar längere Jahre Weizen tragen; allein zur gewissen Zeit, z. B. im 30ten Jahre, das ist, wenn er von

allen Weizentheilen leer ist, gänzlich damit aufhören. Man lasse ihn aber entweder einige Jahr brach liegen, oder bestelle ihn mit einer andern Kornfrucht, so wird er in solcher Weizenruhezeit wieder Fruchttheile sammeln und nachher wieder willig Weizen tragen.

Ich kenne einen Acker, der von einem Amtshause zur bequemen Düngung zu entfernt liegt, dieser wird alle 4 auch 6 Jahre mit Buchweizen bestellt, und niemals bedünget, liegt aber nach der einjährigen Bestellung allemal 3 auch 5 Jahre brach und trägt sodann wieder ein Jahr mit guter Ausbeute Buchweizen, welches er nicht könnte, wenn er alle Jahr mit Buchweizen bestellt würde, indem non entis nulla sunt praedicata. Woraus aber nicht folgt, daß der von Weizen und Buchweizen Fruchttheilen leere Boden, auch für den Aufwuchs anderer Gewächse an Fruchttheilen leer sey. Vielmehr lehret die Erfahrung, daß ein für den Weizen an Fruchttheilen leerer Acker Roggen, Haber und andere Kornarten ergiebig trägt.

Der Landmann und Gärtner, von dieser Wahrheit überzeugt, wechselt daher in Bestellung des Ackers und Gartenlandes mit den Früchten ab. Jener lästet darum seinen ausgetragenen Acker brach liegen, oder bestellt das ausge tragene Weizenland mit Roggen; und dieser rijolet, und weiß es nur gar zu gut, daß der weiße Kofl im neuen Lande am besten geräth. Man kan auf einem Lande nicht immer und beständig einerlei Gartenfrüchte, nicht einerlei

lei Korn bauen. Man muß abwechseln, dieses ist die bekanteste Sache im Acker- und Gartenhaushalte. Warum? damit dem ausgetragenen Boden durch Brache, durch Ruhezeit, durch Dünger, die verlorene Fruchttheile des Gewächses, das darin nicht mehr fortwachsen kan, wieder ersetzt werden.

Ein jeder, der den Grund und Boden dieses Erdballes nur mit eingeschränkter Kenntniß beobachtet hat, wird durch Augenschein und Erfahrung von der Verschiedenheit der darin vorhandenen Elementarfruchttheile der Gewächse überzeugt, das ist, er wird durch Erfahrung belehret seyn, daß ein Boden in seiner reben ungekünstelten Natur nur solche Früchte hervorzubringen fähig ist, zu deren Bestandtheile er die Elementartheilen enthält a).

Man sehe z. B. in einen mageren Boden, der bis daher nichts wie Heide getragen, ohngedüngt Blumenkohl-

pflanzen. Sie werden nicht fortwachsen, sondern sterben, weil in dem ungedüngten Heideboden keine Elementartheile zu Hervorbringung der zum Blumenkohl erforderlichen Bestandtheile vorhanden sind. Durch Kultur und Wartung kan zwar der schlechteste Heideboden geschikt gemacht werden, Blumenkohl hervorzubringen, und durch Kunst kan das ersetzt werden, was ihm die Natur versaget hat; allein die Natur bleibt dennoch Natur, und der mit Elementartheilen zum Blumenkohl geschwängerte Heideboden, wird wieder in seinen ungekünstelten natürlichen Zustand zurück sinken, so bald die durch Kultur und Kunst in ihn hineingebrachten fremden Fruchttheile verzehret und keine neue hinzugekommen sind. Woraus denn klar wird, daß eine jede Frucht und jedes Gewächse, es mag Namen haben wie es will, zu seinem Fortwuchs und Reife einen Boden erfordert, darin die zu seinen Bestandtheilen erforderliche Ele-

- a) Ich nenne Bestandtheile eines Dinges, diejenige Theile, die im Zusammenhange die Existenz desselben ausmachen; und Elementartheile diejenigen Urtheile (*prima stamina*) welche durch Mischung der Natur (*fermentation*) die Bestandtheile erzeugen, oder kürzer die Theile, woraus die Natur die Bestandtheile zusammensetzt.

Les elemens, sagt Febure in seinem *Traité de la Chymie* Chap. IV. Sect. I. sont les matrices universelles de routes les choses, & le veritable effert des elemens sont de corporifier par des divers fermens, qui sont contenus dans leurs Matrices particulieres.

Woraus die Elementartheile bestehen, und ob sie Feuer, Wasser, Luft- und Erdtheile, oder ob sie durch dieser Mischung Wasser, Salz, Del, Erde und ein gewisses Phlogiston enthalten, sind Sachen, die hieselbst nicht erläutert werden können, sondern außerhalb den Gränzen dieses Aufsazes liegen. Man schlage indessen hierbei des Pastors Mayers Catechismus des Ackerbauers Seite 11. und folgende, auch die in dem neuen Hörttingischen Magazin 11^{te} Ethik eingetragte Theorie des Herrn Doctor Försters über die Blätter der Pflanzen Seite 188. nach.

Elementartheile vorhanden sind, und daß, wenn die darin nicht mehr vorhanden, solche Frucht darin nicht eher wieder hervorgebracht werden könne; als bis solche entweder durch neue Kultur und Düngung, oder Ruhezeit ersetzt worden.

Könnten wir tief genug in die Geschäfte der Natur dringen, und von der Mischung ihrer Elemente nähere Kenntniß haben, so würden wir freilich näher bestimmen können, ob entweder einem jeden Gewächse in der Erde eigenthümliche, und welche Elementartheile ihm gleichsam angewiesen sind, dergestalt, ob andere Elementartheile zu den Bestandtheilen des Blumenkohl, andere zu den Bestandtheilen des Korns, andere zu den Bestandtheilen des Grases, und noch andere zu den Bestandtheilen des Holzes erfordert werden, oder aber, ob es bloß auf die Mischung der Elemente selbst ankommt, wenn und was für Bestandtheile dieser oder jener Art Gewächse daraus gebildet, zusammengesetzt und erzeugt werden sollen, das ist, wir könnten sodann genau angeben, daß ohne Absicht auf Quantität und Qualität der Elemente, dieser oder jener Boden geschickt gewesen, oder noch geschickt ist, eine solche Mischung zuzulassen, wodurch Elementartheile bereitet werden, die zwar zu Hervorbringung dieser oder jener Fruchtbestandtheile beieigenschaftet sind, aber nur nicht die Bestandtheile derjenigen Frucht hervorbringen können, die sonst in dem Boden forrgewachsen. Es soll z. B. der Blumen-

kohl eine Mischung der Elemente erfordern, die Elementartheile von ganz zarter Erde, flüchtigem Laugensalz, wenig Del, und Phlogiston und vielem Wasser, die gelbe Wurzeln oder Erdtuffel aber eine Mischung die Elementartheile von groberer Erde, wenigem Wasser und Del und anderm Alkal hervorbringen. So lange der Boden noch geschickt, jene erstere Mischung der Elemente zuzulassen, so können die Blumenkohlpflanzen darin die zu ihrem Wachsthum erforderlichen Elementartheile an sich ziehen; so bald aber solche Mischung nicht mehr stattfinden kan, sondern aus dem Boden das zum Blumenkohl erforderliche flüchtige Salz und die feinen Erdtheile zc. herausgezogen sind, so hört die Nahrung darin für den Blumenkohl auf, und es ist nur diese Mischung der Elemente für die gelben Rüben und Erdtuffeln darin übrig, und wenn auch diese darin aufhört, so hat für andere Gewächse vielleicht noch eine andere Mischung statt.

Jedoch dieses Naturgeschäfte mit vollkommener Gründlichkeit zu untersuchen und mit untrüglicher Gewisheit zu bestimmen, lieget außer der Sphäre meiner Kenntnisse und der Absicht dieses meines Vortrages.

Genug die Natur mag die Mischung der Elemente vornehmen auf welche Art sie will, so bleibt es doch gewiß und überzeugend klar, daß in einem jeden Boden die Elementartheile vorhanden seyn müssen, die zur Befruchtung, Fortwuchs und Reife eines je-

den Gewächses erfordert werden, und daß, wo diese Elementartheile entweder gar nicht vorhanden gewesen, oder jetzt nur nicht mehr vorhanden sind, die Gewächse darin wegen mangelnder Elementartheile nicht hervorgebracht werden können. Woraus denn die umgekehrte Schlussfolge zu ziehen, daß da, wo entweder ein Gewächse gar nicht zum Fortwachsen zu bringen steht, wenn es gleich daselbst nie gewachsen, oder auch, wenn es gleich ehemals daselbst gut gewachsen, nur für jetzt nicht mehr fortwachsen will, der Boden keine Elementartheile zu den Bestandtheilen des bestimmten Gewächses, es sey Korn oder Holz, oder Garten- oder Staudengewächs ic. entweder gar niemals enthalten, oder für jetzt nicht mehr enthalte. Ja daß wenn darin dergleichen Gewächse hervor gebracht werden sollen, entweder durch Kunst und Kultur die mangelnden Elementartheile hineingebracht, oder in dem ausgetragenen Boden der Mangel solcher Elementartheile durch Ruhe und Länge der Zeit ersetzt, und demselben durch Düngung nachgeholfen werden müsse. Beiläufig berühre ich, daß nach dieser Theorie sich die Bemerkung erläutern läßt, warum in den Göttingischen Gegenden bei der fortgesetzten guten Kultur, die Erdruffeln nicht mehr so gut gerathen wollen, wie ehemals. Das Erdruffelnland um Göttingen hat sich von den Elementartheilen, die zu den Bestandtheilen der erstern guten Art Erdruffeln erforderlich, ausgezogen; es muß zu andern Früchten

genutzt werden. Vielleicht daß diese Abwechselung in der Zeit: Folge der Natur Ruhe genug giebt die Mischung der Elemente zu beschaffen, die zu Wiederhervorbringung der Elementar- und Bestandtheile der Erdruffeln nöthig ist. Die Erfahrung und eine genaue Beobachtung mag es indeffen entscheiden, wie viel Zeit zu dem Ersatz der ausgetragenen Elementartheile der Gewächse erfordert wird.

Dieses zum vorausgesetzt, schreite ich zur Anwendung dieser Theorie auf das Holz in den Waldungen fort.

Was von den Korn- und Garten- gewächsen gilt, ist auch von den Bäumen und allen übrigen Vegetabilien anzunehmen.

Will in dem Boden, der ehemals das stärkste, beste, dichtwüchsigste Eichen- und Ellernholz getragen, kein Eichenholz mehr fortwachsen; so ist die Schuld davon nicht der Wiederbepflanzungsart, sondern dem Austragen des Bodens beizumessen, der durch die unaufhörliche langjährige Hervorbringung so vieler Bäume endlich der Elementartheile, die zu den Bestandtheilen des Eichen- und Buchenholzes erfordert werden, beraubt worden, ohne daß solche entweder durch neue Kultur und Düngung, oder eine Ausruhezeit hätten können ersetzt werden. Um dieses in einer überzeugenden Sprache zu zeigen, will ich nach jenen Grundsätzen von dem Verlust der Elementartheile zum Eichen- und Buchenholze folgende Berechnung machen.

Ich nehme mit den Forstverständis
gen

gen das Lebensalter eines Eichenbaums auf 300 Jahre an, als 100 Jahre vom Keime bis zur Reife, 100 Jahre von der Reife bis zur Ueberständigkeit, und 100 Jahre bis zur völligen Abständigkeit. Man wende hier wieder die Richtigkeit dieses angenommenen Zeitalters nicht ein, daß solches Zeitalter des Eichenbaums nicht in allen Gegenden und Boden zutreffend sey. Ich gebe dieses zu. Allein um eine runde Zahl zu haben, setze ich 300 Jahre von der Geburt bis zum völligen Ableben eines Eichbaums.

Unter diesem zum Voraussetze will ich einen Erdraum von 100 Morgen Gehalt mir gedenken, und demselben, um meine Idee durch eine abermalige runde Zahl desto faßlicher zu machen, 6 Billionen Elementartheile zum Eichenholze zuschreiben, und zugleich annehmen, daß auf dieser Erdoberfläche von 100 Morgen 6000 starke Eichbäume wachsen können.

Ich will ferner annehmen, daß seit 1000 Jahren bis an das letzte Jahrhundert auf diesen 100 Morgen nichts wie dichtwüchsiges Eichenholz gestanden. Nach Endigung des dritten Jahrhunderts sollen alle 6000 Eichen abgetrieben und in einer benachbarten Stadt verbanet und verbrannt, in den folgenden 300 Jahren abermals 6000 Eichbäume wiederum aufgewachsen seyn, und am Ende des zweiten Triseculi wiederum abgetrieben und verbanet auch verbrannt, solches alles aber in dem dritten Triseculo zum drittenmale geschehen seyn. Ist dieses,

so hat der Erdstrich von 100 Morgen in 900 Jahren 18000 Stamm Eichen getragen, und aus seinem Eingeweide die zu deren Bestandtheilen erforderlichen Elementartheile geliefert.

Ich will abermals annehmen, daß zu den Bestandtheilen von 6000 Eichen 2 Billionen Elementartheile erfordert werden, so hat der Boden in 900 Jahren schon sämtliche 6 Billionen Elementartheile zu den Bestandtheilen der 18000 abgehauenen Stamm Eichen geliefert und hergegeben, die er überhaupt besaß, und es scheint nach obiger Theorie, daß in dem letzten Jahrhundert in solchem ausgetragenen Boden gar kein Eichenholz mehr wachsen könne, obgleich die Erfahrung das Gegentheil zeigt. Allein, man muß bedenken, daß durch die Abtreibung der 18000 Stämme nicht alle Bestandtheile der Eichen weggeräumt worden, sondern daß das Laub in der Oberfläche und die Wurzeln in dem Erdreiche zurück geblieben sind; und annehmen, daß durch Zurückbleibung der Wurzeln und Laubes noch eben so viel Elementartheile als Bestandtheile nach der dreimaligen Holzabtreibung in den Morgen Erdreich vorhanden. Und ich setze nun, daß von den 6000 Stämmen bei jedermaliger Abtreibung $\frac{1}{2}$ Billion und also nach 900 Jahren $\frac{1}{2}$ Billion Elementartheile durch das Laub und Wurzeln in dem Grund und Boden zurück geblieben; so folgt bei vorgelegter Berechnung, daß aus diesen $\frac{1}{2}$ Billion zurück gebliebener Elementartheile in dem

dem 10ten Jahrhundert nur 1000 Jahrhundert nur 1000 Bäume hervordringen können, und daß, wenn im 4ten Triseculo abermals 6000 junge Eichen aufschlägen, solche wegen mangelnder Fruchttheile nicht zu vorigen starken Stämmen erwachsen, sondern nur so lange fortwachsen können, als Elementartheile vorhanden geblieben, davon sie zu zehren haben. Sind aber diese aufgezehret, welches in den ersten 50 Jahren geschieht, so bestürzen sie, wachsen nicht fort, vivotiren nur wegen unzureichender Nahrung so lange sie können, und sterben endlich nicht halb ausgewachsen einen frühzeitigen Tod.

Dieses ist das gewöhnliche Schicksal unserer jetzigen Eichengehölze und des Forstbodens, der schon mehr wie tausend Jahre in verschiedenen Generationen, daß ich so reden mag, Eichenholz getragen, und der durch augenscheinliche Beweise meine in dem vorstehenden aufgestellte Theorie bestärket. Sind aber in dem ausgetragenen Forstboden gleich keine Elementartheile zum Eichen- und Büchenholze mehr vorhanden, so können darin nach meiner Theorie dennoch Elementartheile zu andern Holzarten noch genug befindlich seyn. Denn will derselbe keine Eichen mehr hervorbringen, so

wachsen noch gerne Föhren, Tannen oder Birken darauf. Auch dieses lehret und bewähret die Erfahrung, und ich könnte desfalls viele überzeugliche Beweise beibringen. Nur ein Paar will ich anführen.

In der Amtsvogtei Beedenbostel ist eine unter dem Namen des Hohner Holzes bekannte Forst, welche, wie die abgehaunene u. noch vorhandene Stämme zeigen, auch noch lebende Menschen sich zu erinnern wissen, aus lauter starken Eichen bestanden, die alle abgetrieben sind. Es ist bereits versucht, darauf wieder Eichenholz anzuziehen. Die bestürzten bemosten Heister, die man darauf findet, bewahren es aber hinlänglich, daß darauf ein glücklicher Eichenholzanzug nie zu hoffen. Ebern, Birken und Tannen dürften jedoch gewiß darauf fortwachsen.

Die Drpfker Gehäge in der Amtsvogtei Jallingbostel, und das Becklinger Holz in der Amtsvogtei Bergen trugen in den Vorzeiten nichts wie die stärksten Büchen auch Eichen; jetzt werden sie gleichsam ein Raub des überziehenden Tannenholzes, weil keines nicht mehr, wie ehemals fort will, dieses aber seine zum Fortwuchs erforderlichen Elementartheile noch im Ueberfluß findet.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

44^{tes} Stück.

Freitag, den 2ten Junius 1780.

Schluß der Bemerkung im Forsthaushalt.

Nuch der Hassel, Breitenhorn und Lüse in hiesiger Gegend geben redende Beweise von dem Austragen des Forstgrundes in Ansehung der vormaligen Holzarten, und diese werden sich allenthalben, wo Forsten aus dem ehrwürdigen Alterthum herkommen, finden. Da, sagte mir neulich ein verständiger Bauer, wo das Tannenholz nicht mehr fortwachsen will, pflanze ich Eicheheister, denn sie wachsen daselbst am besten. Dieser Bauer sprach Erfahrung, nicht Theorie.

Hier möchte vielleicht Jemand noch die Frage aufwerfen: Wird der Boden, worauf z. B. von undenklichen Zeiten her Eichenholz gestanden, dieses Holz aber niemals genuset worden, sondern stehen geblieben, und nach seiner Reife in und auf dem Boden wieder vergangen ist, nicht immer geschickt bleiben Eichenholz zu tragen, weil nach obigen Sätzen die Bestandtheile des Eichenholzes bleiben und wieder in ihre Elementartheile zurück vermorden? Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Erörterung der Fra-

ge ab: Ob die Elementartheile bei der erlittenen Verwandlung in Bestandtheile des Eichenholzes noch eben dieselben bleiben, die sie vorher waren, und ob die Eichenbestandtheile sich wieder in Eichenelementartheile auflösen? Allein, da die Beantwortung dieser Frage der Absicht meines Vortrags nicht entspricht, so will ich solche unerörtert lassen, und dabei bloß nur die Erfahrung bemerken, daß, wenn in dem Boden, wo ehemals Eichenholz gestanden, vermoderte Stämme vorhanden, der Bauer in diese vermoderten Stämme seinen Eicheheister am liebsten pflanzt, weil derselbe darin gut und besser fortkömmt, als in dem übrigen Boden. Daß ein Holzmoder wieder zur Erde wird, ist die bekannteste Sache. Der Erde aus holen Weidenbäumen, oder anderer Holzerde, bedienen sich die Gärtner sehr gerne. Verolmete und in Erde verwandelte Sagespöne sind zur Aufhäufung des Spargelbeets vortreflich; und es leidet keinen Zweifel, daß man mit verfaultem Kohl, Turnips und andern im Lande vermoderten Rüben

und Vegetabilien ein Land zu Hervorbringung anderer Gärten und Korngewächse bedingen kan. Ob aber die vermoderten Bestandtheile des Eichenholzes wieder zu Elementartheilen werden, das ist, ob dadurch der ausgetragene Boden wieder zum neuen Eichenholzanzug gedünget werde, ließe sich aus obigem zwar wohl vermuthen und annehmen, weil solches aber durch Erfahrungsbeweise im Großen nicht kan dargethan werden, diele Düngungsart auch an und für sich inpracticabel und thöricht seyn würde, so überlasse ich solches als einen bloß spekulativen Gegenstand anderer Beurtheilung. Besonders, da die Absicht dieses meines Vortrages sich nur darauf einschränkt, die Forsthaushälter dadurch zu einer nähern Erwägung aufzufordern:

1) ob es nicht der Natur Gewalt anthon heiße, wenn man in dem Boden, der seit tausend und mehr Jahren Eichenholz getragen, die Anziehung desselben fortzusetzen eigensinnig verlangt, besonders da die Erfahrung lehret und hinreichend bewähret, daß der Boden ausgetragen, und das Eichenholz darin nicht mehr fortwachsen will,

2) ob es dagegen nicht ratsamer und natürlicher sey, da, wo ehemals Eichen- und Buchenholz gestanden, und dieses nicht mehr fortwachsen will,

welches man durch eine kurzjährige Beobachtung schon erfahren kan, andere Holzarten anzubauen, oder das selbst Acker- oder Wiesenländerei anzulegen, und

3) ob nicht von dem vergeblichen Betriebe abzusehen, in dem Boden, der nur geschikt ist, mütterländische Holzarten hervorzubringen, ausländische Holzarten und Cedernwälder anzuziehen, die nur auf dem Berge Libanon ihre Elementartheile finden, da doch ein Zeitraum von minder denn 10 bis 15 Jahren eine hinlängliche Erfahrung darbietet, daß die Besamungen und Pflanzungen der ausländischen amerikanischen, ägyptischen, vogtländischen und anderen Holzarten fremder Erdsfriche darin der Hoffnung und angewandten Kultur nicht entsprechen, und daß solches ein eben so vergebliches Geschäft seyn, als der Anbau des Ananas und des Caffebaums in der Heide und Morbrüchen.

Ob die in vorstehendem aufgestellte Hypothese neu oder schon von andern angenommen oder verworfen worden, weiß ich nicht. Das weiß ich aber, daß eine jede Belehrung und Widerlegung derselben, wenn dabei Beikeitlichkeit und eine gemeinnützige Absicht die Feder führet, mir zur Belehrung willkommen seyn, und nicht allein zum wahren Dank, sondern gutwilligen Nachgeben auffordern soll.

Hermannsburg.

Marwedel.

Erklärung

Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

Es ist keinesweges meine Absicht, hier eine ausführliche weitläufige Erklärung aller bei Seeleuten üblichen Kunstwörter zu liefern, weil das Stoff genug zu einem ganzen Buche, und eine diesen Blättern gar nicht angemessene Arbeit seyn würde; sondern ich lege dem Leser, da jezo alle unsere Zeitungen kriegerische Begebenheiten zur See erzählen, und nicht selten unbekante Kunstwörter der Seeleute darin vorkommen, nur ein kurzes Verzeichniß der vorzüglichsten solcher Wörter vor, das, da auch zugleich einige in der im 30ten, 31ten und 32ten St. des Magazins befindlichen Beantwortung der im 92ten Stück des vorigen Jahrgangs geschehenen Anfrage unbekannt gebliebene Schiffe, Fahrzeuge u. d. darin angeführt sind, als ein Nachtrag dieser Beantwortung angesehen werden kan.

Absfertigen, bedeutet bei der Schifffahrt, ein Schiff oder Fahrzeug in seelfertigen Stand setzen, und mit allem benöthigten zur Abfahrt ausrüsten.

Ablausen, das Schiff läuft ab, sagt man, wenn ein gebauetes Schiff vom Stapel gelassen wird. Solches geschieht auf folgende Art: Es werden auf beiden Seiten bei dem Kiel, zwei starke runde Hölzer gelegt, die nach hinten zu höher als nach vorne zu liegen, und also schräge nach dem Wasser hinein gehen. Diese Hölzer werden vorne bei den Vorsteeren mit Sei-

se beschmirt. Im Wasser liegt eine Rinne, darein der Kiel paßet. Soll nun das Schiff abgelassen werden; so werden die Stüken weggeschlagen, und es wird mit Schrauben hinten bei den Hintersteeren in die Höhe geschoben, wodurch es einen Schuß bekömmt, über das Holz gleitschet und ins Wasser läuft.

Abstoßen, sagen die Bootleute, wenn sie die Schiffe vom Lande abstoßen.

Abtakeln ein Schiff, oder einen Mast, heißt Segel, Taue und andere Geräthschaften davon nehmen.

Ack, eine Art Fahrzeug, das unten breit ist, einen flachen Boden und hohen Bord hat, der sich oben zusammenziehet. Es wird auf selbigen der Rhein- und Moselerwein nach Holland geführt.

Acken, ein kleines Fahrzeug mit flachem Boden, dessen man sich an den Küsten, des Landes Tunis bedienet, um damit auf dem Schlamm zu fischen, wenn sich das Meer zurück gezogen hat.

Adelbursche, (*Gardes de la marine*;) werden auf den holländischen Schiffen diejenigen Soldaten genennet, die etwas besser, als die gemeinen Soldaten, gehalten werden, mit denselben aber gleiche Dienste thun.

Ance, oder Anse, ein Meerbusen, welcher so wohl am fordern, als am hintern Theile fast einerlei Weite hat, und mit zweien Gebirgen verwahrt ist. Der Unterschied hierunter und einer

Bei bestehet darin, daß diese letztere an dem Eingange sehr weit ist, und am Ende enge zusammen läuft.

Anker, ist ein großes Eisen, welches aus einer Stange bestehet, an deren einem Ende zwei etwas gekrümmte Arme zu beiden Seiten herausgehen, die Ankerarme heißen und an der Spitze mit platten breiten Schaufeln, Gliessen oder Ankerschaufeln genant, versehen sind. Diese Ankerschaufeln sind gleichfalls etwas gekrümmet und spizig, damit der Anker desto besser in den Grund greifen kan. Jedes Schif führet verschiedene Anker. Der größte der auf großen Schiffen zuweilen 1800 Pfund wiegt, heißt der Pflicht- oder Nothanker, ist die sacra ancora der Alten, und wird nur in der äußersten Noth ausgeworfen. Die mittlern sind der große Buganker und der kleine Buganker. Die kleinern sind der Stromanker, und der Flußanker, (Kedge anchor,). Die Anker werden gemeiniglich am Vordertheile des Schiffs ausgeworfen, es sey denn, daß man gewisser Ursachen halber hinten ankert. In freier See, und wo die Ebbe und Fluth geht, wird ein Schif an zwei oder drei Anker fest gelegt, das von zwei zu beiden Seiten und der dritte vorne hinaus gebracht wird, das mit weder Wind noch Fluth es umtreiben können. Die Fahrzeuge so auf den Flüssen fahren, haben wenigstens einen Anker; die in den Gewässern und Kanälen von Seeland fahren, sind mit zweenen versehen; die aber aufs Meer fahren, haben drei,

vier und mehr Anker. Den Anker aufsetzen, (bosser l'ancre,) heißt denselben auf den Kranbalken, der vorn auswendig am Schiffe befindlich ist, bringen, und daran befestigen. Den Anker bekleiden, (brider l'ancre,) heißt die Schaufeln am Anker mit Brettern verbinden, wenn man in einem schmalen Grunde ankern muß, um dadurch zu verhindern, daß die Schärfe der Schaufeln den Sand nicht zertheile, und das Schif nicht schleppe. Den Anker kappen, oder abkappen, heißt das Ankerseil abhauen, wenn man nicht Zeit hat, den Anker aufzuwinden; und solches geschieht entweder bei entstehendem gählingen Sturm, um das Schif geschwind in die See zu bringen; oder wenn ein Schif, das in der See vor Anker liegt, unvermuthet vom Feinde überfallen wird, sich gegen denselben geschwinder zur Gegenwehr setzen zu können, oder auch dasselbe anzufallen. Ankern, vor Anker legen, Anker werfen, heißt den Anker auswerfen, um das Schif stehend zu machen. Den Anker lichten, heißt denselben in die Höhe ziehen oder winden, um das Schif frei zu machen und segeln zu können. Vor Anker liegen, heißt wenn die Anker ausgeworfen sind, und das Schif stehet. Den Anker schleppen, heißt, wenn die Anker im Grunde nicht feste halten, und den Wind oder die Fluth das Schif wegführen lassen, welches man vor Anker treiben heißt.

Wenn ein Schif bei dem Einlauffen

sen in den Hafen auf eines andern Anker scheitert, so muß das im Hafen liegende den Schaden ersetzen, wofür es keine Voylinie daran geführt hat. Ankert ein Schiff an einem Gestade, und steckt des Nachts keine Leuchte auf; so muß es den Schaden, den es selbst und andere dadurch leiden, allein tragen. Alle Schiffe sind gehalten, dergestalt ihre Anker zu werfen und zu lichten, daß die neben ihnen liegenden deshalb keine Gefahr laufen. Sollte auch ein Ungewitter sie zwingen, ihre Tauen abzubauen, und die Anker zu hinterlassen; so müssen sie andern zur Warnung Zeichen daran machen.

Ankergeld, (Anchoragium,) ist die Gebühr, die von den Schiffen bezahlt wird; die in einem Hafen oder auf einer gewissen Rhede zu ankern kommen; welches Geld aber weder unter den Havereiegebühren begriffen wird, noch auch von den Asserateurs übernommen werden darf, sondern von den Schiffen selbst bezahlt werden muß.

Ankergrund, ist ein Platz, an welchem man ein Schiff sicher vor Anker legen kan. Der beste Ankergrund ist Sand, mit Muscheln vermenget: Schlackgrund ist nicht so gut, weil der Anker darin nicht fest hält, und leicht schleppet. Im Steinrunde kommen alle Anker und Tauen leicht zu Schaden, und wohl gar zum Brechen.

Ankerhake, ist ein starker eiserner Hake an einem Tau befestiget, damit der Anker aus dem Wasser gehoben wird.

Ankerrecht, das Recht, auf eines andern Ufer die Anker ohne Entgelt einzuwerfen, welches sonst ohne Erlaubung eines gewissen Geldes (siehe Ankergeld) nicht erlaubt ist.

Ankerstock, ein großes Stück Holz, worin der Stiel des Ankers befestiget ist.

Anker- oder Kabeltaue, große dicke hänfene Seile, die an den Anker gebunden werden, um das Schiff mit derselben vor Anker zu legen und festzuhalten.

Anker-, oder Kabeltaulänge, ist insgemein hundert und zwanzig Klafter.

Ankerwächter, oder Anker-Buoy, ist ein großes Stück Holz, oder auch eine Sonne, die auf dem Wasser schwimmt, und die Lage des Ankers auf dem Grunde anzeigt.

Arche oder Urke, (navis rostrata,) ein vorn spitziges, und hinten breites und stumpfes Fahrzeug, von mittelmäßiger Größe, mit einem platten Boden, so auf der Oberseite gebraucht wird.

Ausbringen wird von einem Schiffe gesagt, wenn es von einer andern Macht in der See weggenommen, und in einen Hafen eingebracht wird.

Auslegen (ein Schiff) heißt dasselbe in den Hafen führen, um darin zu überwintern, und es bis zur bequemen Reisezeit darin liegen zu lassen.

Ausziehtau heißen Seile, womit die Segel aufgezoogen, oder eingenommen werden.

Auslaufen der Schiffe, heißt deren Abfahrt oder Absegelung aus einem Hafen.

Ausleger, Auslieger, ist ein leichtes gut bewafnetes Fahrzeug, das auf einem Strome oder vor einem Hafen, auf das Wasser ausgelegt wird, den feindlichen Ueberfall zu hindern und abzuhalten. Sie pflegen auch zur Sicherheit der Handlung zur See an den Küsten zu kreuzen.

Azimuth-Compaß, ein Instrument zur Beobachtung des magnetischen Azimuths astronomischer Gegenstände, und zur genauen Bestimmung der Abweichung der Magneteinadel.

Baacken, Wacht und Leuchthürme, auf welchen an dem Seestrande des Nachts Feuer gehalten wird, denen in der See befindlichen Schiffen dadurch Nachricht zu geben, wie sie ihren Lauf richten sollen, damit sie im Finstern nicht ans Land laufen und stranden. Zur Unterhaltung dieser Baacken, müssen an vielen Orten die ankommenden und abgehenden Schiffe ein gewisses entrichten.

Baak, heißt bei der Seefahrt ein gewisses Zeichen, z. E. ein großes Stück Holz oder Kork, oder eine mit eisernen Reifen wohl verwahrte, und mit einer Kette oder einem Seile an einem großen Stein, oder ein Stück von einer zerbrochenen Kanone (die man auf den Grund des Wassers versenkt) gebundene Tonne, welche auf dem Wasser schwimmt, und anzeigt, daß da, entweder die von einem oder dem andern Schiffe abgehauenen und

verlassenen Anker im Grunde liegen, oder daß sich die Schiffe sonst daselbst in Acht zu nehmen haben. Man richtet auch wohl Masten, Pfäle u. s. w. wenn es angeht, an solchen Orten auf. An einigen Orten müssen die dahin kommenden Schiffe zu Unterhaltung solcher Baacken ein gewisses Geld erlegen, welches eben daher das Baacken- oder Tonnergeld genehmet wird.

Baackbord. Die linke Seite des Schiffs, wenn man vom Hinterteile nach dem Vordertheile siehet.

Baackbordsbug. Der Bug zur linken Seite. S. Bug.

Backen oder Wangen, nennen die Seeleute breite Stücken Holz, oder Späne, mit welchen die Masten an den Stellen, wo sie einen Riß bekommen haben, eingefast werden.

Balancirte Segel, wenn in Stürmen u. s. w. ein Segel an einem Ende eingewickelt wird.

Ballast, eine Quantität Sandsteine, oder andere schwere Dinge, die auf dem Schiffboden vertheilt werden, um dem Schiffe die nöthige Stabilität im Laufe zu geben.

Band. Diesen Namen haben die großen krummen hinten und vorne am Schiffe herum befindlichen Balken, welche zur Befestigung des Vorder- und Hinterteils dienen.

Bank, eine seichte Stelle in der See, worüber die Schiffe nicht segeln können. Bisweilen auch der Grund in dem Hafen oder Rheide, worauf man ankert.

Barge

Barge ist eines von denen bei Kriegsschiffen gebräuchlichen Booten mit ungefähr zwölf Rudern. In England haben die Lustboote insonderheit diesen Namen.

Barke. Ein kleines Fahrzeug mit einem oder zween Masten, etwa fünfzig Fuß lang. Es wird in Italien und im Archipelago sehr gebraucht.

Barthölzer sind acht bis neun Zoll dicke, und anderthalb Fuß breite Diele oder Bretter, die an die Inthölzer stark angenagelt sind, und die äußern Seiten des Schiffs ausmachen. Sie dienen sowohl dem Schiff an den Seiten eine bessere Festigkeit zu geben, als auch, weil sie ziemlich weit herausstehen, darauf ab- und aufzusteigen.

Barre. Dieses Wort hat bei dem Seewesen und der Schifffahrt unterschiedene Bedeutungen. Bisweilen bedeutet es den Ruderstock, oder das große Stück Holz, mit welchem der Steuermann das Steuerruder eines Schiffs hin und her bewegt. Bisweilen versteht man auch unter Barren die vier Stücke Holz, die um jeden Mast unter den Mastkörben herumgesteckt sind, sie zu halten. Auch nennt man die eisernen Stäbe, womit man auf den Schiffen die Löcher vermachet, durch welche man die Waaren hinein und herausbringt, **Barren**.

Barre, eine Sandbank, oder eine Reihe Klippen im Meere; so vor dem Eingange eines Hafens oder Stromes liegen, also, daß man nur bei der Fluth, oder hie und da darzwischen durchkommen kan. **Befinden**

sie sich vor einem Hafen, so nennt man ihn **Zeithafen**, (*Havre de Barre*) sind sie aber vor einem Strome, so heißt er *Riviere de Barre*.

Barre, sind gewisse gefährliche Wellen in der See, längst der Küste von Guinea in Afrika, von Rio da Volta, bis nach klein Ardra gerade vor dem Ufer. Durch das Wort *Barre* versteht man hier die Wirkung, die von drei Wellen hervorgebracht wird, welche sich eine nach der andern an der Küste brechen, unter welchen die letzte die gefährlichste ist, weil sie eine Art von Vogen macht, der hoch genug, und von einem so großen Durchschnitte ist, daß er ein Canot oder einen kleinen Kahn von einem Ende zum andern bedecken, es mit Wasser anfüllen und versenken, oder umwerfen kan.

Bassen, heißen sonst auch **Drehbassen**. Es sind kleine Stücke von Eisen, die auf einem Pfale befestigt sind, und einen eisernen Schwanz haben, mit welchem man sie herum drehen kan. Sie stehen insgemein auf dem Hinterverdecke, aber zuweilen werden sie auch in einem Gefechte auf den Mastkörben gebraucht, um die Verdecke des Feindes desto besser zu bestreichen.

Bay, ein großer Meerbusen zwischen zwei Stücken Landes.

Bekalmen. Wenn ein Schiff ganz windlos und stille liegen muß, so sagt man, das Schiff ist **bekalmet** worden.

Beilegen, ein Schiff, heißt dessen Segel dergestalt anordnen, daß ihre

ihre verschiedene und einander entgegen laufende Wirkungen das Schiff im Laufe vor- und rückwärts aufhalten: man ersparet sich dadurch die größere Mühe und den Zeitverlust des ankerns, bedient sich auch dieses Mittels an Stellen, wo man der Tiefe zc. wegen gar nicht ankern könnte. Auch heißt beilegen zuweilen zu einem andern Schiffe segeln, oder die Segel einziehen.

Bergen, oder salviren, wird bei der Seefahrt von denen entweder durch Schiffbruch im Meere verloren gegangenen, oder wegen Sturms über Bord geworfenen Waaren und Gütern gesagt, die aber hernachmals von Leuten, die sich darauf verstehen, noch gerettet und wieder aufgefischt, oder auch wohl gar aus dem Grunde des Meers herausgehohlet worden, welchen sodann, absonderlich nach Verordnung des französischen Seerechts, von solchen geborgenen Gütern der dritte Theil gebührt. Daher sagt man auch von einem Schiffe, welches unbeschädigt in einem Hafen, oder an dem Orte seiner Bestimmung anlangt, es sey geborgen.

Bergegeld, oder Bargegeld wird das Abfindungsgeld genennet, welches die Schiffsleute und Eigenthümern für die durch Schiffbruch verunglückten und ans Land geworfenen Güter, der Obrigkeit eines solchen Gebiets, als ein Abzug; oder Bergegeld entrichten müssen. Es heißt auch das Geld, so denen gegeben wird,

die etwas von den Gütern eines zerscheiterten Schiffs aufgebracht, in Verwahrung genommen, und nützlich gerettet haben. In Betracht solcher Bargegeldes wird denenjenigen, die sich der von dem Meere ausgeworfenen Güter bemächtigt haben, das Behaltungs- und das erste Pfandrecht darauf eingeräumt. Es ist dieses Bergegeld von dem Strandrechte zu unterscheiden.

Besaane, das unterste Segel am hintersten Mast, oder Besaannast; französisch (*misaine*.)

Besaannast ist der hinterste Mast.

Vestock, (*Point d'un Pilote, Pointage de la Carte*), heißt die bemerkte Stelle auf der Karte, von dem Orte, wo der Steuermann vermeint auf der See zu seyn. Die Seefahrer heißen daher ein Vestock machen, wenn sie den Ort, wo sie zu seyn mutmaßen, auf der Seekarte anmerken. Diese Bemerkung wird durch zweien gemeine Compasse, oder vermittelst einer von durchsichtigem Horn gemachten Windrose verrichtet, und auf die Karte gelegt, auf welcher der Steuermann den Punkt der Länge und Breite bemerkt, wo seine Ermessungen den Lauf des Schiffs ihm beiläufig zeigen, wo das Schiff zu der Zeit sey. Solches pflegt alle drei Stunden zu geschehen, und muß zu dem Ende ein jeder, wenn er vom Steuer abgelöst wird, solches in seinem Tagebuche, nach Schiffers Weise, aufzeichnen.

Die Fortsetzung folgt künftigh.



Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Montag, den 5ten Junius 1780.

Etwas vom Bergwerke des einseitigen Harzes.

Vor zwei Jahren ist der Anfang gemacht; in diesen beliebten und gemeinnützigen Blättern einige Nachrichten von den Bergwerken des einseitigen Harzes bekannt zu machen; und damit in dem vergangenen Jahre fortgefahren. Die Veranlassung dazu ist gewesen; theils wirkliche Gewerken von den Hauptveränderungen, welche bei den Gruben entstanden sind, zu unterrichten; theils auch andern, welche an dem Bergbau nicht aus Geld erwerbenden Absichten Theil nehmen, solche Nachrichten zugehen zu lassen, welche zwar an Ort und Stelle niemals verheimlicht werden; aber doch aus Mangel der Gelegenheit entweder nicht jedem zu Theil, oder wohl gar aus Miß- und Unverstände vorenthalten werden mögten. Auch in dem abgelaufenen Jahre haben sich einige Veränderungen bei diesen Bergwerken eräugnet, welche nicht allein keine Verschlimmerung derselben anzeigen, sondern vielmehr eine erhebliche Verbesserung davon vor Augen legen. Um so ange-
 37

nach der vorhin gewählten Ordnung (man sehe das 53te Stück vom Jahre 1778, und das 56te Stück vom Jahre 1779 dieses Magazins) hier mitzutheilen.

1) Bei den Gruben, welche Ausbeute geben, und zwar

a) Zu Clauschal

ist der Preis eines Ruxes von der Fleuten Benedicte, obgleich an der Ausbeute nicht zugelegt worden, bis auf 100 Rthlr. gestiegen. Dieses hat ohne Zweifel seinen Grund darin, daß die Erze sowohl in Rücksicht auf die Güte als die Menge sich verbessert haben, wodurch nicht allein die Besorgniß eines weitem Rückfalls, als die Verablassung eines geringen Preises, entfernt; sondern auch eine Hoffnung zur Wiederaufnahme erweckt ist. Bei den übrigen Ausbeutegruben ist nur noch mit der Caroline eine Veränderung dahin vorgegangen, daß seit dem letzten Vierteljahre von 1779 vier Reichsthaler Ausbeute mehr gegeben werden, und der Preis eines Ruxes um deswillen bis auf 5400 Rthlr. sich erhöht hat. Für Gewerken ist

Yy

die:

dieser Erfolg gewiß keine unangenehme Sache, und eben so wenig für den Credit und den langjährigen so wenig unterbrochenen Flor des Harzischen Bergwerkes.

Die Ursache davon wird aber nicht etwa in einer stärkeren Förderung von Erzen zu suchen seyn, wie denn dem Verfasser bekannt ist, daß davon wesentlich nicht mehr, als sonst gefordert wird; sondern in der Ergiebigkeit und besserem Ausbringen derselben, gegen den vor der Verarbeitung und dem Schmelzen davon gemachten Anschlag. Hierdurch ist, ungeachtet erst vor zwei Jahren die Ausbeute erhöht worden, dennoch der baare Vorrath dieser Grube von Zeit zu Zeit so stark angewachsen, daß es, nach denen in der Bergwerkswirtschaft am Harze hergebrachten Grundsätzen, billig gefunden ist, den Gewerken noch ein mehreres von dem Ueberschusse zuzulassen zu lassen. Es hat dieses auch wohl um so weniger Bedenkllichkeiten unterworfen seyn können, da, wie jeder erfahren kan, damit den Gewerken keine kurze Freude zu machen gesucht wird, sondern der schon wirklich vorhandene baare Vorrath, mit Zurechnung dessen, was die in der Grube selbst vor Augen liegende Erzmittel und Anbrüche versprechen, nicht besorgen läßt, daß die Grube Caroline weniger Ueberschuß, wie bisher, liefern werde, oder an der Ausbeute so bald wieder abbrechen müsse. Zu diesem jetzt und vorhin verzeichneten Ausbeutezeichen ist noch, seit dem Viertel-

jahre Lucia 1779, die Grube Gabe Gottes und Rosenbusch hinzugeskommen, welche einen reichhaltiger Ausbeute, bei dem Preise von 100 Rthlr. auf einen Kur liefert; wie unter den im Freibau stehenden Gruben angeführt ist. Die Ausbeute, welche von dieser Gruben alle Vierteljahr den Gewerken ausgezahlt wird, ist nunmehr auf 14,170 Rthlr. gestiegen.

b) Zu St. Andreasberg hat sich in Ansehung der Ausbeute keine Veränderung zugetragen. Dagegen ist ein Kur auf der Catharine Neufang bis auf 240 Rthlr. gefallen, und auf dem Samsen bis auf 360 Rthlr. gestiegen. Diese Veränderung des Kurpreises, in Vergleichung mit der Ausbeute, hat nicht so sehr ihren Grund in dem Mangel der gebrochenen Erze, als in der Beschaffenheit, oder innern Güte derselben. Wenn zu St. Andreasberg, vorausgesetzt, daß sonst alle Umstände gleich sind, die guten Geschicke, welche daselbst, nicht wie zu Clausthal mit Füßen oder Lachtern, sondern mit Zollen ausgemessen werden, Ausbeute bringen sollen; so müssen sie, außer der erforderlichen Menge, auch reiche Erze liefern, welche mehr zu den Silber- als Bleierzen zu rechnen sind. Fängt dieser reiche Gehalt an, in den Erzen abzunehmen, so stehet ein Rückfall im Ueberschusse natürlich bevor, und dieses, da es nicht unbekant bleiben kan, hat seinen Einfluß auf den Kurpreis zur Verringerung, so wie das

das Gegentheil zur Erhöhung. Da aber nach der Erfahrung bei reichen Geschicken, solche ab- und zufällige Veränderung in den Anbrüchen gar nichts fremdes ist; so kan eine davon herrührende Ebbe und Fluth des Kurpreises nichts beträchtliches wirken, wenn nicht zugleich an der Ausbeute abgebrochen wird; ob es gleich Gewerken, welche Vergtheile auf solchen Gruben besitzen, nicht zu verdenken ist, wenn sie bei solchen Eräugnissen auf ihren Vortheil oder Schaden aufmerksam sind.

II.) Bei den im Freibau stehenden Gruben, hatte man in vergangenen Jahre die wohl gegründete Hoffnung zu einer baldigen Ausbeute von der Clausthalischen Grube Heinrich Gabriel.

Wenn gleich die Verminderung der Anbrüche, seitdem die Erfüllung dieser Hoffnung noch nicht zulassen wollen; so kan sie doch auch jetzt noch nicht als aufgegeben angesehen werden. Dagegen aber hat die Grube Gabe Gottes und Rosenbusch, welche vordem schon eine gute Zeit Ausbeute gegeben hat, durch mächtigere Ausbrüche, und daher möglich gewordene stärkere Erforderung, nicht weniger durch den guten Gehalt der Erze, sich nach und nach wieder erholet, und einen so beträchtlichen baaren Vorrath erworben, daß sie, wie vorhin angeführet ist, wiederum unter die Ausbeutegruben gesetzt werden können.

III.) Bei denen Zubusse erfordern den Gruben ist

a) Zu Clausthal

nur die geringe Veränderung entstanden, daß ein Kur auf der Grube Herzog Christian Ludwig, im Handel auf 20 Rthlr. gekommen ist. Diese Grube hat schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts Ausbeute gegeben, und erst vor wenigen Jahren, wegen der geringen Erze, und der durch die zugenommene Tiefe vermehrten Kosten, damit aufhören und Zubusse erhalten müssen. Die Erfahrung, daß die Gegend, worin diese Grube gebauet wird, so lange Zeit ergiebig gewesen ist; und der, wiewohl entfernte Anschein zur Verbesserung und Erhelung, mag also einiges Zutrauen für sie, und den angeführten Preis hervorgebracht haben.

b) Zu St. Andreasberg

hat auf der Grube Gnade Gottes, der Gang vor einiger Zeit sich beträchtlich veredelt. Die Erwartungen, welche dieses für die Zukunft gab, hat veranlaßt, daß die nur noch aus wenigen Personen bestehende Gewerkschaft wiederum vollständig zusammen gebracht, die Zubusse von einem Kure auf 3 Mariengulden herunter gesetzt, und der Preis auf 20 Rthlr. gestiegen ist. Die Gruben Georg Wilhelm und Silberner Bähr, haben fortgefahren, in ihren glänzigen Erzen auch Rothgulden, und erste zugleich derbe Flecken von Weißgulden zu zeigen.

So viel gutes man sich aber von beiden versprechen darf; so wird ein jeder, der etwas Begriffe vom Bergbau

bau hat, sich leicht vorstellen, daß zumal bei dem so festen Gestein, worin zu St. Andreasberg die Gänge gemeinlich streichen, noch Jahre erforderlich werden, ehe diese Gruben zu einer solchen Vorrichtung gelangen, daß von einer Hofnung zur Ausbeute etwas bestimmtes behauptet werden könnte.

c) Zur Altenau
ist keine Veränderung vorgefallen.

d) Bei Lutterberg
hingegen, ist der Preis eines Ruxes auf der Louise Christiane bis zu 40 und mehr Rthlr. gestiegen, allem Ansehen nach aus der Ursache, daß die seit einiger Zeit gemachte Veranstaaltungen zur Gewaltigung des Wassers nunmehr einen ununterbrochenen Betrieb dieser und anderer benachbarten Gruben erwarten lassen; und dadurch die Hofnung zur Erholung und Ausbeute näher gebracht worden ist.

Außerdem ist eine neue Grube unter dem Namen Lutterbergs Glück, aufgenommen, und mit 2 Mariengülden Zubusse in den Bergzettel gesetzt worden. Der nicht geringe Gang dieser Grube besteht aus einem bräun-

lichen und gelblichen Sande, welcher einige 20 Pfund Blei im Centner hält; und in diesem Sande finden sich schmale Trümmer, auch Nester oder Nieren vom Bleierz, welches 70 bis 80 Pfund Blei, und ein Viertel Loth Silber im Centner geliefert hat. Diese Beschaffenheit des Ganges ist in hiesigen Gegenden ganz fremd, wenigstens nicht bekannt, daß sie vorhin allhier angetroffen sey. Der geringe Silbergehalt mögte manchem zu unbeträchtlich scheinen, um etwas bei dieser Grube zu wagen. Wer aber weiß, daß selbst bei den so ergiebigen Clausthalischen Hauptgruben dieser Gehalt nur auf wenige Loth hinangeset, und das in den Erzen befindliche Blei das meiste zu ihrem Wohlstande beiträgt, der wird sich jenes Bedenken gar bald selbst heben.

Es ist daher die Untersuchung des Ganges dieser neuen Grube allerdings der Mühe werth zu halten; und haben sich schon so viel baulustige Gewerken angefund, daß die vollständige Gewerkschaft auf dieser Grube erhalten ist.

Fortsetzung der Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

(Siehe das 44^{te} St.)

Blinde (die), das Segel am Boegspriet.

Blinde Ree, oder Kaa, die Segelstange am Boegspriet.

Bodmerei, ein Vertrag, wodurch

den Rhedern eines Schifs, oder auch dem Schiffer mit ihrer Einwilligung Geld vorgeschossen wird, mit dem Beding, daß solches, wenn das Schif wohlbehalten zurückkömmt, mit großen Zinsen

Zinsen bezahlt werde, hingegen wenn das Schif verunglückt, das Capital verloren sey.

Bodmereibriefe heißen die Versicherungungen, die dem Gläubiger über solches Geld ausgestellt werden.

Boegspriet, der am Vordertheil des Schiffs hinausliegende Mastbaum.

Boegsprietsfenge. Die Verlängerung des Boegspriets.

Bolzen, große eiserne Nägel, wodurch die Balken und Bretter am Gebäude des Schiffs befestigt werden.

Boogsiren; ein Boot an einem Seil am Schiffenachziehen; auch, ein Schif an einem Seile von Booten fortschleppen lassen, imgleichen an einem andern, vermittelst eines Seils fortziehen.

Bord, die Seite des Schiffs, oder auch das Schif selbst. In dieser letzten Bedeutung heißt daher Jemanden an Bord fahren, am Bord seyn, vom Bord kommen, einem feindlichen Schif am Bord legen, so viel wie Jemanden an sein Schif fahren, im Schif seyn, vom Schiffe ans Land kommen, ein feindliches Schif ankammern. **Steuerbord**, (engl. starboard) ist die rechte Seite des Schiffs, und **Backbord**, (engl. larboard) die linke Seite desselben.

Bramsfenge, die zwote Verlängerung des großen Masts, oder auch des Fockmastes.

Brandung. Das ungestüme Anpressen der Wogen am Gestade, oder auch an Felsen und Klippen, die nahe an die Oberfläche des Wassers

hinaufreichen. Brandungen sind bisweilen so hoch als ein Mast.

Brucher (breakers; brisans), blinde oder verborgene Klippen unter dem Wasser.

Breite. Die Entfernung eines Orts von der Mittellinie, (Aequator).

Brunn (Schiffs-), ein Verschlag unten im Raume des Schiffs, wohin das eingedrungene Wasser durch die sogenannten Rinnen geleitet, und von wo es hernach ausgepumpt wird.

Bucht; ein kleiner Meerbusen.

Bug; der breiteste Theil eines Schiffs an seinem Vordertheile. Er fängt von dem Gipfel des Schiffs an, und geht bis an das Ende des Vorderkastells.

Buganker. S. Anker.

Cabottiere, ist ein langes, flaches schmales und ungefähr drei Fuß tiefes Fahrzeug, mit einem sehr langen Steuerruder, welches in Gestalt eines ordentlichen Ruders gemacht ist. Diese Fahrzeuge können nur bei dem Handel auf dem Flusse Eure gebraucht werden, welcher von Chartres herkommt, nach Dreux zugehet, und sich eine Viertelmeile über Pont de l'Arche in die Seine ergußt.

Caic, oder **Caichio**, **Caique**, ein kleines griechisches Kaufmannschif, welches in der Levante auf dem mittelländischen Meere gebraucht wird, und mit einem Korbmaste, so ungemein lang, imgleichen mit einem Boegspriet, und einem kleinen Hinter- oder Besaanmast versehen ist.

Cajes (oder **Roches**) molles, sind Sandbänke oder Klippen, oben mit einem solchen dicken Schlamm oder großen Menge Kräuter bedeckt, daß die kleinen Schiffe, die darauf gestrandet sind, sich ohne Gefahr wieder erheben und los machen können.

Cajüte, das Zimmer in einem Schiffe, auf welchem der Capitain oder Schiffer wohnt.

Calaison, so nennet man in den Häfen der Provinz Guienne, absonderlich aber zu Bourdeaux, die Tiefe eines Schiffs, von dem ersten Verdeck an bis auf den Boden desselben gerechnet.

Caliber, heist bei den Seelenten das Modell oder Muster, welches man von dem vorhabenden Bau eines Schiffs macht, und nach welchem man seine Länge, Breite, und ganze Proportion nimt.

Campan, wird der obre Hintertheil eines Schiffs über der Cajüte genannt, daher man die große Flagge, welche hinten aufgezogen wird, die **Campanflagge** nennet.

Canhoofs, sind die an einem Tau befestigten Haken, womit man die Güter und andere Sachen in und außerhalb dem Schiffe in die Höhe zieht.

Canimarons, sind 2 bis 3 mit Cocosstricken zusammen gebundene Canots, welche dreieckige Segel von Matten führen, und dert sich die Schwarzen auf der Küste von Coromandel zum Fischfange bedienen.

Capitana, die vornehmste unter den Barken, die man, absonderlich

in Amerika, zur Perlenfischerei gebraucht.

Cardeele, große, an dem mittlern auf dem Verdeck befindlichen viereckigen Holze mit drei Rollen besetzte Taae, vermittelst welcher die Raaken aufgezogen und niedergelassen werden.

Carling; **Arnies**, heißen die Balken auf der Seite eines Schiffs, wo das Loch ist, dadurch man die Waaren herunterläßt.

Champane, ein japanisches Fahrzeug von 60 bis 80 Tonnen, welches ohne eiserne Nägel, oder einiges anderes Eisenwerk, und nur mit hölzernen Keilen oder Nägeln zusammen gemacht ist.

Compagnons, heißen bei dem Seewesen die Matrosen von der Equipage eines Schiffs, Fregatte, Barke etc. welche die auf selbigen nöthige Handarbeit verrichten helfen, und der Capitains, Steuermänner, oder Schiffer Befehle vollziehen.

Constabel. Der Officier über das Geschütz im Schiffe.

Constabelkammer. Das Zimmer im Hintertheile des Schiffs unter der Cajüte, wo sich der Constabel und die Kanonirer aufhalten, und wo die Flinten und Pistolen nebst andern kleinen Gewehr und Geräthschaften verwahrt werden.

Convoy oder **Geleitschiff**, eins, oder auch mehrere Kriegsschiffe, welche Befehl haben, ein Kauffahrtsschiff, oder eine Kauffahrtsschiffenflotte zu convoyiren, d. i. dieselbe zu begleiten, und ihr zur Bedeckung zu dienen,

nen, wie auch dieselbe im nöthigen Falle wider die Anfälle der Feinde des Staats oder der Seeräuber zu vertheidigen.

Coralline, eine Art kleiner und leichter Schaluppen in der Levante, die zum Corallensuchen gebraucht werden. In Bastion de France nennt man sie Satteau.

Coubais, ein japanisches Fahrzeug, das von ungefähr vierzig Ruderknechten regieret, und nur inner halb Landes gebraucht wird.

Coudran, eine Gattung Schiffe, oder eine Composition von gewissen Kräutern, und verschiedenen andern darunter gemengten Ingredienzien, worin die Schiffer zu Paris ihr Strickwerk einweichen, um zu verhindern, daß es nicht versaut.

Coureau, eine Art kleiner Schiffe, deren man sich in Frankreich auf der Garonne bedient, um vermittelt derselben, die Menschen und Waaren auf die großen Schiffe zu transportiren.

Crazer, ein nordisches Schiff, mit drei Masten, ohne Stenge, noch Mastkorb.

Cuserosne, ein kleines japanisches Schiff ohne Verdeck, lang und unten spizig. Man stellet sehr viele Leute zum Rudern hinein, und braucht es zum Wallfischfange.

Debarquieren, die Güter aus dem Schiff ans Land bringen und ausladen.

Dispache, die Repartition, was ein jeder Interessent zu Erstattung des erlittenen Schadens contribuiren muß, wenn ein Schiffer auf der Reise bei

entstandnem anhaltenden Ungewitter genöthiget worden, zur Errettung des Lebens, Schiffs, und einiger Güter, etwas über Bord zu werfen.

Docke, ist ein Platz an der See, oder bei einem Hafen, wo man das Wasser, nach Belieben, ein- und auslassen kan, um Schiffe zu bauen und auszubessern.

Dreg, ein kleiner Anker von fünf Klauen, welchen man zu den Schaluppen, Galeeren und andern Fahrzeugen mit niedrigem Bord gebraucht.

Drehbassen. S. Bassen.

Dünen, die Sandhügel längst der englischen und flandrischen Küste.

Einbucht, ein kleiner Arm von der See, der in das Land geht.

Einlaufen, wird von einem Schiff gesagt, wenn es in einem Hafen einlegt, oder auf einer Rhede zu Anker geht.

Embarquieren, heißt Güter einladen und zu Schiffe bringen; und sich embarquieren, heißt zu Schiffe gehen.

Einreffen (die Segel), sie unten etwas zusammen wickeln, damit sie weniger Wind fangen.

Entern, heißt ein Schiff mit Haken fassen, um es mit Gewalt zu steigen und wegzunehmen.

Felshaupt, ist ein etwas längliches Stück Holz oben auf dem Mast, worin die Stengen zu stehen kommen und ruhen. Es sind an allen Masten dergleichen, daher sie auch verschiedene Namen bekommen.

Fock, ein Fahrzeug mit flachem Boden, hinten und vorne spizig, und mit

mit einem Segel und Rudern versehen.

Saden, ein See- oder auf den Schiffen gebräuchliches Maas einer Klasterslang, womit man die Tiefe der Flüsse und des Meeres misst.

Sähre, ein flaches niedriges und breites, aus Balken und Bohlen verfertigtes Fahrzeug, welches von einem Fährmeister, nebst dazu gehörigen Fährknechten getrieben, und, wenn ein Fluß nicht allzubreit, aber doch etwas reißend ist, an ein über solchen Fluß gezogenes starkes Fährseil angehängen und hin und her gezogen, sonst aber mit Stacken getrieben wird. Vermittelt eines solchen Fahrzeuges werden Menschen, Pferde und Wagen, für ein gewisses Fährgeld, über die Flüsse und Ströme gesetzt.

Salle, das Ende eines Ankertaues.

Sallen, aus dem Schiffe in das Boot hinab steigen.

Sallen, Laue, womit die Raaken aufgezogen und niedergelassen werden.

Sigale, ein kleines indianisches Fahrzeug, welches, ob es schon einen Mast und aufgespanntes Segel hat, dennoch allezeit des Ruders bedarf.

Flagge. Die englische Flotte wird in drei Geschwader eingetheilt, von

denen das erste eine rothe, das andere eine weiße, und das dritte eine blaue Flagge führt. Die rothe Flagge ist im Range die erste, und die blaue die letzte. Diese Eintheilung ist erst in neuern Zeiten gemacht worden; und man findet vor Carl dem Andern davon keine Spuren. Man hat auch niemals alle drei Flaggen zusammen in der See gesehen, außer in dem ersten holländischen Kriege, unter eben diesem Monarchen. In dem zweiten Kriege, welchen derselbe mit der Republik der vereinigten Niederlande führte, bestand die englische Flotte nur aus zweien Geschwadern, nemlich dem von der rothen, und dem von der blauen Flagge. Denn die Franzosen, welche damals Bundesgenossen von England waren, und ein Geschwader ihrer Kriegsschiffe zur englischen Flotte hatten stoßen lassen, führten die weiße. In den beiden großen Kriegen, die hernach von England und Holland gemeinschaflich wider Frankreich geführt, und durch den Riswickischen und Utrechtischen Frieden geendigt worden sind, rüsteten beide Seemächte zusammen eine Flotte aus.

Die Fortsetzung folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

46^{tes} Stück.

Freitag, den 9^{ten} Junius 1780.

Fortsetzung der Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

Flaggeofficiere, heißen die Admirale, und zwar deswegen, weil ein jeder derselben seine Flagge führet, welches Recht kein anderer Seeofficier hat. Ein Admiral führt dieselbe auf der Stenge des grossen Mastes, ein Unteradmiral auf der Vorstenge, und ein Contreadmiral auf der Kreuzstenge. Ein Oberbefehlshaber führt keine Flagge, sondern einen breiten Wimpel, und zwar auf der Kreuzstenge; aber wenn er über ein besonderes Geschwader gesetzt ist, so läßt er ihn auf der großen Stenge wehen.

Wenn ein Admiral zum Oberbefehlshaber über eine Flotte oder Geschwader ernannt, und aus dem Britischen Canal ist, so befehlet er alle erledigten Officiersstellen. Die von ihm ernannten Officiere werden bei seiner Zurückkunft von dem Großadmiral, oder jezo von den Commissarien der Admiralität bestätigt, es wäre denn, daß etwas erhebliches wider sie einzuwenden wäre.

Wenn auf der Flotte Kriegsrath

gehalten wird, so werden nur die Flaggeofficiere, nebst dem ersten Hauptmann des Admirals, der in diesem Falle auch wie einer angesehen wird, und seine Stelle unter dem jüngsten Contreadmiral nimmt, dazu berufen. Wenn aber weniger, als drei Flaggeofficiere, gegenwärtig wären; so kan der Admiral einige von den ältesten Hauptleuten, nach seinem Gutbefinden, mit dazu nehmen.

Wenn ein Flaggeofficier auf ein Kriegsschif komt, so wird er von der Wache im Gewehr, und mit Trommelschläge empfangen. Vor dem Admiral und obersten Befehlshaber der Flotte wird Marsch geschlagen; ein anderer Admiral bekommt drei Wirbel, ein Unteradmiral zween, und ein Contreadmiral einen. Eben diese Ehre wiederfährt ihnen auch, wenn sie in ihren Booten mit aufgesteckter Flagge ein Schif vorbei fahren.

Floß, heißt bei der Schifbauerei, wenn drei bis vier Masten zusammen gebunden, und mit Brettern belegt werden, worauf die Kalfaterer sicher stehen

stehen können, wenn sie ein Schiff kaltern wollen.

Flott, alles was auf dem Wasser schwimmt, daher heißt flott machen ein Schiff, welches fest sitzt, wieder in den Lauf bringen. Flott werden aber sagt man, wenn die Ebbe vorbei ist, und die Fluth wieder kömt, oder das Meer anläuft, und das Wasser die Schiffe erhebt, daß sie ihren Lauf fortsetzen können.

Flottille, nennen die Spanier diejenigen Schiffe, die nach Amerika in geringer Anzahl mit einander abgefertigt werden, wenn die gewöhnliche Silberflotte auszurüsten, entweder nicht Waaren genug vorhanden, oder die vorhandenen Kriegsschiffe und andere Umstände es nicht zulassen. Sonst nennt man auch diejenigen Schiffe also, welche sich von der von Vera Cruz zurückkommenden Flotte absondern, und voraus gehen, um in Spanien die Nachricht von ihrer Abfahrt und von ihrer Ladung zu überbringen. Desgleichen giebt man diesen Namen der kleinen Flotte, welche den aus Amerika zurückkommenden Gallionen entgegen geht, und sie nach Hause begleitet. Seit einigen Jahren hat man auch in der Ostsee diesen Namen einem Commando leichter Kriegsschiffe, welches sonst eine Escadre genennet wird, zu geben angefangen.

Fockmast, der vordere Mastbaum.

Fockraa, die Raa am Fockmaste.

Focksegel, das unterste am Fockmaste.

Gutterung (eines Schiffs), ein

besonders, bei Gelegenheit des Strandens an der Klippe bei Neu-Holland beschriebenes Mittel, dessen Lecke unter dem Wasser von aussen zu verstopfen.

Gutterung, die inwendige Bekleidung des Schiffs mit Brettern.

Geschwader, ist eine Anzahl Kriegsschiffe, unter der Anführung eines hohen Seeofficiers.

Gewinde. Die Stellen an den Masten, an welche einige Stücke Holz genagelt, und hernach mit dicken Tauen umwunden werden, um sie zu verstärken.

Großadmiral. Das Haupt der englischen Seemacht ist der Großadmiral, der unter die hohen Kronbedienten von Großbritannien gehört. Man findet schon unter dem Könige Heinrich dem Dritten, Personen, welche den Titel eines Admirals über das englische Meer geführt haben.

Seit Edwards des Ersten Zeiten trifft man zween Admirale in England an, davon der eine über das nördliche, d. i. von der Themse nordwärts liegende, und der andere über das westliche, d. i. von der Themse westwärts liegende Meer gesetzt war. Allein, seit Heinrichs des Vierten Zeiten scheinen diese Aemter wieder in einer Person vereinigt worden zu seyn, und sind es auch hernach beständig geblieben.

Der Großadmiral ist nicht nur der höchste Befehlshaber über die ganze Britannische Seemacht, sondern auch der oberste Richter in allen den Seediens-

dienst und das Seewesen betreffenden Sachen, sie mögen bürgerlich oder peinlich seyn. Und gleichwie man die Herrschaft und Gerichtsbarkeit über die See mit Recht ein besonders gemeines Wesen oder Königreich nennen kan; so ist er, Kraft seiner Bestallung, als der Unterkönig dieses Sees Königreichs anzusehen. Seine Gewalt erstreckt sich über Großbritannien, Irland, Wallis, und die dazu gehörigen Inseln, ferner über Neu-England, Neu-York, Ost und West Jersey, Jamaica, Virginien, Barbados, St. Christoph, Nevis, Montserrat, Bermuda und Antigua in Amerika, und Guinea, Binny und Angola in Afrika, und alle andere Derter und Colonien, welche Großbritannienischen Unterthanen zugehören.

In Friedenszeiten thut er gegen das Ende des Jahrs bei dem Könige Anfrage, wie viele Seeleute er in dem künftigen Jahre in seinen Diensten zu gebrauchen für gut befunde. Und wenn der König ihm seinen Entschluß bekannt gemacht hat, veranstaltet er die Ausführung desselben. Er besorget auch den Bau der neuen Schiffe, und versiehet diejenigen, die zum Seedienste ausgerüstet worden, mit dem nöthigen Geschütze, welches er, mittelst eines Schreibens, vom Generalfeldzeugmeister fordert.

Wird eine Flotte in See geschickt, so erteilt der Großadmiral demjenigen Officier, den der König darüber zum obersten Befehlshaber ernannt hat, seine Bestallung. Zu Kriegszeiten

gibt er auch, auf einen von dem König erhaltenen Befehl, den Admiraltätsgerichten in den auswärtigen Provinzen und Colonien Gewalt, über alle gemachten Preisen zu erkennen, und dieselben nach Befinden der Umstände für verfallen zu erklären. Ferner läßt er auf einen gleichen von dem Könige erhaltenen Befehl, Repressalienbriefe für die Kaper ausfertigen, Kraft deren sie sich der feindlichen und auch anderer Schiffe, die Contrabandegüter am Bord haben, bemächtigen können.

Er hat ein eigenes hohes Gericht, worin alle Streitigkeiten und Verbrechen untersucht und entschieden werden, die auf der See, in den Häfen und Flüssen bis zu der ersten Brücke von dem Meere, vorgefallen und begangen sind. In diesem Oberadmiraltätsgerichte, worin er den Richter bestellet, wird nach dem römischen Rechte gesprochen, (denn das englische Recht gilt nur auf dem Lande,) und es kan an dasselbe von den Unteradmiraltätsgerichten appellirt werden.

Der Großadmiral bestellet auch seine Unteradmirale in allen an der See gelegenen Provinzen in Großbritannien und Irland, imgleichen in den auswärtigen Colonien und Ländern, wo sie seine Gerichtsbarkeit ausüben, und alle in der Provinz vorkommende Seesachen entscheiden. Vormalis bestellte er auch einen Unter- und einen Contreadmiral; allein jezo giebt die Krone ihnen unter dem großen Siegel ihre Bestallungen, und es werden diese Ehrenbedienungen insgemein

den ältesten Admiralen der Flotte ertheilt.

Weil das Amt des Großadmirals so wichtig, und von einem so weiten Umfange ist; so hat die Krone dasselbe öfters durch verschiedene Personen, die den Titel Commissarien oder Herrn der Admiralität führten, verwalten lassen.

Der Graf von Pembroke ist der letzte, der nach dem Tode des Prinzen Georg von Dänemark, der diesen hohen Posten bis 1708 bekleidete, Großadmiral gewesen ist. Und von dieser Zeit an ist dieses Amt beständig von sieben oder acht Commissarien verwaltet worden. Von diesen Commissarien der Admiralität sind die Commissarien der Flotte unterschieden, welche vornemlich mit den die Flotte betreffenden Rechnungssachen zu thun haben, und sich theils zu London, theils zu Portsmouth, Plymouth und Chatham aufhalten.

Große Bramstenge, die zweite Verlängerung des Hauptmastes.

Großer, oder Hauptmast, ist der mittellste.

Große Jungfern, s. Jungfern. Großes Segel, das unterste am Hauptmaste.

Große Stenge, die erste Verlängerung des Hauptmastes.

Große Wand, bedeutet die Haupttaue am großen Mast.

Grüßen, ist ein bei den Seelenten übliches Ceremoniel, nach welchem Schiffe sich unter einander, oder gewissen Personen und Dectern einige

Merkmale der Hochachtung und Höflichkeit erweisen. Nach den englischen Seegesetzen verhält es sich folgender Gestalt damit:

Flaggeofficiere grüßen den Admiral und obersten Befehlshaber der Flotte mit funfzehn Kanonen, und die Hauptleute thun es mit siebenzehn. Der Admiral antwortet den Flaggeofficieren mit zweien weniger, und den Hauptleuten mit vierein weniger.

Wenn Flaggeofficiere ihren obern oder ältern Officier grüßen; so thun sie es mit dreizehn Kanonen. Er antwortet denen, die mit ihm von gleichem Range sind, mit einer gleichen Anzahl, den niedrigeren und Hauptleuten mit zweien Kanonen weniger.

Ein Hauptmann grüßet den Admiral von der weißen oder blauen Flagge mit funfzehn Kanonen, Unter- und Contreadmirale aber mit dreizehn.

Wenn ein Flaggeofficier von zweien oder mehreren Kriegeschiffen begrüßet wird; so danket er ihnen nicht eher, als bis sie es alle gethan haben, und mit einer solchen Anzahl Kanonen, als er für gut befindet.

Wenn zwei Geschwader sich begegnen, so grüßen sich nur die beiden Oberbefehlshaber; und wenn einzelne Schiffe einem Geschwader mit mehr, als mit einer Flagge begegnen; so grüßen sie nur die vornehmste.

Keine Kriegsschiffe grüßen sich, wofern sie nicht wenigstens sechs Monate von einander gewesen sind.

Hauptleute grüßen sich einander gar nicht.

Wenn

Wenn ein zum obersten Befehlshaber über ein Geschwader ernannter Flaggeofficier zuerst seine Flagge aufsteckt, so wird er von allen gegenwärtigen Schiffen mit einer solchen Anzahl Kanonen, als oben festgesetzt ist, begrüßt.

Fremde, die nicht ihr Marssegel streichen, und ihre Flagge nicht einnehmen, wenn sie einem königlichen Kriegsschiffe auf dem Britischen Meere bis zum Vorgebirge Finisterre begegnen, sollen dazu genöthigt, und königliche Unterthanen, die solches unterlassen, an gehörigem Orte belangt werden.

Die königlichen Kriegsschiffe sollen gegen keinen in dem Britischen Meere streichen, und in andern Gewässern auch nicht, es sey denn, daß die Fremden zuerst gestrichen hätten, oder zu gleicher Zeit streichen.

Wenn ein fremder Admiral ein königliches Admiralschiff grüßt, soll ihm Kanone für Kanone geantwortet werden; wenn er aber ein Unter- oder Contreadmiral ist, bekommt er zwei Kanonen weniger. Ist der Fremde nur ein Hauptmann, sollen Flaggeofficiere ihm mit zwei Kanonen weniger, und Hauptleute mit einer gleichen Anzahl antworten.

Fremde Dörter können von Hauptleuten, mit so vielen Kanonen, als gewöhnlich ist, auf die gewisse Versicherung, daß ihnen auf gleiche Weise gedankt werden soll, begrüßt werden. Aber, wenn ein Schiff eine Flagge führt; so muß der Flaggeofficier zu

erst sorgfältige Nachricht davon einziehen; und sodann darauf bestehen, daß ihm eben die Ehre, als den Officieren anderer gekrönter Häupter erwiesen werde.

Hauptleute können an fremden Dörtern diejenigen Personen, die zu ihnen an Bord kommen, nach Gutbefinden, und nach ihrem Stande grüßen: allein, sie haben es zu verantworten, wenn sie durch den Mißbrauch dieser Freiheit zu viel thun mögten. Sie müssen auch zuvor von dem Oberbefehlshaber, oder dem ältesten Hauptmann, wenn einer da wäre, die Erlaubniß dazu einholen.

Wenn Kaufleute, sie mögen königliche Unterthanen oder Fremde seyn, den Admiral von der Flotte grüßen, so antwortet er ihnen mit sechs Kanonen weniger, die andern Flaggeofficiere mit vierein weniger, und die Hauptleute mit zweien weniger.

Wenn zwei oder mehr Kauffahrtheischiffe ein Kriegsschiff grüßen, soll ihnen nicht eher, als bis sie alle fertig sind, geantwortet werden, und zwar mit einer solchen Anzahl Kanonen, als man für gut befinden wird.

Wenn Herzoge oder Botschafter auf ein königliches Kriegsschiff kommen; so werden sie bei ihrer Ankunft und dem Weggehen mit funfzehn Kanonen begrüßt. Andere Gesandten, oder vornehme Personen werden mit eils, oder weniger Kanonen, zufolge der Verschiedenheit ihres Standes begrüßt.

Alle Grüße geschehen mit den Kanonen des obersten Verdecks.

Die königlichen Kriegsschiffe und königlichen Festungen grüßen sich einander gar nicht.

Öffentliche Freudentage werden von den königlichen Kriegsschiffen, wenn sie im Hafen sind, mit einer solchen Anzahl Kanonen, als der Oberbefehlshaber für gut befindet, gefeiert, dergestalt, daß dieselbe nicht ein und zwanzig in jedem Schiffe übersteige.

Die Ceremonien bei Begräbnissen werden zufolge den von der Admiralität vorgeschriebenen Regeln beobachtet.

Gürtel; Tawe, die unten an den Segeln befestigt sind, und vermitteln, welcher sie aufgespannet oder eingenommen werden.

Halbort. Das oberste am Hinterteile des Schifs, welches meistens aus Bildhauerarbeit besteht.

Halben sind vier starke Tawe an dem großen Segel und der Focke. Sie laufen nach dem einen Ende etwas spitzig zu, an dem andern aber haben sie einen großen Knopf, mit welchem sie an den Ecken der Segel befestigt sind. Sie dienen die Segel nach Beschaffenheit des Windes zu stellen.

Hängematten sind die Betten der Bootsleute, die auf dem Verdecken an vier Ecken befestigt sind, und also hangen. Diese werden, wenn es zum Gefechte kommt, in das an den Seiten des halben Verdecks befindliche Netz gethan, da sie zur Vertheidigung, und gleichsam statt einer Brustwehre dienen.

Hassel (Schifs). Eine bekannte, in

Kauffahrtschiffen gebräuchliche cylindrische Maschine zum Aufheben der Anker.

Haupt- oder Untersegel; siehe Segel.

Haupttaue sind sieben, auch wohl acht oder neun große Tawe, die an beiden Seiten des Schifs befestigt sind, und bis zu dem Mastkorbe, an allen Masten, gehen. Sie heißen auch die Wände, und bekommen von den Masten, zu welchen sie gehören, besondere Namen. Die Mastkörbe und die Stengen haben auch ihre eigenen Haupttaue, oder Wände.

Haut, die Bretter oder Planken, womit das Schif von außen bekleidet ist.

Heckboot, ist eine Art kleiner Fahrzeuge zu Wasser, mit einem weiten Bauche, ohne Hinterrund und Vordermast, wie eine Flüte gestaltet, das bis 100 Tonnen tragen kan.

Hintersteve, ist das in dem Hinterteile des Schifs in den Kiel eingesügte aufrechtstehende Holz, woran das Steuerruder an eisernen Haken hängt.

Hinterverdeck, ist ein unterbrochenes Verdeck auf großen Schiffen, welches von dem Orte, wo das Steuerruder regiert wird, bis zu des Schiffers Hütte geht.

Hissen, heißt bei der Schifffahrt, etwas in die Höhe ziehen. Also werden die Segelstangen in die Höhe gehißet; die Güter werden aus dem Schiffe ausgehißet, wenn sie geladhet werden sollen, und hierzu verschiedene Hissen

Ziffen oder **Winden**, nach dem Unterschiede der Last gebraucht.

Höhe, heißt in der Schiffahrt die Erhebung des Pols über den Horizont, oder die Entfernung eines Orts von dem Aequator.

Holm, wird in einigen nordischen Seeräubern der Ort genannt, wo die Schiffe gebauet werden.

Jagd, heißt die Verfolgung eines Schiffes durch andere.

Jelle, ein kleines Schiff, vorn und hinten spitzig, welches in Norwegen und Moskau sehr gebraucht wird.

Inhölzer, die zu beiden Seiten von dem Kiel an in die Höhe stehende starke Hölzer, welche krumm gebogen sind, damit das Schiff seine Runde bekomme.

Jölle, ein kleines Boot bei Kriegsschiffen, mit ungefähr sechs Rudern.

Jour-Nomme, nennen die Franzosen ein geschwind fahrendes Schiff, dessen Schiffer sich verbindlich gemacht hat, an einem gewissen bestimmten Tage in den Hafen, wohin es bestimmt ist, einzulaufen, bei Strafe der Verminderung der Hälfte des Preises, der in seinem Frachtbriefe enthalten ist.

Jungfern, (*Dead Eyes*,) in jedem Pütting eingefasste Rollen mit drei Löchern, die an die untersten Enden der Haupttaue befestiget, und mit einem Tauen durch die Löcher an einander gehängt sind. Sie dienen dazu, daß die Haupttaue oder Wände fester angezogen werden, und desto steifer zu stehen kommen. Von den Masten, wozu sie gehören, bekommen sie verschiedene Namen.

Kraag, oder **Koeg**, ein bei den Holländern gebräuchliches Fahrzeug, das fast einer Schmaacke ähnlich sieht. Man braucht dasselbe auch auf der Nieder-Elbe.

Kahn, heißt 1) ein kleines Fahrzeug, so weder Mast noch Segel hat, und nur durch eine oder zwei Personen, vermittelst eines Ruders, oder einer Stange, regiert wird, um damit über einen Fluß zu setzen: 2) ein mittelmäßiges Fahrzeug, das mit Segel und Ruder fortgetrieben wird, und worauf man Personen und Güter von einem Orte zum andern auf den Flüssen zu bringen pflegt.

Kalfatern. Die Fugen des Schiffs ausstopfen und verpichen.

Kaper. In Kriegszeiten rüsten oft Privatleute auf ihre Kosten Schiffe aus, mit welchen sie auf den Feind kreuzen, um ihm Abbruch zu thun, und seine, oder seinen Unterthanen zugehörige Schiffe, Güter und Waaren wegzunehmen, auch sich anderer Fahrzeuge, die mit Contrabandewaaren für den Feind geladen sind; zu bemächtigen. Diese heißen Kaper. In Ansehung derselben ist zu merken, daß keiner ohne vorgängige Erlaubniß Schiffe zur Kaperei ausrüsten darf, sondern er muß sich vorher bei der Admiralität melden, welche sodann auf Genehmigung und Befehl der Regierung ihm Repressalienbriefe mit gewissen Verhaltensbefehlen erteilt. Ehe aber dieses geschieht, muß er wegen seines Wohlverhaltens, wenn sein Schiff 150 Mann führt, auf 3000, und wenn es weniger Mannschaft hat, auf

auf 1500 Pfund Sterling Sicherheit bestellen. Der Inhalt der gedachten Verwaltungsbefehle bestehet in folgenden Punkten:

1) Den Kapern wird erlaubt, alle dem Feinde zugehörigen Kriegs- auch andere Schiffe, Güter, Waaren und Personen wegzunehmen, auch sich an derer Schiffe, die Contrabandegüter am Borde haben, zu bemächtigen. Aber es ist ihnen verboten, Feindseligkeiten gegen sie auszuüben, oder in den Seehäfen solcher Prinzen, die mit dem König in Frieden leben, oder in ihren Klüssen und Rheden, innerhalb eines Kanonenschusses, Preisen zu machen.

2) Sie sollen die Preisen entweder nach einem Orte des Königreichs, oder den englischen Colonien, wo Admiraltätsgerichte sind, führen, und über ihre Rechtmäßigkeit urtheilen lassen.

3) Sie sollen vor das Admiraltätsgericht drei oder vier der vornehmsten zu der Priße gehörigen Personen stellen, damit sie wegen des Eigenthums des Schiffs und der Waaren befraget und vereidiget werden mögen. Gleichergestalt sollen sie auch alle auf der Priße gefundene Brieffschaften dem Admiraltätsgerichte einliefern, und durch einen Zeugen beschwören lassen, daß dieselben wirklich zu der Zeit, da das Schif aufgebracht ward, darauf gefunden worden seyn.

4) Eße das Schif, nebst den Waaren, von dem Admiraltätsgerichte für eine rechtmäßige Priße erklärt worden ist, sollen sie nichts davon wegnehmen, noch auch Jemand darauf mit kaltem Blute tödten, noch ihm anders, als in solchen Fällen gewöhnlich ist, bezeugen.

5) Sie sollen auf keine Weise den Verträgen, die zwischen Großbritannien und andern Staaten gemacht sind, zuwider handeln, noch wider deren Unterthanen etwas unternehmen.

6) Wenn das aufgebrachte Schif mit den Waaren für eine gute Priße erklärt worden ist, so steht ihnen frei, beides zu verkaufen.

7) Sie sind schuldig, den Schiffen königlicher Unterthanen Beistand zu leisten, wenn sie von dem Feinde an gegriffen werden.

8) Diejenigen, welche am Borde der Kaper dienen, sollen nicht als Uebertreter der Landesgesetze angesehen werden.

9) Diejenigen, die ein Schif zur Kaperie ausrüsten, sollen der Admiraltät den Namen und die Größe des Schiffs, nebst dem Namen des Hauptmanns und des Eigentümers, die Anzahl der Kanonen und Seeleute, und die Zeit auf welche es verproviantirt ist, anzeigen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Montag, den 12ten Junius 1780.

Fortsetzung der Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

10) **F**erner sollen die Kaper dem Secretair der Admiralität von den Absichten und Bewegungen der feindlichen Schiffe, so weit sie etwas davon entdecken können, auch von ihren Kauffahrtseischiffen, ob deren einige ein- oder auslaufen wollen, Bericht abstaten.

11) Sie sollen nicht die königliche Flagge, insgemein die Flagge der Vereinigung genannt, sondern außer der bei Kauffahrern gewöhnlichen Flagge, eine rothe Fahne, worin zunächst an dem Stocke, die Flagge der Vereinigung in einem Quartiere gezeichnet ist, führen.

12) Sie sind verbunden, allen königlichen Befehlen und Anweisungen, die ihnen zugesertiget werden mögten, nachzuleben.

13) Es wird ihnen zugleich angedeutet, daß diejenigen, welche diesen Verhaltensbefehlen zuwider handeln, auf das schärfste bestraft, und angehalten werden sollen, denen, welchen sie Schaden und Unrecht gethan haben, Genugthuung zu geben.

Ray, oder die Schälung, wird die Einfassung des Strandes oder des Ufers in einem Hafen genannt.

Behren, (die See,) s. See.

Kelecks, eine Art Fahrzeuge, deren sich die Caravanen bedienen, wenn sie zu Wasser reisen wollen. Ein Keleck trägt ungefähr acht und zwanzig Personen, und zehn bis zwölf Centner Waaren.

Kielen, oder Kielholen. Ein Schif auf die Seite legen, damit man dem Kiele beikommen, und die ganze Seite des Schiffs ausbessern kan.

Kiel. Der unterste große Balken, oder vielmehr die in einander gefügten und befestigten Balken, welche das Fundament des ganzen Gebäudes des Schiffs ausmachen.

After-Kiel. Ein starker dicker Balken, der an dem Kiel befestigt ist, um dessen untere Seite desto besser zu verwahren.

Kieming, die auswendig herumgehenden starken Planken am Schif, wodurch dessen Bauch seine Rundung bekommt.

A a a

Blam

Klampen. Große Stücke Holz, wodurch die Balken im Schiffe an einander befestigt werden.

Kleidung, oder Bekleidung des Ankertaues, bedeutet die Stellen, wo dasselbe mit alten Lumpen und Reusen umwunden ist, damit es auf dem Grunde nicht von den Steinen oder Klippen zerrieben werde.

Klüsen, sind zwei runde Löcher am Vordertheile des Schiffs, durch welche die Ankertaue gehen, wenn das Schiff vor Anker liegt.

Knie des Boegspriets ist ein krummes Holz, welches an dessen vordersten Ende mit Bolzen von oben nach unten befestigt ist, worauf das Eselshaupt, darin die Stenge steht, angebracht ist.

Knie- oder Krummhölzer, krumme Balken zu unterst am Schiffsbauwerke, wodurch der Boden mit den Seiten verbunden wird.

Koy, wird auf dem Schiff die Abtheilung genannt, so zu einer Kammer oder Schlafstelle gemacht wird.

Kreuzer, sind Schiffe, welche in gewissen Gegenden auf dem Meere herumstreichen, um es von den Seeräubern zu reinigen, oder auch feindliche Schiffe zu beobachten und wegzunehmen.

Kreuzsegel, heißt das Segel, welches an der Kreuzstenge geführt wird.

S. Segel.
Kreuzstenge, bedeutet die Stenge, so auf dem Besanmaste steht.

S. Mast.
Küste, das Ufer eines Landes,

welches von dem Meer angespült wird.

Länge. Die Entfernung eines Orts, Ost oder Westwärts vom ersten Mittagzirkel, der nach Belieben angenommen wird.

Lanteas, große chinesische Fahrzeuge, deren sich die Portugiesen zu Macao bedienen, und die ungefähr von sieben bis achthundert Tonnen sind.

Lantione, ein chinesisches Fahrzeug, welches auf jeder Seite acht Ruderbänke hat; auf jeder Bank sind sechs Ruderknechte. Es sind diese Fahrzeuge den europäischen Galeeren ziemlich gleich; und bedienen sich derselben sonderlich die Seeräuber desselben Landes.

Lascars, eine Art Botenknechte in Indien, die oft von den Engländern gebraucht werden.

Lastschiff. So werden alle diejenigen Schiffe genennet, die zu Beförderung der Güter und Waaren, wie auch zu Uebersetzung der Kriegsvölker gebraucht werden.

Laufendes Tauwerk. S. Tauwerk.

Laviren heißt, wenn bei widrigem Winde von der rechten zur linken, und von der linken zur rechten gesegelt wird, um den Wind zu gewinnen.

Leck. Irgend eine Risse, oder Defnung, wodurch das Seewasser in ein Schiff eindringt.

Lecküste, dergleichen Leeseite, diejenige, auf welche der Wind hinwehet.

Leesegel, (auch Seitensegel,) kleine

ne Segel, welche an jedem Ende der großen und der Fockraa an runden Stangen befestiget, und gleichsam Flügel des Großen: und des Focksegels sind. Man spannt sie bei stillem Wetter auf, um desto mehr Wind zu fangen.

Leesegelbaum, ist die Stange, woran diese Segel befestiget sind.

Lichten, einem Schiffe, um es flott zu machen, oder damit es leichter segeln könne, einen Theil seiner Ladung nehmen. Auch heißt lichten so viel, wie in die Höhe ziehn, aufheben, z. E. die Anker lichten zc.

Lichter, ein jedes mittelmäßiges Fahrzeug, das nicht tief gehet; und gebraucht wird, andere Schiffe zu beladen, oder zu entladen. Insgemein sind die Lichter ohne Masten; zuweilen sind sie aber auch bemastet.

Liegegeld, heißt bei der Seehandlung dasjenige Geld, welches ein Schiffer, der stille liegen muß, deswegen dem Schiffsvolle annoch über Kost und Fracht giebt.

Lin, eine Art Schiffe, welche ohne alle Gefähr mit allen Winden segeln können.

Linie, oder Mittellinie, ist der Aequator oder der Zirkel, der um die Fläche der Erdkugel beschrieben wird, und von jedem Pole neunzig Grade abstehet.

Loddingen, ist eine Art kleiner Fahrzeuge, oder Boote, deren sich die Russen auf der Ostsee bedienen.

Löschen, heißt in der Schifffahrt ausladen.

Lootsen, Leute denen die Ausfuhr

ten, und überhaupt der Weg auf einem Strom oder nach einem Hafen vollkommen bekannt ist.

Lustbug, die Seite des Bugs, woher der Wind bläst.

Mars, oder Mastkorb, ein aus starken Brettern bestehender Boden, in dessen Mitte ein viereckiges Loch ist, wodurch der Mast gehet. Jeder Mast auf großen Schiffen hat seinen Mastkorb; auch haben die Stengen ihre Mastkörbe.

Marslaterne, die Laterne, welche ein Schiff auf dem großen Maste führt.

Marsraa, die Segelstange, die ein Marssegel führt.

Marssegel, die an den Großen und Vorstengen.

Marswand. Die Wand oder Haupttaue am Mastkorbe.

Masten, oder Mastbäume, große aufrecht stehende Bäume, welche die Segel führen und vermittelst derselben den Lauf des Schiffs lenken helfen. Große Schiffe sind mit drei Masten versehen. Der mittlere heißt der Großer oder Hauptmast; der vordere wird der Fockmast, und der hintere der Besaanmast genannt. Alle drei werden durch andere kleinere Masten verlängert. Die erste Verlängerung des großen Masts heißt die große Stenge; die zweite nennt man die große Bramstenge. Die erste Verlängerung des Fockmasts heißt die Vorstenge; die zweite wird die Ber. Bramstenge genannt. Die einzige Verlängerung des Besaan- oder hintern Masts nennt man die Kreuzstenge.

Meilen, sind in allen Ländern sehr verschieden. Die Schiffsleute rechnen nach Seemeilen, die den französischen gleich kommen, und deren man zwanzig auf einen Grad rechnet. Eine englische Meile ist ungefähr der vierte Theil einer mittlern deutschen Meile. Es werden deren sechzig auf einen Grad gerechnet. Eine spanische Meile ist etwas kleiner, als eine deutsche, und gehen davon siebenzehn auf einen Grad.

Messbrief, ist diejenige schriftliche Urkunde, welche einem Schiffer von Obrigkeit wegen erteilet, und darinnen bezeuget wird, daß der Schiffsmesser eidlich angezeigt, daß er das Schiff gemessen, und es so lang und so breit gefunden habe, und daß es so und so viel Last führen könne.

Mittagszirkel, ein halber Zirkel auf der Erdkugel, der durch die Pole und einen jeden Ort beschrieben wird.

Mansön, ein ordentlich, in einer gewissen Jahreszeit beständig wehender Wind.

Mulet, eine Art portugiesischer Schiffe, von mittelmäßiger Größe, mit drei Masten, so dreieckigte, oder sogenannte lateinische Segel führen.

Muzzi, sind auf den Galeeren Türkenklaven, die zu allerhand Arbeit auf dem Schiffe gebraucht werden.

Nevre, ein kleines Schiff, dessen sich die Holländer zum Heringefange bedienen. Es ist eine Gattung von Fischen, zu ungefähr 60 Tonnen.

Nothmasten, sind die aus Segelstangen und anderm Holzwerk in der

Eile verfertigte Masten, die an die Stelle derjenigen, die in einem Sturm oder Gefechte verloren worden, aufgesetzt werden.

Oberbootemann, ein Gehülfe des Schiffers, der die Aufsicht über alles Laubwerk und die Segel führt, und den Matrosen ihre Arbeit anweist.

Passeport, ein offenes Schreiben, welches die Schiffer zu ihrer Sicherheit bei sich führen.

Passatwind, ein Wind, der in gewissen Gegenden fast beständig aus einerlei Gegend wehet.

Patache, ein kleines Kriegsschiff, welches andern gemeintlich zur Begleitung mitgegeben wird. Sonst liegt es vor dem Eingange des Hafens, um die einlaufenden Schiffe zu beobachten, und heißt sodann ein Ausleger.

Periagua, ein kleines Boot oder Kahn, so mit einem Paar Rudern fortgetrieben wird.

Perrn, eine Gattung kleiner türkischer Fahrzeuge, die den Gondeln gleich sind. Man gebraucht solche zu Constantinopel, Galata, Pera, und andern Orten in der Levante zum Uebersahren.

Persening, die gepichte Decke, oder Wachstuch, welches über die Luke der Schiffe gelegt wird.

Pflichtanker, s. Anker.

Pilote, s. Lootse.

Pöller, Pläse, worauf die Bassen befestiget sind.

Police, das Versicherungs- oder Affecuranzinstrument, so auf Schiffs waaren zc. ausgesetzt wird.

Prä-

Prämie, das Geld, welches der Affuradeur oder Versicherer für die Gefahr bekommt, die er auf sich nimmt.

Prame, ein Fahrzeug mit einem flachen Boden, welches zur Ausladung und zu Landungen gebraucht wird.

Pressen, heißt, wenn der Staat Mangel an Seevolk hat, und auf jedem Kauffahrtheischif eine gewisse Anzahl Matrosen wegnehmen läßt.

Prise, ein auf der See erbeutetes Schif: und eine **Prise** aufbringen, bedeutet so viel, als sich eines Schiffs bemächtigen, und selbiges in den Hafen bringen. Wenn ein Capitain eine **Prise** gemacht hat, ist er schuldig, der Admiralität, oder wer von derselben dazu verordnet ist, davon Rechenschaft zu geben, und zu erwarten, daß es für eine gute **Prise**, das ist, für eine rechtmäßige Beute erkant wird.

Püttings, dicke eiserne Stangen, die unten mit Bolzen an der Schiffsseite befestigt sind, nicht weit von einander abstehen, oben wie ein Ring geschmiedet, und worin die sogenannte Jungfern eingefaßt sind. Sie dienen zur Verstärkung der Haupttaue oder der Wände.

Quarantaine, wird die Zeit von vierzig Tagen genennet, während welcher ein Schif, welches aus Ländern kommt, wo die Pest und andere ansteckende Krankheiten geherrscht, in einiger Entfernung von dem Hafen vor Anker liegen muß, um abzuwarten, ob sich in dieser Zwischenzeit nichts ansteckendes auf dem Schiffe zeigt.

Quartiermeister, ein Schiffsofficier, sonst auch **Schiemann** betitelt. Er hat die Aufsicht über die Fock- und Marssegel beim Wenden des Schiffs, und über die Anker- oder Kabeltaue.

Raaen, die Segelstangen, welche quer an den Masten hängen, und woran die Segel aufgespannt werden. Die große **Raa** führet das große oder untere Segel am Hauptmaste; die **Fockraa** hält das Focksegel; **Marsraaen** die Marssegel; **Braamraaen** die Braamsegel.

Raum, (Schiffs:) der unterste Platz im Schiffe.

Reff, ist eine Einwickelung des untersten Endes der Segel, welches bei Stürmen geschieht, damit sie nicht so viel Wind fassen.

Rein. Ein reines Schif nennt man dasjenige, worin alles auf den Verdecken weggeräumt ist, damit es desto geschickter zum Gefechte seyn möge. Auch nennen die Seeleute ein solches Schif, ein reines Schif, das erst vor kurzem mit Fett und Theer überstrichen worden ist, und daher leichter und geschwinder segelt. Diesem wird ein unreines Schif entgegen gesetzt, welches lange in der See gewesen, und woran sich allerlei kleine Muscheln und Schnecken gesetzt haben, so daß es daher schwer und langsam segelt.

Rhede, eine Stelle in der See nicht weit von der Küste, worin man sicher ankern kan.

Rheder, die Eigenthümer eines Schiffs.

Rinnen, Abzüge unten im Schiffsraum, die das eingedrungene Wasser in den Schiffsbrunnen und folglich in die Pumpen leiten.

Rüst, ein dickes und starkes, etwa fünfzehn bis zwanzig Fuß langes Brett auf beiden Seiten des Schiffs, woran die Wände oder Haupttaue befestiget sind. Ein jeder Mast hat auf beiden Seiten seine besondern Rüsten.

Saaling. Vier längliche, oben am Mastkorbe kreuzweise verbundene Hölzer, worauf der Mastkorb ruhet. Jeder Mast und Stenge haben ihre eigene Saaling.

Samoreus, ein sehr langes und flaches Fahrzeug, dessen man sich auf dem Rheine und in Holland bedient, und insgemein damit Holz von einem Orte zum andern führet. Der Mast ist von zwei Stücken, und sehr hoch; er ist am Hintertheile des Schiffs und an den Seiten fest gemacht.

Sandale, eine Art Fahrzeuge auf dem mittelländischen Meere, welche dazu dienen, die großen Schiffe zu entlasten.

Sarter vom Schiffe, ein den Kaufleuten und Seefahrenden bekanntes Wort, welches so viel heißt, als die Länge, Tiefe und Weite eines Schiffs, oder wenn es seine rechte Länge, Proportion, und sein gehöriges Modell hat.

Saugue, eine gewisse Art Fischerfahne in Provence in Frankreich.

Saumtaue, Seile, womit die

Segel eingefast, und an ihren Enden verstärkt sind.

Schanze, die Erhöhung über dem Oberverdecke am Hintertheile des Schiffs, welche sonst auch das Hintercasteel heißt.

Schärfe, oder der Kriech, ist das an der Vorderstee befestigte vorne ausstehende Holz, worauf gemeinlich der voran befindliche ausgeschnitzte Löwe die Bordertaken legt, und welches das Wasser zertheilt.

Schärfe, sind auch die Enden der zusammengefüigten Bretter oder Planken.

Scheerboot, sind in Schweden kleine bewaffnete Fahrzeuge, die in den Scheeren gebraucht werden, um die feindliche Schiffe abzuhalten.

Scheeren, werden sonst überhaupt die Klippen und Felsen genennet, die im Meere hervorragen, oder nur mit leichtem Wasser bedeckt sind, und daher die Schifffahrt gefährlich machen. Insonderheit aber führen die Seeklippen auf den Küsten in Schweden und Finnland, diesen Namen, sonderlich die, die sich vor dem Hafen bei Stockholm befinden.

Schiffer oder Meister, einer von den Obofficiers des Schiffs, der die Oberaufsicht über die Seelente führt, und wieder seine Gehälfen hat.

Schiffrrechnungs-Schnur, eine durch proportionirte Knoten abgetheilte Schnur, die an einer besondern Maschine gebraucht wird, den Weg, den das Schiff zurück legt, zu messen.

Schlupfhafen, ein bequemer Hafen

fen oder Ankergrund hinter einer Höhe, wo mittelmäßige Fahrzeuge vor Wind und Wellen sicher liegen können.

Schooten, sind Tauen, womit die Segel ausgespannt werden. Sie bekommen von den Segeln, wozu sie gehören, auch verschiedene Namen.

Schoot by Nacht, (franz. Contre-Admiral,) ist der dritte Flaggofficier bei einer Kriegsflotte, und folget gleich nach dem Viceadmiral, in dessen und des Admirals Abwesenheit er das Commando über die Flotte führt. Seine Flagge führt er auf dem Vorsaamaste. So wohl im Gefechte, als auch sonst commandirt er den Nachzug. Des Nachts muß er Achtung darauf geben, daß die Schiffe im Segeln in ihrer Ordnung bleiben, damit sie sich nicht an- und übersegeln. In Holland ist er ein beständiger Officier, wieder Admiral selbst, in Frankreich aber versteht der älteste Chef der Escadre dessen Amt.

Scirie, ist der Name, welchen die Türken, Griechen und Italiener einem kleinen Schiffe oder Fahrzeuge mit einem Verdeck, und einem dreieckigen Segel geben.

See, die See kehren, heißt ein langes Seil längst dem Boden in der See hinziehen, um vermittelst desselben, einen abgerissenen Anker u. dgl. wieder zu finden, und zu fassen. Zu diesem Ende werden die beiden Enden des Seils an zwei Boote befestiget, die in einiger Entfernung einander gegenüber rudern. An die Mitte des Seils hängt man zwei Kanonenku-

geln, oder andere Gewichte, die es auf den Boden hinab drücken. Indem nun die Boote forttrudern, schleppen sie das Seil im Grunde des Meeres nach; und dieses faßt den Anker u. dgl.

Seeschlacht. Das wichtigste in dem Seewesen, sind die Schlachten, die auf dem Meere geliefert werden. So bald der Admiral in See gehet, theilet er den Plan der Schlachtordnung den unter ihm stehenden Officieren mit, auf daß ein jeder seinen Vorsten, im Falle eines Gefechtes, wissen möge. Die Schlachtordnung einer Flotte besteht darin, daß die Schiffe sich in eine Linie legen, und ihre Seiten dem Feinde entgegen stellen. Die englischen Flotten pflegten vor diesem in der Nähe, Bord an Bord, und nicht in der Ferne, in einer Linie, oder halbem Monde, wie jezo geschieht, zu sechten. Aus dieser Ursache waren ihre Kanonen kürzer, aber größer gebohrt, als die französischen, welche zu dem Gefechte in einer Linie eingerichtet sind, indem sie eine größere Länge haben, und weiter schießen, daß also diese Art zu sechten, den Engländern nachtheilig war. Denn man hat öfters wahrgenommen, daß die Kanonen der Franzosen schon über die Schiffe der Engländer weggeschossen sind, da dieser ihre sie innerhalb einer englischen Meile noch nicht erreichen konnten.

Liegt die Flotte in Schlachtordnung, so befindet sich der Admiral und oberster Befehlshaber immer in der Mitte, und die anderen Flaggofficiere sind auf den beiden Seiten oder

Flügeln. Der Vortrab, (l'avant-garde,) heißt diejenige Seite, nach welcher die Vordertheile der Schiffe gerichtet sind, und der Nachtrab, (l'arrière-garde,) diejenige, nach welcher ihre Hintertheile liegen. Den Vortrab siehet man insgemein als den rechten, und den Nachtrab als den linken Flügel an; allein, oft wird der Vortrab der linke, und der Nachtrab der rechte Flügel, nachdem die Flotte von dieser oder von jener Seite gegen den Feind herandrückt und den Angriff thun muß.

See stechen, (in) wird von einem Schif gesagt, welches aus einem Hafen oder Fluß in See segelt.

Seerwind, heißt der kühle Wind, der aus dem Meere an den Küsten auf das Land wehet.

Segel, sind zusammen genähetete Stücke von grober hanfener Leinwand, die mit Tauen eingefaßt und an die Raaen gebunden werden, damit sie den Wind auffangen, und das Schif fortgetrieben werde. Sie bekommen von den Masten woran sie geführt werden, verschiedene Namen.

Das unterste am großen Maste heißt das große, oder Schönsfahrsegel.

Das unterste am Fockmaste, die Focke.

Das unterste am Besaanmaste, die Besaane; und diese drei zusammen,

werden die Haupt- oder Untersegel, (main courtes,) genannt.

Das Segel am Boegspriet heißt die Blinde.

Das an der großen Stenge, ist das große Marssegel.

Das an der Vorstenge, das Vor-Marssegel.

Das an der Kreuzstenge, das Kreuzsegel.

Die Segel an den Bramstengen heißen Bramsegel.

Segelbaum, s. Leesegebaum.

Spaline, eine harzigte Materie, französischer Erfindung, womit die Jugen der Schiffe beschmieret werden, um sie dadurch auf ihrer langen Fahrt vor den Anfall der Seewürmer, von denen sie oft und viel Schaden leiden, zu erhalten.

Spergaten, die Löcher an den Seiten des Schifs, durch welche das Wasser von den Verdecken herauslaufft.

Stagen, große Taaen, womit die Masten und Stengen von vorn zu befestiget werden.

Stagssegel, die Segel, welche ohne Raaen an die Stagen gehängt werden.

Stagel, wird in manchen Seestädten der Platz genennet, wo ein Schif gebauet wird; auch heißt das Gerüste Stagel, worauf Schiffe gebauet oder ausgebessert, und von da in das Wasser gelassen werden.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

48^{tes} Stück.

Freitag, den 16^{ten} Junius 1780.

Schluß der Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

Starbord. Die rechte Seite des Schifs, wenn man vom hintern nach dem vordern Theile siehet.

Stehendes Taurwerk, s. Taurwerk.

Steinstücke, eine Art kleines Geschütz, kürzer und weiter in der Mündung als die Kanonen. Sie werden so genannt, weil insgemein Steine daraus geschossen werden.

Stengen, sind die kleinen Masten, welche auf die untersten, über den Mastkörben, gesetzt sind, s. Mast.

Steven, die in dem Kiel hinten und vorn eingefügten aufrechtstehenden Hölzer, wovon die einen die Zinzer- und die andern die Vorsteven genannt werden.

Straße, eine Meerenge oder Kanal zwischen zwei nahe gelegenen Ländern. Besonders wird die Meerenge bei Gibraltar also genannt.

Strom, (See-) eine mehr oder weniger heftige Bewegung des Wassers in der See, nach einer gewissen Gegend, wodurch die Schiffe sehr oft

unvermerkt von ihrem Laufe abgetrieben werden, und hernach ihre Rechnungen berichtigen müssen.

Strop, ist ein starkes Tau oben mit einem Haken, welches zur Befestigung der Wand an der Küste gebraucht wird. Es befinden sich auch dergleichen an den Raaen, und dienen sie aufzuziehen.

Taurwerk, alle Seile, die sich auf einem Schiffe befinden. Man theilt es überhaupt in laufendes und stehendes Taurwerk ein. Das laufende Taurwerk sind alle die Tawe, Seile, Stricke, die gezogen werden. Das stehende hingegen begreift alle diejenigen, welche fest stehen bleiben, z. E. die Haupttaue oder Wände, die Stagen etc.

Tonne, eine Last von zweitausend Pfunden, oder zwanzig Centnern. Man rechnet die Größe des Schifs nach der Anzahl Tonnen, die es führen kan.

Top, das oberste Ende eines Masts.

Tronc, ein kleines französisches Fahrzeug, mit einem Verdeck und einem viereckigten Segel.

Tschacken, oder Tschinackel, klein

Kleine Boote, deren sich die Ungern sonderlich auf der Donau, und die Kosacken auf dem Dniپر bedienen, und damit von einem Ufer zum andern fahren.

Ueberlauf, der oberste Boden des Schiffs: oft schlechtweg, das Berdeck.

Ventjagers, oder vielmehr Windjagers, imgleichen Heringjagers; nennt man in Holland die ersten Schiffe, oder Heringsbuizen, die von dem Heringsfange mit Heringen zurück kommen. Sie haben die Freiheit, zu allen Zeiten, auch so gar des Sonntags, und vor der Sonnen Aufgange oder nach deren Untergange, auszulaufen, und ihre Heringe zu verkaufen, welches sonst nicht erlaubt ist.

Verdeck, der Boden in einem Schiff, dergleichen die großen Schiffe drei ganze haben. Oft nimt man es auch für den Raum zwischen zweien Böden.

Verschlagen, von dem rechten Wege oder Laufe abkommen; und dieses geschieht entweder wegen der unterschiedenen Veränderung der Magnetnadel, der Bewegung der Ströme im Meere, oder in einem starken Sturme, u. d. gl.

Untersofficiere, sind Personen auf Kriegsschiffen, welche die Befehle des Hauptmanns und der andern Oberofficiere den Bootsleuten erteilen, und auf alles, was im Schiffe vorgehet, acht haben müssen. Insgemein versteht man diejenigen darunter, welche ihre Zeit als Freiwillige ausgedient,

und die nächste Anwartschaft zu den erledigten Oberofficiersstellen haben.

Untersiegel, s. Segel.

Untiefe, ein seichter Grund, oder vom Wasser bedeckte Klippen und Hügel in der See, worüber das Wasser nicht so hoch geht, daß ein Schiff sicher darin fahren kan.

Vorkasteel, ist die Erhöhung und der vorderste, inwendige Theil auf grossen Schiffen über dem obersten Berdecke, wo der Fockmast steht.

Voreselsbaupt, ist das Felsbaupt auf dem Fockmast. S. Felsbaupt.

Vormarssegel, ist dasjenige, welches an der Vorsenge geführt wird. S. Segel.

Vorstenge, der kleine Mast, der auf den Fockmast gesetzt ist. S. Mast.

Wall, nennen die Schiffer das Ufer der See.

Wand, s. Haupttaue.

Wendekirkel, sind die beiden Zirkel, welche auf der Erdkugel durch den Anfang des Krebses und des Steinbocks parallel mit dem Aequator gezogen sind.

Weveleinen, sind kleine Seile, welche von einem Haupttaue zum andern von unten bis oben eingebunden werden. Hieraus entstehen die Leitern, auf welchen die Bootsleute die Masten auf und herunter laufen.

Wimpel, ist eine lange schmale gespaltene Flagge, welche ein hoher Seeofficier, der kein Admiral ist, auf seinem Schiffe führt.

Wind. Sich an den Wind legen,

gen, heißt den Lauf des Schiffs näher an den Strich des Compasses, woher der Wind bläset, lenken.

Unter dem Winde seyn, heißt in Ansehung eines andern Gegenstandes oder Plazes auf der Seite seyn, nach welcher der Wind wehet.

Unter den Wind hin oder herwärts.

Vor dem Winde segeln, den Wind von hinten haben.

Windseite, ist diejenige, von welcher der Wind herkömmt.

Winde (Schiffs), ein starker langer Baum in Gestalt eines abgekürzten Kegels, am obern Ende mit einer Anzahl Löcher durchbohret, worin man die Hebel steckt, vermitteltst

welcher die Winde herumgebracht wird. Sie wird zu den schweresten Bestreben gebraucht, z. E. ein Schiff von einer Klippe oder Bank in tiefes Wasser hinab zu heben.

Wrack. Die Stücke eines zerscheiterten Schiffs; ingleichen ein von seiner Mannschaft verlassenes und in der See herumtreibendes Schiff.

Zattare, eine Art italienischer Fahrzeuge, die auf dem Po und der Adige gebraucht wird.

Zwischenläufer, Leute, welche einer privilegirten Handlungs-gesellschaft zum Nachtheile, an einem gewissen Orte, oder auch mit gewissen Waaren Handlung treiben.

Von den öffentlichen Lustbarkeiten der Minorkaner.

Die Minorkaner verstehen die Kunst bei wenigem sehr fröhlich und vergnügten Muths zu seyn. Kostbare Gastereien findet man bei ihnen gar nicht. Wenn sie des Tages über gearbeitet, so macht die Zither und ein Paar Castanetten des Abends ihr ganzes Vergnügen aus. Die zu öffentlichen Vergnügungen bestimmten Zeiten sind die Carnevalszeit, der Johannis, Petri, Jacobi u. s. Tag. Das Vergnügen des Carnevals besteht in Verkleidungen und Bällen. Das gemeine Volk läuft so gar bei Tage verummet und verkleidet mit der Zither auf den Straßen und Wegen herum, und selbst alte Mütterchen sieht man hier die Thorheiten der Jugend mitmachen.

Die Vornehmern verkleiden sich gegen Abend, und gehen gemeiniglich, so wie auch die Gemeinen, von einem Hause zum andern, wo sie nur den Ton der Zither hören, tanzen einige Fandango und gehen so dann weiter. Dies ist das Recht des Carnevals. Ein türkischer Gesandte von Algier, den man fragte, wann er wieder zurückkehren werde, hatte wohl nicht ganz Unrecht, als er antwortete: zu der Zeit, da die Christen unsinnig wären. Indessen mag ihr Ramadan wohl nichts besser seyn. Das sind die Folgen von dem Gewissenszwange in der Römischen Kirche!

Die übrigen Lustbarkeiten der Minorkaner haben mir überaus wohl gefallen, und scheinen ein sehr unschuldiger

diger angenehmer Zeitvertreib zu seyn. Dahin gehört das Bootrennen am St. Petri Tage. Dies ist eine gar treffliche Übung der Seelente, und reißet sehr zur edlen Ehrbegierde und rühmlichen Nachseifung. Es werden nemlich einige Boote mit junger wohl geschmückter Mannschaft ausgerüstet. Diese rudern mit großer Geschwindigkeit auf das gegebene Signal nach einem gewissen Ziele zu, die Magistratspersonen sind dabei selbst gegenwärtig, und erkennen den Siegern den Preis zu; welche sodann mit großem Freudengeschrei vom Volk und besonders von ihren Verwandten am Ufer bewillkommt, und nach Hause geführt werden, und hier ist man bei einer geringen Bewirtung außerordentlich vergnügt. Der Preis der ihnen zuerkannt wird, ist an sich sehr gering, etwa ein silberner Löffel, oder etwas ähnliches zc. Allein es ist unglaublich, wie sehr sich jedermann bei der Sache interessirt und an dem Vergnügen Theil nimmt. Damit ist zugleich eine andere Lustbarkeit verbunden. Es wird nemlich an einem Schiffe ein mit Fett beschmierter horizontal liegender Mastbaum befestigt, an dessen Ende ein mit vielen Bändern ausgestatteter Hut flattert. Hier versammelt sich nun ein großer Schwarm munter halb nackter Knaben, und besteigen diesen Baum, um die schöne Brute zu erlangen. Wie geschickt sie auf demselben zu balanciren wissen! Doch es kostet erst manchen Gang, ehe irgend einer so glücklich ist, und das Ende erreicht. Hier

purzelt schon einer und plumpet tief ins Wasser. Aber da zeigt sich der kleine Läufer schon wieder, und schwimmt ans Schif, da ist ihm nun das Hinderniß auskommen ziemlich schwer gemacht. Denn man hat die gewöhnlich am Schiffe befindliche Leiter weggenommen und kaum kan er das Strick erreichen, um sich herauf zu schwingen. Vielen von seinen Nachfolgern gehts nicht besser, und müssen sehr oft plumpen. Uebrigens pflegen einige andere Knaben ihre Geschicklichkeit im Schwimmen zu zeigen. Jener legt sich auf den Rücken, und liegt ganz ruhig auf dem Wasser, oder rudert langsam fort. Dieser bewegt nur eine Hand, und hält sich dennoch über Wasser. Hier taucht einer ganz unter, macht sich ziemlich Zeit unsichtbar, und komt in einer guten Entfernung wieder aus dem Wasser hervor. Wirft man ihm Geld in Papier gewickelt ins Wasser; so suchet ers aus demselben wieder hervor. Diese Lustbarkeiten werden gegen Abend mit einem Ball beschloffen. Dazu wählt man irgend einen offnen Platz in der Stadt, hier macht man ein großes Freudenfeuer, und das Volk versammelt sich bei demselben. Die Frauenzimmer setzen sich auf Bänken nieder, die Zither wird zur Hand genommen, und nun wird jeder Tanz durch den Ausruf der dem Meistbietenden käuflich überlassen. Dafür hat der Tänzer das Recht, so lange den Frauensdango mit dem aufgeforderten Frauenszimmer zu tanzen, als er will. Dieser Tanz ist eine sehr einfache Bewegung,

wobei man mit den Castanetten in beiden Händen nach dem Tacte schlägt. In Ermangelung derselben werden auch Knirpchen geschlagen. Das Geld, so aus dem Ball gelöst wird, ist ein Gewinnst für den Heiligen, dessen Fest gefeiert wird. Eine artige Manier Geld zu verdienen! Allein dergleichen Arten Geld zu gewinnen findet man unter den hiesigen Mönchen mehrere.

Am Johannisstage wird ein Wettrennen mit Pferden und Maulthierern angestellt, es folgen ihnen zu Zeiten einige Sackesel, um die Sache desto komischer zu machen, und diesen bindet man wohl gar einen Strohhann auf, wobei das Volk in lautes Gelächter ausbricht. Das Wettrennen zu Et tabella hat das besondere, daß man dabei nach einem Ringe wirft, den man zu treffen sucht, wodurch es einem Ca-

rouffesreiten ähnlich wird. Auch pflegt man sich hier mit der Schleuder zu üben.

Bei allen diesen Lustbarkeiten wird alles durch die Magistratspersonen angeordnet, und von ihnen der Preis zuerkannt. Der Baili reitet auch jedesmal vorher, und siehet, ob alles in gehöriger Ordnung ist. —

Ein Ball von der Art, als erwähnt ist, ist allemal der Beschluß einer solchen Feierlichkeit, und dieser dauert die ganze Nacht.

Die Musik zu einem Fandango auf der Guitarre, ist sehr sonderbar, und allemal aus einem Molltone, wodurch sie eine besondere Zärtlichkeit auszudrücken scheinen. Der Curiosität halber will ich nächstens die Musik von zwei Fandango mittheilen, welche die Humeur der Nation ziemlich charakterisirt.

Des Herrn Brelins Erfindung, einen Steinleim zu machen.

Es ist eine bekannte Sache, daß mit Everweis und ungelöschtem Kalk zerbrochene steinerne Gefäße zusammen geleimet werden können. Arabisches Gummi, in starkem Weingeist aufgelöst, ist auch gut, zerbrochenes Glas zusammen zu fügen. So mancherlei Dinge aber auch hiezu gebräuchlich seyn mögen, so glaube ich doch nicht, daß eine Sache an Zähigkeit und Stärke zusammen zu halten, den süßen Milchkäse übertreffen werde. Es ist bekannt, daß zerbrochene steinerne Gefäße in süßer Milch zusammen gekocht werden können, wor-

aus man schließen kan, was in dem Käse selbst für Zähigkeit gefunden wird, wenn er auf die rechte Weise zu einem Leim bereitet wird.

Alle Weitläufigkeit zu vermeiden, geschieheth solches auf folgende Weise: Man zerschneidet reinen, süßen Milchkäse in dünne Scheiben, nachdem man vorher die äußerste Rinde abgenommen, und rühret denselben in kochendem heißem Wasser so lange mit einem Kochlöffel um, bis er zu einem zähen Schleim wird, der sich mit dem Wasser nicht vermischt. Wenn nun dieser Käse solchergestalt

zu verschiedenen malen in heißem Wasser, das immer aufgegossen werden muß, bearbeitet worden, so schöpft man solchen mit einem Löffel auf einen warm gemachten Reibstein, und arbeitet denselben mit lebendigem oder ungelöschtem Kalk zusammen, bis er zu einem rechten guten Leim wird, welcher sich am besten warm gebrauchen läßt, denn wenn er kalt ist, ist er nicht so gut, obgleich auch dann so wohl steinerne Gefäße als Bretter damit geleimet werden können. Dieser Leim löset sich im Wasser nicht auf, wenn er nur wohl getrocknet ist, welches, nach Beschaffenheit der Größe der zusammen geleimten Sache, doch längstens in zwei bis drei mal vier und zwanzig Stunden geschehen muß. Zerbrochener Marmor und steinerne Gefäße werden damit so sauber zusammen gefügt, daß man

den Ort des Bruches kaum wahrnehmen kan. Dieses hat ohnstrittig in allen Haushaltungen seinen Nutzen. Hölzerne Materialien können auch damit zusammen befestiget werden; so daß, wenn ein von einander geborrenes hölzernes Gefäße damit geleimet wird, solches wieder von neuem gebraucht werden kan.

Man kan sich auch des solcherge stalt im heißen Wasser durchgearbeiteten süßen Käses beim Fischen zum Köder an der Angelruthe bedienen. Denn wenn derselbe wieder kalt geworden, kan man ihn schneiden, in was für Formen man will, und dann auf den Angel stecken. Er zerweicht nicht im Wasser, sondern ist den Fischen eben so anreizend und wohl schmeckend, als irgend etwas, dessen man sich sonst bei kleinen Fischen zum Köder zu bedienen pfleget.

* * *

* * *

* * *

Die angeborenen Ideen sind eine Chimäre, alle Begriffe kommen durch die Sinne in unsere Seele. Das Gesicht, der Geruch, das Gefühl, der Geschmack, vermögen in ihr nichts als Vorstellungen von körperlichen Dingen, und dazu nur von solchen, die nahe bei ihr sind, hervorzubringen. Durch das Gehör wird sie das, was man vernünftig nennt. Durch das Gehör lernet sie eine Sprache, und diese theilet ihr die Begriffe, welche seit Erschaffung der Welt unzählige Menschen, nach und nach, von

Gott, von der Welt, von Geistern und Körpern, von Tugenden und Lastern gehabt haben, auf einmal mit. Ein Taubgebornrer ist von einem wohlgezogenen Thiere wenig unterschieden. Man sieht hieraus, daß das Vermögen der Seele, zu denken, durch die Beschaffenheit des Körpers eingeschränkt oder erweitert werde. Wenn dem weisesten Mann ein Ziegelstein auf den Kopf fällt, und sein Gehirn beschädiget, so wird er nârrisch; und doch wird Niemand behaupten, daß seine Seele nârrisch geworden sey.

Zur

Zur Bestätigung dessen, was ich gesagt habe, will ich ein Exempel aus dem zweiten Theil der physischen Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris anführen.

Ein Sohn eines Künstlers in Chartres, von 24 Jahren, der taub, und folglich auch stumm geboren war, fieng, zum großen Erstaunen der ganzen Stadt, auf einmal an zu reden. Man erfuhr von ihm, daß er drei bis vier Monate zuvor den Schall der Glocken gehört habe, und über diese neue und unbekannte Empfindung nicht wenig erstaunt sey. Darauf war ihm aus dem linken Ohr eine flüssige Materie wie Wasser gelaufen, und er hatte auf beiden Ohren vollkommen gehört. Diese Zeit über hatte er sich nicht merken lassen, daß er hörte, und sich nur gewöhnet, die Worte, die er gehört, ganz leise zu wiederholen, dabei er sich in der Aussprache fest gesetzt, und die mit den Worten verbundenen Begriffe gefasset. Endlich fieng er an, wiewohl sehr unvollkommen, zu reden. Sofort besfragten ihn gelehrte Theologen über seinen vorigen Zustand, und ihre vornehmsten Fragen betrafen Gott, die

Seele, und das sittliche Gute und Böse in den menschlichen Handlungen. So weit schien er seine Gedanken nicht getrieben zu haben. Man hatte ihn mit in die Messe genommen, das Zeichen des Kreuzes machen, und in der Stellung eines Betenden niederknien gelehret. Er hatte aber niemals dabei eine Absicht gehabt, noch begriffen, warum es andere thaten. Er wußte nicht recht deutlich, was der Tod wäre, und dachte niemals daran. Er führte ein bloß thierisches Leben, und beschäftigte sich nur mit sinnlichen und gegenwärtigen Dingen, und den wenigen Ideen, die ihm durch die Augen zukamen. In er zog aus der Vergleichung der Ideen nicht einmal alles, was er, wie es scheint, daraus hätte ziehen können. Es fehlte ihm von Natur nicht am Verstande. Allein, der Verstand eines Menschen, der des Umganges mit andern beraubt ist, bleibt so ungebauet und ungeübt, daß er nur so viel denkt, als er durch die Dinge außer ihm zu denken unumgänglich gezwungen wird. Die reichste Quelle der Begriffe der Menschen ist in ihrem Umgange zu suchen.

Etwas von den englischen Bauern. *)

Der englische Landmann ist reich und genießet alle Bequemlichkeiten des Lebens im Ueberfluß; arbei-

tet er für den Kaufmann, so nimt er auch, gleich dem übrigen Theile der Nation an den Vorzügen des Handels An-

*) Choix de Nouveaux Opuscules, sur toutes sortes de sujets interessans & amusans; par une Societé Danoise. Tom. 3 pag. 79.

Antheil. — In vielen Gegenden trinkt der Knecht eines Pächters erst seinen Thee, bevor er hinter dem Pfluge herumgeht.

Der sorgfältige Landbau in England, ist die Quelle von dem Ueberflusse, darin der Landmann daselbst lebt; und ist es, überhaupt zu reden, wahr, daß er hier weit stärker und robuster ist, als in Frankreich, so rührt auch das von seiner bessern Nahrung her. Die Frucht seiner Arbeit reichet ihm nicht allein das Nothwendige dar; sie ertheilt ihm noch dazu diesen Art des Ueberflusses, welcher die sogenannten Annehmlichkeiten des Lebens ausmacht.

In England wie in Holland sind die Dörfer angenehmer und besser bebauet, wie in Frankreich: alles verkündiget allda den Reichthum seiner Bewohner. In den Wohnungen des englischen Landmanns fällt es gleich

in die Augen, daß er ein hinlängliches Wohlfeyn genieße, um an der Reinlichkeit Geschmack zu finden, und daß es ihm nicht an Muffe fehle, diesem Geschmack ein Genüge zu thun. Man sieht sie immer wohl gekleidet, und im Winter gehen sie nie ohne Ueberkleid aus. Ihre Weiber, ihre Töchter kleiden sich nicht allein an, das ist ihnen auch nicht genug, sie sehen auch auf ihren Schmuck. Des Winters über tragen sie kleine Mänteln von Tuch, um sich gegen die Kälte zu schützen; im Sommer Stroh Hüte gegen die Hitze der Sonne. — Man sieht hier oft ein junges Landmädchen, ihres artigen Schmuckes und der Artigkeit ihrer ganzen Person wegen, für eine Schäferin unsrer Romane an, und es ist etwas sehr seltenes, daß sich die englischen Bäuerinnen mit schweren Arbeiten abgeben. —

A n e k d o t e.

Auf einem Dorfe bei Heiligenstadt schickte ein reicher Bauer seinen Sohn nach Amsterdam bei einem Uhrmacher in die Lehre. Nach Verlaufe eines Jahres bekam der Vater von dem Lehrherrn ein Schreiben, worin selbiger über die ausschweifende Lebensart seines Lehrlings die bittersten Klagen führte. Kaum hatte der aufgebrachte Vater den Brief geendigt, so nahm er

eine Peitsche von der Wand, machte sich eiligst auf, gieng zu Fuße nach Amsterdam, und prügelte seinen Sohn derb ab. Wie er solches verrichtet hatte, sagte er: auf ein ander mal führe dich besser auf du Bösewicht; und ohne sich wegen sonstiger Geschäfte weiter aufzuhalten, gieng er wieder zu Fuße nach seiner Heimat zurück.

Hannoverisches Magazin.

49^{tes} Stück.

Montag, den 19^{ten} Junius 1780.

Von den Vortheilen der Koppelwirthschaft.

Wenn man die verschiedenen Arten der Niedersächsischen Landwirthschaften, nach ihren verschiedenen Theilen, und ihren besondern Anstalten übersiehet, so wird man darin gewisse Abweichungen gewahr, die fast eben so sehr von einander unterschieden sind, als oft Lage und Entfernung derselben von einander.

Untersuchet man die Gründe dieser Abweichungen, so findet man, daß zuweilen mehr die beibehaltene Gewohnheit verjährter Zeiten, als gegründete Ursache daran Schuld ist.

So gewiß es indessen keinem einfallen wird, eine allgemein einförmige Behandlung einer jedweden Wirthschaft vorzuschlagen, so gewiß ist es dennoch, daß nach übereinstimmenden Regeln, die nach Verschiedenheit der Umstände angewendet werden können, jedwede Wirthschaft behandelt werden kan.

Aller wirthschaftliche Betrieb muß sich auf gewisse Regeln gründen, die vorzüglichlichen Theile desselben aber müssen es zeigen, wie diese Regeln, die im ganzen als richtig befunden sind,

entweder auf alle, oder den einen oder den andern Theil, mehr oder weniger anzuwenden sind.

Eine Wirthschaft hat vor der andern oft gewisse natürliche Vortheile, diese können in der vorzüglichlichen Güte des Bodens; in der guten Uebereinstimmung der zu einander gehörigen Theile; in der Lage und Entfernung von bevölkerten Orten, und dem an dem Orte, vorzüglichlichen Werth der Produkte bestehen. So haben nahe und weit entlegene Städte von dem landwirthschaftlichen Orte, einen merklichen Einfluß auf denselben.

Alle Produkte die der Acker nur hervorbringer, belohnen hier die daran gewendete Mühe. Gegenden in der Nachbarschaft großer Städte geben, so wie Städte an schiffbaren Strömen, dem Handelsmann vorzüglich Gelegenheit zum Wucher geben, hier dem Landwirth Gelegenheit zum Wucher mit ländlichen Produkten.

Aber anders ist es mit solchen Wirthschaften, die die Vortheile nahe gelegener Dörfer zum Absatz der Produkte entbehren. Die kostbaren nur Zeit

verschwendenden Fuhren, sie zum Verkauf zu transportiren, verringern den Gewinn derselben. Der von bevölkerten Orten entlegene Wirth, kan nur gewisse Arten von Pflanzen bauen; von vielen würde der Gewinn in den Fuhren wieder aufgehen, dadurch entgehen ihm aber viele Nebenvortheile, die, ob sie zwar nicht beträchtlich, doch eine Wirthschaft nebenhin abwerfen kan.

Dann hat auch die Volksmenge des Orts selbst einen Einfluß auf die Landwirthschaft. Leidet der Wirth einen Mangel an denen zur Wirthschaft nöthigen Leuten, so wird der Betrieb kostbar, und der Ertrag gering. Es gehet der Betrieb der ländlichen Arbeiten nur langsam von statten; der Pflanzenbau wird mit minderer Sorgfalt, und nur obenhin betrieben, und ziehet dann auch den Nachtheil einer geringern Gewinnung der Produkte nach sich.

Wenn man aber außer diesen Umständen, die bei einer Wirthschaft zu treffen können, die verschiedenen Theile der Landwirthschaft selbst gegen einander betrachtet, oder die Wirthschaft in dem Verhältniß, das diese Theile gegen einander haben sollten, ansiehet, so findet man gewöhnlich bei den niedersächsischen Landwirthschaften, daß Weide, Wiesen und Ackerbau ein unschickliches Verhältniß mit einander haben.

Es liegt nicht in dem innern dieser Wirthschaften, wenn sie bei aller ihrer Größe, dennoch nach Verhältniß, nicht

so viele Vortheile gewähren, als sie wohl sollten. Sie haben sie oft alle in sich, aber ihre verschiedene Theile sind nur nicht in das gehörige Verhältniß gegen einander gesetzt.

Bei einer gewöhnlichen Wirthschaft aber, den Acker immer als Acker, und die Weide immer als Weide zu gebrauchen, ist an keinen beständigen Viehstand und an eine schickliche Gleichheit zwischen Ackerbau und Viehzucht zu denken. Bei aller Größe des Ackers, ist er doch nur wenig erträglich, und die Weide nicht vermögend, Nahrung für einen gehörigen Viehstand zu schaffen, von welchem doch der vervielfachte Gewinn der Produkte abhängen muß.

Es sind daher allgemeine Veränderungen in dem bisherigen Gebrauch dieser Theile vorzunehmen, wenn anders ein passendes Verhältniß zwischen Viehzucht und Ackerbau, erhalten werden soll.

Jedoch so nothwendig es ist, Viehzucht und Ackerbau in Verhältniß zu setzen, so wird doch dieses Verhältniß nicht allgemein, sondern nur bei jeder Wirthschaft besonders, oder denen, die in ihren Theilen sich gleichen, oder ähnlichen Wirthschaften, fest gesetzt werden können.

So leicht es auch wäre, den Viehstand zu dem vorhandenen Acker, dessen mehr oder minder erfordernden Düngung und Bearbeitung, nach bekannten ökonomischen Regeln festzusetzen, so fehlerhaft wäre es jedoch, bei einer Wirthschaft, der es an hinlänglicher

Heuwinnung und Weide nicht fehlet, hiernach die Größe des Viehstandes zu bestimmen. Bei einer Wirthschaft von vorzüglichem gräßigten Boden, würden dann oft die besten Vortheile, die diese in Ansehung der Viehzucht geben könnte, verloren gehen.

Die zum Ackerbau oder zur Viehzucht schicklichen Theile der Wirthschaft selbst, müssen es ergeben, in wie weit Viehzucht oder Ackerbau, entweder vermehret oder vermindert werden müsse, und der an dem Orte vorzügliche Gewinn vom Viehstande oder Ackerbau, kan auf dieser oder jener Seite den Ausschlag geben.

Wenn aber das schickliche Verhältniß dieser so genau mit einander in Verbindung stehenden Theile einer Landwirthschaft, das wesentliche derselben ausmacht, so ist es für selbige gewiß vortheilhaft, diese Theile gegen einander richtig zu bestimmen, und eine Wirthschaft die Gelegenheit giebet, diese Theile schicklich gegen einander zu ordnen, ist einer bisher sehr seltenen Wirthschaft vorzuziehen.

Am leichtesten und schicklichsten aber kan die Ordnung dieser Theile, bei einer Wirthschaft durch die Koppelwirthschaft erhalten werden.

Unter dem Namen der Koppelwirthschaft, versteht man diejenige ökonomische Einrichtung, in dem Gebrauche der Länderei, daß man den Acker nicht immer als Acker, sondern eine Zeitlang zur Weide für das Vieh, und dann wieder als Acker nußt, und zu

dem Ende den ganzen Acker in gewisse gleiche Theile theilet, davon gewisse Theile bald zur Weide für das Vieh, und denn wieder als Acker nußt.

Ihre Erfindung ist nicht neu. In den ältesten Zeiten hatte man schon den Gebrauch, den Acker so wohl der Viehzucht, als dem Acker selbst zum besten, von Zeit zu Zeit ohne Bestellung liegen zu lassen. Auch in Italien war es schon eine der ältesten Gewohnheiten, den Acker eine Zeitlang mit Saamen zu besäen, und ihn dann wieder der Ruhe und dem Viehe zur Weide, zu überlassen, wie uns solches die alten scriptores rei rusticæ, erzählen.

Es hat diese Gewohnheit, den Acker von Zeit zu Zeit ruhen zu lassen, mit dem bei uns an vielen Orten gewöhnlichen Dresch sehr viel gemein, da der totale Acker einer ganzen Dorfschaft, in gewissen Schlägen lieget, die nach der Reihe drei bis vier Jahr lang Früchte tragen, und dann eben so lange unbestellet für das Dorsvieh zur Weide liegen bleiben. An andern Orten hingegen ist der Gebrauch, ihn nur ein Jahr brach liegen zu lassen, welche letztere Gewohnheit aber von der Koppelwirthschaft schon mehr abweicht, da die einjährige Dauer, so wohl in Absicht der Ruhe, als Vertilgung des Unkrauts zu kurz ist, daß der Acker davon Vortheile haben sollte.

Diese bloß einjährige Ruhe des Ackers verdiente gänzlich abgeschafft zu werden. Sie hindert nicht nur den Landwirth in solchen Gegenden, eine

Kornart mehr zu bauen, sondern es bleibt auch ein ganzes Drittel des Landes, alle Jahr völlig ungenutzt. Die Vortheile der Weide dagegen sind zu unbeträchtlich, da sich binnen dieser Zeit der Boden erst setzet, solche hervorzubringen.

Der Koppelwirth aber, läßt den Acker einige Jahre hindurch, gleich einem erschwächten, und sich zu erholenden Kranken ausruhen, und Kräfte wieder erlangen, um sie ihm aufs neue, und doppelt wiederum abzunehmen.

Die Koppelwirthschaft ist im Hollsteinschen eine der ältesten Bestellungsarten des Ackers, und in neuern Zeiten zu noch mehrerer Vollkommenheit gebracht. Noch vor wenig Jahren ist sie aber auch im Mecklenburgischen eingeföhret, und mit so gutem Erfolge, daß nachher die Mecklenburgischen Landwirthschaftsarten, für ein Muster wohl eingerichteter Wirthschaften sind gehalten worden.

Man weiß es aus sichern bewährten Erfahrungen, daß ein Acker, der eine Zeitlang in Ruhe gelegen, besseres Getreide trägt, sich merklich von einem Acker, der nie in Ruhe lieget, sondern alljährlich bestellt wird, unterscheidet, und dem Wirth volle Fuder mit Garben und gehäufte Scheffel voll Körner giebt.

Siehet man auf die Ursache dieses so unweit mehr ergiebigen Ertrages eines ausgeruheten Ackers, so ist diese wohl in nichts anders, als in der Ruhe des Ackers zu suchen.

Einem Acker der eine Zeitlang ohne Bestellung liegen bleibt, werden nur auf eine Zeitlang Nahrungstheile entzogen, und diese gewinnen in dem Zwischenraume, zwischen Ruhe und Bestellung, Zeit, sich in der Erde aufzulösen, und zur Fäulung zu gelangen. Werden diese Theile durch die stete Bearbeitung des Ackers, zu oft an die freie Luft gebracht, so werden sie in der Disposition zur Fäulung gehindert.

Die Natur bewirkt während der Ruhe eine Gährung oder Fäulung dieser Theile selbst, und sondert die feinen von den rohen Nahrungstheilen ab. Diese Wirkung der Natur, suchen wir oft durch den Dünger zu erregen, Erfahrungen aber zeigen, daß aller Dünger das nicht vermag, was die Ruhe des Ackers bewirkt. Die Körner von einem ausgeruheten Acker, sind weit vollständiger und mehrreicher, als die von dem besten gedüngten Acker.

Auch die strenge durchziehende Luft, wirkt dann eine Zeitlang ohngehindert auf die Oberfläche des Ackers, verfeinert die gröbren Theile derselben zu Nahrungstheilen für Pflanzen, und die schon einmal von der Natur aufgelöseten feinen animalisch- und vegetabilischen zum Pflanzenreich schon geschickten Theile, werden denn dem Acker um so leichter zugeföhret.

Nach Verwährung dieser vermögenden Kräfte, die der Acker nach der Ruhe zeigt, wird selbiger nie von dem Wirth davon ganz erschöpft, und so wie er nach und nach darin nachläßt, den gehörigen Abtrag, der ihm an

anvertrauten Früchte zu geben, in Ruhe gelassen, und zur Weide für das Haushaltungsvieh, oder als Weidenland genühet.

Der Acker trägt also jetzt Gras statt Korn, und höret auch in seiner Ruhe nicht auf, einträglich zu seyn. Doch so wie er ermüdete, beständig Getreide zu tragen, so ermüdet er auch endlich Gräser hervorzubringen, wenn er zu lange in Ruhe liegt.

Lieget der Acker zu lange in Ruhe, so verringert sich sein Ertrag in der Weide; alles gute Gras verlieret sich, und artet nach Beschaffenheit des Bodens, entweder in Brahm, Heide, Moos, oder andere Unkräuter aus. Der Acker verlangt jetzt wieder aufgebroschen zu werden, und Saamenfrüchte zu tragen.

In den schlechtesten Sandgegenden, macht sich diese Wirthschaft bewähret, und je größer, je besserer der Boden ist, desto einträglicher wird die Weide in den Ruhejahren des Ackers.

Nach den gehörigen Anstalten, kan sie entweder vorzüglich für die Viehzucht oder den Ackerbau eingerichtet werden. Bei einer Wirthschaft aber, deren vornehmster Betrieb der Ackerbau ist, gründet sie sich dennoch auf Regeln, in wie weit solcher zu erweitern, oder einzuschränken ist, um den dazu gehörigen Viehstand zu erhalten.

Sie giebet mithin die eigentliche Größe des Ackerbaues, schränkt solchen nur in so weit ein, als es die wahren Regeln der Verbindung des Viehstandes mit dem Ackerbau erfor-

dern, und da diese beiden Theile nicht von einander getrennet werden können, wenn sie nach gleichen Regeln genühet werden sollen, so giebt sie so wohl für die schlechten als guten Gegenden, vornehmlich für alle große Wirthschaften, und die einigermaßen ins große gehen, als auch für alle Bauernwirthschaften, einen nützlichen Gegenstand ab.

So viel es die Gränzen dieser Blätter erlauben, will ich zu ihrer Einrichtung eine kurz gefasste Anleitung geben.

Man hat bei vielen Wirthschaften den Gebrauch, das Land in Schläge einzutheilen; man gedenke sich einen solchen Schlag mit einem Graben und lebendigen Knick, oder bloß mit einem lebendigen Knick umgeben, so hat man den Begriff von einer Koppel.

Einer solchen Koppel, giebet man nach Beschaffenheit der Pflanzen die sie trägt, den Namen; so hat man Ackerkoppeln, Viehkoppeln und Holzkoppeln.

Ist ein Gut oder ein Bauergehöfste, in solche Schläge oder Koppeln abgetheilet, und werden solche nach einer gut gewählten Ordnung, bestmöglichst genühet, so nennet man es eine Koppelwirthschaft.

Man theilet den Acker den Umständen nach zuweilen in 7, 8, 9, 10, 11 in 12, auch wohl 13 und 14 Schläge oder Koppeln ab.

Welche von diesen Einteilungen die beste sey, läßt sich vor Untersuchung des Feldes nicht allgemein bestimmen. Es hänget dieses von der Güte des Bodens, von den vorhand-

nen Wiesen, von der Lage des Feldes und noch von manchen kleinen Umständen ab.

Eine Art Eintheilung hat vor der andern besondere Vortheile. Bei dieser ist die Weide für das Vieh größer, bei jener kleiner, da hingegen der Kornbau größer, diese erfordert daher auch mehr Bestellungsarbeit jene weniger.

Daher ziehet der Wirth oft eine Eintheilung der andern vor, wenn sie ihm zu seinem Zweck dienlicher scheint, ob er gleich bei dieser Art Eintheilung einige Vortheile entbehren muß, die eine andere Eintheilung mitbrächte, doch aber dem ganzen seiner Wirthschaft nicht so angemessen gewesen wäre.

Um aber Viehzucht und Ackerbau in Gleichheit zu setzen, ist es eins der wesentlichsten Stücke, bei Eintheilung der Schläge, daß der Acker die gehörige Ruhe habe, und in Ansehung der Weide hat man dahin zu sehen, daß das Zug- und Haushaltungsvieh, im Sommer mit hinlänglicher Nahrung, so wie es nach Maafgabe des von den Wiesen zu ergebenden Vorraths im Winter versorget wird, durchgebracht werden kan.

Je besser der Boden von innerer Güte ist, und desto besser Weide und Wiesen im Verhältniß stehen, desto eher ist man im Stande dieses zu erhalten, und diejenige Eintheilung, von der man den meisten Vortheil zu haben glaubt, anzubringen.

So wird man die Holländerei nach ihren, nach sich ergebenden Umständen, mehr oder minder erwogenen Vorthei-

len gegen Ackerbau, möglich ausdehnen können.

Aber so erwünscht diese gute Uebereinstimmung der landwirthschaftlichen Theile mit einander ist, so ist sie es doch nicht immer, und man muß erst durch die Kunst das übereinstimmend machen, was es ohne diese in der Natur nicht ist.

Oft ist so vieles Winterfutter nicht da, als für das im Sommer zu haltende Vieh nöthig ist. Aber auch der umgekehrte Fall kan eintreten, da eher ein Ueberfluß als Mangel der Wiesen da, die Weide aber nur wenig ergiebig ist. In diesem Fall kan nicht so viel Vieh im Sommer auf die Weide genommen werden, als wohl des Winters wegen des Heuvorraths durchgebracht werden könnte. Es kan auf schlechten, Mittel- und vornemlich Sandfeldern zutreffen.

Auch die Ruhe des Ackers, die Dauer der Saaten in Ansehung des Kornertrags, ist bei Bestimmung dieser wirthschaftlichen Theile in Betracht zu ziehen. Man findet, daß der Acker nach Verschiedenheit seiner Güte, nach vier, und selbst der graswüchsigste Boden, nach fünf Jahren, in der Weide nicht mehr einträglich bleibt, und diese ist auf den Sandfeldern noch eingeschränkter, da sie nach dem dritten Jahre, Brahm und Lacksbart und auch wohl Heide schon wieder hervorbringen. Mit einer kürzern Ruhe als diese aber wäre dem Acker wenig geholfen, auch das Unkraut wenig oder gar nicht vertilget.

Eben

Eben so findet man, daß das Getreide nicht mehr lohnet, wenn der Acker nach der Ruhe vier Saaten, oder nach derselben zwei, und nach darauf erhaltenem Dünger drei Saaten getragen hat. Fände man aber Vortheile bei einer verlängerten Dauer der Saaten, so sind die Schläge darnach einzurichten, und aufs neue zu düngen.

Diese Fälle ergeben, wie viel Theile, und in wie weit solche, darnach größer oder kleiner gemacht werden müssen, um den nach Förderung des Pflanzenbaues und möglichst zu haltenden Viehstand, nach dem jährlich im Durchschnitt, bei guten und Mitteljahren sich ergebenden Wintervorrath, festzusetzen. Acker und Weide sieht man als eins an, und theilet denselben so ein, daß jährlich davon so viel in der Weide liege, als zur Ernährung dieses sich ergebenden Viehstandes im Sommer nöthig ist, bestimmt hiernach gleich große und mehr oder weniger Theile, und läßt dann nach gehöriger Ruhe, alle Theile, bald zum Kornbau, bald zur Weide für das Vieh, mit einander abwechseln.

Bei dieser Bestimmung ergeben sich denn alle Theile, die sich zu dem Viehstande, und der dazu erfordernten Weide, mithin zum Düngvorrath, und des davon abhängenden Ackerbaues, am schicklichsten gegen einander verhalten.

Es haben neun Theile die Eigenschaft, daß bei ihnen der Kornbau und die Viehweide, von gleicher Größe ist, da vier Schläge jährlich bebauet, und vier zur Weide liegen, ein Theil aber alljährlich aus der Weide genommen, und zum Kornbau angeschickt wird.

Bei einer Wirthschaft, wo die Heuerwinnung mit dem Kornbau sich so ziemlich gleich kommt, und auf einem nicht zu schlechten Felde, ist sie recht schicklich anzubringen. Zur Ruhe des Ackers sind bei dieser Einteilung vier Jahre nöthig, und binnen dieser Zeit kan der Boden Weide für das Vieh schaffen. Der hierbei sich findende Düngvorrath kan auch auf dem Brachschlage in gutem Verhältniß angebracht werden. Ihre Ordnung wäre diese, die nach neun Jahren, von neuem wieder anfangen würde.

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.
Brache	Rocken	Gerste	Erbfen	Haber	Weide	Weide	Weide	Weide
Rocken	Gerste	Erbfen	Haber	Weide	Weide	Weide	Weide	Brache
Gerste	Erbfen	Haber	Weide	Weide	Weide	Weide	Brache	Rocken
Erbfen	Haber	Weide	Weide	Weide	Weide	Brache	Rocken	Gerste
Haber	Weide	Weide	Weide	Weide	Brache	Rocken	Gerste	Erbfen
Weide	Weide	Weide	Weide	Brache	Rocken	Gerste	Erbfen	Haber
Weide	Weide	Weide	Brache	Rocken	Gerste	Erbfen	Haber	Weide
Weide	Weide	Brache	Rocken	Gerste	Erbfen	Haber	Weide	Weide
Weide	Brache	Rocken	Gerste	Haber	Haber	Weide	Weide	Weide

Auch sieben Schläge haben diese Eigenschaft, jedoch mit minderm Vortheil als vorige, mit der Veränderung der größern Brache. Sie giebt zu Anbringung des Düngers Gelegenheit, und kan bei hinlänglichem Wiesenvorrath gut angebracht werden.

Wenn die Heurwinning, die wir bei neun und sieben Schlägen als hinlänglich voraus gesetzt haben, eingeschränkter wird, so wird man elf Schläge wählen müssen.

Elf Schläge geben ungedüngt zwei, und nach gedüngter frischer Brache drei Saaten, und vier Schläge zur jährlichen Weide ab. Brache und Weide ist bei dieser Eintheilung kleiner. Sie ist aber bei eingeschränktem Wiesenvorrath schicklich, zu dem kleinern Viehstande die Weide in Verhältniß zu setzen, und ersetzt das, was hierin abgeht, durch den vergrößerten Ackerbau.

Wäre der Heumangel noch größer, so würde man mit der Anzahl der Schläge noch höher hinauf gehen, und zwölf auch wohl dreizehn Schläge machen müssen. Je mehr Schläge man macht, je größer wird der Kornbau, und je länger dauert die Ordnung der Saaten, und wem es hauptsächlich um den Kornbau zu thun ist, und nur in sofern seine Ab-

sicht auf die Weide, wegen Haltung eines, zu der Größe des Kornbaues schicklichen Viehstandes, zu richten hat, dem kommen sie zu statten.

Eben so ändern sich die Umstände nach der Güte des Bodens. Bei schlechten Feldern ist schon die Weide weniger einträglich. Zur Ernährung eines Stück Viehes gehört hier schon eine größere Fläche als bei gutem Boden. Nach Maassgabe der schlechteren Weide, können dann auch die Wiesen überflüssigen Vorrath geben.

Alle Eintheilungen, die große Brachen und große Aussaaten verschaffen, wären dann hier anzubringen. So schickten sich im letztern Fall sieben Schläge mit der Veränderung, daß vier zur Saat aber nur zwei zur Weide genommen würden. Die Ausaat oder der vergrößerte Ackerbau, auf den man, bei diesen Umständen anstatt der Holländerei zu sehen hat, ist ansehnlich, und auf der Brache kan der Dünger gut angebracht werden.

Und so ist es auch mit den Sandfeldern. Man wird hier am wenigsten auf Holländerei zu rechnen haben, aber die Schäferei mehr ausdehnen können, und da Nutzen von Thieren suchen müssen, die uns fast gleich einträglich sind, und doch schlechterer Nahrung bedürfen.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Freitag, den 23^{ten} Junius 1780.

Von den Vortheilen der Koppelpwirthschaft.

(Schluß.)

Nach kan man wegen der Lage des Feldes genöthigt werden, andere Eintheilungen zu machen. So würden bei einem Gute, das nur schmal, und sich sehr in die Länge zieht, zwölf, dreizehn und vierzehn Schläge nicht gut anzubringen seyn. Die Bestellung dieser Schläge würde, wegen ihrer großen Entfernung, ungemein viele Zeit erfordern. Es kan auch wohl der Boden zu sehr an seiner Güte abweichen. In beiden Fällen pflegt man alsdann, den Acker in Haupt- und Nebenschläge abzutheilen.

Zu den Hauptschlägen nimt man den nächsten und besten Acker um das Gut herum, und wendet die meiste Pflege an ihn. Zu den Nebenschlägen aber nimt man den entfernten oder schlechten Acker, und läßt solchen von den Schafen bedängen.

Je genauer man alle Umstände bei Regulirung dieser Theile in Erwägung zieht und mit einander vergleicht, desto schicklicher wird man die Theile der Wirthschaft bestimmen, und auch oft durch Anbauung der Futterkräu-

ter vorkommende Schwierigkeiten heben können.

Diese Wirthschaft giebt Gelegenheit, die Vortheile von Viehzucht und Ackerbau aufs höchste gegen einander abzuwägen. Es würde aber wider die Absicht dieser Bogen seyn, ihre Veränderungen und Anstalten, die nach Verschiedenheit der Umstände sich darin treffen lassen, näher anzuzeigen. Es verdienet über diese Materie Herrn Schumachers gerechte Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau, gelesen zu werden, ein Buch das über allen landwirthschaftlichen Betrieb, sehr richtige Bemerkungen enthält.

Zieht man nun auch die allgemeinen Vortheile der Verkoppelung in Erwägung, so sind solche diese:

Nächst der richtigen Einrichtung der Bauerwirthschaften, kan durch sie die Aufhebung der Gemeinheit erhalten werden. Es kan diese zwar auch ohne Verkoppelung, hierbei aber um so leichter, bewirkt werden.

Alle diese zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Reviere, werden mit wenigem Vortheil genuset. Sie sind eigentlich

gentlich das, was man ödes und unkultivirtes Land nennet. Sie sind die eigentliche Heimath aller Unkräuter, die durch ihren völlig gereiften Saamen sich beständig vermehren und alle gute Grasarten ersticken.

Außerdem daß diese Dörter durch Moräste und Büsche verwildern, zernichtet selbst das Vieh in der ersten Frühlingszeit, die zartesten Pflanzen gleich bei ihrer ersten Entwicklung, und die Nahrung, die der Boden zur Hervorbringung der Pflanzen abgeben könnte, bleibt auf immer in der Tiefe vergraben.

Auf einer solchen Weide, wird dann das Vieh mehr ab gemattet als gestärket, und die Milch, die nur ein Ueberfluß der Nahrung ist, vergehet ihm. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn eine Kuh, die auf der Koppel gehet, wegen der Ruhe die sie da genießt, drei mal so viel Milch giebt, als eine Kuh, die vor dem Hirten geht.

Der Vorwurf aber wider diese öden, unkultivirten Dörter, trifft vornemlich die gemeinschaftlichen Hölzungen, welche nie, wegen den Antheil so vieler Interessenten, und der oft muthwilligen Beschädigungen, recht in Schonung gelegt und geheget werden können, und der Ruin den das Vieh, dem auf immer die ganze Hölzung frei gegeben ist, darin anrichtet, ist von so beträchtlichem Nachtheil, daß man schon lange darauf bedacht gewesen ist, sie aufzuheben. An vielen Orten ist dies auch schon geschehen, und an keinem Orte hat man wohl mehr die Schäd-

lichkeit der Gemeinheit zu beweisen gesucht, als im Brandenburgischen.

Es hindert die Gemeinheit und die dabei verknüpfte Hut- und Triftgerechtigkeit, oft den Landwirth gewisse und mehrere Arten von Früchten zu bauen, und das Land sofort mit den Stoppeln unterzupflügen. Ein in der Landwirthschaft bewährter Gebrauch, das Stoppelfeld gleich nach der Ernte zu stürzen und oft zu pflügen. Regen und Schnee bringen alsdenn tiefer ein, und der darauf einfallende Frost macht das Land mürbe.

Nächst der Verschönerung des ganzen Feldes und Verlegung der Wege in geraden Linien, werden auch die vielen schmalen Ackerstücke in eine Fläche zusammen gezogen. Sie sind um so mühsamer zu bestellen, und verursachen hierin, so wie in der Ernte, mehrere Verzögerung und Arbeit. Ihre Lage ist oft so, daß sich das Wasser vom Regen und vom Schnee, auf dem Saarlande setzet.

Auch nimt die Menge von Gränzfurchen ansehnlich viel Land weg. So erzählt Wilkens in seiner Verbesserung des Staats, im 2ten Theil Seite 8. von der braunschweigischen Landesvermessung, daß bei einer einzigen Feldmark, von noch nicht völlig 3000 Morgen groß, mehr als 70 Morgen Land übriget sind, nachdem das Land in eine bessere Lage gebracht worden ist.

Bei einer allgemeinen Einrichtung der Bauergehöfte, aber wird das ganze eines jedweden Ackers, in eine schickliche Anzahl von Koppeln geteilt, wel-

welche alle mit lebendigen Knicken und erfordernden Gräben begränzt, und dadurch vor aller Beschädigung gesichert werden. Auch wird die Seltsamkeit zu ansteckenden Krankheiten verhindert, da alle Gemeinschaft des Dorfviehes aufhört.

Zur Verbesserung des Feldes nasser Kaltgründiger Derter sind aber auch zugleich die Wassergräben zu rechnen. Oft erfriert das Getreide in solchen nassen, quellichten Orten, oder giebt doch nur schlechte Ernten. An solchen Orten liegen die Wiesen gewöhnlich unter Wasser, die mineralischen Erdtheile lösen sich auf und bringen Winsen und Reitgras hervor, durch Abzugsgraben aber werden diese, so wie alle wiesenartige Brüche, die nur als unzugängliche Moräste da liegen, in gute Wiesen verwandelt.

Auf den Sandfeldern hingegen schützen die Knicke wider die horizontal durchziehenden scharfen Winde, welche den Sand als einen compacten Körper, den die Sonnenhitze zugleich auf einen hohen Grad durchdringt, ausdörren, und Gras und Getreide aufreiben.

Es fangen auf diesen Feldern bei zu starker Dürre die Körner in den Halmen, da sie noch in vollem Saft stehen sollten, schon an einzutrocknen und nothpreis zu werden. Man erinnert sich, wie schwer es hält, Befämnungen, die von allem Schutz entblößt sind, empor zu bringen, und bedenke die Wirkung, die Zugwinde auf die ihnen bloß gestellten Körper haben, und

um so mehr die Wirkung die scharfe Winde auf die zarten Wurzeln der Pflanzen, besonders in einem lockern Sande haben müssen.

Auch auf gebirgigten Feldern schützen die Knicke wider die strengen Winde, welchen diese Derter um so mehr ausgesetzt sind. Die Knicke erwärmen die gewöhnlich kalten Anhöhen, und tragen nicht wenig zur Vermehrung der an diesen Orten sonst geringhaltigen Weide bei.

Das wesentliche dieser Wirthschaft aber ist, daß durch Ruhe der Acker weit einträglicher wird und mit ihr zugleich die Vertilgung des Unkrauts verbunden ist, zugleich aber dem Acker, der unweit mehrere Dörfer, welcher ihm bisher als eine unentbehrliche Pflege entgieng, zu Hülfe komt.

Solche merkliche Verbesserungen, die dem Acker zufließen, müssen denn auch seinen Ertrag merklich erhöhen. Sollte es wohl Anstand leiden, sich zu überzeugen, daß ein Acker bei vermögenden Kräften nicht eben so viel und mehr ertrage, als ein um so viel vergrößerter Ackerbau, bei äußerst kümmerlicher Pflege?

Vorzüglich aber ist das wichtigste dieser Wirthschaft, die Vermehr- und Verbesserung der Viehzucht. Viehzucht wirft baaren Gewinn ab. Sie schafft größtentheils der ländlichen Familie ihren Unterhalt, und ohne sie kan der Ackerbau nicht bestehen.

Für den Staat ist nun auch eine solche allgemein verbesserte Einrichtung gleich wichtig.

Alle Bauerwirthschaften können bei einer allgemein gleichen Einrichtung nach Verhältniß ihrer Eigenschaften, und den dabei zu treffenden Anstalten, gleich groß gemacht werden.

Die öffentlichen Abgaben der Gehöfte lasten auf diesen öfters in der größten Ungleichheit, und eine Gelegenheit, auch diese so unbillige Ungleichheit abzuändern, kan nicht anders als zum Wohl der Untertanen gereichen.

Und so wie überhaupt eine so augenscheinliche Verbesserung dem ganzen Staat zum Vortheil gereicht, und auf alle Mitglieder desselben sich erstreckt, so giebt sie auch zur Bevölkerung des Staats Gelegenheit.

Nach aufgehobener Communion

können die schicklichen Orte mit neuen Colonisten besetzt, oder dazu reservirt werden. Die Domanalgüter können in kleinere, oder Bauergehöfte zerlegt, und dann auch die Untertanen von dem oft drückenden Frohndienst befreiet werden.

Die Landesforsten und Waldungen können von aller Communion befreiet, und Besaam- und Bepflanzungen vor aller Beschädigung gesichert, und dann zum Abtrag der wichtigsten Vortheile mit ungleich mehrem Gewinn genutzt werden, so wie alle Vortheile, die den Landesuntertanen dadurch zufließen, sich in gleichem Verhältniß, nach vorgegangener Separation auf die landesherrlichen Besitzungen, erstrecken. Q.

Ueber das Ceremoniel.

Wenn es wahr ist, daß die Deutschen wohl am meisten von der Titelsucht geplagt werden, so haben doch dagegen die Chineser das Ceremoniel auf das höchste getrieben. Wenn uns die richtige Auspendung des Hochedel, Hochedelgeboren, Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochgeboren und Hochgelahrt manche Schwierigkeit und Kränkung macht, so muß dagegen dort ein jeder Karrenschieber und Packenräger, der einen andern nur im geringsten stoßt, oder ihm Hindernisse in den Weg leget, denselben alsofort kniend nach einer vorgeschriebenen Formel um Verzeihung bitten.

Dieser Gebrauch ist bei einer scla-

vischen Nation, so uneben nicht, er beugt vielen Händeln und Zänkereien vor, giebt den Leuten bei Beleidigungen Zeit sich zu besinnen, und sich zu beruhigen, und erhält eben dadurch Ruhe und Ordnung im Staat. Auch der Russe ist gewöhnlich sehr höflich gegen jeden; zweien Bauern die sich einander begegnen, neigen sich tief gegen einander, ob zwar gleich kein Gesetz oder Vorschrift sie dazu nöthiget.

Das überspannte Ceremoniel und die hochtrabende Titel, sind Beweise einer sllavischen Unterwürfigkeit und kriechenden Erniedrigung gegen die Obern. Je freier ein Volk ist, desto weniger Titel, desto weniger Ceremonien.

nien. In England heißt jeder Sir! Der König Your Majesty, die Lords Your Lordship, alle übrige aber Gentleman. In Holland jeder Myn Heer! bei Vornehmern setzt man auch wohl dessen Titel hinzu, als Myn Heer de Prinz, myn Heer de Drost, u. s. w.

Scipio hieß gerade zu Scipio, und Cäsar nicht anders als Cäsar. schlicht weg, höchstens setzte man das Felix hinzu, wie das aus einigen Münzen, unter andern aus der des Sylla, erhellen. In der Folge wurden die römischen Kaiser Majestäten. Sonst speiseten dieselben wie andere ehrliche Leute, fuhren und ritten auch so aus; jezo aber geruhen allerhöchst dieselben ein Soupee oder Diner einzunehmen, oder ihre geheiligte Person von da dort hin zu erheben.

Alle dergleichen Thorheiten, die allerunterthänigsten Knechte, Diener, ganz gehorsamst – gehorsamst – ganz ergebenst und ergebenst, haben eben so sehr manchem Beck den Kopf verrückt, wenn eines derselben zur Unzeit und nicht nach den Regeln des Ceremoniels angebracht war, als die rechte und linke Hand, der Armstuhl, der Lehnstuhl, der Sessel und dergleichen Kleinigkeiten mehr, viele Jahrhunderte durch wichtige Gegenstände der Staatskunst und allerhöchsten Zänkereien gewesen sind.

Das Ceremoniel wegen der Armstühle, schreibt sich ganz gewiß aus den Zeiten her, da unsere Ahnherrn nur einen dergleichen Stuhl für den Herrn des Hauses hatten, vielleicht heißt er

auch davon noch der Großvaterstuhl. In einem solchen zu sitzen war eine Ehre, und derschalten hat auch mancher Landjunker es unter andern Merkwürdigkeiten seines Lebens mit aufzeichnen lassen, daß er bei dem und dem Grafen auf dessen Landgut bei einem Versuch in einem Armstuhle gefessen. Aus den Denkwürdigkeiten einer gewissen französischen Prinzessin erhellt, daß ein Viertel ihres Lebens in ängstlichen Sorgen und Bekümmernissen wegen der Armstühle verfloßen ist. Mancher Hof konnte sich, obgleich alle nur mögliche Staarcränke angewandt wurden, doch kaum darüber vereinigen, ob man sich in diesem oder jenem Zimmer auf einen Sessel mit Armen, ohne Armen, oder auf gar keinen setzen sollte. Ja an einigen Höfen giebt es gar noch Zimmer, in welchen die übeln Folgen zu vermeiden, gar kein Sessel seyn darf, damit nicht allenfalls Jemand auf den Einfall käme sich eine Ehre anzumessen, die ihm streitig gemacht wird.

Dem Himmel sey Dank, daß wir im bürgerlichen Leben nun jezo schon etwas von dieser Plage befreiet sind; ich sage etwas, denn in großen Gesellschaften wo viel Frauenzimmer ist, veranlaßt das Canape und der Sofa noch mancher Schöne Kränkungen, denen gewiß so leicht nicht vorzubeugen ist, da gar viele Ursach zu haben glauben darauf Anspruch zu machen. Die eine wegen des Ranges ihres Mannes, die andere wegen ihres Vaters, eine dritte wegen ihres Vermögens, noch eine andere, weil sie am

längsten verheirathet ist, auch wohl, weil sie die mehrsten Kinder hat, die Schönste ist, die die mehrsten Anbeter hat, und was dergleichen weibliche Vorzüge noch sonst alle vor Namen haben mögen; und ihre Eitelkeit wird nicht wenig gekränkt, wenn sie nach solchem innern Bewußtseyn ihrer Vorzüge, mit einem gewöhnlichen Gesel vorlieb nehmen müssen. Alle dergleichen Schnurpfeisereien zeugen von wenig Kultur, denn je weniger aufgeklärt ein Land ist, je weniger Verstand und gesunder Geschmack bei Hofe herrscht, desto wichtiger ist das Ceremoniel; an kleinen Höfen und in Reichsstädten ist es unendlich. Die wahre Feinheit und Aufgeklärtheit, lacht über dergleichen Kinderpossen. Wie manche vortrefliche Sache ist bloß durch Vernachlässigung des Ceremoniels rückgängig geworden! Als der Cardinal Richelieu mit dem englischen Botschafter wegen der Vermählung der Prinzessin Henriette mit dem König Carl in Unterhandlung stand, wäre aus der ganzen Sache bald nichts geworden, weil man wegen der Anzahl Schritte vor einer Thür, beim Empfang desselben nicht einig werden konnte. Richelieu hatte hier einen rechten sinnreichen französischen Einfall, er legte sich ins Bette, empfing da den Abgesandten, und so war die ganze Schwierigkeit gehoben.

Das Vorausfahren der Wagen, die obere Stelle in den Zimmern und beim Spaziergange, sind nicht weniger eine geraume Zeit her Zeichen des

Vorzuges, der Größe, Quellen von tausend Zänkereien und Feindschaften, auch so gar wohl versteckte Ursachen mancher Kriege gewesen. Man sah es als ein Zeichen eines Triumphs an, wenn man seinen Wagen vor einem andern voraus bringen konnte. Gesandte, die in den Gassen spazieren fuhren, schienen zur Ehre ihrer Prinzen in der Rennbahn zu seyn, und wenn ein spanischer Gesandter das Glück gehabt hatte einem Portugiesischen vorzufahren, so wurde so gleich ein Courier nach Madrid geschickt, um dem König von diesem wichtigen Vorfall Nachricht zu erteilen.

Auch selbst unsere Gelehrten! An den Mäcen schrieb einst Horaz: *Te dulcis Amice revisam*, ich werde sie besuchen mein süßer Freund, und doch war dieser Mäcen die erste Person im Reiche nach dem Kaiser. Corneille hergegen schreibt an den Scuderi, und da er des Richelieu erwähnt, sagt er: der Herr Cardinal, mein und Ihr Herr. Eben dieser Corneille dediciret seinen Cinna dem Herrn Montauron einem Schatzmeister der kleinen Gefälle des Hofes, und zwar demüthigst; vergleicht ihn auch in der Zueignungsschrift ohne alle Umstände (vielleicht gegen gute Bezahlung) mit dem Kaiser August. Dedicationschriften, sind fast gemeiniglich eine lustige Unterhaltung, denn gar oft sind sie handgreifliche Satyre, die der Mäcen nicht allein nicht versteht, auch nicht einmal liest, sondern nur baar bezahlt, weil er sich darin öffentlich

lich, (obgleich oft auf Kosten der Wahrheit,) gelobet siehet.

Wenn wollen doch unsere Gelehrten sich und ihren Mäcenen dergleichen Erniedrigung ersparen?

Ein alter französischer Officier, welcher wenig von der Hofsprache verstand, schrieb einst an den Marquis de Louvois, und nannte ihn Monsieur, allein er erhielt keine Antwort; er schrieb einen zweiten Brief, und nannte ihn Monseigneur; da er auch nun noch keine Antwort erhielt, weil dem Minister noch das Monsieur wurmte, so schrieb er zum dritten mal und gab ihm den Titel Mon Dieu.

Comment va mon Ami! fragte einst ein Duc und Pair von Frankreich einen Landadelmann; à votre service mon Ami, antwortete dieser, und von dieser Stunde an, war der Ami Duc sein unversöhnlicher Feind.

Ein Grand von Portugal sprach einst mit einem Grand von Spanien, und nannte ihn alle Augenblicke Eure Excellenz. Der Spanier hingegen beantwortete es immer mit vuestra merced, ein Titel, welcher eigentlich gar keiner ist. Der Portugiese nahm dieses übel, und nannte den Spanier gleichfalls vuestra merced, und nun gab ihm dieser das Prädikat Excellenz. Endlich wurde der Portugiese der Sache überdrüssig, und erkundigte sich bei dem Spanier, was er mit dieser Veränderung der Titel sagen wollte. Das will ich damit sagen antwortete der stolze Spanier, daß mir über-

haupt alle Titel gleich sind, wenn mir nichts gleiches zwischen uns ist. Ich habe auch darüber einst einen sonst angenehmen, unterhaltenden und nützlichen Briefwechsel verloren, weil ich meinem gelehrten Correspondenten nicht Hochgelahrte nennen wolte, sondern ihn gerade zu liebster Freund nannte, ich wurde in einigen Briefen dadurch, daß man mir eben diesen Titel (der sich jedoch zu meinem Stande gar nicht reimete) gab, daran erinnert, allein da ich sehr wenig Leute auf der Erde kenne, die man Hochgelahrte nennen könnte, und da ich überhaupt alle den elenden Schmeicheleien von ganzem Herzen feind bin, so lehrte ich mich daran nicht, sondern glaube mein Freund würde sich nach und nach durch den vertraulichen Ton, den ich annahm, herabstimmen lassen, allein ich hatte mich geirret, und unser Briefwechsel war zu Ende.

Die hochtrabende Titel sind durch die Bekanntschaft der Römer mit den Morgensländern erst zu ihnen, und darauf auch zu uns gekommen. Die meisten asiatischen Könige sind noch bis auf diese Stunde Geschwister Kinder der Sonne und des Mondes, allein keiner ihrer Unterthanen darf Anspruch auf diese Verwandtschaft machen. Ein Gouverneur ihrer Provinzen, mag sich immer eine Muskatblume des Trostes, oder eine Rose des Vergnügens nennen, aber er würde gespottet werden, wenn er sich es unterstände, Anspruch auf die geringste Ver-

wandts

wandtschaft mit der Sonne oder dem Monde zu machen.

Wie sehr auch die Titel in manchen Reichen verschiedene Bedeutung haben, mag aus folgendem erhellen: Vor alten Zeiten waren nur zweien Markgrafen in Deutschland, zweien in Frankreich und zweien in Italien. Einer unserer deutschen Markgrafen hat sich in einen sehr großen und mächtigen König verwandelt, allein die Französischen und Italiänischen, die sich nicht allein gewaltig vermehrt haben, sondern noch immer zahlreicher werden, stellen nicht viel vor.

Wenn ein guter ehelicher Bürger den päpstlichen Legaten zur Tafel bittet, und dieser bringt während des Schmausens die Gesundheit des Hauswirths mit dem Beisatz Herr Marquis aus, so ist der gute eheliche Bürger Marquis, und seine Kinder und Erben bis ins tausendste Glied.

Wenn in Frankreich ein Mensch aus der Provinz nach Paris kömmt, und dort ein kleines Glück macht, so läßt er sich ohne Bedenken Herr Marquis oder wohl gar Graf nennen. Ueberhaupt kan das dort ein jeder

thun, der nur nicht recht bekant ist. Wenn aber eine Gerichtsperson oder ein Finanzbedienter vom Könige ein wirkliches Marquisat geschenkt erhalten, so wird er doch desfalls niemals Herr Marquis genannt.

In England ist es ganz anders, wenn der König irgend Jemand zum Baron oder Graf ernennet, so gilt er dafür bei der ganzen Nation, jeder, auch selbst der König, nennt ihn Mylord. Eben so ist es in Italien mit dem Monsignore, der Pabst selbst, nennet einen solchen nicht anders.

Monseigneur ist in Frankreich gleichfalls etwas sehr wichtiges, auch die Parlamentspräsidenten machten einst Anspruch daran. Klüger aber war ein alter Parlamentsrath, denn als einstens ein Kläger zu ihm kam, und ihn folgendermaassen anredete: Monseigneur! Monsieur votre Secrétaire, — so fiel er ihm in die Rede und sagte: Sie haben drei Thorheiten in eben so viel Worten gesagt, denn ich bin nicht Monseigneur, mein Secrétaire ist nicht Monsieur, auch ist er nicht Secrétaire sondern mein Schreiber.



Hannoverisches Magazin.

5^{tes} Stück.

Montag, den 26ten Junius 1780.

Die Schwindsucht.

Eine Polizei-Angelegenheit.

Wenn man den Umfang der Polizei nicht kennet, oder sich nicht erinnert, daß selbige mit der Arzneiwissenschaft in genauer Verbindung stehet, so wird man es vielleicht bestreudend finden, daß eine Krankheit zum Gegenstande ihrer Untersuchung soll gemacht werden. Und doch ist nichts gewisser, als daß den Ärzten in vielen Fällen der Beistand der Polizei unentbehrlich wird, da es eine eigentlich medicinische Polizei giebt, welche die Ursachen einer größern Sterblichkeit untersucht. Die besten Projecte und Erfindungen der Politik, die Lieblingsmaterie unsers Jahrhunderts — die Bevölkerung zu begünstigen; alle Entdeckungen, die Menschen stärker zu machen, oder die physische Erziehung der Kinder zu verbessern, müssen von ihrer Wirksamkeit verlieren, wo nicht zugleich auf der andern Seite die Hindernisse derselben gehoben, das zu Unterlassende entdeckt, und Entvölkerung oder vermehrte Mor-

talität verhütet wird. Unter jene Hindernisse gehören ohne Zweifel Krankheiten, in der Polizei ist hier wieder der Aerzte Beistand so unentbehrlich, als diese ohne den Beistand von jener oft wenig Nutzen stiften können. Es gilt dieses besonders von solchen Krankheiten, wogegen die menschliche Kunst bisher noch kein Mittel entdecken können, so bald sie entstanden sind, und wobei sie also nur die Entstehung, den Ausbruch verhüten kan oder muß.

Es wird mir wahrscheinlich ein offenesherziges Geständniß, daß ich die characterisirte Schwindsucht oder Lunsensucht dahin rechne, nicht zur Schande gereichen, da alle meine Amtsbrüder von Aufrichtigkeit darin mit mir einstimmig sind. In der That sind nur sehr wenig Arten dieses Uebels, das in den Mortalitätslisten einen so fürchterlich großen Platz einnimmt, daß schon oft (wie zu Zürich) der sechste Todte ein schwindsuchtiger ist, a) für den Arzt heilbar, und nach einem ge-

E e e

wissen

a) Wenigstens, wie Schinz aus Sterbelisten angiebt, die mehr das Gepräge der Zuverlässigkeit als die Londonschen ic. zu haben scheinen, da sie von einem bekannten Arzte (Dr. Kahn) verfertigt worden. Man sehe *Schinz Diss. de statu* — ufu Tigur. 1770.

wissen Zeitpunkte einige Arten derselben so entschieden tödlich, daß man kaum Erleichterung schaffen kan; und ob es gleich bei dieser traurigen für den menschlichen Verstand demüthigenden Wahrheit tröstlich bleibt, daß nicht alles entschieden eine wahre Vereiterung der Lunge oder Schwindsucht ist, was eine Aehnlichkeit damit hat und dafür gehalten wird, so scheint doch die Mühe so wenig unnütz angewandt zu seyn, wenn man die unzähligen Ursachen und Veranlassungen immer sorgfältiger aufsuchet — als den Grundsätzen der Philosophie oder der medicinischen Polizei zuwider, ein Uebel, das man nicht heben kan, künftig zu verhüten. Wenn ich die Möglichkeit einer Verhütung behaupte, so würde ich jedoch wider meine Ueberzeugung und Erfahrung schreiben, wenn ich sie auf alle Arten der Schwindsucht ausdehnen, und annehmen wolte, daß sie auf einerlei Weise können verhütet werden. Ich bin gegen alle medicinische Präservative, welche selbst den Keim einer Krankheit ersticken, oder die Anlage dazu verhindern sollen, sehr mißtranisch; und darf mich hier, da dieser Aufsatz nicht für Aerzte bestimmt ist, so wenig über die Wirksamkeit derselben einlassen, als von Verhütung einer Krankheit durch diätetische Mittel oder Lebensordnung u. reden. Bloss eine einzige Ursache näher zu bestimmen, wodurch die Ausbreitung oder Fortpflanzung der Schwindsucht bewirkt wird, das ist jetzt meine Absicht, worauf ich die Aufmerksamkeit der

Leser dieses Magazins und der Einwohner dieser Stadt rege zu machen wünsche, ohne jedoch auf der andern Seite die Furcht, welche oft schon der Name dieser Krankheit verbreitet, und welche zuweilen schon allein ohne Ansteckung entfernten Anlaß zu Krankheiten giebt, so vergrößern zu wollen, daß man Schwindsüchtige wie Pestkranke fliehen müsse.

Aber sollte denn vielleicht die Schwindsucht ansteckend seyn? Freilich nicht schnell die Atmosphäre vergiftend, wie Pest, wie Blattern, wie Scharlachfieber u. oder durch eine kurze Berührung wie die Krätze u. aber wohl wie andere Krankheiten ohne Ausschlag auf der Haut. Da zwischen der Begriff der Ansteckung, selbst bei vielen Aerzten, noch immer schwankend ist, viele nichts für ansteckend halten, was sich nicht wie Pest mittheilet, und andre wenige dieses Ansteckende der Schwindsucht nicht zugeben, so muß ich hier einen Augenblick, um jenen Begriff zu entwickeln, die Sprache der Aerzte reden, ohne daß ich deswegen aufhören mögte, für den größern Haufen verständlich zu bleiben. Nicht bloß exanthematische Krankheiten, oder solche, wobei man etwas besonders auf der Oberfläche des Körpers entdeckt, sind ansteckend, es giebt viele, welche es eben so sehr sind, aber langsamer, nicht so leicht, nicht so durch die dritte Hand als jene, und dadurch nur ansteckend werden, wenn man sich lange oder oft dieser Gefahr aussetzt, welche es erst durch eine

eine gewisse Vertraulichkeit, durch Stuben: oder Bettesgesellschaft mit Kranken werden, Dicht, Ruhr, Reiche, Husten, so gar Wechselfieber u. andere, welche sich durch den Hauch, den Schweiß in Betten, Kleidungen u. durch Unreinlichkeit, eingeschlossene Luft mittheilen; und letzteres wird manchen weniger befremden, wenn er weiß, daß selbst die ausgehauchte Luft der gesunden Menschen in einem eingeschlossenen Zimmer eine schädliche Eigenschaft annimmt. Dies ist nicht nur die Möglichkeit, sondern auch große Wahrscheinlichkeit, wie die Schwindsucht ansteckt, oder wenn man den Ausdruck hasst, sich mittheilt. Wie sehr wünschte ich, daß es bloß ein gewagter Gedanke, eine Hypothese wäre, über die ich mich von Orthodoxen der Facultät gerne mögte verkehren lassen; oder daß diese traurige Wahrheit nicht noch täglich durch redende Weise evident gemacht würde, und mich eine unangenehme Erfahrung davon seit vielen Jahren überzeugt hätte! Aber es bedarf nur einer mittelmäßigen Aufmerksamkeit eines beobachtenden erfahrenen Arztes, um Beweise hiezu von seinen Kranken zu liefern. Ich wenigstens habe ganze Häuser bis auf Kinder und Bediente langsam aussterben gesehen, wo sichtbar der Kranke dem sorglosen Gesunden die wahre Schwindsucht mitgetheilt hatte, wo Personen von allem Alter Märtyrer

ihrer Gefälligkeit, und ein Opfer der Krankheit geworden sind; aber ein Detail von einzelnen Krankengeschichten mögte hier nicht angebracht seyn. Ich darf hier eben so wenig, ob es gleich dem Aufsatze einen gelehrten Anstrich geben würde, untersuchen, ob die Mittheilung durch ein specifisches Miasma wie Pocken, Lustseuche u. sich fortpflanze, und vielleicht nicht auch noch einmal die Entdeckung eines eben so specifischen Gegengifts möglich sey. Am gewöhnlichsten und überzeugend ist die Ansteckung bei Eheleuten, und ich bitte selbst die unmedicnischen Leser nur auf einige Jahre zurück zu gehen, um sich vieler Beispiele zu erinnern, wo der Mann der schwindsüchtigen Frau, oder diese jenem zum Grabe in kurzer Zeit gefolgt ist b). Wenn Leute, deren Geschäfte sonst nichts weniger als philosophiren ist, oft am Krankenbette die Ursache untersuchen, und den Arzt mit Fragen ängstigen: Herr N. N. hatte ja eine Lunge wie eine Lerche, er konnte im Tanzen und Treppensteigen singen, war die Gesundheit zu malen, wie kommt der auf einmal an die Schwindsucht? oder „Nab. N. N. schien ja bei der glücklichsten Organisation nicht die geringste Anlage zu dieser Krankheit zu haben, und einer blühenden Gesundheit zu genießen, woher kan die nun die Schwindsucht bekommen?“ so wird ihnen hoffentlich das eben gesagte

See 2

die

b) L'établissement des lits jumeaux ne contribue peut-etre pas peu a la degeneration de l'espece humaine sagte nculich, wo ich nicht irre, Languet, oder ein ähnlicher Schriftsteller; aber bei Schwindsüchtigen ist es wahrlich umgekehrt.

die Neugierde befriedigen. Sind aber die Aerzte unter sich über diese Mittheilung, über das Ansteckende der Schwindsucht nicht eins, so mag es, ohne auf den bekanten Geist des Widerspruchs zu sehen, aus dem verschiedenen Begriffe von der unerklärbaren Art dieser Ansteckung geschehen; inzwischen giebt es der Cochi's und Castellani's (Della Insufficienza del Contagio tifico. Mant. 1778.) nur sehr wenige gegen eine unzählbare sich täglich vermehrende Menge genauer Beobachter von ausgebreiteter Erfahrung, welche diese Art von Fortpflanzung annehmen. Jene wenige erinnern sich nur nicht, daß sie in der Medicin und andern Wissenschaften sonst so nützliche Scepticismus, dem wir in den neuern Zeiten genauern Beobachtungsgeist zc. verdanken, auch zuweilen in eine sträfliche Gleichgültigkeit ausarten könne. Von Galenus bis auf Maret 1779. herunter haben viele die Vertraulichkeit mit Schwindsüchtigen nicht nur für gefährlich erklärt, sondern auch öffentlich davor gewarnt. Ich muß einige wenige Beispiele aus Büchern, die mir eben am nächsten stehen, auszeichnen. Van Swieten kante einen jungen Menschen, der seine Schwester und Aufwärterin ansteckte. (Commentar. IV. p. 72.) Hume zählte die Ansteckung unter die wichtigsten Gelegenheitsursachen. (Princ. med. p. 134.) Morton, einer der classischen Schriftsteller

in diesem Fache, beruht sich ausdrücklich auf seine große Erfahrung, daß die Schwindsucht die Beischläfer wie ein bössartiges Fieber anstecke. (Opera. p. 27.) Maret hat viele Leute daran sterben sehen, welche nicht die geringste Anlage zu dieser Krankheit zu haben schienen, und Kleidungen von Schwindsüchtigen getragen hatten, unter andern hat er drei Exempel aufgezeichnet, wo der Beischlaf überzeugend ansteckend gewesen. (Esprit des Journaux. 1779. Mars.)

Es wäre überflüssig diese Beweise zu häufen, da, wie gesagt, nicht nur ein jeder beobachtender Arzt, sondern auch ein jeder anderer ohne große Anstrengung des Geistes oder Gedächtnisses dergleichen angeben kan. Wenigstens mögte ich aus meiner Erfahrung die Schwindsucht nicht sowohl erblich als vielmehr ansteckend nennen; ich habe inzwischen zu größerer Ueberzeugung der Ungläubigen unten noch mehr Schriftsteller angezeichnet c). Freilich ist diese Mittheilung nicht in einem jeden Falle so entschieden, nicht einem jedem Subjecte gleich gefährlich, daß man sie immer vorher sagen kan, oder sie sogleich bei dieser chronischen Krankheit wie bei einer hitzigen nach wenigen Tagen erfolgt; allein diese geringere Susceptibilität, diese glücklich verringerte Empfänglichkeit findet auch bei Personen in andern Krankheiten statt; unzählige Umstände können die Gefahr

c) Journal de Medecine 1777. Nov. p. 405. Ruch's Rede im Hannov. Magazin übersetzt. 1776. St. 92. Sarcone Geschichte der Krankheiten in Neapel. Th. 1. S. 27.

Gefahr der Ansteckung in diesem individualnen Falle mindern — Bei Schwindsüchtigen die Continenz — die Leichtigkeit sich allein zu betten &c. — eine geringere Anlage zu dem Uebel &c. Wenn sind nicht Exempel bekannt, daß selbst Blattern ein Kind zuweilen verschonen, das man in eine von Pockenmaterie beschmutzte Wiege gelegt, oder dem die Pocken ohne Erfolg wiederholt sind eingespöpft worden? Ich kenne Personen, welche eben so von Krätze nichts gelitten haben, und andere, welche eben so ungestraft sogar der Lustseuche entwischten, wenn sie sich gleich der Gefahr der Ansteckung dreist bloß gestellt hatten. Die Exempel, wo die Stuben- und Bettgesellschaft nicht immer bei der wahren Schwindsucht gefährlich geworden ist, wo Eheleute oder Verwandte sich nicht allzeit dieselbe mitgetheilt haben, sind also bloß Ausnahme von der allgemeinen Regel, und so wenig Beweis wider das Ansteckende dieses Uebels, als jene bei Pocken &c. von denen die Ansteckung durchgehends anerkannt und weniger bezweifelt wird.

Außer den angegebenen Gründen für die Mittheilung der Schwindsucht ist der aus den Gebräuchen und der Erfahrung ganzer Nationen genommene nicht ganz unwichtig. In Rom und fast ganz Italien ist man so behutsam, daß nach einem Polizeigesetze so gar alles verbrant wird, was dergleichen Kranke gebraucht haben, und die größten Aerzte dieser Nation, Morgagni (de causis & sedibus morborum) epist.

22, 3.) Valsalva, Sarccone &c. (del Contagio del Vajuolo 1770) meinten die Desinung solcher Leichen aus Furcht vor der Ansteckung, ja man scheint sogar zu glauben, daß die giftige Materie, so wie beim Aussaße der Juden, selbst durch die Mauern eines Hauses fortgepflanzt werde; und daher bleibt ein Haus, worin ein Schwindsüchtiger gewohnt, oft ein ganzes Jahr unbewohnt. In Portugal vernichtet man eben so die Betten und Kleidungen &c. aller die an dieser Krankheit gestorben sind.

Was ist also nach erwiesener Mittheilung der Krankheit, und bei der von aufrichtigen Aerzten selbst zugegebenen Ohnmacht ihrer Kunst wider die wahre Schwindsucht, wenn sie wirklich schon die Substanz der Lunge consumiret, natürlicher, als zu verhüten, daß sie wirklich entstehe oder mitgetheilt werde? oder begreiflicher, als daß man ihr ausweichen müsse? aber alle moralische Predigten von Vermeidung der Unschweifungen, des Sausens &c. alle medicinische Warnungen vor Erhitzungen und unzähligen andern Veranlassungen, wenn sie auch noch so tiefen erbaulichen Eindruck machen, noch so pünktlich befolgt werden, sind eben so wenig hinreichend die durch dieses Uebel entstehende große Mortalität zu verringern, und die Entstehung zu verhüten, als nach einmal formirter wahrer Vereiterung der Lunge — Der Kuhstall, oder andere angepriesene Mittel, wo es nicht der Gegenstand der schärfsten Polizei

lizeuntersuchung wird d). Die Vermählung, Ehen zu befördern scheint oft ganz entgegen gesetzte Wirkung zu haben und der negative Vortheil oft größer zu werden, wenn man Ehen hintertreibt, verbietet, oder seltner macht. Sollte dies nicht der Fall bei schwindstichtigen Personen seyn e)? Da uns inzwischen die Gewissenhaftigkeit der Aerzte bei den ausgefertigten Gesundheitscheinen, die gewöhnlich bei anzutretender Ehe zum Gebrauche der Wittencassen erfordert werden, einigermaßen gegen solche Fälle sichert, so wird eben dadurch eine Polizeuntersuchung oder gar ein Gesetz, welches Schwindstichtige vom Ehestande ausschließt, entbehrlich, und jenes unendlich nützliche Institut stiftet auch noch diesen bisher unvermerkten Vortheil; nur wird dieser Vortheil nicht auf den größern Haufen, auf die niedrige Classe von Einwohnern verbreitet, die an Wittencassen gemeiniglich nicht Antheil nehmen können, und wo also der Fall nicht ungewöhnlich ist, daß ein Schwindstichtiger bei bemerkter Abnahme seiner Kräfte oder Gesundheit, sich noch zur Verpflegung in den Ehestand begiebt. Bei diesen Fällen, so selten sie auch immer seyn mögen, müßte man, dächte

ich, weniger sorglos seyn. Allein eine vorzügliche Aufmerksamkeit empfehle ich der Polizei und den Verwandten eines Schwindstichtigen in Absicht der Betten, und rathe letztern die geschwindeste Trennung, so bald die wahre Vereiterung der Lunge, und besonders der ausgehende erschöpfende Schweiß, worin solche Kranke zu zerfließen pflegen, und der sich auch von einem ungeübten Auge nicht leicht verkennen läßt, merklich wird. Es hieße das jammervolle Leiden eines solchen Unglücklichen vergrößern, und würde Grausamkeit verrathen, wenn ich riethe, ihn in dem Zustande seinem Schicksale so zu überlassen, daß man ihm mitleidsvollen Beistand versagte. Ich wiederhole, daß mein Rath sich allein auf Vertraulichkeit, auf Bettesgesellschaft einschränke, und wenn diese dem Gesunden nicht ohnehin eckelhaft wird, daß man ihn alsdenn an die Pflicht gegen sich selbst erinnere, die Kinder auch vom Bette entferne. Außerdem mache ich es mir noch zur dringenden Pflicht, auf das angelegentlichste wider das verträdeln der von ansteckenden Schweiß etc. durchdrungenen Betten und Kleidungsstücke zu warnen, da ohne Zweifel, wann ein solcher Kranker sie in dem letzten Zeitpunkte

- d) Ein Arcanum oder Präservativ besitze ich leider wider dieses Uebel nicht, und verstehe überhaupt so wenig, einen gesunden mit Arzneien vor Krankheiten zu sichern, als das Kunststück einen Soldaten gegen den Schuß fest zu machen; aber dies Mißtrauen gegen Präservative oder diese Unwissenheit hindert doch nicht, den Soldaten zu warnen, daß er sich nicht ohne Noth einer Batterie bloß stelle.
- e) Ich bin nicht der erste, der hierüber ein Polizeigesetz wünschet; Frank will ausdrücklich in seinem System einer medicinischen Polizei 1779 solche Ehen verboten wissen.

punkte seines Elendes gebraucht hat, dadurch ein Uebel weiter verbreitet wird, das ohnehin seine Grenzen täglich erweitert, und bisher die Hülfe der Facultät so sehr demüthigend verspottet. In Hospitälern, wo es die Einrichtung, und notwendige Sparlichkeit nicht erlaubt, den Kranken andere Betten zu geben, als solche, worin vorher schon zuweilen ein Schwindstüchtiger gelegen, und diese traurige Nothwendigkeit oft eine Ursache wird, daß Personen selbst bei der geringsten Anlage zu dieser Krankheit selten entweichen, würde ein Mittel dawider weniger anwendbar seyn, aber wenn außer den Hospitälern die hinterbliebene oft bemittelte Verwandte eines solchen Kranken weniger Delicatesse besitzen, dergleichen Nachlaß

Hannover.

zu veräußern, als die Erbbler, ihn anzunehmen, so läßt sich dieses wohl nicht anders als aus ihrer Unwissenheit über die mögliche Mittheilung der Krankheit, darin sie durch die bisherige Toleranz sind bestärket worden, erklären. Diesen habe ich also geglaubt es schuldig zu seyn, die Gefahr dabei anzuzeigen, und zu rathe, daß wo dergleichen Nachlaß nicht vernichtet, doch auf eine zuverlässigere und gewissenhaftere Art, als bisher gewöhnlich gewesen, gereinigt werden möge.

Wie glücklich wären die Aerzte, wenn sie von den so sehr unterschiedenen, und mannigfaltigen Ursachen der Schwindstucht mehrere so gewiß zu verhüten im Stande wären als die beschriebene!

Wichmann.

Regenbogen ohne Wolken.

Am 14^{ten} Mai dieses Jahrs mit aufziehender Sonne schien der Himmel recht klar zu seyn; jedoch war derselbe mehr blaß als blau, woraus ich sicher schließen konnte, daß die Luft voller Dünste war, obgleich der Wind aus Osten kam, und nicht die geringste Wolke zu sehen war. Das Barometer war in der Nacht 1 Grad gefallen, und das Fahrenheit'sche Thermometer stand auf 56. Um halb 5 Uhr, und also zur ungewöhnlichen Zeit, erschien in der Atmosphäre ein milchweißer Regenbogen, welcher über eine Viertel-

stunde stehen blieb. Der Diameter dieses Halbbogens betrug ohngefähr die Hälfte eines gewöhnlichen Regenbogens. Um 10 Uhr drehte sich der Wind nach Süden, und das Thermometer stand in der Sonne auf 80, und im Schatten auf 72, und blieb auf diesen Graden bis um 3 Uhr Nachmittages, da es bei einem schweren Gewitter bis auf 61 herunter fiel.

* * *

Am 2^{ten} Jun. des Morgens war der Himmel ganz heiter; das Barometer aber fiel 2 Grad, und der Grad der

der Wärme war 84; der Wind kam aus Süden, und brachte ein leichtes Donnerwetter, nach welchem der Himmel sich zwar aufklärte, doch so, daß sich die Dünste nur vertheilt hatten. Des Abends um 8 Uhr formirte die Sonne in diesen Dünsten einen schö-

nen Regenbogen, obgleich keine Wolken im eigentlichen Verstande zu sehen waren. Alle Gegenstände der Sonne, insonderheit verguldete Knöpfe und Windsfahnen auf den Dächern schimmerten blutroth.

Hannover.

L. M. A.

Lehrreiche Unterhaltung.

Vor einigen Jahren wurde ich von einem Manne zu einem Spaziergange eingeladen, welchen eine ziemlich starke Leidenschaft zum Spiele beherrschte. Es war ein heiterer Frühlings Morgen, an welchem die wieder auflebende Schönheit der Natur alles zu einer ergötzenden Bewunderung aufforderte. Mein Begleiter gieng langsam voran, und ich gieng auf einem zwischen denen angenehmen Kornfeldern befindlichen Fußsteige hinter ihm her. So oft ich dieses oder jenes Gesprächs begann, so oft wurde solches mit einem bloßen Hm! Ja! oder Nein! welches mir zur Antwort ward, wieder abgebrochen, worauf ich eben so stillschweigend fol-

gte, als mein Begleiter voran gieng. Nachdem wir unsern Weg in einem Stundenlangen Stillschweigen fortgesetzt hatten, kehrte sich jener um, wartet um, blieb stehen, sah mir starr ins Gesicht, und sagte; „Funfzehn in der Vorhand, so ist des andern sein Geld meine.“ Hiemit setzte er seinen Stab weiter, wir versetzten wieder in unser voriges Stillschweigen, und giengen nach Haus, ohne ein anderes Wort geredet zu haben. Uns fehlte also auf unserm Spaziergange nichts weiter, als ein mit Rollen versehener Spieltisch, um selbigen für beide Theile ergötzend zu machen.

K.

Hannoverisches Magazin.

52^{tes} Stück.

Freitag, den 30^{ten} Junius 1780.

Zweite Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers
von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.

(S. das 11^{te}, 12^{te} und 13^{te} St. von d. J.)

Sechster Brief.

Behrtester Freund!

S heute habe ich so viele Materie zum schreiben, daß ich nicht weiß, wobei ich anfangen und aufhören soll. Ich will Sie diesmal mit keiner langen Reisebeschreibung aufhalten. Was kan es Ihnen ver- schlagen, wie oft wir Anker geworfen, und wie oft wir wieder unter Segel gegangen sind; wie oft wir guten oder contrairen Wind, oder Meerstillte gehabt. Es wird Ihnen genug seyn, wenn Sie wissen, daß ich eine glückliche und vernügte Reise gehabt habe, und daß ich allhier auf Samarang glücklich und gesund angelandet bin. Den 8^{ten} April mit Anbruch des Tages giengen wir unter Segel, und den 15^{ten} legten wir eine Stunde von Samarang, und eine halbe Stunde von der Samarangischen Rhede, unter einem erschrecklichen Donnerwetter Abends um 7 Uhr Anker. Wir konten wegen dieses schweren Ungewitters nicht auf die

Rhede kommen. Es that einige so harte Schläge, daß wir einige mal glaubten, es hätte im Schiffe eingeschlagen. Ein Schiffer ist auf der See für nichts mehr bange, als für dergleichen Ungewitter. Es ist kein Wunder; denn man hat hievon viele traurige Exempel, und schlägt es ein, so ist es fast unmöglich, das Feuer zu löschen, weil ein Schiff aus lauter leicht feuerfangenden Materien besteht. Auf der ganzen Reise ist sonst nichts merkwürdiges vorgefallen. Was mir am merkwürdigsten gewesen, ist dieses, daß ich zum erstenmal einen feuerspeienden Berg, an welchem wir etwa in der Entfernung von 2 Stunden weggesehelt sind, gesehen habe. Er ist von einer ansehnlichen Höhe, noch viel höher als der Blocksberg, und heißt Taggal. Er spie zu derselben Zeit kein Feuer, aber er rauchte stark, welches man des Nachts, weil eben heller Mondenschein war, sehr deutlich sehen konnte.

Den 16^{ten} April, früh um zwei
Uhr

Uhr kam schon ein Fahrzeug von Samarang, welches den Capitain und mich abholte. Um sechs Uhr mit Anbruch des Tages landeten wir auf Samarang an. Ich machte sogleich dem Herrn Gouverneur, Johanne Robert von der Burgh, die Visite. Ein Gouverneur von Java ist ordentlicher Weise allezeit zugleich Rath von Indien. Obgleich der ihige es noch nicht ist, jedoch aber vermuthlich bald werden wird; so wird er doch Edler Herr genant. Der Herr von der Burgh ist ein kleiner Mann, so fein und zierlich von Knochen, wie eine Jungfer, dabei besitzt er aber einen durchdringenden Verstand. Wie ich meine Dankungscomplimente angebracht hatte, sagte er zu mir: „Seyn sie willkommen hier auf Samarang; ich habe sowohl ihren Brief von Batavia, als auch den von . . . empfangen; ich hätte gern gewünscht, sie eher hier zu sehen, aber ich habe darauf gewartet, ihnen einen guten Posten zu geben, und da vor kurzem der Cornetsplatz von meiner Garde zu Pferde vacant geworden ist, so habe ich sogleich ihrentwegen nach Batavia geschrieben; ich wünsche, daß sie vorerst damit zufrieden seyn mögen. Haben sie schon unter der Cavallerie gedient?“ Nein, antwortete ich, niemals. „Nun,“ fuhr er fort, „das macht nichts; so viel als sie hierzu vonnöthen haben, können sie bald lernen. Belieben sie nur mit dem Herrn Commandant Tropponegro

zu sprechen. Dieser wird sie schon in allem unterrichten. Die Tafel haben sie allezeit bei mir, und sie werden diesen Mittag wiederkommen, bei mir zu essen.“ Von da gieng ich zu dem Herrn Capitain Commandant Tropponegro, welcher ein Sachse von Geburt, und von italienischer Abkunft ist. Ob er gleich nur Capitain ist, so ist er doch zugleich Chef von allen Truppen der Insel Java, jedoch unter der Ordre des Herrn Obersten Frankena, welcher, wie ich schon gemeldet, Chef über alle holländischen Truppen in Indien ist. Hieraus können Sie urtheilen, was ein Capitain hier schon für eine Creatur sey, und so ist es nach Proportion mit einem Lieutenant und Fähndrich.

Das Corps Leibdragoner, wobei ich die Ehre habe, Cornet zu seyn, soll aus einem Capitainlieutenant, welcher Chef davon ist; einem Cornet, zwei Wachtmeisters, vier Corporals, einem Tambour, zwei Trompetern und vierzig Gemeinen; mithin überhaupt aus ein und funfzig Mann bestehen; jetzt aber ist es nur zwei Mann stark, und das ist der Capitainlieutenant und der Cornet. Wie geht das zu? ich will es Ihnen erzählen. Es ist schon seit einigen Jahren auf der Ostküste von Java mit indischen Regenten Krieg gewesen, und es wird ein Commando nach dem andern da hingefandt. Weil es aber in den dassien Gegenden so ungesund ist, daß die Menschen mehr von dem Clima als vor dem Feinde sterben, so hat der Feind noch die meiste Zeit die

Obers

Oberhand behalten, und der Krieg ist noch nicht zu Ende. Nun wird zwar die Leibgarde zu Pferde ordentlicher Weise niemals zu dergleichen Expeditionen gebraucht, denn sie ist eigentlich bloß dazu bestimt, dem Herrn Gouverneur, besonders vor den Einländern, Honneur zu machen; weil aber vor kurzem auf der Ostküste nothwendig Succurs von nöthen war, so hat der Herr Gouverneur, wegen Mangel des Volks, sich genöthigt gesehen, seine Garde dahin zu senden. Der Capitainlieutenant ist gleich im Anfange an einer leichten Wunde gestorben, und der Cornet, welcher nachher das Commando gehabt, hat sich bald darnach auf eine so schändliche Art überfallen lassen, daß das ganze Corps Dragoner mit Strumpf und Stiel ist aufgetrieben worden. Diejenigen sind noch glücklich gewesen, welche in der ersten Furie sind massakirt worden. Mit den Gefangenen ist der Feind auf die grausamste Art umgesprungen. Sie haben unter den entseßlichsten Martern einen langsamen Tod sterben müssen. Der Cornet, welcher durch seine unverantwortliche Nachlässigkeit und Voltronnerie an diesem Unglück Schuld gewesen ist, hat seinen verdienten Lohn empfangen. Er ist mit unter der Anzahl der Gefangenen gewesen. Die Feinde haben ihm die Haut abgeldset, und das rohe Fleisch mit siedendem Del so lange begossen, bis er unter diesen schrecklichen Martern gestorben ist. Es ist hier zu Lande im Kriege eine Hauptregel: aut vincere, aut mori, entwer-

der siegen oder sterben. Wir hoffen jetzt täglich auf einen Soldatentransport, der von Batavia kommen soll, um die Garde zu Pferde von neuem wiederum aufzurichten.

Nachdem ich mich genauer erkundiget, worin eigentlich mein Dienst, welchen ich als Cornet bei der Garde wahrnehmen muß, bestehe, so will ich Ihnen solches kürzlich wiederum mittheilen. Ohngeachtet ich drei Arten von Bedienung zugleich bestreiten muß, so kan ich doch alles im Spielengehen verrichten, ja mein Dienst ist selbst mit vielen Unnehmlichkeiten verknüpft. Ich bin erstlich, nach europäischer Art zu reden, Oberstallmeister. Nun muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nichts davon verstehe; aber das ist auch nicht nöthig. Ich halte mir, wie Kabaner sehr weißlich sagt, einen großen Jungen, welcher es um so viel besser versteht, und das ist der Stallmeister, welcher schon in Europa bei einem heftischen Cavallerieregimente diesem Dienst vorgestanden hat. Alles was ich hiebei zu thun habe, ist dieses, daß ich dann und wann in den Stall gehe, und zusehe, ob alles in richtiger Ordnung sey, auch muß ich den täglichen Rapport, welchen ich von dem Stallmeister empfangen, dem Herrn Gouverneur wiedergeben. Dieser ganze Dienst ist eigentlich nichts anders wie eine Art von Ceremonie. Bei dem zweiten Amte aber, welches ich bekleide, fällt etwas mehr zu thun vor. Ich muß gewissermaßen einen Hofcavalier agiren. Das ist wiederum was neues;

jedoch denke ich diesem Amte mit vielem Ruhme vorzustehen, denn mein vornehmstes Geschäft bei dieser Bedienung ist dieses, daß ich alle Tage mit dem Gouverneur, es sey bei ihm, oder bei andern, sehr magnifil esse und trinke. Mein drittes Amt ist endlich dieses, daß ich als Officier zu Pferde und zu Fuß, sowohl bei großen Ceremonien, um Honneur zu machen, als auch im Fall der Noth gegen den Feind Dienste thun muß. Das letztere fällt sehr selten vor; das erste aber sehr oft. Von allen diesen Nöthern werde ich bei vorfallenden Gelegenheiten weilsüftiger reden. Den 20^{ten} dieses haben wir den Geburtstag unsers Herrn Gouverneurs sehr festlich gefeiert. Alle Personen von Distinktion von beiderlei Geschlecht waren dazu eingeladen. Wir kamen, wie es hier gebräuchlich ist, Abends um 6 Uhr zusammen, und blieben bis den andern Morgen um drei bei einander. Dies Fest wurde in dem Lustgarten des Gouverneurs, welcher dicht vor Samarang liegt, gefeiert. Der ganze Garten war illuminirt, welches einen prächtigen Prospekt gab. Vor und nach der Tafel wurden Spielsparteien gemacht, und getanzt. Bei der Tafel giengen die Pokale herum, und bei den vornehmsten Gesundheiten wurde ein Rundal gemacht, die Kanonen gelöst, und ein dreimaliges Hurra gerufen. Ich bin &c.

Samarang,
den 24^{ten} April 1772.

Siebenter Brief.

Beste Freund!

Wissen Sie was neues? Ich habe schon eine Campagne oder vielmehr eine Expedition gegen den Feind gemacht, und bin auch schon wieder zurück. Das ist alles sehr geschwind gegangen. Den 27^{ten} des vorigen Monats ward ich nebst dem Capitain von den Dragonern Mittags um 11 Uhr zu dem Herrn Gouverneur gerufen, welcher uns ankündigte, daß wir uns um 6 Uhr Abends bereit halten mögten, um mit fünfzig Mann Grenadiers an Bord zu gehen; wir mögten um fünf Uhr wieder kommen; da er uns eine nähere schriftliche Instruction geben würde. Wir mußten uns also so geschwind wie möglich marschfertig machen, und uns mit Munition und allen zum Kriege erforderlichen Nothwendigkeiten versehen. Der Herr Gouverneur hatte Nachricht gekriegt, daß sich etwa 30 Stunden von Samarang ein Rebell aufgeworfen habe, der sich für einen Pangerang, das heißt, für einen Prinzen ausgebe. Dieser hatte sich einen Anhang gemacht, und in den dasigen Gegenden viele Grausamkeiten ausgeübt. Wir mußten also, nebst noch 300 Mann inländischer Truppen, welche unterwegs zu uns stoßen sollten, den Pangerang mit seinem Anhang auffuchen, und insonderheit trachten, denselben entweder tod, oder lebendig, zu kriegen. Denn so bald man das Haupt von solchem zusammen gelaufenen Raubgesindel hat, so flüchten

flüchten sie von selbst. Diesem zufolge giengen wir des Abends um 6 Uhr mit fünf Fahrzeugen zu Wasser. In dem erstern, welches von den andern sehr distinguirt war, saß ich nebst dem Capitain, unsern Domestiken, und zwei Waldhornisten; in dem zweiten war die Munition, wobei ein tüchtiger Corporal mit vier Mann commandirt wurde, und in den übrigen drei Fahrzeugen wurde die übrige Mannschaft, nebst den Unterofficiers vertheilt.

Den 28^{ten} April mit Anbruch des Tages, das ist hier allezeit Jahr aus Jahr ein Morgens um sechs Uhr, gleichwie Abends um sechs Uhr allezeit die Sonne untergeht, langten wir zu Japara an. Hier habe ich den liebenswürdigsten Mann von der Welt kennen lernen, welcher sich von der Becke nennt, und Resident oder Oberhaupt von Japara ist. Er hat nicht allein uns beide Officiers aufs freundlichste empfangen, sondern auch unsern bei uns habenden Grenadiers alles mögliche Vergnügen, und ein Präsent von hundert Dukaten gemacht. Wir blieben den ganzen Tag auf Japara, und es stieß hier noch ein Tomogong, das heißt, ein inländischer Regent über einen gewissen Distrikt Landes, nebst 150 Mann inländischer Miliz, zu uns, welche theils mit Pike, theils mit Pfeil und Bogen, und theils mit Gewehr bewaffnet waren. Dieser Tomogong ist schon ein Greis von einigen 70 Jahren, aber noch sehr munter und tapfer, und ist der Ostindischen Compagnie allezeit

sehr treu gewesen, welches er in verschiedenen Feldzügen bewiesen hat. Er nennt sich Citrossumo. Obgleich er ein solcher Tomogong bei den Inländern schon ein großer Mann ist, so stund er doch unter unserm Befehl denn es ist hier eine Hauptregel, daß wir Europäer uns bei den Inländern allezeit im Respekt zu erhalten suchen müssen. Wir leben mit den vornehmsten Javanen zwar auf einen freundschaftlichen Fuß, aber sie müssen doch von uns allezeit Befehle empfangen. Es muß hier im Lande eine ganz besondere Politik beobachtet werden.

Den 29^{ten} April des Morgens um halb sechs Uhr brachen wir von Japara auf, und marschirten über Land. Die Officiers nicht allein bekamen Pferde; sondern auch die Unterofficiers und Gemeine, die inländischen Soldaten aber mußten zu Fuß gehen. Alle Bagage so wohl von Officiers als Gemeinen ward durch Javanen, welche dazu auf Japara beordert wurden, uns nachgetragen; denn die Wege sind hier nicht so beschaffen, daß sie allerwärts können befahren werden. Um 9 Uhr machten wir einen Halt von einer halben Stunde in der Negrei Morgioffo, und um 12 Uhr rückten wir in die Negrei Cotus ein. Der Capitain und ich logirten daselbst bei einem Tomogong mit Namen Werio di Tingrat, der mit einer verstorbenen Frau des Kaisers von Java verheirathet ist. Er empfing uns schon vor der Hausthür mit einem zahlreichen Gefolge, welches er hinter

sich hatte, auch ließ er uns durch seine Militz Honneur machen. Ein solcher Tomogong kommt mir just so vor, als wenn ein Opernkönig aufgezogen kommt. Denn wo er geht und steht, hat er als lezt ein zahlreiches Gefolge bei sich, welche mit allerlei Gewehr bewafnet sind.

Den 30ten April, des Morgens um 5 Uhr, brachen wir wieder auf. Der Tomogong Morgioffo stieß noch mit 150 Mann inländischer Militz zu uns, daß die ganze Armee also mit uns 350 Mann stark war. Nachdem wir auf dem halben Wege einen Halt gemacht hatten, rückten wir Mittags um 11 Uhr in die Negrei Patti ein, wo wir wiederum bei einem Tomogong, mit Namen Suroicromo logirten. Er regalirte uns Mittags und Abends mit einer Tafelmusik, wovon mir noch die Ohren gellen. Die Musik, welche die Javanen machen, und woran sie einen so großen Gefallen finden, ist unsern europäischen Ohren so zuwider, daß man mügte nährlich davon werden. Es ist für uns ganz und gar keine Harmonie darin; ich kan solche nicht besser vergleichen, als mit einem Concert, wo alle auf lauter verstimten Instrumenten krazzen, und unter durch hört man ein dumpfiges Geläute von allerlei Sorten von Glocken. Da wir aus Höflichkeit gegen den Tomogong diese Musik bewunderten, so war er wieder so höflich, und ließ sie zu unserer größten Pönitenz die ganze Nacht spielen, daß wir kein Auge zu thun konnten, so müde wir auch waren.

Den 1ten Mai machten wir einen Rasttag, theils um durch Spions nähere Nachrichten von dem Feinde einzuziehen, theils um die Leute ausruhen zu lassen, und ich ritt mit dem Capitain und den beiden Tomogongs nach dem Fort Joana, um von dem dassigen Residenten, der auch schon Spions ausgesandt hatte, noch mehr zu erfahren. Dieser Resident, welcher sich Vriewirt nennt, ist eben ein so guter Mann, wie der Herr von der Beke zu Japara. Man hört hier auf Java so viele edelmüthige Handlungen von ihnen, daß man die größte Achtung für sie haben muß. Ihr größtes Vergnügen ist wohl zu thun, und sie können es auch, denn eine solche Residenz bringt jährlich wenigstens 20 bis 30,000 Rflr. ein. So bald wir zu Patti, welches eine Stunde von Joana ist, angekommen waren, schickte der Herr Vriewirt gleich einen Koch mit allerlei Getränken und Lebensmitteln, um uns und unsere Leute zu bewirthten, auch ließ er gleich wie der Herr von der Beke 100 Dukaten unter sie vertheilen. Gegen Abend kriegten wir die gewisse Nachricht, daß sich der Feind jenseits des Flusses, denn es war auch ein Fluß zwischen uns, in den Gebürgen, welches etwa noch drei Stunden von uns war, gelagert hätte. Auf diese Nachricht hielten wir mit den beiden Tomogongs so gleich Kriegesrath, und es wurde beschloffen, den folgenden Tag über den Fluß zu gehen, und den Feind, den Tag nachher, mit Anbruch des Tages suchen zu über;

überfallen. Diesem zufolge brachen wir den 2ten Mai Morgens um 5 Uhr auf. — Ehe wir an den Fluß kamen, hatten wir einen Weg zu passiren, der so wenig konnte beritten, als befahren werden, weil es an einigen Orten so morastig war, daß die Pferde würden stecken geblieben seyn. Unsere Leute mußten sich deswegen ausziehen, ihre Kleider und Gewehre wurden ihnen durch die Javanen nachgetragen, und so mußten sie suchen durch den Morast, worin sie oftmals beinahe bis an den Hals zu stecken kamen, fast eine Stunde, bis an den Fluß, durch zu waden. Wie machte es denn der Capitain und ich? Ich muß lachen, wenn ich noch daran denke. Wir wurden ein jeder in einem großen Lehnstuhl durch Javanen übergetragen. Ist das nicht lustig, in einem Lehnstuhl gegen den Feind marschiren? Nachmittags um 4 Uhr ließen wir uns über den Fluß setzen, und Abends um 8 Uhr rückten wir in die Negrei Inselzerwo, welche noch eine Stunde von dem Gebürge liegt, wo sich der Feind aufhalten sollte; weswegen wir Wachen und Pikets ausstellten; die Leute mußten angezogen bleiben und die Gewehre bei sich behalten. Des Abends berathschlagten wir uns nochmals, und nahmen Abrede, auf welche Art wir attackiren wolten, weil wir wiederum neue Nachrichten erhielten, daß der Feind sich noch in den Gebürgen aufhalte. Es wurde beschloffen, unser Corps in zwei Treffen zu rangiren; das erste sollte der Capitain mit dem

Tomogong Cicrossimo, und das zweite ich mit dem Tomogong Su-roicromo commandiren. Das erste sollte 200, und das zweite 100 Mann stark seyn. Von dem ersten Treffen sollten 50 Bucconesen die Avantgarde machen, und den ersten Angriff thun. Die Bucconesen sind ein tapferes streitbares Volk. Wenn sie attackiren wollen, so beschmieren sie sich das Gesicht und den Leib, denn sie sind fast ganz nackend, mit allerlei Farben, sie lassen die Haare wild und zerstreut über das Gesicht hängen, um recht fürchterlich auszusehen. Wo sie hinkommen muß alles fallen, oder weichen, denn sie wehren sich, so lange sie sich rühren können. Die Ostindische Compagnie hat viele von dieser Nation im Dienste, welche ihr im Kriege große Dienste thun, denn sie lassen sich wohl ermorden, aber niemals zurücktreiben. Eine wilde Tapferkeit oder vielmehr Tollkühnheit ist dieser Nation eigen, worin sie ihre größte Ehre sucht. Doch wiederum zur Hauptsache zu kommen. Die Pelotons wurden durch inländische Officiers und unsere Unterofficiers commandirt. Der Angriff sollte kurz vor Anbruch des Tages geschehen. So wurde es beschloffen und auch glücklich ausgeführt.

Den 3ten Mai, des Morgens halb 4 Uhr, marschirten wir stille ab, und um 5 Uhr fielen die Bucconesen den Feind, der uns gar nicht war gewahr geworden, mit solcher Wuth und brüllendem Geschrei an, daß die Berge und Thäler davon ertönten. Der Feind,

Feind, welchen man ohngefähr auf 800 Mann geschätzt hatte, wurde von diesen 50 Bucconesen allein totaliter geschlagen, ohne daß das erste und zweite Treffen einmal ins Handgemeine kam. Was sich nicht mit der Flucht rettete, wurde niedergemacht und gefangen genommen. Das größte Glück hierbei war noch dieses, daß der Anführer der Rebellen mit tod auf dem Plage lag. Denn so bald dies Raubgesindel keinen Anführer mehr hat, so laufen sie von selbst aus einander. Wir ließen diesem Hauptrebellten wie es hier gebräuchlich ist, den Kopf abhauen, selbiger wurde eingesalzen, und nebst den Gefangenen nach Samarang geschickt, wo er auf einen großen Bambusstock drei Tage zur Schau gesteckt, und darnach in den Fluß geworfen wurde. Hiemit hatte der ganze Krieg ein Ende.

Wie alles vorbei war, marschirten wir wieder nach Zinkelzwo, wo der Herr Resident Hierwirt so wohl für uns, als für unsere Leute ein köstliches Gastmahl hatte anrichten lassen. Er selbst war auch mit gegenwärtig, und wir waren den Tag über recht fröhlich. Nach gethauer Arbeit ist gut feiern. Von unsern Bucconesen haben wir doch inzwischen 27 Mann vermißt, und 9 davon waren verwundet. Die übrigen hatten jeder einen feindlichen Kopf auf der Spitze ihrer Pike, und rückten so triumphirend

in Zinkelzwo ein. Die Kerls sahen aus wie der lebendige Satan.

Den 4ten Mai mit Anbruch des Tages brachen wir wieder auf, marschirten zu Fuß bis nach der Negrei Cassia, wo wir eingeschifft wurden, und über See wiederum nach Samarang zurück kehrten.

Den 5ten des Abends um 11 Uhr landeten wir schon auf Samarang an. Gestern habe ich zum ersten mal einen Krokodil gesehen, welcher mit aufgesperrtem Rachen am Ufer im Wasser lag. Es ist ein scheußliches Thier.

Den 6ten früh Morgens meldete ich mich mit dem Capitain bei dem Herrn Gouverneur, welcher uns ein gnädiges Compliment machte, und uns dabei versicherte, daß er uns nicht allein bestens bei dem Herrn Generalgouverneur recommandiren, sondern auch bei vorfallenden Gelegenheiten für uns sorgen würde. Es scheint in der That, als wenn sich hier in Indien alles zu meinem Glück vereiniger. Es ist doch recht sonderbar, daß ich, da ich kaum auf Samarang warm geworden war, schon ein Commando gegen den Feind habe thun müssen, da andere, die viele Jahre hier sind, solches noch nicht erlebt haben. Inzwischen ist es mir recht lieb, insonderheit, da es so glücklich ausgefallen ist. Ich kan mir doch nun von der hiesigen Art zu kriegen einen Begriff machen.

Die Fortsetzung folgt künftig.



Sannoverisches Magazin.

53^{tes} Stück.

Montag, den 3^{ten} Julius 1780.

Zweite Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.

(Fortsetzung.)

Am 9^{ten} Mai, des Nachmittags, kam der Leibkutscher von dem Herrn Gouverneur zu mir, und brachte mir zwei Pferde mit completer Equipage. Dies war das erste Geschenk, welches der Herr Gouverneur mir machte. Auf dem einen Pferde lag eine Staatschabracke und ein Staatsattel, und auf dem andern eine alltägige ordinaire Schabracke und Sattel. Die Staatschabracke ist von rothem Sammet mit Silber gestickt und mit silbernen Frangen; die alltägige ist gleichfalls von rothem Sammet mit breiten silbernen Treffen; beide sind ganz neu. Der beste Sattel ist so magnifick, daß kein Prinz sich i. Ten schämen darf, darauf zu reiten. Der Sitz ist mit rothem Sammet ausgestopft, und aller Beschlag sowohl an dem Sattel als Kopfgeßtel; ja selbst die Steigbügel sind von massivem Silber. Der andere Sattel ist zwar auch mit rothem Sammet ausgefuttert, aber der Beschlag daran ist von Kupfer. Die Pferde sind beide kastanienbraun. Dies ist

noch nicht alles. Diesen Morgen ist auch der Schneider bei mir gewesen, welcher für den Herrn Gouverneur arbeitet, und mußte mir auf dessen Ordre zu zwei Montirungen, den Hut mit eingeschlossen, die Maaße nehmen.

Unsere Uniform ist weißes Laken mit rothen Rabatten, silbernen Schleifen und Achselband; das Kamisol rothes Laken, reichlich mit silbernen Treffen besetzt, und die Beinkleider gleichfalls rothes Laken. Ich kan dieses Präsent wenigstens auf achthundert Thaler rechnen. So aber kömt der Cornet auf einmal in eine recht magnifike Equipage, daß er selbst nicht weiß, wie. Es ist doch sehr artig von dem ehrlichen Robbert von der Burgh, und ich glaube, daß ich nicht nöthig habe, mich zu schämen, ein solches ansehnliches Geschenk von meinem Gebieter anzunehmen.

Den 11^{ten} Mai kam ein Rekrutens transport von Batavia an, wovon wir 40 Mann bekömen haben, um das Corps

Leibdragoner davon zu errichten. Nun wird also unsere Arbeit angehen, und wir werden täglich zu Pferde und zu Fuße exerciren müssen. Ich habe noch etwas vergessen, welches ich auch von dem Herrn Gouverneur geschenkt bekommen habe, und das sind zwei Paar Pistolen, wovon das eine mit Silber, und das andere mit Kupfer beschlagen ist. Sie stecken mit in den Pistolenhalstern, wie ich die Pferde kriegte; auch waren Stangen, Fesseln, kurz alles dabei, was dazu gehört. Da ich nun vorerst zwei Pferde habe, so muß ich mich auch nach zwei Knechten umsehen, denn man muß hier bei einem jeden Pferde einen Knecht haben; wovon die Ursache diese ist: man hat hier keinen Haber und Heckerling, sondern, weil es Jahr aus Jahr ein grün ist, so läßt man täglich Gras schneiden, welches mit etwas aufgetrocknetem Reis, der noch in den Hülsen ist, vermischt wird, und ein Knecht kan nicht mehr als für ein Pferd Gras schneiden. Die Pferde kosten hier nichts, um sie zu unterhalten, aber die Knechte, welcheman darauf halten muß. Man kan hier inzwischen leichter daran kommen, wie auf Batavia; denn man hat nicht nöthig, Sklaven zu kaufen, sondern man nimt Mierhlinge. Unter den Javanen giebt es viele, die sich, wenn sie etwas schuldig sind, selbst verpfänden. Wenn ich einen solchen Knecht annehme, so bezahle ich das für ihn, was er schuldig ist, dann ist er so lange mein Leibeigener, bis er mir das Geld wieder gegeben hat;

ich muß ihm aber dafür die Kost geben, welche eben nicht theuer ist. Auf solche Weise habe ich schon einen Leibeigenen, welcher bei mir zur Aufwartung ist, und wofür ich 25 Rthl. bezahlt habe.

Den 24^{ten} Mai bin ich auch zum erstenmal mit dem Herrn Gouverneur nach der Kirche geritten. Hievon muß ich Ihnen wieder eine kleine Erläuterung geben. Der Herr Gouverneur, welcher hier auf ganz Java wie ein Fürst angesehen wird, fährt alle Sonntage, wenn er keine Abhaltungen hat, en Ceremonie nach der Kirche. Hier bei habe ich auch etwas zu thun. Kurz vorher, ehe er wegfährt, reite ich zu ihm, und halte mich so lange in der Antechambre auf, bis er mit seiner Gemalin herauskömmt, die ich bis an den Wagen begleite, und in die Kutsche hebe. So bald dieses geschehen ist, setze ich mich in der größten Geschwindigkeit zu Pferde, und reite, nebst dem Generaladjutant von dem Herrn Gouverneur, bei dem Wagen her; jener linker und ich rechter Hand. Zwei Trompeter reiten voraus, welche unaufhörlich blasen, zwei Läufer laufen dicht vor dem Wagen, und vier europäische Bediente, in rother Livree mit Golde, reiten hinter dem Wagen. Wenn wir bei der Kirche kommen, muß ich so geschwind wie möglich suchen vom Pferde zu kommen, um die Gemalin des Herrn Gouverneurs aus dem Wagen zu heben, und in die Kirche zu begleiten. Was ich bei dem Hinfahren in die Kirche zu beobachtet

beobachten habe, muß ich auch bei der
Zurückfahrt wieder wahrnehmen.

So viel für diesmal, mit der Ver-
sicherung ic.

* * *

Samarang,
den 26^{ten} Mai 1772.

* * * * *

Achter Brief.

Liebster Freund!

Bis hieher ist nichts neues und ver-
änderliches vorgefallen, als daß
wir alle Tage zweimal exercirt haben.
Denn wir müssen eilen, die Dragoner
in Stand zu bringen, weil der Herr
Gouverneur mit dem Ende dieses oder
dem Anfange künftigen Monats ver-
reisen wird, und dann muß die Gar-
de zu Pferde mit. Wo soll denn die
Reise hingehen? Das will ich Ihnen
sagen. Wenn ein Gouverneur von
Java die Regierung antritt, so muß
er drei Reisen nach einander vorneh-
men. Die erste Reise thut er nach
dem Hofe des Kaisers von Java, und
des Sultans. Ersterer residirt zu
Souracarta, und letzterer zu Ju-
jucarta. Die zweite Reise thut er
nach der Ostküste, und die dritte nach
der Westküste von Java, um alle
Comtoirs von ganz Java zu besuchen.
Da unser Gouverneur noch nicht lan-
ge an der Regierung ist, und man
auch hier nicht zu allen Jahreszeiten
wegen der schlechten Wege zu Lande rei-
sen kan, so hat er noch keine von die-
sen Reisen, welche mit aller möglichen

Pracht geschehen, gethan. Wir ha-
ben sie also noch zum besten, und das
ist mir besonders angenehm, denn
bei solchen Gelegenheiten kriegt man
recht was zu sehen.

Die Javanen hatten den 26^{ten}
Junius ein großes Fest, und der Patti
von Samarang, welcher bei den Ins-
ländern schon eine große Creatur ist,
denn er ist noch vielmehr wie ein To-
mogong, hatte nicht allein den Herrn
Gouverneur, sondern auch alle Perso-
nen von Distinction von beiden Ge-
schlechtern dazu eingeladen. Der Herr
Gouverneur gieng en Ceremonie da-
hin, welches er allezeit thut, wenn er
einem inländischen Regenten die Vi-
sité macht. Wenn ich Ihnen alle die
Ceremonien beschreiben solte, welche
sowohl von des Patti, als von unser-
er Seite gemacht wurden, so müßte
ich viele Bogen davon voll schreiben,
und hiezu habe ich unmöglich die Zeit;
ich will nur das vornehmste erwähnen.
Wir Dragoner mußten den Herrn
Gouverneur escortiren, und der Patti
hatte seine beste Miliz zu Pferde und
zu Fuß, welche theils mit Gewehr,
theils mit Pfeil und Bogen, und theils
mit Piken bewafnet waren, ausrücken
lassen, um zu paradiren, und dem
Herrn Gouverneur Honneur zu ma-
chen. Bei unserer Ankunft wurden
die Kanonen gelöst, präsentirt und
das Sriel gerührt. Die Posturen
und Grimassen, welche die inländischen
Soldaten bei ihrem exerciren machen,
sind sehr lustig und lächerlich, und
die militairische Musik ist so beschaffen,

daß man nährlich im Kopfe davon werden mögte. Die Infanterie sowohl als die Cavallerie, Officiers und Gemeine sind alle barfuß und halb nackt. Wie der Herr Gouverneur aus dem Wagen stieg, nahm ihn der Patti bei der Hand, und führte ihn durch vier große Vorhöfe nach seiner Residenz, welche der Dalm genannt wird. Die Gemalin des Gouverneurs wurde durch die erste Gemalin des Patti geführt. Denn außerdem hat er noch drei angeheirathete Frauen, und wer weiß, wie viel hundert Kebsweiber. Die Javanen sind alle der muhamedanischen Religion zugethan, darum können sie so viele Weiber nehmen, wie sie wollen. Wie wir in den Dalm kamen, waren für den Herrn Gouverneur und seine Suite Stühle gesetzt. Von den Inländern kam keiner auf einen Stuhl zu sitzen, wie der Patti und seine allernächsten Anverwandten. Diese sind seine rechten Brüder und ächten Kinder, die er mit seiner ersten Gemalin gezeugt hat. Alle übrige vornehme Javanen, ja selbst die Tomogongs, die mit jugen waren, mußten es sich gefallen lassen, auf der Erde zu sitzen. Die Devotion, welche die Javanen gegen ihre Regenten haben, ist ganz außerordentlich, und die Regenten sind in ihren Distrikten ganz souverain. Ein Patti kan hunderten die Köpfe abschlagen lassen, ohne Jemanden im geringsten Rechenschaft davon zu geben.

Die Divertissements, welche uns

der Patti machte, bestanden darin, daß er einen Trupp Mädchen nach dem andern vorkommen ließ, diese mußten padeiängen, das heißt, sie mußten nach der javanischen Musik allerlei pantomimische Gesten machen; hiebei werden wieder von andern Mädchen allerlei Lieder zum Lobe des Patti gesungen, auch wohl alte Geschichten von den Vorfahren des Patti. Alle diese Mädchen sind seine Kebsweiber, oder sie sind es gewesen. Ohn geachtet der Patti schon über 70 Jahr alt ist, so hat er doch eine Schule von jungen Mädchen auf Zuwachs, welche auch padeiängen mußten. Sie sind alle besonders dazu angekleidet. Ihr Kopf ist mit lauter Blumen umwunden, und das Gesicht, und den halben Leib, denn sie sind bis an die Brüste nackt, haben sie mit allerlei Farben beschmiert, welches für die Javanen eine angenehme, für uns Europäer aber eine affreuse Augenweide ist. Der Patti ließ uns auch eine Comödie spielen, wovon ich kein Wort verstand, sie war aber ohngefähr nach dem Geschmack, wie der Eselskopf, eine Satire nach dem Rassen. Bei der Tafel wurde reichlich getrunken. Bei solchen Gastereien gehen allezeit Pokale herum, und bei jeder Gesundheit, die mit Pokalen getrunken wird, werden die Kanonen gelöst. Es wird hier zu Lande viel schärfer getrunken, wie in Europa, und man kan hier auch mehr vertragen, denn man schwigt es gleich wieder aus.

Nach

Nach der Tafel, da alles ziemlich illuminirt war, wurde getandact. Dies ist recht komisch anzusehen. Es kommen zwei Mädchen, welches ordinaire Huren sind, singend herein, und fordern einen jeden von der Gesellschaft auf, um mit ihm zu tandacken, das heißt, nach der javanischen Musit allerlei verliebte und komische Gestus zu machen. Zuerst warfen sie sich dem Patti zu Füßen, und forderten ihn auf. Nachdem er sie ein wenig vor seinen Füßen hatte liegen lassen, erhob er sich endlich mit einem pattischen Air von seinem Stuhle und winkte ihnen aufzustehen; sie blieben aber noch liegen, wandten ihr Gesicht weg, und machten allerlei verwunderungsvolle Gestus, daß der Patti mit ihnen tandacken wolte. Der alte Patti gieng darauf mit einem gravitätischen Gange auf und nieder, und die Mädchen krochen hinter ihm her, wie die Würmer. Endlich warf er ihnen sein Schnupstuch zu. Auf dieses Signal stunden sie auf, und nun fieng er an, mit ihnen zu tandacken. Es war ein Plaisir anzusehen was dieser alte Mann noch für verliebte und komische Gestus machen konnte. Mehr wie tausend Javanen, die um uns herum auf der Erde saßen, klopften beständig dabei in die Hände, und riefen ihm durch ein javanisches Bravo ihren Beifall zu. Wie der Patti fertig war, brachte er die beiden Mädchen dem Herrn Gouverneur zu; er kaufte es aber mit einer Hand voll Dukaten, die er ihnen in den Busen warf, ab,

darauf forderten sie einen jeden von der Gesellschaft ohne Unterschied auf, und sie mußten auch alle daran, jung und alt.

Den 4ten Jul. ist hier auf Samarang eine schreckliche Execution gewesen. Es wurden zwei Javanen und zwei Chinesen gerädert, neune gehängt, und achte gegeißelt und gebrandmarkt, worunter vier Europäer waren. Dergleichen Executionen geschehen hier mit vielen Ceremonien. Alle Rathsherren versammeln sich in schwarzen Kleidern und Mänteln auf dem Rathhause, allwo den armen Sündern das Urtheil vorgelesen wird. Der Gouverneur, welcher nahe vor der Stadt wohnt, komt herein und begiebt sich ins Gouvernement, und alle Officiers, die nicht in Diensten sind, mit ihm. Alle Thore werden geschlossen, und ein Theil der Dragoner muß beständig in der Stadt hin und her patrouilliren. Wenn das Urtheil vorgelesen ist, setzen sich die Rathsherren, zwei und zwei in einen Wagen, und bei jedem Wagen marschiren zwei Soldaten mit geladenem Gewehr, und so fahren sie in Procession mit noch einem Commando voraus nach den Gerichtsplatze, wobei alle Glocken auf Samarang geläutet werden. Ich mußte dieses schreckliche Schauspiel mit ansehen, weil ich mit zwanzig Mann zu Pferde commandirt war, um hinter dem Kreise, welchen die Infanterie gemacht hatte, zu halten, und mußte so lange die Execution dauerte, beständig rechts und links um

den Kreis patrouilliren lassen. Ich bin über die Hartnäckigkeit der Delinquenten erstaunt. Unter den schrecklichsten Martern bleiben sie so fählos wie ein Stein, und lassen nicht die geringsten Zeichen des Schmerzens von sich blicken. Ein Javane wird auf die jämmerlichste Art schreien, wenn er gepeitscht wird, aber er läßt sich aufhängen, rädern und mit glühenden Zangen zwicken, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie thun es aus einem Religionsprincipio.

So blutig und traurig der ehegesrige Tag auf Samarang gewesen ist; so fröhlich und vergnügt haben wir den gestrigen zugebracht. Da wir

Morgen die Reise nach dem Hofe des sogenannten großen Kaisers von Java und des Sultans antreten werden, so gab der Herr Gouverneur gestern Abend ein Abschiedsmal. Morgen früh um 5 Uhr brechen wir auf. Es sind zu dieser Reise solche Zurüstungen gemacht, als wenn in Europa ein Potentat den andern besucht. Die Reise wird, so wie man sagt, vier bis fünf Wochen dauern. Wenn ich wieder zurück komme, ein mehreres. Adieu so lange! Ich bin &c.

Samarang,

den 6ten Julius 1772.

Der Schluß folgt künftig.

Sommerhize unter dem 52ten Grad nördlicher Breite.

Vor sechs Jahren las ich im Hamburger Correspondenten von Florenz, daß man daselbst an einem gewissen Tage eine außerordentliche Hize ausgestanden habe; es sey nemlich das Fahrenheitsche Thermometer auf den 92ten Grad gestiegen. Es war nicht dabei angeführt, ob das Glas in der Sonne oder im Schatten gehangen: indessen wurde dabei bemerkt, daß dieses der höchste Grad in Batavia sey, woselbst das Fahrenheitsche Thermometer niemals über dem 92ten und niemals unter dem 90ten Grad stünde. Eben da ich dieses las, kam der Herr Hofmedicus *** und Herr F. Gr. zu mir, welchen ich diese Beobachtung

vorlegte, und sie zu meinem Thermometer führte, welches im Schatten eben auf 92 stand, und im selbigen Sommer noch viermal auf diese Höhe stieg.

Wir versuchten, ob wir durch Umsfassung der Kolbe mit bloßen Händen den Mercurium nicht noch höher treiben könnten, es war solches aber nicht möglich. Ich gieng darauf mit dem Thermometer in den Keller, um ihn zum fallen zu bringen, und nachmals versuchten wir alle drei, wie hoch wir ihn durch Anrührung mit den Händen treiben könnten, und wir kamen sämtlich auf den 92ten Grad, durchaus aber nicht höher. Wir zogen daraus fol:

folgende Schlüsse, die ich einem jeden zu fernerer Beurtheilung vorlege: 1) Im Sommer ist die äußerliche Hize des menschlichen Körpers der 92te Grad. 2) Das natürliche Feuer des menschlichen Körpers übersteigt die Wärme des Sommers. 3) Weil die Sommerhize unsers Klimas selten über den 80ten Grad steigt, so dienet der wärmste Sommer noch zur Abkühlung unsers Körpers. 4) Ein Thermometer ist die sicherste Probe, der ab- oder zunehmenden Hize eines Patienten.

In jedem der folgenden Jahre habe ich bemerkt, daß vorbeschriebene Sommerhize für unser Klima gar nichts ungewöhnliches sey, ja daß die Hize zu Hannover die Batavische, jedoch ohne lange Dauer, oftmals gar übertriffe; der 3te des gegenwärtigen Monats Junius gab einen Beweis davon.

Mit aufgehender Sonne hatten wir Südwind; das Barometer war in der Nacht 1 Grad gefallen, und das Thermometer stund auf 68. Der Wind drehete sich nach Südwesten; die Luft wurde sehr schwülcht. Ich wünschte den Grad der Wärme im Sonnenschein und Schatten zugleich zu sehen, konnte aber in Ansehung der Sonne meinen Zweck anfangs nicht völlig erreichen, weil die Strahlen durch häufige kleine Wolken zum öftern unterbrochen wurden, um so viel mehr war es zu bewundern; daß gegen Mittag das Thermometer in diesen unterbrochenen Strahlen auf 100,

des Nachmittages aber mit ununterbrochenen Strahlen auf 108 stieg und zu gleicher Zeit im Schatten den 98ten Grad erreichte.

Ungewöhnlicher Nebel.

Am vorbeschriebenen schwülen Tage erwartete man ein schweres Gewitter: allein die Natur nahm einen andern Weg. Es stiegen zwar Gewitter genug auf, weil aber der Wind fast gänzlich stille wurde, so konnten sie sich nicht zusammen ziehen, und außer ein Paar leichten Schlägen habe ich keinen Donner gehört. Eins dieser Gewitter nahm sich besonders aus. Zehn kleine und leichte Wolken stunden wie eine Pyramide über einander, sie waren alle so weit aus einander, daß man sie vollkommen zählen konnte. Diese Pyramide wurde aus Südwesten von der Sonne bestrahlt, und weil eben in dieser Gegend um die Wolken der Himmel sehr klar war, so verursachten die Sonnenstrahlen auf der südwestlichen Seite dieser Pyramide einen kristallinen Schimmer, überhaupt war dieses Spektakel sehr angenehm. Die unterste dieser Wolken lag sehr niedrig; aus derselben schoß zuweilen ein Blitz, wovon aber wegen der Sonne nicht viel mehr zu sehen war, als wenn man am hellen Tage Funken aus einem Stahle schlägt.

Durch den Mangel des Blitzes waren die elektrischen Dünste dieses Tages nicht aufgelöst, und die merkwürdigste Erscheinung verzog sich bis Abends um 9 Uhr, als ein Orkan aus Nordwesten zum Norden und mit demselben

selben ein plötzlicher Nebel entstand, in einer Jahreszeit, da in der untersten Region der Nebel etwas ungewöhnliches ist. Der Erdboden war von der Hitze dieses Tages sehr trocken, und also hatte der Wind vielen Staub mit fortgeführt. Daß dieser Nebel mit Staube vermischt war, konnte man daraus abnehmen, daß viele Leute die Empfindung vom Staube, nemlich ein Reizen in den Augen gehabt haben. Es war aber auch ein Nebel, denn der Staub hat keinen Geruch. Der Geruch dieses Nebels war wie der von brennenden Lumpen und Schwefel. Wer jemals einen Nebel hat aufsteigen sehen, muß sich über die plötzliche Ausbreitung dieses Nebels verwundern, denn fast in einem Augenblick waren alle Gegenden, die man absehen konnte, bezogen, da sonst der Nebel langsam ziehet, und, wie ich den Tag darauf erzählte, soll dieser Nebel zu gleicher Zeit, nemlich um 9 Uhr, und mit gleichen

Umständen, auch zu Marienwerder, Stöcken, Barenwalde, Herrenhausen, zur List, und sogar in der Grafschaft Schaumburg sich eingefunden haben. Diese plötzliche Ausbreitung wäre nicht möglich gewesen, wenn dieser Nebel erst in diesem Augenblicke entweder aus dem Wasser oder aus der Erde aufgestiegen wäre. Nur ein Dekan konnte die grausame Menge elektrischer Dünste aus der obern Region wie ein Blitz herunter schlagen. Habe ich unrecht, so wünsche ich belehrt zu werden, wenigstens kan ich melden, daß die Hitze sich nach diesem Nebel gebrochen hat. Von der Dicke dieses Nebels will ich noch anführen, daß man vom Calenbergerrhorwalde das erste Haus in Linden nicht sehen konnte, ob es gleich um diese Jahreszeit um 9 Uhr ziemlich helle ist. Die ganze Zeit dieser Erscheinung dauerte eine Stunde. Es wäre zu wünschen, daß man erfahren könnte, wie weit dieser sonderbare Nebel sich erstreckt habe.

Lannover, den 7ten Jun. 1780.

L. M. V.

Etwas von den Bienen der Minoritaner.

Die Bienenkörbe sind hier von Stein, und gleichen einem Eselkinder, welcher nicht steht, sondern auf der Erde unter einem geringen Obdache liegt, in dessen Basis einige Löcher eingebohrt sind, durch welche die Bienen ein- und ausgehen. Man sammelt jährlich zweimal Honig im Mai und September. Weil die Bienen das ganze Jahr durch Blumen genug finden; so darf

man keinen Stock tödten, sondern man jagt nur die Bienen durch den Geruch von Eselskoth so lange heraus, bis man den Honig heraus genommen hat. Wegen seiner Vortreflichkeit wird er jährlich nach London und Paris verschickt, und mit einem Schilling das Pfund bezahlt. Ich werde davon eine Probe bei meiner Retour mit in mein Vaterland bringen.

L.



Hannoverisches Magazin.

54^{tes} Stück.

Freitag, den 7^{ten} Julius 1780.

Zweite Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officers
von dem Cap der Hoffnung und aus Ostindien.

(Schluß.)

Neunter Brief.

Theurerster Freund!

Den 10^{ten} August sind wir von unserer Reise durch Gottes Gnade alle gesund wiederum auf Samarang angelangt. Was ist das für eine angenehme Reise gewesen! Bei dieser Gelegenheit habe ich erst recht gesehen, was ein Gouverneur von Java für ein Ansehen hat. - Es kan kein Potentat in Europa mehr geehrt werden, wie unser Gouverneur und seine Gemalin sowohl an dem Hofe des Kaisers, als des Sultans sind geehrt worden. Nun hätte ich erst recht Stof zum schreiben. Allein ich kan mich für dieses mal auf diese Materie nicht einlassen, weil ich die Zeit nicht habe. Mit dem Ende dieses Monats muß ich meine Briefe schon nach Batavia schicken, und ich habe noch eine so entseßliche Menge zu schreiben, daß ich nicht weiß, wo ich noch die Zeit hernehmen soll. Die Beschreibung von dieser

Reise sollen Sie mit der künftigen Flotte erhalten. Was habe ich nicht alles gesehen! Ich habe Menschen mit Tigern und wiederum Tiger mit Büffeln kämpfen sehen. Unter allem aber was ich gesehen, hat mir nichts besser gefallen, als dieses: der Bruder des Kaisers, oder wie man hier sagt, der Pangerang de Patti, hat eine Compagnie Dragoner von lauter hübschen Mädchen. Der Capitain und Cornet davon sind seine lieblichen Töchter, und die Unterofficiers, Pfeiffer, Tambours und Gemeine sind mehrentheils seine Kebsweiber. Die Mädchen haben zu Pferde und zu Fuß manoeuvriert, daß es eine Lust war, solches mit anzusehen. Die Dechargen machten sie so accurat, als wenn es ein Schuß gewesen wäre.

Ich habe verschiedene male die hohe Gnade gehabt, mit seiner Kaiserlichen und Sultanischen Majestät zu speisen. Sie haben mir jeder ein Pferd geschenkt, und der Bruder des Kaisers einen Cris. Dies ist ein kurzes Sei-

h h h

ten

zengewehr, ohngefähr wie ein Hirschfänger. Der Griff ist von Gold und die Klinge gestammt und vergiftet. Es ist eine große Ehre, wenn man ein solches Präsent erhält. Es geschah bei einer gewissen Angelegenheit, wovon ich künftig weitläufiger reden will. Den ordinairten Titel des Kaisers von Java muß ich Ihnen auch noch zum besten geben. Unter unzähligen Titeln, die er führt, sind dieses die vornehmsten:

Sūśūhūnan, Pacūlūāna, Senopati Ingola, Abdūlrachman, Sahitin panatagama, Galifattūlla.

Das heißt:

Alleinherrscher, an welchen das Reich gleichsam angenagelt ist, Generalfeldmarschal über alles, Sklave des barmherzigen Gottes, Fürstlicher Beschirmer des Glaubens, Gesandter

Gottes.

Ist das nicht ein großmächtiger, aber zugleich komischer Titel? und so ist es überhaupt an diesen beiden Höfen. Es ist alles sehr prächtig, und zugleich komisch. Von allen diesen künstlich ein mehreres.

Wir ist dieser Tagen eine Commission aufgetragen, die ich gerne einem andern überlassen mögte. Ich soll bei einer bevorstehenden Hochzeit das Amt eines Kronjunkers bekleiden. Was ist denn das für ein Geschöpf, ein Kronjunker? Das weiß ich selbst noch nicht recht. Die Mademoiselle de Vly ist Kronjungfer. Wir beide müssen die ganze Hochzeit dirigiren. Was weiß ich aber von den ostindischen Gebräuchen auf Hochzeiten? ich kom-

me doch auch allerwegen bei, und ich muß es noch dazu für eine Ehre ansehen, aber ich habe den Henker von dieser Ehre, denn ich wolte jetzt gerne schreiben, und nun nimt mir meine fatale Kronjunkerschaft wieder so viele Zeit weg. Die Menschen machen hier bei den Hochzeiten entsetzlich viel Thorheiten und Aufwand. Nun hab ich in 3 Wochen keine Ruhe. Wie werde ich aber mit den schwarzen, braunen und schwarzbraunen Schönen zurechte kommen, die nicht als ihr verdammtes Malaiisch plaudern? und gleichwohl ist meine Pflicht, sie zu unterhalten; ich werde sehen wie ich mit ihnen durchkomme, und was ich nicht weiß, weiß die Kronjungfer, die mich ohnedem in allem unterrichten muß. Von allen diesen Voffen künstlich gleichfalls ein mehreres.

Nun hab ich Ihnen schon so vieles geschrieben, aber noch nichts davon erwähnt, was Samarang für ein Platz ist. Samarang ist ein sehr angenehmer Ort, ohngefähr so groß wie Wolfenbüttel. Gegen Mitternacht gränzt es dicht an die See, so daß man, wenn es stürmet, die See sehr stark kan brausen hören. Der Luststreich in diesen Gegenden ist sehr gesund, welches ich gleich im Anfang, da ich von Batavia kam, sehr deutlich habe merken können. Ich bin hier noch einmal so frisch, wie ich auf Batavia gewesen bin.

Die Insel Java, welche jetzt mein Vaterland ist, ist ohngefähr 200 Meilen lang und 30 bis 40 Meilen breit.

Es

Es sind auf dieser Insel verschiedene feuerspeiende Berge. Daher entstehen oftmals Erdbeben, jedoch weiß man fast kein Exempel, daß sie zum Ausbruche gekommen sind. Es hat sich aber schon verschiedene mal zugetragen, daß ein solcher feuerspeiender Berg gesprungen ist, welches einen Knall von sich geben soll, daß man es auf 30 bis 40 Meilen hören kan.

Heute habe ich die gewisse Nachricht gehört, daß der Herr Gouverneur noch in diesem Jahr die Reise nach der Ostküste vornehmen wird, welche auf den 25^{ten} September festgesetzt ist. Diese Reise wird länger dauern, wie die erstere. Denn wir haben wenigstens 100 Meilen zu reisen, und der Gouverneur muß sich doch in allen Residenzen und Comtoirs ein wenig aufhalten. Auf dieser Reise geben wir auch dem Prinzen von Maduren eine Visite, welcher, gleich wie der Kaiser und der Sultan, ein Bundesgenosse von der Ostindischen Compagnie ist. Ich freue mich schon wiederum zum voraus auf diese Reise. Ich treffe es doch in Wahrheit recht glücklich. Es sind Officiers auf Java, die zwanzig und mehr Jahre hier gewesen sind, und doch nicht das gesehen haben, was ich zu sehen kriege. Darum hab ich gleich im Anfange nicht ohne Grund gesagt, daß ich den angenehmsten Posten von der Welt habe, denn ich mag gern in der Welt ein wenig herum wirken zumal wenn man so gemächlich reisen kan, wie wir reis-

sen; und allerwärts, wo wir hinkommen, finden wir eine königliche Tafel.

Wer Ihnen gesagt hat, daß ein Capitain in Ostindien sich jährlich wohl auf 6000 Rthl. stehe, der hat es entweder nicht besser gewußt, oder er hat Wind gemacht. Bei den Engländern kan es seyn, aber bei den Holländern dient sich hier kein Capitain in Garnison höher, wie auf 15 bis 1600 Rthl. Es giebt zwar einige wenige Posten, welche wohl so viel und noch mehr einbringen, aber nicht als Capitain, hiezu hat man nicht nöthig Capitain zu seyn. Ein Commandant von Passerwan hier auf Java ist nur Lieutenant; und hat doch wenigstens 3000 Rthl. jährlich einzunehmen. Ein Commandant von Sola Tiga, welches nicht weit von hier ist, steht sich jährlich wenigstens auf 2000 Rthl., und er ist nur Fähndrich. Ein gewisser Herr von Stralendorf, welcher Capitain und erster Resident auf Souracarta an dem Hofe des Kaisers ist, hat jährlich wohl 20000 Rthl. und noch mehr. Dies hat er aber nicht als Capitain, sondern als erster Resident. Es ist hier eine ganz andere Einrichtung wie in Europa. Kan ich mit der Zeit einmal einen solchen Commandantenplatz kriegen, so bin ich glücklich. Allein hiezu ist es nothwendig, daß man erst einige Jahre hier im Lande gewesen seyn muß, um mit den Inländern, womit man auf solchen Posten viel zu thun hat, umgehen zu können, auch

h h 2

aus

muß man absolut von der malaischen Sprache Meister sehn.

Nun wird es all nach gerade Zeit sehn, daß ich auf den Schluß denke, denn ich glaube, daß ich Ihnen für dieses mal genug geschrieben habe. Aber sind Sie auch mit meinen Nachrichten zufrieden? ja, ich glaube es, und ich zweifle nicht, daß Sie diesen Brief mit eben den rührungsvollen Empfindungen lesen werden, mit welchen ich ihn geschrieben habe.

Der Curiosität wegen hab ich in diesen Brief einige Blätter gelegt, wo die Alten vor diesem auf geschrieben haben. Diese Blätter heißen Taon-Rondar. Ein solches Blat würde für einen Kritikus vielleicht ein großes Präsent seyn, und ihm Gelegenheit geben, einen großen Folianten darüber zu schreiben.

Ostindien hat in Europa bei einigen einen so üblen Namen, und ich habe noch kein Land gesehen, wo die Menschenliebe, und Liebe des Nächsten mehr ausgeübt wird, als hier. Was sind hier nicht für treffliche Anstalten für Witwen und Waisen? Eine Witwe, wenn sie auch noch so viele Kinder hat, braucht niemals verles-

gen zu seyn. Es wird ihr und den Kindern niemals an dem nöthigen Unterhalte fehlen. Was hab ich hier nicht schon für edle Charaktere kennen lernen! Es ist hier so, wie es in der ganzen Welt ist. Es giebt gute und böse Leute. Was ist mir nicht schon für Freundschaft bewiesen worden, da ich ein Fremdling war, und Niemanden in diesen Gegenden kante! Was hat unser würdiger Gouverneur mir nicht schon für Wohlthaten erwiesen! Auf der einen Seite ist er mein Souverain, und auf der andern Seite geht er wieder wie ein Freund mit mir um. Wenn Vorfälle kommen, wobei ich nicht weiß, wie ich mich verhalten soll, so frage ich ihn als meinen Freund um Rath, und es ist ihm allemal lieb, wenn ich Vertrauen zu ihm habe. Kurz, damit ich mit wenigen Worten alles sage, ich habe hier solche edelsüthige Freunde angetroffen, die so denken wie Sie und unsere würdigen Freunde, die wir dafür erkennen. Nun will ich doch im Ernst schließen, mit der Versicherung ic.

* * *

Samarang,
den 26^{ten} Aug. 1772.

Einzelne Merkwürdigkeiten auf der Insel Minorca.

1. Die Art, einen Todten zu begraben, ist in der That sehr singular. Man hat nemlich in den Kirchen große ausgehölte Behältnisse, worauf ein großer Stein zum Deckel liegt. Dieser wird, so oft Jemand

stirbt, eröffnet, und der Leichnam, welcher in einem offenen zum allgemeinen Gebrauch bestimmten Sarge liegt, aus demselben ohne weitere Umstände in die Gruft zwischen die übrigen modernden Gebeine geworfen, und ein bißchen

Kast

Kalk zugefügt, um die Verwesung desto eher zu beschleunigen. Wie sehr ungesund dadurch die Luft in den Kirchen werde, ist leicht zu begreifen. — Man findet hier auch noch die bei den Orientalern übliche Todtenklage; man wundert sich nicht wenig über das Geschrei und die kläglichen Stellungen der Verwandten und Nachbarn bei einem Sterbefall —

2. Die Mönche treiben ihren Gewinnst damit, daß sie den Leuten kleine Lappen, worauf das Marienbild steht, verkaufen, welches jeder Minorkaner an seinem Leibe trägt, und dann glaubt er sich vor allen Gefahren sicher zu seyn. —

3. In den Klöstern wird noch eine alte scholastische Philosophie gelehrt. Als ich in das Augustiner Kloster zu Citadella kam, sahe ich hier verschiedene Mönche und ihre Schüler in den Gallerien spazieren, und mit vieler Hitze und Gestikulationen gegen einander zuschreien. Ich fragte den Prior um die Ursache. Dieser sagte mir, daß disputirt würde. Ich war neugierig, eine solche Disputation dieser rauen Peripateriker anzuhören. Es wurden also ein Paar junge Disputanten nebst ihrem Präside herbeigerufen, und da war denn die Frage, worüber so gezankt wurde, an per ideas claras in errorem induci possumus?

4. Da das Holz hier theuer ist, so bedient man sich statt hölzerner, lauter irdenen Gefäße.

Man holt also auch das Wasser in Krügen so wie im Orient. —

Für das Wasser wird in Mahon wöchentlich 1 ggr. bezahlt.

5. In der Palmwoche haue man einige Nester von den hin und wieder auf der Insel zur Zierde der Gärten gepflanzten Palmbäumen, und mit diesen treiben die Kinder ein Spiel, welches eben nicht sehr sanfte Gefinnungen einflößet. Sie schlagen nemlich immer damit auf die Erde und sagen, daß sie den Judas schlügen, weil dieser Christum gekrenzt, und damit pflanzt sich zugleich eine heimliche Abneigung gegen die Juden ein. Eine Spur von vorigen Zeiten, in denen sie unter spanischer Vormäsigkeit standen, und eine Inquisition hatten. Ehedem hat man die Juden hieselbst sehr verspottet und insultirt. Sie sind aber jetzt vor allen Insulten sicher, da sie das englische Gouvernement schützt, und sich durch den ausbreitenden Handel solche widrige Gefinnungen gegen fremde Religionspartheien von selbst allmählig verlieren.

6. Der Mangel an vielen bequemen fein eingerichteten Werkzeugen, die ihre Arbeit sehr erleichtern würden, zeigt bald ihre Nachlässigkeit, bald ihre Vermuth an.

Indeß muß man es doch bewundern, daß sie bei ihren Arbeiten mit so wenigen Hilfsmitteln, so gut fortkommen. Wenn sie ein Gewölbe formiren, so haben sie kein hölzern Gerüst, worüber sie das Gewölbe hermauren. Denn das Holz ist hier kostbar. Dennoch aber erreichen sie ihren Endzweck durch ein Mittel, welches dem ersten Anschein

nach höchst einfältig zu seyn scheint. Der zwischen die Steine gegossene Gips bindet so geschwind und stark, daß sie unter jeden Stein, den sie anlegen, nur einen Stock oder Balken stützen, bis er feste ist. Bisweilen ist die Beschaffenheit des Landes Ursache, daß sie sich mancher Werkzeuge nicht bedienen können. Dies ist der Fall mit unserer deutschen Egge und Pfluge. Ich glaube also, daß die spanischen Landleute nicht ganz unrecht hatten, wenn sie dem Minister zur Antwort gaben, que no se puede trabajar con instrumentos semijantes a los Yngleses, daß sie mit diesen Werkzeugen der Engländer nicht arbeiten könnten. Siehe Clarke Letters concerning the Spanish Nation, welcher ihnen zu Zeiten unrecht zu thun scheint. Da das Erdreich hier so steinig, und der Fels kaum mit einiger Erde bedeckt ist; so kan ihr Pflügen unmöglich in etwas anders bestehen, als daß sie die Erde ein bißchen umkehren oder streichen, und dies ist auch hinlänglich genug. Denn die Vegetation ist hier so groß, daß auch auf dem felsichsten Boden zwischen vielen Steinen das Korn stark hervor treibt, so bald nur ein bißchen Erdreich da ist.

7. Die Abende und Nächte im Frühjahr, Sommer und Herbst sind hier außerordentlich schön, und eine rechte Erquickung nach einem schwülen Tage; doch ist in den Häusern des Nachts heißer und schwüler, weil sich der Wind gegen Abend legt, die Hitze in den Zimmern ist, und den Schlaf oft sehr hin-

dert; daher genießen die Minorkaner sehr lange in freier Luft den kühlen Abend, nehmen ihre Guitarren zur Hand, und tanzen einen Fandango. Die jungen Leute bringen ihren Schönen eine Serenade, und ermüden ihre schreiende Kehle, und herzbrechende Zither spät in die Nacht. Ähnliche Gebräuche findet man in Spanien, Neapolis und übrigen Italien u.

8. Der Nordwind führet im Winter eine so durchdringende Kälte mit sich, daß wirs nöthig finden, uns beim Kamin zu erwärmen. Die Minorkaner aber, selbst Vornehme, sollten sie auch noch so sehr frieren, gehn nicht von ihrer alten Gewohnheit ab, und behelfen sich mit einem messingenen großen Koblbecken, (brazier) welches sie mitten in die Stube setzen, und wobei sich die ganze Familie wärmt. — Diese Kohlen geben aber natürlich einen sehr ungesunden Dampf. Die Kamine, die die Vornehmeren haben, sind also nur zur Parade, und wenn sie ja einmal Feuer anmachen: so geschieht solches bei besondern Gelegenheiten, und das ist ihnen ein rechtes Fest.

9. Pferde sind hier rar, und diejenigen, die man noch findet, werden bloß zum Vergnügen und Ausreiten gebraucht. Es ist allemal der Mühe werth, einen minorkanischen Pächter (lamo) zu sehen, wenn er des Sonntags auf seinem spanischen Gaul mit einem runden Hut, schwarzen Mantel, mit lebernen Kamaschen, gleich Stiefeln, und gespornem Fuß von seiner Bastide (oder Meyerhose) zur Kirche

Kirche reitet. So prächtig sitzen sie zu Pferde! — Esel und Maulthiere sind indeß weit brauchbarer, weil man mit ihnen auf den felsichten Wegen durchkommen kan, wo man mit einem Pferde nie hinzugehn wagen würde. Sie sind daher auch sehr theuer. Ein gutes Maulthier geht nicht unter 100 Thaler weg. Zu Citadella werden die besten gezeugt. Es sind nur wenige Esel, die man von Majorca, und wenig Pferde, die man von Afrika erhält. Die Landleute ziehen sie selbst zu.

Die Unnertzung eines Holländers war nicht unrichtig: er wolle lieber auf der Insel Minorca ein Hund, als ein Esel seyn. So sehr werden diese armen Thiere gequält, und doch ist ihr Futter gering. Außer ein bißchen Stroh und abgefallnem Wurzelwerk haben sie selten etwas mehr, als was sie auf den trocknen Felsen suchen.

10. Die Schalen von Schildkröten braucht man wohl als Mollen, um das Vieh daraus zu füttern.

11. Im Monat März pflegt es die Beschäftigung der Landleute zu seyn, die etwas hinfälligen Mauern umzulegen, und das vom Winde hineingewehete Erdreich sorgfältig herauszusuchen und auf ihre Aecker zu bringen. Solche Mühe geben sich die Minorcaner ihren Felsen fruchtbar zu machen. Wie wäre es möglich, ihnen da noch zur Last zu

legen, daß sie faul und träge sind. Mich deucht die Beschaffenheit des minorcanischen Bodens führt auf die Auflösung der Frage, warum Palästina jetzt so unfruchtbar ist, da es ehemals so gesegnet war. Palästina besteht aus einem ähnlichen Boden. Wenn der Wind das Erdreich verweht, so bleibt der kahle Felsen, und es wächst fast nichts. Es darf aber nur der Fleiß der Einwohner ein bißchen Erdreich hinführen, so ist die Fruchtbarkeit außerordentlich. Ein einzelnes Weizenkorn treibt hier 6 bis 7 Sprossen, da es bei uns höchstens 2 oder 3 hervorbringt.

12. Das Melken geschieht mit folgenden Umständen. Der Meyer läßt zuerst das Kalb der Kuh sich nähern und saugen. Dann zieht er es ohnvermerkt ab, und bindet es an die Kuh, und da die Kuh ihr Kalb so nahe bei sich hat, und im Irrthum ist, daß es saugt, so hält sie beim Melken ruhig still.

13. Ein Verweiss von der großen Vegetation hieselbst ist der, daß die Feigenbäume, die bei uns des Winters so sehr geschützt werden müssen, hier selbst in alten Gemäuren wachsen. Ich habe auch in Gärten doppelte Lebküjzen aus der Wand hervorkommen sehen.

14. Der Versuch, Butter nach deutscher Art zu machen, gelingt zwar sehr gut, allein die Butter verdirbt, so bald die große Hitze eintritt. L.

Bessere Güter; ein Dialog nach dem Lucian.

Crates und Diogenes.

Crates. Du hast doch den reichen Märchus gekant Diogen, der mit einem reich beladenen Schiffe von Corinth kam, und seinen Schwager, den Aristäus,

Ukriflaus, der eben so reich, wie Märchus war, und immer den Vers aus dem Homer im Munde führte: ich freffe dich oder du mich?

Diogen. Warum waren denn die Kerls so hinter einander her?

C. Sie dachten einer vom andern zu erben. Beide hatten sich versprochen, daß einer von dem andern erben sollte. Kaum war das ausgemacht, so fiengen sie an auf einander zu lauren. Sie schmeichelten und hofierten; dabei aber erkundigten sie sich unter der Hand bei den Wahrsagern, ich weiß nicht, waren es Chaldäer, die ihnen aus den Sternen, oder andere, die aus ihren Träumen vorher sagen sollten, wer den andern überleben würde. Ich glaube sie fragten sogar auch den Apoll. Diese nun sagten jedem, daß er den andern überleben, und also die Erbschaft gewiß ziehen würde.

D. Wie dann weiter? Ich möchte gerne das Ende hören.

C. Beide starben zugleich und an einem Tage. Enovius und Tragites erben alles; denn sie waren mit beiden verwandt. Hievon hatten die Wahrsager, Sterne und Träume nichts vorher gesagt. Denn, da beide Erblasser von Sidon nach Siram segelten, überfiel sie ein Sturm aus Westen, der sie bis hieher verschlug.

D. Das hatten sie verdient. Als wir indeß noch in jenem Leben waren, guter Erates, da laureten wir gewiß nicht einer auf des andern Tod. Und ich habe sicherlich dem Antisthenes auch niemals den Tod gewünscht, damit ich seinen Stock erbt, und es war doch kein

schlechter Stock, Antisthenes hatte ihn selber aus einem jungen Olivenheister geschnitten, und du hast auch wohl auf meinen Tod nicht gelauret, damit du frühzeitig zu meinem Nachlaß kämest? Ich meine meine Sonne und meine Tasche, und die war so leer auch nicht. Es waren, wie ich mich erinnere, noch zwei gute Portion Lupinen darin.

C. Du und ich, wir hatten auch keine große Güter nöthig. Denn die Schätze, die du von dem Antisthenes erbestest, und die du mir nachher überliefeft waren uns mehr werth, als das ganze persische Reich werth seyn mag.

D. Was meinst du da für Schätze?

C. Deine Weisheit meine ich, deine Vergnügbarkeit, Wahrheitsliebe und Freiheit.

D. Beim Jupiter, ja diese Schätzeerbe ich vom Antisthenes, und ich ließ sie dir noch besser zurück.

C. Ja, aber die übrigen Sterblichen verachten dergleichen Erbschaften, keiner von ihnen schmeichelt uns, und Niemand laurte auf uns, um sie von uns zu erben. Die guten Leute hatten alle mit ihrem Gelde zu thun.

D. Daran thaten sie nun so unrecht nicht. Sie waren ja unfähig, unsere Schätze anzunehmen, und zu erhalten. Denn, durch ihre Wollüste abgenutzt, waren sie verfaulten Gefäßen gleich, die, wenn man in sie auch Weisheit, Tugend und Freiheit würde hinein gegossen haben, solche doch nicht hätten bei sich behalten können, wie des Danaus Töchter das Wasser nicht behalten, das sie mit ihren löchern Sieben ohne Unterlaß schöpfen. Aber ihr Geld können die Leute mit den Zähnen u. Klauen desto besser fassen.

C. Laß seyn. Wir besitzen dagegen aber auch noch alle unsere Güter. Sie konten von allen ihren Reichthümern kaum einen Kupferpfennig mit nehmen, und das nicht einmal für sich, sondern für Charon.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Montag, den 10ten Julius 1780.

Das Märchen vom Rehburger Brunnen.

Vorbericht.

An Herrn * * *.

Rehburger Brunnen, im Mai 1780.

Ich soll Ihnen eine Beschreibung von dem Rehburger Bade machen, wo Sie diesen Sommer einige Monate zubringen werden. Hier ist sie:

Die Lage des Bades ist romantisch; die ganze Gegend umher, wie ein englischer Garten. Die Quelle und die dabei erbaueten Häuser liegen in einem Grunde, von dicht bewachsenen Hügeln umgeben. In einem simpeln Geschmacke angelegte Spaziergänge gehen gemächlich an den Hügeln hinauf, von welchen die Aussicht auf die umliegende Landschaft fällt; der Steinhuder See, mit der auf der Mitte desselben vom lehtverstorbenen Grafen von Bückerburg erbaueten Festung, Wilhelmsstein, oder Isle de Guillaume, genannt, macht ein sehr malerisches Point de Vue.

Nabe an der Quelle sind sehr gut und bequem eingerichtete Wohnhäuser, deren Anzahl jährlich, nach Maafgabe des Zuwachses der Brunnengäste, sich vermehrt. Man speiset zu verschiedenen Preisen sehr gut; der höchste ist zu 1 Gulden Mittags, des Abends 12 mgr.

Es wird jetzt bei dem alten Badehause ein neues erbauet, worin vier Bäder dies Jahr schon zum Gebrauch fertig werden. Das Gebäude ist massiv; die Bäder und Badezimmer bei an sind hoch, gewölbt und lustig; zwei sind von Porzellan, die andern von Stein, muschelförmig geschweift und ausgehauen. Das Ganze wird an Schönheit und Bequemlichkeit selbst die neuen Pyramonter Bäder übertreffen, die sonst alle andere öffentliche Bäder, die ich noch gesehen, übertrafen.

Von dem Ton in der BrunnENZEIT sagte man mir, daß er ganz republikanisch sey. — Die Zeitvertreibe sind Tanz, ländliche Collationspartien, und des Sonntags Illumination. Uebrigens wallt hier jeder seinen Gang zu Wasser und zu Lande, ohne sich um etwas zu kümmern, ohne seinen Gut

abzuziehen, oder seine Knie zu beugen, wenn etwa Laune, oder Unerzogenheit, ihm diese Arbeit zu mühsam vorstellt: jeder kan sich Vergnügungen nach seinem Sinne wählen. Conversationszirkel hat man hier auch, wie an allen andern Bädern, als eine Epoche des Tages. Jeder muß den täglichen Tribut zollen, es sey in Goldstücken, oder Zahlpfennigen, wenn die Summe nur voll wird. Commerzspiele füllen den größten Theil der Zeit des Nachmittags.

Das Wasser ist auflösend und zerscheidend, vorzüglich bei gichtischen Uebeln und Rheumatismen sehr wirksam.

Als ich alles gesehen hatte, führte man mich in eine Promenade, die neu angelegt ist, und an der man jetzt auch noch arbeitete. Das Ganze ist eine schwermüthige Phantasie in einem schönen mit feierlich dunkeln Schatten gewölbten Buchwalde. Er liegt etwas erhöht. Vorn am Aufgange ist eine kleine an weiße Geländer sich schlängelnde Rosen- und Jesminhecke, die den Eingang heiligt, und, mit Petrarch's Phrasen, zu sagen scheint: „hier herrscht die Liebe:“, — Dicht dahinter zur Seite, stehen zwei Urnen mit Ephen umschlungen. Weiter, durch kleine mit Stauden besetzte Gänge, kommt man zu einem Helden-Grabmal; nahe dabei ist eine Einsiedelei; tiefer in den Wald hinein, über einen in ein Thal herunter rieselnden Bach, ist eine englische Brücke, zur Seite derselben, in einem ausgehauenen Gebüsch, ein heidnischer Altar und eine Nonne.

In dem ganzen Walde herrscht eine Stille, die die Einbildungskraft stimt, und auch vermuthlich die Idee zu diesem Cothurn gegeben hat. Man sagte mir, daß der in dem Grabmale befestigte Helm vor einigen Jahren hier ausgegraben sey, und daß man nicht weit von da auch noch Opfermesser fände. Die Erinnerung an unsere Vorfahren heiligt die Erde, auf der man steht; — ich dachte mir bei jedem Schritte Heldenasche, und Bebeine um sie weinender Geliebten. Voll von diesen Gedanken, verließ ich den Ort. Um meinen melancholischen Empfindungen eine unschädliche Richtung zu geben, träumte ich mir, während der Reise, die Geschichte, die ich Ihnen hier überschicke. Wenn Sie etwas daran finden; so geben Sie sie so ins Magazin, oder ins Museum; oder machen Sie einen Auszug davon, und erzählen sie denn bei Regentagen, mit Wade's Geist, den Herren und Damen beim Rehburger Brunn. Um die Illusion zu bewirken, supponiren Sie eine gefundene Urne mit Manuscripten, (der weite Mantel, unter dem so manche Conterbande von Wahrheit und Unsinn, in das klassische Gebiet der Vernunft gebracht wird,) theils in englischer, theils deutscher Sprache.

An das Grabmal denke ich mir eine Inscription:

„Bernhard der Edle, — er fiel im Streit, — seine Asche beweint hier Alwine.“

Bern:

Bernhard und Allwine;

oder

Das Märchen vom Rehburger
Brunnen.

Bernhard von M . . . , ein junger Deutscher, und Eduard Cardif, ein junger Engländer, begleiteten beide ihre Väter auf einem Kreuzzuge. Gleichheit der Jahre, Sympathie, und mehr als beides, Zutrauen glücklicher Unerfahrenheit, verband sie schnell. Eduard war ein schöner Jüngling, vom einnehmendsten, schlankesten Wuchse, Feuer und Entschluß im Auge, gemildert durch den sanftesten Ausdruck von theilnehmendem Gefühl und Treue. —

Bernhard war nicht schön; aber es war in seinem Gesichte und ganzem Wesen ein Ausdruck von Geist, Festigkeit des Charakters und edler Güte, die entweder auf immer fesselte, oder die ihm ungleiche Seelen entfernte. Beide liebten den Krieg; Eduard, um der kriegerischen Uebungen selbst; Bernhard, als eine Gelegenheit, seinen Geist durch die vervielfältigten Gegenstände zu bilden.

Bernhard's Vater ward am Ende einer Schlacht von Mordern tödtlich verwundet: er empfahl seinen Sohn Allwood, Eduards Vater. Allwood hatte den jungen Deutschen, so lange seine Verbindung mit Eduard währte, genau beobachtet, und viele Tugenden und Talente an ihm entdeckt, für die Deutschland ihn damals nicht der rechte Himmelsstrich zu seyn

schien. Er trug ihm an, ihn nach England zu begleiten, dahin ihn der Tod seiner Gemalin, und eine zwölfsjährige Tochter, die er zärtlich liebte, zurück rief. „Als ich jung war, sagte, er zu Bernhard, liebte ich immer die „Freunde meiner Freunde als die meinigen, jetzt dauert diese Empfindung „noch in meinen Kindern fort; der „Freund meines Sohnes dünkt mich „mein Sohn selbst zu seyn.“ Bernhard, der bisher über den Tod seines Vaters äußerst niedergedrückt war, ermunterte sich allmählig, und nahm das Anerbieten an. —

Nach einigen Monaten reiseten sie ab. Während der Reise unterhielt sich Allwood und Eduard oft von der Freude, Allwinen (so hieß die Tochter,) unvermuthet zu überraschen. Seit ihrem achten Jahre hatten sie sie nicht gesehen. — Damals noch an der Hand ihrer Mutter, jetzt nicht mehr! — Der Gedanke, Elma nicht mehr zu finden, trübte ihre Freude. Jeden Augenblick wuchs indeß die Sehnsucht, England zu erreichen, und die letzten Stunden schienen länger, als die zurückgelegten Tage. Endlich landeten sie; ehe noch, als sich die Landung des Schiffs verbreitete, waren sie selbst auf Cardif's Landsitze. Sie sahen Allwinen in der Ferne im Garten sitzen, unter einer im orientalischen Geschmack angelegten Laube, mit Palmbäumen umgeben. Ohne von ihr bemerkt zu werden, schlichen sie dicht hinter sie. Sie war eben beschäftigt zwei Gemälde einzupacken, welche sie für Allwood gemacht hatte;

Eins war bei Lebzeiten ihrer Mutter schon angefangen, und sollte damals nur die letzte Scene des Abschieds vorstellen: Ein Hügel an der Küste, auf der Elma stand, und mit einem von Thränen nassen Tuche noch immer nach dem Schiffe, das man in der äußersten Entfernung sah, zu winkte. Die kleine Allwine schmiegte sich an sie mit einem ängstlichen Blick, als wenn sie die Mutter fest halten wolte, daß sie ihr nicht auch entrißten würde. — Das andere Gemälde hatte Allwine nach ihrem Tode verfertigt. Es enthielt die ganze umliegende Gegend mit allen in Allwood's Abwesenheit gemachten Veränderungen; an der einen Seite, im Hintergrunde, ein Hügel, mit Cypressen und babylonischen Weiden umgeben, deren herabhängende Zweige das unten am Fuße des Hügel's still vorbei fließende Wasser berührten; mitten in der melancholischen Gruppe von Bäumen, auf einem niedrigen Postament, die Urne ihrer Mutter; sie selbst, Allwine, den Kopf an den mit beiden Armen umschlungenen Aschenkrug gelehnt, in einem weißen Gewande, mit herabhängendem schwarzem Schleier; in einem an ihren Vater angefangenen Briefe, den sie nachlässig in der einen Hand hielt, las man die Worte: „Soll Allwine immer verlassen weinen? Du sollst nicht mehr „verlassen weinen,“ rief Allwood, und umfaßte ihre Schultern. — Gott! — mein Vater! — ist's möglich! — sie stand bebend, wie im Traum. „Ja, wir sind's,“ rief Eduard, und stürzte

auf sie zu. — „Gott! Eduard und mein Vater!“, wiederholte sie, fiel ihnen um den Hals und weinte für Freuden. „Wer ist denn das?“ fragte sie Eduard leise, nachdem das erste Erstaunen vorüber war, indem sie auf Bernhard zeigte. — ich mögte alles umarmen, was mir nah ist. — „Laß deinem Herzen freien Lauf,“ sagte Allwood, „es ist Bernhard von M..., „Eduards Freund, jetzt dein zweiter „Bruder.“ Bernhard gieng auf sie zu, sie eilte ihm entgegen: „ich will „dich wie Allwood und Eduard lieben,“ sagte sie, und drückte ihm die Hände, und reichte ihm den schönen Mund.

Bernhard hatte aller Empfindung bisher getheilt; indeß hatte sich seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf Allwoods neuen Gebet; er fand sie über alle Erwartung liebenswürdig und schön. — Die innere Bewegung ihrer Seele, die sich, mit kommender und fliehender Röthe, in jedem Pulschlage auf ihrem Gesichte malte, das leichte Beben ihrer schönen Glieder, jede ihrer Handlungen, wie beflügelt vom Uebermaße des freudigen Gefühls, dies alles war ihm nicht entgangen, und als der schöne Mund den feinsten berührte, bebten seine Hände wie die ihrigen. — Man gieng aus dem Garten ins Haus; sie zeigte im Vorbeigehn alle die Gewächse und Stauden, die Allwood ihr und ihrer Mutter von Zeit zu Zeit zugesandt hatte, und die sie mit der zärtlichsten Sorgfalt wartete, voll von dem Gedanken, daß sie Allwood Freu-

de machen würden, indem sie ihn wie der an den schönen orientalischen Himmel erinnerten. Für tausenderlei Krassen ließ sie ihm nicht Zeit, seine Zufriedenheit darüber zu äußern. In dem Hause war alles in der freudigsten Unruhe; und man empfing sie mit lautem Freudengeschrei. —

Ich übergehe alles Glück der ersten Tage, und der folgenden Jahre; Eduard's, Allwinen's und Bernhard's innige Freundschaft; wie sie sich die Geschichten ihrer Kindheit erzählten, — ihre gegenseitigen Empfindungen, ihre Beschäftigungen; wie sie sich in den Wissenschaften übten, Bernhard's Sprache lernten, ihn noch vollkommner die übrige lehrten; Allwine mit ihnen jagte und ritt; — jeder des andern Freuden, jeder des andern kleine Leiden theilte. Allwood lebte neu auf; er fand in Allwinen alles das, was ihm ihre Mutter so theuer gemacht hatte, alle die Züge von sanfter Weiblichkeit des Gefühls, und von männlicher Entschlossenheit. Elma hatte ihren Geist vortreflich gebildet: sie erkannte früh in ihr diejenige Art Weichheit der Seele gegen Eindrücke jeder Art, die das Gefühl für Recht und Tugend zur Quaal des Lebens macht, und oft eine Mischung hervorbringt, die die Seele zu stark zur Schwachheit, und zu schwach zur Stärke macht; zu gefühlvoll zum Leichtsinne, und zu leichtsinnig zum Nachdenken. Sie wünschte, ihr Festigkeit des Charakters zu geben, ohne ihr etwas von der feinen Reizbar-

keit des Herzens zu nehmen, die die Seele der Geselligkeit ist; die uns jede Freude theurer, und Theilnehmung zum Bedürfnis des Lebens macht. Der sicherste Weg zur Erlangung ihres Endzwecks, schien ihr die äufserste Sorgfalt in der Erziehung; in den ersten Jahren eine unermüdete Wachsamkeit, ihre Neigungen tugendhaft zu bilden; in reifern Jahren suchte sie ihrem Geiste diejenige Ausbreitung zu geben, die nothwendig ist, um Lücken zu bemerken, und den Reiz eines zusammenhängenden Ganzen zu erkennen.

„Ich wünsche, sagte sie oft, Allwinens Neigungen tugendhaft zu wissen, um ihr, so viel, als es bei menschlicher Schwachheit möglich seyn kan, kämpfendes Streben zu ersparen. Weiche Seelen erschöpfen ihre Kräfte bei zu oft wiederholten mühsamen Anstrengungen: doch aber soll sie auch nicht allein der Güte ihrer Gefühle überlassen seyn; auch nicht bloß den auf's Wort ihrer Erzieher angenommenen Grundsätzen. Wir ehren gewöhnlich die Nothwendigkeit der Tugend und der Rechtschaffenheit, als eine ehrwürdige Tradition; dies ist ein Sandgrund, über dem das große Gebäude, in welchem wir uns so sicher glaubten, oft bei dem ersten Windstoß einstürzt; selbst gefundene Wahrheiten haften, wie die Erfahrungen des Lebens. — Güte des Herzens ist zwar eine reiche Quelle, die sich aber leicht trübt; Erhabenheit und Ordnung in der

„der Seele, die immer mit der Schnelligkeit des Gefühls die Empfindung „stimmt, sind die Grundmauern, auf „die ich bauen möchte. Zu der Erlaubung dieser zwei Eigenschaften werden „durch gründliche Kenntnisse fest gesetzte Begriffe erfordert, die uns „lehren, mit richtigem Maasstabe den „mehrern oder mindern Werth der „Dinge zu schätzen.“ *)

Drei Jahre lebte die glückliche Familie in der ungestörtesten Zufriedenheit, wie in Tagen des goldenen Alters. Allwine trat in ihr sechzehntes, Bernhard und Eduard in ihr fünf und zwanzigstes Jahr. In dem letzten Jahre besuchten beide Brüder (so nannte man sie nur) alle Provinzen von England. Eduard verliebte sich auf dieser Reise in die Tochter des Grafen von S., und erhielt mit ihrer Hand ein unermessliches Vermögen, wofür er, auf Verlangen seines Schwiegervaters, sich in London niederlassen, dem Wunsche, noch einem Kriege beizuwohnen, entsagen, und sich den Hofdiensten widmen mußte. Bernhard und Allwine fühlten die Trennung von ihm schmerzlich; er sah ihnen mit trübem Blicke nach, jedoch

hasteten, übertäubt von rauschenden Vergnügungen, neuen Ausichten, und dem höchsten Glücke seiner Liebe, jezt keine von den jährlichen Empfindungen ruhigerer Seelen auf ihm. Die beiden Zurückgebliebenen wurden sich nun alles, liebten sich inniger als jemals, und wünschten bald unzertrennlich verbunden zu seyn. Allwood willigte ein, jedoch mit der Bedingung, daß Bernhard ihn noch erst auf einer Reise nach Jerusalem begleiten, und Allwine indeß einige Jahre in London bei ihrem Bruder zubringen sollte.

„Ich bin nicht, sagte er ihnen, für „allzufrühe Verbindungen: Allwine „kennt noch zu wenig Menschen; sie „liebt dich, weil du ihr immer nah „warest, aber sie kan noch nicht beurtheilen, warum du ihrer würdiger „bist, als viele andere. Es wird dir „schmeichelhafter und mir beruhigender seyn, wenn sie nach einigen Jahren, dem Kreise der londoner Schmeichlerlinge enteilt, selbst weiß, was „um sie dich schätzt, und dir mit vollem Herzen wiederholt: ich kan nur „dich lieben! — Was uns anbetrifft, „Bernhard, wir haben noch Gelübde „für deinen Vater zu erfüllen.“ —

Bernhard

*) Schah, Gebal würde etwa die schöne Nurmahal hierbei fragen: pflegt man das nicht eine Tirade zu nennen? — Uns ahndet auch etwas in der Art; indes hielt ich die kleine Digression verzeihlich, da sie aus dem Munde einer Mutter nachgeschrieben ist, und die Heldin der Geschichte betrifft. Sollte übrigens (wie es leicht kommen konnte) Allwine in der Folge diesem Erziehungsplane nicht ganz entsprechen; so bitte ich die Leser, zu bedenken, daß es mit den moralischen Projekten oft geht, wie mit den ökonomischen; daß eine Methode gut seyn kan, obgleich noch immer dependent von äußern Zufällen. — Sturm, Winden und Wolkenbrüchen, die die Saamentkörner fortrollen, und die blühenden Fluren überschwemmen.

Bernhard wälte das Blut bei dem Andenken an die Mörder. Er und Allwood hatten ein Gelübde gethan, den Mordmord zu rächen, es sey früh oder spät. Angefeuert durch diese Erinnerung, unterwarf er sich leichter, als es sonst geschehen seyn würde, dem Aufschube seiner Verbindung. Allwine gieng schweigend aus dem Zimmer, und verbarg, während der ganzen Zeit der Zurückkunft zur Reise, ihre Thränen, um Bernhard nicht wankend zu machen. Den letzten Tag vor ihrer Abreise veranstaltete sie ein Fest für Allwood und alle die jungen Leute aus der Familie, die ihn und Bernhard diesmal begleiten sollten. Hielten in dem Garten, nach der See zu, stand ein alter Ruin des ehemaligen Familienschlosses; in demselben hatte sich ein gewölbter Saal erhalten, der auf hohen corinthischen Säulen ruhte; an den Wänden, in Stein gehauen, waren die Bilder ihrer Vorfahren, Waffen und Trophäen; zwischen den Säulen antike Statuen der vornehmsten Helden des Alterthums. Diesen Ort wählte sie dazu. Der Garten und der Saal war erleuchtet; am Ende desselben sah man zweien Altäre, der eine der Götin des Krieges, und der andere dem Schicksal geweiht. Auf beiden sah man Allwood's und Bernhard's Namen mit einem Lorbeer- und Eichen-Kranze. Allwine, weiß gekleidet, ihr langes blondes Haar mit Rosen umwunden, trat vor beide Altäre, und streute Räucherwerk in die

blauen Flammen. Bei dem ersten laß man den Inhalt ihrer Bitte: gieb ihnen Sieg und Ruhm! und bei dem andern: erhalte sie mir beide! — Für die übrigen opferte sie Blumenkränze. Allwood fragte die jungen Leute, mit welchen der Helden hier im Saale sie ihren Namen, bei ihrer Zurückkunft, parodirt sehn mögten? Jeder nahm seinen Kranz vom Altar, und weihte ihn seinem Lieblingshelden; „ich wähle für dich,“ sagte Allwine, und hing Bernhard's Eichenkranz an Paul Aemil. — Bernhard hatte schon Hannibals Statue umfaßt, und schwur den Sarazenen ewige Kriege. „Wenn du wieder kommst,“ sagte Allwine, „steht ich dir Lorbeerern unter die Eichen.“ — „Ich tausche sie denn ein für Rosen und Myrthen,“ erwiderte Bernhard, und schlang seinen Arm um ihren Leib — sie schloß ihn sanft in die Arme, und seine Thränen fielen auf ihren Nacken. — „Laß Allwine mit euch reisen,“ rief sie schluchzend, „ich kan von euch nicht getrennt leben.“ — Alles um sie her war stumm für Wehmuth; Allwood umarmte sie beide, und sein Herz sprach lauter als seine Weisheit. Noch denselben Abend wurden sie getraut, und den folgenden Tag reisete Allwine mit ihnen ab.

Alle Unbequemlichkeiten der langen Reise, alle Gefahren, waren nichts, denn die Liebe trug die Kette. Endlich nahten sie sich den heiligen Mauern; „hier,“ sagte Bernhard, indem

er auf ein kleines Gebüsch wies, „fiel
„mein Vater! — Die Rache des Him-
„mels wird uns beistehen. Ich sehe
„ihn noch kämpfend sich unter den Dol-
„chen winden! Einen der Mörder traf
„ich, die übrigen entflohn!“ —

Ein Jahr verfloß glücklich; oft ge-
schahen zwar gegenseitige Ausfälle,
bei denen Allwine zitterte, die ihr
aber immer, wie neu geschenkt, den
Vater und den Mann zurück führten.
Eines Tages — mit trüben Wolken
brach er langsam an — fielen die
Feinde aus der Burg, und es kam
zu einem blutigen Treffen. Allwine
stand auf einer Anhöhe in der Ferne,
und beobachtete, von den schrecklich-
sten Mordungen gefoltert, die Bewe-
gungen beider Heere. Oft sah sie
noch, auf dem sich bäumenden Roffe
Bernhard's weißen Federbusch hoch
in der Luft, und der jedesmalige An-
blick belebte sie mit neuer Hoffnung.
Plötzlich aber sah sie ihn feurig nach-
sehen, — jetzt anhalten — viel blin-
kende Schwerdter schlugen um ihn
her — immer erkannte sie ihn noch
wüthend sechtend, Tod um sich her

schleudernd zur Rechten und zur Lin-
ken; — auf einmal sank er — und
sie sah ihn nicht wieder. —

Die äußersten Grade heftiger
Schmerzen, oder überhaupt, aller
Leidenschaften, zu schildern, war noch
kein Mensch süßlos genug. — Sechs
Tage lag sie, wie im Todeschlummer.
Londy, Allwoods Bedienter, wich
nicht von ihrem Bette. Nüchternlich
sah sie auf alle, die sie umgaben;
ach! sie fand nicht Bernhard und
nicht Allwood! Londy berichtete ihr
auch Allwood's Tod, der, indem er
seinem Sohne zu Hülfe eilte, auf dem
Platze blieb. Beider Leichname wur-
den einbalsamirt. Allwine eilte nach
England zurück. Während der Rei-
se gebahr sie einen Sohn, die einzige
Frucht ihrer Liebe. Schwach, und
fast ohne Athem kam er zur Welt;
bei dem ersten Zeichen seines Lebens
brach sie in Thränen aus, die ersten,
die sie seit Bernhard's Tode die Kraft
hatte zu vergießen. Sie sah in dem
Kinde wieder Bernhard leben. Bei
jeder seiner matten Bewegungen schlug
ihr Herz schneller, und sie ward sich
selbst wieder theuer.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Freitag, den 14ten Julius 1780.

Schluß des Märchens vom Rehbürger Brunnen.

In England hatte man schon Nachricht von ihrem Unglücke, und erwartete sie ängstlich. Traurig sah sie die Küsten wieder, die sie so fröhlich verließ. Eduard empfing sie am Lande. Welch ein Empfang! Es war nicht mehr die blühende Allwine, nicht mehr der blühende Eduard, beide waren von Schmerz abgezehrt. Sie sagten sich wenig, weil jeder den zu heftigen Ausbruch seiner Empfindung fürchtete. Der kleine Bernhard reichte freundlich die kleinen Hände, als wenn er den Freund seines Vaters in ihm erkannte. In dem Schlosse herrschte traurige Stille. — „Wo ist denn deine Frau?“, fragte Allwine. Eduard stockte. — „Ich habe keine Frau.“ — „Gott! ist sie auch todt!“, rief Allwine entsetzt. „Nein, frag nicht weiter.“ — Sie erfuhr nachgehends, daß Milady Cardif in der äußersten Ausschweifung lebte, daß Eduard sie gleich nach Entdeckung ihrer Untreue verlassen habe, mit dem festen Entschlusse, sie nie wieder zu sehen; dennoch liebte er sie noch heimlich, ohne es sich selbst zu gestehn.

Geliebt werden, und nicht wieder lieben; den verrathen, der uns liebt, — das war über Allwine's Begriffe. Ihre ganze Seele bebt zurück bei dem Gedanken einer Untreue. Sie hatte für ihre Schwiegerin nie etwas mehr, als Bewunderung ihrer Schönheit und ihrer wirklich reizenden Talente, fühlen können; sie fand immer eine Ueelsichsinniger Kälte in ihr, die Allwine gegen Eduard Cardif nicht verzieh.

Jetzt ließ sie es sich auf das äußerste angelegen seyn, durch die Zärtlichkeit ihres Umgangs seine Leiden zu versüßen, sie vergaß ihre eignen Lasten für die seinigen. Nach Verlauf einiger Zeit schrieb ihr Bernhard's Schwester, Agathe v. M... aus dem Kloster, daß ihre Gegenwart auf ihres Sohnes Gütern nothwendig erfordert würde. Es betraf verwickelte Strektigkeiten, die sie aus einander zu setzen sich allein nicht getraute. Eduard und Londy begleiteten sie. Bei ihrer Ankunft in Deutschland fand sich, daß sie vorerst nicht wieder nach England zurück kehren dürfte; auch fühlte sie sich ruhiger bei den veränderten Ge-

genständen, die nicht immer Erinnerungen in ihr weckten. Eduard begab sich in den Orden des dem M...schen Gute nahe gelegenen Stifts L...m, und besorgte von da aus die Angelegenheiten seines Neffen mit einem Eifer, der ihn sich selbst entriß.

Der ganze Reiz des Unglücks war noch nicht ausgegossen. — Der junge Bernhard siechte seit seiner Geburt, und starb endlich, als man eben einige Hoffnung zu seiner Genesung bekam. Dieser letzte Verlust brach Alwine das Herz; sie sah sich, in der Blüte ihrer Jahre, wie vom Schicksal verfolgt; ihre Kräfte waren erschöpft. Bei dem ersten Schalle der Todenglocke ward ihr Schmerz wild, sie ertrug keinen Trost; nicht den Anblick eines Menschen. — Sie gieng heimlich allein aus dem Hause bis an einen nahe gelegenen Wald, sicher, daß man sie da nicht finden würde. Sie sank entkräftet zur Erde, erdrückt von einem unaussprechlichen Gefühle von Unglück. Londy fand sie zuerst. Umsonst versuchte er einige Worte aus ihr zu ziehen, sie sprach nicht, sie hörte nicht, nahm keine Nahrung zu sich; — lange verzweifelte man an ihrem Zustande. Londy, der das ganze feine gesponnene Gewebe ihrer Seele von Jugend auf kannte, hofte noch auf ein Mittel, dessen Gewalt über sie er oft bemerkt hatte — Musik. Eduard spielte die Laute. Er ließ ihn, tief in den Wald entfernt, gedämpft ein Lied spielen, das Bernhard ehemals aufgesetzt, und bei Elma's Grabe oft mit

ihnen gesungen hatte; Alwine hatte die Worte gemacht; es waren sanfte Klagen, vermischt mit edeln Entschlüssen von Gelassenheit und Standhaftigkeit bei allen künftigen Vorfällen ihres Lebens. Eduard spielte lange ohne Wirkung; Alwine gieng langsam auf und nieder; zuletzt schien es, als wenn sie hörte, sie stieg an zu seufzen, ihre Augen wurden beweglicher, und sie sank kraftlos auf die Erde nieder. Londy gieng zu ihr, sie drückte ihm schwach die Hände. Jetzt kam Eduard mit der Muskl näher; sie that einen heftigen Schrei, und winkte mit der Hand, daß er einhalten mögte. Das erste, was sie sprach, war, daß sie ihr Leben hier im Walde beschließen wollte. Londy mußte ihr eine Hütte bauen lassen, in der sie auch bis an ihr Ende wohnte. Die ersten Monate konnte man sie nicht vermögen aus dem Walde zu gehn, sie ertrug nicht das helle Licht des Tages, und die vermischten Farben der Landschaft. Die erste Beschäftigung, die sie wieder unternahm, war, eine Bank von Steinen zusammen zu tragen, und Kräuter und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen. Bald nachher errichtete sie Bernhard ein Grabmal, und schrieb kleine Aufsätze, indem sie sich ganz ihrer trübten Phantasie überließ. Einige Pflanzen, die sie fand, erweckten, da Kräuterkenntniß immer eine ihrer Lieblingswissenschaften gewesen war, Neugier nach der umliegenden Gegend. Ein Schritt folgte dem andern; auf ihrem Spaziergängen sah sie Dörfer, Arbeiter im Fel-

daß ich dich nicht sah; — ich schwamm in einem leeren Raume, nichts über und unter mir, alles sank unter meinen Füßen, wie in unergründliche Tiefen. Dunkles Sehnen nach dir ließ mich nur fühlen, daß ich noch war. — Ach! der Laut von deinem Liebe! — Es war, als wenn mit leicht rauschenden Flügeln dein Geist himmlische Harmonien zu mir herunter trüge. — In allen, was meinen Sinnen schmeichelt, Bernhard, bist du mir nah; in dem Dufte der Blüten, — in dem sanft säuselnden West durch die bebenden Blätter, — dies ist Sprache der Geister, denke ich mir, — Dufte der Blüten, ihr Hauch. — Oft schwebst du mir vorüber in dem reinen Blau der Sphären, — in jedem sich schnell schließenden und zertheilenden Wölkchen sehe ich Schweben sel'ger Geister. — Ach, ihr entschwindet meinem Auge, und schwer von Thränen senket sich's wieder zur mühseligen Erde! — *)

Mir ist leicht, wenn ich mit dir spreche. — Gegen Eduard nenne ich dich nicht. Ach, der Arme! Schwerer sind seine Leiden, als die meinigen. — Wenn du der Rathschlüsse welche kennst; so umschwebe ihn mit tröstenden Ahndungen. —

Wenige Jahre noch, und kein Wandel der Zeiten wird uns mehr trennen. Unsere Seelen lieben sich, und sie werden sich wieder finden, — ich finde dich mit Alwood, Bernhard und Elma, und mit euch tausend Freunde der Vorzeit, die zu kennen, ich mir immer als Zuwachs der Seligkeit dachte. —

Ich habe einen Druiden Altar gefunden, tief im Walde. — Er ist mir nicht unheilig. — Menschliche Herzen traten auch hier bittend und dankend hinzu. — Ach, daß sie nicht in der reinen Quelle schöpfen! — Hier stärke ich meine Bestrebungen; hier fließen meine Wünsche und meine Klagen. — Klagen, was uns schmerzt, ist Wollust des Herzens. Selten aber sind die Menschen, denen man Klagen darf; und seltener noch die, denen man Klagen mag; die meisten sind zu schwach, einige zu fühllos. Ähnlich sind die dem Bilde dessen, der die leisesten Seufzer hört; die mit ahnendem Gefühl uns von fern versteinern, uns den Trost zeigen, den wir zu schwach sind selbst zu entdecken, und unsere sinkenden Hände unterstützen. — So warst du Bernhard, gegen jeden Unglücklichen; und leicht, wie

*) Sprach man schon so im 13^{ten} Jahrhundert? — Wozu den alle seit dem gehäufte Folianten, Quartbände und Brochuren? Höre ich den ganzen Chronologischen Arcopage fragen. — Wozu? — das Wozu erforderte freilich ein grand principe d'unité. — Rousseau sagt: „les formes changent, mais l'esprit humain reste toujours le même.“ So wäre es also nicht unmöglich, daß man im 13^{ten} Jahrhundert schon sprach, wie im 18^{ten}.

wie Thränen, flossen ihre Klagen zu dir aus der Seele. —

* * * * *

Ich habe Rosen und Geißblat um dein Grab gesetzt, und um meine Hüfte. — Ach, sie blühten so schön, wie junge Kinder der Natur! — Losgerissen vom Mutterbusch, liegen sie nun! — Ach Bernhard! Bernhard! — so war unser Leben! Schrecklich aber — schrecklich! schrecklich! brausete der Nord! — und der Baum fiel! — Ach, er fiel, er fiel! — Wie die Rebe vom Ulm gerissen, liege ich nun, und welke im mühseligen Leben!

* * * * *

Mein Ende naht sich, Bernhard, der Orkan rauscht in den fallenden Blättern, wie ein Vorbote des absterbenden Lebens. — Die letzte Nacht erschien mir Agathe's Gestalt beim Altare; sie verschwand, ehe ich sie erreichte. Ob's Täuschung, oder

Wirklichkeit war, weiß ich nicht. — Sie winkte mir.

* * * * *

Sie ist tod, Agathe! — Im Scheiden also ersiehst du mir, wie ein leitender Engel? —

Ich habe mir ein Grab gemacht, dicht an dem deinigen. Wenn ich mich schwächer fühle, sehe ich noch zuletzt Eduard, lachend, alle meine Nachbarn; gehe mit ihnen auf den schönen Hügel, sehe die weiten Fluren, den kleinen See, die Gehölze umher; — denke an alle Freuden unsrer Jugend, an alle frohlichen Augenblicke, an deiner Hand mit Eduard und Alwood verbracht. — Wer schenkte sie mir? denke ich zuletzt, — der, von dem ich komme, und zu dem ich gehe. — Denn senket sich mein mattes Haupt in das moosigte Grab, und dein seliger Schatten umhängt meinen Geist, und führt ihn ein in die himmlischen Sphären.

L., 8.

Von dem Haushalt der Minorkaner.

Ein minorkanischer Handwerker, als Tischler, Schuster, Schneider, Maurer, verdient sich täglich, wenn er in Arbeit geht, 2 Schill. dies bringt des Jahrs, die Festtage abgerechnet, etwa 150 Dollar. Wenn er fleißig ist, kan er noch 50 Dollar neben her verdienen. Seine Einnahme betiefe sich also auf 200 Rthlr. Nun muß er alle Bedürfnisse des Le-

bens kaufen. Man rechnet auf eine erwachsene Person $4\frac{1}{2}$ Quartere, und auf ein Kind $1\frac{1}{2}$ Quartere Korn. Besteht nun die Familie aus beiden Eheleuten und drei Kindern, so sind $13\frac{1}{2}$ Quartere Korn nöthig, beträgt die Quartere zu 13 Schill. gerechnet, 44 Rthlr. (1 Quartere ist 1 englischer Centner oder 112 Pfund. Das Brod ist eine Hauptausgabe der Minorka-

K. 1 3

mer, weil sie ohne Weizenbrodt nicht glauben leben zu können. Das Del ist eine zweite ansehnliche Ausgabe. Denn Butter wird nicht gekauft, sondern man bereitet die Speisen mit Baumöl. Eine Familie von fünf Personen, wie ich angenommen, vers braucht 4 Pfund Del die Woche zu $3\frac{1}{2}$ Real, macht 23 Rblr. jährlich. Für Gartengewächse, Knoblauch, Reis, Hülsenfrüchte, gesalzen Fisch, Heeringe, Stockfisch, Thon von Sardinien täglich $1\frac{1}{2}$ Real, macht 60 Rblr. jährlich. Die Kleidungsstücke betreffend: so wird auf der Insel nichts als ein grober Camelot zu Mannskleidern, und ein grobes Zeug zu den Manteln der Frauenpersonen, imgleichen grobe Leinwand zu Tisch und Bettstüchern verfertigt. Das übrige alles muß von aussen eingebracht werden. Geringe Leute verfertigen sich eine Art Schuh, oder vielmehr Solen; die gleich den römischen auf dem Fuße fest gebunden werden. Imgleichen tragen die Landleute eine Art Kamasschen von Leder. Für Fleisch darf ich nichts in Rechnung bringen. Doch pflegen sich die Minorkaner an Festtagen damit gütlich zu thun, und auf Ostern muß nothwendig ein Schaf, auf Pfingsten ein Stuck vom Ochsen, und Weihnachten ein Puter verzehrt werden. Die Dispensation Milch und Butter in den Fasten zu essen, müssen sie vom Bischof von Majorka einholen; allein sie kommt insgemein zu spät, und denn sind die Armenübel daran. Die Hausmiete läßt sich etwa auf 15 bis 20 Rblr. setzen.

Ausgabe.

An Korn	44 Dollar.
An Del	23
Wein, Fisch und Früchten	60
Hausmiete	20
Kleidern	59
Summa	107 Dollar.

Ob nun gleich außerdem manche Ausgaben vorkommen, so kan man doch annehmen, daß die Frau und Kinder auch etwas verdienen können. Die Söhne müssen das Handwerk treiben, und die Frau und Töchter gewinnen etwas durch Spinnen, Nähen, Waschen und Spitzen machen. Indes pflegt doch von dem Verdienst nichts erübrigt und auf einretenden Nothfall beigelegt zu werden. Eine Familie kan sich also bald in bedrängte Umstände versetzt sehen, wenn der Erwerber etliche Wochen durch Krankheit gehindert wird, — und sie doch alles kaufen muß. Die häuslichen Arbeiten einer Hausfrau in der Stadt sind sehr gering. Sie braucht kein Vieh zu besorgen, keine Butter und Käse zu machen, keinen Garten zu bestellen, kein Gesinde zu halten; der Topf ist auch leicht aus Feuer gebracht. Denn ein Paar Schnecken, und höchstens ein bißchen Gemüse und Fisch ist leicht in Del gekocht, und meistens zehren sie doch von rohen Früchten, als Feigen, Granatäpfel, Moosenfeigen die sie schon des Morgens früh zu einem Stuck Weizenbrodt essen. — Es bleibt also der Hausfrau nichts als Nähen und Spin

nen und ähnliche Arbeiten dieser Art übrig. Das Spinnen geschieht auf der Spindel. Man beschickt aber damit nicht viel. Sie stehen gemeinlich mit ihrer Spindel in der Thür, und thun viel, wenn sie sechs Bindhüranebringan. — Was die Minoritaner in Aniehung der Speisen sich entziehen, das verschwinden sie dagegen an Kleidungen, besonders das weibliche Geschlecht. Ihre Rebusitlen sind von dem feinsten Nessel oder Kammiertuch, und deren haben sie doch eine gute Zahl vorräthig. — Weil sich indeß die Moden gar nicht ändern: so kan ein seidener Rock und Kamisol mit silbernen auch wohl mit goldenen Knöpfchen von der Grossmutter auf Kind und Kindes Kind vererbet werden. Wenn ein Mädchen ausgesteuert wird, so steckt die Aussteuer meist in den Kleidern. Wenn dieselben zu 4 bis 500 Dollar geschätzt werden, so hält man das für einen mittlern Staat. Viele von den Handwerksfrauen in der Stadt haben vorne im Hause einen Höckerhandel mit Reis, Feigen, Zwiebeln, geflochtenen Korbwaaren, Kastanien &c. — Nicht ein jeder Handwerksmann kan sein Verdienst auf zwei Schill. täglich bringen. Der Weinweber, Gebauer der Weinberge, Wollenträger, verdienen nur 3 Real. Die Fischer können sich nur 1 Schill. auch 3 Real und drüber erwerben, wenn der Mann selbst ein Boot besitz, die Frau und Töchter die Netze strecken und die Söhne mit zum Fischen gebraucht werden. Ihre An-

zahl beläuft sich auf 450, so wie die Anzahl der Matrosen auf 700. Gar viele Leute halten ihre Kinder wie bei uns früh zur Arbeit an. Ein Knabe von 8 Jahren muß schon sein Holz tragen. — Die Hölzungen sind hier nicht Gemeinheiten noch Besiznungen des Königs, sondern haben ihre eignen Besizer, die verpflichtet sind, dem Magistrat das Holz für die Garnison zu 14 Dobl. den Centner (zu 92 Pfund engl.) zu liefern. Die Meiergüter sind zum Theil verpachtet; sehr oft theilt auch der Eigenthümer mit dem Pächter oder Gebauer den Gewinnst. Der Eigenthümer muß im letzten Falle dem Magistrat die Taxe bezahlen; der Pächter hingegen die Unkosten der Einsaat, des Arbeitslohns und der Werkzeuge stehen. Die erwähnte Taxe wird zur Bezahlung der Quartiere, des Holzes und des Geldes für die Soldaten &c. angewendet. — Ein beständiger Tagelöhner auf einem Meierhofe erhält jährlich 25 bis 30 Dollar nebst 2 Quartere Korn. Andere die nur zu gewissen Zeiten genommen werden, als Mäher, Arbeiter in den Weinbergen verdienen sich dadurch etwas, daß die Meier ihnen schlecht unbebauet Land auf etliche Jahre frei geben um es urbar zu machen. Man räumt sodann das wilde Buschwerk weg, und brennt Kohlen daraus, wovon der Centner Eichenlothen 5 Real. Kohlen aus Kieferns aber nur 4 Real kosten.

Die Bäuerinnen auf dem Lande haben mit den Arbeiten in den Gärten, Feldern und Weinbergen nichts zu thun.

thun. Das Melken thun die Manns-
personen. — Für die Frauen gehört
das Großziehen des Geflügels und
des Viehes und die Versorgung der
Milch. Die Milch wird durch die
Blumen von Artischocken und Was-
ser zum Gerinnen gebracht. Die But-
ter wird mit den Füßen getreten. Man
zwingt durchs Feuer oft noch eine
zweite schlechtere Butter heraus. Der
Käse hat einen besonders starken Ge-
schmack. Die Genueser essen ihn gern

Minorita.

nebst Macronen an der Suppe. Die
minoritanischen Bäuerinnen bringen
die Früchte, die sie verkaufen, auf Eseln
zu Markte. Sie malen ihr Korn auf
Handmühlen selbst, oder durch einen
Esel, — denn sie sind oft von den
Windmühlen der Stadt weit entfernt.
Sie spinnen ihre Wolle und Flachs,
und verschaffen sich selbst Kleidungs-
stücke daraus. Aus dem Lentiscus
wird auch von ihnen ein Del zum
brennen gepreßt.

Lindemann, Feldprediger
bei den Hannöverschen Truppen.

A n e k d o t e.

Diego de Silvenra ein portugiesischer
Schiffscapitain, setzte im Jahr
1532 einen beträchtlichen Theil der
Ostindischen Küste durch Plünderung
und Brand in Schrecken. Nahe bei
Aden traf er auf ein Schiff, welches
einem begüterten Moren in Jiddah
zugehörte, und mit großen Reichthü-
mern beladen war. Der Mor, um
den Anfällen der portugiesischen Capi-
tains zu entgehen, welche die See
häufig durchkreuzten und unsicher
machten, hatte sich von einem portugie-
sischen Gefangenen zu Jiddah einen
Freipaß oder vielmehr ein Empfeh-
lungsschreiben geben lassen und dassel-
be wahrscheinlich theuer erkauft. Als
ihn Silvenra sich zu ergeben auffor-
derte, zeigte er seinen Paß vor, und
verlangte, daß man ihn in Rücksicht

dessen, ungehindert fortsegeln lassen
mögte. Silvenra fand den Paß in
portugiesischer Sprache folgenden In-
halts: Ich ersuche diejenigen von
des Königs in Portugall Haupt-
leuten, welche dieses Schiff an-
treffen, solches wegzunehmen,
denn es gehört einem sehr nichts-
würdigen Moren. Silvenra sah
mit Unwillen, wie schändlich dieser
Muhammedaner hintergangen war,
und fand bei der Wahl, die Ehrlich-
keit und den guten Glauben der Por-
tugiesen den Einwohnern des Landes
zweideutig zu machen, oder die Ge-
genheit zu einer reichen Beute fahren
zu lassen, kein langes Bedenken. Er
verschwieg dem Moren den Betrug
und ließ ihn seine Fahrt nach Aden
ungehindert vollenden.



Hannoversches Magazin.

57tes Stück.

Montag, den 17ten Julius 1780.

Vom Garten, Acker und Weinbau der Minorkaner.

Die Nation ist größtentheils zu arm, um kostbare Kunstgärten anzulegen; die Begüterten wenden wenig an diese Art des Vergnügens. Da das Erdreich sehr steinig ist, so nutzt man die wenigen Plätze, die man zu Gartenlande zubereitet, aufs sorgfältigste, um einige Gartenfrüchte zu erzielen. Die einzige Pflanze, die allen minorkanischen Gärten eigen, ist ein Säulengang, an welchem sich die Weinstöcke hinaufschlingen, und einen angenehmen Schatten geben. Sonst aber ist jedes Plätzchen genutzt, und man findet kaum einen schmalen Fußsteig, wo man hindurch kriechen kan. — Eine unentbehrliche Nothwendigkeit in jeglichem Garten, ist das sogenannte Versianrad, vermittelst dessen aus einem tiefen Brunnen Wasser geschöpft, und der Garten bei dürrer Witterung gewässert wird. Zu dem Ende ist der Garten mit Kanälen und Rinnen, die aus Cantonssteinen gebauet werden, durchzogen, und die Gewächse werden alle in Furchen oder Reihen, wie bei uns die Kartoffeln und der weiße Kohl gepflanzt, damit das

Wasser in solche Furchen eindringe. — Das Versianrad ist eine sehr einfache Erfindung. Es besteht aus zwei Rädern, deren eins ein Rainrad ist, an welchem der Baum befestigt, den ein Esel in einem Kreise mit verblendeten Augen gehend, aus freiem Triebe, ohne Treiber, herumzieht. Das andere Rad hat eine Flechte oder Kranz von Mirthen, deren eines Ende tief hinunter ins Wasser reicht. An dieser Flechte sind in abgemessener kleiner Entfernung Wasserkrüge befestigt, welche, wenn sie unten hinkommen, das Wasser von selbst einnehmen, und wenn sie bis auf die Höhe des Rades kommen, selbiges von selbst in eine Renne ausschütten, von da es in ein vierseitig Bassin läuft. In demselben steht das Wasser oft sehr lange, und wird in Vorrath geschöpft, damit es zu keiner Zeit daran mangle. Auch pflegen die Wäscherinnen hier ihre Waschstellen zu haben. Allein das lange Stehen dieses Wassers verursacht einen unangenehmen Geruch, und macht, daß sich die Frösche im Sommer herziehen, welche sodann ein ganz unangenehmliches Gequacke verursachen.

sachen. Die Fruchtbarkeit der Erde und große Kraft der Vegetation ist hier außerordentlich. Man braucht wenig Dünger. Diesen muß der geschäftige Esel in Körben nach den Gärten tragen: so wie überhaupt alles auf Eseln und Maulthieren bei Ermangelung der Wagen und Unbrauchbarkeit der Wege fortgebracht wird. Welch einen reichen Vorrath von Gewächsen und Früchten diese Insel in jeder Jahreszeit liefert, davon kan man sich nicht besser überzeugen, als wenn man den schöne Krautmarkt zu Mahon, welcher unter einem darzu eigentlich errichteten Gebäude, das aus lauter Schwibbogen und Pfeilern besteht, gehalten wird. Hier fehlt es nie an den wohlschmeckendsten Früchten, selbst mitten im Winter nicht. Ich habe es nicht so sehr bewundert, daß man selbst im Winter in den Gärten Früchte ziehe, als vielmehr, daß die Einwohner bei der Bestellung ihrer Gärten eine solche Einrichtung treffen, daß sie auch bei der größten Sonnenhitze, wenn doch alles Gras ganz dürr und welk wird, noch Gewächse und Früchte haben. Allein der gütige Schöpfer hat auch für die heißen Himelsgenden gesorgt, und ihnen solche Früchte mitgetheilt, die das Blut während der Hitze kühlen und erquickten, und die Kunst der Menschen weiß auch diese durch geschickte Wartung und Bewässerung zu erzielen. Als in dem ersten Sommer, den wir hier erlebten, die Hitze so außerordentlich zunahm, und nicht nur alles Gras gleichsam ganz verbrant zu seyn schien, und

auch unser Körper eine nicht geringe Mattigkeit empfand, da war mir dies ein überaus merkwürdiger Commentarius der biblischen Stellen, die darüber eine so malerische Beschreibung geben, Esai. 40, v. 6 bis 8. Alles Fleisch ist Gras und alle seine Güte wie eine Blume auf dem Felde etc. Psalm 103, v. 15. 16. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde etc. Alle Felder schienen ganz verborret, und es war, als wenn der ganze Erdball von den mächtigen Stralen der Sonne zu glühen anfieng. Die Erbsen und Bohnen hörten schon mit dem Junius auf. Und nun glaubte ich, würden die Gärten nichts mehr hervor zu bringen im Stande seyn. Allein gar bald sahe ich sie mit Gurken, Kürbis und Melonen überzogen, und der schönste Hanf hatte alles mit einer grünen Tapete bedeckt, wo ich nichts als Dürre zu finden glaubte. Ich will hier ein Verzeichniß hersehen, von dem was uns hier die gütige Natur in jeder Jahreszeit liefert. Man hat bereits schon im December und Anfang des Januars grüne Erbsen, doch sind sie noch alsdann rar und theuer. Sie dauern bis in den Monat Junius. In Menge hat man sie im Monat April und Mai. Mansäet sie von Michaelis bis zu Ende des Decembers. Der Blumenkohl ist im Monat Januar, Februar und März in einem bewundernswürdigen Ueberflusse, und die Köpfe sind von ungemeiner Größe. Ich habe aus Neugierde einmal einen Kopf wiegen lassen, welcher 8 bis 9 Pfund

an minorkanischem Gewichte hatte, (1 Pfund trägt nach unserm Gewichte ohngefähr $\frac{7}{8}$ Pfund,). Er wird im Monat December gesäet, und ist in 12 oder 13 Monaten brauchbar. Rüben, Pasternacken und Karotten hat man das ganze Jahr hindurch in Menge. Man säet sie im März, imgleichen im Julius und August, ja auch während des Winters. Sie kommen in zwei Monaten zu ihrer Größe. Der weiße Kohl dauert ebenfalls fast das ganze Jahr hindurch. Man säet ihn besonders im April, Julius und December. Savoyenkohl ist nicht zu haben, eben so wenig als brauner Kohl. Wir brachten Saamen mit, und machten Versuche, er kam auch in die Höhe, allein da ihm der Frost fehlte, so konnte auch die beste Zubereitung ihm nicht deutschen Geschmack geben. Im Monat März folgen die Artischocken bis Ende Mai. Es giebt deren zwei Arten. — Man braucht die Blumen derselben, um die dicke Milch zum Gerinnen zu bringen. Im Julius kommen die Fisebohnen in großer Menge, um die Stelle der Erbsen zu vertreten. Sie dauern bis September. Man säet sie vom Monat März an bis in den Monat August. Im Mai und Julius hat man Kirschchen im Ueberfluß, aber nicht so schöne Sorten als wir bei uns haben. Die schönen spanischen Kirschchen, die wir mit Recht am ersten zu finden glaubten, vermisten wir. So bald diese aufhören, so schüttet die gütige Natur ihr Füllhorn voll Aprikosen, Pflaumen, Feigen, Birnen und Äpfel

über uns im Monat Junius und Julius aus. Die Feigenbäume tragen zweimal Frucht. Zuerst im Junius hernach im September. Die Feigen werden nur getrocknet. Doch kömmt der größte Theil trockener Feigen von Majorca und Marseille zu uns. Äpfel und Birnen sind hier schlecht. Es scheint als wenn das heißere Klima ihnen nicht sehr angemessen ist. Ich habe oft die Bäume noch im Herbst blühen gesehen. Dadurch erschöpfen sie ohne Zweifel ihre Kraft. Die Minorkaner haben keine besondere Sorten, und verstehen sich nicht sonderlich aufs Pfropfen und Okuliren. Wenigstens werden sie hier keine Mühe an. Diese Äpfel werden von Marseille hieher gebracht. Die Aprikosen sind wohl schmeckend, und es giebt eine Sorte, die ich den unsrigen vorziehe. Die Minorkaner sind gewohnt, zu dergleichen Früchten, als Aprikosen, Feigen etc. Brod auch Käse zu essen, und halten dafür, daß solches eine Säure im Magen verhindert. Opuntia, oder Fiques des Mores, wie man sie hier nennt, wachsen fast an allen Mauern in dem felsichsten Boden in außerordentlichem Ueberfluß. Die Haut ist sehr stachelicht, und behutsam abzulösen, das inwendige sehr süß. Der Minorkaner ihre ganze Mahlzeit, bestehet fast aus dieser Frucht, ein bißchen Knoblauch und ziemlich feinem Weizenbrod. Wenn sie dabei ein bißchen Fisch in Del gebraten nebst einigen Schnecken und Muscheln zu verzehren haben, so sind sie recht königlich vergnügt. Die

Dynia hält man für sehr gesund, für mich hat sie ein widerlich süßes. Um uns in der größten Hitze das Blut heilsam zu kühlen und zu erfrischen, giebt die gütige Natur im Julius, August und September Melonen und Angurien oder Wassermelonen im Ueberfluß her. (Man kan sie bis Weihnachten conserviren.) Die Minorländer verlangen nur sehr wenig für diese heilsamen Gewächse, und lassen sich gerne mit ein Paar Doblern begnügen, (ein Dobler ist 2 Pfennige,) wenn unsere Landleute dafür $\frac{1}{2}$ Rthlr. oder $\frac{1}{2}$ Gulden zahlen müssen. Wir standen anfangs in Furcht, daß die Melonen den Magen erkälteten: indeß sind nun wohl die meisten von diesem Irrthume zurückgekommen, und finden durch Erfahrung, daß in der Hitze, vorausgesetzt, daß man nicht selbst durch starke Bewegung erhitzt und in Schweiß gebracht ist, keine Frucht heilsamer zur Abkühlung des Blutes sey. — Der erste Traubensaft erquicket uns schon im Monat August. Die Weintrauben sind hier überaus wohl schmeckend, von mannigfaltigen Sorten, und sehr dick und groß. Man hat Weintrauben die 7 bis 8 Pfund, ja zu Zeiten 14 Pfund wiegen. Daraus wird das was 4 B. Mos. 13, v. 24. erzählt wird, sehr begreiflich. — Die Weintrauben conservirt man wie bei uns, indem man sie trocken aufhängt. Wenn die Weintrauben zu Ende gehn, so wird ihre Stelle durch Granatäpfel ersetzt. Man hat davon zwei Sorten, eine süße, und eine andere die etwas herber ist. Der Saft

der letztern kommt den Johannisbeeren etwas ähnlich, und ist über die Maaße heilsam; nur ist das Herausklauben der Körner etwas mühsam. Die Apfelsinen sind im Frühjahr am häufigsten. Auf der Insel selbst findet man nicht sehr viel. Der größte Theil kömmt von Majorca. Die Orangen kan man überflüssig haben, und da hier der Wein auch so wohlfeil ist, so ist hier der Bischof ein sehr wohlfeiles Getränk. Doch widerrathen die Aerzte den Gebrauch der Orangen eben so wohl wie den Gebrauch der Citronen zum Punsch. In der Carnevalszeit werfen sich die Minorländer mit denselben. — Die Haselnüsse kommen von Majorca. Die Kastanien werden uns von Marseille herüber geführt, das Pfund zu 6 Doblern. Die Datteln erhalten wir von Afrika, das Pfund zu 10 bis 14 Doblern. Sidres ist eine Frucht gleich den Citronen, inwendig sehr bitter, deren Schale bloß von den Minorländern gegessen, auch eingemacht wird. Knoblauch wird von den Minorländern fast zu allen Speisen gebraucht. Es wird im Februar gesäet, und ist im Julius esbar. — Die hiesigen Zwiebeln sind hier besonders groß, und von lieblichem Geschmack, daher sind sie unter dem Namen der spanischen Zwiebeln so berühmt. Man säet sie im August und findet sie im Mai esbar bis zum August. Dann hebt man die übrigen auf und trocknet sie. Salat wird im Januar und März gesäet, und ist vom Februar bis September zu haben. — Er ist sehr mild. An Sellerie, Bor-

re- und Petersilie fehlt es nie. — Als Sallat wird auch die Brunnenkresse fleißig gegessen; aber die Gartenkresse fehlt. Doch haben einige Deutsche aus dem mit gebrachten Saamen Gartenkresse gezogen. — Der Sallat von Eichorien wird von den Minorkanern als ein gutes Mittel gegen das Fieber fleißig gegessen. Sie nennen ihn Cameratzjes. Pfeffer, (Poivre rouge,) wird am Ende des Decembers und im Anfange März gesät. Man fängt am Ende des Julius an, von dem grünen Pfeffer zu essen. Im Anfange des Augusts ist er gut, um ihn in Weinessig zu legen. Ende August wird er roth und alsdann trocknet man ihn, und bedient sich dessen. Von den Erbsen giebt's hier zwei Sorten Pois felsols, und Pois chiches. Der Fischebohnen findet man gleichfalls zwei Arten. Die erstere Mongetas, die andere wird von den Minorkanern Guixons genannt. Man fängt auch an die Kartoffeln zu bauen. Sie sind indeß noch sehr rar und kostbar, wenn nicht ein Schif von Irland aus, uns damit versiehet. Außer den angeführten Früchten haben wir noch zwei Arten gefunden, die uns ganz unbekant waren, die aber bei uns gar keinen Beifall hatten, nemlich Auberjines (wird ausgesprochen Oberginjes,) und Pommes d'Amour. Die lezten essen die Minorkaner zu Zeiten an der Suppe, die aber dadurch für eine deutsche Zunge ganz verdorben wird. Die Frucht sieht roth aus, und hat, deucht mir, etwas ähnliches mit dem oben angeführten Poivre rouge. — Die

Auberjines sehen bläulich aus, und kommen im Geschmack etwas den Erdäpfeln nahe. Es würde mir schwer fallen, ihre Zubereitung zu erzählen. Ich habe sie einmal an einem minorkanischen Tische gegessen, und da ich sie nicht mag, so habe ich mich um ihre Zubereitung nicht bekümmert. Salebassen säet man im Mai, und sieht sie um Michaelis zur Reife kommen. Man höhlet sie aus und macht daraus eine Art Gefäße oder Trinkgeschirre, deren sich das Volk und die Truppen zur Aufbewahrung ihres Getränks bedienen. — Gurken und Kürbis (Concombres & Citrouilles,) säet man zu Ende des Junius in einen Topf, und verpflanzet sie nachher daraus ins Land. Ich will hier die eignen Worte meines Gärtners hersetzen, dem ich diese Nachricht vom Gartenbau zu danken habe: on les sème à la fin du Juin dans un pot, qu'on remplit à moitié de terre & à moitié de fumier de cheval. On les laisse deux Semaines, ensuite on les ote, & on les met dans la pepiniere dans un endroit à l'abri du vent du Nord. De la au bout de trois ou quatre semaines on les transplante; on les cueille 12 ou 13 mois après qu'elles ont été semées. Die Kürbis werden häufig von den Minorkanern gegessen. Man findet auch Nüsseln. — Jungleich eine Frucht Serbus genannt, die den Nüsseln im Geschmack gleich komt, aber rund wie ein kleiner Holzapfel ist. —

Die Erdbeersträucher geben den kleinen Hölzern eine große Zierde, indem

man Blüten die weißlich, unreife Beeren die gelblich, und reife die roth sind zugleich darin antrifft; allein die Frucht ist den gewöhnlichen Kräuterbeeren weit nachzusehen. Der letztern giebt's sehr wenige. Die Mirthenbeeren, welche im Ansehn den Heidelbeeren gleich sind, werden von den Minoritanern roh bei einem Stück Brodt gegessen. — Die Pfirschen sind hart und finden keinen Beifall. Der Hauf bedeckt in den bürren Sommermonaten die Gärten von St. Jean mit einem trefflichen Grün. Es wird auch etwas Flachs gebaut. Bei der Bearbeitung der Gärten ist die Hacke ihr einziges Hauptinstrument. Denn Schuten oder Karsten kennt man nicht. In Ansehung der Werkzeuge sind die Einwohner noch sehr zurück. — Einige Gärten werden auch gepflügt. Ihr Pflug ist sehr einfach, und besteht aus einem einzigen Eisen in Form eines Triangels, dessen Spitze sich durch das steinigste Erdbreich hindurch arbeiten muß. Dies Eisen ist an einem Gestell befestigt, woran die Handhabe oder Pflugstier; befindlich ist, und wovon ein kleiner Balke gleich einer Deichsel heraus geht, welchen der Ochse oder Esel mit seinem Joch vorwärts zieht. Räder sind gar nicht daran befindlich. Unsere Pflüge würden wegen des steinigten Erdbodens hier gar nichts nütze seyn. Eben darum kan auch keine Egge gebraucht werden, sondern der Saame wird untergepflügt. Gemeinlich findet man einen Ochsen in Gesellschaft eines Esels vor den Pflug

gespannt, welcher unter seinem mit einem ranhen Fell versehenen Joch eine sehr komische Figur macht. Der Acker wird gar nicht bedüngt, und woher sollte man auch den Dünger nehmen, da das zertretene Stroh versüttet wird. Allein ein Jahr ums andere liegt der Acker brach, und wird während der Zeit als Weide gebraucht. Gerste wird im October und Anfang November und gleich darauf der Weizen gesät, bis Weihnachten hinzu. — Die Gerstenernte geht zu Ende des Mais an und dauert den Monat Junius hindurch. Die Weizenernte von der Mitte des Junius bis in die Mitte des Julius. Das mit Sichel abgeschnittene Korn bleibt etliche Tage liegen, so dann bindet man es in dicke Garben mit Cannes oder Rohr zusammen, (denn lang Stroh hat man nicht,) und banset es mitten auf das Land ohnfern der Tenne hin, und läßt es da eine ziemliche Zeit ruhen, ehe es ausgedroschen wird, weil man in dieser Jahreszeit gar keinen Regen zu befürchten hat, und gar kein Wölkchen am Himmel sieht. Die Tenne liegt an einem etwas erhabenern Orte; es ist nemlich ein zirkelförmiger Platz auf dem Felsen zu diesem Behuf planirt, und mit Cantons umgeben. — Auf derselben wird nun durch Ochsen und Esel das Korn ausgetreten. Der Bauer hält seine Thiere an einer Linie oder longe; und treibt sie mit verbundenem Mault (gegen die Israelitische Verordnung,) immer im Zirkel langsam herum. Das Stroh, das auf diese Weise durch den

Huf

Auf ganz zertreten wird, ist nachher bloß zu Betten und zur Viehfütterung brauchbar. Das Korn wird gleich darauf geworfen, und die Spreu vom Winde verweht. Weil sich gar leicht vom Felsen kleine Steinen ablösen, und sich unter das Korn mischen, so muß es, bevor es verbacken wird, sorgfältig gesichtet werden, welches eine Arbeit der Frauen in den Häusern ist. Roggen und Haber wird gar nicht gesät. Bei einer solchen Einrichtung, da das Korn gleich auf dem Lande gedroschen wird, kan also der Landmann große Scheunen entbehren. Die minorkanischen Bauerhäuser sind daher auch sehr klein. — Den Zehnten liefert der Bauer gleich rein, theils an den König, der die Zehnten die der ehemalige Bischof von Majorca erhielt, zu sich genommen, theils an den Rector oder Pfarrhern seines Orts. Er giebt von 100 Quartere 11 ab.

Obgleich das Stroh hier sehr zertreten wird, so wird es doch mit Stricken sorgfältig umwunden, und nachher zum Futter für die Esel gebraucht. Der Centner kostet 1 Schill. (9 gr.)

Die Weinstöcke stehen in den Weinbergen in Reihen gepflanzt, ohne Geländer. Im Februar werden sie sehr stark beschnitten, daß sie kaum zwei Fuß über der Erde stehen bleiben. Zur Frühjahr treiben sie aber eine Menge Reben hervor. Im August kan man schon Weinbeeren essen und zu Ende des Septembers ist die Weinlese, die

ohne alle Feierlichkeit begangen wird. Die Weinbeeren werden von Eseln und Maulthierern in Zubern hereingetragen, nach Centnern abgewogen, und an diejenigen verkauft, die den Wein machen. Der Centner kostet gewöhnlich 7 bis 8 Realen. Aus einem Centner Weintrauben werden $4\frac{1}{2}$ bis 5 Quartere Wein gemacht. Die Quartere ist ein Maas von 7 Bouteillen. Der Preis des Weins wird alle Jahr von den Magistratspersonen bestimmt. Er steigt gemeiniglich jedes Vierteljahr mit 2 Dobler von 34 zu 40 Dobler die Quartere. Die Weintrauben sind von ungemeiner Größe von 7 bis 8, ja welches doch selten ist von 14 Pfund. Man hat auch sehr verschiedene Sorten, als Giraud, Montona, Muscatellertrauben etc. Man könnte also unterschiedene Weine machen, doch geschieht das sehr selten nur von einigen vornehmen Privatisten. Gewöhnlich schüttet man rothe und weisse Trauben ein durchs ander in ein viereckiges Behältniß, das anstatt des Bodens dichte neben einander liegende Stäbe hat, durch welche die mit Füßen zertretene Trauben in eine darunter gestellte Tonne fallen. In andern Ländern werden, wie mir gesagt ist, die zerquetschten Trauben sogleich in die Kelter gethan und gepreßt; allein hier werden sie vorher in eine große Tonne gegeben, und bis oben an fest auf einander gepackt, und liegen in derselben 8 bis 12 Tage, so daß sie in Gährung kommen und eine Säure annehmen. Es ist gefährlich in dieser

ser Zeit in den Keller zu gehen, so sehr nimm die Ausdünstung der gährenden Trauben den Kopf ein. Nachher werden die Trauben in der Kelter gepreßt und dann in das Faß gegeben. Durch eine gewisse Erde die man Perrelle nennt, sucht man ihm die Klarheit zu geben. Ich zweifle nicht, daß der Werth des minorkaner Weins sehr erhöht werden könnte, wenn die

Minorka.

Nation mehr aufgemuntert würde, und sie auswärtigen Absatz hätte. Da man ehemals von englischer Seite in Amerika vergebliche Versuche mit dem Weinbau gemacht, und also Minorka die einzige englische Colonie ist, die Wein hat, so scheint dieser Gegenstand immer wichtig zu seyn; und dennoch hat man bisher wohl eben nicht darauf viel Rücksicht genommen.

Lindemann, Feldprediger
bei den Hannoverschen Truppen.

Von Arzeneien aus dem Hollunderbaum.

Es ist dieser Baum auf vielfache Art nützlich. Die weiße Rinde, welche unter der grauen und grünen sitzt, wird wie ein ausgepreßter Saft oder mit Wein gegeben. Die Dosis des Saftes ist $\frac{1}{2}$ bis 1 Unze; des Infusi 1 bis 2 Unzen. Die Rinde der Wurzel und Zweige macht Erbrechen und Purgiren; die Blüten erweichen und lindern; das Wasser der Blumen und der Saft der Beeren treibt den Schweiß; das Del des Saamens löset die stockenden Säfte auf; die Rinde und Blätter dienen äußerlich wider die wässerigten Geschwülste.

Es ist nützlich ein Mittel vom Hollunderbaum gegen die Wassersucht gerühmt und dessen nähere Bekanntschaft gefordert worden. Von dem folgenden hat man sichere Erfahrungen. Man trocknet reife Hollunderbeeren an der Luft, an einem trocknen Orte, der doch von der Sonne nicht beschienen

wird. Man nimt solcher Beeren $2\frac{1}{2}$ Loth in eine Flasche, geußt darauf ein Quartier guten Rheinwein, und sehet dieses in gelinde Wärme, als an den Ofen. Wenn es daselbst 24 Stunden durchgezogen, giebt man dem Patienten davon des Morgens und Abends den fünften Theil eines Quartiers zu trinken, so nemlich, daß es laulich warm ist. Jedesmal, so viel davon getrunken worden, geußt man von einem noch andern Quartier Rheinwein wieder dazu, bis endlich auch dieses auf vorhin gedachte Art verbraucht worden. Hierauf wartet man einige Tage, um zu sehen, ob sich der Patient darnach bessere. Zeigt sich die Besserung: so kan man nach 14 Tagen die Kur zu desto mehrerer Sicherheit wiederholen. Die gesetzten Portiones sind für eine erwachsene Person. Einem Kinde von 6 bis 8 Jahren gehört die Hälfte.



Hannoverisches Magazin.

58^{tes} Stück.

Freitag, den 21^{ten} Julius 1780.

Einige Nachrichten und Bemerkungen aus den Geburts- und Sterbelisten vom 1ten Januar 1779 bis dahin 1780.

Es sind bereits im 33^{ten} Stücke dieser Blätter vorigen Jahres, einige angenehme und interessante Nachrichten und Bemerkungen aus den gewöhnlichen Geburts- und Sterbelisten von 1778 bis 1779 mitgetheilt worden; und es scheinet in manchem Betrachte, von Nutzen zu seyn, damit auch in Rücksicht auf das lest abgelaufene Jahr fortzufahren

In dem Dorfe Rodewald
Amtes Neustadt.

Hat sich die Ruhr und das Faulfieber bloß auf die mittlere und niedere Bauerschaft des Dorfs erstreckt; als welche eine merklich niedrigere Lage gegen die obere Bauerschaft haben, wo diese Krankheiten gar nicht hingekommen sind.

In dem Kirchspiel Harpstädt
Amtes Harpstädt.

Sind in diesem Jahre 135 Kindern die Blattern inoculiret. Von dieser Zahl sind nur 2 gestorben, doch kommen bei diesen beiden Todesfällen noch Umstände vor, welche der Inoculation nicht können zugerechnet werden.

Kirchspiel Bahrenburg Amtes
Bahrenburg.

Uns hiesiger Gegend gehen jährlich

im Frühjahr viele junge unverheirathete Leute nach Holland. Allein aus diesem kleinen Flecken, treten zwischen 30 und 40 Personen die Reise dahin an. Diese Leute überspannen sehr oft bei saurer Arbeit ihre Kräfte. Die meisten kommen jedoch um Jacobi wieder zu Hause. Einige bleiben aber bis im späten Herbst zurück, und diese sind es, welche nicht selten an einem Herbst Fieber, welches in Holland um diese Jahreszeit gewöhnlich ist, krank werden. Diese Krankheit beschleuniget sodann ihre Reise, die sie mehrentheils mit geschwellenen Füßen zurück legen müssen. Gemeiniglich werden bei ihrer Zurückkunft, weil sie die Kosten scheuen, Hausmittel wider das Fieber gebraucht. Der Geschwulst nimt inzwischen überhand, und die Patienten sterben an der Wassersucht. Nur Ein Exempel ist seit 15 Jahren bekannt, daß ein Mann der bereits Analaram hatte, durch den häufigen Gebrauch der Buttermilch, wie er bezeugte, wieder gesund worden ist.

Es wäre zu wünschen; daß ein diese Krankheit aus Erfahrung und nach allen Umständen kennender Arzt, in
M m m

diesen Blättern bekannt machte; wor-
durch man sich am besten dagegen prä-
serviren könne; welches die wohlfeil-
sten Heilmittel dagegen seyn; und
worin das Verhalten des Patienten bei
dem Gebrauche derselben bestehen müsse.
Es würde manchem Menschen das Le-
ben dadurch erhalten werden können.

Land Hadeln.

Die bereits im vorigen Herbst
ausgebrochene Blatternepidemie, hat
in den ersten Monaten des Jahres 1779
noch in der Maaße angehalten, daß
237 Personen, mehrentheils unter 15
Jahren, daran gestorben sind. Die
Noth überwand also die Vorurtheile.
Man fieng an zu inoculiren; und von
60 inoculirten, folglich auch wahr-
scheinlich in allen übrigen Stücken
vernünftiger behandelten Blatterkin-
dern, starb nur eins.

Im Kirchspiel Jühnde Gerichts Jühnde.

Bekanntermaßen hat die Ruhr häu-
fig gewüthet. Hier aber gar nicht.
Sollte es wohl ein Präservativ dage-
gen gewesen seyn, daß die hiesigen Ein-
wohner in der Waizenernte wo sie fast
alle zu Pflichttagen mitgehen müssen,
vermöge alten Herkommens Sauer-
kraut zu essen bekommen?

Im Kirchspiel Büken Amts Hoya.

In Ansehung der Gebornen, ist für
dieses Jahr die seltene Proportion zwis-
schen den Geburten beider Geschlech-
ter anmerkungswürdig; da die Zahl
der Knaben, die Zahl der Mädchen,
um mehr als ein Drittheil übersteigt.

Ja in den ersten 6 Monaten befanden
sich unter 66 Gebornen, 45 Knaben.

Im Kirchspiel Nordwohlde Amts Sieke.

Ohnerachtet 220 Kinder die natür-
lichen Blättern gehabt, denn an das
Inoculiren denkt der Landmann hier
noch nicht, so sind doch nur 6 daran
gestorben.

Im Kirchspiel Hamelwörden Landes Rehdingen.

Gieng im Frühjahr 1779 ein jun-
ger Mensch von etwa 15 Jahren, wel-
cher einem bloßen Gerippe ähnlich
war und die Schwindsucht im höchs-
ten Grade zu haben schien, nach Grön-
land auf den Wallfischfang; und kam
im Herbst desselben Jahres, als ein
großer vierschrötiger Kerl, der aus sah
wie die Gesundheit selbst, wieder zu
Hause. Es muß also wohl wahr seyn,
daß eine Reise nach Grönland für die
Schwindsüchtigen so wie für die Hy-
pochondristen sehr gesund sey.

Im Kirchspiel Schwanewede im Herzogthum Bremen.

Fand man einen Ehemann und des-
sen Ehefrau nebst seiner einzigen Toch-
ter in ihrem verschlossenen Hause ordent-
lich liegend auf dem Bette todt. Sie
hatten glühende Kohlen aus ihrem
Backofen in die Stube auf einen neu
gemachten leininen Fußboden geschüttet;
und dabei ist die Ursache dieses schreck-
lichen Vorfalls, welchen sich vornehm-
lich der Landmann wird zur Warnung
dienen lassen, nicht weit zu suchen.

Im Kirchspiel Geestendorf des Amts Viehlands.

Grete Vocken eine geschwängerte
aber

aber nie verehligte Person soll 1681 zu Deedesdorf im Lande Wörden geboren seyn. Sie hat hier theils von Jugend auf gedienet, theils hat sie sich hier mit ihrer auch unehelich geschwängerten Tochter eingeheuert, und ist von Armengelde erhalten worden, dabei spann sie bis ein halb Jahr vor ihrem Ende, gern Sackgarn, zuletzt mußte sie sich wegen zu frostiger Absterbung der Glieder in Bette halten. Ihr liebster Genuß war, Toback rauchen und Theetrinken. Sie aß wenig, behielt ein außerordentliches Gedächtniß und Gefühl, fast bis ans Ende. Sehr viel Psalmen, und funfzig Verse lange alte Gesänge, wußte sie ohne den geringsten Anstoß lebhaft herzubeten. Bei ihrem zuletzt verlornen Gesicht konnte sie in einem groß gedruckten Gebetbuche bloß durchs Gefühl und hin und her reiben auf seiner willkürlichen Seite ganze Seiten herzusagen, sich wieder erinnern. Sie erkannte gleich einen jeden, den sie ansah, wenn er nur dabei sprach, obgleich auch ihr Gehör schwach und verwirrt war, wenn sie ihn gleich in vielen Jahren nicht gesehen hatte. Sie unterhielt sich immer mit Bildern aus der Offenbarung Johannis, wobei sie beständig eine enthusiastische Anwendung auf sich selbst auf umschwebende Engel, und den Himmel machte. Sie behauptete auch Wahlscheiben von einem ehemaligen sieghaften Kampfe mit dem Teufel an sich zu tragen. Vielleicht ward ihre übertriebene Einbildungskraft durch den Tobackrauch gereizet. Sie hatte ein recht dankbares und frommes Herz.

Das heilige Abendmal genoß sie noch zwei Tage vor ihrem Ende mit vielen rührenden Gebeten und entschlief sanft. Acht Wochen nachher starb ihre vormalige Verpflegerin; — ihre Tochter.

In Absicht auf die Ruhr, welche im verfloßsenen Jahre, in einigen Theilen der hiesigen Lande, als eine gewöhnliche Folge sehr warmer Sommer, so wie in dem größten Theile von Europa, epidemisch; aber, wie sich weiter unten ergeben wird, weniger tödlich als in manchen andern Ländern gewesen; kommen alle Anzeigen der Herren Geistlichen dahin überein; daß hauptsächlich nur diejenigen ihr Leben sogleich, oder ihre Gesundheit in der Folge daran eingebüßet, welche der Krankheit nicht gleich anfangs zuvor gekommen; oder Quacksalber und alte Weiber gebraucht; verkehrte Mittel und vornemlich Brantewein und andere hitzige auch stopfende Sachen genommen.

Das alles ist nun Aerzten auch andern ihre Gesundheit kennenden, und durch Vorurtheile nicht verblendeten Leuten, welche sich ratzen lassen, bekannt genug. Aber dem größten Theile des Landmanns kan es nicht oft, nicht laut genug gesagt werden; wie groß der Schaden sey, welchen er, bei einer solchen an sich nicht tödlichen Krankheit, durch verkehrte Behandlung derselben leide. In manchen Kirchspielen, wör in die Krankheit im Anfange allgemein tödtlich gewesen; ist ferner Niemand von allen Kranken daran gestorben; sobald man die vorgeschriebene richtige und wenig Kosten erfordernde Cur;

methode beobachtet hat. Traurig aber ist die Bemerkung, daß nicht wenig Kranke an andern Orten, die zum Theil ihnen unentgeltlich angebotene Hülfe des Arztes und der Arznei versachet, und den Befehlen der Obrigkeiten und ernstlichen Warnungen der Seelsorger zuwider, heimlich, sogar ausländischen Quacksalbern zugelassen sind, und von ihnen verderbliche Medicamente und den Tod gekauft haben.

Von den Kranken an der Ruhr, sind mehr durchgekommen, welche von kränklicher und schwacher, als von starker und fester Natur gewesen. Das kommt ohne Zweifel daher, daß die letztern sich beim Anfange der Krankheit, ihrer Gewohnheit nach, bisheriger Sachen bedient; da die erstern oft allein durch gute Diät und ohne einigen Gebrauch von Medicamenten genesen sind.

An einigen jedoch wenigen Orten, hat man im Anfange der Epidemie, die Häuser derjenigen, welche damit befallen waren, mit Wache besetzt, und den freien Ab- und Zugang gesperrt. Das ist, der besten Absicht unerachtet, nicht gut gewesen. Dadurch entsteht ein allgemeines Schrecken, welches bei epidemischen Krankheiten sehr gefährlich ist; die Verpflegung der Kranken, und die vornemlich nöthige Reinigung der Zimmer, wird erschwert, wo nicht gar unterbrochen; hauptsächlich aber wird dadurch, die so gefährliche Verheimlichung der Krankheit im Anfange, veranlaßt. Von zwei nahe an einander liegenden Dörfern am Elbdeiche; worin die Einwohner in Absicht auf Luft, Was-

ser, Nahrungsmittel, Kleidung und Arbeit, völlig gleich leben, ward in einem gesperrt, in dem andern nicht. Dort war die Ruhr nicht wenig tödlich; hier starb nur ein bereits äußerst kranker Knabe daran.

Der ebengedachten und der im Jahre 1778 grassirten Blatternepidemie unerachtet; sind die Jahre, nach dem allgemein calamiteusen Jahren 1771 und 1772, von 1773 bis 1780, im Ganzen genommen, dennoch sehr gesund und der Bevölkerung zuträglich gewesen. In dem Quinquennio von 1773 bis 1778 incl. sind nach einem Durchschnitt der Zahl aller Gebornen und Gestorbenen, in den gesamten hiesigen Landen, gegen 1000 Gestorbene 1252 geboren. Unter diesen Gebornen sind gewesen; gegen 1000 Mädchen, 1048 Knaben; gegen 1000 Gestorbene männlichen Geschlechts; 1005 weiblichen Geschlechts; und gegen 1000 entstandene Ehen gerade 4000 Geburten, worunter jedoch auch die unehelich Gebornen befindlich sind.

Vom Jahre 1778 an, sind die Geburts- und Sterbelisten vollständiger eingerichtet; und es wird die daraus, ohne unnöthige Angabe der Zahlen selbst, abstrahirte hier folgende Verhältniß Tabelle, den Kennern zu manchen interessanten und angenehmen Beobachtungen Anlaß geben; besonders aber erweisen, daß der Blattern- und Ruhr-epidemie unerachtet, diese beiden Jahre, dennoch einen auf 24 pro Cent sich belaufenden Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen ergeben.

Verhältniß = Tabelle

von zwei Jahren, nemlich vom ersten Januar 1778 bis dahin 1780.

Namen der Provinzen.	Gegen 1000 Mädchen sind geboren		Gegen 1000 Weibliche geboren		Unter 1000 Gebornen sind gewesen		Gegen 1000 Lebendige- borne sind ge- wesen.		Gegen 1000 confirmirte Mädchen sind confirmirte Knaben.		Gegen 1000 entstandne Ehen sind ehe- liche Gebur- ten gewesen.		Gegen 1000 männlichen Geschlechts sind gestorben weiblichen.		Gegen 1000 Gestorbne, sind ins Leben gekommen, mit- hin nach Ab- zug der Todt- gebornen Geboren.	
	von	1778 1780	von	1778 1780	von	1778 1780	von	1778 1780	von	1778 1780	von	1778 1780	von	1778 1780	von	1778 1780
	1090	1014	79	88	33	34	637	557	1013	1064	3889	3987	1950	1052	1100	1415
Kärstentum																
Salzburg.	1049	1208	62	66	30	37	619	606	1036	962	4004	4280	1039	1059	1301	1713
Herzogthum Lüneburg.	1106	1068	48	49	32	30	598	545	1010	982	3433	3863	962	1015	1247	1228
Herzogthum Bremen und Verden.	1038	1094	40	45	35	35	625	591	949	970	3555	4121	1015	994	1283	1163
Grafschaft Hoya.	1090	1128	44	59	24	26	685	554	1025	1010	3579	3977	990	960	1001	1160
Zum ganzen Kan- de, incl. der hier nicht specificir- ten übrigen klei- nen Provinzen.	1081	1072	53	60	32	34	616	571	1002	1004	3652	3983	1015	1017	1226	1254

NB. Bei den entstandnen kleinen Weichen sind die nächsten vollen Zahlen genommen.

Weil es bei diesen Berechnungen, wenn sie ihren wahren und allgemein anerkannten mannigfaltigen Nutzen hervorbringen sollen, hauptsächlich auf die aller möglichste Genauigkeit der Angaben und Berechnungen in den Speciallisten, und deren Uebertragung in die Haupttabellen ankommt: so scheint es hier am rechten Orte zu seyn, kürzlich anzuführen, wie mit der Aufstellung solcher Listen, und deren demnächstiger Behandlung in hiesigen Landen verfahren wird; da die deshalb in Druck erlassene Instruktion der Königl. Landesregierung für die Geistlichkeit, übrigens nicht in jedermanns Händen ist.

Es sind nemlich jedem Prediger, nebst der gedachten Instruktion, gedruckte tabellarische Formulare, über alle diejenigen Verhältnisse zugestellt; deren Angabe man in Rücksicht auf die Gebornen, Confirmirten, Copulirten, und Gestorbenen zu wissen verlangt. Nach Schluß des Jahres, werden diese Formulare von den Predigern, nach Anweisung des Kirchenbuches, mit den sich ergebenden Zahlen,

sub fide pastoralis ausgefüllt; und zwei Exemplare davon an den Superintendenten, oder sonst an die Behörde, eingesandt. Der Superintendent untersucht selbige alsdenn zuerst; trägt die Angaben in einen gleichfalls gedruckten formularischen Transsumitbogen; berechnet am Schlusse die ganzen Summen seiner Diocese; und sendet diesen Transsumitbogen, nebst einem Exemplare der Parochiallisten, zum Belege desselben, an Königl. Landesregierung. Bei der Revision daselbst, werden Parochiallisten und Transsumitbogen, Zahl für Zahl verglichen und nachgerechnet; und die sich von jeder Stadt oder Superintendentur ergebenden Summen; in einen von jeder Provinz gefertigten summarischen Extract eingetragen; woraus demnächst der Generalextract entsteht, welcher alljährlich an Se. Königl. Majestät, nebst den gedachten summarischen Extracten, als Belegen desselben, eingesandt werden muß *). Auch in diesen Extracten ist es, nach deren Einrichtung, der großen Menge von Zahlen unerachtet, nicht möglich; daß ein

*) Bei dieser Gelegenheit ist ein Druckfehler bemerklich zu machen, welcher sich in die Transsumitbogenformulare eingeschlichen, und schon zu Missverständnissen und Zeitverlust Anlaß gegeben hat. Es muß nemlich daselbst in der ersten Columne der Gestorbenen nicht heißen; von 1 bis 15 Jahren; sondern von 0 bis 15 Jahren; weil hieselbst auch die Gestorbenen unter einem Jahre recapitulirt werden.

Auch sollte es zwar überflüssig scheinen, dennoch aber ist es über Vermuthen notwendig, zu erinnern: daß die Todtgeborenen, wie solches in der Instruktion §. 7. Lit. b. vorgeschrieben worden, unter die Gebornen in gebühriger Rubrik aufgeführt und mit sumamirt; nicht aber von den Gebornen abgezogen oder noch einmal unter die Gestorbenen gesetzt werden müssen; indem es erforderlich ist, die ganze Anzahl der Geburten zu wissen; und es sich von selbst versteht, daß man die Todtgeborenen demnächst abziehe, wenn man die Anzahl der Lebendgeborenen wissen will.

ein Rechnungsfehler unentdeckt bleibe, weil sonst die lineal- und Quersummen nicht übereintreffen, auch die Verhältnißsummen gegen voriges Jahr, an plus oder minus, nach deren Abzug oder Zusatz, die wahren Summen nicht genau ergeben würden.

Zugleich sind die Prediger erinnert, mit möglichem Fleiße besonders zu bemerken; — die Ursachen einer etwas nigen großen Sterblichkeit, wohin auf dem Lande schon zu rechnen, wenn mehr oder nur eben so viel sterben, als

geboren sind; Zwillinge; und Drillingengeburt; außerordentliches Alter der Verstorbenen oder Lebenden; die Krankheiten welche hauptsächlich grassiren; und überhaupt alles was ihnen sonst in Rücksicht auf die öffentliche Gesundheit und den Bevölkerungszustand in ihrer Gemeinde, Erhebliches und Zuverlässiges bekannt seyn sollte. Diese Bemerkungen, sollen nach der Instruction, von den Superintenden, gleichfalls bestätigt oder berichtigt werden.

Hannover.

* * *

Nachrichtliche Berechnung zur Beantwortung der Anfrage im 94ten Stücke des vorjährigen Hannoverschen Magazins.

Auf die im 94ten Stück dieser beliebten Blätter geäußerte Frage: ob in der Nacht von $\frac{16}{17}$ — $\frac{17}{17}$ November 1632 Mondlicht gewesen? antworte ich; nein, es ist in der gesragten Nacht kein Mondschein gewesen.

Den Beweis meiner Verneinung gründe ich auf das Alter des Mondes an eben diesem Tage; dessen Berechnung aber auf folgende Sätze.

Es wird als bekannt angenommen, daß man die Zeit so von der Conjunction des Mondes mit der Sonne verfloßen ist, oder die Anzahl der Tage, nach eingetretenem neuen Schein, des Mondes Alter nennet. Gewöhnlicherweise wird solches gefunden, wenn man die Epakte des Jahrs, ferner die Zahl der Tage des Monats, und die der Monate, vom März an bis zu dem Monate quakt. beides inclusive

addiret, und von deren Produkt so ofte 30 abziehet, als sie sich wollen abziehen lassen. Der Ueberrest dieser Summe zeigt alsdenn das Alter des Mondes für jeden Tag des Monats eines gegebenen Jahrs an.

Die Berechnung der Epakte gründet sich bekanntermaßen auf die vorgängige Ausfindung der güldenen Zahl. Diese auszurechnen, wird zu dem gegebenen Jahre 1 addiret, und wenn man die Summe durch 19 dividiret; so zeigt der Quotient die Anzahl der Revolutionen des Mondesirkel, von der Geburt unsers Erldfers anzurechnen; der Ueberrest der Division, welche in unserm Fall 18 ist aber die güldene Zahl.

Nun multiplicirt man die gefundene güldene Zahl mit 11, als den Unterschied des Sonnens und Mondensjahrs,



jahrs, ziehet die von dem Pabst Gregorio XIII. abgeschnittenen 10 Tage von dieser Summe ab *), und theilet das Produkt durch 30, so ist der Ueberrest die Epakte; beträgt solche aber nicht so viel; so ist das Produkt selbst solche Epakte.

Wir wollen das im Eingange gesagte auf unserm vorliegenden Fall anwenden.

Die goldene Zahl des Jahrs 1632	
ist 18, mithin die Epakte 8.	
addiret man diese Epakte :	8
mit dem gefragtem Gregorianischen Tage :	16
und der Zahl der Monate vom März inclusive anzurechnen, :	9
So ist das Produkt :	33
Hievon abgezogen :	30
bleiben :	3

*) In einer Berechnung für das gegenwärtige Jahrhundert würden 11 Tage abgezogen werden müssen.

Hannover.

3 * *

für das Alter des Mondes übrig; an welchem Tage der Mond ohngefähr um 6½ Uhr untergegangen ist.

Weil aber der Mond zu seinem periodischen Umlauf abwechselnd bald 30 bald 29 Tage gebraucht: so trift diese Rechnung nach der Schärfe nicht genau zu, indem man zuweisen nur 29 statt 30 von obiger Summe abziehen muß. Der Unterschied würde aber nicht mehr, als in unserm Fall 1, sonst aber auch wohl höchstens 2 Tage betragen. Gesezt nun auch der Mond sey um die gesezte Zeit 5 Tage alt gewesen, welches das äußerste ist, was man annehmen kan: so ist er doch um 9 Uhr bereits unter den Gesichtskreis gegangen, mithin hat er in der Nacht nicht scheinen können.

Anfrage.

Warum verordnen die Aerzte in den, an der See belegenen Provinzen Deutschlands kein Seewasser? da es doch in England mit so großem Nutzen bei scorbutischen Personen, auch bei Leuten die von tollen Hunden ge-

bissen, sowohl zum Baden als zum trinken verordnet wird, und im Bremischen und Stadischen so gute Bäder könnten angelegt werden, als in England, Southampton u. s. w.

Hannoverisches Magazin.

59^{tes} Stück.

Montag, den 24^{ten} Julius 1780.

Zwei neue Pflanzengattungen.

Ingratus est, qui beneficium se accepisse negat, quod accepit: ingratus, qui dissimulat: ingratus qui non reddit: ingratus omniū, qui obliuiscitur. *Seneca.*

Debimus itaque nos gratum testari animum, & intra forum nostrum in recenti perennique memoria istos retinere viros, qui salutem reipublicæ nostræ promoverunt. *Linné.*

Gehe ich meine, von Seiner Majestät unserem allergnädigsten König mir anbefohlene botanische Reise, durch sämtliche Churfürst. Braunschweig-Lüneburgische Lande antrete, erfordert Pflicht und Schuldigkeit von mir, daß ich ein kleines Opfer auf den botanischen Dankaltar bringe.

Georg, unser gütiger König, und Catharina, Rußlands Kaiserin, haben auf so viele Arten ihre Namen verewiget, daß auch eine lange Reihe von Jahrhunderten dieselben nicht vergessen machen können. Wer ist wohl unter uns, der nicht die Verdienste dieses Gefrönten kennt? Euch Botanisten fordere ich jetzt besonders auf. Sagt, unter welcher Regierung hat eure Wissenschaft mehr zugenommen als unter Georgs und Catharinens? Welcher Monarch hat jemals so gnädig und so kräftig die Botanik unterstützt, als un-

ser gütiger König? Welche Regentin hat wohl in vorigen Zeiten so viel zur Ausbreitung und Beförderung unserer Lieblingswissenschaft angewandt, als Rußlands Kaiserin? So viele Mühe ihr euch auch geben werdet, so wird es euch doch unmöglich seyn, auch nur ein einiges Beispiel aufzuweisen.

Wären wir denn nicht die Undankbarsten des Erdbodens, wenn wir dieses alles ohne Dankagung annehmen würden? Wäre unser Jahrhundert nicht unwerth, in der Geschichte der Botanik angeführt zu werden, wenn es vergessen hätte, vor den Thron der größten Beförderer der Kräuterkunde ein Dankopfer zu bringen? Ganz gewiß! ja ich behaupte und versichere, daß unsere Nachkommen, auch noch in den spätesten Zeiten, uns diesen begangenen Fehler bemerken und zur Schande anrechnen würden.

Ann

Die:

Dieses zu verhindern, habe ich mir vorgenommen, noch heute aus meinem kleinen vegetabilischen Vermögen et was auszusuchen, um damit meine Dankbarkeit bezeugen zu können. Bin ich nicht so glücklich, große Früchte und prächtige Blumen aus weit entfernten Ländern wilder Völker unter meinem Vorrath anzutreffen, so finde ich doch vielleicht in meiner Sammlung Landsleute gestreuter Europäer, und gesetzt es wären auch nur ein Paar Cryptogamisten, so hoffe ich doch, daß unsere gekrönten botanischen Mäcene, diese kleinen Geschöpfe des weisen und allmächtigen Baumeisters nicht verachten werden, wenn sie auch schon nicht so, wie dorten Salomon, solchen ihre Betrachtung schenken können.

Und was soll denn mein Opfer seyn? Es sey eine Georgia und eine Cathartinea! Zwei Moose, die zwar schon lange bekannt und von vielen gesehen worden, deren rechte Gestalt und wahrer Unterschied von ihren Unverwandten aber erst die Botanisten neuerer Zeiten entdeckt haben. Ich will hier bloß ihre kurzen Beschreibungen vorlegen; vielleicht kan ich einst, in einem besondern Buche, vollständigere und mit Figuren versehene liefern. —

Georgia.

Charakter essentialis.

Peristomium quadridentatum!

Charakter naturalis.

Perichætium polyphyllum.

Peripodium cylindricum, prosphyphortum.

Calyptra subulato-conica, octo (decem-angulata, basi octo) decemfida.

Pyxidium subcylindricum.

Sutura horizontalis.

Operculum conicum, tenuissimum.

Apophysis nulla.

Sporangium glabrum.

Sporangidium adnatum.

Ora latiuscula.

Peristomium quadridentatum, connivens.

Epiphragma nullum.

Styliscus longitudine sporangii.

Spora subglobosa.

Species.

Mnemosynum.

Synonyma.

Mnium serpylli foliis tenuibus pellucidis. Dill. musc. p. 232.

Bryum alternans, calyptra variegata & scyphulis foliosis. Hall. enum. p. 118. n. 45.

Mnium caule simplici, foliis ovatis. Linn. Suec. ed. 1. n. 911. Schmid. icon. v. 1. p. 12.

Mnium (pellucidum) caule simplici, foliis ovatis. Linn. spec. ed. 2. p. 1574. Weiff. crypt. p. 161.

Mnium caule simplicissimo, foliis ovato-lanceolatis, seta fungifera foliosa. Hall. hist. v. 3. p. 56. n. 1853.

Mnium (pellucidum) capitulo sphaerophylloque distincto: surculis simplicibus, primordialis plumulosis. Neck. method. p. 233.

Bryum diaphanum. Weber. spic. p. 121.

Descriptiones.

Dill. musc. l. c.

Schmid. icon. l. c.

Hall. hist. l. c.

Weiff. crypt. l. c.

Figurae.

Figure.

Dill. musc. t. 31. f. 2.

Hall. enum. t. 4. f. 8.

Schmied. icon. v. 1. t. 3.

Hall. hist. t. 45. f. 8.

Oed. dan. t. 300.

Locus natalis.

Europa.

Mehr als eine Art ist mir von dieser
Gattung nicht bekannt.

*Catharinea.**Character essentialis.*

Calyptra nuda. Peristomium triginta
f. quadraginta dentatum, epiphrag-
ma expandens.

Character naturalis.

Perichætium polyphyllum.

Peripodium paraphysiphorum, pros-
physiphorum.Paraphyses plures, geniculatæ, pel-
lucidæ.Prophyses tres aut quatuor, ob-
scuræ.

Calyptra subulata, nuda.

Thecaphorum longissimum.

Pyxidium cylindricum.

Sutura horizontalis.

Operculum acuminatum, longum.

Apophysis nulla.

Sporangium glabrum.

Sporangidium adnatum.

Ora incrassata.

Peristomium simplex, triginta f.
quadraginta dentatum.Epiphragma peristomio connatum,
expansum.

Styliscus sporangio brevior.

Spora subglobosa.

*Species.**Callibryon.**Synonyma.*

Muscus erectus, linearæ folio, major.

Vaill. parif. p. 132.

Bryum phyllitidis folio rugoso, acuto,
capulis incurvis. Dill. musc. p. 360.Bryum capitulis oblongis, rubentibus,
foliis oblongis, angustis, pellucidis,
rugosis. Hall. enum. p. 114. n. 27.Bryum (undulatum) antheris erectiu-
sculis, pedunculis subsolitariis, fo-
liis lanceolatis, carinatis undulatis
patentibus serratis. Linn. spec. ed.
2. p. 1582. Weiff. crypt. p. 196.

Pollich. palat. v. 3. p. 94. n. 1005.

Bryum foliis lanceolatis, serratis, cap-
sulis cylindricis, inclinatis, aristatis.
Hall. hist. v. 3. p. 47. n. 1823.Bryum (phyllitidisfolium) furculo sim-
plici, foliis undato-seriulatis, pri-
mordialibus plumulosis. Neck. me-
thod. p. 203.

Bryum undulatum. Weber. spicil. p. 101.

Descriptions.

Dill. musc. l. c.

Hall. hist. l. c.

Weiff. crypt. l. c.

Pollich. palat. l. c.

Figure.

Vaill. parif. t. 26. f. 17.

Dill. musc. t. 46. f. 18.

Oed. dan. t. 477.

Locus natalis.

Europa.

Auch von dieser Gattung habe ich noch
nicht mehr als eine Art gesehen.

Dieses ist, was ich von meinen
zwei Pflanzen zu sagen hatte. Ich füge
nun 2

fels

selbigem nichts mehr bei, als den Wunsch, daß der Höchste noch ferner zur Unterstützung und Ausbreitung der schönsten und nützlichsten unter allen Wissenschaften, unseren gütigen König und jene große Kaiserin erhalten wolle. Es leben diese gekrönten Häupter bis

Hannover, 1780. den 3^{ten} Jun.

J. Ehrhart.

Das Bisamthier. *)

Das Thier, von dem man den eigentlichen Bisam erhält, ist eben so berühmt, als wenig recht bekannt es ist. Alle neue Naturkundler, und die meisten Reisebeschreiber von Asien haben desselben erwähnt; einige unter dem Namen eines Bisamhirschchens, Bisamreches, oder einer Bisamziege; andere so, daß sie es als ein großes Zwerghirschchen ansehen haben; und in der That scheint seine Natur zweideutig zu seyn, und von allen diesen Thieren etwas zu haben, wiewohl es seiner Gattung nach einzig, und von allen andern Thieren verschieden ist.

Es ist so groß, als ein kleines Reh, oder eine Gazelle, aber sein Kopf hat keine Hörner, und kein Geweihe. Im Laufen ist es unglaublich schnell, übrigens ist es ein furchsames und einsames Thier. Die steilsten Berge und die Klüfte, wo es sich verbirgt, läuft es so schnell auf und ab, wie der Hirsch über eine Ebne. Es hat ein sehr fei-

in die spätesten Zeiten gesund, immer grünend (*semper virentes*) und immer blühend (*semper florentes*) wie ihre Pflanzen. Jeder Botaniste, jeder Patriote, und jeder Menschenfreund sage mit mir: Es geschehe!

nes Gehör, und verschwindet auf das leiseste Geräusch, so daß man es nicht wieder finden kan. Es nährt sich von wilden Kräutern und Früchten, als Reis und dergleichen, besonders aber von den zartesten Sproßlingen der Ceder, und dieser letztern Nahrung schreiben viele chinesische Naturforscher seinen Wohlgeruch zu.

Die Bisamthiere gehen zu Anfange des Octobers und des Aprils auf die Brunst. Dies ist die Zeit, wo sie ihre Schlupfwinkel verlassen, und sich auch in nicht so unzugänglichen Gegenden einfänden. Sie gehen aber niemals haufenweise, selbst da nicht, wo ihrer am meisten zu finden sind. Man hat nur bemerkt, daß das Männchen und Weibchen zusammen umher streifen und einander folgen, so daß man oft beide in einer Schlinge fängt. Das Weibchen trägt ungefähr sechs Monat; gewöhnlich wirft es nicht mehr als ein Junges, zuweilen zwei, aber nur selten drei. Von der Art, wie

*) Aus dem 4^{ten} Theile der *Memoires concernant l'histoire, les arts, les mœurs &c. de Chinois*. Par les missionnaires de Pekin, der Naturgeschichte aus den besten Schriftstellern, und Ludovici erdsetzten Akademie der Kaufleute, Th. I. S. 1752. u. f. zusammen getragen.

wie die Mutter die Jungen nährt, hat man noch nichts umständliches erfahren können; so viel scheint gewiß zu seyn, daß sie sich einige Zeit nachher von dem Männchen entfernt, so wohl im Frühling als im Herbst. Ueber die Art, wie diese Thiere überwintern, hat man viel Fabelhaftes erzählt. Die Vergjäger in China, sagen bloß, daß sie sich in den Thälern und auf den Bergen gegen Süden aufhalten, wo sie frische Kräuter und Bäume finden, woran sie zuweilen nagen. Sonst verborgen sie sich in Hölen und Felsenspalten. Diejenigen Thiere, die man im Frühjahr fängt, sind bei weitem nicht so fett, als die man im Herbst tödtet; aber doch auch nicht so mager, als man hat behaupten wollen. Die wahre Ursach, warum man sie im Frühjahr weniger verfolgt, ist theils die, weil man alsdann auf dem Felde zu arbeiten hat, und die Berge nicht gut zu ersteigen sind, theils weil diese Thiere um diese Jahreszeit sehr wenig Bisam haben, dessen Qualität auch weit schlechter ist, als im Herbst.

Die Blase oder der Beutel, der den Bisam einschließt, befindet sich nahe am Nabel, ist ungefähr drei Zoll lang, zween breit, und raget anderthalb Zoll über der Haut des Bauches hervor. Niehem. Grew hat nach der Haut des Thiers, die zu seiner Zeit in dem Cabinet der königlichen Societät zu London aufbehalten ward, folgende Beschreibung gemacht: dieses Thier ist, vorn von der Nase an bis an den Schwanz, ungefähr drei Schuh lang;

der Kopf hat fünf bis sechs Zoll, und der Hals sieben bis acht Zoll in der Länge; die Stirn ist drei Zoll breit, das Ende der Nase nicht völlig einen Zoll, die Nase ist zugespitzt, und der Nase eines Windhundes ähnlich; die Ohren sind fast, wie bei einem Kaninchen, sie sind gerade und ungefähr drei Zoll hoch; der Schwanz ist ebenfalls gerade, und nicht über zween Zoll lang; die Vorderbeine sind ungefähr dreizehn bis vierzehn Zoll hoch; dieses Thier geböret unter die, welche gespaltene Klauen haben; sein Fuß ist tief gespalten, und hat vorn zwei Huf: oder Laufklauen, die über einen Zoll lang sind, und nach hinten zu zwei andere, die fast eben so groß sind. (Die Hinterbeine mangelten an der Haut.). Die Haare am Kopf und den Beinen waren nur einen halben Zoll lang und ziemlich fein; unter dem Bauch waren sie ein wenig dicker, und anders halb Zoll lang; auf dem Rücken und am Hintern betrug ihre Länge drei Zoll, und dabei waren sie drei bis vier mal dicker als Schweinsborsten. Diese waren eins ums andere braun und weiß, von der Wurzel bis an die Spitze; auf dem Kopfe und an den Beinen waren sie braun, am Bauch und unter dem Schwanz weißlicht; auf dem Kreuz und am Bauche wellenförmig, und überhaupt waren sie weicher anzufühlen, als bei den meisten übrigen Thieren. Sie sind überaus leicht und von einer sehr lockern Textur; denn wenn man sie spaltet, und unter das Vergrößerungsglas bringt,

bringt, so scheinen sie gleichsam aus solchen Bläschen zu bestehen, wie man in Federkielen erblicket. An jeder Seite des Unterkinnbackens, und zwar ein wenig unter den Winkeln des Mauls findet sich ein kleiner Zopf, ungefähr drei Viertel Zoll lang, von harten, steifen und gleich langen Haaren, die den Vorsten der Schweine ziemlich ähnlich sind.

Das Bisamthier hat sechs und zwanzig Zähne, sechszehn in dem Unterkinnbacken, nemlich vorn acht Schneidezähne, und hinten vier Backenzähne und eben so viel Backenzähne an jeder Seite des Oberkinnbackens; und anderthalb Zoll weit von der Spitze der Nase findet sich an jeder Seite eben dieses Oberkinnbackens, ein Gewehr: oder Hundszahn, der ungefähr drittelhalb Zoll lang nach hinten und nach unten gekrümmt ist und in einer Spitze ausgeht. Diese beiden Zähne sind einen halben Zoll breit und hinten schneidend, so, daß sie einer kleinen Sichel ziemlich gleich sehn.

Aus dieser Beschreibung erhellet, daß dieses Thier vermittelt verschiedener Ähnlichkeiten zuvörderst dem wilden Eber nahe komme, und vielleicht noch näher dem Thiere, das Babirusse heißt, und von den Naturbeschreibern den Namen des indianischen wilden Schweins erhalten hat, denn dieses hat nebst verschiedenen Charaktern vom wilden Schweine, so wie das Bisamthier, eine etwas schwächere Taille und hohe schlanke Beine, wie ein Hirsch oder Reh.

Andern Theils hat das amerikanische Schwein Pecari auf dem Rücken eine Höhlung, oder Beutel, worin eine sehr reichliche Feuchtigkeit von starkem Geruch aufbehalten ist, so wie ihn das Bisamthier unter dem Bauche hat. Uebershaupt gehört keines von den Thieren, die starkriechende Feuchtigkeiten von sich geben, als der Dachs, Biber, Pecari, Dumatra, Desman, die Zibetkatze, das Zibetthier, ins Geschlecht der Hirsche oder Ziegen, und wenn es im Oberkinnbacken Schneidezähne hätte, so wie es Gewehrzähne hat, so hätte Herr von Büffon geglaubt, daß es sich mehr den Schweinen näherte; allein der Mangel dieser macht, daß es sich wieder den wiederkäuenden Thieren und vor allen dem Zwergghirschen, nähert, das gleichfalls wiederkäuet, ob es gleich keine Hörner hat.

Das einzige, worin die, die von diesem Thiere geschrieben, und bald mehr bald weniger geirret haben, übereinstimmen, ist dieses, daß der Bisam in einem Beutel oder in einer Beule erzeugt werde, die in der Nachbarschaft des Nabels ist. Bloß das Männchen liefert, nach den Berichten, den achten Bisam; das Weibchen hat zwar eben dergleichen Beutel am Nabel, aber die Feuchtigkeit, die daselbst filtrirt wird, ist nicht von gleichem Geruche; die Beule des Männchens wird bloß zur Brunstzeit mit Bisam angefüllt, und die Feuchtigkeit ist zu andern Zeiten nicht so überflüssig, und schwächer von Geruch.

Nach sehr vielen einmüthigen Zeugnissen, kan man nicht zweifeln, daß dem Bisamthier sein Bisam sehr lieb ist. Wenn es gefangen wird, legt es sich auf den Rücken, um gleichsam besser im Stande zu seyn, sich zu vertheidigen, sagen die Jäger; doch geben sie auch zu, daß es selbst den Sack aufreißt, worin sich diese Feuchtigkeits befindet, so bald man ihm zu sehr nachseht, oder wenn man es in der Schlinge gefangen hat. Es ist zu vermuthen, daß der Bisam diesem Thiere zu seiner Vertheidigung gegeben sey. Da die Wölfe, Lieger u. sehr begierig nach seinem Fleische sind, so hält es seine Verfolger, selbst wenn sie ihm schon auf dem Halse sind, und es fressen wollen, dadurch auf, daß es seinen Bisamsack aufreißt, dessen Geruch gewiß so heftig ist, daß jene ihn nicht aussteifen können.

Die Natur hat dem Bisamthier eine Feinheit des Gehörs, Furchtsamkeit und Schnelligkeit im Laufen gegeben, die schon zu seiner Sicherheit hinlänglich scheinen; gleichwohl hat sie auch einen besondern Instinkt hinzugefügt, alles zu verheimlichen, was seine Spur verrathen könnte. So kragt es z. E. die Erde auf, um seinen Mist zu bedecken, und leckt die Stelle ab, die es etwa mit seinem Urin benetzt hat.

Was die Materie des Bisams selbst betrifft; so ist vielleicht sein Wesen, das ist seine reine Substanz, eben so wenig bekannt, als die Natur des Thiers, das ihn hervorbringt. Es

ist diese Specerei eine schwarzgraue, oder etwas braune grummelichte Materie, wie geronnenen Geblüte anzusehen, eines scharfen und etwas bitteren Geschmacks, und sehr starken doch angenehmen Geruchs, die in braunhaarigten Beuteln, worin sie entweder gewachsen ist, oder eingenähet worden, aus China, Persien und Ostindien gebracht wird.

Alle Reisebeschreiber sagen einstimmig, daß der Bisam von denen, die ihn verkaufen, allemal verfälscht und mit Blute von dem Thier, oder andern Specereien vermischt sey. Die Chineser machen durch diese Vermischung nicht nur die Masse davon größer, sondern suchen auch noch das Gewicht zu vermehren, indem sie fein gestoffenes Blei hineinzubringen wissen. Doch lassen sich die Kaufleute den Betrug mit Blei noch lieber gefallen, als wenn man von der zerhackten Leber, dem Fleische und Blut des Thiers darunter mischt, denn jener verändert doch die Natur des Bisams nicht, da hingegen der letztere Betrug nicht nur den Bisam schwächt, sondern auch macht, daß sich binnen zwei oder drei Jahren gewisse kleine Thierchen zeugen, die den guten Bisam verzehren.

Kircher beschreibt die Zubereitung des falschen Bisams folgendergestalt: „Wenn das Bisamthier gefangen, entzieht man ihm alles Geblüt, so viel immer seyn kan; das unter dem Nasel sitzende gestockte Geblüt oder wahre Bisamsäcklein wird auch weggethan. Darauf zieht man erst die „Haut

„Haut ab, und zerleget dieses Thier
 „in viele Theile. Die Hälfte des
 „Thiers, unterhalb der Lende, zerstößt
 „man wohl in einem Mörser, und
 „gießt so viel Blut dazu, bis es ein
 „Teig wird. Diesen trocknet man an
 „gelinder Luft, thut ihn in Säcklein,
 „so aus des Thieres eigener Haut ge-
 „macht sind, und verkaufet ihn also
 „als den besten Bisam. Nimt man
 „alle Stücke des Thieres ohne Unter-
 „schied dazu, so wird der Bisam
 „schlechter.“

Weil der Bisam auch noch oft in
 Europa von den Juden und andern
 verfälschet, und mit Mäuse- oder Mar-
 derdreck, Hocksblut, gebrantem Brodt,
 Ladano, und dergleichen vermischet
 wird; so hat man verschiedene Pro-
 ben unternommen, um den Betrug
 entdecken zu können, welche doch so
 untrüglich nicht sind, daß man sich
 zuverlässig darauf verlassen könnte.
 Die gemeinste ist, daß man den Bi-
 sam über das Feuer halten soll, und
 wenn er alle weg fliegt, soll er gut
 seyn, wenn aber etwas zurück bleibe,
 sey er vermischet. Allein dieses gehet
 nur an, wenn Erde darunter gemischt
 ist; ist aber Geblüt, oder sonst etwas
 darunter, so bleibt auch wenig zurück.
 Eine gleiche Bewandniß hat es auch
 mit andern Proben. Weßwegen Po-

mer in seiner Hist. des Drogu keinen
 bessern Rath weiß, als daß man den
 Bisam von ehrlichen rechtschaffenen
 Leuten kaufe, und nicht von den Land-
 streichern, die sich für Bootslente, die
 selbst aus Ostindien kämen, ausge-
 ben, den Bisam spott wohlfeil ver-
 kaufen, weil er falsch ist, und doch
 Gewinn genug daran haben.

Der reinste Bisam ist derjenige,
 den das Thier an Steinen oder Baum-
 stämmen fließen läßt, gegen die es sich
 reibt, wenn die Materie zu brennen
 anfängt, oder der Beutel damit über-
 füllet ist. Der Bisam, der in dem
 Säckchen selbst gefunden wird, ist sel-
 ten von gleicher Güte, weil er noch
 nicht reif ist, oder auch, weil er bloß
 in der Drunftszeit seine ganze Stärke
 und Geruch erlangt, da denn zu eben
 dieser Zeit das Thier sich der gar zu
 heftig brennenden Materie entschüttet,
 die ihm alsdenn Stechen und Jucken
 verursacht. Diese Specerei ist die
 heftigste unter allen bekannten. Eine
 sehr kleine Dosis davon ist genug,
 sehr viel damit zu parfümiren; das
 kleinste Stückchen riechet man schon
 auf eine beträchtliche Weite, und wenn
 nur etwas damit angemacht ist, so
 bleibt der Dunst so beständig, daß die
 Kraft davon nach vielen Jahren nichts
 verloren zu haben scheint.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Freitag, den 28ten Julius 1780.

Das Bisamthier.

(Schluß.)

Nicht allein allerhand Galanteriewaaren, Rauchwerke, Leder, Leinwand u. d. gl. werden damit wohlriechend gemacht, sondern es können auch die rosen Bücher, wenn das Planierwasser nur mit einem Gran vermischet wird, vom Buchständer dadurch parfümirt werden.

Verliert der Bisam den Geruch, wie zuweilen zu geschehen pflegt, so soll er davon wieder gut werden, wenn man ihn nur in ein Privet hängt.

Die Kräfte und Tugenden, die dem Bisam in der Arzneiwissenschaft beigelegt werden, bleiben der Kürze wegen hier unberührt.

Der Bisam, womit insonderheit zu Amsterdam gehandelt wird, kömmt ordentlich aus Tunquin, oder Bengalen, und zuweilen auch aus Rußland. Der aus Tunquin ist von zweierlei Sorten, entweder in Blasen oder Beutelgen, oder ausser Blasen; beide werden nach der Unze, und zwar der in Blasen zu 5 bis 6, und der ausser Blasen zu 8 bis 9 Gulden die Unze verkauft. Der bengalische Bi-

sam wird zu 4 bis 5 Gulden die Unze verkauft. Alle aber geben gleich durch ein pro Cent Rabat für prompte Bezahlung. Was den russischen Bisam betrifft; so wird er weniger wie die andern geachtet; weil sein Geruch, ob er gleich anfänglich sehr stark ist, dens noch sehr leicht verdunstet. Sein Preis ist in Rußland, 40 bis 50 Silber die Unze.

In den Auktionen, welche die ostindische Compagnie in Holland mit ihren Waaren hält, werden von dem Bisam keine Loose, wie von andern Spezereien, gemacht; sondern er wird für so und so viel Gulden die Unze verkauft.

Die Materialisten unterscheiden drei verschiedene Sorten Bisam, nemlich den Bisam de Lavanti, welcher der theuerste, den Bisam d'Alexandria, welcher der mittelfte, und den Bisam de Ponenti, der der geringste oder vermengte seyn soll. Sie müssen alle, ob sie gleich noch in den Säckchen sind, wohl verwahret, und, wie einige Materialisten wollen, in

bleiernen Büchsen aufzubehalten werden, wie wohl zinnerne und gläserne auch gut dazu sind.

Es ist eine gemeine Sage, daß, indem man den Beutel abschneidet, worin der Bisam ist, ein so heftiger Geruch herausgehe, daß der Jäger

Mund und Nase mit vielfach zusammen gelegter Leinwand verbunden haben müsse, und daß er dieser Vorsicht ungeachtet durch den heftigen Geruch nicht selten zu einem so gewaltigen Nasenbluten gebracht werde, daß er davon sterbe.

— 2.

Etwas über den Auszug eines Briefes den Unterricht der Jugend betreffend, im 4ten St. des Hannov. Magazins von 1779.

Die Nachricht welche in diesem Auszuge von einer sogenannten Hausakademie gegeben wird, die zu Augsburg in einigen angesehenen Familien seit geraumer Zeit existiren soll, wo die Hauslehrer sich vereinigt haben ihre Eleven mit Bewilligung der Eltern nach der Reihe in ihren Häusern zusammen zu bringen, und ihnen wechselseitig Unterriht zu erteilen, verdient allerdings Aufmerksamkeit. Die meinige hat sie wenigstens erregt. Und da der Herr Verfasser die Meinungen darüber zu hören wünscht, so will ich auch meine Gedanken sagen. Weil ich verschiedenes über den Unterricht der Jugend gedacht, selbst vom Handwerk und nicht ohne Erfahrung bin, so glaube ich dazu einiges Recht zu haben, und mit unter den Aufgeforderten zu seyn.

Ohne Widerrede verdient diese Einrichtung nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch Beifall und Nachahmung, — wenn sie sich thun läßt, und nicht durch zu viel Schwierigkeiten bestritten wird; welches aber wohl mehrentheils der besorgliche

Fall seyn dürfte. Die Erfindung ist so einfach und natürlich, daß man billig fragen könnte, warum ein guter Menschenkopf nicht längst darauf gerathen ist? Sie scheint eben so leicht wie Columbus' Eh, das auf die Spitze gestellt werden sollte: und doch, — ohne den Druck der armen überladenen Hofmeister würde sie eben so unerfunden geblieben seyn als die neue Welt ohne den Drang von Golddurst und Ehrgeiz. So wahr ist es, daß die Noth vorzüglich sinnreich macht, und daß wir selten was erfinden, als wenn wir müssen. Was uns der Zufall auf die Nase wirft ist nicht eigentlich unser, wenigstens kein Verdienst. Das Institut hat ohnstreitig sehr sichtbare Vorzüge, wenigstens vor dem landüblichen Privatunterricht. Könnte es allgemeiner gemacht werden, so würde es ein nicht unglückliches Mittel Ding zwischen diesem und den öffentlichen Schulanstalten seyn, welches einige Inconvenienzen von beiden vermeidet und doch die meisten Absichten glücklich erreicht. Der sehr geplagte Hauslehrer,

Lehrer, welcher in der gewöhnlichen Lage, (Ausnahmen werden gern zugestanden,) das größte Mitleid verdient, erhält dadurch eine große Erleichterung. Die verschiedenen Fächer des Unterrichts können ungleich besser durch Mehrere als durch Einen ausgefüllt werden. Wir können nicht alle alles; und wenn wir es zufälliger Weise könnten, so wäre es nur desto schlimmer für den Unterricht. Der Vielwisser ist selten ein guter Docent, und unvorbereitet kan er es gar nicht seyn, welches doch sehr gewöhnlich der Fall bei überhäuften Lehrstunden seyn würde. — Der Elève gewinnt gleichfalls, nicht nur durch eine bessere und mehr verdauete Unterweisung, sondern auch noch durch andere Umstände. Er wird nicht durch das ewige Einerlei des gewöhnlichen Privatunterrichts gemartert und verdrossen gemacht. Ein Umstand, welcher mehr Aufmerksamkeit verdienet, als man gewöhnlich darauf zu richten pflegt. Die Langeweile bei dem übel unterhaltenen Lehrling hat mehr als eine schädliche Wirkung. Er lernt wenig, und bekommt einen schwer zu heilenden Ekel an den Kenntnissen die ihm beigebracht werden sollen. Ein kluger Educator wird sie daher so viel möglich mit äußerster Sorgfalt vermeiden. Die Racheiferung findet ebenfalls besser statt, wie auch der Abschlif durch den Umgang mit mehreren Zeitgenossen; obgleich beides im minderen Grad als auf öffentlichen Schulen. Ein Umstand der zum Vor-

theil von diesen gemeinlich nicht hoch genug in Berechnung gebracht wird. — Den Nutzen, daß die Erziehung beständig unter den Augen der Eltern geschiehet kan ich nicht so stark anrechnen wie viele thun. Er ist zweideutig, wenigstens sehr subjectivisch. Wenn die Eltern vernünftig und billig sind, oder verstehen was zu einer guten Erziehung gehöret, denn mag er gelten. Aber das sind und verstehen die meisten nicht; und überhaupt will man bemerkt haben, daß die Eltern gewöhnlich ihre Kinder nicht zum besten erziehen. Ausnahmen so viel man will; aber in der Regel ist es so, und kan wegen vieler zusammenstossenden großen und kleinen Ursachen nicht wohl anders erwartet werden. Sie wären leicht anzuführen, aber jetzt liegen sie außer unserm Bereiche. Indessen will ich nicht darüber janken. Die Erziehung der Kinder unter den Augen und Leitung der Eltern mag ein Vortheil seyn; doch ist er es mehr für diese als jene, entweder weil sie sich viel nöthige und unnöthige Sorgen ersparen, oder auch, weil sie alsdenn ihre Kinder nach ihrem Sinn und Gutdünken können bilden lassen. Ein Recht, welches ihnen unbestritten bleiben muß, wenn es auch nicht immer nach dem besten Gebrauch und Ueberzeugung aus richtigen Gründen ausgeübt wird.

Das geht nun alles recht gut, so lange das Ding bloß Plan und Idee bleibt. Aber in der Ausführung mögte es wohl etwas viel Schwierigkeiten geben.

ben. Wenigstens seh ich weit mehr und auch größere als der Herr von S., welcher sie alle so unerblicklich und federleicht findet, daß sie kaum erwehnt zu werden verdienen. Man muß gar kein Schwierigkeitsmacher oder Knotensucher seyn. Noch weniger muß man sich durch jeden Maulwurfsbügel auf seinem Wege schrecken lassen, welchen die hypochondrische Engbrüstigkeit für einen unübersteiglichen Berg ansieht. Ein jeder neuer Weg hat seine Unebenheiten. Wer sie scheuet der bleibe davon, und schlendere auf dem alten mit dem großen Haufen fort. Aber so wenig uns diese Schwierigkeiten von Versuchen abschrecken müssen, welche die zuverlässige Mine einer wirklichen Verbesserung haben, so wenig müssen wir sie uns vorsehlich verbergen oder zu klein vorstellen. Es ist vielmehr gut sie alle und zwar recht genau zu kennen, damit sie uns nicht in der Ausführung verwirren und aufhalten. Vorhergesehenen und überdachten Schwierigkeiten kan man besser begegnen. Man macht von langer Hand seine Vorlesungen sie zu heben, oder ihnen auszuweichen, — und wenn man nach einer genauen Calculation findet, daß beides nicht gehen will, so läßt man das ganze Ding liegen, und erspart sich den Verdruss einer vergeblichen Unternehmung.

Nach der Erzählung des Herrn Verfassers geht die Ausführung in seiner Geschichte recht leicht, und so gar ohne den mindesten Anstoß. Hier ge-

wissenhafte und freundschaftliche junge Männer machen zu ihrer Erleichterung den Entwurf, ihre sämtlichen Eleven zusammen zu werfen, und ihnen wechselseitige Unterricht zu geben. Hier und mehr vernünftige und gut-gesinnte Familien lassen sich denselben gefallen. Er wird ausgeführt. Man überläßt die Wahl der neuen Lehrer im Fall eines Abgangs den bleibenden. Die Anzahl der Häuser erhält sich durch neu eintretende. Und so bestehet dieses Privatinstitut ohne Geseze und Direction (wenigstens ist davon nichts gedacht) ganze dreißig Jahr, bloß durch Freundschaft, Gewissenhaftigkeit, Vernunft und Billigkeit. — Das ist viel, und fast mehr als ich glauben kan. Ich bin eben nicht der schwergläubigste, aber ich gestehe, mehr als einmal bin ich in Versuchung gerathen, die ganze Geschichte für eine schöne Fiction und Ideal zu halten, welche uns sagen sollen: — so könnte oder müßte es seyn. Doch ich will mich anstrengen, und, weil der Herr Verfasser seine Erzählung so natürlich und mit so ehrlicher Mine macht, glauben was ich kan. Indessen stößt mir der rebellische Zweifel aller angewandten Bemühung ohnerachtet, manchmal auf. — Wenns noch drei Jahr wären? Aber ganze dreißig Jahr — das ist zum Erstaunen lange. Da sterben anderthalb Menschen generationen aus, und so lange erhält sich kaum ein öffentliches Institut, mit Fond, Direction, Gesezen und Aufsicht ohne Hinken und Sinken. Da müssen

müssen ganz ausserordentlich viel günstige Umstände zusammen treffen, welche in meiner Gegend kaum alle dreissig Jahr einmal, und denn doch nur auf kurze Zeit, in Conjunction stehen. Da muß keine jugendliche Hitze, deren Ausbruch unter jungen Männern so schwer zu vermeiden ist, keine Eitelkeit, Bequemlichkeit oder Neid die Freundschaft der Lehrer stören, sondern die Göttin der Eintracht muß ihre Köpfe und Herzen im Umgange, Unterricht und Lehrplänen am festen Leitbände führen, und ihrer gefährlichen Feindin, für deren Cabalen die Götter des Olymps einst nicht sicher waren, den Zugang verwehren. Da muß weder Zeit noch vermehrte Gemächlichkeit den Enthusiasmus erschlagen. Da muß kein Familienzwist, Damen- oder Kindergezänk, Rangstreit, Herrschsucht und Eigensinn ins Spiel kommen. Und dieses alles, sonderlich das letztere, ereignet sich nach dem gewöhnlichen Weltlauf nur gar zu leicht, weil bekannt ist, daß die Herrn Informatores und respectiven Hofmeister überall zum Damendepartement gehören, die sich ihre decisive Stimme bei deren Wahl und Regierung schwerlich werden nehmen, oder nur beeinträchtigen lassen, da sie ihre Gerechtsame so gut kennen, und darüber ausserordentlich wachsam und eifersüchtig sind. Kurz, da muß der Jüdische Kraftspruch: Das Gemein-schaft Lader gebietet, sein durch jahrhundertlange Erfahrung bestätigtes Ansehen verloren haben. Wenn

es überall so in der schwäbischen oder auch nur in der angeburgischen Welt zugehet, so hätte ich große Lust, noch im Herbst meines Lebens dahin auszuwandern. In der meinigen ist es gar anders, — so wie ich nicht gern habe, aber durchgängig finde wo ich hinkomme.

Noch eine Schwierigkeit ist nicht unbillig von dem Geist der strengen Dekonomie zu besorgen. Der Fall ist nur in wenig Häusern, wo es nach der Versicherung des Herrn von S. auf einige Pistolen mehr bei den Erziehungskosten nicht ankommt. Die unnöthigen Ausgaben vermehren sich in unsern verfeinerten Zeiten von Jahren zu Jahren dergestalt, daß man die nöthigen schlechterdings einschränken muß. Jene gehören zu den Ehrenangelegenheiten, wobei man schlechterdings nichts fehlen lassen darf. Die Menage kan also bloß in diesen und in der innern Wirtschaft gesucht werden, wozu die Erziehungskosten für die Kinder ohnstreitig gehören. Wenn nun der Informator, der ohnehin genug kostet, statt der 6 bis 8 Stunden, die er eigentlich zu geben schuldig wäre, in der Hausakademie nur zwei Stunden Unterricht ertheilet, so ist nichts vernünftiger und billiger, als daß man ihm dafür einen proportionirlichen Abzug am Gehalt macht; sonderlich wenn man ihm frei läßt, nebenbei noch Stunden an Freunde zu geben. — Noch einen Schritt weiter, so ist die in größeren Städten bereits sehr üblich gewordene Stundeninfor-

mation in aller Form da. Sie ist die wohlfeilste und für die Eltern auch die bequemste, — aber ohnstreitig auch in aller Hinsicht die schlechteste. Aber das thut so viel zur Sache als die dabei zu machende beträchtliche Ersparung. Die specielle Aussicht übernehmen die Eltern selbst, welche, wie sie glauben, nicht besser versehen werden kan.

Der Enthusiasmus, auf welchen bei der Hausakademie stark mit gerechnet wird ist gut, — aber ein gar unsicherer Fond. Einen großen und langen Entwurf mögt ich nicht darauf bauen. Im Anfang und auf einen Ruß thut er mächtige Wirkung; so sehr daß nichts seine Stelle vertreten kan. Aber seine Hitze verbraucht bald, sonderlich in unsern Tagen, wo der Einfluß kältender Metalle alles thut und das erste Mobil ausmacht. Verschiedene Erziehungsanstalten, welche auf den Enthusiasmus vorzüglich und zu viel rechneten, haben dieses erfahren. Das Philanthropin zu Maschlins verschwand auf einmal, wie eine prächtige Lusterscheinung in der sicilischen Meerenge, eben da es seine rechte Consistenz zu erhalten, und durch seine mit Educationseifer begeisterten Lehrer sich der Bervollkommnung zu nähern schien. Das zu Dessau hat nur mit dem Geist und Plan seines berühmten Stifters auch den Namen abgelegt, und wird, was viel andre Institute schon sind — allmählig eine gute Schule. Basedows und seiner verbrüdersten Freunde Geschichte

ist bekannt. Das brüderliche Band, welches ein schöner und rühmlicher Enthusiasmus geknüpft hatte, zerriß plötzlich; und ohne die stützende Hand eines vortreflichen Fürsten, würde dieser gewaltsame Riß auch das Institut nach sich gezogen haben. Der begeisterte Kopf bezeichnet die hohe Laufbahn, und entwirft große und kühne Pläne; aber nur der Kalte führet sie aus, wie gar richtig bemerkt ist. Jedoch langsam, und mit Hülfe derjenigen Maschinen, welche sich durch vielfältige Erfahrung in der bürgerlichen Verfassung wirksam und bewährt erwiesen haben.

Der mutmaßlich beste Gang den ein solcher zusammengestoßener Privatunterricht im Fall einer längeren Dauer am Ende nehmen kan, ist, daß er viel vom Geist der öffentlichen Institute annehmen wird. Besteht sich, solcher Institute, wo Lehrer und Lehrstunden in einer Klasse abwechseln, und nicht, nach dem uralten Leisten ein und eben derselbe Lehrer seiner Klasse alles in allem zu seyn, und das bis an sein seliges Ende, stumpf, alt und halb kindisch, zu bleiben verurtheilet wird. Man sieht ohne Mühe, daß diese Verfassung eine sehr schlechte Schulform ist, so sehr sie auch als ein altes gothisches Heiligtum noch fast überall beibehalten wird. — Nur kan ein solches Privatinstitut die Vorzüge einer wohlgeordneten öffentlichen Schule schwerlich ganz erreichen, weil alles dabei auf gar zu viel schwanken den Voraussetzungen und mißlichen

Zu

Zufälligkeiten beruhen. Der Hauptvorteil, wenns immer einer ist, besteht darin, daß die Kinder im väterlichen Hause unter den Augen und nach dem Gutdünken der Eltern erzogen werden; welcher aber mehr, wie ich besorge für die Zufriedenheit der Eltern als das Wohl der Kinder ist. Das väterliche Haus ist nicht immer die schicklichste Werkstatt zur Bildung der Kinder. In den meisten ist die Lebensart so beschaffen, daß sie vieles sehen was ihnen besser verborgen bliebe, und das sie gemeiniglich so viel schärfer sehen, je weniger sie es sehen sollten. Der Ton unsrer Welt, mit aller möglichen Achtung davon gesprochen, ist nicht der Ton der sitzamen und strengen Tugend. Man darf uns besorgt seyn, daß ihn der liebe Sohn nicht gehörig mögte, wenn er nicht frühzeitig genug durch große Gesellschaften dazu initiiert wird.

Die Schwierigkeiten, welche aus der Ungleichheit der Eltern entstehen, scheinen dem Herrn von S.: von geringer Bedeutung; und mir sind sie ein Stein des Anstoßes, den ich nicht zu heben weiß. Ohne mehrere Abtheilungen oder Klassen sehe ich keine Möglichkeit, — und denn ist dem Lehrer, welcher doch hauptsächlich erleichtert werden soll, wenig oder gar nicht geholfen. Die übrigen geringeren Unbequemlichkeiten, welche durch die vermehrten Bedürfnisse an Zimmern, Holz, Meublen u. d. g. entstehen würden, will ich nicht einmal

berühren. — Aber wie für die Tochter, ohne eine oder zwei besondere für sie zu errichtende Klassen gesorgt werden könne, das bin ich neugierig aus der versprochenen Nachricht zu lernen. Wenigstens ist es mir bis jetzt ungreiflich.

Indessen bin ich bei allen diesen Schwierigkeiten weit entfernt Versuche zu widerrufen. Vielmehr wünscht ich recht sehr, daß sie häufig und wiederholt gemacht werden mögen. Was mir ein unübersteiglicher Berg dünkt, ist dem wahren Savojarden eine Kleinigkeit, der außer seiner eignen noch eine fremde Last über die rauhen Alpen trägt: und weil ich keine Mittel zur Hebung einer Schwierigkeit sehe, so folgt daraus nicht, es giebt keine. Was ich nicht sehe, siehet dennoch vielleicht ein besseres Auge. Der Plan hat so viel Gutes und Einladendes, daß ich aufrichtig wünsche, er möge ausgeführt werden können. Auf alle Fälle ist ja bei einem mißlungenen Versuche wenig verloren. Er kostet, nach des Herrn von S.: Bemerkung, keinen Pfennig; und ein umgeschlagener Versuch mehr wird in der Geschichte der Menschheit keinen großen Schatzen machen. Er verliert sich im Hintergrunde der Gruppe, neben denen, die Millionen kosteten, und keine so gute Absicht hatten; und gehört vielleicht zu denen, die durch ihren Umschlag belehrten und zurechte wiesen. Versuche von dieser Art verdienen auch mißlungen noch Achtung.

Es ist vor einiger Zeit in dem Hannoverischen Magazin angefragt worden, ob nicht ein bewährtes Mittel vorhanden sey, den so schädlichen weißen und schwarzen Kornwurm zu vertreiben, und gebeten worden, solches bekannt zu machen.

So wohl mein seliger Vater, als auch ich haben dieses Ungeziefer lange Jahre auf dem Kornboden gehabt und sehr vielen Schaden dadurch erlitten. Alle Mittel, die dagegen angerathen wurden, wurden gebraucht, aber alles war vergebens. Endlich wurde mir gerathen, daß man den abgerissenen Flachsfaamen in seiner Hülse, welche man alhier Knutten nennet, ganz frisch und ohngefähr eines Daumen dicke auf den Kornboden streuen sollte; denselben alle Tage umharken, damit er nicht stocke und trocken werde. Man muß den Saamen so lange liegen lassen, als man den Boden entbehren kan, und dieses einige Jahre nach einander verrichten; so wird man finden, daß sich dieses Ungeziefer ganzlich verliert. Ich habe dieses Mittel einige Jahre lang probiret, und weil

Herford.

ich wegen Mangel des Raums den ausgestreuten Flachsfaamen nur bis Martini auf dem Bodenbere liegen lassen, so ließ ich denselben alsdann in einen Haufen machen, und so lange auf dem Boden liegen, bis derselbe im Frühjahr zum Ausfäen ausgedroschen werden mußte. Ich continuirte damit drei bis vier Jahr, das Ungeziefer verlor sich gänzlich, und seit zwanzig Jahren habe ich nicht einen einzigen Wurm wieder verspüret, und meine Böden sind bis auf diese Stunde ganz rein.

Da ich mit Gewißheit sagen kan, daß ich durch dieses ganz einfache Mittel, den schädlichen Kornwurm, so wohl den weißen, als den schwarzen, los geworden bin; so trage ich kein Bedenken dieses hierdurch bekannt und gemeinnützig zu machen. Ich wünsche, daß von vielen die Probe damit gemacht werden möge, und ich versichere, daß man den besten Erfolg davon erfahren wird, und angenehm wird es mir seyn, wenn man davon in diesen Blättern Nachricht ertheilet.



Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Montag, den 31ten Julius 1780.

Etwas für die Ehrliche, als moralische Triebfeder
bei der Erziehung *).

Es ist von jeher eine Klage gewesen, die kalteblütige Zuschauer bei gelehrten Zwisten geführt haben, daß man sich nicht allzeit über die Worte und Begriffe genau einverstanden, die der Streit betrifft. Mir scheint es, als ob das auch hier einigermassen der Fall ist. Ich will also vor allen Dingen erst nach meiner Einsicht zu bestimmen suchen, was es im gewöhnlichen Sprachgebrauche heisst: Ehrbegierde ist als eine moralische Triebfeder bei der Erziehung zu gebrauchen.

Das Bestreben, durch gute Handlungen den Beifall und die Achtung der Menschen zu gewinnen, ist wahre Ehrbegierde. Jedes Mittel ohne Unterscheid gebrauchen, diese Absicht zu

erreichen, ist falsche Ehrbegierde oder Ehrgeiz. Will Jemand, so mag er, statt Beifall und Achtung, auch Freundschaft und Liebe setzen; den Liebe ist der höchste Grad des Beifalls. Aber ich kan nur Liebe erwerben, in so fern ich mit andern in nahen Verhältnissen stehe, und sie an meinen Vollkommenheiten Theil nehmen lasse. Die gewöhnlichen, aber doch nicht gewissen Folgen und Zeichen der Ehre, muß man von der Ehre selbst sorgfältig unterscheiden. Diese Folgen sind: Lob, Ehrenstellen, Ehrentitel, äußerliche Verehrung, guter Name, Ruhm — — —. Lob ist nur Aeußerung des Beifalls durch Worte, und setzt die strengste Redlichkeit bei dem Lobenden voraus, wenn es ein gewisses Zeichen
P p p der

*) Die Veranlassung zu diesem Aufsatze giebt mir des Herrn Rath Campe Abhandlung über die Ehrbegierde, im dritten Stücke der pädagogischen Unterhaltungen. Desselben, und des Herrn Professor Basedows Nacherinnerungen im fünften Stücke der Unterhandlungen, des Herrn Professor Feders und des Rath Campen Briefe über diesen Gegenstand im vierten Stücke des deutschen Museums vom vorigen Jahre, haben mir zu mehreren Nachdenken Gelegenheit gegeben. Ich mache meine Meinung zu öffentlicher Prüfung bekannt, und versichere ausdrücklich, daß es mit meiner Hochachtung für jene großen Männer wohl bestehen kan, wenn ich in diesem Stücke nicht einstimmig mit ihnen denken sollte.

der Ehre seyn soll. Ehrenstellen sind für diejenigen Personen, die in wichtigen Geschäften des Staats gebraucht werden. Durch Ehrentitel versichert der Landesherr das Publikum, daß Jemand zu wichtigen Geschäften tüchtig sey. Äußerliche Verehrung findet statt bei Personen, die in Ansehung der Geburt, des Standes, der Würde, auch wohl des Reichthums, vor andern Vorzüge haben. Solche äußerliche Vorzüge vor andern suchen, heißt nicht Ehre selbst suchen. Es bedarf wohl keiner Bezeugung, daß äußerliche Vorzüge seyn können, wo keine innere sind, und auch umgekehrt. Man kan sich sehr wohl ein Publikum denken, wo jeder ehrlich ist, jeder fest auf seinem Posten steht, jeder Beifall und Achtung verdient, obgleich einer vor dem andern äußerliche Vorzüge hat. Ein ganz Regiment Krieger kan brav seyn, und der Gemeine so gut als der Officier Ehre erwerben. Guter Name ist die Meinung des Publikums von den rechtschaffnen Handlungen eines Mannes. Ruhm ist die Meinung des Publikums von den hervorstechenden guten Handlungen eines Mannes. Bei dieser Meinung ist Irthum nicht nur möglich, sondern auch gewöhnlich. Ruhm kan daher ohne Ehre, und Ehre ohne Ruhm seyn. Ruhm wird auch nur durch glänzende, Ehre überhaupt durch rechtschaffne Handlungen erworben. Ruhm ist nur für wenige, Ehre für jeden. Ruhm ist gleichsam ein Schatten der Ehre, welcher länger oder kürzer

ist, je nachdem das Licht höher oder niedriger steht. Aus dem Schatten kan ich nicht einmal genau die Figur, vielmehr weniger die Materie des Körpers theilen. Lob, Würden, Titel, Verehrung, guter Name, Ruhm, — — sollen nur Zeichen des Weisfalls und Folgen der Ehre seyn. Wenn sie Jemand um ihrer selbst willen sucht und verlangt, das ist Eitelkeit.

Bei dem Begriffe von Erziehung wird nichts weiter zu bemerken seyn, als daß man immer auf junge Kinder ohne Erkenntniß, ohne Ausbildung Rücksicht nehmen muß; weil die moralische Erziehung wenigstens so früh als die wissenschaftliche angefangen werden muß.

Aber was ist eine moralische Triebfeder? Kan ich alles so nennen, was mir jemals Ursach meiner Handlungen wird? Gehört Vernunft und Religion auch hieher? Nach dem Sprachgebrauche sind Triebfedern bei der Erziehung: starke Neigungen der Kinder, wodurch sie ohne den Einfluß höherer Vorstellungen zu gewissen Bestrebungen bestimmt werden; natürliche Empfindungen, die, so bald sie gereizt werden, uns unmittelbar zu einer Wahl unsrer Handlungen bringen. Absicht auf Gott, Religion, höhere Vortheile wirken dabei nicht, sondern nur das Gefühl des eignen Interesses, und die Befriedigung des Wunsches, der einmal rege ist. Aus Trieb handeln, und nach Grundsätzen handeln, ist nach meiner Meinung durchaus zweierlei. Trieb ist zwar immer thätig,

zig, aber er bekümmert sich nicht, ob sein Object gut oder böse ist; ob bei der Befriedigung seiner Wünsche nicht höhere Güter verloren gehen. Bei vernünftiger Ueberlegung wird er erst moralisch gut oder böse. Trieb läßt sich mehr aus der Beschaffenheit des Körpers, Grundsätze mehr aus der Beschaffenheit der Seele herleiten. Jemandes Triebe beurtheilen gehört mehr für den Physiognomen: jemandes Grundsätze beurtheilen, mehr für den Psychologen. Eine Triebfeder bei der Erziehung muß ohne weiteres Zutun des Pädagogen, eigene Wirksamkeit haben, die nur zu guten Zwecken geleitet werden darf. Selbst die Etymologie des Wortes, Triebfeder, scheint dies zu bestätigen. Eine Feder die etwas treibt, ist eine bloß physische Kraft, die ein Künstler anbringt, gewisse Absichten zu erreichen, und die zum Vortheil oder Schaden gebraucht werden kan. So wirkt die Feder in der Uhr, und die Kunst des Werkmeisters muß erst ihre Theile so zubereiten und ordnen, daß ein gewisser Zweck erreicht werden kan. Ob denn in der Uhr regelmäßige oder unregelmäßige Bewegungen erfolgen, daran kan die Feder ganz unschuldig seyn, und sie bleibt in beiden Fällen allein Triebfeder der ganzen Maschine.

Alles wohl erwogen, unterscheide ich moralische Triebfedern und moralische Grundsätze auf folgende Art: Triebfedern sind die Begierde, seine Sinne zu ergötzen; die Begierde, Güter zu haben; die Begierde, geehrt zu wer-

den; — diese Begierden können nur durch Wohlgeschmack, liebliche Geräusche, reizende Musik, schöne Farben, Ergötlichkeit, Geschenke, Lob und Beifall, — erregt und gesättigt werden. Grundsätze sind alle Verhaltensregeln, die Religion und Vernunft gebieten, und wobei Unterricht voraus gesetzt wird. Triebfedern sind den Pflanzen gleich, die in einem Garten ohne Kultur wachsen, durch Kultur aber veredelt werden: Grundsätze sind den Pflanzen gleich, die in einem Garten zwar fortkommen, aber herein gesetzt werden müssen, und vieler Wartung bedürfen; dagegen aber auch einen größern Werth haben. Vermitteltst der Triebfedern fangen wir die moralische Erziehung an, vermitteltst der Grundsätze beschließen wir dieselbe. Ich setze diese Einteilung voraus, damit ich nach meiner Einsicht von der ganzen Sache deutlicher reden könne.

Ich habe nun vornemlich zwei Gründe für die physischen Triebfedern, und insonderheit für die Ehrliche anzuführen, die mich ohne allen Zweifel lassen, daß sie bei der Erziehung nicht bloß brauchbar — nothwendig sind.

Mein erster Grund ist dieser: Ehrliche ist gleich den übrigen angeführten Trieben, so genau in die menschliche Natur verwebt, daß sie nie ganz unwirksam gemacht werden kan. daß ohne sie, bei einigen keine Erziehung möglich ist; und daß sie ohne die größte Gefahr nicht unbearbeitet bleiben darf.

Ganz unwirksam kan sie nie gemacht werden. Die Anlage zu einem gewissen Temperamente liegt zum Theil schon in jedem Körper, und so bald ein Kind seine Empfindungen an den Tag legen kan, wird es auch eine Hauptneigung blicken lassen. Wer sieht nicht in dem Knaben schon, auf einer Seite den Held, den Dekonomen, den allzeit fröhlichen Mann? — auf der andern Seite, den Tyrannen, den Geizigen, den Schwelger? — Bei ganz einerlei Behandlung der Kinder, wird man in ihrer Natur Anlagen finden, da der eine größern Trieb zur Ehre fühlt, als der andere. Man mag also diesen Trieb bei der Erziehung kultiviren, so wird er doch bei einigen schwach bleiben: man mag ihn nicht kultiviren, so wird er doch bei einigen stark werden. Man kan auch sicher annehmen, daß kein Sterblicher, gegen die Ehre je durchaus gleichgültig gewesen ist. Der Trieb vollkommner zu werden, wohnt in jeder Brust, und Niemand ist gegen die Stimme des Beifalls völlig taub; obgleich ein jeder fast eine eigene Bahn betritt, die ihn zum Ziele seiner Wünsche führen soll. Wenn aber einer mehr, als der andere durch Ehrliche belebet wird, das beruhet nicht auf freier Wahl, nicht bloß auf Erziehung, sondern es kommt auf Feinheit und Spannung der Nerven mit an. Oder man müßte den auffallenden Satz behaupten, daß das, was man Temperament nennet, bei allen Menschen, von ihrer Geburt her, eint sei, bloß durch Erziehung gebil-

det werde. Kurz, es ist keine Frage für den Pädagogen, ob Ehrliche bei dem Eleven seyn soll, oder nicht; sondern ob er die vorhandene Ehrliche zur moralischen Triebfeder gebrauchen darf?

Bei einigen Kindern wenigstens, würde keine Erziehung möglich seyn, wenn man nicht Lob und Beifall als ein wirksames Mittel gebrauchte, Wissenschaft und Tugend in ihre Seelen zu pflanzen. Man kan hievon selbst bei den niedrigsten Ständen Erfahrung machen. Freilich lassen sich nicht alle Kinder durch Ehrliche allein leiten, aber wo dieselbe nicht als starke Triebfeder wirkt, da muß man andere Triebfedern mehr in Thätigkeit setzen. Daher die Pflicht des nachdenkenden Erziehers, die Hauptneigung seines Zöglings zu studiren, dessen Trieben richtige Grenzen zu bezeichnen, und sie auf edle Gegenstände zu lenken. Womit sollte man auch wohl die Kinder zum Guten willig machen, wenn man die natürlichen Triebfedern nicht nutzen, oder gar verwerfen wolte? Grundsätze und höhere Principien sucht man vergeblich bei ihnen, und für ein Glück das Engel und Geister entzückt, haben sie noch keine Empfänglichkeit. Dazu werden vernünftige Kenntnisse, Nachdenken und Ueberlegung erfordert, die man bei Kindern ohne Wissenschaft und Ausübung nicht erwarten kan. Das soll eine Frucht der Erziehung seyn, daß Kinder sich über das Sinnliche erheben lernen, aber dazu gehört auch die Unterstükung einer geläuterten

ten Vernunft. Gottesliebe, Rechtliebe, Menschenliebe, Elternliebe, — sollen für wohlerzogene Kinder Beweisungsgründe zum Guten seyn. Aber man verlange doch dies nicht von Kindern, so wie sie roh aus den Händen der Natur kommen. Die Schwierigkeit bleibt immer, wie sie dahin gebracht werden, daß sie aus Liebe zu Gott, zum Rechte, zu Menschen, zu den Eltern, zum Pädagogen, — das Gute thun. Nicht wahr? durch Unterricht und physische Triebfedern? Wird nicht das Kind bei allen Ermunterungen zu jenen Liebespflichten, den Gedanken hegen: was habe ich davon? Versprechen wir Gegenliebe, so fragt das Kind weiter: woher erkenne ich die? und was sollen wir nun anders antworten, als: du bist denn ein gutes Kind, du wirst vollkommen, du verdienst unsen Beifall, wir geben dir deinen Unterhalt, wir sorgen für dein Vergnügen, wir machen dir Geschenke. — Ein Jüngling, bei dem die Erziehung ihr Werk vollendet hat, soll billig keine Handlung vornehmen, ohne die höhern Principien zu Rathe zu ziehen. Aber dies ist nicht bei Kindern zu erwarten, die erst anfangen, durch ihre Sinne Kenntnisse zu sammeln, und stufenweise zu deutlichen Begriffen gelangen. Doch gesetzt, daß man auch die physischen Triebfedern unwirksam machen, und die höhern Principien an ihre Stelle setzen könnte, so wäre mehr verloren als gewonnen. Grundsätze allein vermögen nicht so viel als Triebe, weil die Triebe sinnlich sind. Grundsätze allein wür-

den uns zu Kalt lassen, denn Speculation über Tugend, macht noch nicht tugendhaft. Aber Trieb giebt den Gedanken Leben und Thätigkeit. Triebfedern und Grundsätze in Harmonie zu bringen, das ist das Kunststück des Erziehers. Triebfedern durch Grundsätze veredelt, recht geleitet, für Ausschweifungen gesichert, wirken mehr, gewisser, gemeinnütziger, als eins von beiden allein.

Es würde aber auch überhaupt gefährlich seyn, wenn der Hang zur Ehre, der sich bald oder spät, stark oder schwach in dem Kinde entwickeln wird, ganz unbearbeitet bleiben sollte. Ehrliche in der Erziehung vernachlässigen, das hieße gar nicht erziehen. Denn Erziehen heißt die Anlage des Kindes nach Maßgabe seiner Kräfte, seines Alters, seiner Fähigkeit entwickeln, und zu der zweckmäßigen Vollkommenheit führen. Ehrbegierde ist auch Anlage der menschlichen Natur, die das Kind hat. Ohne ein bestimmtes Ziel wird sie zu stark, ohne gegebene Direction schweift sie aus. Oder sollte es besser seyn, mit der Ehre gar keine Bekanntschaft zu haben, ehe man in die große Welt tritt, wo der Mißbrauch damit herrschend ist? besser, die natürlichen Neigungen des Menschen, die so leicht über die Grenzen gehen, gar nicht zu bearbeiten? besser, einen jungen Herrn der reifen soll, vor der Abreise kein Geld sehen lassen, kein Gepräge kennen lehren, um ihn für Geiz oder Verschwendung zu verwahren? Das hieße, das Kind in ein Labyrinth schil-

ken, und ihm muthwillig den Faden abschneiden.

Mein zweiter Grund für die Ehrliche als moralische Triebfeder bei der Erziehung, ist dieser: Sie bringt unter dem Scepter der Vernunft und Religion, so wohl für jedes Individuum, als auch für die menschliche Gesellschaft überhaupt recht wohlthätige Wirkungen hervor.

Für jedes Individuum ist sie nützlich. Bloß als Ehrliche macht sie uns nicht glücklich; das kan sie nicht, denn sie ist in so fern nur blinde Kraft; das soll sie nicht, denn wir empfangen auch Vernunft und freien Willen. Was wäre das auch für eine Forderung bei vernünftigen Geschöpfen? Die Thiere sollten keine andere Regel ihres Verhaltens kennen, als ihren Instinkt; aber Menschen hatten eine höhere Bestimmung, ein größeres Glück zu machen, und sollten auch dasselbe auf andern Wegen suchen. In dieser Welt voll Sinnlichkeit ist für sie kein Glück ohne Mischung zu hoffen. Letzter Zweck darf also die Ehre nicht seyn, aber in der Welt muß auch jeder Zweck wieder ein Mittel zu höhern Zwecken werden. Doch, wenn die Ehre uns nicht allein glücklich macht, kan sie deswegen nicht ein Ingreduenz unsers Glücks seyn? Wenigstens gewährt sie uns oft eine süße Illusion. Sie setzt aber auch unsere Kräfte in Bewegung und erhält sie thätig. Sie bewahrt uns für der Niederträchtigkeit, dieser Quelle der

meisten Laster. Sie erhöhet unser moralisches Gefühl zu einer geschwinden Fertigkeit in Beurtheilung unserer Handlungen, und jeder Rechtfertigung muß dafür sorgen, daß er bei seinen Handlungen den Beifall seines eignen Gewissens habe. Ich bin überzeugt, daß es Kinder von recht guten natürlichen Fähigkeiten giebt, die bei Vernachlässigung der Ehrliche das nicht werden, was sie werden könnten. Erst durch richtige Lenkung dieses Triebes, wird eben der vollkommne Mann gebildet, der vermöge der natürlichen Anlage dieses und jenes Individuums gebildet werden kan.

Auch der menschlichen Gesellschaft überhaupt ist die Ehrliche nützlich. Sie macht uns auf andere Menschen aufmerksam, und befördert Geselligkeit und Menschenliebe. Sie läßt uns nie gleichgültig gegen den Nächsten werden, da es uns nicht einerlei ist, was er von uns hält. Sie bewahrt uns für der stolzen Verachtung anderer, und für der Ueberhebung, welche den Menschen unausstehlich, und wenn es äußerliche Umstände befördern, zum Tyrannen machen. Sie macht uns gefällig und dienstfertig gegen andere; lehrt uns auf unschuldige Mittel denken, ihr Vertrauen zu gewinnen; und treibt uns an, die persönlichen Eigenschaften zu erwerben, die allein Achtung verdienen. Oder hält man die Ehrliche für verwerflich, so gedenke man sich ein Publikum, wo sie jedem Mitgliede fehlet. Und da sehe ich einen traurigen Haufen von Menschen,

wovon ein jeder seinen eignen Weg geht, um allen Beifall unbekümmert, gegen Lob und Tadel ganz gleichgültig ist. Ein jeder unter ihnen ist sich selbst genug, und da keine Nachseiferung statt findet, so muß Unwissenheit und Barbarei mit schnellen Schritten herbeieilen. Doch einen Vorhang vor dies traurige Gemälde! Die Ehre ist in jeder bürgerlichen Verbindung notwendig und nützlich. Ganze Monarchien drehen sich um diesen Angel. Auch in Republicken sind Männer nöthig, die mit Verläugnung eigner Vortheile, zum Besten des ganzen ihre Kräfte aufopfern, und dafür heißen sie die ersten Bürger des Staats. Ehre ist die Quelle mancher edlen That, sie ist für den Rechtschaffnen oft größere Belohnung als Gold. Der Mann von Ehre ist immer fähiger für das gemeine Beste zu arbeiten, als der Güterliebende, und dieser auch noch mehr als derjenige, der bloß für sein Vergnügen lebt. Von allen großen Männern, die wirklich Wohlthat für das Menschengeschlecht waren, wie wenig würden übrig bleiben, und wie klein würden die meisten seyn, wenn die Erziehung ihre Ehrbegierde nicht in Thätigkeit gesetzt hätte. Die Ehre ist im irdischen das geistigste und am wenigsten sinnliche Gut, und also in ihrem rechten Gebrauche, der Bestimmung des Menschen am besten angemessen.

Aber die Ehrliche schweift aus. Wenn sie zur Leidenschaft wird, so kan

ne freilich für die menschliche Gesellschaft sehr gefährlich werden; denn bei ihren Ausschweifungen verlieren alle, die in unserm Gesichtskreise sind. Alle Triebe des Menschen sind ohne Herrschaft der Vernunft und Religion unersättlich, und sich selbst überlassen, giebt es kein Ziel, wobei sie ruhen würden. Aber nach einer göttlich weisen Einrichtung sind auch nur da unbegrenzte Triebe, wo die sogenannten höhern Principien die Direction haben können. Ist ein mutiges Ross deswegen unbrauchbar, weil es sich ohne Zügel nicht lenken läßt? Der Pädagoge soll die Mittel anzeigen, wodurch die Triebe in Schranken erhalten werden. Er findet hier ein angelegenes Geschäft, den wahren Werth der Ehre zu bestimmen, und die Jugend oft daran zu erinnern. Er lenket diese Begierde auf die höchste Ehre, auf den Beifall Gottes. Wenn sich lebhaftes Gemüth zuweilen vergessen, und über die Grenzen gehen, so ist die Ehrliche unschuldig. Kinder dürfen nur die Ausschweifungen derselben kennen, so lernen sie leicht, daß es unmöglich ist, in ihrem Gefolge glücklich zu werden. Leidenschaft darf die Ehrliche nie werden, wenn ich dadurch Handlungen aus Trieb, ohne Ueberlegung, versterbe. Ist aber auch das Leidenschaft zu nennen, wenn ich allzeit fertig und geneigt bin, zu beurtheilen, ob jede meiner Handlungen des Beifalls der Menschen werth ist, so mag die Ehrliche

liebe nur zur Leidenschaft werden. Religion und Patriotismus verliert nichts dabei, vielmehr wird unser Zustand dadurch vervollkommenet, und die Menschlichkeit gewinnt.

Man wird doch hier nicht den Einwurf herbei rufen, daß ich meinen Gegenstand aus den Augen verloren, da ich das von allen physischen Triebfedern behaupte, was ich eigentlich nur von der Ehrliche hätte beweisen sollen. Ich glaube, daß es für die Erziehung, Fragen von gleicher Wichtigkeit sind: ob man gute Handlungen durch Ehrenzeichen, oder Geschenke, oder sinnliches Vergnügen belohnen dürfe, um dadurch eine Fertigkeit in solchen guten Handlungen hervorzubringen? Alle Einwürfe, die gegen die Ehrbegierde gemacht werden, alle Einwürfe, die von der Furcht hergenommen sind, daß der Trieb zur Ehre in Ehrgeiz, Ruhmsucht, Hochmuth, Schadenfrölichkeit, Zorn — ausarte, alle diese Einwürfe können auch auf ähnliche Art gegen den Trieb Güter und Vergnügen zu haben, gemacht werden. Aus dem ersten kan Geiz, Neid, Mißgunst, Betrug

Dieberei, — aus dem letzten kan Wollust, Ueppigkeit, Ausschweifung, Schwelgerei — entstehen. Sollen wir nun unsern Kindern keine kleine Lustbarkeiten, keine Geschenke mehr machen?

Am besten wird es seyn, wenn man den natürlichen Trieben, und also auch der Ehrliche, ihre Rechte heilig bewahret, und sie, wo es nöthig ist, näher zu bestimmen sucht; wenn man den Mißbräuchen wehret, aber auch den rechten Gebrauch nicht verkennt; wenn man Kinder, die Ehre bald, nach ihrem wahren Werthe schätzen lehrt, und ihnen früh die Entschliefungen einflößet, ihre innere Ehre, den Beifall ihres Gewissens am meisten zu bewahren, ohne steif und eigensinnig zu seyn, ohne andrer Urtheile zu verachten, da wo sie unsündlich sind; wenn man ihnen begreiflich macht, in wie fern die Urtheile anderer oft eine Norm unsers Verhaltens werden; wenn man die menschliche Natur immer genauer studiret, um auch von dieser Seite her die Regeln auf das richtigste zu bestimmen, worin nach man Kinder erziehen muß.

Uflacker.



Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Freitag, den 4ten August 1780.

Ueber das Wort und den Begriff Liebe.

Amor! Amor! du berühmter Kleiner,
Ist doch wohl von allen Göttern keiner,
Der, wie du, die Welt in Wunder setzt.
Amor! Amor! Gutes und auch Böses
Hat die Welt dir nachgeschwägt.

Ach der arme Schelm ist zu beklagen,
Der von dir nur Böses weiß zu sagen.
Aber Brut des Orcus ist der Mann
Der von dir im Guten und im Bösen,
Nicht ein Wörtchen sagen kan.

Unter schwarzem Herzen schwarzem Schleier,
Birgt er Vaternord. — Das Ungeheuer
Das vergiftet deine Kelche hat,
Zürch O Zürch! war einer der nicht liebte! — —
Denk an mich du gute Stadt!

R. Schmidt.

Göttingcher Musenalmanach 1778. pag. 78.



Was ist nun wahr, und was
ist nicht wahr? Alle Mora-
listen in der Welt — nicht
finstere abgelebte, alle Menschen Freu-
den hassende Moralisten, nein! wack-
lere, brave, vernünftige und gefühl-
volle Männer, wie so ein seliger Gel-
lert, ein Miller, Less, u. s. w. war-
nen vor der Liebe, stellen sie als die
Quelle vieler traurigen Vorfälle, vie-
ler Laster, und anderer Ausschweifun-
gen vor, und suchen aus Liebe zur
Glückseligkeit ihrer Mitbrüder, sie da-
von abzuhalten. Nicht die abgeleb-

ten Coketten allein, die aus der großen
Welt, die sie nicht mehr gelten lassen wol-
te, sich hinter ihr Schmolken's Gebet-
buch, und Ahrends wahres Christen-
thum retirirt haben; und aus Rache
wegen der erlittenen Verachtung der
Welt so viele Bürgerinnen zu entzie-
hen suchen, als in ihren Kräften steht,
nicht diese allein, malen den jungen
Frauenzimmern die Liebe, wie eine
häßliche giftige Schlange, sondern je-
de gute Mutter giebt ihren Töchtern,
die nachgerade die Gegenstände der Auf-
merksamkeit irgend einer Mannsperson
werden

werden können, Verhaltungsregeln, und warnet sie vor der Liebe. — Und eine Menge Romane beschreiben den unglücklichen, unseligen, verzweiflungsvollen Zustand, den Unsinn, die Raserei, Selbstmord, Blutvergießen, Verzweiflungen, und ein Heer von Thorheiten, und schrecklichen Lastern, gegen welche sich die Natur jedes Menschen empören muß, als Folgen der Liebe. Nach diesen kan doch wohl kein vernünftiger Mensch etwas anders glauben, als daß es die größte Thorheit sey, zu lieben, und daß es keinen gefährlichen Zustand in der Welt gebe, als wenn man einmal anfängt zu fühlen, daß so eine Sache, so ein Zustand, wie die Liebe, sich in einem befindet.

Aber nun wieder im Gegentheil — wem solte nicht angst werden, wer nicht alle Kräfte anstrengen, wer nicht alles liegen und stehen lassen, und herumlaufen, einen Gegenstand suchen, und sich prüfen, ob er lieben könne oder nicht, wenn er hört, daß es kein größeres Unglück in der Welt giebt, als wenn man nie geliebt hat, nicht lieben kan, daß man in dem Fall, Aehnlichkeit mit jenem Auswurf der Hölle hat, der die unnennbare Bosheit hatte, durch das göttliche Gnadenmittel, das den Menschen so nothwendig ist, und ihren Seelen göttliche Kraft und Stärke erteilen soll, vielen hundertten mit einmal den Tod zuzubereiten, und dessen unnachdenkliche Arglist der Seelen zu gefährlich für sich selbst halten dürfte — daß

man, ohne Anlage zur Liebe zu haben, zu allem möglichen schädlichen und abscheulichen auferlegt sey?

Es wäre doch gar toll, eins oder das andere so in die Welt hinein zu schreiben, ohne daß etwas wahres an einem oder dem andern wäre. Es muß also wohl an dem Worte selbst liegen, daß von demselben so ganz verschiedene Meinungen gehegt, so ganz sich einander entgegen geurtheilt wird. Liebe muß also wohl einmal etwas anders bedeuten, als das andere mal. Aber was ist es denn nun für eine Liebe, vor der man sich in acht zu nehmen hat, und was für eine ist die, bei deren Mangel man nur halb Mensch ist, — Anlage zum größten Ungeheuer hat?

Gott tröste den, der sich aus Compendien oder dem Sprachgebrauch deswegen Rathes erholen will, — In den ersten wird er freilich einen Unterschied unter der tugendhaften und lasterhaften Liebe, und allenfalls eine Erklärung von beiden finden, nemlich die tugendhafte Liebe sey die zärtliche Zuneigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts gegen einander, die durch christliche Grundsätze sowohl, als nach den Gesetzen christlicher Staaten gerechtfertiget werden könne, und die lasterhafte — der wollüstige Hang und das Bestreben, dem Geschlechtstriebe zu genügen, auf eine Art, die so wie den Gesetzen des Christenthums, so auch dem absoluten und hypothetischen Naturgesetze, und den Einrichtungen eines Staats zuwider sey — aber das charakteristische dieser zärtlichen Zuneigung,

gung, wornach er dieselbe von einer andern Art zärtlichen Zuneigung, die eben so gut wie jene nach dem Christenthum gerechtfertiget werden kan, und mit welcher keine politische Einrichtung in irgend einem Staate was zu thun hat, unterscheiden könne, wird er nirgends finden. — Auch dürfte es selbst in dem ehelichen Zustande, in welchem die Liebe eine rechtmäßige tugendhafte seyn soll, manche Art von Zuneigungen, Bewegungen, und Trieben in derselben, einer Person gegen die andere geben, die nichts weniger als tugendhafte Liebe ist, sondern meiner Entscheidung nach, die sich auf Religion und Vernunft gründet, mit allem Rechte lasterhaft zu nennen seyn würde, weil sie nicht zärtliche, sondern sinnliche wollüstige Liebe ist. — Wihin würde also die Erklärung der tugendhaften Liebe, den Begriff desselben nicht ausbohlen — ausfüllen. — Und endlich dürfte auch meinem Gefühl nach die lasterhafte Liebe, so erklärt wie kurz vorher, gar nicht Liebe zu nennen seyn, denn da ist weiter nichts, als ein Gefühl, das jedes Thier hat, jede Gattung von Geschöpfen, ein Geschlecht zu dem andern, welchen man doch wohl keine Liebe zuschreiben kan, von welcher aber jene lasterhafte nicht anders unterschieden ist, als allensfalls und jezuweilen durch die Reizungen und durch die Annehmlichkeiten der wollüstigen Erfindungen, der Hindernisse, die schlaue gelegt werden, um den Trieb noch mehr zu erregen — noch mehr zu erpözen, und

durch alle die namenlosen Veränderungen, welche die von der viehischen Wollust hingerrissene Vernunft, erfinden kan: — Und der liebe Sprachgebrauch — nun ja! der führt einen in ein Naturalienkabinet, läßt die Schublade unter der Rubrik: Liebe! herausziehen, und wenn man hinein sieht, so findet man tausenderlei Schädeltgen, die sich alle gleich sehen, bei genauer Besichtigung aber oft äußerst von einander unterschieden sind.

Ein verheirathetes Frauenzimmer liebt ihren Schooßhund, ihren Canarienvogel, eine fremde Mannsperson, einen Freund ihres Mannes, und ihren Mann. Alle vier Dinge passiren unter dem Namen Liebe — da sie doch alle sehr wesentlich von einander unterschieden sind. Wahrscheinlich wird weder die eine Parthei, die vor der Liebe warnt, noch die andere, welche Menschen ohne Liebe für Ungeheuer hält, etwas für oder wider die Liebe eines Schooßhundes, oder Canarienvogels einzuwenden haben. Denn die gefährlichen Folgen einer solchen Liebe dürfen wenigstens bei einem Tugendwachsackeln nur aufgesucht und gefunden werden können, und wer wird's einem Menschen verargen können, wenn er beim Schooßhund, und dem Gesang eines Canarienvogels nichts fühlt, hingegen viel auf einen Spießköter, Schäferhund, und den Ruf eines Kuckucks hält. Freilich ist der arme Tropf mit seinem Geschmack brouillirt, aber deswegen kan er doch ein rechtschaffener menschenfreundlicher Mensch seyn,

und ein warmes, redliches, wohl wollendes Herz haben. — Aber die Liebe zu einer fremden Mannsperson, und zu einem Freund ihres Mannes! Sollte man dagegen nichts einzuwenden haben, da ein verheirathetes Frauenzimmer keinen Menschen anders lieben soll, und darf, als ihren Mann? — Ich weiß es nicht, die Welt aber hält dies Frauenzimmer bei aller ihrer Liebe, für ein Muster tugendhafter Weiber, — und man kennt die Welt wohl so ungefähr, — sie liegt im Argen, und hängt daher jedem, wenn es irgend möglich ist, einen Klecks an. — Ihre Liebe gegen die fremde Mannsperson, die sie höchstens einmal in jedem Vierteljahr sehen mag, gegen den Freund ihres Mannes, den sie allenthalben besonders distinguirt, — und gegen ihren Mann selbst, müssen also wohl sehr von einander, und wesentlich unterschieden seyn. Wer findet denn da nun, die eigentliche Liebe heraus!

Noch mehr ein anderes verheirathetes Frauenzimmer, liebt, seit dem sie verheirathet ist, neben ihrem Manne einen andern, der vordem einmal ihr Bräutigam war, — die Welt tadelt sie. — Eine andere muß zu viel Liebe bei sich spüren, als daß sie an einem männlichen Gegenstande genug hätte. — Ihr Herr Gemal steht freilich groß und breit in ihrem Herzen, aber noch eine Menge haben neben ihm Platz, und nehmen wechselsweise auf eine gewisse Zeit, die nächsten Stellen bei demselben ein. Dieser Frauen ihre Liebe gegen fremde Mannspersonen, muß doch wohl, nach dem Urtheil der Welt,

welche der letzteren gar einen argen Namen giebt, sehr von der erstern unterschieden seyn. Eben so ist es aller Welt bekannt, daß eine ledige Mannsperson, ein lediges Frauenzimmer liebt, sie gehen Jahre lang mit einander um, und es kan keinem der Gedanke einmal von der Unrechtmäßigkeit ihrer Liebe, in irgend einer Rücksicht einfallen. Also wieder eine Verschiedenheit, — und diese Verschiedenheiten heißen alle Liebe?

Ein angesehenener Mann hat geheirathet, hielt sich vor seiner Verheirathung fast in allen Gassen Weischläferinnen, schaffte sie alle ab, nahm ein halbes Jahr mit seiner Frau allein vorlieb, schaffte sich andere Maitressen wieder an, und thut zu gewissen Zeiten Reisen, um dem Bedürfnisse seiner Liebe ein Genüge zu leisten, und nach seinem eigenen Geständniß, weißer selbst nicht, was Liebe ist; kan sich auch bei aller seiner Liebe keinen Begriff von derselben machen. Ein anderer liebt jedes Frauenzimmer, dessen Gesicht und Wuchs einigermaßen erträglich ist, — wird beim ersten Anblick entzündet, erklärt durch seine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit, Dienstbeflissenheit, Gesälligkeit, wie sehr sie die Gebieterin seines Herzens sey, — setzt alles daran, um ihr sein Geständniß zu thun, — schwört fluchs, daß er ohne ihre Gegenliebe nicht leben könne. — Schlägt sie ihm alles Ansuchen ab, — nimts gar übel, — und die ganze Liebe, und der ganze Gegenstand sind wie mit einem Schwamm aus seinem Herzen gewischt. — Ist sie thörigt genug, und liebt wieder, — so fährt sie in einigen Wochen, daß auch

tausend Eide die Liebe nicht zwingen können. Ein anderer ist gar so liebe voll, daß er keinen Abend ruhig zu Bette gehen kan, wenn er nicht eine Stunde vorher auf den Gassen sich einen Gegenstand seiner Liebe gesucht, und selbige dadurch erereirt hat. Bei dem allen aber ist er ein wahres Ungeheuer, — spielt falsch, — läßt sich für Geld zu allen schändlichen Geschäften gebrauchen, — heuchelt, — sucht leuten ihr Vertrauen zu gewinnen, und stürzt sie desto sicherer ins Verderben, lacht sie aus, wenn sie darin liegen, und sich nicht helfen können, — und macht ihnen spöterische Vorwürfe bei ihren Klagen, daß er sie so niederträchtig betrogen habe, warum sie ihm doch getraut hätten. Gott behüte die Stadt, die so unglücklich ist, einen solchen Menschen in ihren Mauern zu haben, daß es ihm nicht einmal gar zu schlecht geht, sie muß befürchten, daß er bei aller seiner Liebe, auch noch ein Nordbrenner wird.

Seht da also auch ein Beispiel, wo einer der liebt, doch unter seines schwarzen Herzens schwarzem Schleier Bactermord, und dem ähnliche unennbare Schandthaten verbirgt. — Und was für eine Menge von andern Dingen könnten nicht noch angeführt werden, welche nach dem einmaligen Sprachgebrauch alle Liebe heißen?

Es ist unangenehm, daß man sich immer erst bedenken, erst aus dem Zusammenhang raschen muß, von welcher Espece Liebe denn gleich die Rede sey, — und wenn man es denn nun auch zu der glücklichen Fertigkeit gebracht hat,

gleich die Liebe zu verstehen, die verstanden werden soll, und Liebe von Liebe zu unterscheiden, — so wird einem doch angst werden, wenn man seine Kenntnisse auf sich anwendet, und sich darnach prüfen will; denn da muß man nothwendig bald einmal wahrnehmen, daß man in einem Verstande unrechtmäßig liebt, und im andern Verstande ein Ungeheuer ist. Mir ist es leider so gegangen: ich konnte es nur nicht verstehen, daß ich geliebt hatte, und noch Liebe, und da ich nicht in dem Zustande bin, der statt finden muß, wenn die Liebe gerechtfertiget werden kan; — so that es mir leid zu sehen, daß ich mit den Moralisten zerfallen war, — im andern Fall aber nahm ich wahr, daß ich noch nie geliebt hatte, bis den Augenblick noch nicht Liebe, und — doch für die Zukunft bin ich nicht sicher, und wenn der Fall sich ereignete, würde es mir ganz angenehm seyn, — und — nun wäre ich ein Ungeheuer, ein höchst unglücklicher Mensch, nun hätte jedermann Ursache, mir auf zehn Schritte aus dem Wege zu gehen, damit ich ihm nicht schadete.

Freilich bin ich mir es nicht bewußt, daß ich aus boshaftem Herzen, mit Vorsatz irgend jemanden geschadet hätte, so wie ich noch jetzt lieber eine Hand verlieren, als mit Vorsatz jemanden Schaden zufügen möchte, — und gegenseitig habe ich auch bis dahin noch niemals böse Folgen von meiner Liebe gespürt. Aber wer könnte denn doch wohl ruhig seyn, wenn man theils so viele Liebe, und theils so einen Mangel bei sich verspürt hat. — Mir blieb also nichts übrig,

als die Natur der Liebe auszuspähen, und das half, das machte mich wieder ruhig. Zum Nutzen und Frommen meiner Mitmenschen, die einmal ähuliche Strupel über ihre Liebe und den Mangel derselben in den Kopf kriegen mögten, will ich also das öffentlich bekannt machen, was ich von der Liebe gefunden habe, und wodurch ich hoffe, ihnen das Ding etwas kenntlicher zu machen, so daß sie denn doch unterscheiden können, was für eine Liebe auf allen Fall, welche nur bei gewissen Fällen erlaubt ist, und was das für eine Liebesen, bei deren Mangel man gewiß auf einen häßlichen Zustand seines Herzens schließen kan.

Zuvörderst muß ich alle Arten von viehischer Wollust, die nach den Compendien und moralischen Schriften, eine lasterhafte Liebe genannt wird, und sich im gemeinen Leben kenntlich genug macht, von der Liebe überhaupt ausschließen, denn (wie schon oben bemerkt) ist dieselbe im Grunde nichts anders, als das Gefühl und das Bestreben, was jedes Thier, es sey männlichen oder weiblichen Geschlechts, bei sich fühlt, seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, und wirklich schon selbst gegen den dunklen Begriff, den wir von Liebe haben.

Zu dieser Sorte gehören nun alle mögliche Arten der Befriedigung des Geschlechtstriebes, wo nichts weiter, als das zur Absicht ist, sie mögen nun feiner oder gröberer Gestalt seyn; — nicht allein die Kühlung der Wollust an einem dunkeln abgelegenen Orte der Stadt, an einem Gegenstande, der von ohn- gefahr aufstößt, nicht allein die, die in

öffentlich dazu bestellten, oder Bordelhäusern mit aller Frechheit vor den Augen der Welt ausgeübt wird, es sey nach mehreren oder weniger sogenannten galanten Vorbereitungen, sondern auch die, die nach allem Genuß der wohlgeschmecktesten Speisen, feinen Naschereien, und erhitzenden Getränke, auf einem weichen Sofa, oder im Pflaumsfedernbette geübt wird, ja selbst die thierische Genägung: des Geschlechtstriebes im Ehestande, selbst unter Eheleuten, welcher Fall auf eine mehr verdeckte, oder mehr offenbare Art im Durchschnitt genommen, öfterer vorkommen mag, als der, der auf Veranlassung einer wirklichen zärtlichen Liebe entsteht. Kurz jede Befriedigung des Geschlechtstriebes, dessen Grund allein in einem körperlichen wollüstigen Gefühl liegt, ist viehische Ausübung der Liebe, in allem Betracht niederträchtig, schändlich, und so wenig auch immer mehr und mehr daraus gemacht wird, so gewohnt, und all gemein herrschend auch dies Laster seyn mag, so sehr unnatürlich ja wider die Natur des edelsten Triebes des Menschen selbst ist doch dasselbe.

Von dieser nun völlig unterschieden ist die eigentliche wahre zärtliche Liebe. Sie besteht in dem Gewahrnehmen, Erkennen, und Empfinden solcher geistigen Eigenschaften und Vollkommenheiten, die uns ihren Beifall abzwängen, und uns daher dem Gegenstande, der sie besitzt geneigt machen. Je größern Begriff wir nun von solchen Eigenschaften an sich so wohl, als auch ihres Wertes

in Rücksicht dessen, was durch sie bewirkt werden kan, haben, es sey nun Größe, Ergebenheit, Edelmut, schnelle Entschliessung, Gegenwart des Geistes, thätige und nützliche Wirksamkeit, großer Verstand, Klugheit, Gehrksamkeit, Rechtschaffenheit, Treue, Biederkeit, u. s. w. oder Sanftmut, Menschenfreundlichkeit, Gefälligkeit, Artigkeit, bequemes liebevolles Wesen, u. s. w. ferner je näher uns solche Eigenschaften sind, das ist, je mehr wir mit denselben übereinstimmen, und gleiche bei uns gewahrt werden, desto größer wird unser Beifall, und desto stärker unsere Zuneigung zu dem Besitzer, oder Besitzerin solcher Vollkommenheiten, und um desto mehr bestreben wir uns, eine Art von Antheil an denselben dadurch zu erlangen, daß wir einem solchen Gegenstande unsere dem ähnliche oder gleiche Eigenschaften und Vollkommenheiten sehen lassen, und ihm dadurch gleichfalls seinen Beifall und seine Gerechtigkeit gegen uns abzwängen. Wird nun unsere Vorstellung und Empfindung solcher Eigenschaften bis zum höchsten Grade getrieben, so steigt auch in eben dem Maße unser Bestreben, und der Wunsch, diesen Gegenstand zu besitzen, und in diesem Wunsche liegt dunkles Gefühl von Hingeben, Ueberlassen, Ausschütten, unumschränktes Vertrauen, Ruhe und Zufriedenheit in dem Besitze solchen Gegenstandes, so wie Leere, Verdrießlichkeit, Unmuth und Unentraglichkeit, in dem Gedanken der Entfernung, und der Unmöglichkeit des Besizes solchen Gegenstandes liegt. Die letztere insbesondere sind die Eigenschaften, das Charakteristische der zärtlichen Liebe, — und sind nun beide Gegenstände von einander eingenommen, hegen eine solche Art Liebe gegen einander, so mischt sich ein körperliches Gefühl in den Enthusiasmus der Vorstellung ihres beiderseitigen glücklichen Zustandes mit unter, erregt den Geschlechtsstrieb, dem dann auf eine tugendhafte, und der menschlichen Einrichtung und Beschaffenheit, und seiner Bestimmung gemäße Art, Genüge geschehen kan, — und der Enthusiasmus, die Fülle der gehaltenen Vorstellungen und

Empfindungen, lassen tiefe Spuren nach, die bei dem bloßen Gewahrwerden des geliebten Gegenstandes, die ganze Fülle wieder unwillkürlich hervorbringen.

Eine andere Art Liebe, unterscheidet sich von dieser allein dadurch, daß sie bei dem Bestreben, die Zuneigung dessen, dem wir geneigt worden sind, zu erhalten, stehen bleibt. Die Vorstellungen der Empfindungen und Vollkommenheiten des Gegenstandes steigen nicht auf den höchsten Grad, wodurch der dringende Wunsch wieder geliebt zu werden, nicht verhindert wird, u. also alle die dunkeln Gefühle, die mit demselben vermischt sind, nicht statt finden, und mithin auch das körperliche, durch die dunkeln vorherbeschriebenen Gefühle erregte Gefühl, gar nicht entstehen kan. Diese Art Liebe, die immer sehr zärtlich seyn kan, ist die eigentliche freundschaftliche Liebe, dahingegen die andere in der Ehe, wenn sie glücklich seyn soll, unentbehrlich ist.

Mit der zuletzt beschriebenen Art Liebe, hat nun keine Polizei, kein Gesetz eines Staates, keine bürgerliche Einrichtung, das geringste zu schaffen, so wie sie auch keinem vernünftigen Moralisten entgegen seyn kan, weil sie so wohl der geistigen Natur des Menschen, u. seiner ganzen übrigen, zum geselligen Leben geschaffenen Einrichtung, als auch den eigentlichen wörtlichen Gesetzen des Christenthums gemäß ist. Es kan also dieselbe mit allem Recht, so wie bei einer Mannsperson gegen die andere, und bei einem Frauenzimmer gegen das andere, so auch bei einem männlichen Geschlechte gegen eine weiblichen Geschlechts, u. umgekehrt statt finden. Aber kenne ich anders den Menschen in allen seinen Schwachheiten, mit allen seinen Nuancen zu gewissen Zeiten recht, — so hat auch jedes Frauenzimmer so wohl, als Mannsperson, die größte Ursache, jede Regung dessen, was größere Liebe verursachen, was den Untergang zu der zuerst beschriebenen Liebe machen könnte, zu unterdrücken, damit eine solche freundschaftliche Liebe nicht ausarten, und in der Folge für beider Tugend nicht gefährlich werden möge.

Der Mensch aber, der diese Art Liebe nie bei sich gespürt, oder doch wenigstens, wenn es nicht klar und deutlich gewesen ist, doch dunkel sich selbst unbewußt nicht gefühlt hat, mag allerdings ein Ungeheuer seyn, allerdings alle Anlage zu den schwarzesten Sündthaten haben. Denn sie giebt, den sichersten Beweis, daß ein solcher keine Art Geistes Grösßen und Vollkommenheiten kennt, nie weder den innern Werth solcher Eigenschaften, noch den äußern derselben ans Wohl der ganzen Menschheit gefühlt hat; — daß mithin keine dergleichen bei ihm selbst statt finde. Der aber, der auch nicht die kleinste gute Eigenschaft an sich hat, der auch das, was ihm vor Augen liegt, nicht so empfinden kan, daß es ihm dasselbe geneigt macht, muß entweder gar nichts wirken. — und dem ist er freilich der unglücklichste Mensch auf dem zweiten Erdboden, — oder er kan auch nichts anders, als Böses, als Unglück hervorbringen, — und dann ist er ein Abschaum der Menschheit; — und verbindet er damit noch Atraktiv, noch Feinheit des Verstandes, so hat wirklich selbst der Satan alle Ursache, sich vor einem solchen Menschen in acht zu nehmen, daß er ihn nicht um die Oberherrschaft aller bösen Geister bringt.

Die erste beschriebene Art Liebe kan aber, wie man leicht sehen wird, nur in einem einzigen Fall, wenn sie wahrlich tugendhaft seyn soll, statt finden, nemlich nur allein bei solchen Menschen, die sich ebrlich verbunden haben, und solchen, die durch ein eheliches Band ihre Liebe von der Art rechtmäßig machen können und wollen. In allen übrigen Fällen ist selbst diese aa sich reine und erhabene Liebe, in Rücksicht der Gegenstände lasterhaft. Lasterhafte Liebe, wenn eine mit einem Mann ehelich verbundene Frau, eine solche gegen eine andere Mannsperson, und

eben so ein, mit einer Frau ehelich verbundener Mann, gegen ein anderes Frauenzimmer hat. — Lasterhafte Liebe, wenn sie unter Personen statt findet, die entweder nicht den Willen haben, noch je nach den Umständen, sie mögen seyn wie sie wollen, das Vermögen haben, sich dieselbe durch ein eheliches Band rechtmäßig zu machen. — Es ist leicht möglich, daß viele Menschen dergleichen Liebe gar nicht fähig sind. 3. E. solche, deren Seelenfähigkeiten mehr zur kalten Speculation und klaren Vorstellungen, als zur Empfindung geneigt sind, bei welchen dunkle und gehäufte Vorstellungen nothwendig seyn müssen, auch wohl solche, die ohne zu abstrahiren nichts hören oder sehen können. Diese aber mit jenen beschriebenen Ungeheuren, die der andern Art Liebe nicht fähig sind, in eine Klasse setzen, würde ungerecht und falsch seyn.

Es haben also die Moralisten recht, wenn sie vor dieser Liebe in solchen Umständen warnen, denn sie ist nicht allein für die Tugend solcher Menschen höchst gefährlich, sondern bringt auch ein Heer von Unglück über dieselben. Klug und christlich handelt also der, und die, welche mit aller Kraft den ersten Eindrücken entgegen arbeiten, welche auf sie gemacht werden, und die sie zu der Liebe führen können — wenn sie voraus sehen, daß sie nie rechtmäßig werden kan. Geschähe dies durchgängig — es würde der reichhaltige Stof der Romanen so sehr schwinden, daß man bald Romanen ohne Liebe lesen würde.

Dahingegen wünsche ich allen Menschen recht viele starke Liebe von der andern Art, so wie Abscheu, Verachtung und Schaam gegen das viehische Bestreben der körperlichen sinnlichen Wollust auf eine so niederträchtige Art ein Genüge zu leisten.

Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Montag, den 7^{ten} August 1780.

Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 24^{te} St. d. J.)

Siebenter Brief.

Wer einiger Zeit berichtete ich Ihnen, mein werthester Freund, die von mir gefundenen Bestandtheile der Molybdæna, (*Molybdæna membranacea nitens*. Cronstedts Mineralogie S. 153.) und sagte Ihnen, daß dieses Mineral aus einer eigenen Säure und Schwefel bestehe, zeigte auch damals zugleich an, daß das ordinaire Wasserblei oder die Plumbago, welche von den Mineralogen auch Molybdæna genannt wird, von der oben erwähnten oder wahren Molybdæna in ihren Bestandtheilen sehr verschieden sey. Diesen Unterschied habe ich nun in einer unserer Wissenschaftsakademie mitgetheilten Abhandlung weitläufiger ausgeführt. Ich will Ihnen das merkwürdigste daraus abschreiben, gelegentlich aber die in dem dritten Quartal von diesem Jahre bereits abgedruckte *Revue* nachsenden.

Das reine Wasserblei oder die Plumbago, (*Molybdæna textura micacea*

& granulata. Cronstedts Mineral. S. 153.) wird weder von den concentrirten noch diluirten mineralischen und vegetabilischen Säuren angegriffen. Die Arseniksäure ist bloß die einzige, welche, nachdem sie mit starkem Feuer vom Wasserblei getrieben wird, sich wieder in Arsenik reducirt. (Ich will beim Schlusse zeigen, daß diese Reduction keinesweges dem Phlogiston der Hitze zuzuschreiben ist.) Weder der Salmiak, Mercurius sublimatus, noch der Schwefel werden in der Sublimation vom Wasserblei verändert, wird es aber mit vitriolisirtem Weinstein in einem verdeckten Ziegel stark geschmolzen, so entsteht eine Schwefelheber. Der im Feuer bereitete Bleisalk wird dadurch wieder hergestellt, das Vitrum Antimonii aber wird nicht reducirt, welches ich der geringern Anziehungskraft, welche dieses Glas zum brennbaren hat, zuschreibe, denn wenn man geriebenen Spießglaskönig mit Bleiglas zusammen schmelzt, so wird letzteres reducirt und ein braunes Vitrum Antimonii fließt über dem Blei:
König.

Arr

König. Mit reinem Küchensalz destillirt, wird gar keine Spur von Säure ausgetrieben, obgleich ein berühmter Schriftsteller vom Gegentheile erwähnt. Mit Salpeter entzündet sich die Mischung, so bald der Salpeter in der Retorte zu fließen und zu glühen anfängt. Wird ein Theil zart geriebenes Wasserblei mit vier Theilen Salpeter in einen glühenden Ziegel geworfen, so entzündet sich die Mischung heftig und fängt an stark zu schäumen. Im Ziegel restirt eine schwarze glänzende Masse, welche noch viel Wasserblei enthält. Wird ein Theil Wasserblei mit sechs Theilen Salpeter verpufft, so hat das Residuum mit dem vorigen gleiches Ansehen. Mit acht Theilen, restirt in der im Ziegel zurück gebliebenen Masse auch noch etwas unzerstörtes Wasserblei. Werden alle diese Residua mit heißem Wasser ausgelaugt, so erhält man eine alkalische Solution, und das noch unzerstörte Wasserblei bleibt im Filtrum zurück. Diese alkalische Auflösung enthält weder etwas Hepatisches noch Vitriolsäure, zum Beweise, daß in reinem Wasserblei kein Schwefel zugegen ist. Wird aber ein Theil von unserer Plumbago mit zehn Theilen Salpeter detonirt, so erhält man, nachdem es einige Minuten im Fluß gestanden, eine weiße alkalische Masse und ist demnach das Wasserblei nun gänzlich zerstört worden. Dieses Alkali, in Wasser aufgelöst, läßt etwas röthliches Pulver fallen, welches, wenn eine Unze Wasserblei mit zehn Unzen

Salpeter verpuffet worden, nach der Auslaugung und Trocknung 15 Grane wiegt und größtentheils Eisensafran ist. Wird die Lauge mit Vitriolsäure gesättiget, so effervesziert es stark. Sammelt man die entwickelte Luft und untersucht sie, so findet man daß solche Luftsäure ist, welche mit ein wenig Salpeterluft (*Acidum Nitri phlogisticatum*) gemischt ist. Wird die Lauge filtrirt und zur Crystallisation hingesezt, so erhält man nichts anders als vitriolisirten Weinstein und ein wenig Salpeter. Während der Effervescenz gelatinirt die ganze Mischung. Wird die im Filtrum zurück gebliebene Gallerte ausgewaschen, so findet sich, daß solche kieselicht ist, es ist aber dieser Kiesel bloß vom Ziegel herzuleiten, denn nachdem ich die Verpuffung in einem eisernen Ziegel anstellte, gelatinirte mir die Lauge gar nicht.

Wird zart geriebenes Wasserblei unter der Muffel geröstet, so gehen 80 bis 90 pro Cente verloren, das restirende ist ein Eisenkalk. Diese Calcination gehet aber sehr langsam von staten, und ist das Mineral frei von Schwefelkies, so giebt es während der Röstung gar keinen Geruch von sich. Zu glauben, daß das verslogene lauter Phlogiston sey, wäre gewiß zu eilig geschlossen, denn es scheint nicht möglich zu seyn, daß so wenig Eisen eine so große Menge Phlogiston sollte binden können, zumal da es hier so gar in weit größerer Menge als in den Holzkohlen vorhanden ist, denn zu einem Theil Kohlen sind fünf Theile Salpeter schon vollständig

länglich solchen gänzlich zu calciniren. Ich war also auch begierig zu wissen, ob in dem Rauch, der bei der Verpuffung des Wasserbleies aufsteiget, etwas besonderes mögte enthalten seyn. Deswegen wurde in eine glühende irdene Tubulatreorte nach und nach eine Mischung von Wasserblei und Salpeter getragen, da denn endlich der vorgelegte große Recipiente inwendig mit einer weißen Haut überzogen wurde. Nachdem ich diese Materie oder Blumen mit der größten Genauigkeit untersucht hatte, fand ich, daß solche bloß aus Salpeter bestunden. Sie können wohl gedenken, werthester Freund, wie ernstlich ich mich hier nach der Materie umsah, welche so viel Phlogiston in meinem Wasserblei fesselte. Endlich merkte ich, daß es nichts anders als die Luftsäure seyn konnte, von welcher zuvor bei der Sättigung der Lauge erwähnt worden. Ich mischte in dieser Absicht 15 Gran gerieben Wasserblei mit 4 Scrupeln Salpeter, that solche in eine kleine gläserne Retorte, vor welche eine luftleere Blase gebunden worden, und legte solche auf glühende Kohlen. Nachdem die Detonation geschehen, fand ich in der Blase eine Luft, welche eben den Raum als 36 Unzen Wasser einnahm. Das Kalkwasser absorbirte einen Drittel von dieser Luft. Es ist demnach ganz gewiß, daß das Wasserblei Luftsäure enthält.

Da aber auch Jemand einwenden könnte, daß diese Luftsäure vom Salpeter herkäme, so dienet demselben zur Antwort, daß sodann mit allen Sub-

stanzen, welche mit Salpeter verpufft werden, Luftsäure zum Vorschein kommen müßte. Dieses geschieht aber nicht. Eine halbe Drachma Zinnseil mit zwei Drachmen Salpeter auf vorhergehende Art in einer Retorte detonirt, geben in der Blase eine Luft, welche den Raum von $4\frac{1}{2}$ Unzen Wasser einnimmt, die aber nicht die geringste Spur von Luftsäure enthält. Eine Drachme fein pulverisirter Spießglas, könig mit zwei Drachmen Salpeter verpufft, geben eine Luft, die den Raum von 8 Unzen Wasser ausfüllt, aber auch diese Luft enthält keine Luftsäure. Mit Schwefel entsteht auch keine Luftsäure. Das Alkali bei dem Zurückgebliebenen in der Retorte enthält auch keine Luftsäure.

Dem ohngeachtet dachte ich doch auf Mittel das Wasserblei ohne Salpeter zu decomponiren. Ich mischte deswegen Calx Mercurii mit zartgeriebenen Wasserblei und reducirte das Quecksilber in einer kleinen Retorte über glühenden Kohlen. Hier erhielt ich Luftsäure mit etwas Feuerluft vermischt. Ich wiederholte darauf den im Anfang dieses Briefes erwähnten Versuch mit der Arseniksäure und geriebenen Wasserblei. Ich sammelte nemlich während der Reduction des Arseniks die Luft in einer vor den Retortenhals gebundenen leeren Blase, und erhielt hier lauter Luftsäure und gar keine Feuerluft, da man doch bloß die letztere erhält, wenn man die Arseniksäure mit der Hitze allein, in Arsenik reducirt. Ich reducirte auch die Weiglätte in einer

Retorte mit unserm Wasserblei. Hier war es aber nöthig die Lufssäure, so dieser Kalk von der Luft angezogen hatte, erst davon zu scheiden. Deswegen schmelzte ich diesen Kalk in einem Tiegel und so bald er im Fluß war, goß ich ihn aus. Ein solcher Bleikalk oder Bleiglas effenvescirt nicht mit der Salpetersäure und folglich hat es auch keine Lufssäure bei sich. Ich rieb dieses Glas zu Pulver, mischte es mit Wasserblei und reducirte es in einer kleinen gläsernen Retorte und erhielt auch hier einen guten Theil Lufssäure in der Blase. In der Destillation mit dem caustischen fixen Alkali verhält sich das Wasserblei wie die Kohlen, denn ich erhielt in der Blase eine brennende Luft, und das Residuum in der Retorte effervescoirte stark mit Säuren.

Ich habe mich also überzeugt, daß das überall bekannte Wasserblei oder

Reißblei eine Art Schwefel oder mineralische Kohle ist, welche aus Lufssäure und vielem Phlogiston zusammen gesetzt ist, und wozu das Eisen vermuthlich nur mechanischer Weise beigemischt worden. Sehen Sie also, liebster Freund, daß es wirklich kein geringer Unterschied zwischen Molybdæna und Plumbago ist. Warum will sich aber das Wasserblei nicht so wie die Kohlen anzünden lassen? Sollte wohl seine harte und dichte Textur dessen Entzündung im Wege liegen, da die schweren Kohlen der empyreumatischen Oelen und des Bluts auch sehr schwer zu verbrennen sind?

Zum Schluß will ich Ihnen noch melden, daß das Residuum insolubile vom Eisen, wenn solches in Vitriolspiritus aufgelöst worden, und welches wie Wasserblei glänzet, sich auch eben so verhält und wirklich auch Wasserblei ist.

Kjöping, den 16^{ten} Dec. 1779.

C. W. Scheele.

Der Hügel der Gelehrsamkeit.

Ein Traum.

(Aus dem Englischen. *)

In der Jahreszeit, wo die Heiterkeit des Himmels, die mannigfaltigen Früchte, die die Erde bedecken, die entfarbten Blätter der Bäume und alle die nur gar zu bald vorübergehenden Annehmlichkeiten des begeisterten Herbstes, das Herz der Fröhlichkeit öffnen, und es zu Betrachtungen geschickt machen; gieng ich in einer

schönen und romantischen Gegend spazieren. Die Neugierde gab der Müdigkeit nach und ich setzte mich also auf einen bemoosten Felsen nieder, wo das Krauschen der abfallenden Blätter, das Plätschern des Wassers in das Geräusch der entfernten Stadt, meine Seele in die vollkommenste Ruhe einwiegen; und da ich den angenehmen Phanz

*) S. Miscellaneous Pieces in Prose by J. and. A. L. Aikin. p. 20.

Phantasten und Träumereien, die die Gegenstände um mich natürlicher Weise mir einflößten, nachjeng, überfiel mich unvermerkt der Schlaf.

Ich befand mich sogleich in einer sehr großen Ebene, in deren Mitte sich zwei Berge erhoben, desgleichen ich noch nie gesehen. Diese Ebene wimmelte von Menschen, vorzüglich von Jünglingen; viele von ihnen drängten sich mit dem lebhaftesten Ausdruck von Hitze in ihrer Mine vorwärts, obgleich der Weg an verschiedenen Stellen steil und beschwerlich war. Ich bemerkte, daß diejenigen, welche eben angefangen hatten, den Hügel hinauf zu klettern, sich nicht weit von dessen Spitze entfernt zu seyn glaubten; aber wie sie näher kamen, so erblickten sie beständig neue Hügel, und der Gipfel des höchsten, den sie entdecken konnten, schien nur der Fuß eines andern zu seyn, bis sich endlich das Gebirge in den Wolken selbst zu verlieren schien. Wie ich diese Dinge mit Verwunderung betrachtete, so erschien plötzlich mein guter Genius. Dies Gebirge vor dir, sagte er, ist der Hügel der Gelehrsamkeit. Auf der Spitze des Berges ist der Tempel der Wahrheit, dessen Haupt über den Wolken ist, und deren Antlitz ein Schleier von reinem Licht bedeckt. Gib acht auf die Progressen derer, die sich ihr widmen, sey aufmerksam und still.

Nun wurde ich gewahr, daß der einzige ordentliche Zugang zu dem Berge ein Thor war, welches das Thor der

Sprachen hieß. Ein Französischer mit einer tief sinnigen und gedankenvollen Mine, deren Lippen in einer beständigen Bewegung waren, als ob sie sich etwas wiederholte, zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Name war Gedächtniß. Bei dem Eingange in diese erste Umzäunung des Berges, wurde ich durch ein unordentliches Murmeln von ganz verschiedenen Stimmen und disharmonischen Tönen betäubt, welches endlich so stark wurde, daß es mich ganz verwirrte, und ich konnte das Geräusch selbst mit nichts anders, als der Sprachenverwirrung zu Babel vergleichen. Der Weg war auch rauh und steinig, und verursachte noch mehr Schwierigkeit durch das viele alte Holz und Mauerwerk, das von den oberen Theilen des Berges beständig herabrollte, und durch die Trümmer von alten Gebäuden, über welche die Reisenden bei jedem Schritte klettern mußten, so daß viele, abgeschreckt durch den rauhen Anfang, zurückkehrten und den Berg nicht weiter versuchten: da unterdessen andere, die diese Schwierigkeiten besiegt, und keine Kräfte hatten weiter zu steigen, sich auf eins von den Bruchstücken niedersetzten, und die Wege unten mit den größten Merkmalen von Einsicht und Selbstgefälligkeit anredeten.

Ohngefähr auf der Mitte des Berges bemerkte ich auf beiden Seiten des Fußsteiges einen dichten, mit beständigem Nebel bedeckten Wald, der in Labyrinthe, sich einander durchschnei-

deude Alleen und Schlangengänge ausgehauen und mit Dornen und Brombeersträuchen durchkreuzet war. Man nannte ihn das Gehölz des Irrthums, und ich hörte die Stimme vieler Wanderer, die sich hin und wieder darin verloren hatten, daß sie einander zuriefen und einen Ausgang zu finden sich vergebens bemühten. An manchen Stellen breiteten die Bäume ihre Zweige über den Weg aus, und oft ruhte auf ihnen ein dicker Nebel; doch war er nicht so stark, daß man bei dem Lichte, welches von dem Untertage der Wahrheit strahlte, den Weg nicht hätte erkennen können.

In der angenehmsten Gegend des Berges waren die Lauben der Musen, deren Geschäft war, den Reisenden Muth einzusößen und durch die Gesänge ihrer himmlischen Leier ihre wandernden Schritte zu stärken. Nicht weit von hier waren die Gefilde der Fiktion, bedeckt mit verschiedenen Arten wilder Blumen, die in unendlicher Menge hervorsprossen; so mannigfaltig am Geruch und so glänzend an Farbe, als ich sie noch nie in irgend einem Clima gefunden habe. Nahe dabei war der dunkle Weg der Allegorie, so künstlich beschattet, daß man selbst bei dem Lichte der Sonne im Mittage, nicht mehr, als bei einem hellen Mondschne, sehen konnte. Dies gab ihm ein angenehmes romantisches Ansehen für diejenigen, die an Betrachtungen ein Vergnügen finden. Die Fußsteige und Alleen waren mit dunkeln und verworrenen Gängen

durchflochten, und am Ausgange derselben stand die Statue entweder einer Grazie, oder einer Tugend, oder einer Muse.

Nachdem ich diese Dinge betrachtet hatte, richtete ich mein Auge auf die Menge derer, die die Anhöhe hinan kletterten, und bemerkte unter ihnen einen Jüngling mit lebhaftem Gesichte und durchdringendem Blick, dessen Bewegungen etwas feuriges und unregelmäßiges verriethen. Sein Name war Genie. Mit Adlersflug schwang er sich den Berg hinan, und ließ seine Gefährten neidisch und verwundert nach ihm nachstaunend, zurück, aber seine Progressen waren ungleich, und durch tausend seltsame Einfälle unterbrochen. Wenn die Freude im Thale zwischerte, so mischte er sich in ihr Gefolge. Wenn der Stolz ihm nach einer Precipice winkte, so wagte er sich auf die wankende Spitze hinauf. Er fand ein Vergnügen an ungebahnten Wegen, und machte so manche Ausschweifung von der Straße, daß seine schwächere Gefährten ihm oft zuvorkamen. Die Musen waren, wie ich bemerkte, für ihn eingenommen; aber die Wahrheit runzelte oft ihre Stirn, und würdigte ihn ihres Blickes nicht. Indem dieser Jüngling so seine Kräfte durch einen unordentlichen Flug verschwendete, sah ich eine Person von ganz anderer Gestalt, die man Application nannte. Sie kam nur allmählig, aber immer etwas weiter; ihr Auge war beständig auf die Spitze des Berges gerichtet, und geduldig

geduldig räumte sie jeden Stein aus dem Wege, bis sie diejenigen weit zurück ließ, die anfänglich über ihre Langsamkeit und beschwerlichen Progressen gespöttet hatten. In der That waren wenige, die den Hügel mit einer sich immer gleichen und unerschütterten Standhaftigkeit erstiegen; denn, die Schwierigkeiten des Weges nicht zu rechnen, so wurden sie beständig von einer zahlreichen Menge von Neigungen, Leidenschaften und Vergnügen gereizt, ihn zu verlassen; und wenn sie sich einmal mit ihnen eingelassen hatten, so hielt es schwer, ihrem Ungestüm zu widerstehen. Kehreten sie auch oft auf den Weg zurück, so fühlten sie die Beschwerden desselben immer stärker; der Hügel schien ihnen immer steiler und gefährlicher; die wohlschmeckenden und zur Erfrischung dienenden Früchte schienen herbe und unschmackhaft zu seyn, ihr Gesicht wurde dunkel, und ihr Fuß strauchelte bei jedem kleinen Hinderniß.

Ich bemerkte mit einiger Verwunderung, daß die Mäusen, deren Geschäfte es war, diejenigen, die sich den Hügel hinauf arbeiteten, aufzumuntern und ihnen Muth einzuflößen, in den Lauben des Vergnügens sangen; und diejenigen begleiteten, die der Stimme der Leidenschaften Gehör gegeben hatten. Sie begleiteten dieselben zwar, aber nur kurze Zeit, und verließen sie immer alsdenn, wenn sie den Hügel aus dem Gesichte verloren

hatten. Die Tyranninnen fesselten denn die unglücklichen Gefangenen mit doppelten Ketten, und führten sie ohne Widerstand hin in die Zellen der Unwissenheit oder in die Wohnungen des Elendes. Unter der zahllosen Menge von Verführerinnen, die sich bemüßigten, diejenigen, welche sich der Wahrheit widmen wollten, von dem Pfade der Wissenschaften abzuhalten, war eine, so wenig furchtbar dem ersten Anscheine nach, und so gelinde und schwach bei ihren Unternehmungen, daß ich sie kaum bemerkt hätte, wenn mir nicht eine Menge von Personen in die Augen gefallen wäre, die sie unvermerkt mit ihren Ketten gefesselt hatte. Die Saubheit, (so ward diese Verführerin genannt), weit entfernt, offenbare Unseligkeiten anzufangen, wagte es nicht, die Wanderer von ihrem Wege abzulenken, sondern sie begnügte sich damit, sie vom weiter vorwärtsgehen abzuhalten, und konnte sie dieselben nicht dazu vermögen, ihren Vorsatz aufzugeben, so überredete sie sie doch ihn zu verschoben. Ihre Gesichtszüge hatten eine Kraft, die der des Torpedo *) ähnlich war, und die diejenigen entnerote, die in ihre Gewalt kamen. Ihre unglücklichen Gefangenen richteten noch immer ihr Auge auf den Tempel, und glaubten noch einmal dahin zu gelangen, aber der Grund schien ihnen unter ihren Füßen zu entschlüpfen, und sie besaßen sich auf dem Boden, ehe sie noch einmal ihren Platz verändert zu haben

ver-

*) Der Taubfisch, der denjenigen, der ihn auch nur mit einem Stocke berührt, betäubet.

vermutheten. Die sanfte Heiterkeit, die sich anfänglich in ihren Minen zeigte, veränderte sich allmählig in eine melancholische Mattigkeit, welche einen Anstrich von immer stärkerer Schwärze erhielt, da sie den Strom der Unbrauchbarkeit hinabglitschten; ein schwarzes faules Wasser, das von keinem kühlen Lüftchen bewegt, von keinem Murmeln belebt wird, bis es sich in einen todten See ergießt, wo die Passagiers durch den Stoß aufgeweckt, und den nächsten Augenblick von dem Strudel der Vergessenheit verschlungen werden.

Von allen den Unglücklichen, die den Pfad der Wissenschaften verlassen hatten, schienen keine unfähiger zur Rückkehr zu seyn, als die Anhänger der Faulheit. Diejenigen, die sich von den Begierden und Leidenschaften hielten verführen lassen, konnten oft den Augenblick, da ihre Tyranninnen matt oder eingeschlafen waren, ergreifen, um sich von ihrer Bezauberung zu befreien; aber die Herrschaft der Faulheit war von ununterbrochener Dauer, und selten widersetzte man sich ihr so lange, bis aller Widerstand fruchtlos war.

Nachdem ich diese Dinge betrachtet hatte, richtete ich mein Auge nach der Spitze des Hügels hin, wo die Luft immer rein und aufheiternd war, wo der Weg von Lorbeeren und andern Immergrün beschattet wurde, und der

Glanz, welcher von dem Angesicht der Göttin stralte, schien eine Glorie um ihre Verehrer auszugießen. Glücklich, sagte ich, sind diejenigen, die dies Gebirge ersteigen dürfen! — Zudem ich dies mit ungewöhnlicher Hitze ausrief, sah ich neben mir eine Gestalt, deren Gesichtszüge und sanfter Glanz etwas göttliches verriethen. Glücklicher, sagte sie, sind diejenigen, welche die Tugend zu Wohnungen der Zufriedenheit leitet! Wie, sagte ich, thront denn die Tugend hier im Thale? Ich befinde mich, erwiderte sie, im Thale und erleuchte das Gebirge. Ich erfreue den Armen bei seiner Arbeit, und begeistere den Weisen bei seiner Meditation. Ich mische mich unter die Bewohner der Städte, und beglücke den Eremiten in seiner Zelle. Ich habe einen Tempel in dem Herzen eines jeden, der sich zu mir bekennt; und dem, der sich nach mir sehnt, bin ich stets gegenwärtig. Die Wissenschaften mögen dich auf den Gipfel der Ehre erheben, ich aber allein kan dich zur Glückseligkeit führen. Wie die Göttin so redete, streckte ich meine Arme nach ihr mit einer Hefigkeit aus, die meinen Schlummer unterbrach. Ein kühler Thau war neben mir gefallen, und die Abend Schatten dehnten sich über die Landschaft aus. Ich eilte also nach Hause und brachte die Nacht in einsamen Betrachtungen zu.

Friedrichshausen.

G. S. Zannig.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Freitag, den 11ten August 1780.

Von dem Nutzen des Wassers, worin Eisen granulirt worden, als Bad gebraucht.

Seitdem der Herr Geheimer Kammerrath und Berghauptmann von Reden den überaus wichtigen Entwurf, das Schmelzen hiesiger Silbeterze durch hohe Ofen zu bewerkstelligen, mit überwiegendem Vortheil in Ausübung gebracht hat, werden zu desto ergiebigeren Ausbringen der Werke, wöchentlich eine große Menge Eisengranalien (gekörntes Eisen,) als ein Theil hiezu gehöriger Beschickung erfordert. Diese werden nach der Anweisung des Herrn Berghauptmanns zur Königshütte, Nothenhütte und zu Giddelte geniaht. Man läßt nemlich viele Centner schmelzendes Eisen in ein räumliches Gefäß mit Wasser laufen, und hält das erstarrende Eisen, das sich in Millionen kleinere Stückgen absondert, durch eiserner Nührhaken in Bewegung, damit sich nicht größere Massen an einander setzen, und die gesuchte Zertheilung vereitelt werde. Das Geräusch ist, wie man leicht denken kan, dabei außerordentlich groß, zumalen öfters auf der andern Seite des Gefäßes, ein

Feuerstrom aus dem Wasser wieder hervorsteigt. Wasser also, worin eine so große Menge schmelzendes Eisen granulirt worden, ließ schon durch die Voraussetzung, daß demselben dadurch eine ansehnliche Menge Eisentheile einverleibt worden, und durch Analogie hoffen: es werde als Bad gebraucht, bei solchen Krankheiten, bei denen die auflösende und stärkende Kraft des Eisens angezeigt wäre, mit Nutzen können angewandt werden.

Viele Versuche, die ich mit diesem Wasser als Bad gebraucht, gemacht, und die, alle meine Erwartungen, und jedes andere Eisenwasser weit übertreffende, große und geschwinde Wirkungen, bestärken mich in der Vermuthung, ob nicht die Feuerluft und der Eisendunst, beides zwar noch nicht allgemein angenommene Bestandtheile, den mehrsten Antheil an den großen Wirkungen haben, die es bei verschiedenen Krankheiten geleistet hat. Wenigstens hat der geschickte Chemiker, der hiesige Rathsapotheker Ilsemann, bei wiederholten Versuchen, das daraus dar-

stellige Eisen doch nicht von so großer Menge befunden, daß selbigen allein die ausnehmende Wirkung müsse zugeschrieben werden. Da hier der Ort nicht seyn kan, die Gründe zu jener Vermuthung vorzutragen, so behalte ich mir vor, dieselben in einem medicinischen Journal weiter auszuführen, und begnüge mich hier, auf höhern Befehl diejenigen Erfahrungen, die ich von dem großen Nutzen dieses Bades bei verschiedenen Krankheiten gehabt, bekannt zu machen. Aerzte von Einsicht werden hieraus zu einiger Genüge schon abnehmen, was sie für Wirkungen von diesem Bade zu hoffen oder zu fürchten haben. Leute ohne hinlängliche medicinische Kenntniß warne ich aber, nach eigenem Gutfinden sich oder andern dieses Bad nicht zu verordnen.

1) Die Schwindsucht.

Einem mageren, sonst aber gesunden Manne, war aus übel angebrachter Gefälligkeit die Krätze zu früh vertrieben worden. Seine nachmalige sitzende Lebensart, brachte ihm die Hypochondrie, Hämorrhoidalbeschwerden, und das einseitige Kopfweh zu Wege, gegen welches seit zehn Jahren viele Mittel vergeblich waren gebraucht worden. Hiezu kam nun der Strickhusten, der lange anhielt, und seinen Lungen eine Schwäche beibrachte, die ihm hätte tödlich werden können.

Nach glücklich überwundenem periodischem Krampf, blieb also der Husten, und erst Schleim hernach aber überaus häufiger Eiterwurf, und ein aus-

zehrend Fieber nach. Die Eklust war kränklich stark, und nach Befriedigung derselben, welche nach Empfindung und Temperament sehr eilig geschahe, stellte sich Müdigkeit, Röthe der Wangen, Hitze in den Händen, und Kurzorthigkeit ein, welche letztere endlich so sehr zunahm, daß der Kranke die mäßigste Bewegung gar bald abbrechen mußte. Nachdem ich die Verdauung anfänglich durch saurenhafte und verdünnende, nachmals aber durch stärkende Mittel zu verbessern gesucht hatte, ließ ich ihn in dem Granulierwasser von der Königshütte baden. Er hatte kaum fünfmal gebadet, so blieb der Husten und Auswurf nach und nach aus, das Dithemholen wurde frei, das Fieber verlor sich, und das einseitige Kopfweh auch. Noch jezo, da ich dieses schreibe, befindet sich dieser Mann von der Zeit an (es war 1776) so wohl, als er es wünschet. Ich wußte keinem Umstande, und keinem damals gebrauchten Mittel, die so schnelle Besserung und völlige Wiederherstellung zuzuschreiben.

Es giebt eine Art Schwindsucht, die von lange gehemmter Ausdünstung abstammt. Es sey nun hieran die Entstehung, Schwäche oder Verstopfung der äußersten Dinstöhrren Schuld, so wird die Unreinigkeit, die durch die Haut hätte ausgeworfen werden sollen bei einigen — erst zu Schleim, und dann unter Begünstigung eines schleichenden Fiebers zu Eiter umgeschaffen, — vorzüglich auf die Lungen abgesetzt, weil ihnen entweder schwache oder

oder Strophulöse Lungen von Geburt und Kindheit an, oder durch vernachlässigte Catarrhalhusten, zu Theil worden. Diese Art hatte ein funfzigjähriger Mann in D. Nach vorgängiger Aderlaß und Abführung, ließ ich ihn in dem Granulirwasser von der Giddelschen Eisenbütte baden. Nach ohngefähr sechs Bädern genas er völlig.

Daß es aber nicht gegen alle Arten Schwindsucht helfen könne, und daß man den Fall wohl kennen müsse, für den dies Bad gehöret, bedarf wohl keiner weitem Erinnerung.

2) Die Schwäche.

Die sogenannte Nervenschwäche, und die Schwäche der Fleischfasern ist diesem Bade, einen Fall ausgenommen, wo das Uebel schon zehen und mehrere Jahre auch durch andere Bäder vergeblich war bekämpft worden, noch jedesmal gewichen. Insbesondere aber kommt es in derjenigen Schwäche der Glieder, die nach der Gicht zurückgeblieben, vortreflich zu statten. So war z. B. ein Frauenzimmer aus N. so sehr unbeweglich an den Füßen, daß sie statt zu gehen, nur mit größter Mühe schurren konnte. Der Gebrauch dieses Bades stellte sie bald wieder her. Ein anderes Frauenzimmer eben daher, die dies Bad gegen langwierige gichtische Schmerzen in den Knien brauchte, hatte gleiche Vortheile davon.

Besonders schnell äußerte dies Bad seine Wirkung bei einem schwächlichen funfzehnjährigen Jüngling, dessen Geisteskräfte auf Kosten gehöriger Ausbildung des Körpers zu der vorsprin-

genden Stärke gekommen waren, dadurch er sich die Liebe und Werthschätzung eines jeden, der ihn genauer kannte, erworben. Dieser hatte nach dreimal erlittenem Jammer bei und nach dem Friesel, beständiges Zittern und Zucken der Sehnen bis in die siebente Woche behalten, das Vermögen schlafen zu können fast gänzlich verloren, und sprach ohne Fieber irre. Alles Folgen der größten Schwäche, die auch mit von der außerordentlich großen Entwicklung, die in Ansehung seines Wachstums während der Krankheit vorgieng, herkam. Hievon aber gewiß zu seyn, und zu erfahren, ob ein gemeines Bad mit Chamillen und Gliederblumen bereitet, die beständige Oscillation hemmen, und Neigung zum Schlaf hervorbringen würde, oder, welches einerlei ist, ob erschlaffende Bäder bei dieser ansehnenden größern Empfindlichkeit richtiger als stärkende angezeigt wären, ließ ich ihn eines Abends, bis an die Brust in ein solches gemeines Bad setzen, und acht bis zehen Minuten darin halten; allein die darauf folgende Nacht hatte er nicht eine halbe Stunde Ruhe. Nach dem Bade aus Granulirwasser aber erfolgte gleich desselbigen Abends ein ruhiger anhaltender Schlaf, alles Sehnenzucken war verschwunden, und am folgenden Tage der Verstand schon zuverlässiger, der sich auch nach wiederholtem Baden noch verbesserte; auch das Sehen, das nur mit Anstrengung geschah, wurde nebst der äußerlichen Aussicht der Augen besser. Ob schon

dieser gute junge Mensch die beste Hoffnung machte, daß er nun, da er drei Wochen von epileptischen Zufällen verschonet geblieben, die vorige Gesundheit wieder erlangen würde, wurde er doch am 4ten Jul. durch einen neuen Anfall dieses schrecklichen Uebels hingerast.

Hysterischen Personen habe ich dieses Bad ebenfalls mit sichtbarem Vortheil verordnet. Auch die Schwäche, nach überwundenem Scorbut, wich diesem Bade augenscheinlich.

3) Lähmung.

Gegen die Lähmung und Fühllosigkeit der Glieder nach erlittenem Schlagfluß, half es sehr schnellig. Außer einer Bergmannsfräule, der die Zunge, der rechte Arm und Fuß gelähmt und unempfindlich war, und durch dieses Bad den Gebrauch ihrer Glieder wieder bekommen hatte, that es bei einem hiesigen Kaufmann mehr, als man je erwarten konnte. Dieser Mann hatte nach einem zweimaligen Anfall vom Schlag, den Gebrauch der Vernunft, des Gesichtes, der Sprache, der Bewegung und des Gefühls am linken Arm und Fuß verloren, und bei diesem pflanzenähnlichen Zustande eine übermäßige Blutstärkung durch den Stuhl erlitten, dadurch er völlig enträufet worden war. Nachdem das Leben durch gehörige Mittel wieder in einige Sicherheit gebracht worden, suchte ich jenem höchst traurigen Zustande durch das Elektrisiren abzuhelfen, weil man aus einer auf nichts sich gründenden Furcht, ein Bad für ein sehr gefähr-

lich Ding hielt. Da aber jener sonst so hülfreiche Versuch hierbei ganz fruchtlos abließ, empfahl ich das Granulirwasser, als Bad gebraucht, nochmals ernstlich, und als das letzte Mittel den Kranken aus seinem mitleidswürdigen Zustande zu retten. Nach glücklich vollendetem ersten Bade, ließen sich die Angehörigen des Kranken, um desto leichter zu wiederholtem Gebrauche des Bades bewegen, und nach dem zweiten schon, war ihre Freude größer, als es vorhin ihre Furcht gewesen war, da sie sahen, daß der Kranke, noch in der Wanne, den Arm und die Finger etwas bewegen, Versuche zum Sprechen machen, und etwas, jedoch sehr undeutlich sehen konnte. In der Folge sahe er den Umriß eines Menschen, jedoch noch ohne Farbe; dann einfache Farben, und hernach erst ihre Abfälle. Er konnte weit früher die Minutenstriche auf einem emailten Zifferblatte einer Uhr sehen, als Buchstaben größern Drucks unterscheiden. Nach zehn Bädern ist die Besserung ohne einigen andern Gebrauch so weit gediehen, daß er wieder völlig vernünftig ist, einen Brief lesen, den Arm und die Finger bewegen, etwas schreiben, mit der Hand drücken, Kleinigkeiten darin halten, und allein gehen kan. Diese Erfahrung läßt um so weniger an der großen Wirksamkeit dieses Bades zweifeln, da der Kranke bereits in die dreizehnte Woche in obenbeschriebenen Umständen gelegen hatte, und ohne irgend andere Mittel in so kurzer Zeit so weit wieder genas, daß

daß man die gegründetste Hoffnung zu völliger Wiederherstellung haben muß.

Ein benachbarter Königl. Preussischer Beamter, hatte wegen eines unbezwingbaren Schmerzes im Ballen des rechten Fußes, bis in die dreißigste Woche im Bette auf einer Lende sitzen müssen. Durch die langdaurende Entäußerung aller Bewegung, hatte nicht allein die Beschaffenheit seiner Säfte eine der Gesundheit nachtheilige Veränderung erlitten, sondern der ganze rechte Schenkel war auch bis an den Fuß hinaus ungleich magerer geworden als der andere, — er war verschwunden. Nach etwa sechs Bädern von dem Granulirwasser von der Rosthenbütte, sahe man die ganze Gesundheit verbessert, und die Schwindung des Fußes völlig gehoben, der Schmerz aber im Ballen war unbeweglich geblieben.

Auch einige hiesige Hüttenleute, die die Bleilähmung hatten, haben den Gebrauch ihrer Glieder diesem Bade zu danken.

Ein junger Mensch von vierzehn Jahren, hatte oft Anfälle von der Migraine, die sich mit Erbrechen und Mattigkeit jedesmal endigte. Im verfloßnen Junius bekam er sie wieder mit anhaltendem Erbreehen, worauf die linke Seite des Gesichts gelähmt wurde. Das Sehen war auch überaus schwach worden, so daß er die Wörter nicht von einander unterscheiden konnte, wenn er lesen wollte. Das linke Auge war größer als das rechte, und das Augentlid wolte nicht

zureichen, es freiwillig und völlig zu bedecken. Hierzu kam noch eine, so viel sich die Mutter zurück erinnerte, von den Pocken her, und also sieben Jahr dauernde Harnruhr, die ihn gar nicht hatte zu Kräften kommen lassen. Nach drei Granulirwasserbädern verbesserte sich das Sehen so weit, daß er wieder lesen und schreiben konnte, auch nahm das Gesicht, das wegen der einseitigen Lähmung ganz schief stand, seine vorige Gestalt größtentheils wieder an. Die Harnruhr schien sich nur in so fern vermindert zu haben, als die Ausdünstung nach den Bädern war vermehrt worden. Die Migraine samit dem Erbrechen blieb aus. Dem zu gleicher Zeit gebrauchten Arzneimitteln und dem Elektrischen kan ich zwar ihren Beitrag zur Besserung dieses Kranken nicht absprechen; indessen glaube ich doch auch nach mehrerer Erfahrung, die schnelle Hülfe dem Bade zuschreiben zu müssen. Diese Kur konnte wegen Mangel an Badewasser nicht fortgesetzt werden.

Dies sind die Erfahrungen, die ich von der überaus großen Wirksamkeit des Granulirwasserbades habe anführen wollen, um zu zeigen, daß es vornemlich gegen solche Krankheiten angewandt werden könne, welche erschlaste Fasern, und verhinderten Einfluß der Lebensgeister in diesen oder jenen Theil des Körpers — überhaupt aber Schwäche — zum Grunde haben. Man sieht also schon von selbst, daß es in entgegengesetzten, und solchen Fällen, die aus Ueberfüllung der

Gefäße, Spannung und Steifigkeit der Fasern, Verdorbenheit der Säfte, die mehr aus andern Ursachen, als der Schlasheit der Gefäße ic. entsanden ist, herrühren, unnütz ja gar höchst schädlich werden könne. Ich weiß nur drei Fälle, wo es die gewünschte Wirkung nicht leistete. Gegen ein veraltetes Hüftweh vermogte es eben so wenig, als andere Mittel. Bei einer Milchverfetzung wurde es nur einmal, zwar vergeblich, doch aber ohne Nachtheil gebraucht: der dritte Fall ist oben angezeigt.

Was nun den Gebrauch des Bades betrifft, so ist vornemlich mit auf die Stärke und Wärme des Wassers zu sehen. Gewöhnlich läßt man auf den Eisenhütten, während dem Granuliren, frisch Wasser genug in das Gefäß beständig zulaufen, um hierdurch die Absonderung der Eisenkörner zu befördern, und auch das Wasser abzukühlen, damit es, wenn es umhersprüht, Niemanden beschädigen könne. Hiedurch wird das Eisenwasser sehr verdünnet, und die darin enthaltene gröbren Eisentheile durch das kalte, artige Wasser gutentheils niedergeschlagen, und folglich ärmer an wirksamen Theilen: man muß sich also desselben nicht allein öfter, sondern auch um einige Grad wärmer bedienen. Am kräftigsten ist dasjenige Wasser, dazu kein frisches gelassen worden, und das einige Zeit auf den Granalien gestanden hat. Diese Sorte kan aber nicht anders, als mit einiger Gefahr, und härterer Arbeit der Hüttenleute erhal-

ten werden, weil sie nachher die an einander festhängenden Granalien mit vieler Mühe wieder von einander schlagen müssen. Bei den Versuchen, die ich mit dieser Art Wasser gemacht habe, waren 28 bis 29 Reaumurische Grade Wärme hinlänglich, die beste Wirkung zu erlangen. Gewöhnlich lasse ich nur täglich acht bis zehn Minuten lang baden, dann abtrocknen, in ein etwas erwärmtes Bett niederlegen, einige Tassen Thee trinken, und eine mäßige Ausdünstung abwarten. Ich weiß, daß einige Personen halbe Stunden lang im Bade geblieben sind, ohne einige Beschwerlichkeit davon zu haben.

So wirksam dieses Bad ist, so lange es die ursprüngliche Wärme vom Granuliren hat, so sehr muß es verlieren, wenn es erkaltet und wieder erwärmt wird; denn eines theils fallen gar zu viele Eisentheile aus dem Zwischenräumen des Wassers heraus, andern theils aber gehen durch neues Erwärmen die feinen höchst wirksamen Dünste verloren, die durch kein glühendes und darin abgelöshtes Eisen wieder ersetzt werden können. Ueberhaupt habe ich einen himmelweiten Unterschied zwischen der Wirkung des Eisengranulirwassers, und des durch glühendes und im Wasser abgelöshtes Eisen zubereiteten gefunden. Bei ein und eben demselben Kranken, der stets gestärkt und munter aus dem Granulirwasserbade gekommen war, zwang mich der Mangel, ein künstliches Eisenbad zu bereiten; allein ohngeachtet eine

eine Menge glühend Stangeneisen, Schaufeln zc. in dem Wasser war abgelöscht worden, kam derselbe matt und entkräftet heraus. Noch stärker aber muß der Unterschied zwischen diesem und dem Eisenschlackenbad seyn, da jenes von reinem schmelzendem Eisen seine wirksamen Theile erhalten, in diesem aber nur eine glasartige Masse, die dem Wasser wenig oder nichts mittheilen kan, abgelöscht worden.

Ehe ich schließe, muß ich den Lesern noch sagen, wie sehr Königl. Churfürstl. Cammer und hiesige Königl. Churfürstl. Berghauptmannschaft es sich zum Geschäfte gemacht habe, dem kränklichen Theile des Publikums diese glückliche Folge der Hofofenarbeit nutzen zu lassen, und den Harz auch für die größte Bedürfnis des menschlichen Lebens — die

Clausthal, im Julius 1780.

Gesundheit — wohlthätig zu machen. Auf jenes hohen Collegii ausdrücklichen Befehl geschah es, daß ich oben erzählte Krankengeschichte aus meiner Praxis samlen und Hochdenenselben unterthänig einsenden mußte, worüber Sie dann das Gutachten des Herrn Hofraths und Leibarztes Zimmermann forderten, und mir hierauf anbefohlen, dem Publikum die außerordentlichen Erfolge dieses Bades in dem Hannöverschen Magazin bekannt zu machen. Damit es nun aber nicht an Gelegenheit fehle, daß Auswärtige sich dieses Vortheils ebenfalls bedienen können, hat Königl. Churfürstl. Cammer den gnädigen Entschluß gefaßt, an schicklichen Orten, ein, oder mehrere Badehäuser und gehörige Bequemlichkeiten errichten zu lassen, nach deren Beendigung weitere Nachricht wird gegeben werden.

L. G. B. Lentin.

Mittel, die Motten aus dem Pelzwerk und andern Kleidungsstücken zu vertreiben.

Der Herr von Raummure hat sich bekanntlich viele Mühe gegeben, ein Mittel ausfindig zu machen, um dieses sehr schädliche Insekt zu vertreiben, auch nichts bewährter bemerkt, als den Terpentinöl. Mit diesem wird ein Stück Löschpapier, oder ein anderer linnener oder wollener Lappen angefeuchtet, und solches Stück zwischen das Geräth gelegt, worin sich Motten aufhalten. Es verhindert auch,

daß sich keine einnisten. Das übelste aber ist, daß der Geruch des Terpentins den zarten Nasen nicht annehm seyn kan, daher diejenigen Kleidungsstücke, welche auf diese Art parfümirt worden, bevor man sie anlegen will, einige Zeit zuvor in die freie Luft ausgebreitet seyn müssen. Folgendes Mittel ist in diesem Betracht nicht übel. Man breitet nemlich die Pelze oder Kleidungsstücke völlig aus einander,



ber, so daß man ein Feuerfaß mit angezündeten Kohlen darunter stellen, und doch nichts davon verbrennen kan. Zween neben einander oder in einer gewissen Entfernung gestellte Stühle sind hierzu dienlich; man legt über deren Lehnen, die aber nicht zu hoch seyn müssen, ein Paar Stöcke, über welche man die Kleidungsstücke bequem ausbreitet; sodann setzet man das Feuerfaß mit Kohlen darunter, und legt auf die brennenden Kohlen nach gut finden eine Portion von dem sogenannten spanischen Pfeffer, so bald dieses

geschehen, entfernt man sich eiligst aus dem Zimmer, weil der aufsteigende Dunst von dem Pfeffer den Augen und Gesicht nicht zuträglich ist, die Insekten aber werden sodann gewiß davon getödtet. Man thut auch nicht übel, bevor der Dampf aufsteiget, ein Fenster aufzumachen, damit er sich nach und nach von selbst verliere. Eben dieses Mittel kan auch in Zimmern angewandt werden, welche mit wollenen Tapeten behangen sind, und worin sich Motten befinden.

Historische Anekdoten aus Irelands Irländischer Geschichte.

1353. Es war ein Hauptzug der Politil Eduard des 3ten, daß er sich bemühet, die Mißbräuche und Unordnungen abzustellen, welche die aus England nach Irland übergewanderten und sich dort niedergelassenen Familien veranlasseten. Aus dieser Absicht schickte er einen englischen Ritter, namens Rocheley dahin, damit er Ordnung herstellen, und die Regierung dieses Königsreichs übernehmen mögte, welches denn dieser auch mit einer Treue und Rechtschaffenheit verrichtete, welche wenige seiner Vorgänger gezeigt hatten. Durch seine eigene uninteressirte Lebensart und Mäßigkeit gab er den Lords, welche bisher nur gewohnt gewesen waren, zu rauben und die Schwächern zu unterdrücken, ein redendes Beispiel. Ich werde (sagte er zu ihnen) bedient ohne Pracht und Glanz,

allein mögen doch meine Teller immer von Holz seyn, wenn nur meine Gläubiger bezahlt sind.

* * * * *

1487. In Ulster wurde zwischen den beiden Herrn Oneal und Tirconel ein heftiger Krieg geführt; die Veranlassung dazu war das sonderbarste dabei. Der Stolz des ersten war es hauptsächlich, denn dieser forderte von dem andern zur Anerkennung der Unterwürfigkeit einen Tribut. Beides, Forderung und Unterwort, war so laconisch, daß sie bei einer edlern Veranlassung verdienten bewundert zu werden; Oneal ließ dem Tirconel sagen: sende mir Tribut oder sonst — — und dieser antwortete in eben der Kürze: ich bin dir keinen schuldig und wenn — —



Hannoverisches Magazin.

65tes Stück.

Montag, den 14ten August 1780.

Der Sturmwind.

Die Luft ist verhältnißmäßig so leicht, und wenn sie nicht ungewöhnlich bewegt wird, so schwach, daß sie dem schwächsten Körper, worauf sie stößt, einem Grashalm, selbst einer Feder ausweicht und solche zur Erde fallen läßt. Sie ist so fein, und hat so wenig Consistenz, daß sie auch dem schärfsten Auge unsichtbar ist. Wir bewegen uns frei durch dieselbe, wir bemerken weder ihren Druck, den sie von allen Seiten auf uns thut, noch ihren Widerstand, wenn wir sie bei der Bewegung unsers Körpers oder seiner Gliedmaßen durchschneiden. Aber eben diese subtilen, diese unsichtbaren, unmerklichen und auch dem schwächsten Körper ausweichende Luft, ist einer solchen Stärke fähig, daß, wenn sie bis zum Stürmen bewegt wird, nichts vermögend ist, ihrer Gewalt zu widerstehen. Dann wirft sie alles, worauf sie stößt, zu Boden, oder reißet es mit sich fort, beraubt die Gebäude ihrer Dächer, oder stürzt sie selbst zu Boden, und begräbt die unglücklichen Bewohner unter deren Trümmern. Sie bricht

die stärksten Bäume in der Mitte entzwei, oder reißt sie mit der Wurzel aus der Erde. Wenn sie auf der See stürmend wüthet, so zerbricht sie Masten, Thau und Segel, versenket die Schiffe selbst mit Menschen und Gütern in den Abgrund, oder zerscheitert sie an den Klippen und dem Gestade des Meers. Sie thürmt Welle auf Welle an den Ufern hinan, sie macht einen Bruch in die Seedämme, oder treibt die Fluthen über selbige weg, und bereitet den dahinter liegenden Ländern mit ihren Städten und Dörfern eine schreckliche Sündfluth. Sie hält die größten und schnellsten Ströme in ihrem Laufe auf, und macht, daß sie aus ihren Ufern treten, und ganze Gegenden verwaüsten.

Was giebt den stürmenden Winden eine solche alles zu Boden werfende oder mit sich fortreisende Stärke? Was treibet sie bald in einem engen Zirkel herum? Was macht, daß ihre Stürmen einen geraden Strich fortgeht, der bisweilen nur eine geringe Breite hat, bisweilen aber über ganze Länder und Meere sich erstrecket? Was ist

ist die Ursache, daß der Wind bald vom Anfange bis zu Ende gleich stark und ohne Absätze fort bläset, bald nur Stoßweise tobet? Bisher ist man in der Naturkunde so weit nicht gekommen, daß man von allem diesen ungewiss zweifelte und völlig sichere Ursachen und Gründe angeben, und jede Nebenumstände erklären könnte, und vielleicht bringen wir es nie zu einer so hohen Kenntniß in den Wirkungen der Natur. Wir sind in der Lehre vom Winde noch so weit zurück, wie sollten wir es in der von dessen Stürmen weiter haben bringen können?

Die Heiden machten Winde und Stürme zu Gottheiten, und glaubten sie durch Opfer sich gefällig machen zu können. Hesiodus macht in seiner Theogonie den Zephyr (Westwind) den Boreas, (Nordwind,) den Notus, (Südwind,) zu Söhnen der Aurora. Apollonius von Rhodius, läßt die Medea, als sie mit ihrem Jason zu Schiffe davon flüchten will, den Winden ein Opfer bringen a), und in der Aeneis des Virgils schlachtet Anchises bei der Abfahrt aus der Insel Delos nach Creta den Zephyrus ein weisses, und dem stürmischen Wetter ein schwarzes Schaf, und ehe nachmals Menäas aus Sicilien absegelt, läßt er Winde und Wetter eiplamm opfern b). Boreas hatte nach der Fabel ehemals eine athenienische Prinzessin entführt

und zur Frau genommen. Nach der Erzählung des Herodotus c), befahl das Orakel den Atheniensern bei diesem ihren Schwiegersohne wider den Xerxes, der Griechenland mit einer ungeheuren Flotte anfallen wolte, Hülfe zu suchen. Boreas ließ sich erbiten, und richtete durch sein Stürmen die persische Flotte zu Grunde. Bei den Römern war es von Alters her eingeführt, daß ihre Feldherren, ehe sie unter Segel giengen, den Stürmen ein Opfer schlachteten d). Die von den Römern zur groben Abjötterei verleitzeten Gallier, hielten den Nordwestwind, der durch sein Stürmen oft Verwüstung in ihrem Lande anrichtete, ebenfalls für eine Gottheit, und Augustus gieng gar so weit, daß er diesem Winde einen Tempel in Gallien bauen ließ e).

Die Fabel der Griechen, hat die Winde und Stürme der Herrschaft des Aeolus untergeben. Sie hat ihm die Residenz auf einer der äolischen, heutiges Tages liparischen Inseln, deren feuerpeiende Berge einen unaufhörlichen Dampf und beständige Winde verursachen, in Norden von Sicilien angewiesen. Sie ist nach dem Homer in seiner Odyssee mit einer undurchdringlichen ehernen Mauer auf allen Seiten umschlossen. Mitten auf der Insel erhebt sich ein glatter Fels, in dessen Höhlen er die verschiedenen Win-

a) In Argonauticis l. 4. v. 443.

b) Aenæid. l. 3. v. 118. & l. 5. v. 772.

c) In Polymnia.

d) Cicero de Nat. Deor. l. 3.

e) Séneca Nat. Quæst. l. 5.

Winde als in einem Kerker verschlossen hält, ihr Toben und ihren Grimm mäßiger, nach Gefallen bald den einen, bald den andern, heftig oder schwach wehen läßt, sie auch wieder zurück ruft, und aufs neue einsperret. Hier landete nach eben diesem Dichter f) Ulysses nach vielen Abentheuern, die ihm auf seiner Heimfahrt von Troja aufgestoßen waren, an. Er machte sich den Aeolus so geneigt, daß er nicht nur den Westwind, der ihn nach seiner Vaterlande zurück bringen sollte, wehen ließ, sondern ihm auch noch überdem einen ledernen Schlauch mit Winden angefüllt, auf den Weg gab. Nach einer glücklichen Fahrt von neun Tagen und eben so viel Nächten, erblickte Ulysses schon sein geliebtes Ithaca von ferne. Unglücklicher Weise mußte ihn, ehe sie das Ufer erreichten, der Schlaf überfallen, während dessen einer seiner Spießgesellen den übrigen in den Kopf setzte, Ulysses brächte nicht nur seine herrliche Beute, die er in Troja gemacht, mit zu Hause, sondern Aeolus habe ihm auch einen ganzen Sack voll Gold und Silber geschenkt; sie alle aber kämen mit leerer Hand zurück. Man wurde eins, diesen Sack zu öffnen, um zu sehen, was darinnen sey. Gleich stürzten die Winde mit Ungeßüm heraus, und trieben das Schiff wiederum an die Insel des Aeolus. Vergebens wandte er sich zum zweitenmal an diesen Beherrscher der Winde. Er wies ihn drohend, als

einen Menschen den das Schicksal selbst verfolge, zurück, und überließ ihn seinem fernern Unstern.

Homers Nachahmer, Virgil, g) läßt auch die Juno ihre Zuflucht zu dem Aeolus nehmen, als Menäas mit dem Ueberrest der ihr verhaßten Trojaner über das tyrthenische Meer den Küsten Italiens zugeselte. Sie bat ihn unter dem Versprechen, daß sie ihm die schönste von ihren 14 Nymphen zur Frau geben wolle, diese Flüchtlinge durch Sturm in der Tiefe des Meers zu begraben, oder ihre Schiffe zu zerstreuen. Wie hätte Aeolus der Gemahlin des Jupiters, der ihr zum Herrn über Winde und Stürme gemacht hatte, was abschlagen können, und was würde er nicht ohnedem, um zu dem Besiz der versprochenen Schätze zu gelangen, gethan haben? Aeolus stieß seinen umgekehrten Zepter in die hohle Seite des Berges hinein, und die Winde stürzten sich da, wo ihnen der Ausgang aus ihren Gefängnissen eröffnet wurde, mit Ungeßüm heraus. Nachdem sie das feste Land durchstürmt, breiteten sie sich auf dem Meere aus. Der Ostwind und der Westwind und der immer stürmende Südwest bewegten das Meer bis in seine unterste Tiefe, und trieben es in ungeheuren Wellen an das Gestade. Das Schiffsvolk erhob plötzlich ein Geschrei, und das Thauwerk machte ein fürchterliches Geräusch. Düstre Wolken entzogen plötzlich den Augen der Feurer den Himmel.

f) Odyss. l. 10. v. 1. seqq.

g) Aenæid. 55. seqq.

mel und den Tag, und eine schwarze Nacht verbreitete sich über das Meer. Häufige Blitze von harten Donner- schlägen begleitet vermehrten Schrek- ken und Gefahr, und jeder sah seinen nahen Tod vor Augen.

Virgil malet hierauf mit meister- haften Zügen den Schifbruch, den die- ser Sturm verursachte, und welcher das ganze Geschwader des Menas zu Grunde gerichtet haben würde, wenn nicht Neptun, ungehalten, daß Aeolus durch seine Winde einen Einsall in sein Wasserreich unternommen, und so große Unordnungen darin erregt, die Winde hart bedrohet, sie mit ei- nem scharfen Berweise an ihren Herrn, nach ihrer Insel zurück geschickt, und das Meer mit seinem Dreizack wieder beruhiget hätte.

Meine Leser werden diese kleine Ex- cursion in das Reich der Fabel verzei- hen. Betrachten wir nunmehr das Stürmen der Winde nach physicali- schen Gründen, so werden wir finden, daß solches, wie die Winde selbst, 1) aus einer starken Verdünnung, 2) aus einer Verdickung und Zusammenpres- sen, 3) aus einem heftigen Drucke der Wolken, und 4) von häufig aufstei- genden, und in Regen verwandelt, wieder herabfallenden Dünsten her- rühre.

Was die erste Ursache der Sturm- winde anlangt, so ist es leicht zu be- greifen, daß eine verdünnete Luft einen größern Raum, als sie vorher ein- nahm, nöthig hat. Um sich solchen zu verschaffen, stoßt sie die angränzen-

de Luft entweder von allen Seiten, oder nur von der Seite, wohin sie ihre Rich- tung aus Ursachen, welche sich nicht erklären lassen, nimit, vor sich weg, und diese weggestossene Luft treibt auch die, welche ihr im Wege stehet, weiter. Je größer und anhaltender also die Rarefaction der Luft ist, desto heftiger und anhaltender ist auch dieses Fort- stossen der Luft, oder der Sturm, wel- cher dadurch verursacht wird. Die Rarefaction der Luft geschiehet durch die Hitze, nicht nur der Sonne, sons- dern auch der Blitze und Entzündun- gen der schwefeligen Dünste in der obern Luft und in dem Innern der Erde. Die Sonnenhitze ist zwischen den beiden Wendezirkeln und den zu- nächst angränzenden Ländern am stärk- sten, daher erregt sie daselbst auch die heftigsten Stürme von Seiten des Aequators her. So giebt es in Aegypten oft so heiße Südwinde, daß man keine Luft schöpfen kan. Sie er- regen schädliche Wirbelwinde, die so vielen Sand in die Höhe treiben, daß der Himmel mit Wolken bedeckt zu seyn scheint, und der alle Versuche, das rothe Meer mit dem Nilflusse und dem mittelländischen Meere durch ei- nen Canal zu vereinigen, jedesmal ver- eitelt hat. Noch heftiger tobt er in Aethiopien, welches der persische Cam- byses ehemals mit dem Verluste eines Heeres von 50,000 Mann erfuhr, welches er nach der Eroberung von Aegypten, die Ammonier zu bekriegen, und ihren berühmigten Gögentempel zu zerstören, abschiedte. Nach einigen

Tagereisen in der Wüste, erhob sich ein Sturmwind von Mittag her, welcher das ganze Heer mit Sande bedeckte und darunter vergrub; ein Schicksal, das vielen Reisenden in den afrikanischen Sandwüsten wiederfährt.

Dieser schädliche Wind, Samvel oder Samum, ist in Persien noch viel schrecklicher. Er wüthet, wie die Reisebeschreiber sagen, nicht anders, als ein aus feurigen Dünsten entstehender Wirbelwind. Er ist erstickend und tödtend, und niemand kommt davon, welcher von ihm ergriffen wird. Wie Thevenot erzählt, so hat er zu Balsora im Jahr 1665 vier tausend Menschen getödtet. Texeira hat ihn zwischen Balsora und Alkassir noch den 7^{ten} Sept. so heiß angetroffen, daß er und seine Reisegefährten kaum haben Othum holen können, und verschiedne Kameele für Hitze und Durst gestorben sind. In Arabien und auf dem rothen Meere stürmt er eben so sehr, und führt so viel Sand mit sich, daß viele in der Meinung stehen, daß das Meer mit der Zeit von solchem häufigen Sande werde angefüllt werden. In dem indianischen Meere zwischen Afrika und Indien bis an die Molucken, verursacht die Verdünnung der Luft im Junius, Julius und August häufige Stürme, aber solche kommen nicht, wie in Persien, Arabien und Aegypten, welche Länder dießseits des nördlichen Wendezirkels liegen, aus Süden, sondern aus Norden,

weil die Sonne in solchen Monaten die Zeichen durchläuft, welche in Norden von Ostindien sind. Die nördlichen Länder von Amerika, deren Atmosphäre nicht so sehr erhitzt werden kan, erfahren nicht viel von starken Stürmen. In Grönland sind sie am seltensten und schwächsten, und wenn sich daselbst welche ereignen, so kommen sie aus wärmern südlichen Ländern. Die südlichen Provinzen Carolina, Georgien u. dergl. sind den Stürmen desto stärker unterworfen. Am stärksten wüthen sie aber auf den westindischen Inseln, die der Sonnenbahn noch näher liegen, und zwar in den heißesten Monaten, wo die Luft am meisten erhitzt und verdünnet ist.

Eine plözlilere und heftige Verdünnung der Luft geschieht durch Blicke und Entzündungen der Dünste im Luftkreise, wodurch folglich auch heftigere Sturmwinde erregt werden. Wer weiß nicht, daß angezündetes Schießpulver die Luft heftig fortstoßet. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Blicke. Der Jesuit Dechales h) erzählt; als er 1644 kurz vor Weibachten von der Insel Narus nach Scio gefahren, und sie nicht weit von der Insel Nicaria, in Ost-Nord-Ost unversehens einen Wetterstrahl wahrgenommen, so hätte der Steuermann daraus einen starken Wind von der Seite her prophezeit, welcher sich auch in weniger, als einer Stunde Zeit, eingestellt, und auf drei Wochen gedauert habe. So sind also die häufigen

Tit. 3

Orkane

h) Dechales l'art de naviger l. 7. proposit. 21.

Oelane auf den westindischen Inseln, wo es in den Sommermonaten fast jede Nacht blizet, Folgen von Gewittern.

Wenn endlich die in den innern Höhlen der Erde verschlossene dicke Luft durch unterirdische Entzündungen verdünnet und hervorgetrieben wird, so muß sie die Atmosphäre nothwendiger Weise erschüttern, und Stürme verursachen. Aus den feuerspeienden Bergen steigt, wenn sie auch keine Flammen auswerfen, dennoch ein beständiger Dampf auf, der in der äußern Luft eine Alteration macht. Ist der Brand in selbigen heftig, so ist die Gewalt der mit der Flamme herausfahrenden erhitzten Luft so stark, daß sie Steine von großer Schwere mit herauschleudert, und die Lava einige Meilen weit hinwirft. Sie muß daher auch die äußere Luft mit Gewalt fortjagen und einen Sturmwind erregen. Ein Berg auf der Insel St. Christoph hat oben auf seiner Spitze eine ungeheurer tiefe Höle, die beinahe eine Viertelmeile im Umfange hat, und eine Menge Schwefel enthält, wovon ein beständiger Dampf aufsteiget. In dieser Höle sind 2 bis 3 tiefe Löcher, jedes ohngefähr 3 Fuß im Durchschnitte, gemeinlich die Teufelskessel genannt, welche bisweilen heftiger, als ein Kessel über dem Feuer, kochen i). Vermuthlich hat dieser erhitzte Schwefeldampf seinen Antheil mit an den häufigen Stürmen auf dieser und den benachbarten Eilanden. Zweitens kan auch im Gegentheile die Verdickung

der Luft heftige Winde verursachen. Denn weil sie in solchem Zustande nicht mehr so viel Raum einnimmt, so dringt die übrige Luft sogleich von allen Seiten herzu, das entstandene Leere wieder anzufüllen. Ferner ist der Druck der Wolken eine dritte Ursache der Stürme, wenn nemlich eine obere Wolke auf die unter ihr schwebende schwer auffällt, und also die Luft dazwischen mit Gewalt weggetrieben wird. Auch selbst die in den Wolken eingeschlossene Luft und Dünste, können durch ihre Bewegung so erhitzt werden, daß sie die Hülle der Wolken durchbrechen, mit Ungestüm aus den gemachten Oefnungen herausfahren, und alles worauf sie stoßen, danieder werfen.

Wenn endlich viertens die aus dem Meere in Menge aufsteigende Dünste, einen Theil der Atmosphäre einnehmen, und die Luft vor sich her wegschieben, wenn sie in Wolken versamlet dahinfahren, und die Luft ihnen Platz machen muß, so kan beides so schnell und heftig geschehen, daß solche Bewegung stürmend ist. Stoßet die Wolke eine eben so große Masse von Luft, als sie selbst anmacht, vor sich weg, und rückt in ihren Platz, so tritt die Luft hinter, und zu beiden Seiten der Wolke wieder in die Stelle, welche die fortziehende Wolke verläßt, sie giebt ihr dadurch einen neuen Stoß, und befördert die Geschwindigkeit ihres Zuges. Dies ist die Ursache, warum der Zug ungeheurer Wolken, wie gemeinlich

i) Neue Erdbeschreibung von ganz Amerika, aus dem Englischen, Th. 1.

meiniglich die Gewitterwolken sind, fast immer mit heftigem Winde oder Sturm begleitet ist. Ist der Zug der Wolken nicht schnell, und senken sie sich mehr, als daß sie fortziehen, so weicht durch ihren Druck die Luft, von welcher sie getragen werden, bald zur einen bald zur andern Seite aus. Wir bemerken daher bisweilen, besonders bei stürmischen Wetter, daß die Windfahne in wenig Minuten fast im Zirkel herum gehet, bis der Wind eine gewisse Richtung erhält.

Wenn der Horizont ganz mit dickem Gewölke überzogen ist, so ist die Luft am leichtesten. Denn alle wässerige und irdische Partikeln, welche vorhin mit der Luft vereinigt waren und sie schwer machten, sind alsdenn von ihr abgesondert, und in den Wolken enthalten. Bei solcher Leichtigkeit der Luft muß das Quecksilber im Barometer fallen. Die Wolken finden desto wenigern Widerstand an der leichten Luft, sie stoßen sie desto schneller fort, und erregen dadurch einen Sturm, wenn sie sich nicht beizeiten ihrer Last durch Regengüsse erleichtern. Hieraus siehet man, daß man bei dem tiefen Fallen des Mercurius, wenn der Himmel voll Wolken ist, entweder Regen oder Sturm, wie bei den untersten Graden des Wetterglases bemerkt ist, zu erwarten habe. Fallen aber die Dünste, welche der Luft den Platz beengten hatten, in Regengüssen wieder zur Erde, so nimt solche die ledigen Räume wieder ein, und wenn solches mit Heftigkeit geschieht, so ist Regen und Sturm mit einander vergesellschaftet.

Sollte man endlich in dieser Materie, darin wir es ohnedem wohl nie zu einer völligen Gewißheit werden bringen können, Muthmaßungen wagen dürfen, so scheint es nicht unmöglich zu seyn, daß Dünste von widriger Art eine Gährung und ein Aufbrausen in dem Fluido der Luft, außer oder in den Wolken, verursachen. Die Chymie lehret uns, daß verschiedene Dinge aus dem Mineralreiche sich nicht mit einander vertragen, sondern ihre Mischung ein Aufbrausen erzeuge, daß zum Exempel eine Mischung von Feilspänen und Vitriolspiritus an zu kochen fängt, und beinahe mit eben solcher Gewalt auf die Luft wirke, als angezündetes Schießpulver. Wenn nun dergleichen widrige Dinge sich in der Luft mischen, solche erhitzen, verdünnen und aufbrausend machen, so wäre wohl ein Sturm die unausbleibliche Folge davon. Diese Muthmaßung ist nicht weit von der Meinung des Aristoteles entfernt, welcher das Entstehen einer Art von Sturmwinden daher leitet, wenn sich Dünste von andern Materien, als Schwefel und Salspeter sind, die durch ihre Entzündung Blitze und Gewitter verursachen, in der Luft häufen und sich geschwind erwärmen. So glaubt auch Gassendi, daß Wasser, oder auch wässerige Dünste, ohne Beimischung von Salzen, keinen Wind, oder Sturm zeuge.

Die Stürme, welche von der durch die Sonnenstrahlen zu sehr erhitzten Luft herrühren, sind in unserm nördlichen Halbr

Halbflugel in den letzten Sommermonaten, gewöhnlich bei heiterm Wetter, und kommen gemeinlich aus Osten und Süden. Hingegen haben die Stürme, welche von Wolken herrühren, diejenigen, welche Gewitter zu begleiten pflegen, ausgenommen, ihre Regierung im Herbst, auch bei gelin dem Wetter im Winter, wenn unser Horizont stark mit Wolken überzogen ist, welche aus der Nordsee, dem atlantischen und mittelländischen Meere aufsteigen. Sie kommen deswegen aus Nordwest, aus Westen und Süden. Sie sind aber in solcher Jahreszeit in unsrer Zone um deswillen so häufig, weil die Sonnenstrahlen alsdann zu schwach sind, solche Dünste

zu zertheilen. In alten Zeiten wagte man sich daher in solchen stürmischen Monaten nicht auf die See. Die Schiffe wurden im Herbst auf das Trockene gebracht, und nach dem Hozraz alsdann erst, wenn der Winter bei angenehmen Wechsel des Frühlings und der sanften Westwinde seinen Abschied nahm, durch Maschinen und Walzen wieder ins Wasser gelassen. Aber leider verstatet uns unsre übertriebene Gewinnnsucht solches nicht. Wir werden aber dafür mit desto mehrern Schifbrüchen gestraft, und das stürmische Meer verschlingt die Schätze, welche wir ihm in einer so gefährlichen Jahreszeit anzuvertrauen die Dreistigkeit haben.

Der Schluß folgt künftig.

A n e k d o t e.

Daß der noch nicht ganz zu tilgende Aberglaube der jehigen Welt dem Hohn unserer Enkel ausgesetzt seyn wird, ist ohne Zweifel. Dann aber wehe dem Manne, der seinem Fürsten zu folgenden Edikt Veranlassung gab! In dem Gemeindeprotokoll des Städtchens Zehningen befindet sich ein fürstliches Ausschreiben vom 18ten

Febr. 1725 eingetragen, wodurch jedem Landmann, der einen Kobold, eine Nixe, oder andere dergleichen Gespenster fangen, und lebendig oder todt einliefern würde, eine Belohnung von fünf Gulden versprochen wird; und diese Belohnung soll der Gespensterjäger beim Obristjägermeister in Empfang nehmen.



Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Freitag, den 18ten August 1780.

Der Sturmwind.

(Schluß.)

Fast jedes Land oder Meer hat seinen eigenen Wind der darin stürmet. Auf dem adriatischen Meere tobet der Südwind, wovon Horaz sagt, daß kein andrer eine solche Herrschaft darauf ausübe. In Thrazien ist der Ostwind der Gebieter, der nach der Fabel daselbst in einer Höhle des Berges Hämus seine Wohnung hat. In Palästina bringt der Nordwind Ungewitter a). In den Narbonnischen Gallien war der Nordwest der herrschende Wind. Strabo b) sagt von ihm, daß er große Steine mit sich fortreißt, Häuser umstürzt, und ganze Frachtwagen mit ihrer Ladung umwerfe. Dem ohngeachtet hatten die Gallier große Hochachtung für ihn, und glaubten, ihm die reine und gesunde Luft ihres Landes schuldig zu seyn. Augustus ließ ihm, wie ich schon angeführt habe, einen Tempel errichten, aus Furcht, er mögte einmal ganz Gallien durch sein

stürmen umkehren. Allein so sehr der Circius auch bisweilen tobte, so wurde er doch durch einen Berg aufgehalten, und verhindert, daß er nicht bis nach Vienne stürmen konnte c).

So ist auch ein Meer stürmischer als das andere. Das atlantische Meer, das japanische, das magellanische nebst dem an der westlichen Küste von Afrika bis über die kanarischen Inseln hinaus, das rothe Meer, sind Stürmen und Ungewittern sehr unterworfen. Das atlantische Meer überhaupt ist stürmischer, als der Ocean zwischen Asien und Amerika, welcher deswegen das stille Meer genannt wird. Doch ist solches allein nur zwischen den beiden Wendezirkeln bis auf den vierten Theil des gemäßigten Erdgürtels ruhig.

Herr Kraft hat berechnen wollen, daß der Sturmwind in einer Sekunde 66 londoner Schuß, oder 6 bis 8 schwedische Meilen in einer Stunde zurück lege.

U u u

Die

a) Proverb. 25, 23.

b) Strabo l. 4.

c) Plin. l. 1.

Die Kraft oder Stärke des stürmens: den Windes, richtet sich nicht allein nach seiner Schnelligkeit, sondern auch nach der Dichtigkeit der Luft, und bisweilen stürzt ein Wind Häuser und Bäume um, dem sie sonst Widerstand thun würden, wenn die durch ihn fortgejagte Luft weniger Dichtigkeit hätte. Der Wind nimt aber immer mehr Stärke an, wenn er keine freie Ebene vor sich hat, sondern zwischen Gebirgen und engen Pässen fortgetrieben wird. Denn so wie die Wasserströme schneller fließen, wenn der Weg, wodurch sie gehen müssen, enger wird, so gewinnt auch der Trieb oder Stoß des Windes mehr Stärke, wenn er zwischen Gebirgen und hohen Gebäuden durch muß. Nicht weniger ist der Sturmwind heftiger, wenn er zurück prallend ist, weil die gejagte Luft sich gegen das Gebäude oder Gebirge zusammendrückt, und nicht nur mit der Geschwindigkeit, mit welcher sie dawider fährt, sondern noch mit größerer Last zurück prallt, wodurch ihre Wirkung heftiger wird. Daher stürmet es auch in den Meerengen, auf allen hervor ragenden Küsten, auf den äußersten Enden der Vorgebirge, Halbinseln, Landspitzen und engen Meerbusen öfters und heftiger, als wo der Wind weite Ebenen vor sich findet.

Daß der Sturm gemeinlich Stoßweise bläset, davon scheint die wellenförmige Bewegung, welche dieses Fludium mit dem Wasser gemein hat, die Ursache zu seyn. Das Meer thür-

met sich durch die ihm beigebrachte Bewegung nicht in eine einzige Welle auf, sondern es wälzt sich in verschiedenen in gewisser Weite auf einander folgenden Wogen fort. Einige suchen das Stoßmäßige der Stürme durch das Absahweise aus einer umgekehrten Bouteille heraus stürzende Wasser, wenn man der äußern Luft nicht, durch ein allmähliges Ausgießen, einen Raum in dem Halse der Bouteille läßt, wodurch sie hineindringen könne, begreiflich zu machen. Andere erklären es aus der Wirkung eines Blasebalges, aus dessen Mündung die zusammengedrückte Luft mit einer zitternden Bewegung herausfähret. Es stürmet aber mehr mit abwechselnden Stößen bei Südwinde, als bei Nordwinde. Die Ursache davon scheint diese zu seyn, daß der Südwind durch seine Wärme zugleich die Luftlöcher der Erde öffnet, und durch die daraus fahrende Luft neue Stärke bekommt, der Nordwind aber solche durch seine Kälte verschließt.

Aristoteles, macht vier besondre Arten von Sturmwinden. Der erste bricht aus einer trockenen, und der zweite, welcher mit Regengüssen begleitet ist, aus einer Regenwolke hervor. Der dritte, welcher ebenfalls aus einer Wolke komt, soll zuerst im Zirkel herumfahren, sich entzünden, und auch das, was er ergreift, verbrennen. Dem vierten hat man den Namen des schrecklichsten unter den Riesen der Fabel, Typhon, gegeben.

ben. Er ist der fürchterlichste von allen Stürmen. Man pflegt dahin die stürmenden Ungewitter zu rechnen, welche man heutiges Tages Orkane oder Duragans nennet. Vor ihm gehet gemeiniglich eine Windstille her, und das Meer ist so glatt, wie ein Spiegel. Dann brechen die Winde plötzlich von allen vier Seiten los, und stürmen mit solcher Gewalt gegen einander, daß sie, gleich als vom Himmel herab fallend, die Wellen dergestalt niederdrücken, daß die See ganz eben wird, bald darauf solche aber wieder bis an die Wolken erheben. Sie halten keinen Strich, sondern laufen die ganze Windrose durch, bis endlich einer dieser einander im Küsel herumtreibenden Winde, an einer Seite durchbricht, und die andern mit fortreißt, welches die Schiffer den Schwanz des Orkans nennen. Da sie dann mit solcher Gewalt toben, daß sie nicht nur die Segel, sondern auch das stärkste Thauwerk zerreißen, auch Masten und Segelstangen zerbrechen. An den griechischen Küsten sind dergleichen Orkane oft drei bis vier in einem Tage. Es ist ein kleines schwarzes Gewölke, das sie andeutet. Der übrige Himmel ist heiter, und das Meer stille.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist wegen dieser Orkane und der Wolken, daraus sie entstehen, sehr berühmter. Nach Kolbens Reisebeschreibung siehet die Wolke anfangs als ein runder Flecken aus. Die Schiffer nennen sie Ochsenauge. Sie zie-

het sich langsam und ohne sonderbare Bewegung zusammen, und besteht aus kleinen Theilchen, welche durch die Ostwinde an die östlichen Berge des Caps getrieben, und durch die hohen Gebirge aufgehalten werden, sich häufen, immer sichtbarer werden und kleine Wolken bilden, die der Wind von den Spizen der Berge erhebt. Dann werden sie fortgebrängt, und senken sich zwischen den vor ihnen liegenden Hügeln nieder, wo sie, als in einer Röhre zusammen gedrückt und gepreßt werden. Von unten auf drängt sie der Wind, und zur linken und rechten Seite hält sie das Gebirge zusammen; bald aber jagen neue Wolken, welche hinter her kommen, sie mit vielem Ungestüm auf die höchsten Gebirge des Caps, auf den Wind- und Tafelberg. Auf solchen herrscht ein Gegenwind, wodurch ein entsetzlicher Kampf entsteht. Sie werden von hinten vorwärts, und von vorne zurück gestoßen, und das erregt schreckliche Wirbelwinde, sowohl auf dem Berge als im Thal des Tafelberges, in welches die Wolken sich herab zu stürzen suchen. Endlich bricht das Ungewitter mit Sturmwinden los, die alle Schiffe, zumal, wenn die Segel aufgespannet sind, in den Grund des Meers hinab stürzen d).

Auf den Inseln in Westindien richten diese Orkane oft die grausamsten Verwüstungen an, und die Einwohner feiern verschiedene Gedächtnistage wegen ausgestandener Stürme und

Uuu 2.

Erdb:

Erdbeben. Auf Jamaika verwandelte 1722 einer der schrecklichsten Stürme die vormalige Hauptstadt Port-Royal, die vorhin schon einmal durch ein Erdbeben, und das andere mal durch eine Feuersbrunst verwüstet worden war, in einen Steinhäufen. Noch schrecklicher war der Sturm, womit die Insel Barbados den letzten August 1675 heimgesucht wurde, und der nirgends ein Haus oder einen Baum stehen ließ, einige wenige ausgenommen, welche durch einen benachbarten Berg oder Felsen gesichert waren. Einige Stunden vor dem Sturm, überzog sich der Himmel mit dicken schwarzen Wolken, die Luft war stille und schwul, und je mehr sie ihre ansehende Kraft verlor, desto mehr zogen sich die Wolken zusammen, und desto schwärzer wurden sie. Wie der Sturm des Nachmittags heftig anfieng zu wüthen, so veränderte er sich fast in jedem Augenblicke durch alle Striche des Compasses, bis der Nordwind die Oberhand behielt, und war mit starken Regengüssen, Donner und Blitzen begleitet. Die Nacht brach mit unaufhörlichem knitterndem Geräusche der Luft an, Winde, Regen, Blitz und Donner wurden stärker, und den folgenden Morgen gab die ganze Insel, wie die Beschreibung dieses Orkans lautet e), ein lebhaftes und erschreckliches Bild der zehnten ägyptischen Plage, denn es war kein Haus, worin nicht ein Todter, oder etwas Ähnliches, oder noch was schlimmers beweint

wurde. Viele Familien waren ganz unter dem Schutt ihrer Häuser begraben, und nur wenige kamen bloß mit dem Verluste eines Verwandten, Freundes, oder Bekannten ab. Diese Inseln würden die glücklichsten von der Welt seyn, wenn sie dergleichen Verwüstungen durch die Orkane nicht unterworfen wären.

Die Wirbelwinde entstehen aber, wenn widrige Winde auf eine Stelle oder Punkt zusammen stoßen, eben so, wie auf dem Wasser durch wider einander laufende Ströme ein Meerstrudel, oder Wasserwirbel entsteht. Ein Schiff das ein solcher Meerstrudel ergreift, ist verloren, und alles was ein solcher Wirbelwind fasset, wird, wenn er stark genug ist, zu Boden gestürzt oder mit fortgerissen. Wenn aber diese Winde auf andere Winde stoßen, so weichen sie aus, und umgeben einen großen Raum, in welchem eine beständige Stille herrscht, und macht die Meerstillen, aus welchen oft kein auskommen ist. Es sind Gegenden auf dem Meere, wo es wechselsweise Stillen und Orkane giebt. Die bestärklichsten sind bei Guinea unter dem zweiten oder dritten Grad nördlicher Breite, und erstrecken sich auf 300 Meilen in die Länge und Breite.

Außer den Wirbelwinden oder Tourbillons, giebt es auch Wasserschälen, Tromben genannt, welche die Seefahrende nie ohne Schrecken erblicken. Sie sind von zweierlei Art, einige schießen aus den Wolken herab, andere

e) Neue Erdbeschreibung von Amerika, Th. I. S. 498.

andere steigen aus der See in die Höhe. Sie sind auch auf gewissen Küsten des mittelländischen Meers, besonders bei dem Vorgebirge von Iadicea. Hauptsächlich entstehen sie bei trübem Himmel, und wenn der Wind von verschiedenen Seiten her bläset. Die erste Gattung, ob es gleich in einiger Entfernung zum Oftern scheint, als ob das Wasser aus dem Meere in die Höhe gezogen würde, ist eine dicke Wolke, welche von widrigen Winden zusammen getrieben, und in einen kleinen Raum eingeschlossen wird. Diese von vielen Seiten kommenden Winde, machen aus der Wolke einen Entinder, und verursachen, daß das Wasser in eben der Gestalt daraus herab schieset, so daß auch ein Schiff dadurch zertrümmert und versenket werden kan.

Die zweite Gattung Wassersäulen, auch Wasserhofen genannt, ist eigentlich der fürchterliche Typhon, welchen einige mit dem Orkane verwechseln. Er läßt sich nicht aus den Wolken herab, wie die erste Gattung, komt auch nicht daher, daß die Winde im Wirbel gehen, wie bei Orkanen, sondern steigt aus dem Meere mit großer Gewalt in die Höhe, und bleibt auf einer Stelle. Er hat demnach einen andern Ursprung, als die Tromben von der ersten Art, und als die Wirbelwinde überhaupt. Die Meinung des großen Naturkundigers, des Hrn. von Buffon, daß unterirdisches Feuer diese Gattung Wassersäulen entstehen mache, hat die größte Wahrscheinlichkeit. Durch dieses Feuer wal-

let das Meer kochend auf, und die Luft ist mit schwefelhaften Ausdünstungen so angefüllet, daß, ob gleich keine Wolken sind, sondern man durch die Dünste Sonne und Sterne sehen kan, dennoch der Himmel als mit einer kupferfarbigen Rinde überdeckt zu seyn scheint. Im chinesischen Meere, welches wegen des unterirdischen Feuers warm ist, sind sie daher am häufigsten.

Thevenot hat auf seiner levantischen Reise, die Art wie dieser Typhon entsteht, beobachtet. Wir erblickten, sagt er, in dem persischen Meerbusen trompetenförmige Wolken. Wir sahen daß das Wasser kochte, und einen Fuß hoch über der Oberfläche des Meers stand. Es war weißlicht, und über demselben zeigte sich ein dicker schwarzer Rauch, als ein rauchender angezündeter Strohhaufen. Es rauschte wie fließend Wasser in einem tiefen Thale, in welches Geräusch sich ein anderes mischte, welches dem Geziße der Schlangen und Gänse gleich war. Kurz darauf sahe man eine düstere Röhre, die einem Rauche, der schnell im Wirbel aufwärts fährt, ziemlich ähnlich war, die Röhre schien Fingers dick. Sie stand etwa eine Viertelstunde, nachher sahen wir eine andere, die wie jene entstand, und darauf noch zwei andere. Nachmals sahen wir eben so viel Röhren sich aus den Wolken auf die Stellen herab senken, wo das Wasser sich erhob, und eine jede Röhre war, wo sie an den Wolken hing, so dick, als das unterste Ende

einer Trompete. Diese durchsichtigen Röhren schienen blaßweiß, und beugten sich, wie der Wind die Wolke trieb. Anfangs waren sie Fingers: dann Aems: dann Beins dicke, und endlich wie der Stamm eines Baums. Wir sahen, daß sich das Wasser in den Röhren in die Höhe schlängelte, die bald oben bald unten dünner wurden. Endlich stieg das über die Meer: fläche aufgestiegene Wasser an zu fallen, das Ende der Röhre sonderte sich davon ab, und zog sich zusammen.

Gentils Beschreibung in der Reise um die Welt, welcher sechs dergleichen Wassersäulen eine Viertelmeile vom Schiffe entstehen sehen, komt völlig damit überein. Das anfangs sanfte Geräusche derselben ist immer stärker geworden, das Wasser hat gebrauset, und ist etwa anderthalb Fuß über die Oberfläche gestiegen. Ueber den Stellen, wo das Wasser gleichsam gekocht, hat sich ein Nebel oder dicke blasse Wolke gezeigt, aus welchem Rauche etwas als eine Röhre nach den Wolken aufgezogen. Diese Röhre oder Wassersäule hat sich, nachdem der Wind die Wolken bewegte, woran sie gehangen, gebeugte, und nicht abgelaßen, so stark auch der Wind geblasen hat, sondern geschienen sich zu verlängern, oder zu verkürzen, nachdem die Wolke hoch oder niedrig gezogen. Die Schiffsleute hätten behauptet, wenn die Wassersäule auf das Schif falle, so ziehe sie es auf, und lasse es wieder fallen. Einige hätten diesem Aufstiegen widersprochen, aber versichert,

wenn ein Schif die Säule in seinem Laufe durchschneide, so schöße das Wasser als ein Strom daraus auf das Verdeck, und zertrümmere es. Man hätte die Kanonen geladen, um die Wolken und Röhren zu zertheilen, es wäre aber nicht nöthig gewesen, sie loszubrennen, weil sich die Röhren allmählig zusammen gezogen, sich von der Meerfläche abgelöst hätten, und verschwunden wären.

Wie nun hieraus zu schließen, daß die Wassersäulen durch ein Feuer, oder Rauch hervor gebracht werden, so erklärt sich der Herr von Buffon über die Art, wie solches zugehe, dahin, daß, wenn unter dem Seewasser sich ein Boden befindet, der Schwefel, Harz und andere Mineralien enthält, die Entzündung derselben, wie Schießpulver, viel Luft hervorbringen könne, und diese neu erzeugte sehr verdünnte Luft, wenn sie schnell aufwärts fährt, das Wasser mit fortführen, und die Wassersäule hervorbringen müsse. Eben so, wie bei einer Entzündung in einer Wolke, ein senkrecht nach der See sich herablassender Luftstrom entstehen könnte, so könnten diesen Luftströme alle währigen Theile in der Wolke folgen, und eine vom Himmel auf die See fallende Wassersäule machen. Er führt zugleich aus der Geschichte der Akademie, zu Paris von 1727 an, daß ohnweit Beziers, eine Trombe von der ersten Art bemerkt worden, die sich aus der Wolke auf die Erde herab gelassen, gegen die Erde spitziger gewesen, ein starkes Geräusch

räusch gemacht, dem Winde gefolget, Bäume aus der Erde gerissen, und ihren Weg durch eine tiefe und breite Spur bezeichnet habe. Es ist auch noch eine andere, jener ähnliche Säule erschienen, beide haben sich bald in eine zusammen gezogen, und nachdem sie verschwunden, ist eine große Menge Hagel gefallen. Eben die Geschichte von dem Jahr 1741 gedenket einer Wassersäule auf dem Genfersee. Der obere Theil derselben hat an einer

schwarzen Wolke gehangen, und der untere viel dünnere fast auf das Wasser gereicht. Sie hat nur einige Minuten gebauert, und nachdem sie verschwunden, hat man an der Stelle, wo sie gestanden, sogleich einen dicken Dampf aufsteigen, und das Wasser in brausender Arbeit sich heben sehen. So lange die Säule gestanden, ist die Luft stille gewesen, und als sie vergangen, ist weder Wind, noch Regen nachgefolget. $\text{h} = \text{c}$.

Der dankbare Jude.

Eine wahre Geschichte.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland giengen, da arbeiteten, und dann mit ihrem verdienten Gelde zurück kehrten, strandete, und alle waren in Gefahr, zu ertrinken. Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest. Einen von diesen bat ein Jude um Erlaubniß, sich an seinem Fuß anhängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstatete es, und der Jude ward nebst den übrigen durch ein dazu kommendes Schiff gerettet. Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfs und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, so bald er könnte, thätlich zu zeigen, daß er erkenntlich sey. Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern

thun muß; danke nur Gott, der uns erlöst hat vom Tode. Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Bauers einen Brief, der ein Zeugniß der edlen Denkungsart desselben ist, und schickte demselben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, und funfzig Stück Dukaten, die er ihm in seinem Namen zu geben bat. Der Bauer stand versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschieden Kleider sahe. Nun Gott vergebs dem Juden, sagte er weinend! Nun thade mir einer die Juden und schelte sie! Noch größer ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die funfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, sahe den Amtmann beständig an und las den Brief. Endlich rief er laut: Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bißchen Bummeln am Wein! O Gott! segne ihn!

ihn! mache alle Juden selig! Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und Kindern aufs rührendste beim Amtmann, und der

Bauer und Amtmann schrieben beide ein Dankungsschreiben an den Juden, der ihnen nachher noch alle Jahr allerhand Geschenke zuschickte.

A n e k d o t e.

Man erzählt, daß zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts als der Herzog von Marlborough die alliirte Armee commandirte, er einstmals aus dem Fenster seines Hauptquartier auf einen nahe gelegenen Bauerhof gesehen und bemerkt habe, das fürnemlich bei guter Witterung, ein Mann, den er für den Hauswirth hielt, fast den ganzen Tag vor der Thür saß, Toback rauchte, und einen Krug Bier neben sich stehen hatte. Der Herzog konnte nicht begreifen, daß dieser Mann als ein Landwirth keine Geschäfte habe. Auf eingezogene Nachricht erfuhr er, daß der Mann zwar dem Schein nach gesund sey, und daß es ihm an gutem Appetit auch nicht fehle, er wäre auch sonst von munterm Gemüth, allein sein gar zu fetter Körper, könnte nicht viele Arbeit und Bewegung vertragen. Der Herzog schwieg stille, gab aber insgeheim einem Officier den Auftrag, diesen Mann in der folgenden Nacht aufzuheben, und durch verschiedene Umwege nach einer etwas entfernten Festung zu bringen, und da seinen Gefangenen dem daselbst commandirenden Officier abzuliefern, auch eine schriftliche Ordre einzuhändigen, des Inhalts: dem Arrestanten sollte nicht übel begegnet werden, er sollte ein reinlich Quartier, und außer leicht verdaulichem Gemüse, nichts weiter als

Brodt und Wasser zur Nahrung haben, nach und nach sollte man ihn mäßige Arbeiten verrichten lassen, und leglich monatlich von dem Betragen und Befinden desselben dem Herzog Bericht abstaten. Man kan leicht errathen, daß die Angehörigen dieses Mannes, den Herzog sehr oft mit Bittschriften überliefen, um ihn wieder los zu haben. Sie wurden aber jedesmal zur Gedult verwiesen. Der Gouverneur befolgte also den Befehl des Herzogs auf das genaueste, und gestattete in keine Wege, daß dem Gefangenen, von wem es auch sey, etwas anders an Speise und Trank, wie vor gedacht, zugesteckt wurde. Als nun der Herzog nach Verlauf von einigen Monaten, aus den eingegangenen Berichten erfuhr, daß der schwere und fleischigte Körper dieses Mannes gänzlich verschwunden, und er dessen ungeachtet munter und gesund sey, ließ er ihn zu sich kommen. Wie er vor dem Herzog erschien und demüthig um die Endschaft seines Arrestes ansuchte, konnte der Herzog sich des Lachens nicht enthalten, und sagte: Mein Freund, ich habe bei deiner Gefangennehmung keine weitere Absicht gehabt, als dich gesund zu machen, und von dem fetten Körper zu befreien, lehre in Frieden nach Hause und verrichte deine Geschäfte.



Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Montag, den 21ten August 1780.

Bemerkungen über das Zerspringen, und die freiwillige Entladung der elektrischen Sammlungsflaschen, wie auch über die beste Art dieselben einzurichten.

Im 2ten Stück dieses Magazins vom 7ten Jan. d. J. wurde vom Herrn Kohnkreiß die Frage: wie die freiwillige Zersprengung und Entladung der elektrischen Sammlungsflaschen zu verhindern sey? aufgeworfen. Die Meinung des Herrn Nairne wurde verworfen, welcher mit seinen Anhängern glaubte, daß wenn man den Weg des Ueberganges der Electricität, oder den Erschütterungskreis, wenigstens fünf Fuß lang machte, diese Zerspringung der Flaschen nicht erfolgen würde. Herr Kohnkreiß aber glaubt, die wahrscheinlichste Ursache derselben liege in der Verschiedenheit der Gläser, nemlich dessen der Kugel, und dessen der Sammlungsflasche, wie auch an dem Stande des Barometers von 27 Zoll 9 bis 11 Linien, dessen Wirkung er aber nur auf die Gläser beschriebener Art einschränkt. Ich wage es mit Herrn Kohnkreiß, die Meinung des Herrn Nairne zu verwerfen, will aber auch zugleich zeigen, daß die wahrscheinlichsten Ursachen des Herrn Kohnkreiß,

von welchen er glaubt, daß sie auf die Springung und Entladung einen Einfluß haben, mich zum Theil gar nicht, zum Theil aber nur secundum quid, überzeugen. Die Gründe werde ich hernach anführen, da ich sie erst aus meinen, zum Theil nachtheiligen, zum Theil vortheilhaften Beobachtungen, gezogen habe. Ich werde daher meine Versuche in der Ordnung vortragen, wie ich sie gemacht habe.

Die elektrische Maschine, welche ich seit dritthalb Jahren brauche, ist sehr klein, in Verhältniß gegen größere, aber denselben ziemlich gleich. Erst durch öftere Erfahrungen habe ich die Güte derselben kennen gelernt. Ich setze dieses darum voraus, um desto besser zeigen zu können, daß die Folgerungen, welche ich aus Beobachtungen gezogen, und die ich auf die Construction dieser Maschine angewendet, doch nicht unrichtig müssen gewesen seyn.

Jetzt aber gehe ich grade auf die Versuche, welche einen Zeitraum von ohngefähr zwei Jahren enthalten, loß.

Err

Gleich

Gleich bei meinen ersten elektrischen Versuchen, hatte ich das Unglück, meine Sammlungsflasche, durch eine Zersplagung zu verlieren. Diese Flasche hielt drei Berliner Zoll im Durchmesser; die Höhe war ohngefähr fünf Zoll. Das Glas war greis, und hatte die Dicke von $\frac{1}{2}$ Zoll. Die Kugel war im Durchmesser sechs Zoll, an den Hülsen von Holz, woran sie befestigt und zur Bewegung geschickt gemacht wurde, war der Durchmesser nur drei Zoll. Die Länge zwölf Zoll. Die Dicke des Glases ist ohngefähr da, wo die Kugel gerieben wird, $\frac{1}{2}$ Zoll dick. Die Farbe ist dunkel grün, und spielt, wo sie sehr dick ist, ins blaue. (Ich werde jedesmal bei Anführung einer Sammlungsflasche die Farbe anzeigen, um zu zeigen, daß auf die Verschiedenheit des Glases wohl nichts ankommen dürfte.) Nach verschiedenen Versuchen, die ich angestellt, und welche mehrertheils im Dunkeln geschehen sind, ward ich gewahr, daß während dem Drehen der Kugel, der Cylinder und die äußere Vergoldung der Sammlungsflasche, welche in dem blechernen Cylinder stand, leuchteten; und zwar an den Orten, wo die Vergoldung der äußeren und die Vergoldung der inneren Seite einander ungleich waren. Auch knisterte dieses Leuchten bei mehrerer gesammelten Kraft. Da ich eben erst anfang zu elektrisiren, mithin noch wenige, und noch dazu undeutliche Begriffe von der Electricität hatte, dachte ich, es müßte so seyn. Ich fiel daher nicht darauf, daß ich, (nachdem diese Flasche gesprungen war, wel-

ches bei einem trüben Tage und nur bei halber Ladung geschah,) meinen andern Conductor, mit der Flasche ordentlich gemacht hätte, sondern ich machte meine neue Flasche, pünktlich nach der Vorschrift, die mir ein Freund gab, das heißt: ich nahm das Glas, füllte es um $\frac{1}{3}$ seiner Höhe mit Eisenfeil, da ich vorher das blecherne Kreuz darin gesetzt, und vorher das Glas in und auswendig willkürlich vergolbet hatte, goß eine Lage Pech bis zum Rande darauf, und nun war die Flasche fertig. Beim elektrisiren kamen die obigen Erscheinungen wieder zum Vorschein. (Das Glas der Flasche war diesmal mit dem Glase der Kugel völlig gleich, nemlich beide Glasarten dunkel grün.) Sie sprang auch, und mit ihr noch zwei nachfolgende Flaschen, welche mit eben derselben Unregelmäßigkeit gemacht waren; bei jeder fand ich die vorigen Erscheinungen. (Das Zerspringen geschah bei den ersten bei trübem Wetter, bei der letzten aber an einem Tage, der zwar helle war, den man aber schwüle zu nennen pflegt.) Ich hielt das Springen für ein gemeines Schicksal, was alle Elektrisirmaschinen hätten, wenn sie eine Zeitlang gebraucht worden. Endlich kam aber doch die Zeit, daß ich mit weniger Nachttheil, und Kosten dem Vergnügen zu elektrisiren nachhängen konnte. Ich baute aber doch noch zwei Flaschen ein, wovon die eine sprang, die andere aber, welche ich nachher anders einrichtete, jetzt noch ganz, und gut zu brauchen ist.

Die

Die Geschichte dieser Flasche ist diese: ihrer innern und äußern Struktur nach, war sie meinen vorigen Flaschen völlig gleich, das heißt, sie war fehlerhaft. Die Farbe des Glases war mit der Farbe der Kugel gleich. Ich elektrisirte daher meine Flasche, und ließ von ohngefähr das Rad, welches ich sonst selbst gethan hatte, von einem andern drehen; ich aber selbst gab bei meiner Maschine auf die übergehende Kraft der Elektricität (es war an einem trüben Tage) Achtung. Bei etwas mehr als halber Ladung, entstand plötzlich ein Funken an der äußern Vergoldung, und am Rande des Cylinders (und zwar an der Seite gegen mein Gesicht zu, daß ich also deutlich sehen konnte was vorfiel) und die Flasche zersprengte. Dieses wurde ich freilich dann erst gewahr, als dieselbe keine Ladung mehr annehmen wolte. Ich untersuchte sie, und fand, daß an dem Ort, wo der Funke herausgekommen, oder entstanden, längst herunter ein Riß war. Ich versuchte sie noch zu elektrisiren, und setzte sie ohne den Cylinders auf den Tisch, da denn die jetzmalige von dem Kreuz angenommene Elektricität, ihren Weg durch den Riß nahm, welcher leuchtete. Nunmehr schloß ich hieraus, daß das Springen des Glases wohl kein Schicksal im eigentlichen Verstande seyn mögte, sondern es müsse eine Schuld, sie mögte levis oder lata seyn, dabei sich vorfinden. Ich fiel zuerst auf die Vergoldung, da, wo sie sich ungleich war, und untersuchte, ob sie wohl hier

an liegen könnte. Ueberzeugt konnte ich freilich den Augenblick nicht werden, weil ich keine Füllflasche mit der Genauigkeit, wie ich sie mir nunmehr dachte, da hatte. Ich mußte mir also eine machen. Dies geschah. Alles was ich bisher für irregulair hielt, vermied ich, so gar auch alles eckigte und spitzige. (Denn wie ich hernach zeigen werde, ist dies eine Art der Entladung, welche ich bisher an meinem Kreuze, oder Leiter bemerkt hatte.) Die Vergoldungen wurden mit dem Cylinder verglichen, so daß nirgends eine Ungleichheit war, und zu meinem größten Vergnügen sahe ich, daß die Flasche noch mehr als einmal so stark geladen werden, und ich nunmehr wichtigere Versuche damit anstellen konnte, als vorher. Das Leuchten der Rände war weg, und die Entladung der Spitzen war auch nicht mehr. Da ich vorher, um nicht bei jeder Flasche das nemliche sagen zu dürfen, nichts von Spitzen erwähnt, so will ich nunmehr es auf einmal berichtigen. Ich hatte nemlich beim elektrisiren bemerkt, daß da, wo das Kreuz Ecken hatte, oder mit Spitzen versehen war, leuchtende Regels herausfuhren, und daß sie nach Maassgabe immer länger und breiter wurden, je mehr die Elektricität zunahm. Die größte Länge war beinahe anderthalb Zoll, und die größte Basis ein Zoll, deren Spitze gegen die Spitze gerichtet war. Anfänglich hielt ich dies für keine Entladung, als ich aber bei den Versuchen der zweiten Flasche

auf den Einfall kam, daß ich ein kleines Gläschen, worin ich einen Drath mit Siegellack befestiget, in diesen Kegel hielt, fand ich, daß sie sich dadurch labete, und stark schlug. Ich glaubte daher, daß dies eine Entladung sey, und schafte die Ecken und Spitzen weg. Darauf erfolgte denn also, wie ich schon gesagt, daß stärkere Schläge kamen, und daß ich zur Ladung der Sammlungsflasche bei weitem nicht so viel Zeit verschwenden durfte. Noch ein Phänomen muß ich bemerken, welches mich anfänglich sehr aufmerksam machte. Nämlich: es kamen auf dem Ueberzuge von Pech, wenn schon eine ziemliche Menge elektrische Kraft gesammelt war, kleine Flämmchen zum Vorschein, welche sich auf dem Pech herum bewegten. Ich fuhr mit dem Finger daran, und im Augenblick kam ein Kegel von der Art, wie ich von den Spitzen bemerkt, nur nicht so groß, hervor geschossen, und verschwand wieder, so bald ich den Finger wegnahm. Es läßt sich auch hieraus eine Entladung schließen, welche freilich nicht wohl wegzuschaffen seyn dürfte, wenn man nicht einen Körper unter flüssigen finden sollte, welcher weniger fortpflanzende unelektrische Theile hätte. Indes kan man dieses durch eine etwas stärkere Lage von Pech oder Schwefel als gewöhnlich, meines Erachtens verringern, obgleich nicht ganz verhindern. Diese Flämmchen sehen übrigens wie die leuchtenden Johanniskörner aus, und werden nach und nach größer bei

fortdaurendem elektrificiren. Die Kegel aber haben mit den Farben und Stralen des Nordlichts etwas ähnliches. Der Geruch ist phosphorisch. Wenn ich einige Säße aus diesen Erfahrungen ziehen dürfte, so würden es wohl folgende seyn: Es giebt vierslei Arten von Entladung bei solchen Maschinen, die so beschaffen sind, daß sie die völlige Nehtlichkeit, mit denen von mir erst beschriebenen zugerichteten Füllungs- oder Sammlungsflaschen haben; nemlich erstens eine positive Entladung, in so fern sie sich bei Ecken und Spitzen in Gestalt der Kegel zeigt. Zweitens eine geringere negative, welche sich am Rande des blechernen Cylinders und der äußeren Vergoldung zeigt. Drittens wieder eine positive, welche sich von der ersten dadurch unterscheidet, daß sie sich nicht am Kreuze, sondern an der Bedeckung vom Pech zeigt. Und endlich viertens, eine größere negative Entladung, welche eben der Feind der Maschinen, welche eine solche hypothetische Unregelmäßigkeit haben, ist; und welche sich, wenn es nur möglich, mit allen Hülfsmitteln, die Winterung, und auch vielleicht eine ungleiche Bewegung der Kugeln gewähren können, bewafnet, und sie endlich mit Blitzen verfolgt. Der Stand des Barometers kan dazu beitragen, aber er scheint nur mitthelfend zu seyn. Bei einer regulären Maschine kan ich ihm höchstens bloß eine verhindernde Kraft zugestehen. Wenigstens ist mir noch keine reguläre Maschine, weder bei

bei gutem noch schlechtem Wetter, gesprungen. Daß ich aber bei einer regulären Maschine, welche alle die Fehler, die ich als Fehler angegeben, nicht hat, fast gar keine Entladung, angenommen etwa eine solche, die sich auf dem Pech zeigt, annehmen kan, wird wohl aus obigen folgen. Denn fällt die ungleiche Vergoldung weg, so fällt nach meiner Hypothese auch die dritte und vierte Art der Entladung weg, und wenn die Spigen wegfallen, so können natürlicher Weise keine Regel mehr da seyn, also wäre die am wenigsten beträchtliche Entladung vom Bedecke des Peches noch übrig; welche freilich denn anfängt beträchtlich zu werden, wenn unelektrische Körper, als Staub, Sand u. s. w. auf dasselbe fallen. Auch kommt es oft aufs Glück an, daß man solche Pecharten findet, welches weniger mineralische Theilchen wie gewöhnlich bei sich führen, oder solche, welche die Elektrizität durchzulassen fähig sind; und so ist es mit allen Harzarten. Ich habe mich erst kürzlich eines andern flüssigen isolierenden Körpers bedient, von dem ich mir mehr als den andern Pech- und Harzarten verspreche. Bis jetzt habe ich ihn noch bewährth gefunden, finde ich ihn nach vier Wochen noch so, so werde ich ihn öffentlich bekannt machen. Seit acht Tagen, hat er strenge Probe gehalten, sogar widerstand er heute dem Stande des Barometers, welcher nach meiner Scale 27 Zoll $9\frac{1}{2}$ Linie zeigte. Dieses heute bezieht sich auf den 5ten Febr. Ich konnte eben so

gut, und in eben der Zeit, meiner Sammlungsflasche die Stärke geben, die ich ihr gestern geben konnte, da doch der gestrige Barometerstand noch ziemlich von dem heutigen unterschieden ist. Doch muß ich noch bemerken, daß ich in der Stube, und zwar bei achtzehn bis neunzehn Grad Wärme nach Reaumurischer großer Rechnung elektrisirt habe. Dieses wären also meine Bemerkungen, ich sage meine, denn ich darf aufrichtig gestehen, daß ich sie niemand als mir selbst zu danken habe; so wie überhaupt alles, was ich in dieser so wohl angenehmen als nützlichen Wissenschaft habe begreifen können. Nur einige wenige Bücher konnte ich brauchen, und denen habe ich die Zeitung zu danken, mit der ich nach und nach meine Begriffe etwas aufklärte. Ich will mit dieser Anmerkung nichts weiter sagen, als dies: sollten diese Bemerkungen etwa schon ganz, oder zum Theil bekannt seyn, so möchte ich mich gern mit meiner wenigen Lektüre, welche ich haben können, entschuldigen. Sollten aber einige derselben noch nicht bekannt seyn, so wünsche ich vom gelehrten Publikum nur eine solche Ausnahme, wie sie die Aufrichtigkeit und gute Meinung verdient, mit welcher ich sie bekannt zu machen suche. Die Ursache, warum ich ungekannnt aufträte, ist für mich wichtig. Sie zu sagen, daran kan dem Publikum nichts gelegen seyn, und ich möchte nicht gern etwas sagen, was uninteressant wäre.

Ich habe in meinen vorhergehenden Bemerkungen gesagt, daß an dem Springen, und freiwilligen Entladen der elektrischen Sammlungsflaschen, bloß die Unregelmäßigkeit der Construction derselben Schuld sey, und daß es wenig oder gar nichts, auf die Verschiedenheit des Glases, und der Witterung ankomme. Um dieses zu beweisen, berief ich mich auf einen ganz neuen Conductor, oder vielmehr auf eine neue Sammlungsflasche, welche ich gefertigt; und das, was ich bisher nur wahrscheinlich mutmaßen konnte, kan ich nunmehr als wahr annehmen, indem Erfahrungen und Versuche diese Mutmaßungen rechtfertigen. Da ich bisher immer noch unregelmäßige Samlungsgläser gehabt und zersprengt hatte, so schloß ich, wie ich schon gemeldet, daß dieses die Ursache dieser fatalen Wirkung sey. Durch die vom Herrn Kohlreiß eingerückte Frage, wie die Zersprengung der elektrischen Samlungsgläser am besten zu verhindern sey, aufgemuntert, meldete ich meine Beobachtungen, die ich mit meinem Schaden nur zu oft gemacht hatte. Es war mir aber nicht genug dieselben zu melden, und die Ursachen wahrscheinlich zu bestimmen, sondern auch dieselben, wie ich versprochen, zu beweisen. Da es hier auf Thatfachen ankommt, wird mir dieses nicht schwer fallen. Ich machte am 3ten Februar dieses Jahres eine neue Sammlungsflasche; und zwar auf folgende Art: Ich vergoldete sie inwendig und auswendig mit Metallgold, doch so, daß die innere

und äußere Vergoldung völlig gleich hoch war, beide aber sind vom Rande des Glases einen Zoll entfernt. Das Glas ist grün, 4 Zoll hoch, und $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchschnitt. Sie ist bloß mit Hammerschlag bis an die Vergoldung gefüllt; und mit einem blechernen Cylinder ebenfalls mit der äußeren Vergoldung von gleicher Höhe umgeben. Den Conductor selbst habe ich wie gewöhnlich machen lassen, nur daß aus einem Versehen des Klempners die Verticalröhre pyramidisch zugeht, und unten am Glase ohngefähr einen Zoll im Durchschnitt, oben aber nur $\frac{1}{2}$ Zoll hat; welches zwar nichts fehlerhaftes ist, ob ich gleich lieber einen Cylinder, als eine Pyramide zum Leiter habe. Das übrige ist wie gewöhnlich. Nunmehr befestigte ich den Leiter in dem Glase, und zwar auf diese Art: Anstatt daß ich einen Ueberzug von Pech oder Calosonium genommen hätte, nahm ich jetzt feinen weißen Zucker, schmolz ihn in einem Glase über Kohlf Feuer, und bezog die Eisenfeilspäne mit demselben. Die Ursache, warum ich Zucker nahm, ist diese: ich hatte öfters beim Zuckerschlagen des Abends bemerkt, daß er sehr leuchtete, und öfters das ganze Stück erhellte. Ich hielt dies für einen elektrischen Ausfluß, nahm daher Zucker, befestigte ein Stückgen Eisen darin und elektrisirte es, allein der Erfolg entsprach meiner Vermuthung gar nicht. Denn ich mochte noch so lange elektrisiren, so wurde das Eisen nicht elektrisch, wenigstens bekam es doch nur eine unbedeutende

bedeutende Elektricität. Ich dachte also, wenn es nicht hinlänglich isolirt, wird es vielleicht an den Zwischentheilen liegen. Nun mußte dafür gesorgt werden, daß die Theile näher zusammen gebracht würden, und dies konnte nicht besser geschehen, als wenn ich den Zucker schmolz. Ich goß einen kleinen Theil geschmolzenen Zucker in ein kleines Gefäß, worin ich einen Drath befestigt hatte. Ich elektrisirte, und fand den Drath vollkommen elektrisch, konnte ihn so gar zu einem weit größern Grade der Elektricität treiben, als wenn ich ein gleiches mit einem Drathe versehenes Gefäß, welches mit Pech bezogen war, elektrisirte. Dies war hinlänglich, mich zu bestimmen, daß ich dem geschmolzenen Zucker vor Pech und Calosonium den Vorzug gab. Ich glaube nicht erst erinnern zu dürfen, daß solcher Zucker eine helle kastanienbraune Farbe hat, und sehr durchsichtig ist. Nachdem also die Flasche mit selbigem bezogen war, ließ ich sie kalt werden, und elektrisirte. Nach hundert Umschlägen der Kugel, zog ich einen Funken, den ich bei allen meinen vorherigen Flaschen nicht hatte ziehen können, obgleich jede der vorher gehenden mehr als noch einmal so viel Belegung hatte, da diese doch höchstens nur acht bis neun Zoll beträgt. Ich elektrisirte nun fast alle Tage und war voller Freuden, daß ich keine Abnahme bemerkte. Genug ich fand sie völlig so gut wie ich mir versprochen und gewünscht hatte. Ich zündete nun

gewärmten Spiritus, starken Brantwein, wenn er nur etwas lau geworden, und bei voller Ladung tödtete ich eine Maus mit dem ersten Schlag. Dieses alles konnte ich vorher nicht zu Stande bringen, wenn ich nicht den Weingeist wärmte, Brantwein konnte ich gar nicht anzünden, und eine Maus mochte höchstens Kopfschmerzen bekommen haben. Was mich aber noch mehr in ein angenehmes Erstaunen setzte, war, daß ob ich gleich schon lange vorher den Funken heraus gezogen hatte, ich dennoch einen Schlag bekam, der ziemlich stark war; ich zog alle Elektricität heraus, und gieng nach einer Stundewieder hin und berührte die Flasche so, daß ich den schütternden Funken ziehen konnte, auch jetzt bekam ich wieder einen Schlag, ob gleich seit dem nicht gerieben worden war. Ich versuchte es noch öfters binnen einer gewissen Zeit, und fand die Flasche beständig elektrisch; ob gleich nur etwa zwei Grad nach meinem Elektricitätszeiger, da ich sonst dreißig Grad habe. Dieses war nicht genug: ich versuchte diese Erscheinung unter verschiedenen Umständen. Ich setzte die Flasche ohne die Kugel in mein Schlafzimmer, bei offenen Fenstern, bei verschlossenen Fenstern, unter allen mir möglichen Umständen, und immer fand ich die nemliche Erscheinung. Selbst die Witterung hatte keinen Einfluß; bei jedem Barometerstande habe ich elektrisirt, und bin einmal so glücklich gewesen, als das anderemal. Bei offenen Fenstern und feuchter Luft konnte ich eben

so gut elektrisiren, als bei verschlossenen Fenstern und trockner Luft *). Indes war doch eine Unbequemlichkeit dazu gekommen. Ich fand nemlich, als ich einmal zwei Tage lang nicht elektrisirte, und ohngefähr die Flasche an das Fenster gesetzt hatte, den Zylinder oben etwas geschmolzen und naß. Ich ließ ihn daher bei einem warmen Ofen wieder trocknen, und zog hernach, um dieses aufs künftige zu verhüten, eine ganz schwache Bedeckung von Calosonium darüber. Ich elektrisirte und fand zu meiner Freude keine Veränderung und keinen Schaden. Ich darf nicht erst erinnern, daß bei so gutem Erfolge dieser Konstruktion der Sammlungsflasche alle Entladung wegfällt, und auch wirklich weggefallen ist. Denn ich habe im Dunkeln elektrisirt, vor mehr als einem Zeugen, und weder ich, noch Anwesende haben eine Entladung bemerken können, welche sonst entweder in Büscheln, Funken und fahrenden Blitzen hätte sichtbar werden müssen, ob ich gleich bis zum höchsten Grade elektrisirte, welchen ich für diesen hielt, wenn auf der Glas-Kugel aus dem Leiter selbst Blitze

strömten, und der Zeiger nicht höher steigen wolte. Ich hatte bei diesen Versuchen eine messingene Platte aufgesetzt, und zog die stärksten Funken. Die Funken von zwei Kugeln, deren jeder Durchmesser ein Zoll und ohngefähr vier Linien sind, geben eben so einen lauten, aber nicht so starken Funken, als wenn ich mit einer 1 Zoll 4 Linien dicken Kugel, welche negativ ist, aus einer Platte welche positiv ist, Locke. Ich setzte hernach eine Spitze auf, und die Erscheinung war sehr angenehm im Dunkeln anzusehen. Denn nachdem ich etwas über die Hälfte elektrisirt, kam ein völliger Regen zum Vorschein, der mit vielen Farben spielte, und welcher bei zunehmenden Elektrisiren immer heftiger wurde, welches auch bei Annäherung eines unelektrischen Körpers geschah. Ich konnte nie die gehörige Ladung vollbringen, so lange die Spitze darauf steckte. Auf diese Art habe ich die Versuche mit den Wolken, welche Herr Kohlreiß mit größern Zurüstungen machte, im Kleinen machen, und mich sehr gut von dieser Theorie überzeugen können.

Der Schluß folgt künftig.

*) Der Unterschied war wenigstens nicht sehr beträchtlich.



Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Freitag, den 25ten August 1780.

Bemerkungen über das Zerspringen, und die freiwillige Entladung der elektrischen Sammlungsflaschen, wie auch über die beste Art dieselben einzurichten.

(Schluß.)

Diese Versuche bezeugen und be-
weisen das, was ich in den
vorhergehenden Bemerkungen
vom 6ten Februar d. J. von der Ent-
ladung und Zerspaltung, und von
der Vermeidung beider Uebel gesagt
habe, zur Gnüge. Auch sieht man,
daß geschmolzener Zucker tauglicher
zum isoliren sey als Pech, Calosonium,
und andere Harzarten. Indes will
ich nur noch mehr Thatsachen zu noch
besserem Beweise anführen. Da ich
noch eine alte Sammlungsflasche habe,
welche mit allen den Fehlern gemacht
worden ist, welche ich als Fehler ange-
geben habe, so brachte ich die alte und
neue in Verbindung. Ich elektrisirte,
und fand, wie ich vermuthet hatte,
daß ich die Stärke der Elektricität lan-
ge so weit nicht bringen konnte, als
sie nach Proportion der Belegungen
hätte kommen müssen. Im Finstern
kamen ebenfalls die Erscheinungen der
Entladung deutlich hervor, ob gleich

nicht in dem Grade, als sie mir sonst
bei noch schlechtern Sammlungsflaschen
erschieden waren, denn diesen hatte ich
einigermaßen durch die äußere Be-
legung, ob gleich nicht ganz, nachhelfen
können. Die negative Entladung und
einige wenige Flämmchen waren nicht
wegzubringen gewesen. Mit der neuen
Flasche, welche wie schon gesagt, ohn-
gefähr acht bis neun Quadrat Zoll Be-
legung hat, tödtete ich eine Maus auf
den ersten Schlag; da ich dieses mit
der alten nicht zu leisten vermögend
bin, ob sie gleich noch mehr Belegung
hat. Ich hoffe meine Sätze hinläng-
lich bewiesen zu haben, in dem ich nicht
bloß Theorie, sondern noch mehrere
Erfahrungen angeführt habe, die ich
im Nothfall mit Zeugen belegen kan-
den, deren Kenntnisse doch so beschaffen sind,
daß sie das wahre vom falschen, oder
scheinbaren unterscheiden können. Ich
will jetzt nur noch einen Versuch an-
führen, auf den ich diese Zeit über ge-
kommen

kommen bin, da ich mich mit dieser Sache beschäftigte, und Vermöge dessen ich im Stande bin, Leute auf der Straße im Vorbeigehen zu elektrisiren, ohne daß sie mit meiner Elektrifizirmaschine in einer andern Verbindung stehen, als das sie von ohngefähr auf eine hingelegte Drathkette treten. Dieser Versuch aber wird auf diese Art zu Stande gebracht. Ich elektrisire zwei Sammlungsflaschen, deren positive Elektricitäten mit einander verbunden sind. Beide stehen in zwei blechernen Cylindern, welche mit den äußeren Belegungen Gemeinschaft haben, und an welchen Drathketten befestiget sind. Diese Ketten werden doppelt aus der Stube hinaus geführt, und zwar über die Straße gelegt; doch so, als wenn sie nur so hingeworfen, oder verloren gegangen wären. Kommt nun ein Mensch und tritt mit einem Fuße darauf, und die Flaschen sind stark geladen, so thue ich weiter nichts, als daß ich eine andere Kette, welche an die eine von diesen beiden Ketten angeschlungen ist, dem positiven Theil der Maschine nahe bringe, und denselben berühre, so geht im Augenblick diese positive elektrische Kraft nach der negativen, ziemlich nach der Kette, und dem Menschen unter dem Fuße weg, welcher zugleich erschüttert wird. Doch muß man sich in acht nehmen, daß beide Ketten nicht vor dem Fuße des Vorbeigehenden verbunden sind, denn da die Elektricität den nächsten Weg nimmt, so würde der Vorbeigehende nichts empfinden, welcher hinter

der Verbindung auf den Drath tritt; oder man müßte warten, bis einer just so käme, daß er ein Theil der leitenden Kette würde. In diesem Falle würde er den Stoß stärker empfinden als im ersten Falle, ob gleich in beiden Fällen die Elektricität viel zu schwach ist, als daß man Schaden davon zu befürchten hätte. Denn man sieht wohl, daß man hier sich nur der seitwärts gehenden Kraft der Elektricität bedienen kan. Für neugierige Leute ist man auch sicher, denn wollen diese die Kette aufnehmen, oder gar mitnehmen, so machen sie mir es nur desto leichter, ihnen den Erschütterungsschlag beizubringen, und demn lassen sie sie gewiß liegen. Ich beschlicße hier meine Bemerkungen mit dem Wunsche, etwas nütliches in diesem Fache der Gelehrsamkeit zu leisten. Doch man erlaube mir noch eine Anfrage an Natur forschende Gelehrte zu thun; wenn ich zuerst noch eine Beobachtung angeführt haben werde. Schon oft habe ich mich gewundert, wenn ich auf einem Billard eine Kugel mit dem Ballen der Hand so ges schlagen habe, daß ich sie halb getroffen, und sie sich schon einen halben, oder einen ganzen Fuß entfernt, doch nach eben der Richtung zurück kömte, ohne an die Bande gestoßen zu haben, wenn ich die Hand, womit ich die Kugel getroffen, schnell zurück zog. Ich habe es verschiedne mal, unter verschiedenen Umständen, auf bloßem Holz versucht, und immer die nemliche Erscheinung wahrgenommen. Solte es nicht eine elektrische Erscheinung seyn?

seyn? wenigstens bringt mich die Kraft, mit welcher die Kugel zurück kömte, auf diese Vermuthung. Ich habe sie so gar mitten auf dem Billard angeschlagen, und gleich mit großer Schnelligkeit die Hand gegen die entgegen gesetzte Bande bewegt, da denn die Kugel mit solcher Kraft der Hand nachfolgte, daß sie sich an dieser entgegengesetzten Bande gegen die andere Bande längs dem Billard duplirte. Da sie hingegen, wenn man die Hand nach dem Schlage liegen ließ ohne sie zu bewegen, zuweilen auch bei der Entfernung von ein bis zwei Fuß von der Hand stehen blieb, oder auch nur sehr

wenig sich zurück bewegte. Sollte diese Erscheinung unter die elektrischen gehören, so fragt es sich, nach welchen Gesetzen der Electricität geschieht dieses? denn daß es auf isolirenden Körpern erfolgt, und auch auf nicht isolirenden, davon kann man sich durch Versuche überzeugen. Sollte sie aber nicht unter die elektrischen, sondern mechanischen Erscheinungen gehören, so fragt es sich, nach welchen Gesetzen der Bewegung geschieht es? denn daß sie nur unter eine von beiden Arten gehöre, oder vielleicht zu beiden, ist wohl leicht einzusehen.

Anmerkung.

Alle diese Versuche haben, im ganzen genommen, eigentlich keinen weiteren Nutzen, als wenn man die elektrische Explosion erklären will. Ladungsmaschinen dergestalt einzurichten, daß man ohngehindert mit der verstärkten Electricität fortfahren kan, dazu gehört weiter kein Kopfbrechen, und es ist ohne Zeit und Kosten zu verlieren, das sicherste, die aller einfachste und ungekünstelte Art vor die Hand zu nehmen. Nämlich, man setzt eine bis nahe an den Hals bloß mit Wasser angefüllte Flasche von grünem Glase in ein anderes metallenes Gefäß, welches wieder mit Wasser so hoch angefüllt

ist, als das Wasser in der Flasche reicht. Den Erschütterungsconductor verbindet man genau mit diesem äußeren Gefäße, und oben in den Hals der Flasche steckt man einen ziemlich starken Drath, oder ein anders abgerundetes Stück Eisen nicht völlig bis auf den Boden der Wasserflasche; dies ist die sicherste, bequemste und beständig brauchbarste elektrische Entladungsmaschine. Will man sie stärker haben, so vermehret man die Zahl der Flaschen in einem einzigen längeren metallenen Gefäße. Die Anfüllung des Wassers bleibt so, wie eben beschrieben ist.

Joh. Fr. Hartmann.

Von den verschiedenen Sorten des Hering und deren Benennungen in Norwegen.

Der vornehmste Entzweck der Naturgeschichte ist, den Nutzen der natürlichen Körper zu erfahren, und den Schaden, welchen sie anrichten können, bei Zeiten abzuwenden. Zu demselben wird man aber nicht leicht gelangen, bevor man die Eigenschaften derselben Körper hat kennen lernen. Diejenigen Leute, welche solche am meisten unter Händen haben, erhalten durch vielfältige Erfahrung davon die beste Erkenntniß; wenn sie gleich nicht alle die Wissenschaft besitzen, dieselbe durch Worte deutlich anzuzeigen. Man kan ihnen aber durch leicht begreifliche Fragen zu Hülfe kommen, und auf solche Weise ihnen ihre Beobachtungen ablocken. Hiebei ist es nöthig, daß man ihre gebräuchlichen Redensarten verstehe, und die Trivialnamen wisse, oder lerne, welche sie den Dingen in ihrer Sprache beilegen, sonst kan man nicht begreifen, was sie sagen; wie man solches bei der Unterredung mit einem Bergmann erfahren kan. Man findet aber dieselben nicht alle in den Büchern aufgezichnet: deswegen muß ein Naturforscher, wenn er mit solchen geringen Leuten von natürlichen Körpern redet und ihre Benennungen nicht versteht, sich die Körper selbst,

wovon die Rede ist, zeigen lassen, als denn wird er ihre Beobachtungen sich zu Nutzen machen können. Auf eben solche Weise haben der berühmte Pontopidan und der Gelehrte Hans Stroem a) verfahren, und die Naturgeschichte von Norwegen sehr aufgekläret.

Da des letztern fürtreffliche Beschreibung von der Bogtei Soendmoer, worin viele physikalische, ökonomische und geographische Wahrnehmungen enthalten sind, in Deutschland nicht bekannt ist; so will ich daraus die kurze Beschreibung der verschiedenen Sorten des Hering mit den Norwegischen Namen anführen, ob man schon davon etwas in Pontopidans natürlicher Historie von Norwegen findet, welches jedennoch hiedurch bekräftiget und aufgeklärt wird b).

„Sild, (der Hering,) ist ein beliebter Fisch, welcher alle Jahre in unbeschreiblicher Menge hier vorkömmt, und bisher dem Lande (Norwegen) ansehnliche Vortheile eingebracht hat. Er heißt bei den meisten Schriftstellern Harengus, und bei dem Arctedi Clupea maxilla inferiore longiore, maculis nigris carens. Von diesem giebt es absonderlich zwei Sorten, nemlich Sommer-Sild (Sommer-Hering,) und

a) Siehe dessen *Physisk og oeconomisk Beskrivelse over Fogderiet Soendmoer beliggende i Bergens Stift i Norge*. Ctror 1762. 4. 2 Vol. Es wäre zu wünschen, daß dieses nützliche Buch durch eine deutsche oder lateinische Uebersetzung bekannter gemacht würde.

b) Siehe den 2. Theil 270. S.

und Vaar-Sild, (Frühlings-Hering,) welche ich nur für bloße Spielarten halten kan, da die Gestalt und Farbe an beiden einerlei ist; ob sie gleich in der Größe von einander abweichen: sintemal die letzte Sorte meistens zwei mal so groß als die erste ist. Der Sommer-Hering wird wieder in verschiedene Gattungen getheilt, oder vielmehr mit verschiedenen Namen besetzt, entweder nach seiner verschiedenen Größe, als Svälings-Sild, Nod-Sild und Blad-Sild, von welchen der erste der größte, und der andere bisweilen kleiner ist; oder auch nach der Jahreszeit, in welcher er gefangen wird, als Solhoved-Sild, das heißt Sonnen-Wende-Hering, welcher insonderheit um der Sommer-Taggleiche (da die Sonne am höchsten über unserm Haupte steht) vorzömt; ob er gleich auch bei jedem neuen Monde gefangen wird. Außer dem eigentlichen und rechten Vaar-Sild (Frühlings-Hering) wird hier bisweilen im Frühling noch eine Sorte Hering gefangen, welcher Nat-Sild (würmichter Hering) genannt wird, von dem Insekt Nat oder Koed-Nat, (rother Fresswurm,) welcher sich in dem Bauche des Herings aufhält und verursacht, daß er, gleich wie jener, roth aussieht und geschwind ver-

fault c), wosern man ihn nicht nach dem Fange einige Zeit in den Herings-Nähen stehen, und ihm dergestalt Zeit läßt, daß er dieses Insekt durch den Hintern von sich giebt d): alsdann soll er außer dem vorbenannten Insekt eine große Menge Kögen oder Milch von sich lassen, so daß das Meerwasser ganz dick und trübe davon wird. Ich erinnere mich etwas von diesem Heringe in den Abhandlungen der Schwedischen Akademie e) gelesen zu haben, wo er Rödماغا, wegen der Röthe am Bauche genannt wird, 'die einer gewissen unbenannten Kränklichkeit zugeschrieben wird.

2) Die andere Art Heringe, welche sich bisweilen hier sehen läßt, wird Makrel-Sild genannt, weil er mit dem Kopfe der Makrele gänzlich gleichen soll, auch ohne Zweifel bei dem Klein, so weit wie ich aus dessen Beschreibung schließen kan, unter dem Namen Harengus capite Figuræ infolitæ & exoticæ rostro & oculis amplis M. 5. p. 73. zu finden ist.

3) Von dem Brisling, (Breitslinge,) Clupea Sprattus, welcher auch zu dem Geschlechte der Heringe muß gerechnet werden, habe ich schon vorher Meldung gethan. Aus dem Absatze des Herings, welcher aus den
 Y n n 3 Köpfen

c) Siehe Pontopidans nat. Hist. 2. Th. 94. S.

d) Es ist in der Königl. Verordnung, betreffend die Nordländische Fischerei, ausdrücklich befohlen, den sogenannten Nat-Sild ein Paar Tage nach dem Fange in den Heringsnähen in dem Meere stehen zu lassen, damit er unterdessen die Würmer von sich geben könne.

e) 10. Th. 109. S.

Köpfen und dem Eingeweide bestehet, wird hier ein Trahn oder Del gemacht, der besser als anderer Trahn in Lampen zu gebrauchen ist.,

Außer den hier angeführten Sorten, werden von andern dänischen Schriftstellern, noch einige andere Arten dazu gerechnet, als: Lodna, Kopfsild, Sildinger, Vasssild, Tranessild und Sildunge: weil aber ihre eigenthümliche Charaktere nicht beschrieben sind, so weiß man nicht gewiß, ob sie alle zu dem Geschlechte der Heringe gehören.

Den Lodna oder Laadensild der Isländer, (haariger Hering,) nennet Olaffen f) *Clupea villosa* vel *scutens linea laterali prominula hirta*. Er scheint ihm mit der Normänner Lodde einerlei zu seyn, welchen Stroem g) für eine Art Tobias hält. Nach der Abbildung, welche Olaffen davon geliefert hat, ist er kein Tobias; weil er Bauchflossen hinten am Bauche hat. Er ist schmal, eine Spanne lang, hat einen mittelmäßigen, abschüssigen Kopf, eine niedergedrückte Schnauze, einen unterwärts gebogenen oder bauchichten Schwanz, eine erhabene haarichte Seitenlinie, und acht Flossen, nemlich

zwo Brustflossen unten an der Brust, zwo Bauchflossen hinter der Mitte des Rumpfes bei dem Hintern, eine lang ausgestreckte Afterflosse, eine Rückenflosse hinter dem Schwerpunkt, auch noch eine kleinere niedrige über dem Schwanz, und endlich eine tief getheilte stumpfe Schwanzflosse. Er riechet stark nach Trahn, welcher Geruch aber durch das Kochen vergehet, weswegen er denn auch von den Isländern gepreiset wird.

Kopfsild, (*Clupea lata* maxilla inferiore longiore, dorso, prasino,) ist der *Clupea Sprattus*, doch gehet er weit von Artedi Beschreibung ab. Seine Schuppen und seine Farbe ist eben so schön als an dem Heringe. Er ist höchstens vier Zoll lang und zwei Zoll breit, auch gut zu essen h).

Sildinger oder Sardelle soll der Elf (*Clupea Alofa*) seyn i).

Vasssild ist noch nicht deutlich beschrieben. Er soll dem gemeinen Hering ähnlich, doch etwas größer seyn, auch einen rundern Kopf, und sehr große Augen haben k).

Tranessild, oder auf isländisch Tranussile, auf deutsch Sandhering, nennet Olaffen *Clupea (longa tenuis argentea) maxilla inferiore lon-*

f) Siehe dessen Reise durch Island. 1. Th. 191. S. 2. Th. 42. S. Tab. 28. Herrebows Nachrichten von Island. S. 216.

g) l. c. p. 293.

h) Siehe Olaffen's Reise. 1. Th. 312. S. (Die Breite ist wohl unrichtig angegeben.)

i) *Mülleri Prodr. Zool. p. 50.*

k) *Pontopidan. l. c. p. 300.* weil er den Dänischen Namen keine lateinische Synonyme beigefügt hat; so können viele Stellen in diesem Buche von vielen Lesern nicht verstanden werden.

longiore tuberculo insignita, cauda forcipata l). Dieser Fisch ist der sogenannte Tobias und kein Hering.

Lafesild und Sildunge, welschem letzten Christoph Hammer m) den Beinamen Jaculus giebt, sind beide den Naturforschern noch unbekante Fische. Von dem ersten glaubet Pontopidan n), daß er der Fisch sey, welchen Schoneveld Martene nennet o).

l) l. c. I. Th. 313. C.

m) *Fauna Norvegica*, pag. 88. Er hat keine Beschreibung davon gegeben, sondern verweist den Leser auf *Bomares Natur-Historie af H. von Aphelen*. T. 7. p. 162. welche eine Dänische Uebersetzung des angezeigten Buches ist, wo der Uebersetzer Anmerkungen hinzü gefüget hat.

n) l. c. 2. Th. 246. C.

o) Siehe dessen *Ichthyologia*. p. 46.

J. J. Walbaum, D.

Anfrage.

Hat Niemand die Begattung der Fische deutlich wahrgenommen?

Die alte Meinung, daß die Milchner den Roggen alsdann erst befruchten, wenn die Rogner ihn von sich gegeben hätten a), scheint nur eine Wasserfassung zu seyn: weil das Wasser durch seine stete Bewegung, welche von dem hin- und her schwimmen der Fische noch vermehret wird, den milchichten Saamen von den Roggen trennen und größtentheils wegspülen kan: obgleich Jacobi mit

seinem Versuche der künstlichen Befruchtung das Gegentheil beweisen will b). Ich halte vielmehr dafür, daß der Roggen in dem Leibe der Rogner von den Milchnern befruchtet werde: denn sonst könnten der Mal und die Malquabbe (*Blennius viviparus*) keine Junge gebähren. Vielleicht geschieht die Begattung auf eben die Weise als bei den Vögeln; weil die Zeugungslieder an beiderlei Thieren viele Aehnlichkeit mit einander haben c).

W.

a) Siehe *Novum Comm. Acad. Sc. Petropol.* Tom. 3. p. 286.

b) Siehe *Hist. de l'Acad. des Sc. de Berlin*. A. 1764. Der Roggen, welchen er hierbei aus den Fischen gezogen hat, kan vorher schon befruchtet gewesen seyn. Der Versuch muß also auf verschiedene Weise wiederholt werden, wenn er einen sichern Beweis abgeben soll.

c) Diese Meinung Irna wird durch die Wahrnehmung des Abraham Argillanders bestätigt. Siehe *Schwed. Acad. Abh.* 15. B. *Plinii hist. anim.* lib. 9. cap. 50. *Aristotelis hist. anim.* lib. 5. cap. 5.

Histo

Historische Anekdoten aus Irelands Irländischer Geschichte.

1563. Der Graf Desmond, ein mächtiger aber wilder Herr, hatte sich gewisse Eingriffe in die Gerechtsame des Grafen von Drmond erlaubt; dieser rief seine Unterthanen zusammen und rächete die Beleidigung. Das Ende dieses kleinen Kriegs war die Ueberwindung des Desmonds, welcher verwundet und gefangen ward. Als ihn nun die Leute des Drmonds auf einer Trage bahre forttrugen; scherzten sie unter sich, und fragten unter andern mit triumphirendem Thon: Wo ist nun der große Graf Desmond. Wo wolte er sehn, antwortete dieser mit einer festen Stimme, als an seinem rechten Plage, seinen Feinden auf dem Nacken.

* * * * *

1585. Der Sohn eines alten schottischen Herrn Namens Sorlebon, hatte sich gegen die englische Regierung in Irland empöret, und wurde enthauptet. Ein Engländer war so niedrig und schlecht dem Feind, daß er den Vater mit dem Unglück seines Sohnes aufzog und so:

gar ihm das Haupt desselben zeigte, welches auf einen Pfal war aufgerichtet worden. Der brave alte Schotte sahe mit ernstem Blick nach diesem traurigen Rest seines Sohns, wandte sich darauf mit einem drohenden und verachtenden Blick zu seinem Beleidiger, und sagte: mein Sohn hat der Köpfe mehr.

* * * * *

1587. Die Irländer widersehten sich heftig der Einführung englischer Geseze; daher kam es, daß wenn Sherifs oder andere Beamte geschickt wurden, sich alles gegen sie verschwor. Als nun der englische Deputierte dem Herrn von Fermagh schrieb, er wolle in sein Distrikt einen Sherif senden, so antwortete dieser mit verstellter Einfalt: „Euer „Sherif soll willkommen sehn, aber „laßt mir auch gleich sagen, was „er werth ist, damit ich, wenn mein „Volk ihm den Kopf abschlägt, die „Summe sogleich wieder von dem „Lande heben könne.“

Druckfehler. Im 58^{ten} Stücke dieses Magazins S. 926. Zeile 18. von unten, nach den Worten der Ueberrest dieser Summe wird eingeschaltet, oder die Summe selbst, falls keine 30 abgezogen werden können 2c. S. 928. Zeile 5. von oben, statt periodischen Umlauf, lies: synodischen 2c.



Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Montag, den 28ten August 1780.

Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 63te St. d. J.)

Achter Brief.

Im auch dieses mal Ihre Neugierde zu befriedigen, mein wahrheitsliebender Freund, so haben Sie hier einen Auszug aus meinen Anmerkungen, welche ich über den Flußspath gemacht. Sie finden alles weitläufiger in den Abhandlungen unserer Akademie, und zwar im ersten Quartale dieses Jahres.

Es ist Ihnen mehr als zu bekannt, daß die Flußspathsäure von mir, als eine neu entdeckte mineralische Säure, im Jahr 1771 in den Schriften unserer Akademie beschrieben und öffentlich kund gemacht worden. Seit dieser Zeit fanden sich zwei französische Chemisten, welche sich vornahmen, mir meine Säure streitig zu machen, und unter die Non Entia chemica zu rangiren. Herr Boulanger (so heißt sich der erste meiner Gegner) wollte in einer besonders gedruckten Abhandlung beweisen, daß meine Säure nur bloß eine mit einer irdischen Substanz genau verbundene Salzsäure wäre.

Vor einigen Jahren kam auch Herr Monnet hervor. Dieser will der ganzen Welt zeigen, daß sowohl ich als Boulanger fehlen, und meine Flußspathsäure nichts anders, als eine mit Flußspath verflüchtigte Vitriolsäure sey. Hier haben nun die Herrn Chemisten drei ungleiche Meinungen dieser Säure betreffend. Welche ist nun die wahre? laßt uns ihre Erfahrungen, auf welche sie ihre Beweise gründen, mit recht chemischen Augen betrachten.

Herr Boulanger gießt Flußspathsäure in eine Silber- und Quecksilbersauflösung, er siehet, daß solche nie dergeschlagen werden, er erhält auch sowohl Hornsilber als verflüchtetes Quecksilber, folglich ist meine Säure Salzsäure! Das läßt wirklich sehr gut. Aber wie viel bekommt man von diesen Präcipitaten? Nur sehr wenig. Welcher Chemiste weiß nicht, daß alle mineralische Produkte, welche Kalk enthalten, gemeinlich Spuren von Kochsalz oder doch dessen Säure bei sich führen? Der Flußspath besteht hauptsächlich aus Kalk und einer eigenen

Säure, daher leicht durch Hülfe der Vitriolsäure auch einige Spuren von Salzsäure können mit übergetrieben werden. Ich will zeigen wie man diese wenige Salzsäure von der Flußspathsäure trennen kan. Man präcipitire eine Silberauflösung mit Weinsteinalkali, diesen Präcipitat löse man in einer kleinen Quantität Flußspathsäure auf. Von dieser Auflösung tröpfle man in eine mit Vitriolsäure übergetriebene Flußspathsäure, so viel bis kein Präcipitat mehr zu Boden fällt. Nun rectificire man diese Säure, so hat man eine recht reine Flußspathsäure, welche kein Silber mehr aus seiner Auflösung niederschlagen kan. Tröpfelt man diese Säure in Kalkwasser, so fällt von neuem ein regenerirter Flußspath. Herr Boulanger meint, wenn er die in dem Recipienten bei der Destillation sich jedesmal absondernde Erde gänzlich von der Säure könnte abscheiden, so hätte er die Salzsäure ganz rein erhaschet. Nun aber entsteht bei meiner erst erwähnten Rectification von neuem eine Erde in dem Recipienten, folglich sollte ja diese zum andern mal übergetriebene Säure noch eher die Silberlösung niederschlagen, und dennoch geschieht solches nicht. Ich schließe also bloß aus dieser einzigen Erfahrung, daß Herr Boulanger fehlt geschossen. Ich will nichts erwähnen von der Austreibung der Flußspathsäure mit der Salpeter- und Salzsäure. Es ist wahr, nimt man recht concentrirte Säuren, so gehet es nicht an, aber mit etwas schwächeren, oder

auch nur gemeiner Salpeter- und Salzsäure, wird man den Flußspath sehr gut decomponiren können. Wie abgeschmact läßt es, wenn man sagt: die eine Salzsäure treibt die andere aus! Doch ich will mich nicht länger mit Herrn Boulanger aufhalten, sondern mich zu meinem andern Gegner, dem Herrn Monnet, wenden.

Dieser sonst so berühmte Chemiste sagt rein aus, und zwar gerade wie der Herr Boulangers und meine Versuche, daß der Flußspath keine Kalkerde enthalte, ja noch mehr, auch keine Säure, und daß das nach der Destillation in der Retorte rückständige, mit mehr aufgegossener Vitriolsäure, durch Hülfe der Destillation gänzlich könne übergetrieben werden. Das heißt, den Gyps mit Vitriolsäure volatilisiren! Eine Sache, die dem Herrn Monnet wohl kein Apothekerjung glauben wird! Ich habe in meiner Abhandlung vom Flußspath so deutlich bewiesen, daß dessen Basis eine Kalkerde ist, so daß gar nichts dagegen einzuwenden ist. Doch will ich dieses noch deutlicher zeigen, auch zugleich darthun, daß eben dieselbe Menge Vitriolsäure, die man zur Austreibung der Flußspathsäure gebraucht hat, noch gänzlich in der Retorte bei dem Residuum ist, und daß dieses Residuum Gyps ist und bleibet.

Ich schlug auf eine Unze recht zart in einem gläsernen Mörser geriebenen Flußspath, welcher mit allem Fleiß ausgesucht und gänzlich rein war, drei Unzen sehr genau in eben derselben Res-

torre abgewogenes Vitriolsöl, und in den Recipienten goß ich zwölf Unzen destillirtes Wasser. Ich setzte die Destillation acht Stunden lang mit solcher Hitze fort, daß nichts von der Vitriolsäure mit übersteigen konnte. Darauf versuchte ich, wie viel Weinsteinalkali drei Unzen Vitriolsöl erfordert, um recht genau gesättigt zu werden. Nach geendigter Destillation zerschlug ich die gläserne Retorte und nahm das Residuum ganz rein heraus, rieb es zu Pulver, legte es in einen Kolben, goß 24 Unzen Wasser darauf, und ließ es einige Minuten kochen. Sodann nahm ich eben so viel Weinsteinalkali als drei Unzen Vitriolsöl, zufolge meines vorhergehenden Versuches, zu ihrer Sättigung gebrauchten, löste solches in einigen Unzen Wasser auf, goß diese Lauge auf das kochende Residuum in den Kolben und kochte noch einige Minuten zu. Darauf untersuchte ich das Klare, und siehe da, ich hatte einen reinen vitriolischen Weinstein in meinem Wasser, bei welchem weder Vitriolsäure noch Alkali die Oberhand hatte, und der nicht einmal die besten Reagentia, den Violensyrup und Lakmus, veränderte. Daher folget den unwidersprechlich, daß keine Vitriolsäure in der übergetriebenen Flußspathsäure kan zugegen seyn. Dieses erhellt auch sonnenklar daraus, daß meine Säure die Auflösung der Schwererde nicht niederschlägt. Es wird auch die Bleiauflösung in der Salpetersäure nicht davon präcipitirt, auch entsteht keine Schwärze

felleber, wenn die Flußspathsäure mit Weinsteinalkali gesättigt und sodann mit Kohlenstaub zusammen geschmolzen wird.

Nun will ich aber dem Herrn Monsnet auch zeigen, daß das rückständige in der Retorte Kalkerde enthalte. Ich edulcorirte das weiße Pulver, welches sich, zufolge des vorhergehenden Versuches, nachdem Weinsteinalkali zugesetzt worden, in dem Kolben zu Boden gesetzt hatte. Nachdem dieses Pulver getrocknet war, wog es $9\frac{1}{2}$ Drächmen. Von dieser Erde solvirte ich zwei Drächmen in der Salzsäure, es restirten neun Gran, welche sich nicht auflösen wolten und noch unedcomponirter Flußspath zu seyn schienen. Zu einem Theil dieser Auflösung schlug ich etwas Zuckersäure, das fiel sogleich ein Präcipitat, ein mit Zuckersäure verbundener Kalk. Zu einem andern Theile goß ich Vitriolsäure, und sogleich setzte sich Selenit oder Gyps. Das übrige von meiner Auflösung ließ ich bis zur Trockenheit abrauchen, und ich bekam ein Salz, welches wieder an der Luft zerfloß. Den übrigen Theil von meinem Pulver calcinirte in einem verdeckten Tiegel. Hier erhielt ich einen wahren Kalk, welcher das Wasser in Kalkwasser verwandelte und den Schwefel auflöste. Daß nun das in der Retorte zurückgebliebene, Gyps gewesen sey, wird auch der, welcher nur die geringste Einsicht in die Chemie hat, nicht verneinen können!

Wer wird wohl glauben, es müßte

denn dem Herrn Monnet zu Gefallen geschehen, daß die in dem Recipienten sich so häufig ansehnende salinische Crustale, wie er sie nennet, mit Vitriolöl, bei einer nochmaligen Destillation, sich übertreiben lasse? Diese Crustale ist in der That, wenn solche rein edulcoriret wird, nichts anders, als ein zartes Kieselpulver, und dieses Pulver soll mit der Vitriolsäure, so wie sein Residuum, übersteigen! In Schweden gewiß nicht!

Herr Monnet will uns noch mehreres zu glauben überreden, daß nemlich die Auflösung des Flußspaths in der Salpetersäure von der Blutlauge könne niedergeschlagen werden. Hier hat er gewiß eine mit überflüssigem Laugensalz gemischte Blutlauge gehabt, denn eine rechte mit dem färben den Wasen gesättigte Lauge schlägt nur bloß das im Flußspath befindliche Eisen, welches nur sehr wenig und zuweilen gar nichts ist, nieder, den Fluß-

spath aber oder dessen Kalk läßt diese Lauge schon unangerührt.

Zuletzt will er sogar uns allen die Augen verblenden, sagend, daß er noch niemals gemerkt, daß die Flußspathsäure das Glas angegriffen habe. Ich bin überzeugt, mein liebster Freund, daß Sie, nebst vielen andern, diese Säure in Gläsern stehen haben, und dem Herrn Monnet auch hierinnen die Wahrheit zeigen können.

Ich schließe ganz kurz, daß der Flußspath hauptsächlich aus Kalk und einer eigenen Säure bestehe, und daß weder die französischen Chemisten, noch irgend ein anderer, mir diese Wahrheit wird streitig machen können. Ich setze auch noch hinzu, daß eben diese Säure, wenn solche dem Wasser beigesetzt wird, und solches in allen Punkten berührt, dasselbe in Kiesel-erde verwandelt, welches geschieht, wenn diese beiden Körper, nachdem sie in zarten Dämpfen aufgelöst sind, einander auf dem Wege begegnen.

Kiöping, den 10ten Jun. 1780.

C. W. Scheele.

Das Trauerspiel.

Wenn Aristoteles in seiner Abhandlung von der Dichtkunst des Trauerspiels vorzüglich gedenket, und selbiges allen andern Arten der Gedichte vorziehet, so bedient er sich dabei des Ausdrucks: dadurch, daß es Mitleiden und Schrecken erregt, reinigt es die Seele von diesen Aufwallungen. Diese Stelle

scheint dunkel zu seyn, es steht aus, als ob der Verstand derselben folgender wäre: Die Zuschauer lernen, indem sie sich an die traurigen Gegenstände auf dem Theater gewöhnen, im menschlichen Leben nicht durch sie besunruhigt zu werden. Wäre dies nun aber seine Meinung, so ist der Zweck gewiß nicht moralisch gut, und empfielt

pfiehlt keinesweges das Trauerspiel. Zugeschweigen, daß auch das Vergnügen an selbstigem verschwinden würde, wenn die Werkzeuge der Empfänglichkeit durch öfteres Anschauen desselben stumpf werden könnten.

Natürlicher scheint es zu seyn, daß die Absicht eines guten Trauerspiels ist, die entgegen gesetzten Leidenschaften durch erregtes Mitleid und Schrecken zu reinigen; das Vertrauen auf irdische Glückseligkeit, wozu der Mensch so sehr geneigt ist, zu ersticken; die Hartherzigen zu erweichen; dem leichtsinnigen Empfindungen der Unfälle und Widerwärtigkeiten des Lebens zu geben, die von der menschlichen Natur so unzertrennlich sind; den Eiteln zu züchtigen; dem Grausamen sanfte Empfindungen zu erregen, und mit einem Worte, den ganzen Menschen menschlicher, weiser und zu einem bessern Geschöpfe zu machen.

Ein vollkommenes Trauerspiel ist eines der edelsten Produkte der menschlichen Natur, fähig, die Seele auf die rührendste Art zu unterhalten, und auf die unterhaltendste Art zu bessern.

Schon Seneka sagt: Ein tugendhafter Mann, der im Unglück kämpft, ist ein Schauspiel, auf welches die Götter mit Vergnügen herabschauen.

Unterhaltungen der Art, verschweigen aus unsrer Seele jeden niedern und schlechten Gedanken; sie vermehren wahre Empfindsamkeit, diese Zierde unsrer Natur; sie machen den Grausamen milde; trösten den Trau-

rigen; und führen uns zur unbedingten Unterwerfung unter die Rathschlüsse der leitenden Vorsehung.

Addison hat die Wirkung eines guten Trauerspiels in dem Prologe zu seinem Cato folgendergestalt ausgedrückt: „Tyrannen verloren nun ihre „natürliche Wildheit, und Feinde der „Tugend, wunderten sich ihrer Tthaten.“ Die neuern guten Trauerspiele übertreffen die der Römer; was Plan, und Behandlung der Fabel anlangt, stehen sie den Griechischen weit nach; was aber die Moral betrifft, so ist es wohl gewiß, daß die neuern (wenigstens einige der besten) den Alten vorzuziehen, und ziemlich erträglich sind.

Wenn mir irgendwo eine rührende Geschichte aufstößt, so denke ich immer, wie sie sich auf der Bühne ausnehmen würde, wenn sie durch die Hand eines geschickten Dichters ausgeschmückt und bearbeitet würde. Die folgende merkwürdige Geschichte dünkt mich, wäre dessen nicht unwerth, nur um des Himmels willen bitte ich unsere fruchtbaren Theaterschmierer sich nicht damit zu befassen, sondern es allenfalls einem Lessing, Göthe oder Lessing zu überlassen. Sie fordert die vorsichtigste Behandlung, wenn sie keine Farce werden soll.

Zur Zeit der Regierung Heinrichs des III. Königs in Frankreich, war um das Jahr 1580 in der Stadt Lectoure in der Provinz Armagnac ein Commendant Namens Baleine. In seinen jüngern Jahren, hatte er in verschiedenen Kriegen gegen die Tücker ge-

fochten, war heftig und stolz, jedoch tapfer, und ein großer Freund der Tugend. Er hatte eine Schwester bei sich, die wir Maria nennen wollen, ein Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit, Offenherzigkeit und Güte. Antonio, ein Officier der Garnison, dem der Gouverneur außerordentlich gewogen war, und ihm viele Güte und Freundschaft bewies, hatte eben dadurch freien Zutritt zu ihr, und mißbrauchte diese Erlaubniß, sie allein zu sehen und zu unterhalten, so sehr, daß er ohne des Valseine Vorwissen die Maria in ein Liebesverständnis zu verwickeln suchte. Nach einiger Zeit gelang es ihm sich bei der jungen unersfahrenen und gutherzigen Person so sehr durch seine Schmeicheleien in Gunst zu setzen, daß er ihr so gar den Vorschlag, eine Heirath mit ihr im geheim zu treffen thun durfte. Nach langen Widerstreben willigte sie darin, jedoch fanden sich da viel Schwierigkeiten, hauptsächlich aber wie man einen Priester finden mögte, der nicht allein die Trauung vollzöge, sondern sie auch geheim hielte. Antonio wußte jedoch endlich durch seine Liebkosungen und Belobungen ewiger Treue sie dahin zu bringen, daß sich Maria auch endlich bereden ließ, ohne priesterliche Einsegnung die seine zu werden; sie streubte sich anfänglich, gab endlich seinem Ungestüm nach und — fiel. Kaum hatte der Niederträchtige seinen Zweck erreicht, so war auch schon seine heftige Neigung erkaltet; er hatte obe sie sich zu seinem Willen

bequemete ihr nochmals das allerfehlteste Versprechen gethan sie sogleich zu heirathen, so bald sich nur eine schickliche Gelegenheit dazu fände, allein nun, wurde dieses Versprechens mit keinem Wort mehr gedacht, seine Besuche wurden seltener, und er wich sogar allen Gelegenheiten aus sie allein zu sehen und zu sprechen. Doch dies war noch nicht genug, sondern der Grausame bieng sich an ein ander Frauenzimmer in der Stadt, und ganz im geheim (wie er glaubte,) ließ er sich diese antrauen. Was kan aber den forschenden Blicken einer beleidigten Schöne verborgen bleiben? oder was ist im Stande die Eifersucht zu hintergehen? Maria erfuhr alles durch ihre Spione, so bald es sich zugetragen hatte, und war vor Schmerz und Wuth halb rasend. In dieser für sie so traurigen und erniedrigenden Lage, rannte sie zu ihrem Bruder dem Gouverneur, mit thränenden Augen, und mit Blicken, die von ihrem tiefen Schmerz und von verschmähter Liebe zeugten, fiel ihm zu Füßen, entdeckte ihm die ganze Geschichte, und bat ihn Mitleiden mit ihrem elenden Zustande zu haben, und die Beleidigung zu ahnden, die sie von dem treulosen Antonio erlitten hätte.

Valseine war zwar von Natur hitzig und auffahrend, doch vor das mal verstellte er sich; gab seiner Schwester den Rath Gedult zu haben, sich ruhig zu verhalten, heiter und munter zu scheinen, so sehr es ihr nur möglich, und überzeugt zu seyn, daß er die Sache
völlig

völlig als seine eigene ansehen, und ihr die allerstrengste Gerechtigkeit widerfahren lassen würde.

Er selbst der Baleine, betrug sich gegen den Antonio wie gewöhnlich, offenerherzig und freundlich, ohne den geringsten Argwohn zu äußern.

Nach einiger Zeit, lud er an einem festlichen Tage verschiedene seiner Freunde, und unter andern auch den Antonio zu einem prächtigen Gastmale bei sich in dem Kasteel ein; nach der Mahlzeit suchte er unter allerlei Vorwand den Antonio so lange aufzuhalten, bis sich die ganze Gesellschaft entfernt hatte, worauf er so gleich seinen Bedienten den Befehl gab, dem Verbrecher Fessel an Hände und Füße zu legen. Der Gefangene wurde hierauf in ein entlegenes Zimmer gebracht, in welchem sich Baleine als Richter auf einen dazu bereiteten Staatsstuhl setzte. Antonio wurde angeklagt, und ihm zur Last gelegt, daß er die Maria, durch ein feierliches Versprechen der Heirath, verführet, und darauf diese gelobte Treue nicht allein schändlich gebrochen, sondern sogar auch noch ein anderes Frauenzimmer geheirathet hätte. Antonio vor Schrecken und Erstaunen entsetzt zu seyn, außer sich, behauptete unschuldig zu seyn; worauf aber verschiedene Zeugen vorgefordert und abgehört wurden, welche denn ausagten: daß der Beklagte in ihrer Gegenwart der Maria oft das Versprechen der Heirath gethan hätte. Zuletzt nach allen erschien nun auch die Maria selbst, und indem sie das

ganze Faktum zu Protocoll gab, bekräftigte sie ihre Aussage mit einem förmlichen Eide.

Antonio schien bei dem Anblick der Maria alle Fassung zu verlieren, er war beschämt und verwirrt; er gestand es nun zwar, daß ein Liebesverständnis unter ihnen geherrscht hätte, allein er läugnete es, daß jemals das bei die Rede von einer Heirath gewesen wäre; kurz er schob alle Schuld auf Maria. Er fügte hinzu, die Dame hätte ihm solche Gelegenheit gegeben, daß er nach allen Gesetzen der Galanterie nicht hätte umhin können, ihre Wünsche mit gleichem Feuer auf halbem Wege entgegen zu kommen und zu befriedigen.

Diese schändliche Entschuldigung wurde jedoch von dem Richter als falsch und grundlos verworfen, der nun die Zeugen-Aussage samlete, und zuletzt gegen den Beklagten das Todesurtheil aussprach.

Baleine war nicht zufrieden die verschiedenen Rollen des Anklägers, des Präsidenten und des gesamten Gerichtes gespielt zu haben, sondern er verwaltete nun auch noch das Amt eines Richters, und erstach den Antonio mit eigener Hand, welcher Gott und Menschen um Hülfe anrief, und vergebens über Verletzung der Hospitalitätsrechte schrie, welche zuerst zu übertreten, er sich doch vorher kein Gewissen gemacht hatte.

Nachdem die Rache vollzogen, so wurde den Verwandten des Entleibten der todte Körper zugeschiekt, und
Baleine

Baleine war nun zufrieden. Er hatte seinen Secretair beordert, die ganze Procedur zu protocolliren, sowohl die Anklage als auch deren Beantwortung, benebst der Zeugen Aussage; in Summa den ganzen Proceß; diese Acte nun wurde nicht allein von ihm und der Maria unterschrieben, sondern auch noch von den abgehörten Zeugen.

Ueberzeugt, daß diese Geschichte ohne Zweifel binnen kurzem dem Könige zu Ohren kommen würde, ließ Baleine eine genaue Copie der Acte machen, schickte sie dem Könige, und bat ihn in einem Briefe, den er dabei schrieb, ihm diese Kühnheit zu verzeihen, daß er in einer Sache, worin seine Ehre so sehr verwundet wäre,

G.

den gewöhnlichen Lauf der Gerechtigkeit vermieden, und sich mit eigener Hand Gerechtigkeit verschaffet hätte.

Der König, welcher über eine so dreiste That erstaunet war, befürchtete, daß ein Mann von so heftigen Temperament noch weiter gehen könnte, wenn er gereizt würde; aus diesem Grunde verzeigte er ihm, schickte aber zu gleicher Zeit einen Officier auf, welchen er sich verlassen konnte, der ihn ablösen, und das Gouvernement übernehmen mußte. Baleine legte sein Commando willignieder, und verfügte sich mit einigen auserlesenen Freunden und seiner Familie nach einem Kasteel, welches ihm eigen gehörte, und nicht weit von Lectoure entfernt war.

M. . . .

Anfrage.

Seit zwei Jahren haben sich bei den heißen Tagen im Monate Jun. auf meinem Taubenschlage Wanzen häufig eingefunden, die die noch jungen Tauben durch Stiche verwundeten, woraus nachher lauter eiternde Geschwüre entstanden, so daß man dieselben gar nicht essen konnte. Der Taubenschlag liegt im Giebel gegen Morgen im obersten Stockwerk, und also nicht unter dem Dache, ist ausgeweißet, hat durchstreichende Luft, und wird alle 14 Tage, so wie die

darauf befindliche, und von Weidensruten gezäunte Nester, gereinigt; dem obnerachtet kan man sich dieses, der Taubenzucht so nachtheiligen Ungeziefers nicht entwehren. Sollte, wie man gewiß glaubt, einem erfahrenen Haushälter ein Mittel bekannt seyn, wie man dieses Ungeziefer vertilgen kan, der würde sich allen Liebhabern der Taubenzucht durch öffentliche Bekanntmachung desselben höchst verbindlich machen.



Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Freitag, den 1ten September 1780.

Vorschläge zur Verminderung der Eide.

φύετα εκ πολυορκιας ψευδορκιας καλ ἀσέβεια.

Philo.

✠ ✠ ✠

Die Gottesgelehrten halten jeden Menschen für böse von Natur: die Rechtsgelehrten hingegen halten ihn so lange für gut, bis das Widerspiel dargethan ist. Sie befürchten jedoch, daß er sich gelegentlich beifallen lassen mögte, eine Untreue zu begehen, ein falsches Zeugniß wider seinen Nächsten zu reden, das ihm anvertraute Vermögen verlassener Waisens an sich zu bringen, und ins geheim eine Erbschaft zu plündern. Für alle diese Besorgnisse soll eine eidliche Bezeugung seiner Rechtschaffenheit die Sicherheit leisten.

So trügbar uns solche scheint;

Sermens

de la foi humaine, sacrés

de vains garans.

Voltaire.

so ehrwürdig war sie der Vorwelt a).
Das Band des Eides ist die Religion,

und Plato b) hat angemerkt, daß wenn ein Volk keine Gesetze, so wäre jeder Eid mißlich, wenn er über das, was mein und dein ist, entscheiden sollte. Die Gottheit blieb den ältesten Völkerschaften, auch in dunkeln und schwankenden Begriffen, furchtbar, und heilig war ihnen der Eid. Schon Incurgus bediente sich dessen. Er gab den Griechen Gesetze, wandte eine Reise vor, ließ sie schweren, daß sie solche bis zu seiner Zurückkunft beobachten wolten, und entfernte sich hierauf auf ewig. Durch eine genaue Beobachtung eidlicher Versicherungen regierte Numa Pompilius ohne Gesetze c). Durch sie blieb die Grundveste des Römischen Staats in allen Stürmen unerschüttert, und redliche Nachkommen eines räuberischen Gesindels wurden unnachahmliche Helden und Beherrscher des Erdkreises. Ein

Na a a

Regulus

a) Cicero L. 3. de officiis.

b) in L. 12. de Legibus.

c) Gravinæ origines juris P. 293.

Regulus wolte sogar einen abgedruckten Schwur, den der Pontifex Maximus selbst für ungültig erklärte, nicht hinten ansetzen, und gieng getrost den Märtern der Carthaginienser entgegen. Die Furcht für die Götter hatte über den Pöbel eben die Gewalt, als die Ehrbegierde über die Großen. Der Eid, den das Volk geleistet, daß es seinen Consuln in den Krieg folgen wolte, dämpfte seinen Aufbruch, und hemmte seine Trennung auf dem heiligen Berge. Ein jeder Bürger mußte eidlich den Betrag seines Vermögens anzeigen; die Geschichte meldet nicht, daß so lange diese mächtige Republik bestand, jemals davon eine Angabe falsch befunden sey d). Das Glück des Hannibals machte das Volk jaghaft. Nach der Niederlage bei Cannas wolte es nach Sicilien fliehen. Es mußte dem Scipio schwören, daß es Rom nicht verlassen wolte. Es blieb, und das Schwerdt seines Feindes überwältigte zwar seinen Muth nicht, aber seine Religion e). Unter den Christen, so die Verbindlichkeit eines Eides durch ein helleres Licht der Offenbarung kennen mußten, fanden zwar die Kirchenväter die gerichtlichen Eidesleistungen bedenklich, da sie mit heidnischen Ceremonien begleitet waren: Es schwuren jedoch die rechtgläubigen Bischöfe auf dem Neumünsterschen Concilio bei dem Leibe des Herrn, und so wahr sie Christum sehen wol-

ten am Tage des Gerichts f). Die ersten Christen trauten sich unter sich ohne Verheuerung. Die Ursache der meisten Eide ist die Habsucht, und die Furcht für einen Verlust, er sey groß oder klein.

Und was liegt dann daran bei einem bittern Zwist, Ob Fischfett, oder Gold des Zwiespalts-Ursach ist?

Galler.

Diese fiel bei ihnen weg. Sie verwalteten ihre Güter zu eines jeden Verdürfnis, und verließen sie für ihre Religion sorglos und freudig. Allein dieses uneigennützigte Christenthum dauerte so lange, als es seine Lauterkeit in Druck und Verfolgung behielt. Irrende und herrschende Christen schwuren dreist auf die Gebeine der Märtyrer, die niemals in einem Streitshandel den Gott des Friedens zum Rächer über sich angerufen hatten. Als unsre Vorfahren Barbaren hießen, und ehe ihnen die Einsichten und die Laster der aufgeklärten Nationen bekannt wurden, war die Aufhebung eines Schildes, ein Handschlag, und ihr Wort ein unverbrüchliches Pfand ihrer Treue. Mit dem Nawaß ihrer Reichthümer und dem Verfall ihrer Sitten wurden sie selbst gegen ihre Ja und Nein mißtrauisch. Eine stärkere Verheuerung sollte das Siegel der Wahrheit seyn, und wurde gar oft die Sprache des Meineides. Bei den hän-

d) Saint Foix *Essais historiques* sur Paris Tom. 5. p. 224.

e) Montesquieu *L'esprit des Loix* L. 8. C. 13.

f) Tertullianus C. 13. Sect. 4. Art. 9. Sect. 3.

häufigen Eidesleistungen gewöhnen sich die Menschen unbedachtsam an Hülfsmittel, deren man sich nur, gleich den Drogen mit der leiblichen Folter, in unumgänglichen Fällen zur Ehre der Wahrheit bedienen sollte, und unter den täglichen Ausrufungen des göttlichen Namens, verliert sich die demselben schuldige Ehrfurcht.

Die Veranlassung der gerichtlichen Eide beruhet gemeinlich in einer wesentlichen Verhölung der Wahrheit. Jeder Theil läugnet sie, in so fern sie ihm nachtheilig; je mehr sie hervorblitzen will, desto stärker wird der Nebel der um sie verbreitet wird, und man hält den Cicero zu gewissenhaft, wenn er in der Rede für den Roscius sagt: Mit eben der Strafe, so die unsterblichen Götter dem Meineidigen bestimmt, haben sie auch den Lügner bedrohet, und ihren Zorn erregen nicht die Eidesformeln, sondern die Untreue und die Bosheit, womit dem andern ein Halsstrick gelegt wird: Es hat sich gleichwohl eine Nation gefunden, die es sich bloß aus Antriebe des Gewissens zu einer Schuldigkeit gemacht hat, so gar im Gerichte die Wahrheit zu reden. Es waren die alten Einwohner in Peru. Sie wurden kaum von den Spaniern für Menschen gehalten. Es ist wahr, sie konnten nicht einsehen, daß ein Priester in Rom berechtigt wäre, ihre Länder zu verschenken, und ihre Habe Tyrannen Preis zu geben. Unbekannt mit den Kennzeichen, wodurch der schreibsüchtige Europäer seine Klug-

gen und thörichten Einfälle zu verewigen sucht, hatten sie keinen Begriff von einer schriftlichen Offenbarung, und weigerten sich der Annahme des Evangeliums aus den von ihren Blute triefenden Händen ihrer Würgengel. Sie waren gleichwohl nicht ohne Religion, denn sie verehrten vorzüglich die Sonne. Dieses Sinnbild der Herrlichkeit der allgemeinen Vorsorge und der Allgegenwart des Schöpfers, erweckte in ihnen Bewunderung und Dankbarkeit, und sie schrieben deren Wirksamkeit ihr eigenes Daseyn zu. Ein irriger Wahn, der jedoch ihrem Herzen und ihrem Verstande nicht so sehr zur Schande gereichte, als die Verfinsternung der Aegyptier und der Unsinn, worin öfters die Israeliten verfielen, die das Bild der wohlthätigen und majestätischen Gottheit in der Anbetung eines Crocodils und eines Kalsbes entweiheten. So groß indessen die Ehrfurcht dieser Wilden für das Gestirne, das täglich ihre Handlungen beleuchtete, war, so schwuren sie doch nicht bei selbigem. Sie fürchteten schon dessen Unwillen und Zorn, wenn sie ihren Incas auf eine bloße Frage die Wahrheit vorentshielten g). Das Beispiel eines rohen und ungesitteten Volkes, das nicht einst den Werth des Volkes, des Abgottes des klügern Welttheils zu schätzen mußte, ist zwar zu niedrig, als daß man es dem vorsichtigen Europäer zur Nachahmung mit der Hoffnung eines guten Erfolgs anpreisen könnte. Es würde jedoch eine

Na a a 2

scharfe

scharfe Abndung ein sicher Beweisungsgrund seyn, daß in den Gerichten nicht so häufig Unwahrheiten zur Hintergehung des Nächsten vorgebracht würden, und es würde solche die Bedürfnisse der eidlichen Zeugnisse vermindern. Aus Furcht eines zeitlichen Übels vermeidet auch der laßterhafte das Böse. Der Osiake schneidet bei seinen Verheurungen seinem Gößen die Nase ab, und glaubt, daß er alsdenn seine Nase einbüßen würde, wenn er die Unwahrheit vorbrächte h), und die Furcht sein Gesicht zu schänden, wird die Stütze seiner Redlichkeit. In Japan wird eine gerichtliche Lüge gleich allen andern Vergehen mit dem Leben bestraft i). So grausam dieses Gesetz scheint, das der Eigennuß der Kaiser, die sich das Eigenthumsrecht der Güter ihrer Unterthanen zuschreiben, veranlaßt, so billig würde es seyn, wenn jeder der wider seine eigene Ueberzeugung durch eine Lüge seine Befugniß behaupten wolte, sie wenigstens eben dadurch verlore, wie es in den Gesetzen schon auf den Fall, wenn Jemand den Besitz einer Sache läugnet, verordnet ist.

Eine beträchtliche Anzahl Eide ist entbehrlich und unnütze und dem Staate so nachtheilig als dem menschlichen Körper der Gebrauch überflüssiger Arzneien, wie solches schon ein berühm-

ter Göttingischer Lehrer ausgeführt hat k).

Hieher gehören 1) alle außergerichtliche Eide. Ist eine Handlung an sich erlaubt, so braucht sie keiner eidlichen Bestärkung. Hat der Gesetzgeber solche für ungültig erklärt, hat er zum gemeinen Besten verordnet, daß kein Unmündiger ohne Beistand seiner Vormundschaft sich verbindlich einlassen, noch ohne gerichtliche Untersuchung seine Grundstücke veräußern könne, so verdient sowohl derjenige, der aus einem Eide ein Band der Ungerechtigkeit machen will; als der dazu die Hand bietet, eine Bestrafung; und wenn diese erfolgt, und die ungeziemende Absicht der Vereitelung eines heilsamen Gesetzes verfehlt wird, so würden diese Eide von selbst unterbleiben. Bei den Hebräern konnte keine Frau ohne Einwilligung ihres Mannes, und kein Kind ohne Genehmigung seines Vaters sich eidlich verpflichten l): es hat wohl keinen Zweifel, daß ein Landesherr den Mißbrauch der Eide zur Aufrechthaltung unehrlicher Handlungen untersagen könne.

Die meisten eidlichen Verheurungen erblickt man in den Bürgschaften der Frauen für ihre Ehemänner, und es entsteht hier der Zweifel, ob der gemeine Wohlstand die Ungültigkeit einer solchen Bürgschaft erheische, oder ob

h) Men veränderttes Rußland S. 550.

i) Recueil des Voyages qui ont servi a l'Etablissement de la Compagnie des Indes. Tome 3. Part. 2. p. 428.

k) Ayres de abusu Juramentorum tollendo.

l) Grotius de jure Belli & Pacis p. 450.

ob dieses Verbot nicht bloß eine ihnen ertheilte Rechtswohlthat, deren sie sich wieder begeben können, beziehle?

Die Römer sahen es als eine Ungelegenheit der Republik an, daß eine Frau, deren Ehemann sich von ihr nach Gutfinden scheiden konnte, nicht ihren Brantschaft einbüßte, und auch heutiges Tages trennt oft der Tod zu früh eine Frau von ihrem Erwerber. Dessen Verlust wird ihr doppelt schrecklich, da sie gemeiniglich erst alsdenn die Trümmer eines zerscheiterten Wohlstandes erblickt. Wie sehr würde eine verlassene Witwe mit ihren un-erzogenen Kindern dem gemeinen Wesen zur Last fallen, wenn sie aus ihres Ehemannes Verlassenschaft nicht ihr Eingebrauchtes retten könnte, und wie viele Väter würden nicht bedenklich finden, einem Manne, dessen Glücksumstände nicht einleuchtend sind, ihr Kind anzuvertrauen, wenn diesem bei einem so traurigen Falle in dessen Vermögen die erste Sicherheit entginge. In einem Zeitalter, wo die Pflicht, dem Staate wohlgezogene Bürger zu hinterlassen, so häufig theils einem Mißtrauen in die Vorsehung, theils einem herrschenden Geiste der Ungezwungenheit und regellosen Triebe, theils einer ängstlichen Furcht für die Lasten des Ehestandes, die so viele abwechselnde Moden dauerhaft machen, aufgeopfert wird, sind alle Ordnungen, die auf eine oder andere Art die Bevölkerung befördern, ersprieslich. Der Grund dieser Rechtswohlthat ist die Imbecillitas Sexus,

oder die Empfindsamkeit des schönen Geschlechtes. Man hat befürchtet, daß eine Frau unter den Drohungen eines gebiettrischen Eheherrn, oder vielleicht noch mehr in den Umarmungen eines lieblichen Gemals, den freien Willen, den die Geseze zu dem Bestande einer jeden Entschließung erfordern, einbüßen würde. Die Hinzufügung des Eides bei der Entsagung macht keinen Beweis, daß der Mann auf eine oder die andere Art keinen Mißbrauch von seiner Herrschaft gemacht hat, noch daß die Frau von andrer Natur als ihres gleichen gewesen ist.

Es können jedoch Umstände eintreten, daß eine Frau ohne Verletzung der Pflichten gegen sich und ihre Kinder eine Bürgschaft zum besten ihres Ehemannes eingehen, und dadurch dessen und ihre eigene Wohlfahrt befördern kan.

Allein die eidliche Bekräftigung zeigt nicht, daß eine Frau darunter wohlbedächtig nach Lage der Umstände verfahren habe; eine vorgängige summarische gerichtliche Untersuchung würde dieses eher darlegen.

Alle Dienst- und Pflichteide enthalten 2) zum öftern viele Kleinigkeiten und überflüssige nicht thunliche und längst abgekommene Handlungen.

Der Graf Wolf von Hohenlohe hielt es hinreichend, daß er einem angehenden Diener den Ort zeigte, wo die Mißethäter öffentlich hingerichtet wurden, und jeder erlangte seine Ehrenstelle unter dem Anblick des Gal-

gens m). Ich lasse dies nur in denen Fällen gelten, wo die Uebertretung nicht verborgen bleiben kan. Die Franzosen beleidigten ehemals keinen Soldaten, sondern sie strafen sie ernstlich, und hatten nicht mehr Ausreißer als andere Nationen.

Ist 3) gemeiniglich der besondere Eid für Gefährde nicht nur ein unnützer, sondern höchst bedenklicher Eid. Der Kläger verlangt von dem Beklagten die Erstattung eines ihm selbst behändigten Darlehns, und schiebt ihm darauf einen Eid zu. Der Beklagte nimt solchen an, und begehrt von dem Kläger den Eid für Gefährde. Beide Eide werden abgeleistet; ob schon ein Theil selbigen mit guten Gewissen nicht abstaten kan. Man wendet zwar vor: dieser Eid müßte einen Ruchlosen zurück halten, daß er keinen wider sein besser Wissen mit einem Eide belästige: Allein der Beklagte hat entweder den gehörigen Begriff von einem Eide, so wird er es für keinen Bedruck achten, wenn ihm der Richter dessen Abstattung zur Ehre der Gerechtigkeit auflegt, oder er hat ein sehr zartes Gewissen, und alsdenn hat er mehr Ursache sich zu beruhigen, wenn er die Wahrheit nicht eidlich bekräftigen will, ehe und bevor sein Gegner einen Meineid begangen hat. Wenn der Kläger, der seinen Beweis lediglich durch die Zuschreibung eines Eides führen will, in die Kosten verurtheilt würde, so bald sein Gegner solchen abgeleistet, so würde sich, zumal in Kleinigkeiten, mancher beden-

ken, seine Ansprüche auf des andern seine Religion zu begründen. Die Rechtslehrer sind zwar darunter einstimmig, daß der Kläger dem Beklagten die Kosten vergüten muß, wann er seine Angabe nicht erwiesen; die meisten machen jedoch in dem Fall eine Ausnahme, wenn der Beklagte überdem das Gegentheil eidlich erhärtet hat, und vers gleichen alsdenn die Kosten gegen einander; gerade als wenn dadurch des Klägers seine unerwiesene Angabe glaubwürdiger geworden.

Wenn 4) der Beklagte den ihm von dem Kläger zugeschobenen Eid zurück schiebt, und der Kläger solchen abschweeren will, so entsteht wohl nicht der mindeste Verdacht wider den Kläger, daß er von dem Beklagten einen Eid aus Bosheit verlangt hat, den er bei dessen Verweigerung selbst ableistet; gleichwohl muß er alsdenn auch zugleich den Eid für Gefährde abstaten.

So wie 5) die eidliche Angabe eines erlittenen Schadens unzulässig, wenn dessen Betrag auf andere Art ausfindig gemacht werden kan, so ist auch 6) der Eid entbehrlich, wodurch Jemand in gewissen Fällen einen Verlust, der in seiner Einbildung beruht, zu Gelde anschlagen will.

Findet die richterliche Ermäßigung dessen Ansaß billig, so bedarfes des Eides nicht; ist solcher übertrieben, so hilft dem Kläger der Eid nichts, denn wenn er schon selbigen feierlich abgeschworen hat, so erhält er doch nichts mehr als was ihm der Richter zugebach hat.

Dies

Dieser findet leicht eine billige und den Umständen angemessene Auskunft. Folgender Vorfall giebt ein Beispiel davon: Ein Ehemann dem ein plötzlicher Tod seine Gattin in der Blüte ihrer Jahre raubte, gab ein kleines Portrait von ihr einem Maler, um darnach ihre Bildung und seinen Verlust im großen zu schildern. Der Künstler vergaß den Auftrag, und verkaufte wenige Tage darauf den Röß, worin er das Portrait gesteckt hatte, einem fremden Markt-Juden. Der betriebte Witwer belangte ihn, und erbot sich zum Eide, daß er lieber hundert Dukaten als das Bildniß eingebüßt hätte. Sein Gegner hatte in einer Auktion eine Schilderei, welche die drei Grazien gar anmuthig vorstellte, für fünf Thaler erstanden. Er ließ daher dem Kläger die Wahl, ob er sich mit der Annahme der sämtlichen Grazien oder des Kaufgeldes dafür beruhigen wolte. Ein geringer und unschicklicher Bot auf die Entbehrung eines Denkmals von einer Frau, die erst vor kurzem verschieden, und die mit den Huldgöttinnen nicht viel ähnliches gehabt hatte. Der Richter griff durch. Das Portrait samt der Einfassung hatte funfzehn Thaler gekostet. Der Beklagte mußte für seine grobe Nachlässigkeit dem Kläger diese Summe doppelt erlegen, und die Kosten des Rechts Handels erstatten. Der Beklagte beruhigte sich bei diesem Ausspruch. Der Kläger gleichfalls. Er hatte sich immittelst einen andern Gegenstand seiner Zärtlichkeit ausersehn, dessen wesentliche Reize in der körperlichen Welt bereits seine Sehnsucht nach den vermißten im Reiche der Schatten

geschwächt hatten, und er sieng schon an gewissenhaft zu erwegen, daß es mit dem Eide eine gefährliche Sache sey.

Da die Wahrheit in zweier oder dreier Zeugen Munde bestehen soll, so ist es 7) ein Mißbrauch, wann die Partheien oft ein Duzend und mehr Zeugen über eine Geschichte abhören lassen. Gemeinlich ist der Umstand worauf die Entscheidung beruhet, den wenigsten bekannt.

Da 8) die heisällige Aussage eines unverwerflichen Zeugen schon einen halben Beweis ausmacht, dermaßen daß derjenige, für den sie erfolgt, zum Erfüllungseid gelassen wird, so hat die Abhörung eines einzigen Zeugen, wenn solcher nicht über alle Einwürfe erhaben ist, und dessen Aussage nicht durch sonstige Vermuthungen unterstützt wird, keine andere Wirkung, als daß der Beklagte den Reinigungseid abstaten muß. Die an sich bedenkliche Abhörung eines verdächtigen Zeugen kan daher unterbleiben, wenn die Sache von der Beschaffenheit ist, daß der von dem Beklagten abzustattende Eid den Ausschlag geben soll. Der Kläger kan alsdenn nur anfangs durch dessen Zuschiebung die Sache abkürzen.

Wenn 9) eine Parthei auf den Einfall geräth, daß der Richter seiner Eidess- und Anispsflichte nicht nachkommen, sondern in der Sache partheißch verfahren mögte, so kan er selbigen der Untersuchung und Entscheidung entziehen, wenn er seine Meinung oder seinen Wahn eidlich kund gethan hat. Da den Partheien die Zuziehung eines Notarius bei Zeugenverhören, und die Berufung auf die Aussprüche der höhern

hern Gerichte und auswärtigen Rechtsgelehrten gestattet wird, so scheint mir das, was das päpstliche Recht hierunter verordnet, entbehrlich.

Wird 10) dem Beklagten ein Eid zugeschoben, so kan er sein Gewissen mit Beweis vertreten. In zweier unverständigen Zeugen Aussage beruhet ein vollständiger Beweis. Kan der Beklagte diese nicht vorschlagen, so ist das Zeugenverhör eine vergebliche Handlung.

Ist 11) der Erfüllungseid in den Fällen, wenn der Schwerende Theil die Wahrheit nicht zuverlässig wissen kan, sondern nur aus trüglichen Vermuthungen herleiten will, verwerflich. Die Menschen sind so gesinnet, daß sie dasjenige, was sie wünschen, für wahr halten.

Haben schon 12) viele Rechtslehrer eine außerordentliche Strafe als die Abstattung des Reinigungseides in peinlichen Fällen erträglicher angesehen, für die Gewissheit eines gewaltsamen Todes haben auch Helden auf dem Blutgerüste gezittert, wenn ihr Muth nicht durch die gewöhnlichen Triebfedern, durch Ehre und Rache beseelt worden. Hat die Religion den Beschuldigten nicht an der Ausübung des ersten Verbrechens behindert, so wird sie ihn auch nicht abhalten, zu Rettung seines Lebens oder seiner Freiheit das zweite zu begehen.

So schwach 13) die Sicherheit des Richters, die er für sich und für die Befolgung seines Ausspruches durch die Abdringung der Urpfeide von einem

Missethäter verlangt, so ungereime ist es.

14) wenn er in deren Verweigerung solche durch den Büttel in dessen Seele abstaten läßt.

Aus einer Einschränkung der Eide folgt natürlicher Weise die Verminderung der Meineide, die auch dadurch erreicht werden kan, wenn der Richter, besonders bei Partheien, die einfältig und in der Erziehung vernachlässigt sind, sich nicht bloß bei der Verlesung der Warnung für die Strafe des Meineides beruhigt; sondern durch Fragen von ihnen heraus zu bringen sucht, ob sie von einem Eide einen hinlänglichen Begriff haben. Bei denen, welche die flüchtigen Glücksgüter über ihren wahren Werth schätzen, ist die Abschilderung des Unsegens, den ein Meineid über alles, was ihnen so sehr angelegen ist, verbreiten kan, ein zweckdienlicher Bewegungsgrund, der schon den Heiden eingeleuchtet hat,

Clades tot mortalibus unde
Quoties fallaci pectore jurant.

Claudianus.

und wie oft wäre eine Belehrung erforderlich, wenn häufige ärgerliche Weisspiele und Eingebungen des Eigennutzes den thörigten Wahn erregen, der zwischen der Wichtigkeit der Eide nach der Verschiedenheit des Gegenstandes einen Unterschied macht, und wohl gar einen Eid, den die Landesobrigkeit bei der freiwilligen Anstellung dieses oder jedes Gewerbes zur Sicherheit der gemeinen Abgaben auferlegt, als erzwungen ansehen will.

M. S. Schöslcr.



Hannoverisches Magazin.

7tes Stück.

Montag, den 4ten September 1780.

Kurze Beschreibung der Cochenille.

Die Cochenille, ohne die man weder Scharlach noch Purpur machen könnte, ist, so wie man sie aus Mexiko zu uns bringt, wie kleine Körner von ziemlich unordentlicher Figur gestaltet, die auf einer Seite etwas erhaben und mit gewissen Krümmungen versehen sind, auf der andern Seite aber wie ausgehöhlt aussehen.

Innerlich sind diese Körner purpurfarbig und äußerlich bald schwärzlich roth, bald aschgrau, mit etwas roth vermischt, welche letztern für die besten gehalten werden. Ihr Umfang komt einer runden Figur bei, die aber öfters einige Vertiefungen hat. Mit einem Worte, man findet von den Cochenillekörnern alle Arten von Unförmlichkeiten, welche ein Körper, der zuerst weich gewesen, hernach, wenn er austrocknet, annehmen kan.

Anfangs wußte man von der Cochenille keine andere Umstände, als daß man sie in Mexiko von gewissen Pflanzen einsammelt; weswegen es ganz natürlich war, zu denken, daß es eine Frucht wäre, bis man endlich

durch viele und lange Beobachtungen erlant hat, daß sie eine Art Würmchen oder Thierchen von Größe und Gestalt einer Wanze ist, das Augen, Schnabel, Füße, Klauen u. s. w. hat.

Das Gewächs, von welchem diese Insekten gesammelt werden, wird wegen Gleichheit der Blätter der indische Feigenbaum, (*Ficus Indica*), von den Kräuterkennern aber *Opuntia*, und von den Indianern selbst *Nopal* genannt.

Diese Nopalstaude ist dornicht, ungefähr fünf Schuh hoch, und hat dicke und eyrunde Blätter. Ihre Blüte ist weiß, und ihre Frucht hat die Gestalt einer Feige. Diese ist mit einem rothen Saft angefüllt, wovon die Cochenille wahrscheinlich ihre Farbe hat.

Der Nopal komt gemeiniglich aus einem oder zweien seiner in ein Loch gesteckten und mit Erde bedeckten Blätter herfür. Seine ganze Wartung läuft darauf hinaus, daß man das ihn umgebende Unkraut austottet. Man muß ihn oft erneuern; denn je jünger er ist, desto beträchtlicher und besserer Art ist sein Produkt. Man findet ihn

in verschiedenen Gegenden von Mexiko, in Tlaskala, Chalula, Chiapa und Neugallizien; allein er ist daselbst nicht gemein.

Die Völker pflanzen ihn niemals, und seine Cochenille, die so ist, wie die rohe Natur sie giebt, heißt wild, und ist nicht fütrefreich.

Die einzigen Indianer von Oaxaca legen sich ohne Ausnahme auf diese Art von Industrie. Niemals hat man sie weder durch die beständige Aufmerksamkeit, die sie erfordert, noch durch die zu gemeinen Unglücksfälle, denen dieselbe sie aussetzt, abgeschreckt gesehen. Ihre Verständigkeit, ihre Thätigkeit, ihr Wohlstand, haben sie in Stand gesetzt, eine schlechte Ernte zu tragen, und eine gute zu erwarten. Sie sind überhaupt in einem dürrn Erdreich, worin der Nopal gern sterbet, und unter einem gemäßigten Himmel, wo die Cochenille weniger Zufällen ausgesetzt ist, gleicher, als in den Theilen der Provinz, wo die Kälte und Hitze sich mehr fühlen lassen.

Die Cochenille hat, wie alle Thiere, zwei Geschlechter. Das Weibchen hat ein schlechtes Ebenmaaß, ist langsam und fast starr. Seine Augen, sein Mund, seine Fühlhörner, seine Füße, sind so tief, so sehr in den Falten seiner Haut versteckt, daß man sie ohne Hülfe des Vergrößerungsglases unmöglich unterscheiden kan.

Das Männchen, welches sehr selten ist, und für dreihundert und mehr Weibchen hinreicht, ist thätig, dünn

und mager, in Vergleich des Weibchens. Sein Hals ist dünner als der Kopf, und noch weit dünner als der übrige Körper; die Brust ist elliptischer Gestalt, ein wenig länger als der Kopf und Hals zusammen, und unten platt. Seine Fühlhörner haben Glieder, und aus jedem Gliede gehen vier, auf beiden Seiten paarweis sitzende Haare heraus. Es hat sechs Pfoten, deren jede aus drei Stücken besteht. Aus dem hintern Ende seines Körpers stehen zwei große Borsten oder Haare heraus, die vier oder fünfmal so lang sind, als das ganze Thier. Es führet zwei am obern Theil der Brust eingesezte Flügel, die sich, wie die Flügel der gemeinen Fliegen, niederlegen, wenn es geht oder ruht. Diese länglichten Flügel fallen, da wo sie am Körper befestigt sind, in der Breite kurz ab. Sie sind durch zwei lange Muskeln gestärkt, deren einer sich äußerlich ganz rund um den Flügel erstreckt, und der andere, der inwendig dem ersten gleich läuft, gegen das Ende der Flügel unterbrochen scheint. Das Männchen ist hellroth, das Weibchen ist dunkler.

So bald die günstige Jahreszeit eingetreten, säen die Mexikaner, so zu reden, die Cochenillen auf die ihnen eigene Pflanzen, indem sie kleine Nester von Moos, die jedes zwölf oder funfzehn derselben enthalten, daran setzen. Sie bringen drei oder vier Tage darnach ihre Jungen, die sich mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit auf allen Zweigen ausbreiten. Bald ver-
lieren

lieren sie diese Thätigkeit, und man siehet sie, ohne sich weiter zu bewegen, sich an dem nahrhaftesten, am meisten bloß gestellten Theil des Blatts fest setzen, bis sie ihr ganzes Wachsthum bekommen haben. Sie nagen dasselbe nicht ab, sondern stechen nur mit einem kleinen Rüssel, den die Natur ihnen zu diesem Gebrauch gegeben, hinein, und ziehen den Saft heraus.

Man hält jedes Jahr drei Cochenillenernten, welche eben so viel Geschlechte dieses Thiers sind. Die letzte giebt nur eine mittelmäßige Cochenille, weil sie mit den Blättern, welche man abgestreift hat, um die neu gebornen Insekten daran zu bekommen, die man unmöglich auf eine andere Art sammeln könnte, vermischt ist, und weil die jungen Cochenillen dabei mit den alten vermengt sind, welches ihren Werth beträchtlich verringert.

Unmittelbar vor der Regenzeit schneidet man die Nopalzweige ab, um die kleinen darauf bleibenden Insekten zu retten. Man verwahrt sie in den Häusern, wo die Blätter sich frisch erhalten, wie sie bei allen so genannten Pflanzen thun. Die Cochenillen wachsen auf denselben während der schlechten Jahreszeit. So bald diese vorüber ist, setzt man sie auf Bäume, die draussen stehen, wo sie, von der frischen Luft belebt, bald ihre Jungen aushecken.

Die Cochenillen sind nicht so bald eingesammelt, so taucht man sie in heißes Wasser, um sie zu tödten.

Es giebt verschiedene Manieren sie

zu trocknen. Die beste ist, sie etliche Tage an die Sonne zu legen, wo sie ein rothbraunes Ansehen gewinnen, welches die Spanier *Renegrída* nennen. Die zweite ist, sie in den Backofen zu setzen, wo sie eine graulichte Farbe mit Purpuradern annehmen, daher man ihnen den Namen *Jaspada* giebt.

Endlich besteht die unvollkommene, welche die Indianer am meisten gebrauchen, darin, daß sie sie mit ihren Nayskluchen auf Platten legen: sie verbrennen oft auf denselben, deswegen nennt man sie auch *Negra*.

Ob die Cochenille gleich zum Thierreich gehört, welches die vergänglichste Gattung ist, so verdirbt sie doch niemals. Man hat sie, ohne etwas dabei zu thun, als sie in einer Schachtel zu verschließen, ganze Jahrhunderte mit aller ihrer Kraft aufbehalten.

Damit man sich von dem Vortheile, welchen Mexiko aus der Cochenille zieht, deren Preis allezeit sehr hoch ist, einen deutlichen Begriff machen könne, will ich aus einer Dissertation, die 1736 vom Herrn von Neufville aus Amsterdam an den Herrn du Fay nach Frankreich geschickt worden ist, dieses anführen, daß in Europa jährlich auf 880000 Pfund Cochenille angekommen, und daß der Betrag vom Verkaufe dieser Cochenille ein Jahr lang ungefähr 7410000 holländische Gulden, oder 15050690 französische Livres zu seyn pflegt.

Ein so wichtiger Gegenstand der Handlung verdiente es wohl, den

Mexikanern von den europäischen Staaten misgönnet zu werden. Es ist auch zu verwundern, daß sie deshalb noch nicht alle möglichen Versuche gethan haben. Die, welche Colonien in Amerika haben, besitzen gewiß solche Gegenden, darin eben die Gattungen von Tropicals, wie in Mexiko wachsen, und worauf die Cochenillen wahrscheinlich ebenfalls leben und sich vermehren könnten.

Herr du Hamel, Medicus und Correspondent der Akademie der Wissenschaften zu Paris auf St. Domingo, will zwar daselbst eine Gattung von Cochenille beobachtet haben, welche er mit der bisher beschriebenen einerlei zu seyn glaubt, und wovon er den Herrn du Fan und Jussieu eine Probe überschickt hat; allein sie hat dem Wasser nur eine schwache Farbe von einem ziemlich schlechten roth gegeben.

Herr Savary macht unter der Cochenille folgenden Unterschied. 1) Die kostbarste Cochenille, sagt er, ist die, die von dem Wurme kömmt, der sich auf dem Tonna befindet. Die Spezereihändler und die Färber nennen sie Cochenille mestegue; sie wird zu den schönsten Färbereien gebraucht. 2) Gibt es auch Cochenille, welche Campetiane oder Tesquale heißt, und noch 3) eine andere wilde, die man die gemeine wilde nennet, und welche von der indianischen weit unterschieden ist. Campetiane ist nichts anders, als das Ueberbleibsel von der ausgesiebten Mestegue, oder auch die Mestegue selber, die schon zum Färben gebraucht wor-

den. Die Tesquale, sonst auch Tesrechalle genannt, ist die Erde, welche sich mit der Campetiane vermischt befindet. Was die gemeine wilde Cochenille betrifft, so hält man sie für eine Art Saamenkörnchen, welche von den Wurzeln der großen Pimpinelle (Pimpinella languisforba) abgelesen werden. Da aber diese Sorten von Cochenillen lange nicht von der Güte, und auch nicht so theuer, als die wahrhaftige Cochenille sind, so werden sie nur zur Auffärbung schlechter Zeuge gebraucht.

Man findet auch bisweilen zu Cadix geborgene Cochenille. Dieses ist feine Cochenille, die vom Meerwasser beneht worden. Dergleichen Zufälle vermindern den Preis stark, denn das Meersalz greift die Farbe der Cochenille an; daß man solche zu nichts, als zum Purpur brauchen kan, und auch dieser wird eben nicht der schönste. Indes hat sich 1735 einer gefunden, der das Geheimniß wußte, sie fast mit so viel Vortheil, als die unbeschädigte, zum Scharlach zu gebrauchen.

Zu Cadix kömmt die Cochenille gemeinlich auf den Gallionen an, welche die Schätze aus Mexiko und Peru dahin bringen, und wird von hieraus nach Holland, England, und Marseille versührt, von wannen sie die französischen und anderer Länder Spezereihändler erhalten.

Man muß aber nicht glauben, als besäße Westindien nur allein eine so kostbare Waare. Wir haben auch eine deutsche Cochenille, damit man eben so

so gut wie mit der aus Mexiko, Seide und Wolle färben kan, und die unter dem Namen des Johannisbluts bekannt ist. Da aber von selbiger schon im 49ten und 50ten Stück dieses Ma:

gazins vom Jahr 1772 eine weitläufige Abhandlung befindlich, worin man alles was darüber gesagt werden kan, antrifft, so wird selbige hier billig mit Stillschweigen übergangen.

Bewährte Versuche des Herrn von Reaumur für die Erhaltung der Eyer.

Ein frisches Ey ist natürlicherweise ganz voll, nach einiger Zeit aber entsteht an dem einen Ende zwischen der äußern Schale und der innern Haut ein leerer Raum, welcher anzeigt, daß das Ey schon etwas alt; und je älter es wird, desto größer wird der Raum, und desto leerer das Ey, bis es größtentheils von seinen enthaltenen Feuchtigkeiten ausgeleert wird, da denn das wenige, was zurück bleibt, sich zuletzt verhärtet. Die Ursache hiervon ist in der äußern harten Schale zu suchen, die, ob sie schon dem Auge sehr dichte scheint, dennoch mit vielen kleinen Oefnungen versehen ist, in welche sich ganz subtile Gefäße (*vasa exhalantia*) endigen, welche beständig eine wässrige Feuchtigkeit durchschwitzen; und zwar bei warmem Wetter häufiger als bei kaltem.

Man darf nur ein Ey unter die Luftpumpe bringen, so wird man sogleich bemerken, daß so viele Feuchtigkeit aus selbigem herausdringt, daß die Schale ganz davon überzogen wird. Diese Ausdünstungswege sind auch Ursache, warum ein Ey faul werden muß, indem die Luft in selbige frei und ungehindert eintreten kan.

Aus dem bisher angeführten läßt sich nun leicht einsehen, daß es bei der Erhaltung der Eyer hauptsächlich darauf ankomme, daß die Ausdünstungswege des Eyes aufs genaueste verstopft werden, damit es vollständig bleibe, wodurch es auch zugleich für dem Eindringen der äußern Luft, welche die Fäulung nach sich zieht, bewahrt wird.

Diese Absicht zu erhalten, giebt Reaumur einen Firniß an, der nicht kostbar ist, und bloß aus einer Auflösung des Gummilack in Weingeist besteht, und der Erfolg davon hat seine Erwartung ganz übertroffen, indem die damit überzogenen Eyer nach zwei Jahren und darüber eben so frisch geblieben, als Eyer von einem Tage. Weil aber der Firniß dem Landmann, dem doch hauptsächlich die Sorgfalt für die Erhaltung der Eyer nußbar ist, theils ein unbekanntes Ding, theils für ihn schon zu weitläufig ist; so hat Reaumur mit bekantern und leichter zu bereitenden Materialien Versuche gemacht, und bemerkt, daß ein jedes hartes Fett, z. B. das Schweinefett, das gewiß in jedem Dorfe zu haben ist, von eben dem Nutzen gewesen, wie der Firniß. Das gemeine Talg, wor-

aus die Lichter bereitet werden, ist ebenfalls hierzu zu brauchen, und noch besser eine Mischung von Rindertalg und Schweinesfett. Da man aber Leute findet, die einen Eckel für Talg haben, mithin solche Eyer, die damit überzogen sind, verabscheuen würden; so thut man am besten, man bedienet sich hierzu des frischen Schweinesfettes.

Die Zubereitung ist leicht, und geschieht so: daß man um die Mitte der Eyer einen Faden befestigt, damit man sie mit Hülfe dessen in das Fett, nachdem es geschmolzen, und vom Feuer abgenommen worden, eintauchen, und sogleich wieder herausziehen könne. Die Befestigung des Fadens macht keine Schwierigkeit, und kan leicht durch die Uebung erlernt werden, auch selbst das Fett, nachdem es kalt und hart geworden, befestigt ihn noch mehr, daß also das Ey nicht wohl herausglitschen kan; es können auch die also zubereiteten Eyer an diesem Faden aufgehangen werden, wiewohl es zu ihrer bessern Erhaltung nichts beiträgt, und sie eben so gut in Körben und Kästen ihren Aufbewahrungsort finden können.

Hierbei ist wohl zu merken, daß die Eyer nicht alt seyn müssen, sondern es wird unumgänglich erfordert, daß sie, wo nicht an eben dem Tage, da sie sind gelegt worden, doch so bald als möglich nach dem legen zubereitet werden; sind sie schon etliche Tage alt, so können sie, wenn sie zubereitet worden, aus dem Grunde nicht so gut bleiben,

weil der leere Raum, der alsdenn im Ey enthalten ist, schon einen gewissen Grad der Gährung angenommen hat. Jedermann, insonderheit denen Köchen, ist es bekannt, daß am äußern Theil eines nicht recht frischen Eyes, wenn solches gegen das Licht gehalten wird, ein Zirkel bemerkt wird, der desto größer, je älter das Ey ist. Es ist daher sehr nöthig, daß man zuvor, ehe man die Eyer bereiten will, genau auf diese Zirkel achte, wenn man seine Mühe nicht umsonst angewendet sehen will. Die Versuche des Reaumur beweisen die Nothwendigkeit dessen. Er hat Eyer überzogen, an denen er keinen, oder einen sehr geringen Zirkel bemerkt, und wieder andere, an denen der Zirkel groß genug gewesen; nach drei oder vier Monaten hat er sie sämtlich kochen lassen, und gefunden, daß erstere vollkommen das Anssehen hatten, als wenn sie an eben dem Tage gelegt worden; letztere hingegen waren von unangenehmen Geschmack, wiewohl sie noch das Weiße bei sich hatten.

Die mit Fett überzogenen Eyer haben für jenen, die mit Firniß überzogen sind, diesen großen Vorzug, daß sich erstere so geschwind als alle andere frische Eyer kochen lassen, indem das Fett, so bald das Ey in das heiße Wasser komt, sogleich schmilzt, und die Ausdünstung des Eyes, die zum Kochen erforderlich ist, ungehindert erfolgen kan; gegentheils hält der Firniß die Ausdünstung zurück, er muß zuvor erweicht und so viel als möglich abge-

abgekrast werden, weil er von der Wärme des Wassers nicht kan flüßig gemacht werden. Nach dem Kochen wird zwar das Ey noch etwas wenigens fettig seyn, welches aber mit einem Tuch leicht abgewischt und getrocknet werden kan. Für seine leckere Zungen können die Eyer mit Kleyen abgerieben werden, und man darf keinesweges befürchten, daß durchs Kochen dem Ey ein fettiger Geschmack mitgetheilet werde, vielmehr ist solcher so rein und so gut, als bei einem ganz frischen Ey.

Endlich so ist das Fett dem Firniß auch aus dieser und zwar fürnehmsten Ursache vorzuziehen, weil solche Eyer alsdenn auch zum Ausbrüten können gebraucht werden, da sich die feste Materie von selbigen leicht abnehmen läßt, und die Ausdünstung unter dem Huhn frei geschehen kan; hingegen kan der Firniß nicht ohne viele Schwierigkeit so abgemacht werden, daß sie zum Ausbrüten geschickt werden, und die Ausdünstung erfolgen kan. Es ist jedoch dem Recamur gelungen, daß ein Küchlein aus einem solchen Ey ausgebrütet worden, das zwar eine Mißgeburt gewesen, und vier Beine gehabt, welches aber doch wohl dem Firniß nicht zuzuschreiben ist. Das Alter macht hier keine Hinderniß, denn aus dem vorhergehenden ist bekannt, daß die also zubereiteten Eyer vollkommen frisch bleiben, und so lange ein Ey vollkommen gut bleibt, so lange bleibt auch das Küchlein in demselben am Leben, mithin sind solche Eyer noch eben so gut zu brauchen

wie frische. Man kan die Eyer, die der Henne zum Ausbrüten untergelegt werden sollen, eins nach dem andern auf einen Augenblick, ohne Nachtheil des Küchleins, in warmes Wasser legen, denn die Wärme, die zum Schmelzen des Fettes hinlänglich ist, dringet nicht bis zum Küchlein. Man trocknet sie alsdenn mit einem Tuch, oder reibt sie mit Kleyen ab, welches doch nicht allezeit nöthig, da das wenige, was noch ankleben sollte, von der Henne selbst nach und nach abgerieben wird. Diese zubereiteten Eyer können uns noch den besondern Vortheil verschaffen, daß alle Arten von Federvieh aus den entferntern Ländern in den Eyern nicht nur weit leichter zu uns gebracht werden, sondern sie würden sich auch, wenn sie in unsern Gegenden ausgebrütet würden, sehr gut an eine fremde Luft und fremdes Futter gewöhnen.

Ich muß zur Veränderung noch einiger Mittel gedenken, die ebenfalls mit Nutzen bei der Zubereitung der Eyer angewendet werden können. So kan das Oel die Ausdünstung einer wäßrigen Feuchtigkeit zwar zum Theil vermindern, aber doch nicht völlig, weil die Theile desselben nicht feste genug unter sich zusammen hängen, mithin dem Bemühen, womit der wäßrige Theil durchschwüget, nicht hinlänglich widerstehen können. Das Wachs thut eben die gute Wirkung wie der Firniß, es hält die Ausdünstungswegge auf das genaueste verschlossen, und läßt sich ohne viele Schwierigkeit vom Ey wieder absondern, nur ist es etwas kost-

loßbar, wenn man eine große Menge Eyer damit überziehen will; wer aber keine Kosten scheuet, und einen Widerwillen gegen das Fett hat, kan um der Reinlichkeit willen sich des Wachses mit dem besten Erfolg bedienen. Eine Mischung von Pech und Wachs ist nicht nur wohlfeiler, sondern entspricht ebenfalls unsrer Absicht, hat aber das unangenehme, daß sie sich vom Ey schwer absondern läßt. Auch würde ein jedes Gummi die Absicht erfüllen, wenn es nicht von der feuchten Luft aufgelöset wür-

de, und die Eyer wegen der durchschwitzenden Feuchtigkeiten der Fäulniß aussetzte. Es bleibt daher gewiß, daß ein hartes Fett, welches allenthalben zu haben, wohlfeil ist, und sich am leichtesten vom Ey absondern läßt, vor allen andern Materien zu wählen ist.

Wie nun das bisher angeführte bloß die Erhaltung der Eyer betrifft; so kan es auch mit eben dem Nutzen auf verschiedene andere Sachen, die der Fäulniß leicht unterworfen sind, angewendet werden.

M . .

N . .

Historische Anekdote aus Irelands Irländischer Geschichte.

Siehe das 68te Stück.

1642. Zur Zeit des Aufstandes, waren dem Grafen Ormond und dem James Coote, welche beide daselbst die Königl. Truppen commandirten, die Befehle gegeben, zu sengen und zu brennen, um die ganze Gegend der Rebellen in eine Wüste zu verwandeln. Coote gehorchte diesem Befehle auf das strengste; Ormond mit mehrerer Menschlichkeit und Klugheit, doch immer noch nachdrücklich genug um den Anführern der Rebellen scheinbare Ursach zu Klagen zu geben. Lord Gormaston, einer der ersten derselben, schrieb an ihn und verwies ihm sein Betragen; er drohete, wenn er so fortführe, so sollten es seine Gemalin

und Kinder entgelten. Die Antwort welche Ormond darauf gab, ist würdig angemerkt zu werden; er schrieb an Gormaston, verwies ihm seine Treulosigkeit, rechtfertigte sich, und erklärte seine Entschließung die Rebellen zu verfolgen, selbst beim Verlust alles dessen was ihm lieb wäre, denn dies wäre der Wille des Königs. Er sagte: Mein Weib und meine Kinder sind in eurer Gewalt, würden je Männer sie beleidigen, so werde ich es nie an Frauen und Kindern rächen; dies würde nicht allein niedrig und unchristlich, sondern gar sehr unter dem Werth seyn, den ich in meine Frau und Kinder setze.

Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Freitag, den 8ten September 1780.

Von den Temperamenten.

Die Veranlassung in dem astrologischen Zeitalter zur genauern systematischen Behandlung dieser Lehre ist nicht von der Art, daß sie ihr in unsern Zeiten Beifall erwerben könne. Wer kennt nicht die astrologischen Thorheiten, die viele der besten Köpfe vormals zur Schande des Menschenverstandes beschäftigten. Ein Vortheil aus der zu diesem Zwecke nöthigen genauern Beobachtung des Himmels erwuchs daraus für die Sternkunde, aber Barbarei und Irthum war die Folge für viele andere Wissenschaften. Dies Unglück betraf auch die wichtigen Lehren, die zum Gegenstande der Menschen Leben und Gesundheit haben. Die Schriften der Aerzte damaliger Zeit sind voll davon, und nach jenen unglücklichen Zeiten wurde durch die Kalender jährlich dieser unverzeihliche Irthum fortgepflanzt. Der gemeine Mann, der diesem Vorurtheile anhängt, überließ sich vielfältig lieber der Heftigkeit der Krankheit, und starb aus Klugheit, als daß er den Fehler hätte begehen sollen, an einem Tage die Ader öffnen

zu lassen, da es der Kalender verbot. Noch ist das Vorurtheil nicht völlig ausgerottet, es raubt noch manchem das Leben, oder stürzt in gefährliche Krankheiten.

Ueber den Einfluß der Sterne auf unsern Erdball bezieht sich bei den Fixsternen auf ein schwaches Licht, und bei den Fixsternen nebst diesem auf Anziehung. Der Mond, als der Begleiter unserer Erde, ist die erfahrungsmäßige Ursache der Ebbe und Fluth. Man sollte nun leicht glauben, daß wenigstens der Mond, der so eine große Wirkung äußert, auch seinen Einfluß auf den menschlichen Körper haben könne. Allein von Seiten der Erfahrung ist bis dahin wenig hier von außer allen Zweifel gesetzt. Es müßte sich wohl alles auf Ausdehnung und Zusammenziehung der festen und flüssigen Theile und der umgebenden Luft beziehen, aber das meiste von demjenigen, welches man hiervon zu erwarten hätte, tritt nicht ein. Die periodischen Blutflüsse eräugnen sich zu allen Zeiten des Monats, und richten sich keinesweges nach dem Mondeslaufe.

laufe. Schlagflüsse, Seitenstechen, Entzündungen, faule und bixige Fieber haben sich noch nie nach den Mondphasen bestimmt. Indes verdienen doch die Bemerkungen einiger neuer und wichtiger Aerzte Aufmerksamkeit, daß die Würmer in den Gedärmen beim Ende des abnehmenden und dem ersten Anfange des neuen Mondes, da sich die Anziehung des Mondes und der Sonne vereinigen, mehr Beunruhigung verursachten und leichter abgiengen. Der Herr von Rosenstein a), der sich auf der andern Seite den astrologischen Vorurtheilen im medicinischen Fache auf die rühmlichste Art in den schwedischen Calendern widersetzt, und Junker b) sind unter andern dieser Meinung. Der verdienstvolle Leibmedicus Zimmermann c), der im allgemeinen der Meinung vom Einflusse des Mondes nicht günstig ist, erwähnt das Beispiel einer Frau, welcher seit drei Jahren allemal beim abnehmenden Monde zwei, drei und mehr Ellen von dem Bandwurm abgegangen sind. Auch will man bemerkt haben, daß Wassersüchtige zur Zeit des Vollmondes sich schlimmer befänden, und daß die meisten alsdann starben d). Ich selbst habe bei dieser Krankheit einige periodische Veränderungen bemerkt, die sich gewissermaßen nach

den Mondphasen zu richten schienen. Der Herr von Haen folgte bei der Kur des Kropfes, welcher durchaus keinen von ihm vorgeschriebenen Mitteln weichen wolte, mit gutem Erfolge dem Rathe eines andern Arztes, der aus vielfältigen Beobachtungen in Steiermark befunden hatte, daß seine Arznei nur kurz nach dem Vollmonde Dienste leiste e). Mead's Schrift de imperio solis ac lunæ in corpora humana, ist voll von hieher gehörigen Beispielen. Ueberhaupt muß man zugeben, daß von diesem vernünftigen und mehr philosophisch gedachten Einflusse des Mondes, zumal gegen den gerechnet, den man nach der mythologischen Benennung der Planeten bestimnte, sich die Unmöglichkeit nicht werde zeigen lassen, und daß er immer die Aufmerksamkeit der beobachtenden Aerzte verdiene. Vielleicht verschaffe diese Bemerkung solcher Meinung mehr Eingang, daß der etwanige Mondes-Einfluß nicht von dem verschiednen Grade seiner Erleuchtung, einem Umstande, der wohl nichts dergleichen bewirken kan, sondern von seinem verschiednen Stande gegen Erde und Sonne und der daher rührenden verschiedenen Anziehung herzu leiten sey.

Welche Barbarei war es also, den Einfluß der Planeten nach dem Charakter

a) Kinderkrankh. 2. Ausg. S. 333. Anm.

b) Klein interpr. clin'c pag. 305.

c) Von der Erfahrung 2 Th. S. 108.

d) Klein interpr. clinic. p. 138.

e) Ratio medend. Pars. II. p. 189.

rafter und der Denkungsart derjenigen mythologischen Personen zu bestimmen, deren Namen man ihnen willkürlich gegeben hatte, ihre behauptete Beherrschung der Stunden, Tage und Jahre nicht etwa nach ihrem Laufe, sondern nach ihrer Abzählung zufolge des unrichtigen Ptolemäischen Systems anzugeben. Diesen Ursprung haben auch die Benennungen der Tage in der Woche. Jede Tagesstunde wurde nemlich von einem Planeten, so wie sie nach dieser Ordnung auf einander folgten, beherrscht, und nach dem, der Zufolge dieser Umrählung die erste Tagesstunde bekam, wurde der Tag benannt. So regierten sie auch die Jahre, wie die sogenannten hundertjährigen Kalender ausweisen, und was man von den Eigenschaften der mythologischen Personen, deren Namen sie führten, in den fabelhaften Zeiten gedichtet hatte, das waren auch die Eigenschaften desjenigen Jahres, welches sie regierten. So soll Mars ein hitziger zänkischer und kriegerischer Mann gewesen seyn, deswegen hat man in den ihm untergebenen Jahren hitzige Sommer, viel Zank und Krieg unter den Menschen, heftige Donnerwetter, trockene Zeit, guten Korn- und Weinwachs, weil Wein und Brantwein Muth machen. Ein Venusjahr bringt auch viel Wein, ohnstreitig weil der viel zur Liebe beiträgt, warmes Wetter, hat unter sich

verschiedene Theile, und ein Mägdlein in diesem Jahre geboren ist schön, mit langen Haaren und rundem Gesicht und Augen f). So wie es nun den Jahren, Tagen und Stunden gieng, so gieng es auch den Menschen. Man bemerkte leicht gewisse individuelle Verschiedenheiten in Wirkungen des Körpers, der Gemüthsbeschaffenheit und Denkungsart, und was war natürlicher in jenen astrologischen Zeiten, als diese von den Planeten herzuleiten. Nun gab es damals sieben Planeten, also auch sieben Temperamente oder Complexionen, ohne dabei die Natur sonderlich befragt zu haben, ob es deren mehr oder weniger gebe. Vier davon waren Haupttemperamente, das cholerische, sanguinische, phlegmatische und melancholische, und drei waren Mischungen von diesen. Indes ist der hundertjährige Kalender dieses Jahrhunderts anderer Meinung, indem dieser ihre Ursachen in den vier Elementen zu finden glaubt, davon immer eins in dem menschlichen Körper die Obermacht habe. Er sagt mystisch und hochgelahrt: „Es hat der Geist dieser Welt vier Herbergen, darin die Seele eingesperrt liegt.“ Diese Herbergen sind, wie aus der fernern Abhandlung und Bestimmung der Temperamente erhellt, bei dem cholerischen das Feuer, bei dem sanguinischen die Luft, bei dem phlegmatischen das Wasser, und bei

E c c c 2

dem

f) Wer oder welche hierbei zu wissen verlangen sollte, welches die Venusjahre wären, die können sich in dem hundertjährigen Kalender dieses Jahrhunderts Nachsholen.

dem melancholischen die Erde. Das Gestirn habe aber doch seinen Einfluß dabei, indem es diese Folgen der Heterogenität auf den Galt verschlimmere oder verbessere. Alle diese Weisheit wurde in den Zeiten der scholastischen Philosophie zum höchsten Gipfel gebracht. Das Schicksal, welches so eine Lehre werth war, hat sie längst erfahren. Man hatte fortgebaut, ohne zu bemerken, oder bemerken zu wollen, daß der Grund nichts tauge, und da fiel und zertrümmerte dieses stolze Gebäude. Man übergab nachher billig einer ewigen Vergessenheit, was in medicinischen und philosophischen Wissenschaften mythologisch astrologischen Ursprungs war, und keinen andern Beweis für sich hatte.

Wir haben das Glück Nachkommen zu seyn, die dergleichen Irthümer der Vorfahren einsehen. Könnte wohl jenes willkürliche und fabelhafte, das man sich bei den Planeten dachte, im Ernste für den Grund der menschlichen Schicksale angesehen werden, das kaum für einen erträglichen Spaß gelten kan? oder auch, wenn man das mythologische bei Seite setzt, könnte wohl der mechanisch notwendige Lauf der Sterne eine Anzeige künftiger Verhängnisse der Menschen seyn, die so sehr von der Leitung der Vorsehung, von eigener Willkür, vom Zufall, und Vereinigung der Umstände abhängen?

Hätte nun die Lehre von den Temperamenten keinen weitem als astrologischen Grund; so wäre ihre Wider-

legung leicht. Allein das scheint doch nicht, da die Erfahrung bald diejenigen individuellen Verschiedenheiten der Leibes Eigenschaften und der Gemüthsbeschaffenheit bemerken ließ, die auch uns größtentheils von dem verschiedenen Zustande der festen und flüssigen Theile herzurühren scheinen: wenn man dieses Temperament nennen will, und genannt hat, warum soll das verwerflich seyn. Haben sie ihre spitzfindige und unrichtige Behandlung jenem astrologischen Schandfleck des Menschenverstandes zuzuschreiben, so könnten sie allenfalls etwas verdächtig scheinen, nur ihre Widerlegung finden sie nicht darin. Es ist ja bloß erfahrungsmäßig, daß es heftige, nach dem Großen strebende, gelehrige, groß und hochmüthige Menschen gebe, die man cholerische nennt; daß andere der Liebe, dem Weine und den Unnehmlichkeiten des Lebens vorzüglich ergeben sind, das bei munter, lachend, fähig, freigebig aber unbeständig, welche sanguinische heißen; daß andere sich durch Langsamkeit und Unthätigkeit, stumpfen Verstand, Schläfrigkeit u. d. gl. auszeichnen, die man zum pfeigmatischen Temperamente rechnet; ferner daß eine Gattung Menschen, denen man das melancholische beimißt, sich der Traurigkeit, dem Argwohn, der Furchtsamkeit und dem Neide nicht überlassen, die hartnäckig sind, sich mühsamen Arbeiten unterziehen, die oft nicht gar sinnreich sind, und zu deren Ausübung das menschliche Leben nicht hinreicht; endlich daß andere von Na-

zur das sind, welches mancher bei aller Bemühung nicht wird, ich meine gleichmüthig und gelassen, stürmenden Leidenschaften nicht ergeben, unermüdet bei nützlicher Arbeit, und zufrieden bei niedrigem Stande und schlechten Glücksumständen. Man nenne dieses Temperament das baurische, oder kunstmäßig das bössartige.

Ich habe bei diesem vorläufigen Abrisse der Temperamente bloß Rücksicht auf die Verschiedenheit des Gemüthes und der Verstandeskräfte genommen, weil ich mich dabei auf die Erfahrung eines jeden berufe. Das medicinische werde ich bei jedem einzelnem berühren. Es scheinen aber so viel verschiedene Mischungen der Temperamente zu seyn, als es Menschen giebt, da sogar keine zwei Dinge sich auf das genaueste gleich sind, wie alle Erfahrung gelehrt, und keine widerlegt hat. Indeß stehet doch auch nicht zu leugnen, daß man diese Verschiedenheiten auf gewisse Hauptgattungen bringen könne. Es wird wohl nicht leicht der Fall eintreten, daß irgend Jemand die Eigenschaften eines reinen sanguinischen oder cholerischen Temperaments ausschließungsweise besitze, oder eine genau zu bestimmende Mischung mehrerer habe. Ein jeder hat vielmehr seine eigene Temperatur, wobei sich doch gewöhnlich eins als das herrschende, und eins oder auch mehrere als die schwächern zeigen, nur sind die Mischungen und Schattirungen der individuellen oder persönlichen Temperaturen wohl so mannigfaltig ver-

schieden, daß ihre Zahl wohl der Zahl der lebenden Menschen gleich kommen mögte. Der sicherste Gewährsmann in der Physiologie, der Herr von Haller, sagt in seinem Handbuche über diese vortrefliche Wissenschaft: die Temperamente sind in der Natur nicht etwa durch vier oder acht, sondern durch unzählige Grade verschieden.

Um den Zusammenhang dieser Lehre mit der praktischen Arzeneiwissenschaft einzusehen, dient die Entwicklung und Bestimmung der Temperamentsursachen im Körper. Diese muß man nun in der Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Stärke, und Spannung der festen und der großentheils daher rührenden Beschaffenheit der flüssigen Theile suchen. Die Alten vom Galen bis auf den Helmont, der verschiedenes dabei zu erinnern fand, sie mögen den Einfluß der Sterne dabei angenommen oder geläugnet haben, suchten die Hauptursachen der Temperamente in der Mischung des Blutes. Galle oder auch das gelbliche Blutwasser machte bei ihnen das cholerische, der rothe Theil des Blutes, (cruor,) das sanguinische, Wasser, das phlegmatische, und ihre sogenannte schwarze Galle, oder der dunkle Bodensatz bei ausgetassenem Blute, das melancholische Temperament. Diese Theorie wurde zur Grundlage fast der ganzen Heilkunde. In den neuern Zeiten fand man, daß die Beschaffenheit und Mischung des Blutes und der Säfte nicht als solche Hauptursachen gelten könnten, weil diese bei einerlei Tempera-

ment oft sehr verschieden sind, wie dieses auch der Herr von Haller in seiner größern Physiologie erfahrungsmäßig bemerkt. Ueberdem hat die genauere Beobachtung des thierischen Körpers gelehrt, daß die Beschaffenheit der Säfte von der Wirkung der festen Theile auf sie meistens abhängt. Was Nahrungsmittel darin thun, ist nichts beständiges, da die Erfahrung sehr gemein ist, daß sich ein Mensch bei der nemlichen Nahrung ganz andere Säfte erzeugt, als ein anderer. Ein Hallerscher Beweis gegen die Temperamentsursachen der Alten ist, daß das Auge, selbst das Mikroskop, auch die chemische Analyse oder sonstige Untersuchung des Blutes verschiedener Thiere, fast gar keinen Unterschied zwischen dem des Schafes, des Ochsen, und des Haasen, oder des Schafes und der Henne darbietet. Auch die lustige aber richtige Bemerkung gehört hieher, daß ein Mensch, der fast lediglich von dem Fleische eines Thieres isst, und also seine Säfte davon hat, doch darum nichts von dem Betragen des Ochsen, des Schweines und des Haasens annimmt, die kleine Gleichheit abgerechnet, die er etwa vorhin schon hatte.

Wenn auch die Säfte etwas zur Bestimmung der Temperamente beitragen, wie dieses nicht ganz gelaugnet werden kan, so darf man doch nicht sie, sondern das, welches sie so, wie sie sind, bereitete, als die Hauptursache annehmen, und dieses sind die festen Theile. Ueberdem würden sie ihren

Beitrag zu den Temperamenten nicht leisten können, wenn nicht die festen Theile, die sie berühren, reizbar, empfindlich, und in verschiedenen Graden stark oder schwach gespannt oder schlaff wären.

Nach dieser allgemeinen Voraussetzung wende ich mich nun zur besondern Betrachtung der einzelnen Temperamente.

Ein hoher Grad von Reizbarkeit und Empfindlichkeit einer ziemlich harten, gespannten und sehr beweglichen Faser ist die Hauptursache des cholerischen. Da hierdurch ein schneller Umlauf des Blutes bewirkt wird, und ein daher entstehender häufiger Abgang des wässerichten Theiles, so erzeugt sich eine gewisse Schärfe, und das Blut erhält mehr Kraft zur Concentration. Hier sind viel Ursachen bei einander, welche den körperlichen Handlungen Leichtigkeit und Nachdruck geben. Einfluß des Nervensystems, Muskelbewegung, Absonderung der Säfte, Empfindungsvermögen und dergleichen ist alles vollkommener und thätiger. Die Verdauung wird ohnedem durch die häufige Galle befördert, die aus dem etwas scharfen Blute in größerer Menge und doch concentrirt genug abgesondert wird. Für die Seele, die sehr nach der Beschaffenheit des Körpers modificirt wird, und umgekehrt zur Modification des Körpers viel beiträgt, bestimmt sich ein dem Temperamente eigentlicher Charakter. Ein hoher ständhafter Muth, Entschlossenheit, Scharfsinn, Fleiß, ein Streben nach dem Groß-

Großen, Ehrbegierde, edle Denkungsart, und in der That die meisten erhabene Eigenschaften der menschlichen Seele gehören hierher. Aber auf der entgegengesetzten Seite ist der ungebildete Cholerikus auch oft außerordentlich. So reizbar sein Körper ist, so reizbar ist auch seine Seele, daher ist er oft empfindlich in der Ehre, wenn es auch unrichtig gedachte Ehre wäre, bis zur Ausschweifung, unmäßig im Zorn und andern heftigen Leidenschaften, unbiegsam, rächgierig, und aus ungebildetem Ehrgeiz neidisch gegen anderer Ruhm. Stolz und Dünkel, ein gewisser Grad von eingebildeter Untüchtigkeit, und öfterer Mißbrauch der Geisteskräfte zu schlechten Handlungen gehören auch zur schlechten Seite des Cholerischen. Es lassen sich aber diese Temperamentsfehler durch gute Erziehung und eigenes Bestreben so sehr verbessern, daß er alsdann sich leicht einen Vorzug vor andern erwirbt. Da auch äußere Zeichen zur Erkennung des Temperaments das übrige beitragen; so nenne ich hier die vorzüglichsten. Sein Gang pflegt etwas ansehnlich und gravitatisch zu seyn, seine Gebärden anständig und überlegt, und die Rede bedacht und mit Ansehn verknüpft, dabei etwas geschwind und nachdrücklich. Die Gesichtsfarbe ist bei jüngern Jahren köstlich, bei zunehmenden gelblich oder schwärzlich. Der Körper ist gewöhnlich mager und das Fleisch etwas hart anzufühlen. Der Blick, woraus sich überhaupt sehr viel für das Temperament schließen läßt,

ist feurig, erhaben, lebhaft, scharfsesend und durchdringend.

Es entwickelt sich dieses Temperament gewöhnlich erst gegen die Zeit des männlichen Alters, oft aber zeigt es sich schon in früher Jugend.

Die angezeigten Ursachen desselben und deren Wirkungen, haben einen großen Einfluß auf die Gesundheit. Das schärfere und mehr concentrirte Blut ist eine Anlage zu hitzigen und gallischen Fiebern und zur Verschlimmerung derselben. Äußere und innere Entzündungen von der Art, die nicht sowohl von Stockung der Säfte in den feinsten Gefäßen, sondern von wiedernatürlichem Reize herrühren, entstehen häufiger. Aber die reizbare elastische und bewegliche Faser wendet auf der andern Seite auch wieder viel Gesfahr ab, sie bewirkt eine gute Bereitung und Auswerfung der Krankheitsmaterie und hintertreibt deren Absetzung im Körper. Der erhabene Muth und die vernünftige, mit Ruhe und Gelassenheit des Geistes begleitete Ergebung in die Leitung der Vorsehung, erleichtert die Krankheit; Hestigkeit aber, Leidenschaft und Anstrengung der Geisteskräfte verschlimmert sie in eben dem Grade. Von Arzneimitteln bedarf der Cholerische nur kleine Dosen, da deren Wirkung sich nach der Reizbarkeit und Empfindlichkeit richtet, die doch bei ihm so hoch gespannt sind.

Das sogenannte sanguinische Temperament, das seine Benennung von der Vollblütigkeit hat, die häufig dabei bemerkt wird, ist mehr den frühern

hern Jahren eigen, doch giebt es auch verschiedene, die bis in das Alter sanguinisch bleiben. Der Sanguinicus unterscheidet sich durch Munterkeit, fröhlichen Verstand, Neigung zu allerhand Arten der sinnlichen Annehmlichkeiten des Lebens; worunter Liebe und Wein nicht den untersten Platz behaupten. Er macht gern Freundschaft mit jedem ohne gehörige Untersuchung des Charakters, läßt sie aber oft bald wieder erkalten, ist gesellig, mitleidig, dem Zorn wenigstens nicht anhaltend ergebend, dabei unbeständig, keines dauerhaften Eindruckes, und keiner anhaltenden ermüdenden Arbeit fähig. Sein äußerliches ist gewöhnlich vortheilhaft, ein guter Wuchs, röthliche oder rothbräunliche Farbe, und ein ziemlich volles Ansehen, wenn nicht zufällige Ursachen hierin Aenderung machen. Uebers dem ist seine Sprache gewöhnlich geschwind, helllautend und fließend und sein Gang leicht. Er liebet Leibesübungen vorzüglich, und ist wegen Geschwindigkeit seines Körpers geschickt dazu. Es reizt ihn gern alles was in die Augen fällt, und an sich trägt er gern auch etwas zärtliches. Sein Blick ist munter, oft flatternd. Durch wohl geordnete Bemühungen die Fehler des Temperaments zu verbessern, wird der Sanguinicus ein brauchbarer Mann in Geschäften, die er mit einer gewissen Leichtigkeit verrichtet, wenn sie nur nicht zu anhaltend sind. Die zurückbleibenden vortheilhaften Eigenschaften machen ihn einnehmend, unterhaltend und wohl gelitten. Er pflegt bei

gleichen Umständen zufriedener, und für sich glücklicher zu seyn, als andere.

Die körperlichen Ursachen dieses Temperaments sind etwas streitig. Die Beschaffenheit der Säfte und die Vollblütigkeit darf man nicht als die Hauptursachen ansehen. Ersteres nicht aus schon angezeigten Gründen, und das zweite auch nicht, weil die Erfahrung lehret, daß die Menge des Blutes und das Temperament des sanguinischen nicht im Verhältniß stehen. Aderlässe und der Gebrauch ausleerer Mittel, die beides die Menge und Mischung des Blutes ändern, sind nicht im Stande es umzuändern, es sey denn, daß bei langer Fortsetzung und Uebermaße derselben Krankheiten erzeugt würden; diese aber und Temperament sind sehr verschiedene Dinge. Ich läugne damit nicht ganz, daß verschiedene Zufälle;keiten einige Aenderung bei diesem sowohl, als bei andern Temperamenten machen können, weil Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Stärke nicht ganz unveränderlich sind. Allein es geht damit langsam, und nicht im Verhältniß mit der oftmaligen schnellen Veränderung der Säfte, die meistens heilsam nicht an dem einen Tage so sind wie an dem andern. Man nimt daher auch hier bei Bestimmung der Hauptursache sicherer Rücksicht auf den Grad der Reizbarkeit, Empfindlichkeit und der Kräfte, und so bestimmt sich erfahrungsmäßig für dieses Temperament eine bewegliche und elastische, nicht gar starke aber ziemlich reizbare Faser.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

73^{tes} Stück.

Montag, den 11ten September 1780.

Von den Temperamenten.

(Schluß.)

Die Empfindlichkeit des Nervensystems des sanguinischen Temperaments ist ziemlich fein. Man darf indes die Umstände bei dem Blute und der Vollblütigkeit nicht aus den Augen sehen, weil sich doch gewöhnlich ähnliche dabei einfinden. Sie scheinen aber mehr eine Folge der angegebenen Beschaffenheit der Fasern als ihre Ursache zu seyn. Der gemäßigte Grad der Stärke bewirkt eine häufigere Einsaugung des Nahrungsstoffes, weil unstreitig die Mündungen der Milchgefäße mehr geöffnet sind, und die gemäßigte aber doch hinreichende Reizbarkeit befördert eine wirksame, nicht zu schnelle und nicht zu langsame Verdaunung. Die minder gespannten Gefäße geben der Anhäufung des Blutes und der übrigen Säfte nach, und weil sich kein hoher Grad von Reizbarkeit damit verbindet; so ist der Umlauf derselben nicht gar zu schnell, wie etwa bei dem cholерischen, wodurch widrigensfalls ein großer Theil derselben wieder verloren gehen würde. Daher hat man wohl die gewöhnliche Menge eines flüssigen und gut gemischten Blutes bei diesem

Temperamente zu leiten, wovon aber allerdings manche zufällige Ursachen Veränderungen machen können. Man findet darin auch die Ursache, warum der Sanguinist gewöhnlich ein volles Ansehen hat, und gut genährt ist. Ausserdem trägt diese plethorische Beschaffenheit ohnstreitig manches zur Bestimmung des physischen und moralischen Charakters bei. Daß sich aber bei einer ziemlichen Veränderung der Mischung und Menge der Säfte keine eben so merkliche Veränderung des Temperaments zeigt, erklärt sich wohl daher, weil eine wirksamere Ursache, die Beschaffenheit der nervichten und muskulösen Theile länger zurückbleibt. Wenn sich aber bei zunehmenden Jahren, etwa um das dreißigste der Grad der Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Spannung ändert, und doch gar oft die Vollblütigkeit aus andern Ursachen zurückbleibt; so verwechselt sich doch dieses Temperament mit dem cholерischen, oder einem andern, zum sichern Beweise, daß jene erwähnten Umstände für die Hauptursache anzunehmen sind, und diese nur als Mitursachen gelten

können. Es ist nun leicht zu erachten, daß der Ueberfluß der Säfte, und besonders des Blutes, zu manchen Krankheiten Anlaß geben könne. In den frühern Jahren zu übermäßigem Nasenbluten und in der Folge zu Blutspeien, zum Seitenstich, Lungenentzündung, Schlagfluß, auch wohl später hin zur goldenen Ader und den daraus folgenden Uebeln. Die geschmeidige und mäßig reizbare Faser ist, überhaupt genommen, mehr vortheilhaft als nachtheilig. Sie mindert die Gefahr der Krankheiten die von Vollblütigkeit kommen, läßt einen geringern Grad der Fieberhitze zu, und hitzige Krankheiten haben nicht so leicht Eingang. Für krampfsichte Krankheiten scheint diese Beschaffenheit der Fieber auch ein natürliches Gegenmittel zu seyn. Zu Absenkungen der Krankheitsmaterie an verschiedene Verter des Körpers ist indeß doch mehr Gefahr als bei dem Cholericen. Auch erhöhet die Empfindlichkeit des Sanguinischen, die aus den starken Eindrücken des Vergnügens und der Unlust erhellet, den Grad des Schmerzens, der aus Verletzung oder aus mancherlei anderer Unpäßlichkeit erwächst. Uebrigens genießt er eine ganz gute Gesundheit, zumal wenn kein Ueberfluß der Säfte da ist, und dieser ist nicht nothwendig damit verbunden, er führt ein frohes Leben, und weiß sich oft die trüben Stunden der Winterwärtigkeit aufzuheilen.

Der Phlegmatische hat seine Benennung von dem wässrigten Theile des Blutes, welcher nach dem Sinne der Alten die Ursache seines Tempera-

ments seyn soll. Es hat aber ohnstreitig die mit Schwäche verbundene geringe Reizbarkeit und Empfindlichkeit mehr Antheil daran. Denn wenn auch der wässrigte Theil hier ein Uebergewicht hat; so ist der doch größtentheils eine Folge von der mindern Kraft der Verdauungswerkzeuge, von wenigerm Nachdrucke des Herzens und der Blutgefäße, vom langsamern Umlaufe, und überhaupt von der geringern Wirkung der muskelichten und nervichten Theile. Es bleibt gewöhnlich ein Phlegmaticus das was er war, bei dem Genuße nahrhafter und ausgesuchter Speisen. Selbst der Wein, wenn er gleich auf einige Zeit ihn ansacht, läßt ihn hernach in eben der Lage, vielleicht noch etwas mehr phlegmatisch zurück. Und der Cholericus bleibt es bei bloß vegetabilischen Nahrungsmitteln, wenn es auch Kartoffeln wären, bei dem Mangel des Weins und anderer hitzigen Getränke. Freilich trägt lange fortgesetzte Lebensart Klima u. d. gl. am Ende etwas zur Aenderung des Temperaments bei, nur Beweis genug, für die stärkere Kraft der angeborenen Grundlage ist dieses, daß es damit sehr langsam geht, und doch fast niemals die ganze Anlage dadurch umgeändert wird. Diese geringe Aenderung kan sich fortpflanzen, und kommen hierzu die ähnlichen Umstände des Sohnes, Enkels, und Urenkels; so läßt sich daraus ungefähr erklären, was man von fast allen gemeinen Temperamenten ganzer Nationen sagt. Unter die Ursachen, die etwas zum Uebergange zu diesem Temperamente, aber nur nach langer Zeit

beitragen, gehören übermäßige Ruhe und Schlaf, häufige Milchspeisen, fast einzige Nahrungsmittel aus dem Pflanzreiche, feuchte Luft, große Blutverluste und zu häufige Abertlässe. Durch diese letztern werden der rothen Blutkugeln gegen den wässerigten Theil des Blutes weniger, indem sie wegen ihrer größern Schwere, und daher folgenden größern Schnelligkeit häufiger beim Ausfließen des Blutes abgehen. Weil hierdurch das Blut kraslos und der Umlauf schwächer wird; so erfolgt Erschlaffung des ganzen Körpers und Absenkungen des Blutwassers in das cellichte Gewebe. Dergleichen ist zwar gewissermaßen Kränklichkeit, aber zulezt wird es dem Körper eigen und habituel, und geht in Temperament über.

Der Phlegmaticus zeigt eine große Neigung zur Ruhe, die oft in Schläfrigkeit, träges Wesen, in einen Grad von Unthätigkeit, Stumpfheit der äußern und innern Sinne, und einige Gleichgültigkeit gegen Ehre, Ruhm, oder Tadel ausartet. Seine Rede ist dabei gewöhnlich leise und träumend, sein Gang und seine Geberden schläfrig und kraslos, wie auch sein Blick, der überdem wässerigt, langsam und zur Erde niedergedrückt ist. Auf einer besondern Seite zeigt er viel Gelassenheit und Gleichmuth im Glück und Unglück, Friedfertigkeit, Träne und Verträglichkeit. Er geht seinen Gang im Leben bei öffentlichen Geschäften und sonstigen Handlungen zwar langsam, aber bedächtig und gewissenhaft. Was er, zumal in jüngern Jahren, erfahren hat, oder was er sonst gelernt und geübt hat,

das hält er in einem eisernen Gedächtniß fest. Er opfert nicht heftigen Leidenschaften, die Gesundheit und Zufriedenheit stöhen. Die körperliche Beschaffenheit ist ungefähr folgende. Ein ziemlich dickes und wässerigtes Aussehn, blasse Farbe, schwammigtes und schlaffes Fleisch, wenig Muskelkraft, häufiger Auswurf wässerigter Feuchtigkeit; durch Speichel, Urin und Schweiß. Die Verdauung ist langsam, und der Abgang der Excremente später, auch selbst oft trocken, so wenig sich dieses auch mit dem wässerigten Temperamente zu reimen scheint, doch erklärt es sich eben durch den langen Aufenthalt der Nahrungsmittel in den Verdauungswegen, die von der langsamen wurmförmigen Bewegung herrührt. Die Krankheiten wozu dies Temperament Anlaß giebt, sind Verderbniße der Säfte, Verschleimungen, wässerigte Geschwulste der äußern Theile, und die mancherlei Arten der innerlichen Wassersucht, wie auch die allgemeine eigentlich sogenannte Wassersucht; Schlagflüsse vom Blutwasser in den Hirnhöhlen, Strickflüsse und Engbrüstigkeit von Verschleimung und Wasser in der Brust &c. Indes lehrt die Erfahrung, daß mancher Phlegmaticus frei davon bleibe, und daß andere zufällige Ursachen eben dieselben Krankheiten bei andern Menschen von ganz anderer Constitution bewirken. — Von Arzneimitteln verträgt der phlegmatische, wegen der geringen Reizbarkeit, starke Portionen. Hitzige Getränke benebeln ihm auch nicht leicht den Kopf.

Das melancholische Temperament heist, zufolge der Herleitung des Wortes

tes, so viel als das schwarzgallichte, woraus die Ursache schon erhellet, welcher die Alten es zuschrieben. Sie nannten nemlich den dunkeln und fast schwärzlichen Bodensatz des ausgelassenen Blutes, schwarze Galle, und nahmen denselben für diese Ursache an. Auch rechneten sie hierher die schwärzliche und zähe Materie, die oft durch ein Erbrechen oder Stuhlgang ausgeworfen wird, welche die Neuern entweder für Blut halten, das lange in den Gefäßen gesteckt hat, oder auch für wirkliche ausgepreßte Galle, die durch langen Aufenthalt in der Gallenblase oder den Gallengängen zähe geworden ist, wie dieses die Beschreibungen der Leichen öfters beweisen. Hin und wieder erkannten sie auch wohl einen Ueberfluß des Schleimes für die Anlage dieses Temperaments. Man darf die schwarze ausgeworfene Materie beim Erbrechen oder Stuhlgange für keine Temperamentsursachen annehmen, da dergleichen weder anhaltend ist, noch auch eine ähnliche Beschaffenheit der ganzen Blutmasse voraussetzt; da es ferner, so wie auch der Schleim immer einen kränklichen Zustand, und meistens eine locale Steckung oder Schwäche anzeigt. Die Alten suchten ihre Temperamentsursachen in dem Blute, und auf die Art kan so eine Beschaffenheit desselben, welche von Fehlern dieses oder jenen Theils des Körpers abhängt, unmöglich gelten, wenn von dem umlaufenden oder bewegten Blute bei gesundem Zustande die Rede ist. Es bliebe also nichts weiter übrig, als das, was sie von dem dunkeln Bodensatz des Blutes sagten. Dieser ist aber nur der ganz na-

türliche rothe Theil des Blutes, oder die Blutkügelchen, (cruo,) der sich seiner Schwere wegen im abgelassenen Blute zu Boden senkt, und der deswegen alsdann vermutlich eine dunklere Farbe annimmt, weil er näher zusammen tritt. Daß dieser Theil des Blutes auch nicht als eine Temperamentsursache füglich angenommen werden könne, ist daraus klar, weil dessen Menge bei eben demselben Menschen, und bei gleicher Temperamentsverfassung oft sehr verschieden ist. Mit mehrern Grunde nimt man Rücksicht auf die Beschaffenheit der festen Theile, und so gehört für dieses Temperament eine gemäßigte Reizbarkeit und Empfindlichkeit, verbunden mit einiger Steifigkeit und Unbeweglichkeit der Fasern. Aus diesen Umständen erwächst nun eine besondere Beschaffenheit der Säfte und der physiologischen Handlungen. Weil von der gemäßigten Thätigkeit der Fasern ein etwas schwacher und langsamer Umlauf der Säfte bewirkt wird; so entstehen leicht Störungen an Orten, wo ohnedem der Umlauf bewegt ist, als in der Leber, in den zurückführenden Blutgefäßen der Gedärme, in der goldenen Ader, in der Milz, welche Gefäße man zum System der Pfortader rechnet. Daß in der Leber leicht dergleichen Uebel entstehen könne, erhellt schon daraus, weil die Pfortader, ein zurückführendes Gefäß, in ihr auch die Stelle der Schlagadern versehen muß. Hierzu kommt nun noch eine etwas schwache Action der Verdauungswerkzeuge, die Ursache einer etwas unvollkommenen Verdauung und übler und schleimigter Säfte. Wenn man nun

medicinisch überlegt, was für Folgen diese Umstände für die Gesundheit haben, welche Betrachtungen aber hier nicht völlig zweckmäßig seyn würden; so wird man leicht sehen, daß das melancholische Temperament eine schickliche Anlage zum hypochondrischen und hysterischen Uebel zu der eigentlichen Melancholie, und manchen Gemüthskrankheiten enthalte. Man nenne es daher auch nicht ganz unrecht das hypochondrische oder hysterische Temperament. Kommen zu dieser Anlage noch übermäßige Ruhe, traurige Vorstellungen, nutzlose Speculationen in die Zukunft u. d. gl. so erkranken Leib und Seele, und das Uebel steigt oft zu dem Grade der dem Wahnsinn sehr nahe ist, oder der zum Ueberdruß des Lebens und bisweilen auch zur Ausübung dieses schrecklichen Entschlusses führet. So kan Temperament endlich in Krankheit ausarten, wenn verschiedene Umstände dazu zusammentreten, oder wenn wir Menschen durch unverantwortliche Versehen dazu behülflich sind.

Krankheiten von Verschleimung ist der Melancholische auch ausgesetzt, obgleich in etwas geringerm Grade als der Phlegmatische, weil bei diesem die lebensdigen Kräfte der Fasern noch niedriger gestimmt sind. Verschleimung, besonders der ersten Wege ist bekanntlich auch bei den hypochondrischen und hysterischen Uebeln; und ist eine der Ursachen derselben. Auch sind die Phlegmatiker sicherer für diesen Uebel, weil sie weniger empfindlich und reizbar sind. Uebrigens können Menschen von allen andern Temperamenten bei erforderlichen zufälligen

Umständen in ähnliche Kränklichkeit fallen. Arzneimittel wirken bei dem melancholischen Temperamente ins Mittel, wenn nicht eben eine große Menge Schleim die ersten Wege ihre Wirksamkeit vermindert. Das Aussehen ist gewöhnlich etwas gelblicht oder erdensarbig, die Sprachen nicht sehr fließend, sondern meistens etwas stockend und ungleich. Es findet sich oft anheftende Aufmerksamkeit, auch viel Tiefsinn dabei, oder auch nur der Schein davon. Der Blick ist eben nicht feurig und frei, aber angeheftet, und meistens etwas niederwärts gerichtet. Bei weniger Bildung ist der Melancholicus etwas ungesellig und mißtrauisch, traurig, mißvergnügt und unschlüssig, auch wohl im schlimmern Grade furchtsam, neidisch, habgüchrig und falsch. Bei guter Anweisung und eigener Auszubildung ist er geschickt zu spekulativen und abstrakten Studien und andern ähnlichen Beschäftigungen, woran andere wenig Geschmac finden, fleißig und unermüdet, selbst bei den langwierigsten Arbeiten, die oft mehr als eine Lebenszeit erfordern. Er ist ein Freund auf den man sich verlassen kan, wenn man ein mal seine Freundschaft gewonnen hat. Auf ein mal gefasste Entschließungen hält er steif und fest. Er ist außerordentlich ehrlich und redlich, auch bei Geschäften, wobei so oft Ehrlichkeit und Redlichkeit scheitert. Leichtigkeit im Charakter, Empfindelkeit u. d. gl. sind ihm fremd.

Noch ein Temperament ist übrig, dessen die Aerzte wenig gedenken, und welches der Herr von Haller das Vāortische nennt. Es ist dabei ein hoher Grad

von Stärke mit weniger Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Es ist zu bewundern, daß man von diesem Temperamente so wenig Erwähnung gethan hat, da doch der größte Theil von einer ganzen Klasse von Menschen, die bei weitem nicht die kleinste ist, dahin gehört. Der Landmann von solchen Eltern geboren, durch schwere Arbeit, durch Hitze und Kälte, durch Sturm und Wetter, durch Trockeniß und Nässe abgehärtet, den seine Bestimmung von vielen Geistesbeschäftigungen abhält, ist meistens derjenige, dessen Körper stark, aber steif, und wenig reizbar, und dessen Leib und Seele wenig empfindlich sind. Man könnte es daher mit Recht das Bäurische oder nach dessen Aussehen das Viereckte nennen. Seine Sprache ist etwas tief, meistens knarrend oder brummend und langsam. Seine Geberden sind steif und einfach, bisweilen aber von vielem natürlichem Ausdruck. Sein Gang ist langsam aber fest. Sein Blick eben nicht feurig, doch auch nicht matt. In seinen Augen läßt sich gewöhnlich eine gewisse Treuherzigkeit und Selbstgelassenheit lesen. Er ist aber nicht von der schnellsten Entschlossenheit und Beurtheilung. In Zweifel verwickelt er sich leicht, ohne sich heraus winden zu können, oft aber, wenn er sich entschlossen hat, bleibt er dem Entschlusse sehr getreu. In der Ehre ist er nicht ganz unempfindlich, und der Rache, die er oft lange wachträgt, nicht abgeneigt. Rechtschandel liebt er daher gewöhnlich, und setzt sie oft zu seinem eigenen Schaden fort, bloß um Recht zu behalten, oder den Gegner zu demüthigen. In Gefahren ist er,

wenn es darauf ankömmt, unerschrocken, wenn es auch Leib und Leben betrifft, und ist daher zum gemeinen Soldaten meistens sehr geschickt.

Die Erfahrung lehrt, was ein robuster Bauer gegen einen im manchen Betracht zärtlichen Stadtbewohner sey, wie sehr sich bei ihm die liebe Natur in ihrer Simplicität zeige. Es ist leicht zu erachten, daß diese Beschaffenheit einen sehr vorteilhaften Einfluß auf die Gesundheit habe. Die sehr gemäigte Reizbarkeit und Empfindlichkeit macht viele Krankheitsursachen unschädlich, oder schwächt doch ihre nachtheiligen Wirkungen ausnehmend, sie sichert für den Leib und Seele zerstörenden hypochondrischen u. hysterischen Uebeln, und läßt schmerzhaftes Zufälle nur im geringen Grade zu. Krampfige, rheumatische und gichtische Zufälle und die sogenannten Flüsse nebst andern ähnlichen Zufällen, vermindert seine Anlage und die Angewöhnung an alle schädlichen Wirkungen der Witterung. Da auch wegen der schwachen Reizbarkeit der Umlauf der Säfte nicht gar schnell ist, und ihre Absondrung in dem Speisekanale nicht gar zu häufig geschieht, zu dem durch Arbeit und Schweiß viel davon verloren geht; so ist auch dies Temperament der Vollblütigkeit u. dem übermäßigen Fettwerden nicht ausgesetzt. Den wassersüchtigen Krankheiten und Absetzungen der Krankheitsmaterien widersteht die steife und elastische Faser, so wie diese auch gegen manche andere Krankheiten ein ziemlich glückliches Gegenmittel ist. Von Medicamenten bedarf der Bäuische sehr starke Portionen.

Die

Die Ruhe und der Gleichmuth der Seele trägt auch vieles zur Gesundheit bei. Ueberhaupt, denkt mir, hätte ein jeder Mensch Ursache sich eine gewisse Portion von solcher Ruhe und Gleichmuth, welches indeß die Allen unter ihrem nil mirari etwas übertrieben haben mögen, zu erwerben. Zumal wenn man noch weiter geht, als dergleichen wünschenswerthes etwa beim gemeinen Bauer anzutreffen seyn mögte, und Freiheit von heftigen Leidenschaften erhabenen Muth und Gelassenheit beim Unglücke und Mäßigung beim Glücke dazu setzt, sollte das wohl nicht besser seyn, als die von manchem schönem Geiste bis zum Ekel gepriesene Empfinderei, ohne die man, nach ihrer Meinung, die oft wenig Menschenkenntniß verräth, keine große und edle Handlungen verrichten kan. Wir denkt man könne, mitleidig und wohlthätig, großer Handlungen fähig und glücklich, ja glücklicher als sie seyn, ohne ihren gepriesenen Enthusiasmus, wo bei gewöhnlich die Vernunft bemüßet wird. Und wie viele Menschen wären denn nicht unbarmherzig, niedrig, und unglücklich, da der Enthusiasmus so wenig find. Wenn zumal vernünftige und ruhige Ueberlegung erfordert wird, dem Unglücklichen zu helfen, was nützen da leere Betrachtungen des Elends, die uns aus der Fassung setzen, die besten Hülfsmittel zu ergreifen. Ein Arzt, z. B. der von dem Leiden des Kranken bloß übermäßig gerührt wird, der sich in ungelegener Zeit, da er helfen soll, in tiefe Betrachtungen seines Leidens versenkt, und ihn allenfalls recht empfindend bedauert, der heilt damit nicht die Krankheit, er übersieht leicht die Zufälle, die Ursachen und Folgen des Uebels, und zerstreuet sich zu sehr, um die rechten Mittel wählen zu können. Es würde nicht schwer seyn, bei andern Beschäftigungen ein gleiches zu finden, und ziemlich allgemein zu setzen, daß die überfein empfindsamen Leute für das eigentliche praktische Leben nicht die schicklichsten sind. Ich kenne übrigens die rechte Empfindsamkeit wohl und rede auch bei weitem nicht der Kälte, der Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit, womit Gleich-

muth und Ruhe des Gemüths nicht zu verwechseln ist, das Wort, sondern behaupte nur, daß jene Ueberspannung bei der Erfüllung unserer Pflichten mehr nachtheilig als vortheilhaft sey, und für uns selbst einen Weg zur Gemüthsunruhe oder Unglücke enthalte. Doch zeigen sich jetzt schon etwas bessere Ausichten, und der Paroxysmus der überspannten Empfindsamkeit beginnt sich in etwas zu legen. Es sind auch nach gerade der Eingriffe in die Vorrechte des andern Geschlechts genug, dem eine höhere Empfindsamkeit natürlich ist und besser kleidet. Das war ja nicht deutscher Sinn, wie Hermann siegte!

Ich habe nun noch einige Bemerkungen über die ganze Lehre zu machen.

1) Es giebt, wie schon erwähnt, wohl nicht leicht einen Menschen, bei dem die reinen Eigenschaften eines einzigen Temperaments allein wären. Wenn man die erwähnten fünf Temperamente in eine gewisse Anzahl Grade getheilt sich gedenkt, deren mehr oder wenige zu einem oder mehreren andern Temperamenten treten; so entstehen mannigfaltige Mischungen, die sich desto mehr häufen werden, in je mehrerm Grade man die einzelnen theilen will. Nimt man hierzu noch die zufälligen Veränderungen der Temperamente durch Erziehung, Lebensart, u. d. gl. so kan die Menge der verschiedenen Temperaturen so groß gedacht werden, als die Zahl der Menschen. Nur das bleibt auch wahr, daß die Fälle selten sind, wo nicht das Uebergewicht dieses oder jenen Temperaments bemerkt werden kan.

2) Da die Ursachen der Temperamente vorzüglich in der Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Stärke oder Schwäche des Körpers zu suchen sind, und die Verschiedenheiten der Säfte größtentheils daher rühren; so erhellet dadurch ihr großer Einfluß in die praktische Heilkunde. Die Doses der Arzneien, die Neigung zu diesen oder jenen Krankheiten, ihre Stärke, künftige Zufälle, die Abszessen der Krankheitsmaterien an manchen Orten des Körpers, ihr Ausgang u. d. gl. kan häufig daraus bestimmt werden. Es kan daher
das

das Studium dieser Lehre einem ausübenden Arzte nicht gar gleichgültig bleiben. Man erinnere sich doch, daß diese Lehre, ungeachtet sie sonst mit unendlich viel Thorheiten besudelt war, und ungeachtet sie ihre übertriebene systematische Behandlung dem astrologischen Zeitalter zu danken hat, dennoch, wenn man sie ohne Vorurtheil untersucht, viel wahres enthalte, und von großer Wichtigkeit sey. Wir Menschen sind ja meistens gewöhnt, von einem Extremo in das andere zu fallen. Hier sah man das übertriebene, und die vielen Thorheiten, man verwarf sie daher fast gänzlich, und übersah vielfältig, was nach Abrechnung alles dieses, gutes und nützliches zurückblieb. Die verschiedene Denkungsart und Gemüthsverfassung, die theils vom Körper abhängt, theils auch angeborene Grundlage der Seele seyn mag, ist für den Arzt auch sehr wichtig. Eine leidende Seele pflegt nicht in einem gesunden Körper zu wohnen, und eine gesunde Seele pflegt auch die Gesundheit des Körpers zu erhalten, oder die verlorne herzustellen. Auch der Psychologe kan die öftern körperlichen Ursachen der Veränderungen in der Seele nicht aus den Augen setzen.

3) Die Litterärsgeschichte über die Lehre von den Temperamenten ist ziemlich ansehnlich, ich glaube aber nicht, daß hier der Ort sey, die ziemlich große Anzahl der Schriften hieher zu setzen, ihren Inhalt anzuzeigen, und eine Beurtheilung beizufügen. Weinake die meisten, vorzüglich die ältern, suchen die körperlichen Ursachen bloß in dem Blute und den übrigen Säften. Einige denken zu mechanisch, und schreiben alles dem Körper zu, da doch vieles, vorzüglich im moralischen Charakter, auch in der Seele zu suchen ist. Vorzüglich lustig sind die Sterndeuter über diesen Gegenstand zu lesen. So behauptet z. E. Laurentius Euchastius, der Mensch erhalte bei dem Augenblicke seiner Geburt

eine harmoniam radiosam planetarum, und einen Eindruck von dem confluxu configurationum coelestium. Ein und der andere schüttet das Kind mit dem Bade aus, und behauptet, es gebe durchaus gar nichts in dem Menschen, welches Temperament genannt werden könne. Adam habe allein vor dem Falle ein Temperament gehabt, nachher hätten alle Adamskinder nur eine intemperiem, weil durch den Fall alle feste und flüssige Theile von ihrer Vollkommenheit herabgesetzt wären. Es ist auch nicht vergessen worden, die Temperamente auf mathematische Art zu behandeln, wovon der Erfolg, wie bei mehreren medicinischen Gegenständen nicht sonderlich vortheilhaft ausfallen konnte.

In dem physiologischen Theile verdient unstreitig der Herr von Haller oben anzustehen. Man sehe darüber seine größere Physiologie. In dem moralischen Theile ist Kämpfs Abhandlung von den Temperamenten vorzüglich zu empfehlen.

Ich hielt diesen Gegenstand einer kurzen Bearbeitung würdig, weil es mir schien, daß eine populäre Behandlung desselben bei gehöriger Verbindung des medicinischen und moralischen Theils, nicht unnuß seyn würde. Eben diese Verbindung rechtfertiget meine Arbeit auch von der litterarischen Seite, da selbst die vorzüglichsten Verfasser, ihren verschiedenen Absichten gemäß, bloß diesen oder jenen Theil dieser Lehre vorzüglich bearbeitet haben. Wer die hieher gehörigen Schriften gelesen hat, wird auch darin mit mir einig seyn, daß noch manches, nicht ganz alltägliches darüber gesagt werden konnte.

Damit schließe ich eine Abhandlung, die allerdings eine weitere Ausführung verdient hätte, wenn ich auf einen größern Raum in dem Magazine hätte Rechnung machen dürfen.

Göttingen.

J. S. Jäger, Med. D.

Hannoverisches Magazin.

74^{tes} Stück.

Freitag, den 15^{ten} September 1780.

Messung des Brocken mit dem Barometer.

§. 1. **W**ir kamen den 5^{ten} Jul. Abends um 7 Uhr zu Oderbrück an; meine Gesellschaft, der Herr Prof. Planer und der Candidat Herr Becker, bestiegen noch denselben Abend den Brocken, ich blieb aber mit dem Barometer zurück, um Beobachtungen zu machen, durch deren Hülfe ich die Erhöhung, von Oderbrück über Nordhausen bestimmen könnte.

§. 2. Morgens den 6^{ten} Jul. um 5 Uhr, machte ich die letzte Beobachtung zu Oderbrück, und fand das Thermometer — 18.

den Stand des Quecksilbers im Barometer aber

im langen Schenkel 5814.

im kurzen — 844.

Summe — 6658. Log. 3. 8233438.

Differenz — 4970. Log. 3. 6963564.

Logarithmische Differenz — 1269874.

Um 8 Uhr kam ich auf den Brocken, war also 3 Stunden gegangen, ob gleich meine Gesellschafter diesen Weg in 1½ Stunde zurückgelegt hatten. Ich hing das Barometer, an die Thür des Brockenhauses, die Temperatur der Luft war — 16, das Quecksilber stand im Barometer,

im langen Schenkel, — 5711.

im kurzen — 950.

6661 Log. 3.8235394.

4761 Log. 3.6776982.

Differenz — 0,1458412.

Logarithmische Differenz zu Oderbrück — 1269874.

Erhöhung — 188,538 Toisen.

Wird nun solche, auf die gewöhnliche Art, mit den Thermometerständen be-
 Ge ee richtiget,

richtiget, so kömt zur Erhöhung des Brocken über Oberbrück 182 Toisen oder 1092 Fuß.

S. 3. Um 11 Uhr beobachteten wir zum letzten mal auf dem Brocken; das Thermometer zeigte — 11.

Das Barometer stand im langen Schenkel 5703.

— — im kurzen — 952.

6655.

4751 log. 3.6767854.

Hierauf gingen wir auf Heinrichshöhe, hingen das Barometer an die Thür des Wirthshauses, und fanden das Thermometer — 11.

das Barometer im langen Schenkel 5731.

— im kurzen — 924.

6655.

4807. log. 3.6819645.

Da die scheinbare Normallänge, bei beiden Ständen gleich gewesen, so ziehet man nur die logarithmen beider scheinbaren Barometerstände von einander ab, dieses giebt 51,791 Toisen, solche mit den Thermometerständen berichtigt giebt 50,4 Toisen oder 302 Fuß, als die Höhe des Brockenhäusgens über Heinrichshöhe.

S. 4. Um 4 Uhr beobachteten wir auf Heinrichshöhe zum letzten mal; die Temperatur der Luft war — 22.

und der Barometerstand 5726.

928.

6654. log. 3.8230828.

4798. log. 3.6810602.

Logarithmische Differenz — 142026.

Am Fuße des sogenannten eigentlichen Brocken, wo solcher mit dem nächsten Gebirge (ich glaube es heißt der Oderberg,) zusammen stößet, befindet sich ein Grenzpfal mit 3 Bezeichnungen, hieran hingen wir um 4 das Barometer, und fanden das Thermometer — 18.

5771.

876.

6647. log. 3.8226257.

4895. log. 3.6897527.

Differenz — 1324730.

Um 7 Uhr kamen wir nach Oderbrück, die Temperatur der Luft war — 18. Das Barometer stand

5797.

855.

6652. $\log.$ 3,8229522.

4942. $\log.$ 3,6939027.

Differenz. — 1290495.

Also Heinrichshöhe gab zur logarith. Differenz 1420226.

Pfal Nr. 3. — 1324730.

Oderbrück — 1290495.

Zieheth man diese logarithmischen Differenzen von einander ab, so lieget

Heinrichshöhe über dem Pfal Nr. 3. 95,496 Toisen.

— — — — — Oderbrück — 129,731 Toisen.

Der Pfal über Oderbrück — — 34,235 Toisen.

Werden nun diese Erhöhungen mit denen zugehörigen Thermometerständen berichtigt, so kömmt

Heinrichshöhe über dem Pfal Nr. 3. 550 Fuß.

— — — — — über Oderbrück — 748 Fuß.

Der Pfal Nr. 3. über Oderbrück — 204 Fuß.

Da nun Heinrichshöhe über dem Pfal 550 Fuß.

Der Pfal über Oderbrück — 204 Fuß.

Und der Brocken über Heinrichshöhe 302 Fuß.

So ist der Brocken über Oderbrück — 1056 Fuß.

§. 5. Auf dem Brockenhäusgen haben wir folgende Beobachtungen gemacht.

8 Uhr im langen Schenkel 5711. im kurzen 950. Ther. — 15.

9 — — — 5707. — 947. — — 15.

9 $\frac{1}{2}$ — — — 5708. — 949. — — 13.

10 $\frac{1}{2}$ — — — 5705. — 951. — — 13.

11 — — — 5703. — 952. — — 11.

Mittel — — 5707. — 950. — — 13.

950.

Summe 6657. $\log.$ 3,8232786.

Differenz 4757. $\log.$ 3,6773332. }

Wahre Normallänge 6660. $\log.$ 3,8234742. }

7,5008074.

$\log.$ 3,6775288.

Herr Schiavetto hat, während der Zeit zu Nordhausen folgende Beobachtungen gemacht.

8 Uhr im langen Schenkel 5754. im kurzen 418. Ther. — 0.

9 — — — 5753. — 419. —

10 — — — 5751. — 420. —

11 — — — 5748. — 423. —

Mittel 5751. — 420. —

420.

6171. — wahre Normallänge.

5331. log. 3,7268087

obiger log. 3,6775288

Unberichtigte Erhöhung 492,799 Toisen.

Dieses berichtigt giebt 486,393 Toisen oder 2918 Fuß.

§. 6. Da wir uns von Mittage 11½ Uhr bis Abends 4 Uhr auf der Heinrichshöhe befanden, so machten wir 8 Beobachtungen. Diese gaben zum Mittel 4805 am Barometer und — 20 am Thermometer.

Hingegen bemerkte man 5 mal zu Nordhausen. Dieses gab zum Mittel 5327 am Barometer und — 0 am Thermometer.

log. 5327 = 3,7264827.

log. 4805 = 3,6816934.

447,893 scheinbare Erhöhung in Toisen.

Wird dieses mit — 20 berichtigt, so kömt zur Erhöhung von Heinrichshöhe über Nordhausen — — — 2635 Fuß.

Nun liegt Heinrichshöhe unter dem Brocken — 302 Fuß.

Also liegt der Brocken über Nordhausen — 2937 Fuß.

Es liegt aber solcher nach §. 5. über Nordhausen — 2918 Fuß.

Hiervon ist das Mittel — 2917 Fuß.

§. 7. Wir kamen, wie bereits gesagt worden, den 5ten Jul. Abends 7 Uhr nach Oderbrück, ich beobachtete bis 10 Uhr, und fand zum Mittel am Barometer 4970 am Thermometer — 16.

Mein Bruder beobachtete während der Zeit (der Herr Schiavetto kam erstlich Abends 10 Uhr nach Nordhausen, und hatte selbiges Tages auf dem Schloß Kiefhausen und Rothenburg Beobachtungen gemacht,) an einem Kolsben: Barometer, welches aber mit dem Meß-Barometer vollkommen übereinstimmt, und nach de Lürs Methode mit Hülfe des in 84 Grad getheilten Thermometers, vom Einfluß der Luft befreiet wird, und fand zum Mittel Barometer 5344 Therm. — 4.

$$\log. 5344 = 3,7278664$$

$$\log. 4970 = 3,6963564$$

315,100 Toisen.

Diese mit — 20 berichtigt, so komt zur Erhöhung von Oderbrück über Nordhausen — 1853 Fuß.

Da nun der Brocken über Nordhausen — 2927 Fuß.

So liegt der Brocken über Oderbrück — 1074 Fuß.

§. 8. Seit dem Herabsteigen vom Brocken, habe ich von Abends 7 Uhr bis den andern Morgen 6 Uhr, acht Beobachtungen gemacht, und fand zum Mittel in Oderbrück — 4937 und — 13.

In Nordhausen aber war das gleichzeitige Mittel 5308 und — 0.

$$\log. 5308 = 3,7249309$$

$$\log. 4937 = 3,6934631$$

314,678 Toisen.

Dieses mit — 13 berichtigt, giebt 310 Toisen oder 1860 Fuß zur Erhöhung von Oderbrück über Nordhausen.

Da nun der Brocken über Nordhausen — † 2927 Fuß.

Und Oderbrück über Nordhausen — † 1860 Fuß.

So ist der Brocken über Oderbrück — 1067 Fuß.

§. 9. Es soll also die Höhe des Brocken über Oderbrück seyn.

Nach §. 2. — 1092 Fuß Berg auf.

§. 4. — 1056 — Berg ab.

Mittel — 1074 —

§. 7. — 1074 —

§. 8. — 1067 —

Mittel — 1072 —

Es liegt also der Brocken über Oderbrück 1072.

§. 10. So viel mir wissend, hat Niemand, außer folgenden, diese Erhöhung mit dem Barometer zu bestimmen gesucht, als:

1) Herr Prof. Hockmann; dieser fand 1103 Pariser Fuß.

2) Herr Mylius — 1300.

3) Herr de Lue — 1038.

§. 11. Des Herrn Mylius Messung, ist ohne allen Zweifel unrichtig, daß aber der Herr Prof. Hockmann, nach denen Beschuldigungen des Herrn Prof. Zimmermanns, um 1900 Fuß geirret haben (Siehe dessen Harz-Reise S. 27.) sollte, verdient untersucht zu werden, indem sonst der Herr Prof. Zimmermann mich und den Herrn de Lue, noch eines größern Irrthums beschuldigen möchte.

§. 12. Die 1900 Fuß, um welche Herr Hollmann geirret haben soll, haben ihr Daseyn durch folgenden Schluß erhalten. Wenn man von Odersbrück nach dem Brocken geht, so brauchet man eben eine so lange Zeit, als wenn man von Ilfenburg ausgehet; da nun Odersbrück eben so weit als Ilfenburg vom Brocken liegt, so liegt auch Odersbrück mit Ilfenburg in einer horizontalen Ebene.

Nach Herrn Professor Zimmermanns Angabe, soll der Brocken 3014 Braunschweiger Fuß über Ilfenburg liegen, eben so tief muß also auch Odersbrück liegen, und nun giebt der Herr Prof. Hollmann zur letztern Vertiefung 1103 Pariser Fuß an, zieht man also von 3014 Braunschw. Fuß 1103 Pariser ab, so bleiben 1911 Fuß übrig; um so viel hat also Herr Prof. Hollmann geirret.

In wie weit diese Art zu schließen richtig, wird jeder leicht einsehen können.

§. 13. Daß Ilfenburg nicht in einer horizontalen Ebene mit Odersbrück, sondern ungleich tiefer liegen muß, beweiset auch der von dem Herrn Consistorialrath Silberschlag, in seiner Beschreibung des Brocken, angegebene mittlere Barometerstand für Ilfenburg = 27 Zoll 8 Linien, ein Barometerstand fürs Flacheland, worin auch Ilfenburg lieget, und nicht für einen Ort, welcher höher als St. Andreasberg lieget. Ich hielt für nöthig, den würdigen Greis Hollmann hiedurch in etwas zu vertheidigen, denn da der Herr Prof. Zimmermann, diese Beschuldigung öffentlich dem Publico vorgeleget, so scheue ich mich auch nicht denselben wieder öffentlich davon zu befreien.

§. 14. Wäre dem Herrn Professor Hollmann die de Lüc'sche Berichtigung der herausgebrachten Erhöhung bekannt gewesen, wie der Herr Professor Zimmermann S. 21. selbst erinnert, so hätte solcher noch weniger herausgebracht, und zwar wenn ich annehme, das Thermometer hätte so wie bei mir, da beide Messungen im Julius geschehen sind, gestanden, so würde die Höhe = 1066 Fuß seyn, und folglich mit der meinigen ziemlich überein kommen. Jedoch haben beide Herrn Professors die Berichtigung der mit der Atmosphäre in Gleichgewichte stehenden Quecksilbersäule, nicht in Rechnung gebracht, ersterem war sie damals noch nicht bekannt, und letzter hat solche nicht gebraucht, dieses wird also auch der Messung über Ilfenburg, nicht die größte Richtigkeit geben.

§. 15. Da der Herr de Lüc die Höhe des Brocken auf 1038 Fuß setzt, und ich 1072 heraus gebracht, so weichen wir nur 36 Fuß von einander ab.

§. 16. Zum Ueberfluß will ich noch die Rechnung, auf eben die Art wie der Herr de Lüc, anstellen, jedoch nur in so weit es die Verschiedenheit des

In:

Instrumentes selbst, und der Unterschied, in der Art die Erhöhungen zu berechnen, zuläßt.

Oderbrück Morgens 5 Uhr. 5814. 844. — 18.

Abends 7 Uhr. 5797. 855. — 18.

Mittel 5805,5. 849,5. — 18.

849,5.

6655. log. 3,8231481.

5956. log. 3,6951313.

logarithmische Differenz — 1280168.

Da wir um 11 Uhr vom Brocken nach Heinrichshöhe herabgingen, so fand ich nach S. 3.

Auf dem Brocken 5703. 952.

Auf Heinrichshöhe 5731. 924.

Unterschied + 28. und - 28.

Also war das Quecksilber auf Heinrichshöhe, im langen Schenkel 28 Sechszehntel Pariser Linien gestiegen, und im kurzen eben so viel gefallen.

Nun war die letzte Beobachtung auf Heinrichshöhe

5726. 928.

- 28. + 28. verkehrter Unterschied

5698. 956. = dem Barometerstande, wenn

solcher auf dem Brocken aufgenommen worden wäre. Also kann man setzen: Thermometer.

5698. 956. Auf dem Brocken Abends 5 Uhr — 22.

5711. 950. — Morgens 8 Uhr — 15.

5704. 953 Mittel — — — 18.

953.

6657. log. 3,8232786.

4751. log. 3,6767850.

logarith. Differenz = 1464936. auf dem Brocken.

logarith. Differenz = 1280168. zu Oderbrück.

Unberichtigte Erhöhung = 184,768. Toisen.

Berichtigt gibt 178,117 Toisen = 1069 Fuß.

S. 17. Weil meine Absicht nicht gewesen ist, das Barometer, womit diese Messung, und bereits eine ziemliche Anzahl andere geschehn sind, zu beschreiben, so werden einige Ausdrücke dem Leser undeutlich seyn, ja die Berechnung

nung selbst, wird unverständlich scheinen, da aber die Beschreibung desselben bereits unter der Presse, und in Eutingers Verlage zu Gotha herauskommen wird, so werden sich die Freunde dieser Wissenschaften bis dahin, blos mit den Resultaten begnügen müssen.

Nordhausen, den 17^{ten} Jul. 1780.

Gottfr. Erich Rosenthal.

Historische Anekdote aus Lelands Irländischer Geschichte.

1671. Als das Leben des großen Herzogs von Ormond unter der Regierung Carls des II. durch den Angrif des schändlichen Meuchelmörders Blood in Gefahr war, muthmaßete man, daß der Herzog von Buckingham die Sache angesponnen hätte. Ormond selbst nahm keine Noth davon, allein sein Sohn, der junge Graf von Ossori, welcher heftig, tapfer und kühn war, blieb bei der Gelegenheit nicht so kaltblütig. Während daß Buckingham hinter dem Könige stand, ging er mit einem ernstlichen Gesicht auf ihn zu, und sagte zu ihm mit einem schwachen doch unwilligen Tone: Mylord! ich weiß es wohl, daß ihr die Ursache von dem geschehenen Angriffe des Bloods seyd; merket es euch, solte mein Vater auf eine plötzliche oder ungewöhnliche Weise sterben, so werde ich euch als den Mörder ansehen, und dann werde ich euch erschießen, ob ihr gleich hinter dem Könige stehet; ich sage es euch darum in Sr. Majestät Gegenwart, damit ihr gewiß überzeugt seyn könnet, daß ich mein Wort halte.

Ob nun gleich Ormond beim Leben blieb, so waren seine Feinde doch unermüdet, seinem guten Ruf zu schaden, und obgleich alle Anklagen bei näherer Un-

tersuchung ihm nicht zu Schulden kamen, so war doch der König gezwungen ihm mit einer ihn beleidigenden Kalt sinnigkeit zu begegnen. Dies Betragen konnte den Ormond weder erniedrigen noch reizen: er nahm seinen Sitz im geheimen Rath, wartete täglich dem Könige auf, und hielt sein Urtheil über öffentliche Angelegenheiten nie zurück; er verrichtete nie Nachsicht, spann auch keine Faktion an. Selbst bei Hofe sammelten seine Tugenden und sein Betragen einen Kreis derer um ihn, die nicht vom Hofe abhingen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß der König, der ihm keine Höflichkeit erzeigen durfte, beschämt und verlegen war. Der gottlose Buckingham sagte zu ihm: Mein Herr ich möchte wohl wissen, ob es der Herzog von Ormond ist, welcher bei Sr. Majestät in Ungnade ist, oder aber ob Sie es bei dem Ormond sind; denn von beiden scheinen Sie am mehesten außer Fassung.

Bei diesem Zustande der Ungnade fuhr Ormond immer fort seine Meinung frei zu sagen, und kehrte sich an keinen Widerspruch. Er verglich sich mit einer alten in den Winkel geworfenen Uhr; und doch sagte er, zeiget das alte rostige Ding noch zu Zeiten recht. Als der Oberste Dillon ihn ersuchte sein Besuch zu unterstügen, und zu ihm sagte, er habe keinen Freund, als Gott und seine Herrlichkeit, so antwortete der Herzog: armer Earl! Du konntest keine zwei Freunde nennen, die bei Hofe weniger gelten oder weniger daselbst geachtet werden.



Hannoverisches Magazin.

75^{tes} Stück.

Montag, den 18^{ten} September 1780.

Gedanken über die Bemerkung im Forsthaushalt.

Der Herr Verfasser der im 43^{ten} und 44^{ten} Stück dieses Magazins eingerückten Bemerkung im Forsthaushalt, ist der Meinung, daß ein Boden, der viele Jahrhunderte Eichenholz getragen, sich zuletzt austrage, oder zum Anbau dieses Holzes nicht weiter tauglich sey, und beruft sich auf Erfahrung und Analogie.

So scheinbar diese Hypothese auch ist, denn wieder Erfahrung ließe sich wohl nichts einwenden, so kan ich ihr doch meinen Beifall, so wenig er auch auf sich haben mag, nicht geben. Vieljährige Erfahrungen, die von mir zwar nicht mit großem Beobachtungsgeist, aber doch mit Aufmerksamkeit u. Nachdenken gesammelt worden sind, und für welche meine Anhänglichkeit nicht geringe ist, weil ich sie nicht vor meinem Schreibtiſche, sondern selbst bei der von mir in der Forst verrichteten Arbeit gemacht habe, überzeugen mich gerade vom Gegentheil.

Ich glaube nemlich, daß eine Eichenforst, wenn sie, es sey nun durch Zapflanzung oder Besaamung, gehörig unterhalten wird, nie aussterbe, und

daß auf solche Weise das Erdreich mit den zum Wachsthum des Holzes erforderlichen Nahrungstheilen jeder Art auf beständig versehen bleibe. Hiemit aber läugne ich keinesweges die Schwierigkeit der Wiederherstellung einer abgestorbenen Forst, denn wieder den Augenschein streite ich nicht. Sehr öfters sind zu dieser Absicht Versuche und Kosten vergeblich angestellt und angewandt, ich glaube nur diese Schwierigkeit in andern Ursachen, als in dem vermeinten Austragen oder Untauglichkeit des Bodens, zu finden.

Ist der Grund und Boden einer abgestorbenen Eichenforst Heidgrund und überall entweder mit Heide oder Bocksbart und Moos überzogen, so wird eine solche Forst durch Anpflanzung auch von einer Meisterhand schwerlich wieder hergestellt werden können. Freilich aus der Ursache, weil der Boden, so wie er da ist, dem Heister die Nahrung versagt. Aber eben dies ist auch von einem Boden, der nie Holz getragen, wenn er übrigens mit jenem von gleicher Beschaffenheit ist, zu erwarten.

Es kan also die Ursache der dermaligen

gen

gen Unfruchtbarkeit des Bodens nicht dem vorhin darauf gestandenen Holze beizumessen seyn. Vielmehr scheint sich diese Unfruchtbarkeit selbst von dem Absterben des Holzes herzuschreiben. Während des Wohlstandes der Forst, war der Boden vom Laube und von den verkauften Wurzeln nicht allein in der obern Krume, sondern auch tiefer hinunter arbar gemacht. Seit dem aber mit dem Absterben der Forst dieser Walddünger aufgehört hat, ist der Boden nach und nach verunedelt und verwildert worden. Heide und andere unfruchtbar machende Kräuter haben ihn gänzlich ausgesogen, ihn gegen Wind und Regen gleichsam verschlossen, steif, zähe und völlig unarbar gemacht. Kein Wunder also, daß darinnen die Anpflanzungen nicht gedeihen. Und je länger die Forst öde gelegen, desto unfruchtbarer ist der Boden, ein Umstand, der schon allein den analogischen Grund obiger Hypothese verdächtig macht. Zwar läßt sich auch ein solcher Boden wieder bepflanzen, aber freilich mit mehrerer Mühe und größerm Aufwande, als es im Großen süglich geschehen könnte. In einer kleinen Forst, wo man jeden Platz nutzen muß, und worin beträchtliche Besaamungen der Winde wegen nicht geschehen können, habe ich einen abgestorbenen Distrikt, dessen Boden dem jetzt beschriebenen völlig gleich war, vor verschiedenen Jahren mit 1500, jetzt im schönsten Wachsthum stehenden Heistern bepflanzt. Ich fing dies so an: Einige Jahre vorher ließ ich runde Gruben

geräumig und tief ausgraben, und die ausgegrabene Erde bei einer jeden Grube in einen Haufen schlagen. Nachdem solche in diesen Häufen ein Paar Sommer und Winter hindurch sich gebrannt und mürbe geworden war, auch das zu Tage gekommene Erdreich an den Seiten in der Grube durch Wind, Sonne und Frost, sich aufbeinahe einen Fuß weit aufgelockert hatte, fing ich die Pflanzung an, und setzte zwischen durch Birken, um dadurch Schatten und Schutz für den Winden zu gewinnen. Ich mußte aber, da die ausgegrabene Erde die Gruben kaum auf Zweidrittel wieder füllte, zur Plantage andere taugliche Erde zu Hülfe nehmen, die mir ein benachbarter alter Aufwurf eines ehemaligen Heisterkamps verschaffte, und die ich mit jener tüchtig vermengte. Auch ließ ich bei jedem Heister zwei kleine Graben in der Entfernung eines Fußes von der Grube, worin er zu stehen gekommen, machen, nicht so wohl um das Laub aufzufangen, dessen in den erstern Jahren nicht viel zu erwarten stand, als vornehmlich der Luft, auch von der Seite den Zugang zu den Wurzeln der Heister zu verschaffen. So nach bin ich auch um das weitere Fortkommen meiner Zöglinge nicht bekümmert, sie können die Pfaltwurzel, wenn sie wollen, ungehindert schlagen, finden für die Seitenwurzeln rund umher auf wenigstens drei Fuß aufgelockerte Erde, und gegen die Zeit, daß die Wurzeln die steife Erde erreichen, sind selbige von der Stärke, daß sie süglich hineindringen

gen können, zumal die Oberfläche des gesammten Bodens alsdann durchlaß und Schatten schon wieder auf den Weg der Verwandlung, und so weit gebracht seyn wird, daß die Luft, der Regen und der Walddünger darauf wirken kan. Auf diesen Distrikt waren in vorigen Zeiten Jahr aus Jahr ein viele hundert Heister vergeblich gepflanzt, und alles in Anschlag gebracht, die Kosten der Arbeit und der Wehrt der aufgeopferien Heister, und dagegen sind die Kosten der jetzigen Bepflanzung nur sehr geringe. Indessen läßt sich eine solche Pflanzung, wie schon oben erwähnt, im Großen, besonders wegen Mangel guter Pflanzgerde nicht thun. Man muß also wo kein Wildfraß ist, denn wo der ist spare man nur Mühe und Kosten, Bepflanzungen machen. Aber auch diese gerathen nicht, wenn der Boden nicht durch vorherige zwei bis dreijährige sorgfältige Bearbeitung dazu vorbereitet ist. Während dieser Zeit wird er zum Genuß des Wohlthätigen, das Luft, Wind, Sonne, Regen, Schnee, und selbst der Frost darbieten, empfänglich und zugleich mürbe und locker gemacht. Die Wurzeln der Heide, wenn selbige nicht gar zu groß gewesen sind, werden absterben. Die innern Kräfte der Erde, die bis dahin gleichsam geschlafen haben, kommen wieder in Bewegung und der Boden wird mit den für den jungen Auslaß erforderlichen Nahrungssäften, wenigstens auf die ersten Jahre hinlänglich geschwängert werden, und in der Folge hilfter sich durch

das Laub, was er fallen läßt, selbst weiter. Nur darf bei der Ausfaat, damit der Auslaß geschlossen genug zu stehen komme, nichts gespärt werden. Hierbei ist, so sehr es auch von einigen bezweifelt wird, zuträglich, zugleich Kocken mit auszustreuen, welcher dem jungen Auslaß im ersten Sommer sowohl für der Sonne als für der Kälte trefflichen Schutz giebt. Denn wenn der Frost in dem ersten Sommer den Auslaß träge, so würde dies solchem in einem Vortheil dieser Art sehr hinderlich seyn. Selbst die hohen Stoppeln können noch im zweiten Jahre zu solchem Zweck Nutzen schaffen. Fände sich endlich Gelegenheit, den Boden kurz vor der Bepflanzung bei trockner Witterung bespärchen zu lassen, so würde dies das geschwinde Wachsthum des Auslaßes noch um so mehr befördern. Wenn aber der Grund und Boden einer abgestorbenen Eichenforst nicht völlig mit Heide überzogen, sondern noch mit Ungras durchwachsen ist, so wird eine Zupflanzung schon besser fortkommen, falls man gute stämmige nicht zu lange Heister hat, und die Pflanzung von Westen her anfängt, damit die zuerst gepflanzten den nachherigen Schutz vor dem Winde geben. Liegt jedoch hier der Leimen, der Ortstein, der Grand, oder andere todte Erde zu flach, so sind auch hier die Bepflanzungen vorzuziehen. Das alte Holz ist vermutlich auch nicht gepflanzt worden, sondern ist aus einer natürlichen Bepflanzung aufgewachsen. Die Eichen sind ganz flach zu liegen gekommen. Die Wurzeln der

daraus erwachsenen Heister haben also so bald an die todte Erde nicht kommen können, sie haben dicht gestanden, und der häufige sich in die Erde gesenkte Walddünger, hat die Wurzeln so genährt und gestärket, daß sie auch zuletzt in die todte Erde hineingedrungen sind. Einen solchen Trieb aber könnten die gepflanzten Heister hier nicht haben, sie würden mit den Wurzeln gleich das todte Erdreich erreichen, und dann von oben herunter absterben. Auch selbst in noch guten blühenden Forsten, will es, wenn der Boden solcher Art ist, mit den Zapflanzungen nicht fort; und thut man daher wohl, den Weg der Beseesung einzuschlagen. Von dieser Wahrnehmung ist es freilich nur ein kleiner Sprung zu dem Gedanken, daß der Boden ausgetragen haben könne, aber die Schuld der missethenden Zapflanzungen liegt einzig und allein in der zu flach liegenden todten Erde, denn sonst würde statt eines abgehauenen Stammes, der bis zu dem Augenblick seiner Fällung so viele Nahrungstheile verschlucket hat, leicht ein Heister erwachsen, der deren auf das erste Jahrhundert vergleichungsweise so wenig bedarf, und das Erdreich gewöhnliche einsweisige Zeit, von der starken Ausziehung der Säfte, die der alte verlangt gehabt, sich zu Gunsten des jungen auf die folgenden Jahrhunderte zu erholen.

Ist endlich der Grund und Boden einer abgestorbenen Eichenforst ein guter Ackergrund, so wird das Pflanzen, wobei hier nicht viele Künste nöthig

sind, wohl gerathen. Fände sich aber auch in diesem Boden die todte Erde zu flach, so müßte man selbst auch hier vom Pflanzen abstecken, oder wäre die Gegend zu niedrig, so müßte man, welches bei allerlei Boden in Acht zu nehmen ist, sich vorher durch Abzugsgraben Hülfe schaffen. Auch hievon habe ich eine angenehme Erfahrung. In der schon gedachten Forst war ein sehr morastiger Bruch von ohngefähr 20 Morgen, allwo vordem, wie solches die Stücke und noch einzelne abgestorbene Bäume bewiesen, das stärkste Holz Stamm bei Stamm gestanden. Nach hinlänglichem Abzugsgraben, wodurch das Erdreich trocken ward und sich corrigirte, bepflanzte ich diesen Platz, wozu ich die ausgegrabene Erde, die sich ein Paar Jahre lang in Haufen gebracht hatte, gebrauchte, und ich habe das Vergnügen, diesen verödeten Theil der Forst solchergestalt wieder hergestellt zu sehen.

Der Satz also: daß an den Stellen wo vordem Holz gestanden, auch wieder Holz angezogen werden könne, ist, wie aus obigen erhellen wird, wahr und unwahr, je nachdem man zu Werke geht und entweder pflanzt oder sät.

Der Umstand, daß die ausgestorbenen Forsten nach aller Wahrscheinlichkeit aus Beseesungen entstanden sind, löset das Problem, warum die Zapflanzungen in den vorbeschriebenen Arten des Bodens nicht frommen? völlig auf, und wenn erfahrne Forstbediente, nach Beschaffenheit des zuvor wohl untersuchten Bodens,

ents

entweder Pflanzungen oder Besaamungen veranstalten; so werden sie keine vergebliche Arbeit thun und nicht nöthig haben Fehler und Verfe-

hen, deren sie alsdann keine begehen, mit jener Hypothese, die sonst sehr bequem dazu wäre, zu entschuldigen.

B . . h.

K . . d.

Ist es wirklich paradox, da ferner Eichen- und Buchenholz anzuziehen, wo viele Jahrhunderte große und geschlossene Eichen- und Buchenwälder gewesen, und streitet solches so sehr gegen Analogie, Erfahrung und Natur, als im 43ten und 44ten St.

dieses Magazins angegeben worden?

Die Gründe, welche der Herr Verfasser der Bemerkung im Forsthaushalt wider die fernere Anziehung des Eichen- und Buchenholzes in vormaligen Eichen- und Buchenwäldern aufführt, haben zum Theil einen so starken Schein des Gründlichen und Wahren, daß es hoffentlich eine nicht ganz vergebliche Arbeit seyn dürfte, näher zu untersuchen, ob die vorgesezte Frage mehr zu bejahen, als zu verneinen sey. Er behauptet durch Analogie, Erfahrung und Natur überhaupt zu beweisen, daß man da kein Eichen- oder Buchenholz weiter anziehen solle, wo dergleichen vorhin gestanden, und ich bin der Meinung, daß dieses gar wohl nach den Lokalumständen zugegeben, aber nicht allgemein angenommen werden könne.

Es wird also darauf ankommen, daß ich es beweise, daß der Forstgrund Elementartheile genug enthalte, die Holzart ferner zu nähren, womit er bisher bestanden gewesen. Ich übergehe aber den analogischen Beweis deshalb, weil

solche Gewächse, denen die Natur allein die bedürftenden Elementartheile seit ihrem Daseyn erhalten hat, und wovon wir überzeugt sind, daß sie ihnen solche ferner allein erhalten werden, bekannt genug sind; und die Beantwortung der vorgesezten Frage eigentlich darin ihre Berichtigung finden wird, in wiefern unsere Waldbäume selbst mit zu diesen Gewächsen gehören.

Ich hoffe diese meine Absicht dadurch zu erreichen, wenn ich mich auf den Zustand unsers vaterländischen Deutschlands in den ältesten Zeiten, welcher uns als überaus holzreich bekannt ist, und auf die noch gegenwärtigen Wälder, deren Alterthum viel weiter, als die Gewißheit ihrer Geschichte wird hinaus gesetzt werden können, beziehe. Ich wage es indessen nicht, eine Zeit anzunehmen; seit welcher noch gegenwärtige Wälder da sind, und seit welcher sie die Holzarten tragen, womit sie noch gegenwärtig bestanden sind; aber ich unternehme es zu behaupten, daß unsere noch vorhandne Eichen- und

Büchenwälder von jenen Eichen: und Büchendickungen abstammen, deren Alterthum wir nicht zu bestimmen vermögen.

Die Art und Weise, wie sich Eichen und Rothbüchen selbst fortpflanzen, wird meiner Behauptung die sichere Gewähr leisten, und wir werden es in dieser Rücksicht, ohne uns zu täuschen, annehmen können, daß wenn wir nur wissen, daß der gegenwärtige Forstgrund, seit undenklichen, oder wofür ich hier setzen will, seit 2000 Jahren schon mit Holz bestanden gewesen, und gegenwärtig noch mit Eichen und Büchen bestanden ist, solcher auch seit 2000 Jahren gewiß Eichen und Büchen getragen habe. Eichen und Büchen besaamen sich nicht weiter, als ihre Stämme stehen, und ihr Umlauf wird so leicht von andern Holzarten unterdrückt und überzogen, daß wir sogar annehmen müssen, daß sich in ihrer Nachbarschaft binnen dem langen Zeitraum keine Hindernisse müssen gefunden haben, wodurch ihre so leicht zu behindernde Selbstfortpflanzung hätte unterbrochen werden können. Sie werden sich daher nur noch da finden, wo ihre Fortpflanzung keine Hindernisse gefunden hat, und wir werden es sicher annehmen können, daß mancher Eichen: und Büchenwald jetzt mit andern Holzarten besterhet.

Bezweifelte man indessen dasjenige, was ich bisher gesagt habe, so beziehe ich mich auf die glücklichste Fortpflanzung des Eichen: und Büchenholzes in unsern noch geschlossnen

Eichen: und Büchenwäldern oder Hölzungen. Es dürfte wohl keinem Sachverständigen unbekant seyn, daß man die Eichen und Büchen in ihren geschlossnen Wäldern alsdenn mit dem glücklichsten Erfolge fortpflanzt, wenn man sie solchergestalt ausbäuet, daß sie sich nach und nach vollkommen besaamen, und in dieser Absicht den Boden wund machet, aber auch noch zur rechten Zeit die alten Stämme fortschaffet.

Und aus diesem Wenigen, was ich gesagt habe, dürfte es schon hinreichend erhellen, daß die Fortpflanzung des Eichen: und Büchenholzes in davon geschlossen bestandnen Revieren am glücklichsten erfolge, und daß durch zugleich deutlich genug seyn, daß der Forstgrund theils so viele Elementarteile enthalte, theils selbst durch seinen Bestand so reichlich damit versehen werde, daß er ununterbrochen eine und eben die Holzart gewähren könne.

Enthielte der Forstgrund nicht die Elementarteile, oder würde deren Abgang, durch den Uebergang ins Holz, nicht durch den Bestand des Waldes selbst hinreichend ersetzt; ja hätte das Holz unter diesen Umständen nicht gleichsam selbst Lust, da zu keimen, wo es geblüht hat, wie wäre es möglich gewesen, daß sich Wälder, nicht nur binnen einer so langen Zeit, sondern auch noch vorzüglich aus denen Zeiten in einem guten Zustande hätten erhalten können, in welchen man mehr um ihre Ausrottung, als um ihre Fort:

Fortdauer bekümmert gewesen? Wir können vielmehr den guten Bestand unsers noch vorhandenen Forstgrunds des sicher als den Rest eines Ueberflusses ansehen, welcher theils der Verwüstung, theils dem Verbrauch zu stark gewesen, und welcher sich eigentlich selbst bis auf unsere Zeiten erhalten hat, weil wir es höchstens unsern nächsten Vorfahren erst danken können, daß sie um dessen weitere Erhaltung bekümmert gewesen.

In den ältern Zeiten hat man das Wachstum des Holzes demselben lediglich selbst überlassen, und wir würden es gleichfalls noch thun, ohne zu befürchten, daß der Grund und Boden die zeitige Holzart nicht wieder tragen würde, wenn wir jenen Ueberfluß noch hätten, und unsere so sehr vermehrten Holzbedürfnisse von unserm vielleicht noch weit mehr verminderten gut bestandnen Forstgrunde befriedigt werden könnten. Und eigentlich dieser minder gut bestandne und nur zu oft vom Holz entblößte Forstgrund, von dem es gewiß ist, daß er vormals gute Eichen und Büchen getragen, soll es überhaupt beweisen, daß man da, wo vorhin Eichen und Büchen gestanden, für die Zukunft keine weiter anziehen könne, weil mit dem vorlgen Bestande, alle Elementartheile gewachsen seyn sollen.

Aus demjenigen, was ich von denen aus dem Alterthum unserer noch vorhandenen Eichen- und Büchenwaldungen, und von der noch jetzt gut gerathenden Fortpflanzung des Eichen- und

Büchenholzes in gut damit bestandenen Revieren angeführt habe, wird es indessen gewiß genug seyn, daß der Forstgrund überhaupt theils genug Elementartheile enthalten, theils durch seinen Bestand selbst damit hinreichend versehen werden müsse, um ferner Eichen- und Büchenholz anzuziehen, und daß man daher jene Behauptung nicht allgemein annehmen könne.

Da es aber eben so gewiß ist, daß wir solchen Forstgrund haben, der vorhin Eichen und Büchen getragen, und solche ferner nicht tragen will, so muß dieses nothwendig an den Lokalumständen liegen, oder die Lokalumstände verursachen die Hindernisse, weshalb man dergleichen Holz nicht weiter anziehen kan. So sehr ichs auch wünsche, die Lokalumstände zu treffen, welche die fernere Anziehung des Eichen- und Büchenholzes verhindern, so entfernt mich doch das Bewußtseyn meiner zu eingeschränkten Kenntniss gar sehr von der Erreichung dieses Wunsches. Und indessen doch einige allgemeine und vielleicht zureichende Ursachen zu sagen, von denen ich wenigstens bis jetzt glaube, daß sie nicht nur der fernern, sondern der Anziehung des mehrgedachten Holzes überhaupt hinderlich seyn können, so hoffe ich Billigung, wenn ich solche dennoch kürzlich anführe.

Ueberhaupt klagt man eigentlich in denen Gegenden über die mißliche und oft ganz mißlingende Anziehung des Eichen- und Büchenholzes, wo der Grund und Boden minder gut ist, und glaubt nach gerade eine hinreichende

hende Ursach, darin zu finden, daß der Forstgrund die Elementarteile nicht mehr habe, welche zu dessen vollkommenen Aufwuchse erforderlich sind. Man glaubt es sogar von dem Forstgrunde, welcher vormals gute Eichen und Büchen getragen, erzwingen zu müssen, daß er solche wieder trage, und bedenkt es nicht, wie lange derselbe schon verödet gelegen, und wie wahrscheinlich, wo nicht gar gewiß es sey, daß sich die zur Anziehung des Eichen- und Büchenholzes nicht theilhafte Erdarten *) binnen der Zeit der Verödung vermehrt haben, und daß vielleicht der Abgang der Elementarteile durch den während einer so langen Zeit verringerten Bestand nicht hinreichend oder gar nicht ersetzt worden. Man hat überdem gewöhnlich noch große Ebenen und Blößen vor sich, wo der junge Aufsaß den mächtigen Wirkungen der Witterung ganz und gar ausgesetzt ist, und es beinahe mehr Zufall, als Zweck seyn muß, wenn man seine Absicht erreicht.

Und dieses möge genug seyn, zu

Dannenberg.

erkennen, daß die Beschaffenheit des Forstgrundes das erste Erforderniß sey, wornach die anzuziehende Holzart bestimmt werden müsse, und daß man sich gar leicht selbst hintergehen könne, wenn man blos deshalb da wieder Eichen und Büchen anziehen will, wo solche in der Vorzeit gestanden haben.

Aber auch die vorgesezte Frage werde ich nunmehr aus der Selbsterhaltung unserer noch aus den ältesten Zeiten vorhandenen Eichen- und Büchenwälder, und aus der Art, wie sich solche noch jetzt am glücklichsten fortpflanzen, dahin beantworten können, daß man in geschlossnen Eichen- und Büchenwäldern ferner dergleichen Holz sicher anziehen könne, weil sie noch immer Elementarteile genug zur fernern Anziehung desselben versprechen, und daß es auf die Lokalumstände ankomme, wenn die Eichen und Büchen in den jetzt verödeten vormaligen Wäldungen dieser Holzarten nicht fortwollen.

Christ. Ernst Borneman.

*) Es gehöret noch unter die seligen Wünsche, daß man in unsern Heidegegenden mehrere Beobachtungen anstellen mögte, ob? und wie? sich der Sand und Ortstein vermehren.



Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Freitag, den 22ten September 1780.

Die Insel Island *).

Die Insel Island scheint gleichsam eine neue Welt zu seyn.

Kaum erblickt man sie in der Ferne, so bemerkt man schon auf diesem Eilande die schrecklichsten Reste großer Verwüstungen; und sieht man den Fuß aus Land, so steht man von einem Ende bis zum andern nichts als kahle Berge, deren Spitzen mit ewigem Eise bedeckt sind; und statt der erquickenden Thäler, die das Auge vergebens sucht, stößt es auf öde Felsen, die von glasirtem Schnee durchschnitten werden, und deren hohe und scharfe Ecken sich gleichsam verschwo- ren haben, dem Wanderer den Anblick des wenigen Grases zu benehmen, das zwischen ihnen hervorstechen kan. Eben diese unfreundlichen Felsen ver- stecken auch die Hie und da zerstreut liegenden Hütten der Einwohner; und mit der nemlichen Unverschämtheit würden sie dem müden Reisenden selbst den Anblick schattiger Bäume entzie- hen, wenn diese geschmückten Kinder der Natur in Island zu finden wä- ren. Auch nicht ein einziger, der der

Freundschaft Kühlung und der Un- schuld Schutz anbieten könnte, wurzelt in diesem öden Lande. Man sollte das her fast zweifeln, daß hier Menschen wohnten, wenn nicht die mit Bötten bedeckten Ufer das Gegentheil versicherten. Und wirklich leben ihrer 60,000 auf diesen im Nordmeere auf- gehäurten Eishörnern; und alle les- ben sie, mit französischen Köchen und Indiens Gewürzen unbekant, bei je- nen Freuden glücklich, die der Schöp- fer auch diesen einsiedlerischen Insulan- nern geschenkt hat.

Die ersten Einwohner dieser Insel sollen Britten gewesen seyn, die im Anfange des fünften Jahrhunderts dahin gekommen sind. Ist dies, so wäre Island eines von den Ländern, wo nie ein Gözenaltar gestanden hat, denn bekanntlich waren die Britten um diese Zeit schon Christen. Die Nor- weger nannten diese Fremdlinge, die das kinderlose Island adoptirt hatte, Papa. Im Jahr 861 wurde Na- dodd, ein berühmter Seeräuber auf seiner Rückreise von Norwegen nach

G g 99

Ferrö

*) Aus des Herrn von Troil Briefen und Classens Reisen.

Ferrö auf dieses Eiland geworfen, und nannte es wegen des vielen Schnees, womit die Felsengebirge bedeckt waren, Sníoland (Schneeland). Dieser Ebentheurer hielt sich zwar nicht lange hier auf, rühmte aber bei seiner Zurückkunft das Land so sehr, daß Flocke, ein schwedischer Seefahrer, Lust bekam, dahin zu fahren. Weil der gute Mann den Weg nicht wußte, und der Compass damals erst erfunden werden sollte, so nahm dieser Seefahrer nach Vaters Noa Gebrauch drei Raben an Bord, und segelte von Ferrö aus nach Norden zu. Nach einigen Tagen ließ er den ersten Raben fliegen, der ohne sich lange zu besinnen, nach Süden zu und also nach Ferrö zog. Der zweite, der nach einiger Zeit aussog, irrte einige Stunden umher und kam wieder aufs Schif. Endlich schickte er den dritten in Gesellschaft des zweiten fort. Beide flogen nun gerade nach Norden zu, und kamen nicht wieder. Der Ebentheurer nahm die Richtung, die ihm seine gefiederten Wegweiser gezeigt hatten, und kam glücklich nach Island. Hier blieb er einige Zeit; und weil er an der Küste viel Treibeis bemerkte, so nannte er die Insel Island. Nach und nach gingen immer mehrere Fremdlinge, besonders Norweger und Schweden dahin, und in Zeit von 60 Jahren war das Land völlig bevölkert. So oft eine Colonie dahin zog, eignete sich der vornehmste der Gesellschaft einen so großen Theil des Landes zu, als er nur konnte, und

überließ etwas davon nach Gutdünken seinen Gefährten, deren Haupt er unter dem Titel Godi war. Da zwischen diesen Godis nach und nach viele Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten entstanden, so wählte man im Jahre 928 einen sogenannten Langsätugumadir, der bei allen Streitigkeiten das Wort führte, und in zweideutigen Sachen das Recht sprach. Bei alle dem trennete sich gewöhnlich der Staat in zwei Parteyen, die sehr oft große Heere ausschickten, und sich blutige Treffen lieferten. Zuletzt hatten sie das Schicksal, was allen Staaten gemein ist, in welchen Freiheit in Zügellosigkeit und Patriotismus in Eigennuß ausartet, denn sie kamen, jedoch freiwillig unter Norwegischen Zepet, und nachher mit Norwegen an Dänemark.

Island ist 60 Meilen lang und 40 breit. Das Klima ist nicht ungesund, denn weder die gewöhnliche Wärme ist besonders stark, noch die Kälte sehr groß. Doch hat man Versuche, daß das Fahrenheitsche Thermometer bis auf 24 Grad unter den Gefrierpunkt gefallen, da es zu andern Zeiten bis auf 104 gestiegen. Gewitter sind hier eine seltene Erscheinung, und sie zeigen sich nirgend als in der Gegend vom Hecla; desto öfter aber lassen sich Nordseine sehen, die gewöhnlich eine fürchterliche Gestalt annehmen. Auch die Erdbeben sehen die Insulaner oft in Schrecken, welche deswegen auch geübt sind, ihre Häuser so niedrig als

als nur immer möglich ist, anzulegen. Um gefährlichsten auf dieser Insel sind die feuer-speienden Berge, worunter der *Hecla*, so klein er auch in Vergleichung mit den übrigen ist, sich durch seine Wuth besonders auszeichnet, und eben deswegen bisher der bekannteste gewesen ist. Zum Glück zeigt er seine Schrecken nur selten, denn man zählt überhaupt nur zwei und zwanzig Fälle, da er Feuer geworfen hat, wovon der Auswurf im Jahre 1772 der letzte und einer der fürchterlichsten war. Um seiner Wuth einen recht fürchterlichen Pomp zu geben, müssen jedesmal die Eisberge die Herolde seiner Schrecken werden. Denn diese fangen alsdann an, sich mit grossem Krachen von einander zu spalten. Ist dies geschehen, so wird die Luft ungewöhnlich kalt, statt daß der Erdboden außerordentlich warm ist. Nach diesen Vorboten erhebt der Berg selbst seine fürchterliche Stimme. Ein schreckliches Gebrüll, vermisch mit ungeheurem Krachen, tönt aus seinen Eingeweiden hervor. Die Stärke dieser Donnerstimme ist so entsetzlich, daß man sie neun Meilen weit hören kan. Mit diesem lauten Krachen fangen sich zugleich alle seine Schrecken an. Große Flammen schießen aus seinem Schlunde hervor, ein dicker schwarzer Rauch wälzt sich in die Luft, aus welchem Blitze und große Feuerkugeln emporsteigen, welche lehtern oft sehr weit gehen. In den Flammen spielt eine Menge größerer und kleinerer Steine, die die Gewalt des Feuers

nicht selten einige Stunden weit schleudert. Ein Strom von siedendem Wasser rauscht heraus, und mit demselben raffelt eine Menge Bimssteine hervor, wovon oft Stücke von 6 Fuß im Umfange gefunden werden. Endlich folgt die Lava, und ein solcher Aschenregen, der den hellsten Tag in Mitternacht verwandelt; und diese Finsterniß erstreckt sich zuweilen auf dreißig Meilen im Umkreis. Oft wird bei einem Lavaström die obere Rinde trocken, und der Fluß selbst strömt noch fort, in welchem Falle die Natur Hölen bildet, deren Bette, Wände und Dach von Lava bestehen. Solche Hölen brauchen die Isländer zu Schaaställen. Die bekannteste ist die Höle *Surethellir*; sie ist 34 bis 36 Fuß hoch, 50 bis 54 breit und 5034 lang. Der Berg *Krabla* hat mehrere Feuerschlünde, und raucht beständig. Man kan jedoch, wenn der Wind den Dampf verwehet, tief in die Oefnungen hinein sehen. Einer der größten ist der *Rafntinnufial*, der aber gegenwärtig aufgehört hat, zu speien. Er kan die schwarzen Glasachate in ihrer ursprünglichen Lage, und in ungewöhnlicher Menge aufweisen. Der *Ratlegiaa* wirft nur selten Feuer aus, desto schrecklicher aber ist alsdann seine Wuth, welche er im Jahr 1756 zum letzten male gezeigt hat. Er sprengte die in der Nähe liegenden Eisberge, und schleuderte viele Stücke davon ins Meer; die Reste davon schmolz sein Feuer, wodurch fürchterliche Wasserströme entstanden. Das

Knallen und Krachen des tohenden Berges war so grausenvoll, daß man den Untergang der Insel besorgte. Mit diesem Krachen verband sich das Erdbeben, und Stoß und Donner wechselten mit einander ab. Sogar einen natürlichen Hagel sprudelte der Berg aus, dessen Kern aus Sand und Asche bestand. Dies fürchterliche Schauspiel war mit einem ganz besondern Feuerwerk verbunden. Große oft 3 Pfund schwere glühende Steine flogen aus dem Schlunde des Berges, neben ihnen stiegen Feuerkugeln in die Luft, die in unzählige Stücke zerplatzten. Auf einmal stand nicht allein der Berg, sondern auch der Himmel in Feuer und Flammen, und die Nacht war, besonders wenn die Feuerkugeln spielten, überall so helle, wie der Tag. Abwechselnd stand über dem Berge eine Feuersäule von allerlei Gestalten und Farben, und ein beständiges Donnern und Krachen, das man 25 Meilen weit hören konnte, vermehrte das fürchterliche dieses Schauspiels. Der Leihnmukt gehört erst seit 1725 unter die Feuerspeier, denn vorher war er noch mit dem schönsten Grase bewachsen. Jetzt hat er sich mit dem Krachla zu gleicher Wuth vereinigt, und es scheint, als ob er künftig mehrere seiner jetzt unschuldigen Brüder mit in den Bund ziehen werde.

Unter die merkwürdigsten Naturerscheinungen gehören anstreitig die heißen Quellen auf Island. Sie haben einen verschiedenen Grad der Wärme, und werden deswegen von

den Einwohnern selbst in Laugar (warme Bäder) und Luerer (springende Quellen) eingetheilt. Da die erstern auch in andern Ländern angetroffen werden, so übergehen wir sie jetzt, doch können wir nicht ganz umhin, unsern Lesern zu sagen, daß diese Quellen auf Island außer dem gewöhnlichen Nutzen noch einen ganz eigenen gewähren. Sie geben nemlich Anlaß zu einer ganz besondern Art von Galanterie. Die Armuth hindert den Isländischen Liebhaber, seiner Schönen Geschenke zu geben, und die Natur reicht keine Blumen dar, ihr Kränze zu winden. Die erfinderrische Liebe lehrte daher den Isländischen Jüngling ein anderes Mittel, seine Zärtlichkeit auszudrücken. Er reiset nemlich eines von den Bädern mit dem größten Fleiße, um es einem Besuche seiner Geliebten desto werthwer zu machen. Merkwürdiger als diese ist jedoch die andere Art von Bädern, nemlich die springenden heißen Quellen. Sie sind die einzige Arbeit der Natur in ihrer Art, und Island allein war bestimmt, sie in großer Menge aufzuweisen. Unter die merkwürdigsten gehören besonders drei dieser Quellen. Die erste ist bei Laugervater, einem kleinen Landsee, zwei Tagereisen vom Hecla. Der Herr von Troil besuchte bei seinem Aufenthalte auf Island diese Quelle zuerst, und er redet mit dem größten Entzücken von diesem Kunststück der Natur. „Hier,“ sagt er, sahe ich die erste heiße springende Wasserquelle, und ich kan wohl
„sa

„sagen, daß ich da den schönsten An-
 „blick hatte, der je gesehen worden.
 „Es war ein ungemein klarer Mor-
 „gen; die Sonne hatte schon angefan-
 „gen; die Spitzen der Berge zu ver-
 „gulden; der Wind war so stille, daß
 „der See, worauf einige Schwäne
 „flossen, so glatt, wie ein Spiegel war,
 „und rund um denselben sahe man an
 „acht verschiedenen Orten den von
 „den warmen Quellen aufsteigenden
 „Dampf, der sich endlich hoch in der
 „Luft verlor. Aus allen diesen Quel-
 „len sprang Wasser in die Höhe, aber
 „eine besonders warf beständig eine
 „Wassersäule, die 6 bis 8 Fuß dick
 „war, 18 bis 24 Fuß hoch in die Luft.
 „Das Wasser war im höchsten Grade
 „heiß, und ein Stück Hammelfleisch
 „und einige Lachsforellen, die wir uns
 „darin kochten, wie auch ein Schnee-
 „huhn, das in 6 Minuten fast in
 „Stücken zerkoht war, schmeckten ganz
 „vortreflich. Ich wünschte, fährt Herr
 „von Troil fort, daß ich eine Be-
 „schreibung von dieser Stelle machen
 „könnte, die ihrer würdig wäre, sie
 „würde aber allemal matt bleiben.
 „Das ist wenigstens gewiß, daß die
 „Natur niemanden je ein ungezwun-
 „geners Lob ihres großen Meisters
 „abgelockt hat, als ich ihm hier dar-
 „brachte. In Reikium ist die zweite
 „Quelle, wo nach der Versicherung der
 „dassigen Einwohner das Wasser vor
 „einigen Jahren 60 bis 70 Fuß hoch
 „gesprungen seyn soll. Weil aber ein
 „Erdfall die ganze Oefnung bedeckt hat-
 „te, so sprang in Gegenwart des Herrn

von Troil ein Strahl von 54 bis 60
 Fuß zur Seite heraus. Man siehet
 hier eine große Menge versteineter
 Blätter und etwas gediegenen Schwefel.
 Die dritte Quelle ist die merkwürdigste.
 Sie springt bei Geyser, nicht weit von Scallholt, einem der
 bischöflichen Sitze. Die berühmten
 Wasserläufe zu Marly und zu St. Cloud,
 die Fontaine bei Cassel und die so sehr bekannte Wassersäule in
 Herrenhausen sind nur Kinder gegen
 diese heiße Fontaine. Sie ist in der
 Mitte von 40 bis 50 kleineren, wel-
 che nach dem Erdreich, das sie durch-
 bohren, von verschiedenen Farben sind.
 Die Röhre, durch welche dieses bewun-
 dernswürdige Springwasser steigt,
 hält 19 Fuß im Durchmesser. Man
 sollte beinahe glauben, daß die Natur
 hier von der Kunst gelernt habe, denn
 sie gab dieser Fontaine ein förmliches
 Becken, das wie ein Kessel formirt
 ist, und 56 Fuß im Durchmesser hat.
 Das Wasser springt nicht beständig,
 aber doch am Tage sehr oft; gleichsam
 als ob die Natur besorgt hätte, daß
 der ununterbrochene Anblick eines ih-
 rer prächtigsten Werke der Größe des
 selben etwas benehmen mögte. An
 dem Tage, an welchem Herr von Troil
 da war, sprang die Fontaine des Vor-
 mittags von 6 bis 11 Uhr zu zehn
 verschiedenen malen, jedesmal zwischen
 5 und 10 Klaftern in die Höhe. Er
 hörte aber von den Einwohnern in
 der Gegend, daß das Wasser, wie er
 auch selbst vermuthete, bald höher stei-
 gen würde. Um also die Höhe dessel-

ben genau zu messen, wurde ein Quasdrant aufgestellt. Gleich nach 4 Uhr bemerkten die Zuschauer, daß die Erde an drei verschiedenen Orten und zugleich auf der Spitze eines nahen Berges zu beben anfang, auch hörte man ein oft wiederholtes unterirdisches Getöse gleich starken Kanonenschüssen, gleichsam zum Zeichen, als ob die Natur die Maschinen dieses großen Kunstwerks in Gang gesetzt hätte. Und nun sprang eine Wassersäule aus der Oefnung hervor, die sich in der Höhe in verschiedene Strahlen theilte, wovon der höchste 92 Fuß hoch war. Die Bewunderung der Beobachter über eine so ungewöhnlich starke Kraft des Feuers und der Luft wurde noch dadurch vermehrt, daß viele Steine, die man vorher in die Röhre geworfen hatte, nun mit dem springenden Wasser in die Höhe geschleudert wurden. Bei diesem ungewöhnlichen Schauspiel der Natur ist es kein Wunder, wenn ein zum Uberglauben so geneigtes Volk, als es die Isländer sind, sich einbildet, daß hier eine Oefnung zur Hölle sey. Sie gehen daher auch selten eine solche Quelle vorbei, ohne in solche, und wie sie sagen: Uti Gandens mun, (dem Teufel ins Maul,) zu spucken.

Unter die Seltenheiten von Island gehören endlich noch die Basaltpfleiler. Man findet nemlich an einigen Gegenden der Insel ganze Saaten abgestufter Säulen, die in verschiedener Größe aus der Erde hervorragen. Ihr Anblick sollte dem Zuschauer beinahe den grausenden Gedanken einflößen,

daß hier eine erzürnte See eine große Menge Schlösser eingestürzt habe. Man kan es daher dem gemeinen Isländer nicht verdenken, wenn er von diesen Pfeilern, die die Wirkung eines unterirdischen Feuers sind, glaubt, daß sie von Riesen auf einander gesetzt wären. Sie haben gemeiniglich 3 bis 7 Seiten, sind 4 bis 6 Fuß dick, und $1\frac{1}{2}$ Fuß bis zu 32 Fuß hoch, und an einigen Stellen gucken sie nur kaum aus der Lava heraus. Ein ähnliches Werk der Natur ist die berühmte Fingalsöhle auf der Insel Staffa in Schottland.

Nun ist es Zeit, Island auch einmal von einer andern Seite anzusehen. Diese Insel trägt den Beweis von der Erfahrung sichtbar an sich, daß der Schöpfer die Reichthümer der Länder sehr weisheitsvoll vertheilt habe. Denn das, was die Länder gewöhnlich reich macht, das Getreide, hat die Insel gar nicht, und alles Mehl, was hier verbraucht wird, kömt aus Dänemarks. Die Armen, und überhaupt die gemeinen Einwohner, behelfen sich daher mit einer Art Moos (Lichen islandicus), woraus sie eine sehr wohlgeschmeckende Grütze bereiten. Uebrigens findet man hier nur sehr wenige Gewächse. Nur in 5 oder 6 Gärten, die auf der ganzen Insel angetroffen werden, kömt etwas Kohl, Rüben, Erbsen, Spinat, Kartoffeln und Flachs hervor. Mit dem Getreidebau hat man zwar in neuern Zeiten Versuche gemacht; allein sie sind allemal vergeblich gewesen. Die wichtigsten Hindernisse

nisse sind die starken Winde, besonders aber das grönländische Treibeis. Das letztere kömmt alle Jahr im Jenner mit Ostwind, und ein schreckliches Getöse verkündigt seine Ankunft. Diese schwimmenden Berühster füllen alle Meerbusen und das Meer selbst. Sie bestehen theils aus großen Eisbergen, die oft 300 Fuß hoch sind, theils aus kleinern Eischollen, die jedoch nie unter 6 Fuß dick sind. Sie mögen bald schmelzen, oder ihre Consistenz länger behalten, so schaden sie in beiden Fällen; im ersten durch Ueberschwemmungen, im letztern durch Kälte, die so stark wird, daß Menschen und Thiere erfrieren. Der Anblick bei dieser Scene ist im höchsten Grade traurig. Man sieht ganze Heerden magerer Schaaf und Pferde, die auf den überschwemmten Feldern kein Futter finden können, vor Frost

klappernd herum schleichen, sich eins das andere benagen und endlich todt niederfallen. Nachdem die Eischollen, diese mörderischen Bagabunden sich einige Monate aufgehalten haben, so ziehen sie im Merz mit dem nemlichen schrecklichen Getöse, womit sie ankamen, wieder weg. Man sollte beinahe glauben, daß sie ihren Schwestern auf Island, den mit Schnee bedeckten Bergspitzen eine jährliche Hülfsleistung versprochen hätten. Diese fürchterlichen einheimischen Feinde wüthen da, wo die Eischollen nicht hinkommen können. Anfänglich ein kleiner Erdklumpen oder ein unbedeutender Schneeball, wälzen sie sich zu einer solchen kolossalischen Größe, daß sie das Grab vieler Einwohner und der Ruin so mancher süßen Hoffnungen werden.

Der Schluß folgt künftig.

Fortgesetzte Anmerkung zu denen im 67ten und 68ten Stücke dieses Magazins von einem ungenannten Herrn Verfasser gegebenen Bemerkungen über das Zerspringen und die freiwillige Entladung der elektrischen Sammlungsflaschen.

Ich habe im 68ten dieses Magazins auf der 1078ten Seite eine kurze Anmerkung über des Herrn Verfassers Aufsatz hiervon gegeben. Obgleich in solcher zwar nicht zur Gnüge das erinnert worden, was wegen des Zerspringens und der freiwilligen Entladung der elektrischen Verstärkungsfla-

schen noch wohl zu erinnern gewesen wäre, so kan ich doch nicht umhin, das, was ich damals ohne Anmerkung überschlagen, und ich mir nicht vorstellen konnte, daß es des Herrn Verfassers wahrer Ernst gewesen seyn mögte, auf die Seite 1076 angeforderte Anfrage, „ob das Abstoßen der Wil-

„lards



„Billardkugel von seiner Hand mit unter
 „die elektrischen Erscheinungen zu zäh-
 „len, oder doch nur wenigstens sol-
 „che zu muthmaßen?“ jetzt mit etwas
 wenigem zu bemerken. Es sollten bil-
 lig dem Herrn Verfasser die natürli-
 chen Eigenschaften eines an sich elektris-
 chen (ideoelektrischen), und eines an
 sich nicht elektrischen, (imperieelek-
 trischen) d. i. unelektrischen Körpers,
 bekannt seyn. Eine Billardkugel von
 Elfenbein ist zwar so halb und halb,
 jedoch kein vollkommener an sich elektris-
 cher Körper; noch weniger bleibt sie
 isolirt, wenn sie auf der Billardbahn,
 oder auf einem andern bloßen Stück
 Holz geht, und kan auch von dem er-
 haltenen Stöße von der Hand nie-
 mals in den elektrischen Zustand, es
 sey positiv oder negativ, gesetzt wer-
 den. Eben so wenig, als wenn ein
 Mensch vom Rockenbrei satt werden
 soll, wenn man ihn selbigen nur vor
 den Mund hält, ohne ihn dahinein
 zu bringen. Magnetismus ist es auch
 nicht; doch daran ist dasmal nicht ge-
 dacht worden. Ganz besondere neue
 Gesetze der Bewegung kommen auch

dabei eben nicht in Betrachtung. Die
 Kugel wurde mit großer Schnelligkeit
 von der Hand abgestoßen; weil nun
 die Hand, ein weicher, und die Ku-
 gel, in Vergleichung jener, ein här-
 ter Körper ist, so konte die Kugel in
 der schnellen Abstoßung auf eine Strek-
 ke hin, in die Hand noch eingedrückt
 gewesen, und nicht mit eben so groß-
 ser Schnelligkeit davon weggefahren
 seyn; daher es denn gekommen, daß
 die Kugel, während des schnellen
 Rückzuges der Hand einen solchen
 motum retardatum bekommen. Denn
 der schnelle, zugleich kurze Stoß mit
 der Hand konte hier der Billardku-
 geln keinen andern als nur schwachen
 Druck geben und forttreiben. Ein
 Glück ist es, daß die Billardspieler
 mit Massen und Queues ihre elfenbei-
 nerne Kugeln fortzustößen pflegen,
 und nicht mit der Hand, denn sonst
 mögten sich zu diesem Endzwecke neu-
 modige Elektrisirer genug auf Kessern
 häusern anfinden. Wer wüßte, was
 alsdenn für Erweiterung der Elektris-
 citätsforschung noch mehrers zu entde-
 ken vorkommen könnte.

die Fluthen jährlich eine große Menge Treibholz an die Küsten führen. Es besteht aus Tannen: Fichten: Lindens: Weiden: und Korkholz, auch aus zwei Arten von rothem Holze, die wegen ihrer Farbe und Härte zu feiner Arbeit gebraucht werden. Dies Holz kömt vermuthlich aus der nördlichen Tatarei, Virginien und Carolina.

Was aber den Mangel an Getreide und Holz am vortheilhaftesten ersetzt, das sind die großen Schaaf- und Hornviehheerden. Bauern, die 200 Stück Schaaf haben, braucht man nicht weit zu suchen, und vor der großen Seuche, die in den Jahren 1740 und 1750 unter den Schaafen wüthete, sahe man oft Heerden von 1200 Stück, die einem einzigen Herrn zugehörten. Die isländischen Schaaf haben gerade in die Höhe stehende Ohren, einen kleinen Schwanz und oft 4 bis 5 Hörner. Gewöhnlich gehen sie das ganze Jahr im freyen Felde. So bald ein Gewitter, oder starkes Schneewetter entsethet, verkriechen sie sich in Höhlen. Können sie im letzteren Falle keine finden, so stecken sie die Köpfe zusammen a), wodurch sie nicht allein verhindern, vom Schnee vergraben zu werden, sondern auch verursachen, daß sie vom Eigenthümer desto leichter wieder gefunden werden. So bringen sie oft viele Tage zu, zulezt aber fressen sie sich einander die Wolle ab, die sich in Gestalt großer Kugeln im Magen festsetzt und ihnen den Tod verursacht. Die Islän-

der scheeren ihre Schaafen nicht, sondern die Wolle bleibt bis in die Mitte des Mai sitzen; dann zieht man sie ihnen wie ein Fell vom Leibe ab. In dieser Zeit ist der Leib schon wieder mit neuer Wolle bedeckt, die den Sommer über wächst und sie im Winter vor der Kälte schützt. Ein Schaaf wirft gewöhnlich zwei, bisweilen auch wohl drei Lämmer; im letztern Falle wird der Mutter das dritte Lamm genommen, und einer minder fruchtbaren gegeben. Das isländische Hornvieh verdient diesen Namen nicht, denn es hat nur sehr selten Hörner. Weil die Insel wenig Gras hat, so steht es die meiste Zeit im Stalle, und wird in Ermangelung des Heues mit Fischen gefüttert. Man stößt nemlich den Sternbiter, wie auch die Köpfe und Gräten der Dorsch klein, und giebt ihnen dieses Gericht mit etwas Heu vermischt. Dieses mageren Traktements wegen giebt gewöhnlich eine isländische Kuh täglich nur zwei Kannen Milch, doch hat man Fälle, wo man drei bis sieben Kannen erhalten hat. Außer dem Schaaf- und Rindvieh hat Island auch sehr gute Pferde, die, so klein sie auch sind, dennoch sehr viel Stärke, und ungemeine Schnelligkeit besitzen. Ungezähmte und wilde Thiere, Katzen und Füchse ausgenommen, hat Island nicht, doch kommen jährlich mit dem Treibeis grönländische Bären dahin, die aber getödtet werden, weil der König für jeden Bärenkopf zehn Rthlr.

a) Dieses Klugheitsmittel kennen auch die arabischen Schaaf, denn sie brauchen es, wenn der tödtende Feuerwind Samum wehet.

Nicht. bezahlt. An den Küsten hat die Insel eine sehr große Menge Fische, die getrocknet den Einwohnern statt des Geldes dienen, wozu sie auch noch das grobe Tuch gebrauchen, das die Isländerinnen weben. Den einträglichsten Fang giebt der Dorsch; außerdem fängt man auch Butten und Schollen, Heringe, Forellen und Lachsforellen. Das Trocknen der Fische wird blos von den Frauen; personen verrichtet, und geschieht auf Steinen. Der Fisch muß beständig umgewandt werden, bis er endlich nach vierzehn Tagen seine gehörige Härte erreicht hat. Wallfische findet man hier von vielerlei Arten, selbst den größten, den die Einwohner Steipe Reidur nennen (*Balæna maxima ventreplicata*), wovon oft welche gesehen worden; die hundert Fuß lang sind. Die Isländer essen sie sehr gerne, und eine Schüssel Wallfischfleisch ist bei ihnen ein Festtagessen. Auch der Seehund wird häufig gefangen; er giebt sehr viel Speck, und auch sein Fleisch kömmt in die Küche. Zu den Reichthümern von Island gehören besonders die großen Heerden Schwimmvögel, wovon die Küsten besetzt sind. Die einträglichsten sind der Schwan, und der Rüdervogel. Den letztern hält jeder Isländer für den größten Schatz seines Vaterlandes, und der würde eine Todsünde begehen, der einen solchen Vogel tödten wolte. Der Eitervogel brütet jährlich dreimal, und legt jedesmal 5 bis 6 Eier, zuweilen auch drüber. Zweimal nimt man ihm sowohl Eier,

als Dunen weg, beim drittenmale aber plündert man die letzteren nur sparsam. Wenn das Weibchen keine Dunen mehr hat, muß das Männchen die seinigen hergeben. Diese läßt man liegen, bis die Jungen ausgekrochen sind. Eine Stunde nach ihrer Ankunft auf die Welt verlassen sie das Nest, welches alsdann aufs neue geplündert wird. Ein Nest bringt während der ganzen Legezeit ein halbes Pfund Dunen, wovon aber beim Waschen die Hälfte abgeht. Unter den Landvögeln siehet man besonders viele Falken, wovon das Stück vom König mit 10, 12, 15 Nicht. bezahlt wird.

Die Isländer sind durchgängig wohl gewachsen, aber nicht so stark, als sie scheinen, viel weniger schön. Obgleich das Klima sehr gesund ist, so kan man doch nicht behaupten, daß die Insulaner im Ganzen genommen, sehr gesund sind. Die Ursache ist vermuthlich ihre ermüdende Lebensart. Die gefährlichste und fürchterlichste Krankheit auf dieser Insel ist eine Art Scharbock. Die Patienten bekommen eine blaue, glänzende Haut; die Haare fallen ihnen aus; Gesicht, Geschmack, Geruch und Gefühl nimt ab und verschwindet zuletzt ganz; an den Armen, Füßen, und am Gesicht erscheinen Beulen; der Odhem wird schwer und stinkend, und der Kranke leidet unglaubliche Schmerzen in den Beinen. Zuletzt überzieht ein Ausschlag den ganzen Leib, und es entstehen große Wunden, die den Kranken zum Grabe führen. Die Gicht ist ein Antheil für

die mehrsten Mannspersonen, wenigstens für die, die sich mit der Fischerei abgeben. Die Mannspersonen werden hier selten über 60 Jahre alt, da doch die Nachbarn der Isländer, die Norweger ein sehr hohes Alter erreichen, wovon der vor einigen Jahren verstorbene 148jährige Drakenberg ein Beweis ist. Es macht also die angenommene Erfahrung, daß Bergbewohner ein sehr hohes Alter erleben, hier eine vermuthlich in der Lebensart gegründete Ausnahme. Die Frauenspersonen, die der beschwerlichen Beschäftigung ihrer Männer nicht unterworfen sind, werden desto älter, auch sind sie sehr fruchtbar, denn sie gebären gewöhnlich 12 bis 16 Kinder, und eine Bauerfrau zu Hvalnans hatte in 21 Wochenbetten 24 Kinder geboren. Sie reichen ihren Kindern nicht länger als drei Tage die Muttermilch, und füttern sie alsdann mit Kuhmilch auf. Die Isländer sind ein sehr gutmüthiges, ehrliches Volk; unter sich sind sie sehr ernsthaft, ja sogar mürrisch, so daß man selten einen erwachsenen Mann lachen sieht. Gegen Fremde hingegen sind sie sehr freundlich, und ihre Gastfreundschaft ist bei aller ihrer Armuth sehr groß. Die Freude lacht ihnen aus den Augen, wenn sie sehen, daß man mit ihrer Bewirthung vorlieb nimmt. Wenn sie es recht gut meynen wollen, so geben sie ihren Gästen einen Kuß auf den Mund, und den erhält sowohl der Mann als die Frau, der Sohn und die Tochter.

In ihren Speisen bleiben die mehrsten Isländer der Natur getreu, und diese Folgsamkeit belohnet sie sehr. Brodt ist hier sehr selten, und wenn auf diesem Eilande gebacken wird, so muß das Mehl aus Dänemark kommen. Die Art zu backen ist folgende: Das Mehl wird mit gegohrnen sauren Molken zu einem Teige geknetet, woraus Kuchen gemacht werden, die einen Schuh breit und drei Zoll dick sind. Diese Kuchen werden in Wasser oder auch in Molken gesotten, und dann auf heißen Steinen oder Platten gedürrt. Das gewöhnliche Mehl wird aus Felsengras (Lichen island,) gemacht. Die Butter der Isländer kömmt nie frisch, oder eingesalzen auf den Tisch; sondern sie muß, wenn sie schön schmecken soll, erst sauer werden, und dann kan sie sich 20 Jahre halten. Eine gewöhnliche Speise ist Molken, die man so lange kocht, bis sie so dick wie saure Milch wird. Man hebt sie gewöhnlich bis auf den Winter auf. Allerhand Arten von Fischen, bald frisch, bald gesalzen, bald gefroren, auch gedürrt, und zwar sowohl an der Sonne, als an der Luft, liefern sehr viele Gerichte. Das Fleisch von Rind und Schaafvieh und von Wögeln wird theils eingesalzen, theils geräuchert gegessen, oft schlägt man es auch in Tonnen, und giebt saure Molken darüber. — Ein eigenthümliches isländisches Essen ist Veina-strung, oder die Knochen und Knorpeln von Rindvieh und Schafen, imgleichen die Gräten vom Dorsch in Molken
bis

bis zur Auflösung gekocht. Diesen Brei läßt man gähren und ist ihn mit Milch. Die gewöhnliche Hausmannskost ist entweder Misost, oder Käse aus sauren Molken zusammengekocht, oder auch Syra; saure Molken, die vorher in Tonnen gähren muß und gewöhnlich erst nach einem Jahre genossen wird. Blanda ist ein Getränk, das aus Wasser und dem zwölften Theile Syra besteht; im Winter wird es mit Tymian vermischt. Außer diesen Speisen genießen die Isländer noch allerhand Kräuter, auch Muscheln und Schwämme. Die reichen Einwohner lassen sich Bier aus Coppenhagen bringen, und bei einigen hört man auch schon den verführerischen Kaffeekessel brausen.

Im Umgange sind die Isländer sehr artig und dienstfertig, in ihren Versicherungen redlich, und ihrer Obrigkeit sind sie bis aufs strengste zugethan. Dagegen findet man hier nicht die größte Industrie, sondern die Isländer arbeiten immer so fort, so wie sie es gewohnt sind, ohne dabei auf nöthige Verbesserungen oder neue Erfindungen zu sehen. Ihre Lieblingsbeschäftigung in Gesellschaften sind Vorlesungen ihrer Sagen, womit der Wirth den Anfang macht. Außerdem vergnügen sie sich mit dem Spiel Wike Waka, da eine Mannsperson eine Schöne bei der Hand nimmt und wechselweise mit ihr ein Lied singt, das auf ihren Zustand paßt, wobei oft der Chor einfällt. Da die Isländer schlecht und ohne Takt singen, und von der neuern Musik keine Kent-

niss haben, so ist dies Spiel für einen Fremden von wenigem Vergnügen. Ihre gewöhnlichen musikalischen Instrumente sind das Laangspil, mit 6 Saiten, und Fidla mit 2 Saiten von Pferdehaar; beide werden mit einem Bogen gestrichen. In der Kunst Schach zu spielen sind die Isländer von Alters her bekannt; und das Bret- und Kartenspiel ist auch gebräuchlich, doch setzen sie niemals Geld aufs Spiel.

In den republikanischen Zeiten war Tapferkeit und Stärke bei diesem Volke in sehr hohem Ansehen, und die Sagen der Isländer haben die Thaten so mancher Helden den Nachkommen aufbewahrt. Sie zeigten ihren Arm nicht allein in ihren Kriegen, sondern auch auf ihren Seeräubereien; denn die letztern waren bei den alten Isländern mit eben so großer Ehre verbunden, als zu unsern Vätern Zeiten das Duell. Seit dem sie aber unter fremden Scepter sind, und nachdem die christliche Religion unter ihnen wohnt, hören ihre Familienkriege und Räubereien, und mit ihnen auch ihre Helden auf, und die Hauptneigung des Volks nahm eine andere Wendung, sie fiel auf Fischerei und Viehzucht. Mit der erstern beschäftigen sich die Mannspersonen, und zwar so eifrig, daß sie Winter und Sommer nicht vom Wasser kommen. Bei ihrer jedesmaligen Zuhausekunft überliefern sie die Fische, die sie vorher ausgenommen haben, ihren Weibern, welche sie trocknen müssen. Die Frauenspersonen hüten auch das Vieh, stricken Strümpfe, und weben das inländische Tuch, welches sehr

grob und schwarz ist (Vadmal). Sie wäskeln es auch selbst, wozu sie sich des Urins bedienen, den sie auch statt der Seife und Lauge beim Waschen gebrauchen. Seit einiger Zeit bekömt auch der Isöländische Handel eine vortheilhafte Gestalt. Ihre Handelsartikel sind Fleisch, Eiderdunen und Falken. Das Geld ist unter ihnen eine seltene Waare. Statt dessen bedienen sie sich der getrockneten Fische und des Vadmals. Bei jenen beruht der Werth auf den Stücken, bei diesem auf der Elle. Eine Elle gilt zwei Fische, und 48 Fische einen Speciesthaler.

Die Kleidertracht hat sich in den neuern Zeiten nicht verändert. Sie ist zwar nicht zierlich, aber doch nett und reinlich, und schickt sich sehr gut für das dortige Klima. Beide Geschlechter tragen die schwarze Farbe, die Einwohner auf der Nordseite ausgenommen, welche sich weiß kleiden. Die Mannspersonen haben sämtlich über dem Hemde ein Schiffercamisol, und weite Beinkleider. Bloss auf Reisen tragen sie noch einen kleinen Ueberrock. Alles dieses ist von dem oben genannten schwarzen Tuche. Den Kopf bedecken sie mit einem großen dreieckigten Hut. Ihre Strümpfe sind von grober Wolle, und die Schuhe bestehen aus einem vierkantigen Stück Leder, das an den Zähen und Fersen zusammen genäht und mit Riemen festgebunden ist. — Das Frauenzimmer trägt sich ebenfalls durchgängig nach gleichem Schnitt. Ueber dem Hemde, das vor der Brust zusammen genäht ist, trägt man ein kleines Wäms:

chen, und über diesem ein vorn zugeschnürtes Camisol mit schmalen bis an die flache Hand stoßenden Ermeln. An den Defnungen an der Seite des Arms sitzt eine Reihe Knöpfe von getriebener Arbeit, nebst einem Blatt an jedem Knopf, worin der Bräutigam seinen und der Braut Namen setzen läßt. Oben am Wämschen liegt ein kleiner schwarzer Kragen, der sich an der Brust herumzieht, und der entweder aus Sammet oder aus Seide besteht, und mit Goldfäden durchzogen ist. Der Rock, der so wie die übrigen Stücke von Vadmal ist, geht bis auf die Füße. Oben hält ihn ein silberner oder messingner Gürtel, an dem ein Schürzchen hängt, das auch mit getriebenen Knöpfen geziert ist. Ueber diesen Anzug zieht man noch einen Ueberrock, der fest am Halse und Armen schließt, sich bis auf die Füße herunterzieht, und zu beiden Seiten etwas abfällt. Diese beiden Seiten sind vom Halse an bis ganz herunter mit einer Kabatte frisiert, welche die Isöländerinnen selbst weben, und die wie geschorner Sammet aussiehet. Ihr Kopfschmuck besteht aus verschiedenen Tüchern, die wie ein gekrümmter, oben abgestufter Zuckerkhut geformt, und mit einem seidnen Tuche befestigt werden.

Die Häuser der Isöländer sind von Lava erbaut und mit Torf gedeckt, wovon das Sparrwerk bei den Reichen aus Ribben von Wallfischen besteht. Sie sind, um sie desto sicherer gegen die Verwüstungen der Erdbeben zu machen, so klein, daß man sich kaum darin umwenden kan. Einen gedielten Fußboden fin-

bet man nirgends, und ihre Fenster bestehen selten aus Glas, sondern aus dünnen Fischhäuten; auch aus dem Häutchen, welches die Embrionen der Thiere umgibt. Schornsteine findet man hier ebenfalls nicht; und die Einwohner brauchen ihr Feuer nicht anders, als zum Kochen.

Die Isländer bekennen sich sämtlich zu Luthers Lehre, welche König Christian der Dritte vom Jahre 1540 an einfuhrte. Anfänglich fand er von Seiten der damals sehr mächtigen Bischöfe großen Widerstand, jetzt aber herrscht daselbst eine glückliche Ruhe. Die dasige Kirche steht unter den beiden Bischöfen zu Scallholt und Hooluin, und begreift 189 Kirchspiele, wovon 127 zum Stifte Scallholt und 62 zum Bisthum Hooluin gehören. Die Prediger sind lauter geborne Isländer. Das Gehalt dieser würdigen Männer ist sehr schlecht, denn viele unter ihnen haben jährlich kaum 20 Rthl., und ohngefähr ihrer vier oder fünf auf der ganzen Insel haben die höchste Besoldung, 100 Rthl. Noch drückender werden ihre Vermögensumstände durch die überaus großen Beschwerlichkeiten ihres Dienstes; denn da die meisten Pfarreien viele Meilen im Umfange haben, so müssen sie diese im Winter, bei tiefen Schnee über Berge, Einöden und steile Felsen — zu Fuß — oft mit dem stärksten Hunger kämpfend — und eben so oft mit einer schlechten Hülle angezogen, durchwandern, oder vielmehr durchkriechen. Einen solchen Mann, der für jährlich 20 Rthl. unbemerkt auf seinem Ei-

lande Menschen zur Ewigkeit bisbet, wie einer italienischen Sängerin, die für jährliche sechs tausend Gulden so manche Seele der glücklichen Ewigkeit entreißt — diese beiden auf die Wage gelegt — doch Predigten gehören nicht in diese Blätter.

Die Isländer sind in ihrem Gottesdienste überaus eifrig. Daher geht keiner über einen Fluß, oder einen andern gefährlichen Ort, ohne vorher den Hüt abzunehmen, und den Himmel um Schutz zu bitten; und eben so inbrünstig dankt er seinem Erretter, wenn er glücklich übergekommen ist. Das ist aber auch gewiß, daß diese Insulaner dem Uberglauben sehr ergeben sind, daher kommt man von den feuerpeienden Bergen, vom Nordschein, vom Erdbeben und andern Naturbegebenheiten, lächerliche Meinungen zu hören. Dieser Uberglaube rührt bei diesem Volke nicht sowohl aus Unwissenheit in der Religion, als vielmehr aus angeerbten, und — wies ja auch der Fall bei erleuchteteren Deutschen ist — ungeprüften Meinungen her. Denn die Isländer sind nicht so unwissend, als sie scheinen. Jeder Bauer versteht außer seinem Christenthum auch die vaterländische Geschichte, und die Prediger unter ihnen sprechen fast durchgängig gut latein; auch findet man hier schönere Bibliotheken, als man sie in diesen Eisbergen suchen sollte. Sogar kan Island wirklich große Gelehrte aufweisen, wovon unter andern D. Johnson sich durch seine isländische Kirchengeschichte; und Sven Sölves

fer durch seine juristische Schriften bekannt gemacht hat, so wie der jetzige Rector zu Hoolun, Kinnarson noch an einer Literaturgeschichte arbeitet. Im Jahr 1774 waren 54 Isländische Studenten auf der Universität zu Copenhagen. Da auch einige derselben nach Ubo und auf deutsche Unis

versität gehen, so bestimmt dieser Umstand allein einen ziemlich hohen Grad der Isländischen Cultur. Auch eine privilegierte Buchdruckerei ist auf dieser Insel, die kürzlich Olaffe Olsen angelegt hat, und worin bereits sehr viele Bücher gedruckt worden sind.

Druckfehler.

Druckfehler und botanische Schriften sind von Alters her einander feind und dennoch immer beisammen. Auch meine kleinen Aufsätze in diesem Magazin können hier von einem Verweis geben. Im 59^{ten} Stück dieses Jahres stehen nebst einigen kleinern Druckfehlern folgende zwei größere: Seite 931 zu Ende: octo (decemangulata, basi octo) decemfida, und Seite 935 auf der 8ten Zeile: den 3^{ten} Jun. In meiner Handschrift stand anstatt des ersten: octo s. decemangulata, basi octo s. decemfida, und anstatt des zweiten: 3. 19. Ich bitte, beide Fehler zu verbessern: den ersten deswegen, weil er die ganze Sache unverständlich macht, den zweiten aber, weil ich am 3^{ten} Jun. von zweien

Freunden nebst einem Schäfer auf zerstörten Schlössern: den Gleichen (wo ich denn auch wirklich war) gesehen worden. Sollte dieser Schäfer (für meine Freunde fürchte ich mich nicht) das angezeigte Stück vom Magazin einmal zu sehen bekommen, so könnte er leicht auf den Gedanken gerathen, daß ich die (mir freilich nun sehr nöthige) Kunst beifüge, zu gleicher Zeit an zwei weit von einander entfernten Orten zu seyn, und mich wohl gar deswegen gerichtlich verklagen. Wer weiß, wie vielen ehemals der Verdacht, daß solche Meister in dieser Kunst seyn, das Leben gekostet, der wird sich nicht wundern, wenn mir an der Verbesserung des letztern Druckfehlers so vieles gelegen ist.

Hannover 1780. 8. 20.

S. Erhardt.



Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Freitag, den 29ten September 1780.

Beitrag zu Wetterbeobachtungen, nebst einer kurzen Wettergeschichte des Winters 1780.

Was für ein großer Nutzen, nicht nur für den Landmann, sondern für ganze Länder es seyn würde, wenn man die künftige Witterung, auch nur auf einige Monate, mit einiger Gewisheit voraus sehen könnte, solches zu beweisen, wird hofentlich niemand verlangen.

Ich würde also diese Abhandlung ohne Vorrede gerade zu mit denjenigen Regeln eröffnen, wornach auf die künftige Witterung zu schließen, wenn ich solche mit Zuverlässigkeit anzugeben wüßte. Ich muß aber mit jedermann, und jedermann wird mit mir bekennen, daß wir noch keine bewährte Regeln haben.

Keine Regeln haben sagt noch nicht, daß es unmöglich sey, eine Regel zu finden. Wer algebräisch denkt, weiß anfänglich von keiner Regel, sondern er sucht und findet sie, und zwar die richtigste und überzeugendste. Solte nicht dieses Gleichniß uns überzeugen, daß es, besonders in diesem erfinderschen Jahrhundert, möglich sey, eine Wetterregel zu erfinden, die gewiß

nützlicher seyn würde, als die Erfindung des Schießpulvers, an dessen Wirkung Alexander und Cäsar würden gezeweifelt haben?

Man tadle mich nicht, wenn ich mit einigen abgeschmackten Bauernregeln mir den Weg zu einer größern Kenntniß dieser Wissenschaft bahne. Ich bedaure nur, daß mir solche Regeln nicht alle bekannt sind.

Der Bauer hat von seinem Vater und Großvater folgende Regeln geerbet:

1) In dem sogenannten Zwölften, das ist, von Weihnachten bis heil. drei Könige, könne man die Witterung auf 12 Monate voraus sehen.

2) Wenn Lichtmessen ist dunkel, so ist der Bauer ein Junker; und wenn Lichtmessen ist lecht, (helle Wetter) so ist der Bauer ein Knecht.

3) März Schnee thut dem Hocken weh.

4) Wenn es am Charfreitage ins heilige Grab regnet, so haben wir ein schlechtes Jahr.

III

5) Wenn

5) Wenn es auf Fronleichnam regnet, so regnet es 7 Wochen.

6) Wenn es auf Johannistag des Mittages regnet, so wird der Buch: weizen taub.

7) Wenn Maria naß über den Berg gehet, (an Mariä Heimsuchungstage) so komt sie auch naß wieder herüber. (Ist eine Zeit von 3 Monaten.)

8) Wenn es auf 7 Brüder regnet, so regnet 7 Wochen.

9) Am Michaelistage kan man die Witterung auf 6 Monat voraussehen.

Diese und dergleichen abgedroschene Bauernregeln will ich so wenig bestreiten als vertheidigen: denn wem sollte es wohl unbekant seyn, daß sie oftmals eben so wohl eintreffen als fehlschlagen? Woher sollten aber solche Regeln wohl entstanden seyn? Dem Anschein nach sind sie sehr alt, und also haben die lieben Alten vor unsrer Zeit auch schon Wetterbeobachtungen gemacht: Sie waren aber vielleicht im Schreiben und Lesen, besonders aber in der Kalenderrechnung sehr ungeübt, und wie konnte es vor Erfindung der Buchdruckerkunst, da man noch keine Kalender hatte, und ihnen die Heiligtage blos von der Kanzel verkündigt wurden, wohl anders seyn? Und also verbanden sie ihre Erfahrung mit den Heiligen: oder sonst merkwürdigen Tagen, die jährlich um dieselbige Zeit wieder eintreten. Dieses gab Gelegenheit, daß der Aberglaube mit ins Spiel kam, und daß man gewissen Tagen gewisse Naturwirkungen zuschrieb, da doch,

wenn man der Sache nachdenket, in allen dergleichen einfältigen Regeln nichts mehr als diese Wahrheit enthalten ist: Die Witterung gewisser Zeiten, keinesweges aber gewisser einzelner Tage, hält lange an.

Wir wissen, daß die Winde die Hauptursache von Kälte und Wärme, Regen und Trocknisse sind. Denn ob schon die Sonne, wenn sie im Frühlinge den Widder erreicht, uns den Sommer, und im Herbst, wenn sie in die Waage tritt, den Winter ins Land bringt; so verschaffen doch die Winde zuweilen einen so ungewöhnlichen Sommer, daß wir ihn kalt und unangenehm nennen müssen, und ein solches Winterwetter, das uns angenehm vorkommt. Der Herbst von 1778 und der Winter von 1779 sind noch im frischen Andenken.

So gewiß nun dieses ist, eben so gewiß ist es auch, daß der Wind aus jeder Weltgegend einige Monate lang, obgleich nicht beständig anhaltend, doch nur mit wenig und oft unmerklichen Abwechselungen regieren könne. Ich halte es für unnöthig, hiervon Beweise aus der Erfahrung anzuführen.

Ist es also gewiß, daß die Witterung unter der Regierung der Winde stehe, und ist es gewiß, daß ein jeder Wind aus seiner Gegend einige Monate herrschen könne, so folget aus diesen beiden Hypothesen, daß es nicht unmöglich sey, die Witterung für ein jedes Klima auf einige Monate mit großer Wahrscheinlichkeit voraus zu sehen.

sehen. Was für unbeschreiblich großen Nutzen würde nicht ein großer Theil des menschlichen Geschlechts davon haben, wenn man es auch nur so weit bringen könnte? Und ich zweifle nicht, daß noch vor Ausgang des gegenwärtigen Jahrhunderts die Regeln hierzu völlig ins Licht kommen werden.

In völliger Ueberzeugung, daß man das Wetterprognosticon vom Winde entlehnen müsse, muß ich fragen: An welchen Tagen im Jahre denn diejenigen Winde wehen, die einige Monate anhalten werden? Die glaubwürdigste und doch nicht völlig richtige Antwort habe ich ebenfalls von den Landleuten gehört, unter welchen es eine alte Sage ist, daß es die Quatember (*quatuor tempora*) sind. Allein ich finde unter den fast gleichlautenden Benennungen *quatuor tempora* und Quatember einen großen Unterschied. Unter *quatuor tempora* kan man nichts anders verstehen, als den Anfang der vier Jahreszeiten, welcher allemal zwischen dem 20^{ten} und 23^{ten} December, März, Junius und September einfällt. Diese *quatuor tempora* bestimmt der Himmelslauf: die Quatember aber sind menschliche Satzungen, und fallen ein auf die Mittwochen vor Reminiscere, nach Pfingsten, vor dem Aequinoctio des Herbsts, und in der vollen Woche vor Weihnachten. Wolte man nun die künftige Witterung von den sogenannten Quatembemern herholen, so müßte man auch annehmen, daß die Menschen dem Himmel Befehle vorschreiben

könnten, und da niemand so thöricht seyn wird, so wollen wir unter Quatember lieber die Zeitpunkte verstehen, da Tage und Nächte am längsten und kürzesten oder gleich sind. Diejenigen, welche physisch und mathematisch zugleich denken, werden begreifen, daß eine Veränderung in der Natur, die eine Zeitlang anhalten soll, alsdenn am möglichsten sey, wenn der Planet, welchen wir bewohnen, seinen Stand und Richtung gegen die Sonne verändert. Ueberdem finden wir etwas in den Heiligen; und andern Tagen, die der Bauer zum Merkmale angiebt, welches mit dieser Meinung überein komt. Denn einige derselben fallen kurz nach dem Anfange der vier Jahreszeiten ein. Wenn nun im Junius um die Zeit des Solstitii der Wind sich in Westen setzt, und die Luft mit Dünsten schwängert, so ist es wohl möglich, daß es auf Maria Heimsuchung und 7 Brüder regnet, und da der Wind seit dem Solstitio anhaltend ist, so kan der Bauer so ziemlich zutreffend voraus sagen, daß es 7 Wochen regnen und eine nasse Ernte erfolgen werde. Ich sage: ziemlich zutreffend: denn es kan zur Zeit des Solstitii ein leicht veränderlicher Wind sich eingestellt haben, so erfolgt wechselsweise Regen und Sonnenschein, und eine fruchtbare und glückliche Ernte.

Aus allen diesen Anmerkungen habe ich mir folgende Regel gezogen:

Man bemerke die Winde und Witterung vor und nach den

Veränderungen der vier Jahreszeiten, nicht einen, sondern einige Tage. Mit dieser Beobachtung wird die Witterung des damit angetretenen Quartals fast genau übereinkommen.

Am die Zeit des letztern Solstitii vorigen Jahres, vom 16ten bis zum 24ten December wehete der Wind beständig aus Südwesten. Am 16ten war das letzte Viertel und am 23ten Vollmond. In dieser Zeit hatten wir, wenn der Mond unter der Erde war, Sturm und so viel Regen, daß auch eine ziemlich anhaltende hohe Wasserfluth entstand.

Aus dem im Solstitio wehenden Südwestwinde machte ich folgende Schlüsse:

1) Der Südwestwind würde im Winter der herrschende seyn, und also den größten Antheil an der Witterung haben.

2) Weil der Südwind der veränderlichste unter allen ist, so würden die Winde sehr abwechseln.

3) Weil die benachbarten Winde größtentheils aus warmen Gegenden kommen, so würde der Winter nicht sehr strenge seyn.

4) Wegen der Veränderlichkeit der Winde aber würde die Witterung sehr veränderlich seyn.

Ich ließ es bei meinen Nachmessungen nicht bewenden, sondern ich wolte aus dem Erfolge wissen, ob sie richtig gewesen, und machte Beobachtungen, wobei das Fahrenheitsche Thermometer mein einziges Hülfsmittel

war, denn ich fand zum Unglück mein Barometer zerbrochen.

Ich könnte meine Beobachtungen durch eine Tabelle bekannt machen: weil aber diese Einkleidung den meisten Lesern dieser Blätter zu trocken seyn und von ihnen ungelesen bleiben würde, so will ich so erzählen, daß es ein jeder kurz überschauen kan.

Wir haben im verwichenen Winter zwischen dem kürzesten Tage und dem Frühlings-Aequinoctio gehabt:

15 mal Westwind.

13 mal Südwestwind.

12 mal Südwind.

7 mal Südostwind.

7 mal Ostwind.

6 mal Nordwind.

5 mal Nordwestwind.

4 mal Nordostwind.

6 mal Sturm.

5 mal Windstille.

36 Tage Frost.

19 mal Schnee.

11 mal Regen.

1 mal Schloffen.

25 mal trübe Witterung ohne Schnee und Regen.

14 mal Sonnenschein mit Frost.

23 mal Sonnenschein ohne Frost.

1 mal Glatteis, worauf aber Schnee und Thau weiter folgte.

Der niedrigste Grad des Thermometers ist einmal gewesen Nr. 4, und der höchste 2 mal Nr. 60, und einmal 62. Dieser ist ungefähr der Grad

Grad in den Hundestagen nach einem abkühlenden Donnerwetter.

Hieraus würde nun schon die gewaltige Veränderung und Abwechselung des Wetters im verwichenen Winter zur Genüge erhellen, wenn sie auch meine Leser nicht selbst erlebt hätten. Ich muß aber noch etwas anführen, welches theils die Richtigkeit meiner vorhin angezeigten vier Annahmen, theils die merkwürdigen Abwechselungen dieses sonderbaren Winters betrifft.

Der Südwestwind hat mit seinen beiden Nachbarn in Süden und Westen die Oberhand gehabt: diese haben insgesamt 40; die übrigen 5 aber insgesamt nur 29 mal geweht.

Je weiter die Winde von Südwesten entlegen sind, desto seltener sind sie gewesen: am merkwürdigsten aber ist, daß der Südwesten gegenüberstehende und also am weitesten davon entfernte Nordostwind am wenigsten, und zwar nur 4 mal, und gleichsam im Vorbeigehen der Winde sich eingestellt hat: denn er wehete jedesmal nur wenige Stunden, sodann setzte sich der Wind entweder zur Rechten oder zur Linken in eine andere Gegend.

Die Sturmwinde sind 4 mal aus Südwesten, 1 mal aus Osten, und 1 mal aus Nordosten entstanden.

Der Frost hat nur zweimal, in einer Dauer fort, 7 Tage, zweimal 5 Tage, einmal 4 Tage, dreimal 2 Tage, und zweimal nur einen halben Tag angehalten. In den beiden Perioden

von 7 Tagen stieg jedoch das Thermometer zwischendurch auf 34.

Am 15ten Januar war die größte Kälte. Mein Thermometer, welches 21 Fuß über der Erde in freier Luft gegen Osten hängt, und aus Süden und Norden bestrichen werden kan, stand des Morgens 4 Grad über 0, und stieg noch vor Abends auf 19. Merkwürdig ist, daß bei dieser Kälte der Südwind ging. Am folgenden Morgen hatten wir Glatteis mit Südostwinde, mein Thermometer stand dabei auf 36, und mit eben demselben Winde erfolgte im Mittage Schnee, am Abend aber mit Südwinde völlig Thauwetter, wobei das Thermometer schon auf 44 gekommen war. Außers dem, daß bei der strengsten Kälte der Südwind gegangen, ist auch anzumerken, daß überhaupt mit warmen Winden die strengste Kälte gewesen. Wie weit die Kälte bei den übrigen 7 Winden gekommen sey, kan ich anzeigen.

Der niedrigste Grad des Thermometers war

mit Südwestwinde Nr.	8.
— Südostwinde	— 10.
— Nordwinde	— 16.
— Westwinde	— 18.
— Ostwinde	— 20.
— Nordostwinde	— 28.
— Nordwestwinde	— 29.

Von den übrigen vielfältigen und schnellen Veränderungen, will ich um der Kürze willen nichts anführen, weil selbige noch niemand wird vergessen haben. Genug in der ganzen Zeit sind nur zwei Tage nach einander, nemlich

der 26^{te} und 27^{te} December völlig überein gekommen. An beiden hatten wir Südostwind, an beiden Schnee: gestöber, an beiden blieb das Thermo: meter auf dem 34^{ten} Grade stehen, und in beiden Nächten war Sturm.

Was diese veränderliche Witterung nun für Einfluß in die Gesundheits: umstände des Menschen, desgleichen in die Frucht: oder Unfruchtbarkeit des Landes habe, mag ein jeder selbst beurtheilen: denn diese Frage ist leicht: zu beantworten als die erste: Was werden wir künftig für Wetter haben?

Ob nun zwar diese Beobachtungen über die Frage: Ob man aus den Winden der längsten und kürzesten Tage, desgleichen wenn Tag und Nacht gleich sind, die künftige Witterung wissen könne, vielleicht die ersten sind, und also noch nicht als vollkommen angesehen werden können, so zweifle ich doch nicht, daß man in wenig Jah: ren diejenigen untriegbaren Regeln, wornach jedermann das künftige Wet: ter, mithin gute und böse Jahre vor: aus sehen könnte, herausbringen wür: de, wenn z. E. in hiesigen Landen an mehr Orten, nemlich an Gebirgen, in der Ebene und an der Nordsee, der: gleichen vollständige Beobachtungen angestellt würden.

Indessen würden diese wohlgemein: ten Beobachtungen keinen Nutzen schaf: fen, wenn sie nicht bekannt und mit einander verglichen würden. Der Weg, durch öffentliche Wochenschrif: ten solches zu verrichten, würde wegen der Weitläufigkeit der unrechte seyn:

ich habe mich schon geschmeuet, das Publikum mit einer Tabelle von drei Monaten zu belästigen. Ich wage es, hierzu die Kalender vorzuschlagen. Es würden nemlich die Beobachtun: gen von jedem ganzen Jahre, zwei Jahre nachher in den Kalender kom: men, nemlich es kämen zu der jetzigen Form des Kalenders noch zwei kleine Columnen für die Grade des Baro: meters und Thermometers. In der Wettercolumnne stünde das wirklich er: lebte Wetter, und unter dem Plane: tenstande eines jeden Monats könnte die Höhe des gefallenen Regens und auf: gethaneten Schnees mit einer Zeile bemerkt werden, und wie nützlich könnte nicht diese Einrichtung im An: hange des Kalenders mit einer kurzen wirklich erlebten Geschichte von Krank: heiten, Fruchtbarkeit und Miswachs verbunden werden? Wir hätten also im Hannoverschen, Cellischen, Stadi: schen und Clausthaler Kalender vier unterschiedene Beobachtungen, und vielleicht folgten unsere Nachbarn nach.

* * * *

Beim Schluß obiger Wettergeschich: te lese ich im 44^{ten} Stück des Altonaer Postreuters vom 17^{ten} März dieses Jahrs ein Paar Stellen die ich damit noch verbinden will.

Constantinopel vom 3^{ten} Ge: bruar. Es ist nicht mehr ein bloßer Verdacht, sondern zuverlässig, daß sich in dieser Hauptstadt die ansteckende Seuche wieder geäußert hat, welches vornemlich dem Mangel des Schnees
und

und der strengen Kälte zuzuschreiben, so daß die Luft nicht genug gereinigt ist. Die sters anhaltenden Südwinde, wodurch das Wetter sehr gelinde ist, sind der Gesundheit sehr nachtheilig.

Moldauer Gränze, vom 13^{ten}

Hannover, den 25^{ten} März 1780.

Februar. — Das einzige, was man von Eocqim zuverlässig berichten kan, ist, daß durch die, erst in diesem Monat eingefallene große Kälte, die bereits überhand genommene Krankheiten nachgelassen haben, so daß man einen gesunden Frühling zu erwarten hat.

L. M. V.

Unmaßgeblicher Vorschlag die Proceffe unter Landleuten betreffend.

Diejenigen sowohl, welche gerichtliche Aemter bekleiden, als auch andere, sind genugsam von der Wahrheit überzeugt, daß ein großer Theil der Landleute durch Proceffe herunter gebracht wird, und daß die Streitigkeiten unter Bauern viele, wo nicht die meisten Arbeiten selbst in den höhern Gerichten ausmachen, obgleich die wenigsten dahin gelangen. Gewiß wünschen es alle, die einiges Mitleiden besitzen, und selbst diejenigen, an deren Gewinn etwas dadurch abgehen möchte, müssen es als Menschenfreunde wünschen, daß solche, die durch ihre sauren Bemühungen uns ernähren, ihr Weniges nicht aus Einfalt anwenden, sich an den Bettelstab zu bringen, und durch Feindschaft ihrer Nachbarn und nächsten Freunde sich ihres häuslichen Friedens berauben. Noch heißer wird der Wunsch des Patrioten seyn, dem es nicht unbekant ist, wieviel das Glück und die Stärke des Staats von dem Wohl der Landleute abhängt. Meine Absicht ist nicht, ein Gesetz in Vorschlag zu bringen, welches Zankfuchtigen durch Erhöhung der Appellationssumme, oder

durch Leibesstrafen, die auf den Verlust eines Processes gesetzt werden könnten, die Hände bindet, oder welches die gewöhnlichsten Controversfragen allensfalls nach der Meinung desjenigen, der am gründlichsten darüber geschrieben, entscheidet. Ich denke, selbst Privatpersonen könnten schon vieles zu Beförderung jener guten Absicht thun, wenn sie den Bauern nur Gelegenheit verschaffen, zu lernen, was im juristischen Verstande Recht oder Unrecht ist. Dieses müßte auf eine einem beschränkten Begriffe angemessene Weise geschehen, und, wie ich glaube, nur in kurzen aber richtigen Sätzen; enthielten sie auch nur zerstreute und vermischte Bemerkungen. Niemand wird ein vollständiges System verlangen. Es könnten daher alle zweifelhafte Materien und solche, die gar zu vielen Einschränkungen unterworfen sind, unberührt bleiben, und häufig vorkommenden ausgemachten Fällen den Platz einräumen. Rechtsregeln, die auf den Landhaushalt anzuwenden, wären vorzüglich zu bemerken; auch die Beschaffenheit der verschiedenen Instanzen, die so genannten

Fata:

Fatalien, und die Verjährungen, und von einigen, die Bauern besonders angehenden Landesordnungen, würde mit wenig Worten der Inhalt anzuzeigen seyn.

So gar die Anzeige einiger gemeinen Bescheide könnte nützlich werden. Denn würden, um nur ein geringes Exempel anzuführen, künftig in den höhern Justizcollegien wohl verständliche Aufsätze von Schulmeistern mit der Post einlaufen, wenn die Parteyen wüßten, daß sie nicht wohl darauf einen Bescheid zu erwarten hätten?

Eine Arbeit, die nur einen Beurtheilungsfähigen und behutsamen Compilator erfordert, und die sich gewiß einigen Nutzen versprechen könnte, wenn sie nur von einem unternommen würde, der sich durch kleine Schwierigkeiten nicht abschrecken ließe.

Die einzige Frage, die hierbei entsteht, ist diese: wie der Bauer, der die Buchläden selten besucht, und Ausgäben dieser Art scheuet, solche brauchbare Instruction in die Hände bekommen solle?

Es hat zwar bisher schon einige gegeben, die Rechtsfälle und Cautelen in deutschen Büchern solche zu lehren gesucht, welche eigentlich keine Rechtsgesetze lehren sind, oder werden wollen. Ich zweifle indessen, ob ihr Endzweck auf diese Art erreicht wird, da sie sich eines Theils zu sehr an ein System gebunden, und auch schwere Materien mit abgehandelt, andern Theils aber diese Bücher gewöhnlich nur bei Juristen anzutreffen sind. Ich schlage den Weg des Kalenders vor, und zwar des so

genannten Quartkalenders, der sich schon einige Jahre durch die gemeinnützigsten Regeln sehr empfohlen, und auch im Kleinen ein öffentliches Zeugniß giebt, wie sehr sich in hiesigen Landen seit verschiedenen Jahren der Verschmack und die Art zu denken gebessert. Es versteht sich, daß jene brauchbare Haushaltungs- und Arzneiregeln nicht zu verdrängen, mich dünkt aber, daß ohnedem noch Platz genug vorhanden wäre. Gern möchte ich darauf antragen, die bis jetzt ungewissen auf einzelne Tage gerichteten Wetterbemerkungen im allgemeinen zu verändern, und die vielen Lesern unverständlichen Zeichen, die Aspecten, die Planetenerscheinungen, und den Julianischen Kalender ganz aus dieser für den geringen Mann eigentlich bestimmten Edition zu verbannen; ich mag es aber nicht wagen.

Es bleibt indessen noch Raum genug übrig. Wie wäre es, wenn man die Historien, die sich freilich seit vierzig Jahren sehr gebessert, und das Ansdßige, was vielfältig darin herrschte, verloren haben, ganz hinweg ließe, imgleichen die Seite, welche von den vier Jahreszeiten handelt? Ich dünkte, der Bauer kaufte den Kalender dem ungeachtet, weil er noch bunt genug bleibt, um ihn für einen Kalender zu halten. Die Rechtsanmerkungen gewönnen dadurch, wenn ich den diesjährigen Kalender zum Beispiel nehme, ohne die Vogenzahl zu vermehren, einen Platz von neun Quartseiten.

Würden auch nur diese damit angefüllt, so zweifle ich nicht, daß in zehn Jahren das Compendium nicht sollte geliefert seyn, und die vielleicht in Vergessenheit gerathene vorigen Abschnitte durch eine auf gleiche Weise nach Bequemlichkeit der Herrn Verleger allmählich zu veranstaltende neue verbesserte Edition abermals könnten herausgegeben werden.

Ein kurzes Notabene wäre hinreichend, die ländlichen Leser auch auf diesen wichtigen Zusatz des Kalenders aufmerksam zu machen.

Hannoverisches Magazin.

79^{tes} Stück.

Montag, den 2^{ten} October 1780.

Ueber des Herrn de Lüc's Briefe an der Königin Majestät. a)

(Aus dem Monthly Review Vol. 62. übersetzt. b)

In vielen Jahren ist uns kein Buch zu Handen gekommen, das so viel vernünftige Unterhaltung und gründlichen Unterricht gewährte, und das wir mit so gutem Gewissen allen Liebhabern der ächten Philosophie, und ebenfalls auch den Feinden derselben empfehlen könnten, als diese Briefe des Herrn de Lüc. Sie sind kein eilfertiges Product weniger Monate, oder Resultate von Beobachtungen und Versuchen die mit Hastigkeit und Uebereilung angestellt wären, sondern dieses Werk ist die Frucht eines langen, mühsamen und aufmerk-

samen Studiums der Natur, das, mit kleinen Unterbrechungen, dreißig Jahre fortgesetzt ist; und es trägt an sich alle Merkmale eines scharfsinnigen erfahrenen Beobachters, eines tiefen originalen Denkers, eines gesunden Logikers, und eines guten Mannes. Es ist reich an schätzbaren Materialien in Absicht auf die natürliche Welt und auf den Zweig der Philosophie, deren Gegenstand diese Welt insonderheit ist; es legt vernünftige ausgebreitete und edle Aussichten über den Zusammenhang der Natur mit ihrem Urheber dar, und mit dem Religions-

und

a) Lettres physiques & morales sur l'histoire de la terre & de l'homme à la Haye 1779.

b) Wir glauben vielen Lesern dieser Blätter einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen im kurzen einen Begriff und Uebersicht von einem Werke geben, das seiner Wichtigkeit und seines mannigfaltigen und reichen Inhalts wegen, überhaupt von sehr vielen Lesern gekannt werden sollte, und von dem mancher einen ziemlich verkehrten Begriff zu haben scheint. Es ist aber auch unserm Publikum insonderheit deswegen merkwürdig, weil es viele interessante Gegenstände in verschiedenen Gegenden unsers Landes behandelt: so daß manche ganze Briefe mit allgemeinem Vergnügen unter uns werden gelesen werden. Man kan zwar nicht leicht von einem so großen Werke einen sehr kurzen Begriff geben, ohne dürre zu werden, und um dieser Gefahr desto eher zu entgehn, haben wir lieber dem einsichtsvollen Engländer folgen wollen, der seiner Nation von dieser merkwürdigen Erscheinung Nachricht giebt, als ihn selbst abfassen; und obgleich dieses nur ein Auszug aus dem Aufsatze des Engländers ist, so find wir doch in allem was Urtheil war, (den Schluß ausgenommen,) wörtlich bei dem Originale geblieben. Wir meinen auch daß dieser Auszug selbst den Lesern des grossen Werks nützlich werden, und zu einer Handleitung dienen könne; dergleichen man bei einem solchen Buche wohl nöthig hat. Anm. des Uebers.

und Moralsystem des Weltgebäudes. Da der Mensch nicht weniger der Gegenstand dieses Werks ist, als der Erdball den er bewohnt, so konnte dieser Gegenstand, der in seinen Verhältnissen so verwickelt und von solcher Ausbreitung ist, nicht anders als dem Adlerblick dieses eifrigen Beobachters ein sehr weitläufiges und tausendfaches Feld zu seiner Beobachtung öffnen. Herr de Lüc, der bisher nur als einer der größten Mathematiker und Naturforscher unsrer Zeit bekannt war, tritt hiermit in eine neue Laufbahn, die der Menschheit noch näher angeht, nemlich als Moralist, als Bürger, als Menschenfreund. Er spricht in der Sprache der Weisheit zum Landmann, zum Künstler, zum Gesetzgeber, zum Regenten, und zeigt den Werth der acht Quellen der menschlichen Glückseligkeit mit Empfindung, mit Wahrheit und Bestimmtheit.

Der superficielle Leser wird hier zwar viele Dinge finden, die über seinen Horizont sind; er wird aber auch allenthalben Thatfachen, Wahrheiten und Bemerkungen finden, die ihm Unterricht und Unterhaltung geben. Ein jeder Leser wird übrigens, mit einem mäßigen Grade von Aufmerksamkeit, im Stande seyn, die wichtigsten und wesentlichsten Punkte des Systems des Herrn de Lüc, so wohl in Hinsicht auf seine Theorie der Erde, als auch auf die Bestimmung des vornehmlichsten Bewohners derselben, klarlich einzusehn.

Man muß auch bemerken, daß dieses Buch gewisse Theile enthält, die ohngeachtet des großen Werths, den sie in dem Zusammenhange des Ganzen

haben, dennoch bloß für sich äußerst interessant sind, und sehr fähig von dem übrigen abgesondert gelesen werden können. Es ist hier, zum Beispiel, ein reiches Feld voll Merkwürdigkeiten für die Liebhaber der Naturgeschichte: — es sind Untersuchungen über Materie und Geist, und ihre geheimnißvolle Vereinigung, für den Metaphysiker: — es sind, wichtige Untersuchungen, Experimente und Schlüsse für den Naturforscher da: — nützliche Betrachtungen über Landhaushalt und politische Oekonomie für den wahren Patriot: — die Geistlichen werden hier von einem großen Freunde ihres Ordens, judiciose und wichtige Untersuchungen finden über Gegenstände, die ihre Profession betreffen, ihre Polizei, und die Wissenschaften aller Wissenschaften, die die Theorie dieser Welt an die Aussicht in eine bessere knüpfen. — Kurz, — (aber um Entschuldigung für das Gleichniß) hier ist ein großes Gastmahl voll Reichthum und Mannigfaltigkeit, und ob wohl nicht jeder Gaumen an allen Gerichten Geschmack finden, noch ein jeder Magen im Stande seyn möchte von dem Inhalte einer jeden Schüssel zu verdauen: so wird doch der Gäste keiner von der Tafel aufstehn müssen, ohne eine gute Mahlzeit gehalten zu haben, und manche werden bekennen sie sey köstlich gewesen.

Es war nicht anders möglich, die Briefgestalt worin Herr de Lüc sein Werk schrieb mußte die strengen Regeln des methodischen Vortrags verstoßen; wir halten aber dafür, daß das Buch überhaupt dabei mehr gewinne als verliere. Es besteht aus einer Reihe von Briefen

Briefen die an die Königin von England gerichtet sind, als an die Beschützerin von allem was groß, gut, schön und menschenfreundlich ist; aber in Briefen eines reisenden Philosophen, (der unmöglich umhin kan, die ihm bei seinen Fortschritten aufstoßenden Merkwürdigkeiten seinen Hauptabsichten zuzufellen,) kan man mit Billigkeit die strenge Symmetrie eines regelmässigen Lehrgebäudes nicht fordern.

Das ganze Werk besteht aus 11 Theilen, die in 5 Bänden enthalten sind.

Der erste Theil besteht aus vierzehn Abhandlungen (Discours), die vorzüglich zur Absicht haben, den Zusammenhang vieler Untersuchungen, die man sonst vielleicht für bloße Digressionen und Episoden halten mögte, mit seinem Hauptzwecke zu zeigen: so daß man daraus ersehe, diese Materialien machen in der That ein vollständiges Gebäude aus.

Der erste kündigt den wichtigen Punkt der Naturgeschichte und der physikalischen Chronologie an, welches der vornehmste Gegenstand dieses Werks ist, nemlich: daß unser festes Land noch von gar keinem großen Alter sey. Herr de Lüc behauptet in der ganzen Folge und Fortgange seines Buchs: daß alle Erscheinungen auf der Erdougel, sowohl als die Geschichte der Menschen dahin übereinstimmen, daß sie uns überzeugen, durch eine plötzliche, jedoch nicht gewaltsame, Revolution, habe das Meer sein Bett verändert, — das feste Land das jetzt bewohnt wird, sey ehemals dieses Bett gewesen, und die Zahl der Jahrhunderte, die seit dieser

Revolution verfloßen, und seit dem die Wasser sich von dem jetzigen festen Lande gänzlich zurück gezogen, sey noch gar nicht groß. — Aus den Archiven der Natur und nicht aus der Geschichte beweist er seine Chronologie. — Da man aus dem langsamen Fortgange der Wissenschaften Schlüsse gezogen hat um ein sehr hohes Alter des Menschengeschlechts zu beweisen: so begegnet er diesen in einer sehr merkwürdigen Zergliederung dieses wichtigen Punkts, — er zeigt: daß diejenigen Wissenschaften, die vom Genie abhängen, ihre jetzige Vollkommenheit in sehr kurzer Zeit mögen erhalten haben, dahingegen diejenigen, die von der Erfahrung abhängen, noch jetzt in einem sehr unvollkommenen Zustande sind.

Der zweite Discours zeigt den Zusammenhang zwischen dem eben bemeldeten wichtigen Punkte der Naturgeschichte (dem Alter unsers festen Landes) mit der Mosaischen Geschichte; eine aufmerksame Betrachtung unsrer Erdougel beweise die vornehmsten Punkte von Moses Erzählung und widerspreche keiner einzigen. Dieses leitet ihn auf die Religion und ihre Nothwendigkeit zum wahren Glück des Menschen. Die Reflexionen über die Gründung der Moralität sind merkwürdig und interessant. Herr de Lüc läßt sich hier herab, den Unsinn des Helvetius in seinem Buche vom Menschen und seiner Erziehung zu widerlegen. Kaum war es werth wider einen Mann zu schreiben, der die Religion und die Geistlichen abschaffen will, und weil er es doch nun selbst nöthig findet, daß Sittenlehre gepredigt werde, sie durch

Philosophen und Staatsmänner will predigen lassen, durch Videröts, Mauvrou, Richelieus, Voltairen!

Der dritte, vierte und fünfte Discours beziehen sich auf die Geschichte des Menschen, und enthalten eine Menge Dinge, die die Aufmerksamkeit des Menschen und des Bürgers verdienen, die Auftheilung des noch nicht cultivirten Landes (dessen ungeheure Menge ist ein neuer Beweis der Jugend unsers festen Landes,); der Nutzen und die gute Seite der Gemeinheiten c), die Glückseligkeit der wahren ländlichen Einsamkeit, und verschiedene andere Dinge von gleich allgemeinem Interesse machen den Inhalt aus.

Der sechste und siebende enthält Betrachtungen über die Endursachen, die hier wider die Atheisten behauptet werden; ferner über gewisse natürliche Anlagen des Menschen. Der natürliche Gang desselben zur Güte, der aber so oft durch fremde Eindrücke unkenntlich wird, ist hier mit vielem Scharfsinne dargehan.

Der achte handelt von der Form des Werks.

Der neunte handelt von der Toleranz, und dazu wird er veranlaßt, indem er von den Widersachern spricht, die sein Buch und sein System vielleicht in Harnisch wider ihn bringen mögte; dieses ist ein herrliches Stück.

Der zehnte betrachtet die Natur des Menschen, und die Kenntniß, welche man durch die ersten Menschen erhielt, die sich selbst studirten.

Der eilfte ist ganz metaphysisch, von den Substanzen und von den Eigenschaften der Materie.

Der zwölfte und dreizehnte wieder von der Natur des Menschen, enthält eine sehr scharfsinnige Widerlegung des Materialismus überhaupt, und ist sonderlich eine vollständige und meisterhafte Widerlegung des Materialismus des Doctor Priestley. Die reinste Logik der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes, entkleidet von allem scholastischem Geschwäze, herrscht durchaus in diesen beiden Discours.

Der vierzehnte, der den ersten Theil und damit die Einleitung beschließt, behandelt einen äußerst interessanten Gegenstand, nemlich die Freiheit über philosophische Dinge zu schreiben. Dieses ist auch wider den D. Priestley gemeinet, der behauptete, man müsse mit äußerster Freiheit seine Meinung sagen, und alles, was es auch sey, widerlegen, wenn es uns irrig schiene. Herr de Lüc will, daß ein weiser und guter Mann hierin eine Vorsicht beobachte, weil durch eine unüberlegte Anwendung dieser Freiheit auf alle Arten von Dingen, die Wahrheit sehr leicht eine Weile leiden könnte, und oft die allgemeine Glückseligkeit nothwendig leiden müsse. Ob Herr de Lüc hierin Recht habe oder irrig sey, das wollen wir urtheilssähigen und aufrichtigen Lesern zu beurtheilen überlassen; — so viel können wir behaupten, daß seine Gründe als wichtig und ehrwürdig, sehr verdienen gehört zu

c) Herr de Lüc hätte wohl nichts wider die Theilung der Gemeinheiten, wofern nur dadurch Niemand etwas verliert, der sonst etwas hat, und wenn nur Niemand seinen erhaltenen Theil veräußern kan, als wodurch einige reich und viele arm werden. Anm. des Uebers.

zu werden, um so mehr, da sie von einem Manne herkommen, der sich als einen eifrigen Freund der Freiheit in bürgerlichen und Religionsangelegenheiten bewiesen hat, und der mit dem Geiste eines Philosophen und eines Menschenfreundes und mit keinem engen Partthei-geiste seinen Gegenstand behandelt. d)

Damit der Leser desto besser im Stande sey die Wichtigkeit der Gegenstände zu beurtheilen, die dieses Werk enthält, so rath ihm Herr de Lüc sogleich von der Lesung dieses ersten Theils, zum eilften, als dem allerletzten über zu gehen, als worin er auf einmal sieht, was Hr. de Lüc aus allen den Materialien, Grundsätzen, Thatfachen und Beobachtungen, die in allen vorhergehenden Theilen enthalten sind, für Resultate und für Schlüsse zieht, und woraufendlich das ganze Werk abzielt e).

Der zweite Theil dieses großen Werks handelt in acht Briefen von allen cosmologischen Systemen, die die gegenwärtige Beschaffenheit der Oberfläche des Erdbodens als eine Fels-

ge der allgemeinen Sündfluth ansehen. Burnet, Whiston, Woodward, Leibnitz, Scheuchzer, Plüche und Engel kommen hier als Urheber von Systemen vor, und werden widerlegt, in so fern sie mit noch andern annehmen, daß durch eine gewaltsame Revolution der Erden Oberfläche ihre jetzige Gestalt erhalten habe.

Der dritte Theil betrachtet die Systeme, welche den langsamen Wirkungen des Wassers zuschreiben, daß die Erde die jetzige Beschaffenheit habe; sonderlich wider Buffon's Meinung, das Wasser habe sich von Osten nach Westen gezogen.

Im vierten Theile, mit dem der zweite Band anfängt, untersucht er die Hypothesen derer, die alle Ströme als Ursachen der jetzigen Beschaffenheit unsers festen Landes ansehen; und beweist zur Ueberzeugung, daß die Gestalt des festen Landes diesem gar widerspreche; dieses giebt dem Verfasser einen Anlaß zu vielen Anmerkungen, die manchen Lesern ungemein angenehm

K l k 3

seyn

- a) Wir sind verwundert gewesen dieses Urtheil über den 14^{ten} Discours des Herrn de Lüc von einem solchen Manne zu lesen, wie der Engländer seyn muß, der diesen Aufsatz gemacht hat. Es kan fast nicht anders seyn, er müsse einen Punkt übersehn haben, den Herr de Lüc zur Bedingung macht, unter welcher man alles angreifen dürfe und müsse, was man für irrig hält, nemlich die der allervollständigsten Ueberzeugung, welcher ein Mensch fähig ist; eine solche Ueberzeugung, die auch noch spricht, wenn das Schwerdt über dem Haupte schwebte, die noch dem Nachrichter zuriefe: laß mich reden und vollende den Streich. Die Deutschen sind an die Lehre die Herr de Lüc ausbreiten will, durch einen der ehrwürdigsten und größten Weltweisen thätlich gewöhnt worden, und Herr de Lüc hat die schöne Stelle, die in dem ersten Briefe des Herrn Moses Mendelssohn, (von dem die Rede ist,) an den Herrn Lavater über die Achtung und Schonung, die man gewissen, von uns für Vorurtheile oder Irrthum gehaltenen Dingen, schuldig sey, zu Anfange dieses Discours eingerückt, und sagt, ob er gleich allezeit so über diesen Punkt gedacht habe wie Herr Moses, so sey es ihm doch angenehmer hier zu commentiren, als seine eigenen Gedanken fürzutragen. Anm. des Uebers.
- b) Der Uebersetzer hat bei der ersten Lesung des Buchs (denn es fodert mehr als eine) diesen Rath befolgt und gefunden, daß er zu besserem Verstande mancher in den frühern Theilen vorkommenden Dinge sehr zuträglich sey.

seyn werden, denn er betrachtet hierbei nicht allein die Wirkung der Natur, sondern auch das, was die Menschen auf die Erde wirken.

Im fünften Theile betrachtet und widerlegt der Verfasser die Systeme derer, die behaupteten, unser festes Land habe seine jetzige Beschaffenheit durch langsame Veränderungen in dem Niveau des Meeres erhalten. Mit vereinten Kräften der Astronomie, der Physik, der Geographie und der Naturgeschichte, wird denen widersprochen, die glaubten, jene Revolutionen wären aus einer Veränderung der Erdaxe entstanden. Hrn. Le Cat's Hypothese, die im Jahre 1750 mit so vielem Beifall aufgenommen wurde, nach welcher der Mond die Ursache aller Veränderungen auf dem Erdboden ist, wird hier über den Haufen geworfen.

Der dritte Band, welcher den siebenden und achten Theil des Werks in sich faßt, enthält zwei Reisen durch Deutschland und die Niederlande. Die erste giebt Stoff zu fünf und zwanzig Briefen, und giebt eine reiche und mannigfaltige Unterhaltung dem Naturforscher so wohl, als dem Leser der hauptsächlich das moralische sucht; welche beiden Sphären der Betrachtung man so selten auf eine angenehme Art und mit so viel Verstand und Empfindung mit einander verbunden siehet als bei Hrn. de Lüc. Unter andern kommen hier die Außenlinien einer physischen Chronologie aus der Beschaffenheit der Oberfläche der Erde vor, deren Wahrscheinlichkeit uns unendlich viel größer dünkt, als viele andere Berechnungen die man sonst für etwas ach-

tet. Die Reise durch Niedersachsen, Hannover, Celle, Westphalen, Geldern, Oberpfalz, geben ihm durch die bebauten und unbebauten Heiden, eine überflüssige Materie zu Betrachtungen. Insbesondere leitet die Beschreibung des Harzes, die des Verfassers vornehmlichstes Object war, ihn in ein höchst angenehmes Detail, und vereinbaret das Anmuthige ländlicher Gemäthe und Beschreibungen mit philosophischen Untersuchungen auf eine sehr schöne Weise. Diejenigen, welche zum Beispiel den zwei und zwanzigsten Brief, und verschiedene andere dieses Landes, lesen können, ohne ihr Herz und ihre Einbildungskraft auf die angemessenste Art gerührt zu fühlen, die müssen zum wenigsten von dem Verfasser dieses Auftrages vollkommen unterschieden empfinden. Die Beschreibung der Gegend von Osterode ist reizend. Vielleicht wird mancher eingebildete Recensent oder andere Beurtheiler dieses über seinen Horizont gehenden Buchs, in ein und andern solcher Erzählungen etwas unbedeutendes und triviales finden; und wir erkennen darin gerade den ächten Geist des philosophischen und vernünftig empfindsamen Beobachters; eines Mannes, der durch seine gute Laune und Frölichkeit, ein herrlicher Reisegefährte seyn muß, und dem nichts wichtiges entwischt.

Der achte Theil enthält die zweite Reise durch Holland und Deutschland, die dieses mal über Helvoet, Grave, Ostabrück, Hannover, Pyrmont, Minden, Cassel, Frankfurt, Heidelberg, Mannheim, Mainz, Coblenz, Colln, Jülich, Mastricht und Brüssel geht. Die Heiden und Völk-

ne geben hier den vornehmsten Stoff zu Betrachtungen, und manche eingestreute Erzählung von der moralischen und gesellschaftlichen Art, verschönern diesen Theil. Wichtige Untersuchungen findet man fast in jedem Briefe; nur eine anzuführen, über die Ueberreste von Thieren, die man auf dem Erdboden herum versteinert findet, und die entweder überhaupt ganz und gar nicht mehr vorhanden sind, oder doch nicht in einem solchen Klima leben, wie z. B. das unsrige wo wir die Ueberbleibsel finden, wird man viel merkwürdiges und befriedigendes lesen. Liebenswürdig ist die althergebrachte hervorstechende Bescheidenheit des nicht das Neue, nicht den Ruhm, sondern lediglich die Wahrheit und das Gute suchenden Philosophen.

Der neunte Theil, der den vierten Band ausmacht, schreibt in dreißig Briefen die dritte Reise des Verfassers durch Holland und Deutschland; es kommen hier Wiederholungen vor, die aber neues Licht auf die schon behandelten Gegenstände werfen. Die mühsame und merkwürdige Unter-

suchung der Heide und der Gegend von Longren, ist interessant, und zeigt, daß die Tradition, nach welcher die See vormals bis an die Mauern der Stadt stieg, eine Fabel sey. Moralische Ursachen, die Bildung der Erde zu untersuchen, liefert man hier.

Der zehnte und eilfte Theil füllen den fünften und letzten Band des Werks an, und enthält die vierte Reise des Herrn de Lüc durch Deutschland und die Küsten der Nordsee. Mit Vergnügen wird der Naturforscher dem Verfasser durch die Berge von Paderborn und der Grafschaft Lippe folgen, und hernach durch die merkwürdigen Heiden des Fürstenthums Lüneburg und des Herzogthums Bremen; bedeutend sind auch die cosmologischen Erscheinungen, die er vom Altenlande bei Stade, und in den Beschreibungen des Reidingermoores u. des Düvelsmoores f), auch im Herzogthum Bremen, beibringt. Die Reise über Bremen, Oldenburg, Ostfriesland, Gröningen, Sriesland und Holland; wieder die Rückreise über Utrecht, Pyrmont, Geismar, Wisbaden, Coblenz, und endlich nach Aachen, von da nach Calais, haben ihre Merkwürdigkeiten.

Die Beobachtungen auf allen seinen Reisen haben den Herrn de Lüc in seiner Meinung

f) Nicht allein die cosmologischen Betrachtungen des Herrn de Lüc sind hier merkwürdig, sondern zumal auch seine Beschreibung der neuen Anbaue und Anlagen auf dem Düvelsmoore, die seine größte Aufmerksamkeit erregten, und Bemanden, der sie sieht, oder nur ihre Beschreibung liest, ohne Vergnügen lassen wird. Dieses ist vielleicht eine der wichtigsten Verbesserungen, die seit einem Jahrhundert hier zu Lande geschehen ist, ohne daß fast jemand unter uns davon gesprochen hat, dahingegen die das Gute und Große besser schätzenden Italiener uns beinahe posttätlich in den öffentlichen Zeitungen mit der Wohnbarmachung der pontianischen Sümpfe unterhalten, die doch so ungesund sind, daß sie ihre Einwohner vergiften. Welchem Patrioten wird es nicht wichtig dünken, daß man alljährlich bei uns Dörfer aus einem bloßen, aber nicht ungesunden, Moraste hervorgehn sieht, die in der Folge wohlhabende, glückliche und gesunde Einwohner versprechen, und für die nun schon zwei Kirchen haben gebauet werden müssen; daß jetzt Tausende von Menschen an solchen Orten, und zwar eben nicht kümmerlich, leben, wo vor dreißig Jahren noch kein Huhn Unterhalt finden konnte? Endlich, was die Sache am meisten erhebt, ist, daß wegen des schweren und mühsamen Anfangs der Anbaue, an diesen Orten sich eine überaus fleißige und thätige Menschenart erzieht, die es allen Nachbarn in der Runde, und vielleicht den meisten Völkern, an Industrie, und daher in der Folge gewiß an Glückseligkeit, zuvor that.

nang bestätigt, daß unser festes Land noch gar nicht sehr alt sey. Die Ueberreste von Seethieren, die wir, allenthalben auf unserm festen Lande finden, selbst auf hohen Bergen, und in diesen Bergen sehr tief, zeigen, daß dieses feste Land vormals, und eine lange Zeit mit Wasser müsse bedeckt, oder vielmehr das Bett der See gewesen seyn. Die übrigen Betrachtungen führen unter andern dahin, daß die See unser jetziges festes Land zwar schnell verlassen habe, aber doch nicht gewaltsam; daß unser jetziges festes Land alles zusammen ohngefähr zu gleicher Zeit, (das heißt hier nicht in einem Zwischenraume von Jahrhunderten), von der See entblößt worden, und dieses ergibt sich daraus, weil die Pflanzenerde, die oben auf allen den unterschiedlichen Schichten liegt, und die von verfaulten Pflanzen entstanden ist, allenthalben ohngefähr die gleiche Dicke hat; daß einige von unsern Gebirgen der Wirkung des Wassers zuschreiben sind, nemlich diejenigen, die aus Schichten und Lagen bestehen; daß hingegen andere, offenbar von vulkanischer Art sind, und vom unterirdischen Feuer entstanden zu einer Zeit, wie man deutlich sieht, da das Wasser noch darüber ging; hiermit aber hat eine dritte Art höhre, zumal Felsengebirge, nichts zu thun, die unläugbar älter ist als jene Veränderungen; daß das alte feste Land nicht mehr vorhanden, sondern (vermutlich) gesunken sey, und indem das Meer solches überströmte, habe es einen Theil seines damaligen Bettes frei gelassen; dies sey unser jetziges festes Land, und diese Begebenheit könne noch nicht über 4000 Jahre her seyn.

Alles dieses nun, und noch weit mehrers, das wir hier übergangen müssen, und das die Wißbegierigen in dem letzten Theile finden, stimmt so vollkommen mit der Mosaischen Geschichte überein, zumal mit seiner Erzählung von dem merkwürdigen Phänomen, das uns unter dem Namen der Sündfluth bekannt ist, daß überall keine bedeutende Schwierigkeit dabei übrig bleibt, und daß es den Liebhabern der Religion sehr angenehm seyn muß, die Gründe ihrer Hoffnung so vollkommen

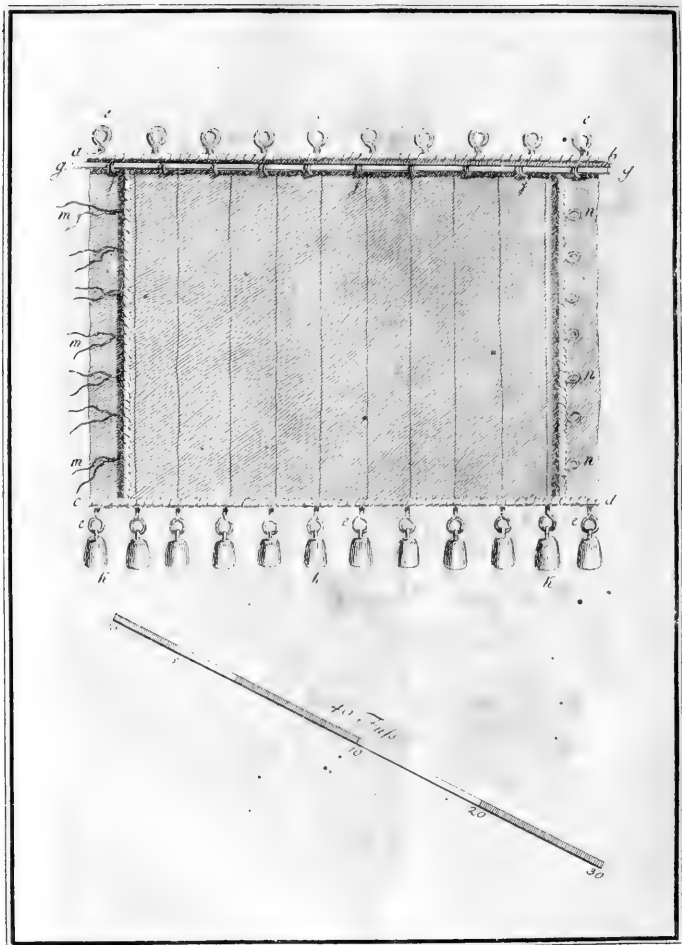
mit dem was das aufgeklärteste Studium der Natur darstellt, übereinstimmen zu sehn; von einem solchen Naturforscher zu hören, daß keine einzige in der Offenbarung uns versicherte die Natur betreffende Begebenheit, aus der ächten Physik für falsch erklärt werden könne; und daß hingegen aber wohl sich aus unsern jetzigen Kenntnissen vieles als zuverlässig wahr beweisen lasse.

Insonderheit ist ein Umstand sehr merkwürdig, nemlich der Beifall, der dem göttlichen Aussprüche über den Untergang der Menschen hinzugefügt wurde als Noah ihn empfing, und den bisher noch wohl kein Ausleger so ganz völlig hat begreifen können: es heißt nemlich, ich will die Menschen verbessern, und die Erde mit ihnen. Wenn man dieses von dem damals bewohnten Erdboden versteht, wie es wohl geschehen sollte, so wird dieser Ausspruch durch alles was man in der Natur darüber sieht und aufsuchen kan, vollkommen bestätigt; kein Wunder aber, daß alsdenn die Geographen und Reisenden den Garten Eden vergebens gesucht haben. Diese, und andre Untersuchungen dieser Art, leisten den Herrn de Lüc in dem letzten sehr merkwürdigen Briefe, zu Betrachtungen über die Natur der Offenbarung, insonderheit der Mosaischen und ihrer äußern Merkmale, auf die Wirkung der Intoleranz und auf die allgemeinen Ursachen der Verirrungen der menschlichen Vernunft bei den theologischen Untersuchungen, darin man sehr viel schönes, zum Beispiel eine merkwürdige Stelle über seinen Landsmann Rousseau, finden wird.

Dieses wären etwa die äußersten Aussenlinien von dem Inhalte dieses Buchs und dieses Systems, das nicht, nach Art der meisten Theorien der Erde, eine künstlich ausgezierte Hypothese ist, sondern der Brennpunkt einer großen Menge von Betrachtungen und deren Resultate, mit denen sich doch auch jeder ungelehrte und unwissende Leser lieber bekannt machen sollte, anstatt nach einem flüchtigen Durchblättern von einer halben Stunde, ein solches Werk mit allem was es enthält, zu verwerfen g.).

- g) Je demande une grace que je crains qu'on ne m'accorde pas (sagt Montesquieu in der Vorrede zu seinem Esprit des Loix); cest de ne pas juger par la lecture d'un moment, d'un travail de vingt années; d'approuver ou de condamner le livre entier, & non pas quelques phrases.

Anmerk. des Uebersetzers.



zum 80. Stück des Hannovers Magaz. 1780.



Hannoversches Magazin.

80tes Stück.

Freitag, den 6ten October 1780.

Vom Gebrauche der Segeltücher bei nothleidenden Deichen.

(Mit einem Kupferstich.)

Von diesem Hülfsmittel wird man sonst schwerlich schon eine Beschreibung finden. Es wäre denn etwa blos beiläufig eine Anzeige davon, wie in John Mills Praktischen Feldwirthschaft, der deutschen Uebersetzung im ersten Bande Theil 1. S. 165. und in dem Allgemeinen Magazine im fünften Theile S. 101. nur mit wenig Worten, kurz und unvollständig genug, und also auch ohne alle Zeichnung. Nicht ganz überflüssig mögte es daher seyn, dies Mittel hier etwas umständlicher zu beschreiben.

Der Segeltücher bedient man sich sowohl hin und wieder im Hollsteinischen, als besonders in Holland, um bei hohen Sturmfluthen sicher hinter Deich und Dämmen wohnen zu können, wenn auch gleich schon denselben Wind und Wellen aufs schrecklichste die Bresche drohen, denn nicht leicht nimm man ehender zu diesem etwas beschwerlichen, und oft kostbar ausfallenden Mittel, seine Zuflucht.

In beiliegender Figur wird ein dar-

zu besonders eingerichtetes Segeltuch vorgestellt, wie ich solches in verschiednen holländischen Magazinen an dortigen Deichen von weißer Leinwand gesehen habe. Die Leinwand wird dazu von eben der Art und Güte wie die Segeltücher, nach den Umständen zwischen 30 und 40 Fuß breit, und 25 Fuß lang, genommen.

A b und c d sind zur Einfassung, wie bei sonst gewöhnlichen Segeltüchern, dicht daran befestigte Taae, oder Schiffsseile, die man an der Mädel derelbe das Lieht zu nennen pflegt.

Sowohl auf der oberen Linie, oder dem Taae a b, als an der unteren c d, kommen Ringe e, von eben dem Tauwerke, zu mehrerer Stärke und Sicherheit jeder inwendig, und überdem mit einem eisernen auswärts gefalzten Ringe versehen. Ein solcher eiserner Ring wird in der hiesigen Schiffersprache ein Lehgger genannt. Auf a b kommt jeder dieser Ringe 4 Fuß, an c d aber nur 3 Fuß aus einander. An dem sogenannten Lieht a b, werden zu beiden Seiten kleine eiserne Ringe f,

etwa 4 Fuß aus einander, befestigt, wodurch zu der so nöthigen Haltung und Steifung, wenn das Segeltuch gebraucht werden soll, vorher 2 Taunen, oder Weisbölder g und h an jeder Seite durchgesteckt werden. In die Ringe des unteren Liehls c d kommen Gewichte k von 50 bis 100 Pf. das Stück. An der Seite a c befinden sich auf alle 3 Fuß Entfernung von einander, kurze Bändlinien m; an der Seite b d aber in eben der Entfernung, kleine Ringe, Ringe, oder Dehnen n. Hiedurch kan nun nöthigenfalls zu beiden Seiten, oder nach der nothleidenden, und mit Tüchern also weiter zu überlegenden Deichfläche, sofort noch ein ander Segel angeschnürt oder fest gebunden werden. Und da sowohl das Tauwerk, woran m als n befindlich ist, an jedem Segeltuche 2 Fuß zurück tritt, so wird bei einem solchen Ueberschlage der Tücher, deren Seitenverbindung um so sicherer.

So lange die Tücher nicht gebraucht werden, packt man jedes derselben ganz feste, trocken und dichte in eine Tonne besonders; und nur an einem vorzüglich warmen und trocknen Sommerstage, werden sie das ganze Jahr (wenn es nicht sonst die Noth erfordert,) ein einziges mal heraus genommen.

Nun bleibt noch übrig den Gebrauch dieser Segeltücher zu beschreiben, und dieser ist gewiß so leicht nicht, zumal an sehr flachen Deichen. Inzwischen sind die Deiche, wenn dergleichen Mittel Noth thun, gemeiniglich auch schon nur gar zu steil. Als

les kömt hiebei darauf an, daß das Segeltuch von dem Deiche hinunter, so gleich und eben, und ohne Hölungen und Falten, als nur irgend möglich, vermittelst der Gewichtstücke gerollt werde, ehender sich der wüthende Wind der Leinwand bemächtigt, und dieselbe aller Welt in tausend Stücken, wie man zu sagen pflegt, bald darauf zuführet. Um ersteres zu bewirken, und letzteres zu verhindern, werden bei jedes Segeltuch, das vorher sehr sorgfältig von a b nach c d aufgerollt und unten mit den nöthigen Gewichten versehen worden, nicht weniger denn 8 bis 10 Mann gestellet, welche es mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit und Vorsicht, und so viel möglich bei dem niedrigsten und ruhigsten dazu abzuwartenden Ebbestande des Wassers, von der Kappe desjenigen Deiches, der solchergestalt vorzüglich geschützt werden soll, je schräger je besser, nach und nach hinunter rollen lassen. Diese an flachen Deichen so nöthige Schräge muß eben Gelegenheit geben, die Seitenverbindung mit den etwa noch nöthigen mehreren Tüchern, in wäbrender Zeit zu Stande zu bringen. So wie c d abrollt, werden in die dortigen Ringe e, Schifferstangen und Haken gesetzt, mit welchen solchergestalt nach und nach dem Abrollen des Tuches vom Deiche nachgeholfen wird. Freilich gehören geübte und vorsichtige Leute dazu, und diese lernen denn auch die weiter dabei nöthigen Handgriffe leicht von selbst.

Ist das Tuch nur einmal glücklich hin-

hinunter, so wird es vom Winde und Wasser schon von selbst, fest und dicht genug an den Deich gehalten, und gleichsam fest gesogen. Es ist auch hiernächst weiter daran nicht zu gedenken, die etwa bereits in dem Deiche ausgeschlagenen Löcher, mit Erde, Stroh oder Mist dahinter auszufüllen, daher dies, so viel nur irgend möglich zu machen, vorher geschehen muß. Ist es aber nicht möglich, und dennoch höchst nöthig gewesen, so muß dafür der Deich nunmehr landwärts verstärkt werden. Sobald das Seegestuch hinunter ist, wird sofort durch jeden Ring *a* der oberen Linie *a b* ein Pfahl, schräge nach dem bedachten Lande sich lehrend, in den Deich geschla-

Harburg.

gen, und alsdann ist das ganze Manneuver glücklich vollendet. An einem also bewaffneten Deiche, rollet das Wasser, ohne weiter den Deich stromwärts zu beschädigen, auf und ab, wenn es auch so hoch heran stürmet, daß schon die Wellen bisweilen einige Fuß hoch über den ganzen Deich hinweg stürzen, und man davon aus jeher Cantate singen möchte, die nach der schreckenvollen Weihnachts-Überschwemmung, bald möchte ich sagen Sündfluth, vom J. 1717 zu Stade heraus kam:

Es wolte die Natur
Sich in ihr selbst begraben:
Von Deichen keine Spur,
Ihr Land und Grund den Abgrund
haben.

N. Beckmann.

Nachricht von den armenischen Kaufleuten und ihrem Gewerbe.

Da wir alle Jahr in den Zeitungen von armenischen Kaufleuten lesen, die, ihrer Handlung wegen, nach Wien, und auf die Messen nach Frankfurt und Leipzig kommen: so wird es dem lesenden Publikum nicht unangenehm seyn, wenn wir ihm die Nachricht mittheilen, die uns Tournefort in seiner Reisebeschreibung nach der Levante, von ihnen giebt.

Die Armenier, sagt unser Verfasser, sind die besten Leute von der Welt. Ehrlich, gesittet, von gesunder Verunft, und vieler Frömmigkeit. Ich würde sie für glücklich halten, daß sie

sich mit den Waffen gar nicht abgeben, wenn es bei der Denkungsart der Menschen nicht nothwendig wäre, sich derselben zuweilen zu bedienen, um sich gegen ihre Grausamkeit zu schützen.

Dem sey wie ihm wolle, die Armenier bekümmern sich nur um ihr Handlungsgeschäfte, worauf sie sich mit allem möglichen Fleiße legen; sie sind nicht nur Meister von der Handlung in der Levante, sondern sie haben auch ihren Antheil an dem Handel, der in den größten Handelsstädten von Europa getrieben wird.

Man sieht sie aus dem innern Persien nach Livorno kommen; sie haben sich seit einiger Zeit in Marseille eingefunden: wie viele findet man von ihnen in Holland und England! Sie gehen nach Indostan, Siam, in die Insel Java, nach den philippinischen Inseln, in alle asiatische Länder, nur nicht nach China.

Der Mittelpunkt der armenischen Handlung ist nicht Armenien, sondern Julfa, eine berühmte Vorstadt von Hispahan. In dieser Vorstadt wohnen mehr als 30.000 Menschen, und sie ist eine armenische Pflanzstadt, die der große Scha Abbas, der erste dieses Namens daselbst errichtet hat. Zuerst wohnten diese Leute in Hispahan selber, in der Folge versetzte man sie an den Fluß Zenderon, um sie von den Muhammedanern zu entfernen, die sie wegen ihrer Religion verachteten. Diese Veränderung soll unter dem zweiten Scha Abbas geschehen seyn. Andere halten sie weit älter.

So viel ist gewiß, daß der große Abbas der erste Stifter dieser Colonie ist, der zu Zeiten Königs Heinrich des Vierten in Frankreich lebte, zu dem Abbas den Capuzinermönch Just als Gesandten schickte, der aber nach Heinrichs Tode erst in Frankreich ankam.

Der große Abbas suchte unablässig zwei große Absichten zum Besten seines Reichs zu erreichen: die erste war, seine Länder gegen die Türken in Sicherheit zu setzen, die andere, seine Nation durch Handel und Wandel zu bereichern.

Um die Türken zu verhindern, in seine Staaten zu dringen, hielt er es für nöthig, ihnen die Mittel zu benehmen, an seinen Grenzen zahlreichere Kriegsheere zu unterhalten; und da Armenien immer das erste Land ist, das die Türken anfallen, wenn sie Persien bekriegen, so verwüstete er selbst, in so fern er es dazu für nöthig hielt. Dieses Schicksal traf auch die Stadt Julfa, die größte und mächtigste in Armenien, deren Ruine man noch an dem Araxes siehet, zwischen Eviran und Tauris.

Die Einwohner von Julfa bekamen daher Befehl, nach Hispahan zu ziehen; und seit der Zeit heißt das armenische Julfa Aftjulfa. Es sollen damals mehr als 20000 Familien aus Armenien nach der einzigen Provinz Guilan geführt worden seyn, wo die beste Seide in Persien gefunden wird.

Da Scha Abbas seine Staaten bereichern wollte, und überzeugt war, daß dieses nur durch Commercium geschehen könne: so warf er sein Augenmerk auf die Seide, als die kostbarste Landeswaare, und auf diese Armenier, als auf Leute, die am geschicktesten waren, sie zu verhandeln; denn er war in diesem Fall mit seinen übrigen Untertanen sehr unzufrieden, die weder Lust noch Geschicklichkeit zum Handel zeigten.

Die Mäßigkeit der Armenier, ihr ökonomischer Geist, ihre Redlichkeit, ihre gesunde Leibesbeschaffenheit, die sie große Reisen unternehmen und ausdauern läßt, schienen sie zu diesem Vor-

Vorhaben geschickt zu machen. Die christliche Religion, zu der sie sich bekennen, und die ihnen den Umgang mit den europäischen Nationen erleichtert, half seine Absicht befördern. Mit einem Worte, aus Bauern, wie vor dem die Armenier gewesen waren, machte er Kaufleute; und diese Kaufleute sind die berühmtesten Negotianten der Welt geworden. So wußte dieser große Fürst, der von den Angelegenheiten des Krieges und Friedens gleich große Einsichten hatte, sich der Fähigkeit seiner Unterthanen, und der rohen Produkte seines Landes zu bedienen.

Er gab den Armeniern von Neuschulfa eine gewisse Anzahl seidener Ballen, die sie in Karavanen, abgesondert nach Europa, bringen mußten. Sie mußten sich dabei verbinden, diese Waaren selber zu verführen, und bei ihrer Zurückkunft denjenigen Preis dafür bezahlen, der durch verständige Personen, vor ihrer Abreise, war bestimmt worden.

Um sie auch zu diesem Handel zuermuntern, überließ er ihnen alles, was sie über den bestimmten Preis aus der Waare lösen konnten. Der gute Fortgang entsprach vollkommen der Hoffnung des Königs.

Obgleich noch jezo die Seide die vornehmste Kaufmannswaare in Persien ist, so wurde sie doch in jenen Zeiten noch mehr gesucht.

Es waren damals fast gar keine Maulbeerbäume in Europa. Gold und Silber, das damals in Persien sehr selten war, fing bei der Rückkunft

der Karavanen an in Umlauf zu kommen.

Die Armenier brachten bei ihrer Zurückkunft englische und holländische Tücher, Brocade, venetianisches Glas, Cochenille, Taschenuhren und allerlei Waaren zurück, die sie nur in Persien und Indien absetzen konnten.

Hat man wohl jemals eine bessere Einrichtung gesehen als diese? Zu wie vielen Manufakturen und Handlung gab dies in der Folge in Europa und Asien nicht Gelegenheit? Welche Veränderung brachte Scha Abbas nicht hervor? Alle Kaufwaaren des Orients wurden den Abendländern bekannt, und Europa schmückte wiederum die Morgenländer mit den feinigsten aus.

Neuschulfa breitete sich bald an dem Ufer des Zendron aus. Die Pracht der Häuser, die Schönheit ihrer Gärten, ließen bald sehen, daß ihre Einwohner den Geschmack der besten Städte von Europa angenommen hatten. Man sieht jezo in dem Herzen von Persien die schönsten Kunstwerke aller Länder, wohin der Armenier hantelt. Der König mißachtete mehr in ihren Handel. Die Einwohner in Schulfa setzen, vermittelt ihrer Faktoren und Agenten, diese wichtige Handlung fort, und schicken alles was das Morgenland Schätzbares hat, in alle übrigen Länder. Diese Faktoren und Agenten sind auch Armenier, die gegen ein gewisses Procent die Waaren in Karavanen begleiten, und sie, zum besten ihrer Principalen, so gut sie können, absetzen.

Die Armenier, sie mögen nun für sich, oder für die Kaufleute in Zulfa arbeiten, dauern alle Reisen aus; sie verachten jedes Unwetter, setzen durch Flüsse, wo ihnen das Wasser bis an den Hals geht, um es den Pferden zu erleichtern, oder ihre und ihrer Freunde Güter zu retten; denn die türkischen Fuhrleute bekümmern sich wenig um ihre Fracht, sie haften auch für keinen Schaden, den die Waaren, die sie fahren, etwa nehmen mögen. Der Armenier führt selbst die Pferde, wenn es durch einen Fluß geht. Es ist gewiß ein rührender Anblick, wenn man die theilnehmende Liebe dieser Leute bemerkt, mit der sie bei allen Vorfällen auf der Reise, sich unter einander, und auch fremden Mitreisenden, helfen und beistehen.

Diese guten Leute bleiben gerne bei ihren Gewohnheiten, sind sich immer gleich, suchen diejenigen von den Reisegesährten sorgfältig zu vermeiden, die ihnen zu unruhig scheinen; desto höher schätzen sie hingegen diejenigen, bei denen sie ein stilles Wesen bemerken; sie nehmen mit denselben gerne eine Herberge, und theilen ihnen mit großem Vergnügen von ihrem Vorrathe mit. Wenn wir einen von ihren Kranken bedienten *), so kam die ganze Gesellschaft, uns dafür zu danken. Wenn sie hören, daß eine Karavane dem Orte, wo sie sich eben aufhalten, vorbeiziehen wird, so gehen sie derselben ein oder zwei Tagereisen entgegen, um ihren Landesleuten, die sich etwa

unter ihnen befinden, Erfrischungen, absonderlich Wein, entgegen zu bringen. Sie bieten ihre Erfrischung auch den Fremden an, und nöthigen sie, ihre Gesundheit zu trinken.

Man thut ihnen Unrecht, wenn man sie beschuldigt, daß sie gerne tranken; wir haben solches bei ihnen nie bemerkt. Sie waren hingegen jederzeit die mäßigsten, wußten sich am besten zu behelfen, und machten am wenigsten Aufsehn.

Sie bringen oft von ihren mitgenommenen Lebensmitteln einen guten Theil zurück. Sie können diese Lebensmittel ziemlich frei mitnehmen und bei sich führen, denn sie bekommen gemeinlich von den Kameelvermiettern das stehende Kameel für ihr Reisegesäck frei.

Die Lebensmittel, die sie mitnehmen, bestehen in Mehl, Zwieback, geräucherstem Fleische, geschmolzener Butter, gebranntem Wasser und trockenem Obst.

Sie reisen niemals ohne Fischangel, mit denen sie auf ihren Zügen fischen. Sie vertauschen unterwegs Gewürze gegen frisches Fleisch oder andere Lebensmittel. In Asien sehen sie allerlei Stahlarbeit – und kurze Waaren, als kleine Messer, Spiegel, Ringe, allerlei Schmelzwerk, Scheren, Steck- und Nähadeln ab, die daselbst auf dem Lande werthet geachtet werden, als baares Geld.

Nach Europa bringen sie Muscus, Spezereien &c. So groß die Beschwerlichkeit ihrer Reisen auch immer seyn mag,

*) Lournesfort und sein Gefährte waren Aerzte.

mag, so beobachteten sie doch ihre kirchlichen Fasten eben so genau, als wenn sie zu Hause und in bequemer Ruhe wären. Von Erlassungen und Dispensationen wissen sie nichts.

Das einzige, was man diesen Armeniern in Absicht ihrer Handlungsgeschäfte vorwerfen kan, ist, daß sie, wenn ihre Geschäfte in der Fremde übel gehen, nicht wieder zurück nach Hause kehren.

Sie sagen zwar, daß sie, nach einem gemachten Bankerott, nicht Unverschämtheit genug besäßen, ihren Gläubigern unter die Augen zu treten; unterdessen können doch ihre Gläubiger sie nicht zur Verantwortung ziehen. An der andern Seite muß man ihnen aber auch das Zeugniß geben, daß sehr wenige Bankerotte unter ihnen entstehen.

Die armenischen Kaufleute von Zuhah hatten einen Handelsvertrag mit dem damaligen Großherzog von Moskau gemacht, vermöge dessen sie alle Waaren, die sie nur für gut fänden, in seine Länder einführen mögten. Es war daher keinem europäischen Handelsmann erlaubt weiter als bis Astrakan zu kommen, das die Russen im Jahre 1554 erobert hatten. Es ward damals von

russischer Seite der Handel mit den Armeniern auf alle Art und Weise befördert. Sie zahlten einen bestimmten Zoll für alle Waare, die sie ins Reich brachten, konten aber alle russischen Waaren frei ausführen. Sie nahmen ihren Weg von Hispahan, nach Tauris über Schamakai nach Nosava, einem Hafen am caspischen Meere gelegen, der drei Tagereisen von Schamakai liegt. Von Nosava brachten sie ihre Kaufmannsgüter nach Astrakan, von da ging die Reise nach der Stadt Moskau und Archangel, wo die Engländer und Holländer ihre asiatische Waare ihnen abnahmen und in Europa verführten.

Nachher kam dieser Handel in die Hände der Engländer, den sie aber verloren, als der englische Seecapitain Elton, ein Schotte von Geburt, 1746 in die Dienste des Schachs Nadar trat, und den Persern Schiffe auf dem caspischen Meere baute. Die Armenier nehmen jezo wieder einen großen Antheil an dem Handel zwischen Persien und Rußland. Sie haben in Astrakan eine eigene Kirche, und es halten sich daselbst einige vierzig Familien armenischer Kaufleute auf.

Von der Verwahrung des Holzwerkes.

Die tägliche Erfahrung lehret, daß alles Holzwerk, daß beständig unter Wasser stehet, und solchergestalt von aller Luft befreiet ist, der Fäulniß und dem Verderben nicht unterworfen ist. Man findet hiervon

überall, so wohl in süßem als salzigem Wasser, Beweise. Der älteste aber ist ohnstreitig die Erfahrung des Herrn Haerlemann, Mitgliedes der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften, welcher 1727 einige Meilen

Weilen von der Stadt Neapolis, am Pfalwerke einer Brücke, oder eines Hafens, den der Kaiser Caligula noch über einen Winkel der See, zwischen Pozzuolo und Baya, verfertigen lassen, einen Span von einem Förenpfale unter dem Wasser abhauen lassen, und ihn so frisch befunden hat, als wenn der Baum erst vor wenig Jahren wäre gefällt worden.

Es ist nicht glaublich, daß dieses Wasser mehr erhaltende Kraft besitze, als ein anderes, ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß das salzige Wasser dienlicher sey, alle Fäulung zu verhindern, weil zu Venedig, in dem sogenannten Zeughause oder Arsenal, eine große Menge von Holzwerk, zu Schiffen und Galeeren, beständig unter Wasser verwahret wird, welches zwar aus dem Meerbusen da herum ist, aber doch, wegen der vielen da hineinfallenden großen Flüsse, so viel Salz nicht haben kan, als das erwähnte zu Pozzuolo, und solchergestalt zu Erhaltung des Holzwerkes nicht so viel beitragen könnte, wenn es allein auf das Salz ankäme.

Hieraus muß man also schließen, daß die Ausschließung der Luft die vornehmste Ursache der Erhaltung

unter dem Wasser sey, und daß dergleichen Verfahren mit Frischhaltung des Holzwerkes, durch wohl eingerichte Magazine unter Wasser, den Schiffwerften keine geringe Hülfe bringen würde.

Der zweite Nutzen, den man von solchem eine Zeitlang unter Wasser verwahrtem Holze haben kan, ist, daß das leimigte Wesen, und die seifenartigen Theilchen, welche der Wachsthumsaft hineingeführt hat, durch das Wasser aufgelöst und ausgelaugnet werden, folglich der Baum nun keine schwellende oder zusammenziehende Kraft hat, und solchergestalt zu allerlei Gebrauche tüchtiger, dienlicher und nützlicher wird, und besonders bei Gebäuden und Hausgeräthe, als Tischen, Stühlen, Schränken und dergleichen, wovon man einen überzeugenden Beweis an dem Holzwerke hat, daß von Fließholz verfertiget wird, in dem sich diese Arbeit fast niemals wirft oder reißt.

Außerdem hat dieses Auslaugen oder Wässern auch den Vortheil, daß das Holz in kürzerer Zeit kan getrocknet werden, und solchergestalt im Stande ist, sich mit Sicherheit zu dem Gebrauche anwenden zu lassen, den seine Absicht erfordert.



Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Montag, den 9ten October 1780.

Beschreibung eines bequemen Seiltrichters auf Reisen zu gebrauchen.

Es ist auf Reisen keine geringe Beschwerlichkeit, daß man nicht aller Orten reines Wasser erhalten kan, absonderlich in den heißen Sommermonaten, da dasselbe aus Mangel der Bewegung von allerhand Würmern und deren Brut, auch von verfaulten Pflanzen verunreiniget ist. Man wird daher oft vom Durste genöthiget, mancherlei trübes und saures Bier zu trinken, wodurch man sich aber leicht Koliken und andere üble Zufälle zuziehen kan. Bei dem Genuße des reinen Wassers ist man diesem Uebel nicht ausgesetzt, und in Ermangelung desselben, ist das unreine Wasser, wenn es durch das Kochen von den darin enthaltenen Insekten gereiniget ist, dem schlechten Biere immer vorzuziehen. Wer sich aber deswegen nicht aufhalten und kaltes Wasser trinken will, kan solches in einer kurzen Zeit durchseihen, und also die größte Unreinigkeit davon absondern. Dieses geschieht am leichtesten durch ungeleimtes Papier, dergleichen zu den Seitzungen gebraucht wird, welches in

die Röhre eines gemeinen Trichters mit einem Stocke fest und dicht ein Zoll hoch eingedrückt wird. Den Trichter setzet man in den Hals einer Bouteille, doch so, daß er die Mündung derselben nicht dicht zuschliesse, und gießet ihn voll Wasser; alsdenn wird die äußere Luft das Wasser durch das Papier in die Flasche drücken, und die innere Luft aus der Flasche heraus treiben.

Es gehet aber diese Reinigung durch einen reinen Schwamm, welcher keine Steine in sich hat, und in einem kegelförmigen Trichter fest zusammen gedrückt ist, geschwinder und besser von statten. Dieser Trichter ist leicht und bequem bei sich zu führen, kan auch für sehr geringe Kosten angeschaffet werden. Er wird aus weissem Blech gemacht, so daß er 1 Fuß lang, in seiner obern Oefnung vier Zoll, und in seiner untern Oefnung 1 und drei Viertel Zoll weit, (das ist in lichten) bleibet. Der Rand der obern Oefnung wird, um die Steifigkeit desselben zu vermehren, über

M m m m

ei:

einen Ring von Drath geschlagen. Unter diesem Rande werden zwey kleine, herzförmige Ringe von Drath gegen einander über so befestiget, daß sie sich auf und nieder bewegen lassen, deren Nutzen hernach soll gezeigt werden. Der Rand der untern Oefnung wird mit einem Hammer ausgetrieben, so, daß er einen kleinen Stab und Hohlkehle bekomme, und der Mündung eines weiten Zuckerglases gleiche. Unter diesem Rande müssen alsdenn zwei Löcher, eines gegen das andere über eingebohret werden, wodurch man einen Faden quer über die untere Oefnung ziehet, und am Rande befestiget, um den Schwamm zurück zu halten. In den Trichter presset man mit einem dicken abgestuhten Stocke einen feinen ausgekochten nassen Schwamm, der so groß ist, daß er zusammen gedrückt zwei oder anderthalb Zoll von dem inwendigen Raume nahe an der untern Oefnung einnimmt. Soll nun Wasser dadurch geseihet werden: so schläget man einen kleinen Nagel, oder schraubet einen Pfropfenzieher, den man leicht bei sich führen kan, nahe am Rande eines Tisches ein, und hängt den Trichter vermittelst des Ringes daran, welcher sich unter dem obern Rande befindet. Alsdenn steckt man den Hals einer mit Wasser angefüllten Bouteille in die obere Oefnung, und läßt dieselbe verkehrt so lange darauf stehen, bis das Wasser durch den Schwamm

tropfenweise gelaufen ist, welches man in einem darunter gesetzten Glase auffängt. Nach vollendetem Gebrauch muß man den Schwamm nicht etliche Tage in dem Trichter stecken lassen, sondern ihn heraus nehmen, und rein auswachen, sonst wird er stinkend, und giebt in der Folge dem durchgeseiheten Wasser einen übeln Geschmack und Geruch. Falls der Schwamm unrein geworden wäre, so müßte man ihn in Wasser kochen, bis die Unreinigkeit und der übele Geruch daraus gezogen ist. Wenn man keinen guten Schwamm sogleich bei der Hand hat, so binde man über die untere Oefnung des Trichters Flanel gedoppelt, und stecke ein Stück ungeleimtes Papier in den Trichter, wie ich es vorher angewiesen habe. Man muß aber dahin sehen, daß beide Theile rein und ohne übeln Geruch sind. Soldaten können im Felde zu diesem Entzweck einen Trichter von Filze anwenden, welcher aber oft wieder rein gewaschen werden muß. Dafern auf diese Weise nicht alle kleinen Würmer aus dem Wasser zu bringen wären; so müßte man dasselbe aufkochen lassen oder Citronensaft und ein wenig Brantwein, oder statt dessen wenige Tropfen sauren Vitriolspiritus dazu gießen, um die noch vorhandenen Würmer völlig zu tödten. Alsdenn wird man keinen Schaden davon bekommen und den Durst leicht damit stillen können.

Lübeck. J. J. Walbaum, D.



Von den verschiedenen Gattungen des Bisams.

Bisam ist ein dunkelbrauner, lieblich und stark riechender, gerötheter, thierischer Saft, in einer natürlichen, dünnhäutigen, braunen, platten ovalen Blase eingeschlossen, welche an einem Ende eine oder zwei kleine Oefnungen hat, die gemeinlich mit kurzen, borstigen, bräunlichen, oder weißgrauen, in einen Wirbel gedrehten Haaren bedeckt sind.

Das Bisamthier, welches die Bisamblase bei dem Nabel trägt, hält sich an den westlichen und nördlichen Grenzen von China, und in den daselbst angrenzenden Provinzen jenseits des Ganges auf *). Von da her wird der Bisam entweder nach Tunkin oder nach Bengalen, oder nach Krasnojarsk in Siberien zum Verkauf gebracht. Von diesen Ländern und Handlungsplätzen werden die verschiedene Sorten des Bisams benennet. Man findet also bei den Materialisten tunkinischen, bengalischen und sibirischen Bisam, welchen sie mit dem verdrehten Namen kabardinischen belegen, weil er auf tartarisch *Babar-ga* genennet wird. Unter allen diesen hält man den tunkinischen für den besten; ob er gleich wie die andern Sorten gemeinlich mehr oder weniger verfälscht ist. Denn reiner und ächter Bisam wird als eine Seltenheit angesehen.

Die Verfälschung geschiehet auf mancherlei Weise. Zuerst schneiden die Jäger an einer Seite neben dem

haarigten Theile die Blase auf, wenn sie noch frisch ist, nehmen etwas von dem Bisam heraus, und vermischen den übrigen mit dem Blute, oder mit etwas von der Leber des Thiers, oder wohl gar mit Erde, wozu sie noch bisweilen ein Stück Blei hineinstellen, und nähen die Blase mit Pferdehaar wieder zu. Mit diesem Gemische lassen sie die Blase ausdörren. Andere machen es noch ärger, indem sie den Bisam, nachdem sie ihn aus der Blase genommen haben, mit einer größeren Menge von obigem Zeug und mehreren andern fremden Theilen in einem Mörtel wohl unter einander stoßen. Dieses Mengsel trocknen sie geschwind, und machen ein gröbliches Pulver daraus, welches sie für ächten Bisam außer der Blase verkaufen: auch nähen sie wohl Beutel aus der Haut des Thiers so zusammen, daß sie der natürlichen Blase ähnlich werden, und füllen solche mit dem verfälschten Bisam an, wenn er noch weich ist.

Da es nun für einen, der nicht viel und nicht oft Bisam unter Händen gehabt hat, sehr schwer ist, den ächten und besten von dem verfälschten zu unterscheiden; so will ich einige Merkmale und Eigenschaften eines guten Bisams, die bisher davon sind bekannt worden, anführen.

Wenn er noch nicht aus seinem Gehäuse genommen ist; so findet man an

M m m m 2

der

*) Siehe oben pag. 935.

der besten Sorte, daß die Blase röthlich braun, sehr dünne, runzlig, platt, ganz, mehrentheils nackend und nur an einer Stelle, wo zwei kleine Löcher sich befinden, mit kurzen, hellbraunen, borstigen Haaren bedeckt ist, welche über den Löchern in einen Wirbel gedreht liegen. Gemeiniglich siehet man neben dem haarigten Theile eine genähete Naht, welches ein Zeichen der ersten Verfälschung ist. Wenn man die Blase öfnet; so nimt man wahr, daß eine äußerst dünne, schwarzbraune Haut an der inwendigen Seite der Blase liegt.

Der darin enthaltene gute Bisam siehet kaffeebraun aus, ist von einerlei Wesen, trocken, leicht am Gewicht, zerreiblich, zerbricht in kleine Krümeln, ist beim Zerreiben sanft anzufühlen, und gleichsam etwas schmierig, von einem durchdringenden, anklebenden, heftigen Geruch, der in der Nähe höchst widrig, und in der Ferne sehr lieblich ist; läßt sich auch ohne Knirschen zwischen den Zähnen zermalmen. Beim Verbrennen blähet er sich in Form eines Schwammes auf, fließet nicht zusammen, giebt im Anfange einen lieblichen, hernach aber einen brandichten Geruch, wie versengte Wolle, von sich, und läßt zuletzt keine, oder sehr wenig graue Asche zurück. Er kan mit ölichten Menstruis nicht aufgelöst werden, wohl aber und größtentheils mit einem wäbrichten Weingeiste, oder gänzlich mit Salpetergeiste; bei dem letzten aber wird ihm der Geruch benommen.

Der schlechte, der verfälschte, der unreife, oder durchs Alter verdorbene Bisam hat eine schwarze, ungleiche oder gemischte Farbe, ist nicht von einerlei Wesen, dabei bald safericht, bald löchericht, auch zum Theil glänzend schwarz im Bruch. Diese Stücke riechen im Verbrennen wie inspissirter versauter Urin. Ferner ist er schwer, hart, schimmlicht, feucht, klumpet nicht von ungleicher Härte, läßt sich nicht leicht und eben noch ohne Knirschen zerreiben, hat keinen heftigen, widrigen, sondern nur einen lieblichen oder aromatischen Geruch in der Nähe, und hinterläßt etwas Erde oder viele Asche, wenn er auf einem glühenden Eisen verbrannt wird.

Die Blasen, welche dergleichen schlechtes Zeug enthalten, sind entwed der durch Kunst gemachte Säckchen, woran man keine natürliche Löcher, keine in Wirbel liegende Haare, auch keine inwendige Haut, sondern längs der einen Seite, ja über die Hälfte eine schlänglichte Naht, und an der einen Fläche viele dicht gerade liegende Haare wahrnimt: oder es sind natürliche Beutel, welche entweder nur klein, birnförmig, oder ersförmig und platt, aber dabei dick und schwer von Haut, und an der einen Hälfte mit dichten weißgrauen Haaren bedeckt sind, die anzeigen, daß man sie von Thieren genommen hat, welche entweder zur un rechten Zeit, da der Bisam noch nicht reif oder recht kräftig ist, oder in einem kältern Klima getödtet oder gefangen werden.

Der

Der Kabardinische Bisam, welcher ansehnlich leichter und für geringen Preis zu haben, ist in ovalen etwas niedergedrückten dicken Beuteln enthalten, welche auswendig eine kahle Stelle haben, übrigens aber mit vielen dichten bräunlich greisen Haaren bekleidet sind. Inwendig sieht eine feine pergamentartige Blase, welche in dem Beutel eine Scheidewand ausmacht. Diese Beutel unterscheiden sich also von dem Tunkinischen, daß sie nicht so rundlich, so dünne, so braun, so kahl, auch nicht so runzlicht sind als jene, daß die greisen Haare viel dichter darauf sitzen, daß der Geruch ehe die Beutel geöffnet werden, nicht so durchbringend oder widrig, hinge-

gen aber bei der Oefnung derselben sehr flüchtig und dem Geruche des Oels von der krausen Münze gleich ist, welcher sich bald hernach in den ordentlichen Bisamgeruch verwandelt. Dieser kommt vernuthlich von der wenigen, braunen, ölichten Feuchtigkeit her, welche man zwischen dem Beutel und dem Bisam findet, wenn der Bisam durch das Alter noch nicht völlig ausgedörret ist, und welcher in das Papier ziehet, worauf man den ausgebrochenen Bisam leget. Das Wesen des Bisams ist übrigens dem Tunkinischen gleich; doch überist dieser weit den Kabardinischen an der Stärke des Geruchs und der Kräfte.

Lübeck.

J. J. Walbaum, Dr.

Einige allgemeine Nachrichten von den Aустern.

Man theilet die Aустern gemeinlich in drei Arten ein, nemlich: 1) in Thonaustern, die die schlechtesten und kleinsten sind; 2) in Sandaustern, die man vom Seeboden aufsuchet, welche etwas besser, und manchmal so groß sind, als die Bergaustern, aber weder einen guten Geschmack noch festes Fleisch haben; und 3) in Bergaustern, welche man von den sogenannten Aустerbänken fischet.

Die Bergaustern sind wider von einander unterschieden; denn diejenigen, die südlich, südwestlich und östlich sitzen, sind magerer als die, welche nordlich, nordwestlich und nord-

östlich hängen. Die Ursache ist, daß die letzteren, die unter dem Winde liegen, von den brausenden Wellen der See nicht so sehr beunruhiget werden, als die ersteren, welche einen unaufhörlichen Sturm ausstehen müssen.

Wenn man Aустerbänke anlegen will, so muß man einen Damm in dem salzigsten Wasser anlegen, und dahin einen Klumpen alter und junger Aустern bringen, da man denn in Jahresfrist sehen wird, ob sie sich an dem Berge anlegen und nähren wollen.

Dieses aber muß in der stärksten Hitze im Sommer geschehen, da die Aустern ihren Saamen von sich lassen. Der Saamen gleichet einem Leim,

M m m 3

und

und hängen sich an Bäume, Steine, Holz, an die Austern selbst, und alles, was er berührt. In ein Paar Tagen verhärtet die Sonnenhitze die Oberfläche dieses Leims, und legt dadurch den Grund zu der künftigen Schale, welche sodann mit der Auster fünf oder sechs Jahre fortwächst, als in welcher Zeit sie ihre vollkommene Größe erreicht.

Die Krankheiten und Ansechtungen, denen die Austern am meisten unterworfen sind, scheinen vornemlich von ihren Feinden, den Fünffingerfischen, und andern vielfüßigen gefräßigen Meersthiere aus dem Geschlechte der Polypen, herzurühren. Doch haben die alten und die jungen von ihnen mehr zu befürchten, als die von mittleren Jahren, denn die Schalen der jungen Austern sind dünner, und widerstehen nicht lange; der letztern ihre aber sind löchricht.

Von ihren Krankheiten kan man sonst keine bemerken, als wenn sie bläulich werden, und kein festes Fleisch

haben, welches gemeinlich im Sommer geschiehet.

Zwischen den Geschlechtern ist weiter kein Unterschied, als daß das Männchen schmal und länglicht ist, und der Farbe nach etwas in das bläuliche fällt.

Das Weibchen aber ist dick, rund, und mehr gelblich.

Die Austern zu fischen gebraucht man einen sogenannten eisernen Austerfischer, mit einem langen Seile, und einem Sammelkasten daran, in den die Austern fallen; theils auch eine lange Stange mit einem Sammelkasten.

Wo aber die Bänke nicht tief liegen, pflegt man sich auch wohl bei stiller See langer hölzerner Kneipzangen zu bedienen, und nur die größten heraus zu holen, wodurch denn die Bänke sehr geschonet werden.

Eines ist noch zu merken, daß, je tiefer die Bänke in die See liegen, desto größer sind die Austern, aber desto schwerer ist es auch, ihnen beizukommen.

Von der Austerfischerei in England.

Die englische Admiralität hat die Gerichtsbarkeit über alle dasige Austerfischereien. Man läßt den Austerfischern wohl zu, im Mai die Austern heraus zu holen; wie groß sie auch seyn mögen, aber die Fischer müssen mit einem Messer die jungen Austern geschickt von der alten Schale ablösen, und wieder in die See werfen, damit die Zucht erhalten wird, die

man sonst ausrotten würde, weil eine einzige alte Auster bisweilen zwanzig Junge an ihrer Schale hängen hat. Nach dem Maimonate wird es für einen Diebstahl angesehen, den Austersaamen, der in England Eulter heißt, wegzuschaffen; eben so steht schwere Strafe darauf, wenn man zur verbotenen Zeit große oder kleine Austern fischen läßt, es sey denn, daß man einige

nige nehme, sie in Austerreiche zu setzen, da gleichwohl die Auster so groß seyn müssen, daß ein Schilling in ihrer Schale klappen könnte, wenn sie leer wäre. Die Fischer dürfen, bei großer Strafe, nirgend fischen, als wo ihnen Derter angewiesen werden; es ist ihnen auch angedeutet, einen kleinen Fisch, der sich daselbst befindet, auf den Strand zu werfen, und zu tödten. Er heißt der Fünffingerfisch, und ist einem Spornrade ähnlich, und den Austern schädlich, denn wenn sie sich öffnen, geht er hinein und sauget sie aus. Man setzet die Auster in England bei der Stadt Colchester, beim Auslaufe des Flusses Colne, und so weiter. In den Kanälen sind Austerreiche, wo die Auster wachsen und sehr fett werden. Aus dem geringsten Austerfaamen, der in den Teich gesetzt wird, werden in zwei bis drei Jahren eine Menge zum Essen tauglicher Auster. Außerdem macht man Gruben, ohngefähr drei Fuß tief, in salzige Sümpfe, die mit Salzwasser angefüllt werden, wenn die See fluthet. Nachgehends läßt man das überflüssige Wasser durch Defnungen heraus, daß nicht mehr als anderthalb Fuß hoch Wasser in der Grube bleibt. In diese Grube kommen gleichfalls Auster, die nach vier oder fünf Tagen ganz grün werden, und sich da sechs bis acht Wochen verwahren lassen. Die Auster, welche man aus der Grube nimt, sind ein wenig salzig,

die man aus den Austerreichen bekömt, noch salziger, die aber aus der See gefischt werden, am meisten gesalzen; woraus zu folgen scheint, daß die Auster in mehr oder weniger gesalznenem Wasser fortkommen, welches auch aus folgendem Auszug aus den Philosophical-Transactions erhellet.

Am Flusse Mene, der Anglesen von Carnarvonshire absondert, befindet sich auf dem Boden dieses Kanals ein Austerbette von etlichen Meilen, woraus täglich von vielen Booten, wenn die Zeit dazu ist, eine große Menge gefischt wird. Man verrichtet solches mit großem Ruhem seit acht bis neun Jahren; aber das ist merkwürdig, daß vor nicht gar vielen Jahren noch keine Auster auf diesem Boden sind zu finden gewesen, ehe ein Herr drei bis vier hundert große Auster an den Strand dieses Kanals werfen ließ. Von dem Saamen dieser Auster, den, allem Anssehen nach, die Ebbe und Fluth umher verbreitet hat, ist nun der Boden des ganzen Strandes mit Auster erfüllt worden. Und daß es mit der Besaamung der Auster zu der Zeit so zugegangen ist, wird dadurch bestätigt, weil ihrer erstlich nur wenige und alle jung waren, nachgehends aber haben sie jährlich, sowohl an Größe als Menge, zugenommen, obwohl eine sehr große Menge Auster ist herausgefischt worden.

Mittel, die Schiffe vor den Seewürmern zu bewahren.

Folgendes Schreiben, die Seewürmer betreffend, die den Schiffen Schaden thun, verdienet, angeführt zu werden. Es ist dasselbe also abgefaßt:

Mein Herr!

Man hat zwar bisher verschiedene Versuche gemacht, den Boden der Schiffe vor den Seewürmern zu bewahren; jedoch alles ist bisher vergeblich gewesen. Denn ob man gleich ein Brett über das andere legt; so kan dieses Thier dennoch einen unersetzlichen Schaden thun. Ein Engländer auf den bermudischen Inseln wurde neulich auf eine glückliche Spur gebracht. Er sahe, daß die Einwohner einige Blätter von der Aloe nahmen, welche sie mit Del und Talg, womit sie sonst ihre Schiffe auszubessern pflegen, kochten. Die merckliche Bitterkeit dieser Pflanze, welche Eigenschaft den Würmern überhaupt schädlich ist, trieb ihn an, einige vom Volk zu bewegen, die That zu vermehren. Er gab auf den Erfolg genau Acht. Dieser war seinem Wunsche vollkommen gemäß, und er merkte, daß die Würmer abnahmen, wo die Aloe war vermehrt worden. Dieses ermunterte ihn, einen Versuch mit der Aloe allein zu machen. Er sagte ein Stück Eichenholz von einander, welches etwa vier Fuß lang und zwei breit war, und bestrich ein jedes Stück mit Talg, Terpentin und Bleiweiß in gleichen Theilen, doch so, daß er bei dem einen zwei Unzen Aloe gebraachte. Er versenkte beide mit

einem Strick in gleicher Tiefe ins Salzwasser, wo die Würmer zahlreiche Familien hatten, und ließ sie fünf Monate liegen. Darauf zog er sie wieder heraus, und sahe, daß das Stück, welches zugleich mit Aloe war bestrichen worden, vollkommen gesund, daß andere aber ganz und gar durchstessen war. Er nahm darauf verschiedene Stücke von Cedern, Mahagony, u. d. gl., unterschied sie durch besondere Kennzeichen, und bestrich sie mit verschiedenen Salben, doch so, daß er auf einige, die zwei Fuß ins Gevierte hatten, eine Unze Aloe verwandte. Dieses Holz blieb 8 Monate im Wasser. Als man es herauszog, sahe man, daß die Stücke, welche zugleich mit Aloe waren bestrichen worden, wenig gelitten hatten. Das Holz, welches mit Terpentin, Talg, spanischem Braun und Aloe war überzogen worden, hatte gar keinen Wurmschich, da die andern eben so voll Löcher waren, als vorher. Daraus läßt sich wahrscheinlich schließen, daß diese Mischung allen bisher bekannten vorzuziehen sey, und daß eine Unze Aloe zu zwei Fuß ins Gevierte hinreichend ist, Holz wenigstens achte Monate lang im Wasser zu erhalten. Sollen die Schiffe länger in der See bleiben; so muß die Aloe vermehrt, und etwas davon im Schiffe aufbehalten werden, damit solches während der Reise, wenn es nöthig ist, gebraucht werden kan.



Hannoverisches Magazin.

82^{tes} Stück.

Freitag, den 13^{ten} October 1780.

Brief eines Oheims an den Mündel, die Oekonomie eines Studenten betreffend.

Die Zeit ist nun da, mein lieber Tobias, wo Sie Ihre Schule verlassen und die Universität besuchen wollen. Sie denken gewiß da Ihr Glück zu bauen. Vielleicht haben Sie es noch nicht im Zusammenhange überlegt, daß Sie eben so leicht den Grund zum Unglück Ihres ganzen Lebens durch eine unbedachtsame Oekonomie, die auf Ihr Herz, wie auf die Ruße des Geistes großen Einfluß haben wird, legen können. Dies fällt gewöhnlich den jungen Männern nicht ein, die mit eben dem guten Vorsatz, mit eben dem feinen Gefühl von Ehre, mit so vieler Geschicklichkeit, wie Sie, ihre Schule verlassen und nun den Anfang zu der Haushaltung, die sie in einigen Jahren antreten, und die, wie sie sich jetzt gewöhnen, gut oder schlecht gehen wird, machen müssen. Das erste Vierteljahr, vielleicht die ersten vier Wochen, entscheiden für die Aufführung in der neuen Lebensart des Jünglings, der eben auf Universitäten gekommen ist, entscheiden wohl gar sein

künftiges Glück oder Unglück. Sollten Sie es wohl denken, mein Vetter! daß die Freuden unsers ganzen Lebens, wenigstens eines großen Theils desselben, – und der muntern Jugendjahre, – an der ersten ökonomischen Einrichtung hängen können? Ich habe einen Freund gehabt, der als Schüler durch sein Genie, Kenntniß von Sprachen, ausgebreitete Lektüre sehr viel versprach, die Hoffnung und den Reiz seiner Landsleute erweckte, mit vielem Ruhme nach eben der Universität ging, wohin Sie eilen; aber in den ersten Tagen seines Daseyns härt' ich ihm sein ganzes Unglück prophezeihen wollen. Er kam zu früh, nach dem Grundsatz, – in den Ferien sich an den Vortrag seiner neuen Lehrer zu gewöhnen, woran aber (ob diese gleich nichts fehlen lassen) wenig gedacht wird; nach einem Vorurtheil also, welchen Eltern schlechterdings nicht folgen sollten, wenn sie ihre Söhne nicht vorsichtig genug, oder unter guten Händen, wissen, und wenn sie wollen, daß ihre Kinder mehr

Nnn

als

als Geographie der Gegenden des Orts lernen sollten. Mein Freund traf müßige Landsleute an, die wenig Kenntnisse und viel Geld herauf genommen, und von beiden verführt, einige Jahre verbracht hatten. Er wußte nicht, — denn er studierte für Stipendien und sein gelehrter Vater hatte ihn, wegen häuslicher Umstände den Gebrauch des Geldes nicht praktisch lehren können, — er wußte nicht, daß sich 60 Thaler in drei Tagen bequem zerstreuen ließen. Es kommen Juden, — die ersten Verführer, obnerachtet eines strengen Verbots, die von den ihnen schuldigen Landsleuten aufs beste empfohlen werden, — mit blendenden Waaren, ohne ehrlichen Werth, bieten Credit an, so viel erwill, (am Ende, wissen sie, findet sich ihre Rechnung). Er setzte sich in neue Kleider, von den Fußsohlen bis zur Scheitel; ward dabei, allen andern, nur ihm nicht sichtbar, betrogen; bezahlte prompt; ritt aus und leihet nach vierzehn Tagen von seinen Freunden, die ihm freilich große Augen, schneidende Vorwürfe machen und die erste Schaamröthe stehlen. Die Collegia gehen an; er glaubte sie bezahlen zu müssen, macht einige für geliebtes Geld richtig und borgt andere. Aus Güte, die bei solchen ihm ähnlichen Leuten wenig Nutzen schafft, ließen sich einige Lehrer nicht pränumeriren. Das Nachbezahlen thut noch eins so weh, oder geschieht ganz nicht. — Wo von sollte der Betrogene leben? Ueber die Hälfte seines mitgebrachten Capis

talts hatte er sich schon in Schulden verwickelt. Der Jude mußte also Zeug hergeben, was er mit Schaden bei eben dem Verführer nachher anthat, um baar Geld zu kriegen. Eine List, die für den Händler doppelt ergiebig ist, — einmal zehn pro Cent an Waaren; und dann, weil die Geldanleihe gewöhnlich durch ein akademisches Gesetz versäkt, auf die verkauften Waaren klagen zu können; denn davor hütet er sich, mehr als das Gesetz bestimmt, zu borgen. Das Geld wollte nicht lange reichen; er mußte etwas an seine Freunde abtragen. Die Uhr mußte also versetzt werden. Die alte Kleidung wurde nun wieder hervorgerufen, um das wichtigere Kleid der Uhr nachzuschicken, bis ein anderer Jude, der ihn für reich hielt, durch den vorigen Schein geblendet, ihn in einen reichen Mann formte. Das setzte nun freilich kein gut Blut bei dem vorigen Patron, den noch endlich der verheißne Wechsel beruhigte.

Durch kleine Reisen aufs Dorf mußte er sich nun zerstreuen. Seine Leidenschaften erfanden tausend Reckfertigungen für sein Herz, und sein Kopf tausend Auswege, sich jedem, der mit ihm verwandt war, zu entziehen. Zum Glück oder Unglück war das Vierteljahr kurz und der Wechsel von 6 oder 8 Louis d'or kam an. So viel wie möglich wurden die drückendsten Gläubiger befriediget, weil noch Zweidrittheile des Wechsels nachkommen sollten. Trug und List half ihm durch, so lange bis er alle Ehrlichkeit und
Schaam

Schaam verloren hatte. Er lieb hier ein Buch, da ein Buch; kleine Bibliotheken zusammen, verkaufte sie und weinte den Betrogenen etwas vor, — machte Bekanntschaft mit allen, um alle zu betrügen. Seine Armut, sein natürlich gutes Herz, die einwindende Schmeichelei, das Vorurtheil für seine Geschicklichkeit, die Miene; alles sprach zu stark für ihn, als daß ihn jemand gleich zu Schanden gemacht hätte. Endlich konnten diesen Mann der Jammer seines redlichen Vaters, der alles that, um ihn zu retten; seiner Mutter Thränen; das ihm beschriebene Elend seiner Geschwister, nicht länger von seinem Leichtsinn zurückhalten als einige Augenblicke, in denen er sich die Thränen abtrocknete. — Die Gläubiger hatten nicht so viel Mitleiden, wie die überlisteten Landsleute und Freunde. Sie ließen ihn hinsetzen. Der Vater verbürgte sich und seine bittere Klagen rührten, nicht ihn; — denn er verthat in einem benachbarten Kaffehause leichtsinnig, ohnerachtet aller Vorstellungen des Wirths, das Reisegeld, — sondern jeden der sie hörte. Er gerieth darauf in eine rasende Krankheit; war ohne Hemd und Kleid, als er sich wieder erholte, und mußte in dunkler Nacht fortwandeln.

Sehen Sie, mein Lieber! so kan selbst unsere moralische Glückseligkeit, unser gutes Herz und Redlichkeit, alles in Gefahr kommen, wenn wir nicht vorher genaue Rechnung machen, ehe wir anfangen auszugeben. —

Sie lachen über Einen, der beim Anschlage zu kurzichtig, sein Gebände in der Mitte stehen lassen muß. Lachen kan man unmöglich über den kurzichtigen Jüngling, dessen Ausgabe weit über die Einnahme hinausläuft, da das Glück seines Lebens mit in Rechnung kömt. Vielleicht könnten Sie, vermöge Ihres Temperaments, in eben den Fehler verfallen, wodurch mein Freund, der recht viel Verstand hatte, und eben so gut war als Sie, seine und des Vaters Freuden störte. Sie könnten, trotz Ihrer Arithmetik, 400 von 300 abziehen wollen, und nach drei Jahren erst mit heßten Augen ihren Irrthum einsehen, wenn Sie Kaufmann, Jude und Pöbel daran erinnerte. Rechnen Sie also mit mir, damit Sie nicht dereinst aus Erfahrung seufzen: Schulden drücken aufs Blut.

Ich habe mehrere Jünglinge gekant, die im ersten halben Jahre ihrer akademischen Laufbahn sich mit dem Troste aufrichteten, einst nach dem Creditgesetze zu bezahlen, und nachher, als ehrliche Leute, das noch Rücksichtdige nachzuschicken. Sie hatten dieses Gesetz nie gelesen, das ihre Creditoren besser interpretiren und wenden konnten, als sie. Wenige sind so thöricht, mehr zu borgen, als befohlen ist. Will also der eine Kaufmann, Jude oder Handwerker nicht weiter, so dringt Leichtsinn oder Nothwendigkeit zum zweiten, nachher zum dritten; das geht gerade herab vom Kaufmann und Juden bis zur zweiten und dritten Aepfels-

bude. Alle die Rechnungen sind bis auf den Stempelbogen, mit allen den Exceptionen, die für jedes Gesetz erfinden sind, richtig bestätigt, ehe der Musesohn auf den Postwagen steigt, der ihn wieder in die Arme der zärtlichen Mutter, die an den Kummer ihres Lieblings nicht denkt, bringen soll, und geht nicht eher von dannen, bis er den letzten Heller bezahlt. — Nun denken Sie, wie mancher Jüngling, durch seine Unbedachtsamkeit verführt, dann, wenn die Rechnungen nach Hause geschickt werden, seiner Eltern Klagen erzwingt, seinen Geschwistern den gerechten Erbtheil raubt. — Oder setzen Sie, daß er auch ohne Bezahlung weggehen kan; wenn will er bezahlen? Sind seine Eltern bemittelt, so wagt er es nicht, sich selbst anzuklagen, hat er anders noch einige Empfindungen von Liebe und Zärtlichkeit mit nach Hause gebracht. So müssen nun allerhand Erfindungen gemacht werden, die gewöhnlich mit kleinen Niederträchtigkeiten vergesellschaftet sind. Steht er unter Vormundschaft, so entgeht er selten beschimpfenden Vorwürfen, und wird er mündig: so müssen Capitale dem alten Gödgen, seinem Leichtsinne, aufgeopfert werden. Und solche Opfer schmerzen nachher. — Ist er unvermögend, so muß er sich nun als Hofmeister, Actuarius, oder wozu ihn sonst das Schicksal bestimt, das Nöthige entziehen und bleibe, vielleicht im ganzen Leben, wenn das Glück nicht will, bei einer dürftigen Pfarre oder in einem

ähnlichen Amte, ein Bettler, — zittert, (wie ich Exempel weiß,) wenn der Mahner kömt, an der Seite seiner Frau, sieht seine Ruhe mit dem Hausfrieden schwinden; wird wegen der neuen Schulden, wozu ihn die alten drangen, ein Fils, oder ein Betrüger! — Ich kannte z. E. welche, die es sich als so leicht vorstellten, von 100 Thalern (denn das ist hoher Lohn unserer Instruktooren, — wie man sie jetzt nennt! manche kriegen nach baaren Auslagen nur, wie Gellerts Großknecht, 30.) alle Jahr 50 abzugeben; noch nicht im Subtrahiren gewöhiget, ob sie gleich auf Universitäten mit 300 nicht reichen Konten; aber sie machten noch Schulden zu. Das ist bei unserm Aufwande in Kleidern und Haarpuz; Getränk und Spiel; bei dem neuen Aufwande an mangelnden Büchern, die seine Blöße decken müssen, bei dem Mangel an Unterstützung von Hause und beim gewohnten Luxe leicht aufzurechnen.

Von Ihren 6000 Thalern, welche Ihnen meine Schwester hinterließ, kan ich Ihnen jetzt jährlich 300 Thaler Zinsen geben. Verzehren Sie mehr als diese Zinsen, so müssen Sie den Hauptstuhl angreifen, welches Sie spät oder früh gereuen würde. Nach diesem Ertrage wollen wir unsere akademischen Ausgaben berechnen, und Sie werden sehen, daß wir nun keine neuen Capitale sammeln können; daß Sie aber immer Ihren künftigen Glücksstand, nach diesen drei Jahren, die für den klugen Oekonomen nicht

nicht bedenklich sind, mit Nutzen einrichten können. Für Ihre Reise und Equipirung will ich ohnedem sorgen. Nur müssen Sie immer davor sorgen, daß Sie nach 13 Wochen, wo Sie Ihre 75 Thaler immer richtig erhalten sollen (denn ich weiß, wie viel auf diese pünktliche Genauigkeit ankommt, und wie manchmal Eltern durch dies Versehen ihre Söhne in unerseßliche Schulden stürzen,) von der vorigen Summe einige Pistolen übrig behalten. Dies ist, wegen unvorhergesehener Zufälle, nothwendig, und leitet nicht zum Geiz, sondern zur klugen Haushaltung. Jeder Hausvater, der bestimmte Einnahme hebt, muß diese Regel beobachten, wenn er nicht Lust hat, ein Schelm zu werden, insbesondere, wenn er öffentliche Cassen unter Händen hat, und ihn seine Frau oder die Noth in Gefahr bringen könnte, etwas heraus zu nehmen, was so mancher ehrliche Mann wieder hineinlegen wollte, aber die Zeit und das Unglück nicht hineinlegte.

Neunhundert Thaler Cassengeld sind von 900 Thaler Louis d'or durch eine Differenz von 60 unterschieden, und bringt also dem Sohn auf Universitäten, der das meiste im Golde bezahlt, ziemlichen Vortheil, den viele Väter nicht berechnen. Sie können auf diesen Gewinn rechnen.

Merken Sie sich, mein Lieber! das, was Ihnen nicht mehr lächerlich vorkommen wird, wenn Sie es selbst sehen, was mancher unbemerkt läßt, daß Neunhundert nicht noch einmal so viel ist und deswegen davon laufen muß, welches man, nach alten Brauch auf hohen Schulen alle Ausdrücke zu verfeinern, in der Studentensprache, die sich von ehrlichen Sprachen, wie ein Narr von Klugen auszeichnet, — Ausziehen — nennt. Man kan dort jährlich tausend Thaler Revenüen haben, ohne viel Aufsehen davon machen zu können, wenn man nicht am Ende das Aufsehen aller erweckt, dadurch, daß man Einmal so viel baare Schulden hinterläßt. Reiten Sie alle Tage aus, (und deren giebt's, die das mit ehrlicher Miene und ehrlichem Herzen von 3 oder 600 Thalern thun wollen,) so haben Sie gewiß an Pferde in drei Jahren weit über 1000 Thaler gewandt; halten Sie theure Klubs mit: so versichere ich Sie, daß, mäßig gerechnet, in eben dem Zeitraum, über die Hälfte der vorigen Summe aufgezehrt ist. Solche Leute scheinen blos Addiren und Multipliciren zu können. Lernen können sie dabei wenig.

Rechnen Sie mit mir von 900 Thalern a) Cassengeld für Collegien
N n n n 3 ab

- a) Es läßt sich auf jeder Universität von wenigerem oder mehrerm Gelde leben. Ich wolte aber selten Jemand rathen mit wenigerem anzufangen. Einige leben von 300 Thalern überhaupt; wie? Durch die Kunst. Andere leben von nichts, das heißt, sie schreiben eine schöne Hand, (nicht grammatisch richtig) schreiben dem, der nichts lernen will, oder der künftig Collegia lesen will, dicke, dicke Hefte

ab 150 Thaler b). Sie behalten, nebst dem Abschlag von Golde, weil das meiste in Louis d'ors bezahlt wird, 750 Thaler; können bequem und schön für 50 Thaler wohnen. Ziehen Sie diese dreijährige Miete ab 660 Thaler. Rechnen Sie auf den Tisch, wovon zwei leben können 180 Thaler Gold; rechnen Sie auf Kaffe und das so gewöhnliche Rauchen 50 Thaler; so bleiben noch

Hefte ab; jener schließt diesen Schatz in seinen Koffer, und setzt ihn, des Anblicks wegen, in seinen Bücherschrank, in seines Vaters Hause; dieser schließt auf andern Akademien diesen fremden Schatz auf und hoft Beifall, Ruhm und Ehre; beide haben nichts ähnliches, als den leeren Kopf, wie ihr Copiist, der zuletzt Rüster wird. Durchs Informiren lernt man dort viel, und bildet sich zum brauchbaren Hofmeister, Rektor, manchmal zum geschickten Professor; aber durchs Copiiren verdirbt man andere.

- b) Bei Juristen und Theologen ist es hinreichend. Mediciner scheinen mehr haben zu müssen. Wer bei diesem Studio ohne Geld anfängt, scheint es nie weit bringen zu können. Gute Köpfe werden zu wohlfeilern Handwerkern und Künstlern auch erfordert. Sonst sagt man doch von einem gewissen Stande, wenn ihn nicht Geld belebt: *Splendida miseria*. Aber wer wendet diese, den gelehrten Stand so ganz treffende Sentenz, auf seinen eignen Stand an? Es giebt noch immer der Männer so viel, die studiren, und sich auf ihr ganzes Leben, bei den nachherigen knappen Bedienungen, bei den vorherigen leckern Tafeln ihrer Brodtherrn, und bei der sorgenvollen ersten Einrichtung, durch Schuldenmachen, unglückliche Heirathen u. s. w. in Jammer und Elend stürzen. Mögten Eltern es hören, die ihre Kinder mit Stipendien versorgen müssen: Studiren macht nicht glücklich, und dem Gelehrten wird der Himmel nicht weiter geöffnet, als dem redlichen Professionisten, Künstler, Kaufmann. . . Ja, wenn der Arme noch immer Genie, und was der Staat eigentlich von ihm fordern könnte: großes Genie hätte! Aber das ruhet eigentlich in dem Hirn und der Einbildung ihrer Eltern, denen gewisse Kleidungen so sehr die Augen rühren, daß sie auch gerne ihre Klebdinge in dieser Uniform setzen mögten. Wie viel unübersehbliche Schwierigkeiten, (mögten sie doch nur einen Klugen abschrecken!) hat er zu überwinden: sehr oft eine gewisse beugende Verachtung; (die den Charakter verdirbt und Mache in ihm ansacht,) Mangel an den allernothwendigsten Büchern; angeborene, anzogene Blödigkeit; Mangel an Kenntniß der Welt, (denn er hat, wie der Mönch, immer unter seines Gleichen gelebt, und nicht selbst, wie der, unter schlechten Leuten!) — Rechnet nur das, ihr Armen! daß euch, ohne Bücherhülfe, das Studiren unendlich sauer wird; daß ihr, ohne viel Geld, nicht bei mittelmäßigem Genie, die modernen Sprachen lernen könnt, und daß endlich, wenn ihr alle die Schwierigkeiten glücklich überwunden habt, alle eure Mühe, — ein geringes Amt, — schwarzes Brodt und Hypochondrie lohnt, und zuletzt, daß — eure Kinder und frühen Witwen im Elend schmachten! Es kan freilich ein Armer ein sehr großer, wichtiger Mann werden; aber das sind denn auch solche, die das Schicksal besonders hervorgezogen hatte. Es können nicht zu allen Aemtern große Gelehrte gebraucht werden; aber es wird auch immer Leute vom Mittelstande geben, die sich nicht so sehr durchwinden, manchmal kriechen müssen. Der Arme, welcher nicht auf eine sichtbare Weise durch die Vorsehung hervorgezogen wird, der sollte nicht studiren.

noch 430 Thaler: Feuerung und Licht schlage ich hoch an zu 45 Thaler; Morgenbrod und Obst, nebst dem Schneiderjungen zu 64 Thaler; Schuster und Schneider rechne ich überhaupt 50 Thaler; so behalten Sie noch 271 Thaler; Wäsche zu 18 Thaler; Friseur zu 32 Thaler; Aufwartung zu 16 Thaler; Bier, wenn Sie es trinken; (der Gelehrte sollte Wasser trinken,) 45 Thaler; Compendien rechne ich sehr hoch an, zu 20 Thaler; den Briefträger zu 5 Thaler; und das Porto zu 20 Thaler, davon behalten Sie noch immer 115 Thaler. Ritten Sie die Woche einmal aus, und ich schlage dies Vergnügen sehr geringe an, zu 20 ggr., so wären es 130 Thaler; Sie hätten sich also verrechnet! Wenden Sie dies Geld, was Sie in den drei Jahren übrig behalten, zu Ihrem Vergnügen und kleinen Ausgaben, die man unmöglich alle berechnen kan, weise und vorsichtig an. Mein Anschlag ist ohnehin sehr reichlich gemacht. Reiten Sie, z. E. nach * — lernen Sie da Kunst und Natur, und den Abscheu vor gewisse Laster kennen; gehen Sie, wie alle Jahr von hundert Reichern, als Sie sind, ge-

schiehet, nach dem H* zu Fuße, in einer gelehrten Gesellschaft; vergnügen Sie sich so viel Sie können, und bedenken Sie, daß Ihnen wahrhaftig auch in Ihrem künftigen Leben, blos zu Ihrem Vergnügen, kein ansehnliches Kapital, bestimmt seyn wird. Bringen Sie Ordnung in Ihr ganzes Thun und Handeln; haben wir diese Tugend erst lieb gewonnen, so ist es uns unmöglich in unsern Ausgaben zu irren — lassen Sie diese nur ein vier Wochen fehlen: so sind Sie verloren. Zu Ihrem Studiren will ich Ihnen nichts mehr, als diese, empfehlen. — Pünktliche Abwartung Ihrer Geschäfte, regelmäßiger Schlaf, Schonung der Zeit in den drei wichtigsten Jahren Ihres Lebens, werden Sie gesund erhalten und geschickt uns zurück bringen. Tödten Sie Ihre Kräfte nicht durch nachtheiliges Studiren; ich sehe, daß jezt so viel Jünglinge sich blos dadurch Schwindsucht und Blutsturz, oder die weit schrecklichere Hypochondrie zuziehen. Doch hievon vielleicht ein andermal. Leben Sie wohl und weise; ich bin u. s. w.

Unterthänige Bitte an die hohen Beförderer und Erhalter der Frauenzimmersmoden.

Der Nachahmungsgeist ist eine so nothwendige Eigenschaft der Menschen, sonderlich unsers Geschlechts, daß er durch alle Jahrhunderte gedauert, und nie aus der Welt

wird können vertrieben werden. Die unwidersprechliche Begierde sehr vieler unter uns, dem erhabenen Stande in seinen äußeren Vollkommenheiten zu gleichen, treibt uns an, daß wir

wir die Moden der Höheren als unrechte Richtschnur ansehen und uns ihnen willig unterwerfen, obgleich diese Lebensart uns große Unkosten, vielen Zeitverlust und allerlei Pein verursacht. Die übrigen unter uns, welche dieses allgemein angenommene Joch gerne abwürfen, unterstehen es sich dennoch nicht, um nicht Sonderlinge zu heißen und nicht verlacht zu werden. Und wie sollten sie sich erdreisten, von dem gemeinschaftlichen Verhalten abzuweichen, da so gar vom höhern Stande sich noch Niemand, auch der allerlästigsten Modeherrschaft entgegen gesetzt hat. Wir sollten (denn die Mode gebietet es) das Hauptthaaer etliche Stunden lang geduldig durcharbeiten lassen, den Kopf mit ungeheuren Aufträgen beschweren, aller Bequemlichkeit des

Siches und Mannes entbehren; und auf mehr dergleichen Sachen Zeit und Geld verwenden. Wer kann uns von diesen kostbaren Plagen befreien? Gewiß nicht wir selber, sondern diejenigen, welche durch ihr Ansehen den Moden das Leben geben und sie unterhalten. Diese sind es, die wir demüthigst bitten, mit unsrer Schwachheit Mitleiden zu haben, und uns die große, die unentbehrliche Wohlthat wiederfahren zu lassen, daß Sie uns solche Muster vorstellen, denen wir ohne unser Verderben nachahmen können, da doch nun der Nachahmungstrieb von unserm Wesen unzertrennlich ist. Wahre Liebe zum Besten des Vaterlandes, die wir bei Ihnen erwarten dürfen, giebt uns das Zurauen, diese Bitte sey nicht vergeblich vorgetragen.

Von dem weiblichen Geschlechte des bürgerlichen Standes.

Frage.

Im Jahr 1709 ist ein kalter Winter gewesen, worauf eine große Theurung erfolgte. 31 Jahr nachher, nemlich 1740 war eben ein solcher kalter Winter und große Theurung. Abermals 31 Jahr nachher, nemlich 1771 war zwar der Jenner und Februar nicht so strenge als 1740: allein im Merz erfolgte tiefer Schnee und ein weit strengerer Frost als im Merz 1740; und auf diesen Frost große Theurung und an vielen Orten Deutschlands Hungersnoth. Ein Mann, welcher 1687 geboren, hat mir in seinem Leben erzählt, daß nicht gar lange vor seiner Geburt

auch ein kalter Winter und große Theurung gewesen sey: er wußte aber das Jahr nicht zu nennen. Sollte nicht jemand aus alten zuverlässigen Nachrichten durch diese Blätter gefälligst bekannt machen können, ob solches das Jahr 1678 gewesen, und ob im Jahre 1647 gleichfalls ein kalter Winter und Theurung gewesen sey? Solches würde darum merkwürdig werden, weil daraus fast folgere, daß alle 31 Jahr, und also auch 1802 ein ungewöhnlich strenger Winter nebst großer Theurung zu erwarten stünde.



Hannoverisches Magazin.

83^{tes} Stück.

Montag, den 16^{ten} October 1780.

Anmerkungen zum 68ten und 72ten Stück des Hannoverischen Magazins von diesem Jahr.

Der Verfasser einer Abhandlung vom Zerspringen der elektrischen Flaschen im 68^{ten} St. dieses Magazins würde wohl thun, wenn er mit seinem lobenswürdigen Bemühen selbst Versuche anzustellen, etwas mehr Lektüre verbinden wolte. Er könnte alsdenn mit eben dem Grad von Fleiß nützlich werden, mit dem er jetzt Gefahr läuft schon hundertmal gesagte Sachen mit aller Weitläufigkeit des ersten Erfinders vergeblich vorzutragen. Eine Billardkugel, auf die man mit dem Ballen der Hand in einer verticalen Richtung so anschlägt, daß die Richtung des Stosses nicht in der Verticalfläche liegt, die durch denselben Mittelpunkt geht, läuft von der Hand mit abnehmender Geschwindigkeit in der Richtung ab, nach welcher ihr Mittelpunkt liegt, und nachdem ihre Geschwindigkeit bis auf Nichts abgenommen, kehrt sie wieder nach der Hand zurück. Der Herr Verfasser fragt ob dieses etwas elektrisches sey; das ist es nun freilich nicht. Im 76^{ten} Stück des Magazins hat

man ihm dieses deutlich genug gesagt, aber doch die Erscheinung, die allemal artig ist, wie mich dünkt, ganz unrichtig erklärt. Die Sache verhält sich so, und damit niemand um den Versuch zu machen, nöthig hat nach einem Billard zu gehen oder sich Billardkugeln anzuschaffen, so kan er ihn sehr leicht auf folgende Weise anstellen. Man kneipe eine etwas große Erbse, die eine gute Ründe hat, mit der äußersten Spitze des Zeigefingers gegen einen Tisch an, bis sie so fort geschneelt wird, wie man mit Kirschensteinen schießt, nur daß hier der Tisch die Stelle des Daumen vertritt; so wird die Erbse, zumal wenn es auf einem Tischtuch geschieht, einige Zoll fort laufen und alsdenn zurückkehren. Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. Der abgeschossene Kirschenstein dreht sich nicht um seine Ase, weil beide, Zeigefinger und Daumen, gleiche Kräfte anwenden, ihn der eine von oben nach unten, der andere von unten nach oben um seine Ase zu drehen, er fährt also nach der Diagonale der

D o o o

Rich:

Richtung der beiden Kräfte fort. Hingegen bei der Erbse auf dem Tische verhält es sich anders, der Druck des Zeigefingers giebt ihr eine starke Bewegung um ihre Ase und zwar nach dem Finger zu, weil der Widerstand des Tisches und die Richtung seiner Reaction diese Bewegung gar nicht aufhebt, wie beim Kirschenstein der Daumen that. Also wird die Erbse zwar fortgeschwift, so gut wie der Kirschenkern, allein mit dem Unterschied, daß sie sich zugleich in einer entgegen gesetzten Richtung um ihre Ase dreht; wird also ihre erste Bewegung durch die Friktion vernichtet ehe die Drehung um die Ase aufhört, so rollt sie natürlich mit der noch übrigen wieder nach dem Finger zurück. Wenn jemand mit einer Rolle an einem Stock von Osten nach Westen lief, während als die Rolle sich schnell von Westen nach Osten um den Stock drehte und er würde nun die Rolle ab, so würde die Rolle von Westen nach Osten zurückkehren. Ich habe bei dem geschickten Billardspieler Herrn Dorequist zu Hamburg eine sehr schöne Variation des obigen Versuchs gesehen. Er spielte nemlich den Ball unter einem ziemlich spitzen Winkel gegen die Bande an, und er wurde nicht nach den bekannten Gesetzen reflektirt, sondern kam fast in derselben Richtung wieder zurück. Die Erklärung

ist aus obigen Gründen leicht. Er stieß nemlich denselben nicht nach einem horizontalen Durchmesser, sondern nach einer kleineren Chorde mit großer Stärke an, so daß er sich etwas langsam nach der Richtung des Stosses, aber äußerst schnell, um seinen verticalen Durchmesser bewegte, er wurde also von der Bande in einen Winkel reflektirt, der nicht blos von seiner Bewegung in der Richtung des Stosses, sondern auch von demjenigen abhing, unter welchem sein sich drehens der größter horizontaler Zirkel an die Bande anschlug. Was meinem Ausdruck an Deutlichkeit abgehen mögte, wird etwas Nachdenken bei jedem verständigen Leser leicht ersetzen. Ich setze also nur noch hinzu, daß man auch diesen Versuch leicht ohne Billard nachmachen kan. Man darf nur einen kleinen Kräusel, dergleichen sich die Kinder aus den hölzernen Scheibchen verfertigen, die man aus den gewirkten Knöpfen schneidet, unter verschiedenen Winkeln gegen eine Wand anlaufen lassen, so wird man finden, daß die Reflexion desselben gar nicht nach dem Winkel geschieht, nach dem sie geschehen seyn würde, wenn sich der Kräusel nicht gedreht hätte, sondern nach einem bald größern, bald kleinern nach Maaßgabe der Richtung der kreisförmigen Bewegung, in welcher sein Umfang an die Wand anschlug.

G.

L.

Zusätze zu den Anmerkungen, das Zerspringen der elektrischen Flaschen betreffend, im 76^{ten} Stück dieses Magazins.

Da der Verfasser der fortgesetzten Anmerkung über das Zerspringen der elektrischen Flaschen schon so oft angehende Elektrisirer zurecht weisen müssen; so ist mir der Gedanke eingefallen, daß es gut wäre, wenn verordnet würde, das Elektrisiren nicht anders denn zusehmäßig zu treiben, und daß jeder, der sich damit abgeben wollte, die Lehrjahre aushalten, zuvor ein Meisterstück aufweisen, und sich mit der Innung abfinden müßte. Wer bedenkt, wie gefährlich die elektrischen Versuche in ungeübten Händen ausfallen können, der wird gewiß einräumen, daß die Puscherei hierin weniger als bei irgend einer andern Profession gestattet werden sollte. Es kommt nemlich hiebei gar nicht auf weitläufige Kenntniß der Mathematik und Physik an, sondern vielmehr auf Handgriffe und Uebung. Der Verfasser der fortgesetzten Anmerkung scheint solchemnach, in Betracht seiner vieljährigen Praxis und beständig gehabten starken elektrischen Arbeit, wegen des habenden Vorraths von Geräth und Werkzeuge, am besten im Stande zu seyn, die Gesehe und Einrichtung der elektrischen Gilde anzugeben. Er wird es mir daher zu gute halten, wenn ich ihn wohlmeinend dazu, und auch allensfalls zu Uebernehmung der Lade in hiesiger Gegend, auffordere.

Da ich die Elektricität aus diesem

Gesichtspunkte betrachte, so wird man leicht einsehen, daß ich als ein unzulänglicher zu den lehrreichen Bemerkungen, und noch lehrreichern Anmerkungen die elektrischen Flaschen betreffend, etwas hinzuzuthun, mich nicht getraue. Ich will also nur blos suchen, das in selbigen bewährte Fort- und Zurücklagern der Billardkugeln, welches unstreitig zu der Innung der Mechanik gehört, ohne dabei auf einen *motum retardatum*, oder *vim occultam*, welches letztere mit dem ersteren im gegenwärtigen Falle gleiche Deutlichkeit gewähret, zu sehen.

Wenn eine auf dem Billard liegende Billardkugel zuerst fort, und nachher zurücklaufen soll, so muß auf die eine Seite derselben mit der vertical gerichteten Hand ein Schlag in perpendicularer Richtung geschehen. Hierdurch erhält die Kugel zwei verschiedene Bewegungen, denn erstlich stößt die Hand, gleich einem Keil, die Kugel auf der Tafel zur Seite, und zweitens theilt sie ihr durch die Friction, welche das Niederfahren auf der Peripherie der Kugel ausübt, eine Circulation, oder schnelle Bewegung um ihre Ase mit.

Setzte die Kugel auf der Tafel und von der Luft gar keinen Widerstand und Friction, so würde sie nie aufhören, in gerader Linie fortzugehen, und sich um ihre Ase zu bewegen. Allein beide Frictionen, und besonders die, so

von dem Tuche auf der Tafel herrührt, heben die Kraft des Stoßes zur Seite bald auf, und dieses geschieht um desto mehr, weil die Kugel sich in verkehrter Richtung um ihre Ase bewegt. Ist nun die Kraft der Circulation stärker, wie sie es denn allemal seyn muß, wenn der Versuch gelingen soll, als der Stoß so die Kugel zur Seite treibt, so währt die Circulation auch länger als die Wirkung dieses Stoßes, und was ist alsdenn natürlicher, als daß die in

verkehrter Richtung sich um ihre Ase bewegende Kugel am Ende, wenn je- ner nicht mehr wirkt, zurückläuft.

Sollte die Kugel es wohl unter diesen Umständen nicht thun, alsdenn, und nicht eher kan der Verfasser der fortgesetzten Anmerkung sich versichert halten, daß ein *motus retardatus*, oder *vis occulta*, durch welches beides der Satan noch zuweisen in der Mechanik Blendwerk machen soll, darunter verborgen liegt.

Verschiedene Arten von Affen. *)

Thiere, die zu dem Affengeschlecht gehören, giebt es in Guiana in größerer Menge und Mannigfaltigkeit, als irgend sonst wo.

Der Urang, Urang ist in diesem Theil von Amerika weit größer, als der afrikanische oder auch als der morgenländische; wenn man sich anders auf das Zeugniß der Einwohner verlassen kan: denn ich wüßte nicht, daß die Weißen oder Europäer, die an dieser Küste wohnen, selbst ein solches Thier gesehen hätten: indem sie nie tief in die Wälder landeinwärts gehen. Die Indianer oder Eingebornen des Landes aber nennen alle, jeder in seiner Sprache, dieses Geschöpf mit einem Namen, der so viel heißt als ein Wildermann, wilder Mensch. Der Urang, Urang soll, nach ihrer Aussage, beinahe fünf Fuß hoch seyn, aufrecht gehen, wie ein Mensch, auch sonst

menschliche Bildung haben, und mit dünnen, kurzen und schwarzen Haaren bedeckt seyn. Aber ich glaube, daß die Furcht der Indianer diese Thiere so groß gemacht hat; denn sie fürchten sich erschäunlich davor, und fliehen, so bald sich ein Urang, Urang sehen läßt, so daß man nie einen lebendig gefangen, vielweniger jemals den Versuch gemacht, ein solches Thier zahm zu machen. Sie wissen eine Menge Märchen von diesen Thieren zu erzählen; und versichern, wie die Einwohner von Afrika und Asien, daß sie im Stande wären, Menschen zu verfolgen; Mannspersonen anzufallen, Frauenpersonen zu rauben.

Diejenige Art von Affen, die man hier Quato nennt, ist ein ziemlich großes, und überall mit langen schwarzen Haaren bewachsenes Thier, ausgenommen

*) Bancrofts Essay on the Natural History of Guiana. London 1769, in 8.

genommen das Gesicht, welches kahl und runzelicht ist. Die Ohren sind groß, und wie bei dem Menschen gestaltet; die Augen liegen ihm tief im Kopfe; und die Nase ist sehr einer Neger Nase ähnlich, (platt eingedrückt) nur kleiner. Die Länge des Körpers beträgt beinahe zwei Fuß; und die Dicke in der Gegend der Brust, umfaßt achtzehn Zoll im Umkreis. Bart und Schwanz haben sie nicht. Diese Affenart hat man häufig zahm, und sie sind in allen ihren Handlungen und Bewegungen bis zum Erstaunen behend und geschickt, auch mit unter voll von jener boshaften Schalkheit, wegen sie bekannt sind. Wenn man ihnen die Hände oder Vorderfüße auf den Rücken binder, so sind sie im Stande, den ganzen Tag ordentlich aufrecht zu stehen, zu gehen und zu laufen, nicht anders, als wenn das ihre natürliche Stellung wäre, und völlig mit derselben ungezwungenen Leichtigkeit. Schlägt man einen solchen Affen, so läuft er gleich und klettert einen Zitronen oder Orangenbaum hinauf; und wenn man ihn verfolgt; so pflückt er Zitronen und Orangen zu pflücken, und sie seinem Verfolger nach dem Kopfe zu werfen: ja manchmal wol ihn mit seinem Kopfe zu berühren, um ihn zurück zu treiben; wobei das Thier beständig eine Menge so lächerlicher Grimassen macht, und tausend so komische Stellungen annimmt, daß man laut lachen muß.

Der Heul-Affe, wie er hier in Guiana genannt wird, scheint dasselbe

Thier zu seyn, welches die Brasilianer *Guereba* nennen. Er ist von Größe und Gestalt wie ein Fuchs, und hat ein schönes weiches Fell von glänzend schwarzer Farbe, ausgenommen die Schenkel, welche kastanienbraun sind. Mit dem Gesichte geht dieses Thier aufrecht, und kommt auch sonst dem eben gedachten Quato ziemlich gleich; nur daß die Ohren kleiner, die Augen mehr hervorstehend, und das Kinn mit einem langen geraden schwarzen Barte bedeckt ist. Dabei haben diese Thiere einen langen Schwanz, der gegen das Ende gemeinlich ganz nackt ist, indem sie sich das Haar desselben wahrscheinlich dadurch abreiben, daß sie sich beständig damit um die Baumzweige schlingen und festhalten, wenn sie so oft von einem zum andern springen. Unter den sämtlichen Affenarten sind diese Heul-Affen hier die zahlreichsten und schreiendsten; nicht selten versamen sie sich zu Hunderten, bei Tag und bei Nacht, und fangen ein so lautes und widerliches Geheul an, daß man es weit hören kan, und den Einwohnern höchst verdrießlich ist. Bisweilen seht nur einer von ihnen solches Geheul etliche Minuten lang fort, bis darnach die übrigen alle wieder den Chor machen; doch solche Pausen oder Intermezzo's kommen nur selten; denn sie scheinen in diesen ihren Assembléen gar nicht viel vom Schweigen zu halten, und wollen sich nicht gern das Vergnügen versagen, zu ihrer lärmenden Gesellschaft jeder seinen Theil beizutragen. Außer diesen giebt

es noch eine andere Art, die ein wenig größer sind, als die Heul-Affen, auch lange röthliche Haare, große Ohren, einen langen rothen Bart, und einen langen haarigten Schwanz haben, und welche ein, wo möglich, noch abscheulicherer Geschrei wie jene machen; aber zum Glück kommen diese nicht so oft zusammen.

Wie der Urang: Utang der größte unter den Affenarten in Guiana ist; so ist der Saccawintee der kleinste. Dieser ist ursprünglich indianisch; aber die Weissen daselbst haben ihn auch in ihre Sprache aufgenommen. Der ganze Leib eines Saccawintee's, vom Kopfe bis zum Anfang des Schwanzes, ist nur ungefähr sechs Zoll lang: der Schwanz aber etwa neun Zoll, mit sehr langen schwarzen Haaren bewachsen: der Kopf ist nicht groß, so auch die Ohren, welche beinahe ganz rund sind: die Nase ist sehr klein und platt, die Augen stehen ihm fast ein wenig hervor, und sind glänzend schwarz; das Gesicht ist mit feinen weißen wollichten oder Milchhaaren bedeckt; der übrige ganze Leib aber mit langen glänzend schwarzen Haaren, ausgenommen an den Spitzen, wo sie weiß sind. Diese Affen hat man hier vielfältig zahm, und machen einem mit ihren Männchen und schalkischen Streichen tausend Lust; aber boshaft und tückisch sind und bleiben sie: dieser ihr Charakter, wofür sie bekannt sind, scheint ihnen wesentlich zu seyn.

Zwischen dem Quato und dem

Saccawintee giebt es noch eine große Menge Species oder Untergattungen dieser Thiere, von welchen sich wohl kaum recht deutliche Ideen durch wörtliche Beschreibungen geben ließen, wenn ich auch im Stande wäre, sie wirklich zu geben. Denn, ob ich gleich beinahe drei Jahr in Guiana gewohnt habe, so kan ich doch keinesweges mich rühmen, alle die verschiedenen Arten dieser Geschöpfe wirklich gesehen zu haben, indem ich fast jeden Tag eine neue Gattung derselben zu Gesicht bekam, bald bei den Indianern zahm; bald, und vielmehr noch in den Wäldern, wo sie so häufig sind, daß man ihrer zuweilen zwanzig auf einmal sieht. Es thun auch diese Thiere manchmal Schaden genug, denn sie rauben und stehlen Obst, Wurzeln, (indianisch Korn, türkischen Weizen,) Reis, u. d. gl. aus den Feldern, Gärten, und Pflanzungen. Zu solchen Expeditionen sind sie sehr schlau und listig, und haben jedesmal die Vorseht, einen von ihnen als eine Schildwache auf einen schicklichen Posten z. B. einen hohen Baum auszustellen, der ihnen sofort, wenn er einen Feind herannahen siehet, ein Zeichen geben muß. Man versichert, daß sie sich auf solchen Posten ordentlich einander abblöfen, und, daß, wenn sie aus Schuld oder Unachtsamkeit einer solchen Schildwache überfallen worden, sie darnach diesen schuldigen Bruder scharf zu bestrafen pflegen.

a) Es giebt auf dem Cap oder Vorgebürge der guten Hoffnung, eine Gattung von Affen, die einen Kopf, wie ein Hund; und ein sehr häßliches, fürchterliches Gesicht haben. Der Vordertheil ihres Körpers hat zwar viel Menschen ähnliches; aber die Zähne sind viel größer und spitziger. Die Vorderfüße sind wie Hände, und die Hinterfüße den menschlichen ähnlich. Der ganze Leib ist mit Haaren bedeckt, ausgenommen die Lenden, welche ganz nackt, und über und über zerkratzt oder voll Narben sind.

Wenn sie in großer Noth sind, z. E. wenn sie mit Hunden geküßt, oder mit Schlägen gestraft werden; so können sie seufzen, jammern, heulen und weinen, wie ein Mensch, der in großer Angst oder Schrecken ist. Sie sind große Liebhaber von Weintrauben, Kefeln, Obst, u. s. f. und allen dergleichen Baum- oder Gartenfrüchten. Kommen sie in einen Weinberg, wo die Trauben reif sind; so pflegen sie so unmäßig sich damit anzufüllen, daß man eben in solchem Fall sie am leichtesten fangen kan. Ihre Finger, oder die Zehen an den Vorderfüßen, sind mit scharfen Nägeln und Klauen versehen, daher sich die Hunde nicht gern mit ihnen abgeben, welche deswegen nicht sonderlich gegen sie zu gebrauchen sind. Wenn in diesen Gegenden ein Fußgänger etwa unter freiem Himmel essen will, dem ist zu raten, daß er sich sehr in acht nehme;

denn gleich merken es diese schlauen Thiere, und ehe man sich versiehet, stehlen sie einem ein Stück vor dem Munde weg. Sie sind darin nicht nur erstaunlich behend, schlau und diebisch; sondern, wenn ihnen ein solcher Streich gelungen, und sie was erhaschet haben, so pflegen sie auch solche Grimassen und Männchen zu machen, und so erzkomische Posituren zu schneiden, daß einer in der That sehr sauertröpfisch seyn müßte, der das Lachen dabei lassen könnte.

Diese Thiere haben eine gewisse Zucht und Ordnung unter sich; und greifen ihre Sachen mit einer solchen Kunst, List, Verschlagenheit und Vorsichtigkeit an, daß es zum Erstaunen ist. Zum Exempel, wenn sie einen Obst- oder Küchengarten, oder Weinberg bestehlen. Hier gehen sie erstlich zu einer solchen Expedition nie anders, als in großer Gesellschaft: dann begiebt sich ein Theil von ihnen hinein in den Garten, und einer muß Schildwach stehen; die übrigen aber bleiben draussen, jenseit der Mauer, des Zauns, u. s. f. und stellen sich in eine Linie, die von dem Ort, den sie plündern wollen, bis zu ihrem Sammelplatz geht. Wenn dieses alles in Ordnung ist; so fangen die Affen drinnen im Garten an, die Kefel, Früchte, u. s. f. so wie sie sie abpflücken, geschwind den draussen stehenden zuzuworfen; ist die Hecke oder die Mauer ein wenig hoch; so sitzen ihrer einige darauf, die

die

die Aepfel von jenen auffangen, und den auswärtigen wieder zuwerfen: und das so immer fort bis zu Ende der Linie, die gemeiniglich auf einen Berg ausläuft. Der geschickteste Ballspieler kan seinen Ball nicht behender und hurtiger fangen, als sie ihre Aepfel. Während der Zeit, daß dieses geschieht, wird das strengste Stillschweigen beobachtet, und die ganze Plünderung geschieht ohne das geringste Ge-

räusch. Sobald aber die Schildwache wahrnimmt, daß Jemand komt; so fängt sie laut an zu schreien, und dann ist, wie der Witz, die ganze Affengesellschaft verschwunden. Die Holländer auf dem Cap fangen bisweilen die Jungen von solchen Affen, und füttern sie mit Ziegen- oder Schafsmilch. Wenn sie denn zahm geworden und groß sind, so bewachen sie das Haus so gut, als der beste Hund in Europa.

Erläuterung auf die geschehene Anfrage im 87ten St. des Hannoverischen Magazins vom vor. Jahre Seite 1391 und 1392: Man wünschet eine Anweisung in dem Hannoverischen Magazin zu lesen, durch welche Mittel die sogenannten Harnacken oder Kornwürmer gewiß und ohne Schaden des Kornes zu vertilgen ic.

Die gründlichste Beantwortung dieser Anfrage, wird sich wohl am besten in der Dinglingerischen Preisschrift: *Wie die Fruchtböden anzulegen sind, auf welchen das Getreide niemals weder vom weißen noch schwarzen Wurm angesteckt werden kann, finden lassen.* Diese Bogen mit den nöthigen Kupferstichen, kamen 1768 im Richterschen Verlag zu Hannover heraus, und werden annoch in der Schmidtschen Buchhandlung daselbst zu haben seyn.

Die hohe Königl. und Churfürstl. Hannoverische Kammer ließ auch damals, wie diese Preisschrift erschien, an die Beamten rescribiren, daß bei Erbauung neuer, oder Ausbesserung alter Kornböden, Rücksicht auf gedachte Methode zu nehmen seyn würde.

In dem Englischen Journal: *De Re Rustica* Nro. II. vom J. 1768. (all-

wo die nachgestochene Facade und das Profil mit einverleibet ist.) sagt die weitläufigste Recension unter andern p. 122.

„For all the Methods ever laid before the World, for preventing the ravages of this pernicious insect, Mr. Dinglinger's granaries have certainly the preference.“

Es ist mir auch wissend worden, daß der Herr von Hohenthal, Vice-Präsident bei dem Churfürstlichen Ober-Con-sistorio erst noch im vorigen Jahre, sich bei dem Verfasser schriftlich erkundiget hat, ob etwa seitdem anderweitige Entdeckungen hierüber gemacht seyn mögten? Allein, es wurde zug Antwort ertheilet, daß, da die im Tractat bestimmte Art und Weise gegen den Kornwurm zu verfahren, die vollständigste sey, so hätte es bisher sein Verbleiben dabei gehabte.

K..

N..



Hannoverisches Magazin.

84^{tes} Stüd.

Freitag, den 20^{ten} October 1780.

Botanische Zurechtweisungen.

Ne ullum laederem, constitui sapientiores tantum & quibus e meliori luto finxit præcordia Titan, allegare, eo certior, me ab his doctioribus veniam impetraturum, dum noveram istos ad tam solidam nunquam pervenisse doctrinam, nisi omni rei alii augmentum Botanices prætulissent, hosque sapientiores, non ex cæco autoritatis amore sua defendere, sed illum unicum modo curare ut flo- reret Botanica. Alios vero inferioris subfellii Botanicos, si tetigerim, veniam expeto, qui hoc non a malitia, sed amore Botanices ductus scripsi.

Linné.



1. **R**apunculus sylvestris umbellatus 1 & 2. Thal. hercyn. t. 8. f. 1. 2. gehören nicht zu Phyteuma orbicularis Linn. Die erste Figur stellt die Campanula Cervicaria Linn. und die zweite dessen Campanula glomerata vor. Beide Pflanzen sind sehr kenntlich abgebildet.

2. Rapunculus sylvestris cæruleus umbellatus. Thal. hercyn. p. 94. ist nicht Phyteuma hemisphærica Linn. Aber Rapunculus sylvestris umbellatus 3. Thal. hercyn. t. 8. f. 3. ist ganz gewiß die eben genannte Linneische Pflanze.

3. Mespilus canadensis. Münchh. hausvat. v. 5. p. 203. Du Roi harbk. v. 1. p. 416. ist Mespilus arbutifolia Linn.

4. Pyrus baccata Linn. ist eine wahre Pyrus und mit Pyrus Malus so nahe verwandt, daß es schwer ist botanisch gerechte Differentiæ specificæ von diesen beiden zu geben.

5. Carex muricata Linn. und Carex spicis ternis, echinatis, glumis lanceolatis, capsulæ mucrone simplici. Hall. hist. n. 1366. sind so sehr von einander verschieden als Kirschen und Pflaumen. Jene hat Aehrigen an der Basis weibliche, auf der Spitze aber männliche Blüten sitzen. Bei dieser ist es just umgekehrt, die Männ- ner bekleiden den untern Theil der Aehrigen, die Weiber aber den obern. Ein Unterschied den schon Micheli bei Eintheilung der Arten dieser für unbotanische Botanisten so schweren und fürchterlichen Gattung genucht, die

P p p

Neueren

Neueren aber meist alle zusammen aus der Acht gelassen haben.

6. *Carex muricata* Linn. und *Léersii* müssen also auch von einander unterschieden und getrennt werden. Des letztern und die eben genannte *Hallerische* Pflanze gehören gänzlich zusammen.

7. *Carex capillaris* Linn. hat keine *Spica disticha* sondern *teres*. Hat jemand das erstere gesehen, so war es vermutlich an einer in Papier getrockneten Pflanze, die denn, besonders wenn der Tischler dem Botanisten eine recht gute Presse gemacht hat, nicht selten das Runde verloren hat.

8. *Fontinalis minor* Linn. ist keine Abart von dessen *Fontinalis antipyretica*. Die Blätter unterscheiden beide sehr deutlich, wenn auch die Fructification nicht zugegen ist.

9. *Fontinalis capillacea* Linn. *Suæd.* 2. p. 379. n. 962. ist keine *Fontinalis*, denn es fehlt ihr das *Peristomium reticulatum*; welches diese Gattung so deutlich von anderen unterscheidet.

10. *Phascum pedunculatum* Linn. ist eine Art *Splachnum* und hat eine *Apophysis inflata* und ein *Peristomium odontatum* wie alle seine Mitarten.

11. Die vier Linneischen *Splachna* sind nichts weniger als Abarten von *Mnium fontanum* und *annottinum* Linn., sondern wahre und beständige Species, so gut als die zwei eben genannten Pflanzen selbst.

12. *Mnium pellucidum*. Pollich.

hist. v. 3. p. 43. n. 979. ist eine Mischung von *Mnium pellucidum* und *androgynum* Linn.

13. *Mnium Trichomanes* Linn. ist weder ein *Mnium* noch eine *Jungermannia*, ungeachtet dessen Fructification mit der letzteren Gattung große Ähnlichkeit hat.

14. *Bryum annotinum palustre*, *capsulis ventricosis pendulis*. *Dillmusc.* p. 404. und die zwei folgenden Species sind nichts weniger als das *Mnium triquetrum* Linn., sondern himmelweit davon verschieden.

15. *Hypnum loreum* und *squarrosum* Linn. sind zwei ganz verschiedene Arten und können von einem Kunstverständigen sehr leicht distinguished werden.

16. *Jungermannia pulcherrima*. *Web. spicil.* p. 150. ist *Jungermannia ciliaris* Linn.

17. *Jungermannia ciliaris*. *Web. spicil.* p. 150. steht nicht bei Linne.

18. *Lichen upsaliensis* Linn. hat keine *foliola subulata*, man müßte denn die mit diesem Lichen überzogenen Blätter der *Festuca ovina* also nennen wollen.

19. *Lichen parietinus* und *juniperinus* Linn. sind zwei so verschiedene Arten, daß auch Anfänger solche unterscheiden können.

20. *Lichen saxatilis* und *physodes* L. müssen ja nicht als Abarten angesehen werden. Es sind zwei so verschiedene Species als immer eine in dieser Gattung.

Oderbrück, 1780. 8. 9.

J. Ehrharr.

Ueber

Ueber den Schleichhandel und dessen mancherlei Arten.

Ein Schreiben des amerikanischen Weltweisen Benj. Fränkling.

(Lond. Chron. for Novemb. 1767.)

Mein Herr!

Es giebt viele Leute, die man für honett und edel denkend halten sollte, und die sich auch selbst dafür halten, welche aber gleichwohl in besondern Fällen, da sie ihre Ehrlichkeit beweisen könnten und sollten, sich oft genug vergehen. Sie erniedrigen sich unter dieser Würde, bald durch das Uebergewicht der Mode oder der Gewohnheit hingerissen, bald aus bloßer Unachtsamkeit. Ihre Ehrlichkeit ist folglich bloß einseitig und eingeschränkt, nicht aber eine allgemeine beständige Tugend. Eben derselbe also, welcher sich schämen würde, Sie in einem Vergleich oder Handel zu übervorteilen, wird sich vielleicht kein Gewissen machen, Sie dann und wann beim Kartenspiel ein wenig zu betrügen. Ein anderer hinwiederum, der mit der größten Gewissenhaftigkeit spielt, wird Sie vielleicht mit unverschämter Dreistigkeit bei einem Pferdverkauf hintergehen. Aber es giebt doch wohl keine Art von Niederträchtigkeit, deren sich auch sogar sonst übrigens gute Leute leichter und öfters schuldig machen, als die Defraudation des gemeinen Wesens; da man die Landesherrschaft entweder durch eignen Schleichhandel, so oft sich Gelegenheit dazu findet, um ihre Gefälle betrügt, oder andere Schleichhändler durch Abkauf ihrer Waaren zu dieser schändlichen Ungerechtigkeit aufmuntert.

Ich versiel neulich auf diese Gedanken, da ich zweien Männer von Ehre und Ansehen über ein kleines Landgut mit einander sprechen hörte, welches der eine von ihnen zu verkaufen, der andere aber zu kaufen Lust hatte. Der Verkäufer bemerkte, bei Anpreisung des Plazes, daß seine Lage an der Seeküste, in einer Gegend, wo der Schleichhandel getrieben würde, um deswillen sehr vortheilhaft wäre, weil man da häufige Gelegenheiten hätte, vielerlei kostbare in der Haushaltung nothwendige Artikel (z. B. Thee, Kasse, Schocolade, Brantwein, Weizne, Kammiertuch, brüsselsche Spitzen, französische Seidenzeuge, und alle Arten von indianischen Waaren,) wohlfeil zu kaufen; um 20 bis 30 von Hundert, ja einige Sachen um die Hälfte wohlfeiler, als es in den tiefer hinein liegenden Gegenden von Handelsleuten, welche den Licent bezahlten, geschehen könnte. — Der andere ehrverveste Mann gab zu, daß dies allerdings ein Vortheil sey; behauptete aber zugleich, daß der Verkäufer bei dem erhöhten Preis, den er ihm in dieser Rücksicht abgefordert, diesen Vortheil weit über die Gebühr ihm angerechnet hätte. Und keiner von ihnen schien daran zu denken, daß der Verkehr mit Schleichhändlern eine Handlung sey, über welche ein ehrlicher Mann auch nur die geringste

Ursache hätte schamroth zu werden, wenn er nur seine Waaren wohlfeil erlangte.

Zu einer Zeit, da die Last unserer Nationalschulden und der schwere Aufwand zur Erhaltung unserer Flotten und Armeen, um auf alle Fälle zu unserer Vertheidigung gerüstet zu seyn, es nothwendig macht, nicht allein die alten Taxen und Auflagen beizubehalten, sondern auch öfters auf neue zu denken, zu einer solchen Zeit mögte es vielleicht nicht ganz ohne Nutzen seyn, diese Materie in ein Licht zu setzen, in welchem es noch wenige scheinen betrachtet zu haben.

Die Großbritannische Nation hat bei ihrer glücklichen Staatsverfassung einen Vorzug, dessen sich wenige andere Nationen rühmen können; den Vorzug, daß sie den dritten Theil der gesetzgebenden Gewalt selber wählen kan, welche ganz allein die Macht hat, ihre Abgaben festzusetzen. Wenn es nun aber die Regierung zum gemeinen Besten, zum Wohlstand und zur Erhaltung der Nation, zur Sicherheit unserer Freiheiten, unsers Eigenthums, unserer Religion und alle der Dinge, die uns theuer und werth sind, für nöthig findet, daß jährlich gewisse Summen durch Steuern, Zölle und andere Abgaben sollen aufgebracht und in den gemeinen Schatz niedergelegt werden, um von da aus zu jenen wichtigen Absichten durch die Regierung verwendet werden zu können: sollte nicht ein jeder, der ein ehrlicher Mann seyn will, freiwillig und gern seinen billigen Beitrag zu diesen noth-

wendigen Staatsausgaben entrichten? Kan er wohl noch länger auf jenen Ehrentnamen einen Anspruch machen, wenn er durch irgend einen Betrug, oder durch listige Kunstgriffe diese Abgaben ganz oder zum Theil dem Staat entziehet?

Was sollen wir von einem Gesellschaftler denken, der, wenn er im Gasthose mit seinen Freunden des Abends gespeiset, und an allen Freuden des Abends mit uns übrigen gleichen Theil genommen hat, dessen unerachtet durch allerlei Ränke es versuchen welte, seinen Antheil an der Bezahlung andern zuzuschreiben, damit er ganz zechfrei ausginge. Wenn ein Mann, der sich so aufführt, im Fall der Entdeckung, mit Recht für einen niederträchtigen Schmarozer gehalten und erklärt wird: mit welchem Schimpfnamen soll man den belegen, der sich aller unschätzbaren Wohlthaten des gemeinen Wesens erfreuen darf, und doch durch Unterschleif, Schleichhandel, Kauf oder Verkauf unverzollter Waaren sich der Pflicht, seinen billigen, und durch seine eignen Repräsentanten im Parlamente ihm bestimmten Theil zur Bezahlung der öffentlichen Ausgaben mit zu tragen, entziehen will, und höchst ungerechter Weise seinen edler gesinneten und vielleicht dürftigern Mitbürgern seinen Theil zu bezahlen aufbürdet? Er wird mir zwar vielleicht zu seiner Entschuldigung den Einwurf machen; daß er ja keinem seiner Mitbürger damit ein Unrecht zufüge. Er wird sich vielleicht höhnisch allen Vorwurf verbitten und sagen, daß er ja nur den König

König um ein wenig zu betrügen, der wohl im Stande sey, den geringen Schaden zu tragen. Dies ist aber ein wahrer und nicht geringer Irrthum. Der gemeine Schatz ist ein Schatz der ganzen Nation, welcher zu Nationalbedürfnissen soll angewendet werden. Und wenn also eine Steuer oder Abgabe wegen einer besondern Angelegenheit, wegen eines allgemeinen und nothwendigen Bedürfnisses verlangt, dieselbe aber wegen des Schleichhandels verhindert wird, zur erforderlichen Summe anzuwachsen, und folglich noch andere Auflagen gemacht werden müssen, um jenen Abgang zu ersetzen: so ist die ganze hinzukommende, durch neue Auflagen erpresste und von andern Leuten mit bezahlte Summe, wenn sie sich auch nur auf $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Pfennig für jede Person belaufen sollte, offenbar einem andern durch die Schleichhändler und durch ihre Beförderer und Aufmunterer gleichsam aus der Tasche gestohlen. Sind sie aber in solchem Fall etwas anders und bessers, als Beutelschneider? Und was müssen das für schlechte, schelmische, niederträchtige Diebe seyn, die es für $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Pfennig seyn können?

Ich halte es, wie schon gesagt, für einen großen Irrthum, wenn jemand glaubt, den König zu betrügen, sey weniger schändlich, und eine geringere Abweichung von der Pflicht der Ehrlichkeit, als eine Hintergehung des Publikums. Der König und das Publikum sind in diesem Falle blos verschiedene Namen einer und eben derselben Sache. Aber wenn wir auch

den König ganz für sich allein betrachten: so wird das Verbrechen deswegen nicht kleiner. Denn dadurch wird doch wohl der Diebstahl nicht gerechtfertiget, daß die bestohlene Person reich, und wohl im Stande war, den Schaden zu tragen? Der König hat eben so viel Anspruch auf unsere Gerechtigkeit, als der Geringste seiner Unterthanen. Und so wie Er unstreitung der allgemeine Vater seines Volks ist: so trifft auch diejenigen, welche Ihn bestehlen, das Wehe der Schrift, welches gegen den Sohn ausgesprochen ist, der seinen Vater bestiehlt, und sagt: es ist keine Sünde!

So schändlich auch dieses Betrügen ist, sehen wir nicht täglich Leute von ansehnlichem Stande und Vermögen, um sich kleine, unbedeutende Vortheile zu verschaffen, sich desselben theilhaftig machen? — Schämt sich wohl leichtlich eine unserer Damen, Herren aus ihrer Bekanntschaft zu ersuchen, daß sie ihr bei ihrer Rückreise aus fremden Ländern Seidenstoffe oder Spitzen aus Frankreich oder Flandern wohlfeil d. h. unverzollt, ohne Licent, mitbringen sollen? Schämt sich auch wohl je ein galanter Herr, einen solchen Auftrag anzunehmen und wirklich auszuführen? — Nicht im geringsten. Sie werden davon ganz ohne allen Rückhalt reden, so gar vor andern, deren Börsen sie so eben durch diese Art von Betrug zu bestehlen willens sind.

Unter andern Zweigen der öffentlichen Einkünfte sind auch die Postgelder durch ein neues Gesetz dazu bestimmt, unsere Nationalschulden da-

mit abzubezahlen und die Ausgaben des Staats zu bestreiten. Niemand, als die Parlamentsglieder, und einige wenige Staatsbedienten, hat nun ein Recht, seine Briefe frei und unentgeltlich fortzuschicken. Wenn also ein Brief, der nicht von ihnen oder in ihren eigenen Angelegenheiten geschrieben ist, durch irgend einen von ihnen vom Postgelde befreit wird: so ist dies ein Abgang an den Staatseinkünften. Eine Ungerechtigkeit, welche sie dadurch zu verbergen sich bemühen müssen, daß sie die ganze Ueberschrift des Briefes selbst machen. Und doch ist in diesem Fall unsere Unempfindlichkeit gegen Recht und Unrecht so groß, daß nichts gemeiner ist, als zu sehen, so gar in vornehmen Gesellschaften zu hören und zu sehen, wie hier ein Hoch- und Wohl-: Ehren-: vester Herr, dort eine Ehr- und Tugendbelobte Dame ihr Vorhaben, durch Vorenthaltung des Postgeldes die Nation um drei Silber zu betrügen, einander entdecken, und sich wohl gar ohne Schaamröthe an einen von den Gesetzgebern, an ein Parlamentsglied, selbst wenden, mit der gehorsamsten Bitte, daß er durch Einschließung ihres Briefes an diesem Verbrechen mit Theil zu nehmen und es begehen zu helfen geruhen mögte!

Das sind Leute, welche durch solcherlei Handlungen das Jahr hindurch ein Großes dem öffentlichen Schatz entwenden und ihre Privatbörsen damit bereichern. Wenn ein Mann durch einen Ort, wo eine öffentliche Kasse ist, reiset, und wenn er Gelegenheit

hat, eine Guinee heimlich in die Tasche steckt und mit sich nimmt: ist er nicht in wahren und eigentlichem Verstande ein Dieb? Wenn aber ein anderer sich weigert oder unterläßt, eine Guinee in die Landeskasse zu bezahlen, die er zu bezahlen verbunden ist, und sie zu seinem eigenen Gebrauch verwendet, da er doch weiß, daß sie dem gemeinen Wesen eben so wohl, als das vorhin schon daran bezahlte, zugehöre, was liegt hier, in der Natur dieses und jenes Verbrechen, oder in der Niederträchtigkeit, es zu begehen, für ein Unterschied?

Einige Gesetze erklären den Abkauf gestohlener Güter für eben so straffällig, als den Diebstahl, und zwar aus dem Grunde, daß es, wenn keine Käufer gestohlener Waaren, keine Fehler wären, auch wenig Diebe geben würde. Unser altes Sprichwort hat völlig Recht: Der Fehler ist eben so arg, als der Strehler! Aus gleichem Grunde, weil es weniger Schleichhändler geben würde, wenn niemand wäre, der sie durch Abkaufung ihrer Waaren aufmunterte, können wir auch sagen, daß die Beförderer des Schleichhandels, die Käufer unverzollter Waaren, dem Staate eben so gefährlich, als diejenigen sind, die einen Schleichhandel treiben; und daß, so wie die Schleichhändler eine Gattung von Dieben sind, auch beide auf gleiche Weise, die auf das Stehlen gesetzten Strafen verdienen.

Was sollen wir bei Betrachtung so vielfacher Veruntreuung öffentlicher Abgaben und Gefälle von denen dem
ten,

ten, welche den Gesezen und der Gerechtigkeit gleichsam zum Troß, die Abgaben für ihre Haushaltungssachen und Geräte, für Wagen und Geschirre zu entrichten sich weigern und doch wider die Bestechungen und Bestechungen der gemeinen Kasse losziehen können, als wenn ihre eignen Hände und Herzen rein und unschuldig wären? Die Amerikaner beleidigen uns empfindlich, wenn sie, unsern Gesezen zuwider, unverzollte Waaren in ihr Land einführen, und doch haben sie diese Geseze nicht selbst gemacht. Ich verlange sie auch deswegen gar nicht zu entschuldigen. Allein ich halte das Vergehen derer für weit größer, welche selbst entweder unmittelbar oder mittelbar, mit Absaffung der Geseze, welche sie übertre-

ten, beschäftigt waren. Und wenn ich sie über die Amerikaner klagte, und wegen jeder geringen Uebertretung der über den Handel gefaßten Parlementschlüsse, wegen des einem unserer Zollbedienten in diesem Lande vom niedrigsten Pöbel verweigerten Zutritts wider das ganze Volk, als Rebellen und Verräther um Rache rufen höre: so kan ich nicht umhin, zu denken, es gebe noch immer solche Leute in der Welt, welche das Splittersehen in ihres Bruders Auge sehen können; ohne den Balken in ihrem eignen wahrzunehmen, und daß das alte Sprüchwort jetzt noch so wahr, als jemals, sey: mancher stiehlt leichter ein Pferd, als ein anderer über die Zäune springt.

Etwas zur Beantwortung eines im 40ten Stück des Hannov. Magazins d. J. enthaltenen Aufsazes von Futterkräutern.

Der Nutzen der Esparcette wird darin von dem Hrn. Verfasser in Zweifel gezogen, oder wenigstens doch geringer vorgesezt als er wirklich ist.

Zu ihrer Vertheidigung glaube ich vorzüglich berechtigt zu seyn, da ich von ihrer Nuzbarkeit mehrjährige sich schon ins Große erstreckende Proben, und unter der Beachtung und dem wirksamen Beistande Königl. Cammer zu Beförderung ihres Anbaues das Weinige beigetragen habe.

Ich will also hier wenigstens etwas zu ihrem Besse'n sagen: Als Kornfrüchten verliert man durch den Anbau dieses Futterkrauts nichts, indem das Land, worauf sie wächst, wenigstens dasjenige, worauf sie vorzüglich gedeiht, sich so wenig zum Kornbau schicket, daß das Vieh, welches zu dessen Kultur gebraucht wird, mehr Frucht verzehret als darauf hervor gebracht werden kan, wenn

man den Ertrag von mehr Jahren im Durchschnitt rechnet.

Da der Anbau der Esparcette das Futter vermehret, und man also dabei entweder seinen Viehsapfel vergrößern, oder sein Vieh besser füttern kan, so wird man in dem Stand gesetzt, sein übriges Land besser zu dängen, und überhaupt auf eine vorthellhaftere Art anzubauen, man erntet also davon natürlicher Weise mehr und bessere Früchte als vorhin. Der Herr Verfasser irret sich gewiß wenn er glaubt, daß die Esparcette nicht in einem schlechten Boden, der zu andern Früchten nicht tauglich sey, gut fortkomme.

In jedem schlechten Boden kömt sie freilich nicht fort, aber in einer gewissen Art desselben, und zwar in einer solchen die niemand mit Vortheil anbauen kan, und oft niemand anbauen will, geräth sie vorzüglich.

Und

Und man hat Beispiele, daß für einen Morgen Landes, den sonst niemand für eine halbe Pistole erblich hat kaufen wollen, bloß auf die Zeit, da die darauf gefäete Esparcette dauern würde, zehn Pistolen vergebens geboten sind.

Der Herr Verfasser glaubt ferner, wenn man das zur Esparcette dienliche Erdreich tiefer untersuchte, so würde man einen besseren Boden finden, und in dieser Meinung hat er einen einsichtsvollen und verbrühten würdigen Schriftsteller, den zu früh verstorbenen Verfasser des Hausvaters, zum Vorgänger.

Nichts desto weniger kan ich es unternehmen, ihm auch in diesem Stücke zu widersprechen, und eigentlich wird dieses auch im Hausvater nur als eine Vermuthung angegeben.

Ich habe unter andern schon vor einigen Jahren auf einem Acker, worauf die Esparcette vorzüglich gerathen war, mit Einwilligung des Eigenthümers, die Wurzel einer Pflanze losmachen lassen. Mit einem gewöhnlichen Spaden konnte es nicht geschehen, und der Erdboden war bis auf eine Tiefe von 3 Schuh so hart, daß er kaum mit einer so genannten Vielhacke zu bezwingen war, in zunehmender Tiefe aber noch härter. Die Wurzel der Esparcette war durch dieses Erdreich, das aus einem mergelhaften steinharten Thone, der sich allererst nach mehreren Monaten an der freien Luft auflöst, und allemal unfruchtbar bleibt, durchgedrungen, ohne weiter unten ein besseres Erdreich zu finden. Gleichwohl geräth sie schon seit verschiedenen Jahren vortreflich, und hatte eben damals Stengel von mehr als zwei Fuß Länge.

Ein großer Vorzug der Esparcette ist es, daß sie, wenn sie höchstens zehn Jahr gewachsen ist, nach alsdenn abzunehmen anfängt, welches jedoch nicht allemal geschieht, das schlechteste Land auf verschiedene Jahre in den Stand gesetzt hat, vorzügliche Weizen und Haberernten zu geben. Und ich bin versichert, daß diese Ernten der ersten zwei Jahre nach der Esparcette, mehr Vortheil bringen, als zwanzig Ernten vor der Esparcette gebracht haben, wenn man bei beiden die Beackerungskosten abzieht.

Die Zubereitung des Landes zur Esparcette

te erfordert nicht mehr Arbeit als die zum Pflücken, u. bei jener wird der Dinger erspart.

Das Fäen der Esparcette ist auch selten erforderlich. Wenn es aber auch geschehen muß, so sind doch die desfallsigen Kosten in Ansehung eines Gewächses nicht beträchtlich, das ohne allen fernern Aufwand zehn, ja manches mal zwanzig Jahr, nützlich dauret.

Der Schluß, den der Hr. Verfasser, gegen die Luzerne, aus dem wenigen Fortgange ihres Anbaues zieht, würde für die Esparcette seyn, weil ihr Anbau in wenigen Jahren einen außerordentlichen Fortgang gehabt hat. In der That wird er jezo hin und wider übertrieben, nicht aber, daß man dieses Gewächse dadurch zu viel erhält, noch auch, daß dem Anbau der Kornfrüchte dadurch Abgang geschieht, sondern weil man alles dazu taugliche Land auf einmal damit anbaue, und also eine Zeit kommen wird, da man wenig oder nichts davon hat. Ein Fall der sich wirklich schon findet. Denn das ist einiger Nachtheil bei diesem sonst so nützlichen Gewächse, daß es den Boden, worauf es wächst, zwar für andre Früchte verbessert, für sich selbst aber auf mehrere Jahre gänzlich erschöpft.

Den fernern Anbau dieser halben durch Gesetze in gewisse Schranken einzuschließen, dürfte indessen schwerlich von Nutzen seyn. Vermuthlich wird die Sache von selbst mit der Zeit in die rechte Geleise kommen.

Die so genannten Burgunder Rüben so wohl als der Spörgel haben sonder Zweifel als Viehfutter auch ihren guten Nutzen, aber der Esparcette sind sie in keinem Betrachte zu vergleichen.

Die Luzerne wächst hier auch, und das hiesige Klima ist ihr nicht zuwider, wie eine im Kleinen angestellte Probe gezeigt hat. Da sie aber schlechterdings einen tiefen Grundboden erfordert, dessen man im Göttingischen selten so viel hat, daß er vom Kornbau entbehrt werden könnte, und da sie das Abweiden nicht verträgt, so wird ihr Anbau hier zu Lande schwerlich blühend werden, ehe die verderblichen Gemeinhuden aufgehoben sind. Wären diese Behinderungen nicht, so würde sie auch hier mehr angebaut werden, und auch bei uns den Nutzen haben, den sie in Italien noch hat, und schon zu Virgils Zeiten hatte.



Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Montag, den 23^{ten} October 1780.

Ueber die Weissagungen des verstorbenen Herrn Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld *).

Bereits vor acht Wochen wurden die Weissagungen des Herrn Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld von einer bevorstehenden großen Veränderung auf der Erde an einen meiner hiesigen Freunde im Manuscript geschickt, mit dem Auftrag, sie mir mitzutheilen, und meine Meinung darüber zu vernehmen. Ich gab dieselbe in wenigen Worten, wenn ich mich recht erinnere, dahin: Die Weissagungen seyen zwar in einer für einen Schwärmer ziemlich simplen und ordentlichen Schreibart abgefaßt, enthalten aber wahren Unsinn, wie alle andern neueren Weissagungen, nur mit astronomischen Kunstwörtern und vermeintlichen Beweisen aufgestützt, wodurch aber Herr Ziehen eine Unwissenheit in astronomischen Dingen verräthe, die mir bei einem Geistlichen und Gelehrten fast unbegreiflich wäre. Dabei erbot ich mich, meine Behauptungen, wenn es verlangt würde, geometrisch zu beweisen. Indessen breiteten sich diese Weissagungen immer mehr

durch schriftliche davon gemachte Copien aus, und machten eine Menge nicht gemeiner Leute, sondern selbst Männer von Einsicht in andern Dingen, aufmerksam und wohl gar unruhig, weil ein Theil von Hrn. Ziehens Weissagung bereits in Erfüllung gegangen seyn sollte. Ein unvollkommener Auszug davon, der nicht viel mehr, als die bloßen Resultate enthielt, ging bis nach Obersachsen, und ich habe einen Brief von einem Gelehrten von dorthier gesehen, der dieses Werk als eins der wichtigsten der neuern Zeit, und als voll von den tiefsten Einsichten in die Astronomie und das innere der Natur, ansieht. Ich wurde mehrmalen ersucht, meine Meinung darüber öffentlich bekannt zu machen, ich schlug es aber immer aus, weil ich einem bloßen Manuscript, das ich nicht einmal mehr in Händen hatte, nicht gerne eine gedruckte Widerlegung entgegen setzen wollte. Allein da nunmehr ein Auszug davon wirklich gedruckt ist, und sogar zum Verkauf den Leuten in

2999

die

*) Aus den Göttingischen Anzeigen von geminnlichen Sachen. St. 40.

die Häuser gebracht wird; da die Herausgeber dieses Aufsatzes in der Vorrede sagen: er erregte noch jetzt in den Braunschweigischen und benachbarten Sächsischen und Rheinischen Ländern allgemeine Aufmerksamkeit, und sie selbst wären überzeugt, er sey einer ernsthaften Beurtheilung und Uebersetzung würdig: so ist es wohl der Mühe werth, einmal ganz in der Kürze zu zeigen, daß das ganze Fundament dieser Weissagungen ein so abscheulicher Fehlschluß ist, daß ich mich nicht erinnere, je etwas ähnliches gedruckt gelesen zu haben, es müßten denn die Schlüsse des Astronomen Kindermann seyn, der ein Perspectiv erfunden zu haben glaubte, womit man von Dresden aus die Schiffe auf dem stillen Meere sehen konnte.

Man höre nun den Verfasser: „Die Erdoberfläche von Europa, sagt er „S. 12. senkt sich bald gegen Norden, bald gegen Süden, doch so, daß „sie sich immer mehr gegen Süden „senkt.“ Also etwa so wie ein zinnerner Zeller, den man auf einer Gabel Spitze schlecht balancirt, einigemal schwankt, und dann herabstürzt. Dieser Hauptsatz, von dem er ausgeht, muß nothwendig bewiesen werden. Wird er erwiesen, so sinkt Europa südwärts, und Herr Ziebens Weissagungen stehen fest, wird er hingegen nicht erwiesen, so steht Europa fest, und Herr Ziebens Weissagungen fangen an zu schwanken, und stürzen zusammen. Herr Ziehen hat dieses gefühlt, er holt also seinen Beweis aus

den Tiefen der Astronomie, und dem Buch Chevilla, her. Die Capella, sagt er, (ein Stern der ersten Größe im Fuhrmann,) steigt immer mehr nach Norden heraus, ihre Mittagshöhe wird größer, und die Polhöhe kleiner. Dieses läßt sich (S. 32. 33.) schlechterdings nicht anders erklären, als daß der Horizont sich gegen Süden zu senkt, und vertieft. Da sieht nun Herr Ziebens Beweis, und das südliche Europa sinkt. Diese tiefe Weisheit hat er aus einem gewissen Buch Chevilla oder Chevila genommen, das ich nicht kenne, auch nicht zu kennen verlange, wenn mehr dergleichen Absurditäten darin vorkommen sollten, oder auch schon dieser einzigen wegen nicht. Die ersten Anfänger in der praktischen Astronomie wissen, daß die Astronomen auf dem festen Lande die Sternenhöhen nicht von den Grenzen der Aussicht, (dem bürgerlichen Horizont) an rechnen. Uns Göttingern könnte also der Weiskner und alle die südlichen Gebürge einstürzen, ohne daß dadurch die Höhe der Sterne nur um eine Secunde vermehrt würde. Auf der See bedient man sich zwar der Grenze der Aussicht, aber nicht ohne Verbesserung, deren dieses Hülfsmittel unter gewissen Umständen bedarf. Man sagt, ein Stern befinde sich im Horizont, wenn eine gerade Linie von ihm nach dem Auge gezogen einen rechten Winkel mit der durch das Auge gehenden Verticallinie macht, er befinde sich nun in der Grenze der Aussicht oder nicht. Dieses war eine Absurdität.

Fer

Ferner hat zwar Herr Ziehen recht, wenn er sagt, die Capella nähere sich dem Scheitelpunkt (jetzt ohngefähr 5 Secunden des Jahrs,) allein dieses ist nicht bloß eine Eigenschaft der Capella, sondern unzähliger andern Sterne, und bei einer unzähligen Menge findet gerade das Gegentheil statt, sie nähern sich dem Horizont, alles nach so längst selbst Schülern bekannten Gesetzen, daß man auf 1000 Jahre voraus bestimmen kan, wo sie stehen werden. Härte Herr Ziehen statt seiner Capella, die, der Himmel weiß warum, im Buch Chevila steht (vielleicht der großen Ähnlichkeit zwischen Capella, Chevila, Sibylla und Cabbala wegen), den weit schöneren Sirius betrachtet, so würde er gefunden haben, daß der sich dem südlichen Horizont nähert, so wie sich seine Capella davon entfernt; also eben so, wie Herr Ziehen aus der Capella beweist, daß das südliche Deutschland gesunken sey, eben so läßt sich aus dem prächtigen Sirius und unzähligen andern beweisen, daß es sich gehoben habe. Dieses ist die zweite Absurdität. Ferner sagt er, die Capella erhöhe sich im Meridian des Niederrheins. Hierin ist gar kein Menschenverstand mehr. Die Erhebung der Capella besteht in ihrer vergrößerten nördlichen Abweichung, und alle Dörfer in der ganzen Welt, denen sie südlich von ihrem Zenith culminirt, sehen sie dadurch höher. Dieses ist die dritte. Nähert sich endlich die Capella dem Pol, so wird sie sich bei ihrem untern Durchgang durch den

Meridian auch vom nördlichen Horizont entfernen, das heißt nach Herr Ziehen müßte auch der nördliche Horizont, so wie der südliche, gesunken seyn. Dieses ist die vierte. Er sagt, auf der südlichen Halbkugel sey es deswegen kälter, weil die Sonne auf die eingesunkene Erde schiefer aufscheine. Allein versteht man denn die Sache nicht so: in Gegenden, die im Sommer hier und im Sommer dort die Sonne gleich hoch am Mittag sehen, ist es auf der nördlichen Halbkugel wärmer als auf der südlichen? Sehen sie aber die Sonne gleich hoch, so scheint sie auch gleich schief auf. Das ist die fünfte.

Die magnetische Materie, sagt er, strömt sonst auf unserer Halbkugel von Mittag nach Norden, bekomt aber daselbst (bei Vulkanen), eine veränderte Richtung, sie strömt von oben nach unten. Dieses ist die sechste und siebente. Denn strömt die magnetische Materie auf unserer Halbkugel von Süden nach Norden, so strömt sie auch auf der andern Halbkugel so. Oder giebt Herr Ziehen der Erde zwei Nordpole, und heißt, die Gegenden um die Linie Süden? Auch bei uns strömt diese Materie, wenn sie überhaupt strömt, von oben nach unten, etwa unter einen Winkel von 73 Grad, und mehr als beim Besuv.

Doch ich werde müde, solche Abgeschmacktheiten zu widerlegen, und schäme mich, indem ich dieses schreibe, wenn ich bedenke, daß vernünftige Leute glauben mögten, ich habe sie ausgeeignet.

eigner Ueberzeugung einer ernstlichen Widerlegung werth geachtet. Ich folgte aber blos dem Bitten einiger Bekannten. Ich setze nur noch hinzu, daß es mir nicht schwer fallen sollte, die Zahl der Abgeschmacktheiten dieser in aller Rücksicht elenden Brochüre, bis auf 20 und 30 zu vermehren, wenn ich es der Mühe werth achtete, sie genauer durchzugehen. Also, da stürzen nun die Weissagungen des Herrn Ziehen dahin, und Europa steht fest.

Aber seine Weissagungen sind doch zum Theil eingetroffen, sagt man. Eingetroffen? Was ist denn eingetroffen? Er weissagte einen Erdbruch, durch welchen Mähren von Oesterreich und Tyrol, Böhmen von Bayern, die Alpen von Deutschland, Frankreich und die Niederlande von Deutschland u. c. c. getrennt werden sollten; daß das Wasser im Canal so vertrocknen würde, daß die Flotten auf den Grund würden zu sitzen kommen. Und nun ereignet sich eine kleine Erderschütterung am Rhein. Was? der Mann weissagt einen allgemeinen Krieg, und nun glaubt man, seine Weissagung sey in Erfüllung gegangen, wenn sich ein Paar Bauern klopfen. Er setzt auf eine Quaterne nach bestimmten Auszügen, und denkt er sey ein Prophet, wenn eine einzige Nummer davon aus dem Glücksrad kommt? Am Rhein sind die Erdbeben nichts weniger als selten, und mit einem gewissen Spielraum von Zeit lassen sie sich wohl vorher sagen. Jeder, der eine Umbe im Lotto gewinnt, ist ein größerer Prophet als Herr Ziehen.

Auffallend ist es den Herren Herausgebern, daß Herr Ziehen seine Aussage mit einem Eid habe erhärten wollen. Fürwahr, dieses Urtheil der Herrn Herausgeber ist sehr auffallend. Herr Ziehen war ein redlicher Schwärmer, kein Betrüger, wie Schröpfer, er wolte also nur mit dem Eid erhärten, was ihm jeder, der sein Buch liest, und sich auf Physiognomik des Stiels versteht, gerne ohne Eid glauben wird, nemlich daß er alles selbst glaube, was er da sage, und mehr konnte er nichts damit erhärten; wolte er durch einen Eid erhärten, daß das südliche Deutschland allmählig sinke, weil die Capella sich erhebe, so hätte er wider Vermunft und Geometrie geschworen.

Nun genug hiervon. Meine Leser werden mir vergeben, daß ich eines bereits verstorbenen Mannes Buch so hart angegangen habe, da er sich nicht mehr verteidigen kan. Aber seine Sätze lassen sich nicht verteidigen. Ich würde, wenn er noch lebte, eben so geschrieben haben, nur hätte ich vielleicht alsdenn noch hinzugesetzt: wie konten Sie, als ein rechtschaffener Seelforger, ohne einen einzigen der Sache kundigen Mann zu befragen, eine solche Schrift ins Publikum gehen lassen, die den Untergang von 7000 Drtschaften verkündigt, die also tausende desto unruhiger machen wird, je gelehrter und je rechtschaffener Sie sind, der sie schrieb. Wie konten Sie, der über die Gemüther ihrer Gemeinde wachen, und wider den Aberglauben

den

ben derselben streiten soll, sich auf diese Weise in Gefahr setzen, der Schutzpatron alles Aberglaubens zu werden, denn der Unwissende der glaubt, Sie haben hier demonstriert, wird glauben, ein anderer könnte vielleicht andern abergläubischen Unsinn demonstrieren. Sie haben freilich geglaubt, Sie hätten alles demonstriert, und Ihr Satz sey eine physikalische Entdeckung. Allein eine so wichtige, schwere und gefährliche Entdeckung muß kein ver-

nünftiger Mann bekannt machen, ehe er Leute, die der Sache auch gewachsen sind, darüber befragt hat. So ohngefähr würde ich ihn angeredet haben, jetzt mögen diese Worte seiner Nachahmer wegen hier stehen. Herr Ziehen hat auch geweissaget, daß mancher bei seinem Tode lächeln würde. Diese Weissagung ist richtig eingetroffen, und gewiß befindet er sich jetzt vor Gott mit unter der Zahl.

Göttingen, den 26ten Sept. 1780.

G. C. Lichtenberg.

Das Leben des Artedi.

Stat sua cuique Dies, breve & irreparabile tempus
Omnibus est positum: Famam extollere factis
Hoc virtutis opus - - -

Virgil. Aen. X. 468.



Wenn wir das Leben dieses Naturforschers zu beschreiben unternehmen; so stellen wir dem Leser nicht das Bild eines glänzenden und von Glück und Ruhm gekrönten Mannes vor Augen: wir zeigen ihm vielmehr einen in der Eingezogenheit und für die Nachwelt geschäftigen, bei seinen Lebzeiten wenig bekanten und von mancherlei Widerwärtigkeiten zu Boden gedrückten Gelehrten, dessen Ruhm und Verdienste gleichsam erst aus seinem Grabe hervorzuwachsen schienen. Es ist Artedi, dem unsre Dankbarkeit ihren aufrichtigsten Zoll bringt, dessen Gruft wir uns nähern, um dem berühmten Todten unsre liebe, unsre

Hochachtung, unsre Bewunderung zu beweisen. Und wenn es wahr ist, daß das mit dem Schicksal ringende und siegende Verdienst von je her die geheime Kraft und den innern Reiz besessen hat, für sich einzunehmen und unsre aufrichtige Theilnehmung zu erregen; so wird ihm Niemand mit uns diese Pflichten versagen, noch die Nachwelt seinem Schatten die Unsterblichkeit absprechen können. Dies sey die Vergeltung, dies die Belohnung des Mannes, dem keine, so lange er lebte, zu Theil wurde: ein nicht seltenes Schicksal derjenigen Männer, die, indem sie gegen die Spiele der Eitelkeit und des glänzenden Nichts

entweder unempfindlich oder zu groß sind, sich lieber in sich selbst zurück ziehen, als dem großen Haufen sich einverleiben wollen. Unter diese Zahl gehört der Mann, dessen Leben wir beschreiben: in sich selbst zog er sich zurück, und seine einzige Vertraute war die Natur. Ihr allein weihte er sich, und aus ihrem Schooße samlete er zu einer herrlichen Krone die Perlen: mühsam samlete er sie: aber zum ewigen Ruhme schmückte die Göttin damit das Haupt ihres Liebings, der nunmehr damit bekränzt unter jenen großen Geistern der Vor- und Nachwelt hervorsticht, die ihr ganzes Leben dem Dienste derselben gewidmet haben und unermüdete Knebler dieser Tochter Gottes geworden sind. Aber laßt uns den Mann von seinen ersten Jugendjahren betrachten.

Petrus Arctedi wurde im Jahre 1705 den 22^{ten} Febr. alten Stils in einer von Schwedens nördlichsten Provinzen, in Ungernmannland geboren. Er stammte aus einem alten priesterlichen Geschlechte ab. Sein Vater Olaus Arctedi war damals Prediger bei der Kirche zu Ånundsjö, und seine Mutter Helena Siden, eine Tochter des Königl. schwedischen Hofpredigers Petrus Siden. Sein Großvater väterlicher Seite war Prediger bei der Gemeinde zu Nörmelingen gewesen. Schon in dem Kinde keimte, und in dem Jünglinge blühte die künftige Wissenschaft. Aber die Natur mußte eilen und eine Ausnahme machen, wenn die Welt die köstliche

Frucht eines Baumes sehen sollte, den in seinem schönsten Wachsthum ein plötzlicher Sturm umriß. Seine Eltern bestimmten ihn zur Gottesgelehrsamkeit: aber nicht sein Genius. Frühzeitig führte ihn dieser auf die Scenen der Natur, zu den Schätzen der Flora und an die Gestade der See, um, wie sich der Herr von Linnee, von dem wir die Data zu dieser Beschreibung entlehnet haben, ausdrückt, die neptunischen Schaaren schwimmen zu sehen und kennen zu lernen. Schon als Knabe und in der Blüthe seiner Gesundheit beeiferte er sich um die Kenntniß derjenigen Pflanzen, die den Schwachen stärken und den Siedhen heilen. Auf diesem Wege und durch einen geheimen natürlichen Trieb hingelassen, warf er sich noch in dem zartesten Alter der edelsten und wohlthätigsten Wissenschaft in die Arme. In seinem eilften Jahre sandte ihn sein Vater, der unterdessen als Prediger nach Nörmelingen berufen war, auf die Schule zu Herörsand. Hier opferte er die Spiele der Jugend seiner unwiderstehlichen Neigung zu den Pflanzen und Fischen auf. Ja, wer sollte es von einem Knaben, der kaum die lateinische Sprache versteht, vermuthen, daß er schon an den Werken der Scheidekünstler Geschmack und Vergnügen findet? Gleichwohl geschah dies, und schon damals übte er sich in einer Kunst, welche, da sie die Bestandtheile der natürlichen Körper vor Augen legt, dem Naturforscher unentbehrlich ist. Von der Schule

Schule und dem Gymnasium zu Her-
nösand gieng er 1724 auf die Univer-
sität zu Upsal, woselbst er sich noch-
mals zu überwinden bemühte, dem
Willen seines Vaters zu folgen, und
die Gottesgelehrsamkeit in Verbin-
dung der Weltweisheit zu studieren.
Denn diese, glaubte er, müßte billig
eine jede andere Wissenschaft begleiten,
wo nicht ihr vorangehen, wenn unsre
Begriffe den Sachen entsprechen soll-
ten. Sie ist gleichsam der Leitstern,
welcher die Tiefen der Wissenschaften
erhellert, und der Faden, vermittelt
dessen wir die Labyrinth der selben
glücklich durchwandeln können. Je-
doch es währte nicht lange, als seine
nur auf kurze Zeit eingeschlaferte Nei-
gung zur Chemie zuerst wiederum auf-
wachte und rege wurde. Es fand sich
jetzt Niemand häufiger in den Hörsä-
len und bei den Desen der Scheide-
künstler ein, als er, der die Gottes-
gelehrsamkeit nie weniger als jetzt mit
seinen Wünschen übereinstimmend
sah. Auf der Leiter der Natur woll-
te er so hoch hinaufsteigen, als es ihm
möglich war, um auf diesem Wege
die Lücken auszufüllen und die außer-
sten Grenzen jener unabsehblichen Kluft
zu entdecken, wo eine nähere Offenbar-
ung uns ihre wohlthätige Hand an-
bietet. Es war vergeblich, daß er
sich jetzt noch die Liebe zur Erforschung
der Natur zu besiegen Mühe gab: ihre
Reize hatten ihn einmal zu feste an
sich gezogen, um nicht allem andern zu
entsagen und sich ganz einem Geschäfte
zu überlassen, dem er sich auch durch

die strengsten Ermahnungen seiner El-
tern nicht zu entziehen im Stande be-
sah. Auf solche Weise mußte endlich
sein edler Geist dem innern geheimen
Verlangen nachgeben und der umsonst
bestrittenen Begierde unterliegen. Die
Natur selbst trieb ihn zu derjenigen
Wissenschaft an, deren speculativischer
Theil sich in das weitläufigste Gebiet
der Weltweisheit und der Naturkun-
de verliert; mit einem Worte, er ließ
sich in die Geheimnisse der Arzneiwei-
ssenschaft führen, worin er mittelst
einer königlichen Unterstützung solche
schnelle Schritte that, daß ihm ein je-
der auf der dasigen hohen Schule den
Vorrang hierin überlassen mußte.

Bis dahin hatte er wenige widrige
Vorfälle empfunden: jetzt betraf ihn
der erste, der Tod seines Vaters. Er
kam eben noch früh genug um den
letzten Segen des Sterbenden zu em-
pfangen und ihm seine kindliche Pflicht
zu beweisen.

Während seiner Abwesenheit war
Linnee von der Akademie zu Lund
nach Upsal gereiset. Fragte er hier
nach Jemanden von vorzüglichen Ta-
lenten und Einsichten, so wurde ihm
einstimmig Artedi genannt. Kaum
war dieser auch von Hause nach Upsal
zurückgekommen, als Linnee denjeni-
gen persönlich zu kennen brannte; für
dessen Charakter und Wissenschaft er
schon vorher mit der größten Hochach-
tung eingenommen war. „Sein Kör-
per, sagt er, war lang und bager, sein
Haar lang und schwarz, und sein gan-
zes Wesen glich aus dem Gemälde zu
ur-

urtheilen dem Joh. Ray. Er war willsfähig und dienstfertig, scharfsinnig und in seinen Urtheilen obgleich nicht der schnellste, doch fertig, richtig und stetig; von bewährter Treue und Redlichkeit; in seiner Freundschaft standhaft und unveränderlich., Ein solcher edler Charakter, ausgeschmückt mit allen den Talenten, welche die milde Hand der Natur in ihm gelegt, und die sein unablässiges Bestreben zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatte, Güte des Herzens, Harmonie in den Neigungen, ein gleichjähriges Alter und ein gemeinschaftlicher Zweck, wie mußten nicht alle diese Eigenschaften den bewundernden Linnee bezaubern, mit welcher Wonne ihn erfüllen, den größten Schatz einen edlen und gelehrten Freund im Artedi gefunden zu haben! Zu wenig sind diese Eigenschaften in Einem Manne vereinigt und zu selten trifft ein solcher den harmonirenden Freund. Die Natur war in keinem Stücke geiziger als hierin: aber es ist auch das höchste Geschenk das sie geben kan. Noch bricht die Freude aus Linnee's Feder bei Erzählung ihrer engen Freundschaft hervor; noch hauchen seine Worte die Wärme seiner Empfindungen, noch entzückt ihn das süße Angedenken, noch sehnet er sich nach seinem Verluste zurück. Und wen wird dies wundern, den einmal in seinem Leben

das Glück so hold angelächelt hat, ihn einen dergleichen Freund finden zu lassen, und erzürnt ihm denselben wiederum zu entreißen? „Er, ruft Linnee aus, war mein Trautester, ich der feinige! O, wie oft und mit welcher Wollust haben wir beiderseits die ersten Knospen der hervorbrechenden Freundschaft bewundert! o, wie oft hat uns die Uebereinstimmung unserer Gemüther entzückt!.,

Das Leben des Artedi ist zu genau mit dem Leben des Linnee verknüpft, und ihre beiderseitigen Verdienste sind zu sehr in einander gewebt, als daß wir die engen Bande trennen könnten. Der Name des Herrn von Linnee wird daher öfterer in dieser Beschreibung vorkommen.

In ihren Neigungen, worunter wir hier die Richtung der Geisteskraft verstehen, trafen beide Männer vollkommen überein; aber in ihrem Charakter, oder in der durch die Vernunft festgesetzten Eigenschaft ihres Herzens, waren sie wesentlich verschieden. Weit entfernt aber, daß diese Verschiedenheit der Befestigung ihrer Freundschaft und dem Fortgange ihrer Unternehmungen im Wege stand, wurde sie vielmehr durch ihren Verstand gestimmt, in die sanfteste Harmonie aufgelöst. Sie war gleichsam der Sporn der beide zu einem edlen Wettstreit anreizte.

Die Fortsetzung folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Freitag, den 27ten October 1780.

Das Leben des Artedi.

(Fortsetzung.)

Arledi zeichnete sich vorzüglich durch seinen geschärften Verstand aus, der der Einbildungskraft nichts überließ, was er ihr rauben konnte; und daher ist der wesentliche Charakter seiner Schriften, Gründlichkeit und Wahrheit. Aus eben der Ursache sind sie nicht mit den Blumen des Wizes geschmückt noch mit Hypothesen belästigt. Sein Auge drang bis in das Wesen und in das Mark der Dinge. Dies beschrieb er, dies that er kund und bekümmerte sich nicht um den Schmuck, weil die Wahrheit keines Schmucks bedarf. Er war in allen Stücken sehr ernsthaft und vorsichtig, und in seinen Observationen äußerst sorgfältig und bedächtig, wobei er um so langsamer zu Werke ging, je genauer und pünktlicher er alles sehen und niederschreiben wolte; und wiewol er mit Hitze eine Sache angrif, so wurde er doch bald bei ihrem Fortgange wiederum der Kaltblütige und Hartgläubige Untersucher, Linnee hingegen war von Natur munter und aufgeweckter; seine

Einbildungskraft hob seinen Verstand bis zu einer gewissen Höhe, von welcher er die Dinge in einem weitem Umfange und mit mehrerer Leichtigkeit betrachtete und übersah. Er sah von dieser Höhe weiter als Artedi, aber nicht allemal so scharf und so wahr. Er war in seinen Urtheilen und im Ausführen behender und schneller; aber nicht allemal so präcis und pünktlich. Aus ihren Observationen verstanden sie beide gleich gut die Resultate zu abstrahiren und die Gesetze der Natur zu offenbaren.

Der engen Verbindung und den gemeinschaftlichen Arbeiten dieser Männer hat es die Naturgeschichte zu verdanken, daß ihre über den ganzen Erdboden und in dessen tiefem Schooße, in den Gewässern und in den Lüften weit umher zerstreute und so mannigfaltig vertheilte Gegenstände nunmehr wissenschaftlich und in einer solchen Ordnung aufgestellt sind, daß das Aehnliche zu dem Aehnlichen, das Verwandte zu dem Verwandten, und das Nahe zu dem Nächsten gefeller ist.

Ar r r

Denn

Denn vorhero lag noch das meiste in dieser Wissenschaft und insbesondere in der Zoologie in den Schriften der Naturforscher zerstreut und ohne Ordnung durch einander. Die älteren unter ihnen begnügten sich blos mit einzelnen Beschreibungen und bekümmerten sich wenig um systematische Eintheilungen, die bei gehäuften Gegenständen doch so unumgänglich nöthig sind: und wenn sie ja ohne dergleichen nicht ganz hinkommen konnten, so waren sie doch zu sehr von der Oberfläche genommen, zu willkürlich und zu wenig mit einander verbunden, daß es beinahe so gut als gar keine gab.

Ewig und unveränderlich sind die Gesetze der Natur ihnen, auf die Spur zu kommen ist die Absicht des systematischen Naturforschers, und sein System ist nichts anders als die Darstellung ihrer Gesetze. Je mehr derselben hervorgezogen sind, desto vollkommener ist jenes. Manche sprechen zwar viel von einer zu großen Voreiligkeit in Rücksicht auf die Systeme der Natur. Aber wer ist im Stande ihre unendliche Mannigfaltigkeit zu überschauen, bevor er nicht durch eine künstliche Methode dazu vorbereitet ist? Denn unser Verstand ist nun einmal also eingeschränkt, daß wir nicht anders als an der Hand der Kunst durch die uns umgebenden Labyrinth und durch die tiefen Finsternissen hindurch arbeiten können, ehe wir die Natur und die Wahrheit in ihrem reinsten Lichte zu sehen so glücklich sind. In dieser Absicht und zur Beförderung

dieses großen Unternehmens ist die Eintracht beider Männer am meisten zu bewundern, und jede Seite ihrer Werke redet davon. Es wird einigermaßen wahrscheinlich, daß Artedi zuerst auf ein solches System in der Naturgeschichte bedacht war, und seine Ideen und Grundsätze, worauf es beruhen müsse, dem Herrn Linnee mittheilte: wenigstens erregt das früher ausgearbeitete, obgleich nicht so früh bekannt gemachte artedische Werk und insbesondere seine *Philosophia ichthyologica*, so wie die große Uebereinstimmung der Linneischen mit den artedischen Regeln diese Vermuthung. Jedoch wollen wir hierin nichts entscheiden, sondern uns vielmehr mit jedem Naturforscher über den erwünschten Fortgang dieser beiden Männer freuen, welche die natürlichen Körper zuerst gleichsam sacheise und in einer solchen lichtvollen Ordnung dargestellt haben, daß unser kurzichtiges Auge ihren weiten Umfang nunmehr im Ganzen zu übersehen im Stande ist. Vorher bewunderte man, jetzt kennt man zugleich die Gegenstände der Natur; die unser Gedächtniß überhäufenden Namen sind durch die systematischen Eintheilungen erleichtert, die Charaktere unverkennbar und bis zu ewigen Zeiten feste gesetzt; die vorher so ungewissen und aus Mangel ausdrücklicher Kunstwörter so schwankenden und erschwerenden Synonymen aus dem Wüste der alten Schriftsteller ans Licht gezogen, und man sieht jetzt auf einen Blick wie und wo dieses oder jenes

jenes Subjekt von den ältesten bis auf die neuern Naturforscher benannt und beschrieben ist. Mit einem Worte, die Naturgeschichte ist durch sie zuerst wissenschaftlich behandelt, und durch Grundsätze befestigt worden. Die Folgen und die Wirkungen, die eine genauere Kenntniß der natürlichen Körper auf das ganze Gebiet der Wissenschaften, ja ich möchte sagen auf das ganze menschliche Leben, und auf die Verherrlichung ihres Urhebers hat, sind unendlich, und auch nur die allerwichtigsten hier zu nennen viel zu weitläufig. Und wem haben wir diese besseren, diese wichtigeren Kenntnisse zu verdanken? Natürlich der großen Erleichterung, welche eine systematische Eintheilung zuwege bringt. Und wem diese? Den gemeinschaftlichen Arbeiten eines Artedi und Linnee.

Von solcher Wichtigkeit wurde also der Mann den folgenden Zeiten, und die Erfindung seines Systems, das zwar eigentlich nur auf einen einzigen Theil der Naturgeschichte abgesehen ist, ein Beispiel, eine Regel, ein Muster für die Behandlung der übrigen. Glücklicherweise überstieg also dieses seltene Genie einen Berg, den vor ihm ein Jeder für unersteiglich hielt und nur am Fuße die steile Höhe bewunderte.

So wie aber beide Männer den festen Entschluß gefaßt hatten, Ordnung und Licht in die Geschichte des Naturreichs zu bringen, und den Muth besaßen desselben labyrinthische und dornichte Gänge zu durchwandeln, zu ebnen, den Nachfolgern Werkzeu-

aufzustecken und einen sichern Faden zu knüpfen: so trat Jeder von ihnen seinen besondern Weg an, und theilten gleichsam das weite Feld unter sich. Beide stritten eine Zeitlang um die systematische Kenntniß der Fische: „aber ich mußte ihm, sagt Linnee, so wohl hierin, als in der Geschichte der Amphibien, den Vorrang lassen; wogegen er mir wiederum von seiner Seite die Geschichte der Vögel und Insekten abtrat.“ In der Mineralogie und in der Geschichte der Säugethiere thaten sie gleiche Schritte, und in der Botanik und Chemie, als worin beide gleich lange gearbeitet hatten, theilten sie sich, so daß Artedi'n diese und Linnee'n jene, doch mit Ausnahme der Familie der Dolden tragenden Pflanzen (umbelliferae) zusiel, als welche jener für sich behielt. Es ist angenehm vom Herrn von Linnee diesen edlen Wettstreit erzählen zu hören: denn der selbst große Mann verrückt nicht andrer Verdienste um sich in das Licht zu stellen, noch glänzt er mit erborgtem Schimmer.

Das Leben eines Naturforschers ist nichts weniger als ein ruhiges, es ist das geschäftigste Leben von der Welt. In Wüsteneien so wie auf blumichten Auen, auf den Klippen der höchsten Gebirge, so wie in den unterirdischen Tiefen, an den Flüssen, Sümpfen, Seen und Meeren, so wie in den Wäldern, Wiesen und Feldern, allenthalben, — ja mit Argusaugen muß er studiren, wenn er in seiner Wissenschaft groß werden und diesen Namen

mit Recht verdienen will. Artedi und Linnee, von dem Nutzen einer solchen Art zu studiren vollkommen überzeugt, sahen es wohl ein, daß Upsal für ihre Absichten zu klein und zu eingeschränkt sey: und ob jener zwar einen großen Theil von Schweden schon durchrisset war; so war er doch nur dadurch um so begieriger geworden, auch unter andern Klimaten und in einem weitläufigern Umgange die Natur zu betrachten und diejenigen Säte zu sehen, wo aus so manchen Erdstrichen die Schätze derselben gesammelt sind und den Zugängen der Liebhaber offen stehen. Beide konnten sich des Ausbruchs der Schmerzen nicht enthalten, daß das Glück ihren Absichten so wenig günstig sey und sie ihres dringenden Ansuchens ohngeachtet, die in Upsal zum Besuf der Wissenschaften ausgesetzten Legate nicht hatten erhalten können. Insbesondere schmerzte es Artedi'n, daß er sich ganze zehn Jahre an einem Orte habe aufhalten müssen, Artedi'n, dessen Gegenstand die ganze Natur war. Auf solche Art stritten sie lange mit ihren äußern Glücksumständen, und lange dauerte es, bis sie über die mancherlei Schwierigkeiten siegten und jeder von ihnen seinen besondern Weg antrat. Bei ihrer Trennung errichteten sie gleichsam ein Testament, vermöge dessen der Ueberlebende des Verstorbene's Manuscripte und Sammlungen empfangen und durch den Druck bekannt zu machen verbunden seyn sollte. So schieden sie wehmüthig und in Thränen von einander. Linnee rei-

sete durch Norwegen bis in das entfernte Lappland und Artedi nach England, zu welcher Reise ihm seine beiden Schwäger, der Pastor Liungberg und der Kaufmann Biur nach ihrem Vermögen behülflich waren. Während seines Aufenthalts in Upsal war Artedi ein guter Humanist, ein gelehrter Philosoph und ein gründlicher Arzt geworden. „Er besaß, sagt Linnee, eine scharfe Beurtheilungskraft, eine tiefe Gelehrsamkeit und eine vortrefliche Suade, so daß Jedermann, der ihn kannte, ihn auch seiner vollkommensten Hochachtung würdig schätzen mußte.“

Von Stockholm aus trat er daher im Jahre 1734 im September seine Reise nach England an. Er hatte hier das weiteste Feld seine Wisbegierve zu sättigen, und besonders in der Fiskerkunde seine Kenntnisse zu bereichern. Er genoß in der Hauptstadt dieses Reichs die Freundschaft der angesehensten Gelehrten und vorzüglich des berühmten Sloane, dessen Güte und Leutseligkeit gegen ihn er stets mit vieler Dankbarkeit verehrte; so wie er auch überhaupt durch diese Reise einen großen Begriff von der englischen Nation gefaßt hatte. Nach einer reichen Ernte von allerhand Bemerkungen in Absicht auf die Naturgeschichte reiste er von da nach Holland und kam in Leiden an. Hier schien ihm das Glück günstig zu werden, indem es ihm gleich bei seiner Ankunft seinen besten Freund Linnee, und zwar auf eine unvermuthete und längst nicht erwartete Weise, in die

die Arme führte. Denn die Entlegenheit der Länder und beiderseitiger ungewisser und veränderlicher Aufenthalt hatte einen Briefwechsel unter ihnen unmöglich gemacht. In Thränen zerfloßen sie bei ihren ersten Umarmungen und gegenseitigen Erzählungen ihrer gehabten Vorfälle. Artedi wünschte hier zwar die höchste Würde in der Arzneiwissenschaft zu erhalten, aber dem würdigen Manne fehlte auch jetzt das nothwendigste zu seiner Erhaltung. Sorgen und Kummer, die einen Mann von Gefühl und Bewußtseyn eines innern Werthes bei so reinen, so gemeinnützigen und weit ausreichenden Absichten doppelt martern, und bis zum Erlöschen die Flamme des Geistes zu ersticken fähig sind, umringten ihn von allen Seiten. Dieses war die Ursache, warum er sich nach Hause zu reisen entschloß. Und mögte er dies gethan haben! er wäre vielleicht dem bevorstehenden Unglück ausgewichen, er wäre vielleicht länger ein Ruhm der Welt und ein Leuchtstern in der Naturhistorie geblieben. Denn auch aus den entferntesten Winkeln von Angermannland würde er seinen Namen ausgebreitet und ein Licht angezündet haben, das ihn den entlegensten Völkern zu erkennen gegeben hätte. Aber das Schicksal beschloß seinen Untergang in Holland.

Albert Seba, Apotheker in Amsterdam, schon ein Greis und eifrig auf seine Naturaliensammlung, die damals in Ansehung des Thier-

reichs nicht ihres gleichen hatte, arbeitete eben um diese Zeit an der Ausgabe seines Thesaurus rerum naturalium, wovon die beiden ersten Bände von den vierfüßigen Thieren und Amphibien fertig waren. Beim dritten Bande, welcher die Geschichte der Fische enthalten sollte, hatte er sich den Beistand des Herrn Linnee erbeten, welcher aber dieses Ansinnen von sich ablehnen mußte und Artedi'n statt seiner empfahl. Denn Linnee selbst beschäftigte sich damals mit der ersten Ausgabe seines Systems, wobei ihm Artedi in Ansehung der Klasse von den Fischen die von ihm ausgearbeiteten natürlichen Ordnungen samt den Geschlechtsmerkmalen, so wie auch die von ihm zuerst erfundene Abtheilung der Familie der Doldentrugenden Pflanzen nach den Hüllen (involucrum) mittheilte, als welche er nach Vollendung seiner ichthyologischen Werke annoch vollständiger und kritischer auszuarbeiten Willens war. In der Lage und in den Umständen, worin sich Artedi befand, war es Linnee etwas leichtes, ihn zu einer Reise nach Amsterdam zu bereden, wo er sich bei der Beförderung des sebaischen Werkes eine seinen Verdiensten angemessene Belohnung versprechen könne. Er folgte auch wirklich dem Rathe seines Freundes, und Seba selbst gerieth in Verwunderung einen Mann zu finden, dem es kein anderer in der systematischen Behandlung der Naturgeschichte zuvor und in der Fischkunde gleich that. Mit Vergnügen überließ

er ihm daher die noch rückständige Arbeit. Der edle und uneigennützigste Artedi war hiebei auf nichts weniger, als auf seinen Vortheil, sondern einzig und allein auf die Erweiterung der Wissenschaft bedacht: Seba aber besaß einen dem seinigen gerade entgegen gesetzten Charakter. Indessen brachte er die Geschichte der Fische nach ihren Geschlechtern und Gattungen, die er samt den Synonymen der Schriftsteller aufs sorgfältigste beschrieb, glücklich und zu Seba's größter Zufriedenheit bis auf einige wenige zu Ende. Auf solche Art sahe er sich genöthiget, fremde Werke zu vollenden, sie mit seiner ganzen Gelehrsamkeit zu bereichern und sein eigenes darüber an die Seite zu setzen.

Als Linnee mit seinen Anfangsgründen von der Kräuterkunde zu Stande gekommen war, so reiste er nach Amsterdam, seinem Freunde dieselben mitzutheilen. „Hierauf, sagt jener, zeigte er mir gleichfalls seine Grundlehren von der Fiskunde (*Philosophia ichthyologica*), die er mir nach der letzten Abschrift vorlas und mich verschiedener mir damals in den Weg kommender Umstände ungeachtet nicht eher von sich ließ, als bis er über alle seine ichtthyologischen Schriften meine Meinung in Aufsehung der systematischen Regeln vernommen und gründlich auf meine Zweifel und Einwürfe geantwortet hatte.“ Zugleich gab er ihm auch die Versicherung, alles das seinige nach Endigung des sechsbaischen Werks noch einmal zu über-

sehen, auszufüllen und Holland nicht eher zu verlassen, als bis alles abgedruckt wäre. „Er hielt mich, fährt Linnee fort, ungewöhnlich lange bei sich auf, und zwang mich, beinahe über meine Zeit bei ihm zu bleiben, gleichsam als wenn er die Abwendung gehabt hätte, daß diese unsre letzte Unterredung seyn sollte, und alsdenn — o, wie sehr hätte ich sie zu verlängern gewünscht!“

Einige Tage nach Linnee's Abreise von Amsterdam nach Leyden, und zwar den 27^{ten} Sept. 1735 bat ihn Seba zum Abendessen zu sich. Sie speiseten mit einander, und unter ihren Gesprächen merkten sie nicht, wie die späte Nacht sie übereilte. Artedi nimmt hierauf Abschied und geht vergnügt nach seinem Hause zurück. Aber er sieht nicht die Gefahr, der er mit schnellen Schritten entgegen eilet.

Amsterdam ist wie die meisten Städte in Holland, mit vielen Kanälen, die aus der See hineingeleitet sind, durchschnitten. Diese Kanäle laufen neben den Hauptstraßen her und sind ohne Mauer und Geländer. Es ist daher bei sehr finsterner und neblichter Nacht ein Glück, diesen Schlünden des Todes auszuweichen. Denn diesen Namen verdienen sie mit Recht, theils wegen der Menge Menschen, die ihr Leben darin einbüßen, theils wegen ihrer vielen Ausdünstungen, wodurch sie die Luft vergiften. Längs einem dieser Kanäle mußte Artedi in der stockfinstern Nacht vorbeigehen. Und hier war es, wo der vorrestliche Mann mit

mitten in der Blüte seiner Jahre sein Ziel erreichen und die glorreiche Bahn seines geschäftigen Lebens beschließen sollte. Er fällt, und stürzt in die sumpfige Tiefe hinab! Kein Retter kommt dem Schreienden zu Hülfe — er sinkt unter — und stirbt! „So kam, beweinet der zärtliche Freund des Linnee, in der schönsten Blüte seines Lebens und bei der vollkommensten Gesundheit, der Ruhm, die Zierde und der Stolz seiner Nation — so kam Artedi um! So verblühete durch ein zu frühes Verhängniß ein Genie, das ganze Jahrhunderte kaum einmal sehen! So ging der erste unter den Ichthyologen im Wasser unter, im Wasser, woran er Zeit seines Lebens seine Lust und Vergnügen gefunden hatte! So sehr mißgönnete ein widriges Schicksal der gelehrten Welt einen Ichthyologen, der noch niemals und vom Anfang der Welt größer erschienen war!“

Sein Leichnam wurde ins Hospital, von da in das Haus seines Wirths, und von hieraus zur Gruft getragen. „Da ich, fährt der oft erwähnte Schriftsteller fort, den entseelten und starren Körper erblickte; da ich den bitteren Verlust des besten und so viele Jahre geliebten Freundes beklagte; da ich seinen so vielen Widerwärtigkeiten mit meinen Gedanken nachhing; an so viele durchwachte Nächte, an so viele mühselige Stunden, an so viele Reisen, an so viele Arbeiten und Beschwerden mich erinnerte, die der Ent-

seelte überstanden, bevor er zu derselben Wissenschaft gelangt war, worin er es mit jedem um den Vorzug aufnehmen konnte: so zerfloß ich in Thränen. Und da ich diese ganze Gesetzmäßigkeit, die ihm Unsterblichkeit, seiner Nation ewigen Ruhm, und der gelehrten Welt die wichtigsten Vortheile zuwege bringen konnte, mit dem Fall ihres Besitzers zum voraus dahin sinken sahe: so verpflichtete mich die Heiligkeit unsrer Gelübde, das gethane Versprechen zu erfüllen, vermöge dessen der Ueberlebende des Verstorbenen Schriften bekannt zu machen verbunden seyn sollte.“

Hier können wir nicht umhin, einen Zug von Seba zu erzählen, der freilich auf den Charakter des Mannes kein vortheilhaftes Licht wirft. Artedi's Verdienste um dessen Thesaurus sind bekannt, und dessen beim dritten Bande übernommene Arbeit das schätzbarste an ganzen Werke für den eigentlichen Naturforscher, so daß man auch daher nicht ohne Grund den Wunsch äußern möchte, dieses in den kostbaren Folianten vergrabene Stück davon getrennet und durch einen besondern Abdruck allgemeiner bekannt gemacht zu sehen. Lasset uns hören, wie ihm Seba vergalt. So lange als Artedi sich deswegen in Amsterdam aufgehalten, hatte er sich niemals von einer Art Aequivalent für seine mühsame Dienste beim Seba vermerken lassen, noch weniger war ihm dieser damit zuvor gekommen. Aus der Ursache, und

um seines nothwendigen Auskommens, war er in die Umstände gesetzt worden, bei dem Wirthe, wo er wohnte, einige Schulden zu machen. Grund genug für einen Mann dieser Art, auch nicht das geringste von den Manuscripten verabsolgen zu lassen, bevor ihm seine ganze übermäßige Forderung entrichtet wäre. Linnee, welcher damals auch nicht zu glücklich war, konnte ihm nicht mehr als die Hälfte darauf ausbezahlen und überließ ihm den sonstigen Nachlaß seines verstorbenen Freundes für zwanzig Gulden. Allein, es war umsonst, den harten Mann vom öffentlichen Verkaufe, womit er täglich drohete, zurück zu halten, ja er war jetzt schon im Begriff, seinen Vorsatz auszuführen. In dieser Bekümmerniß geht Linnee mit der angelegentlichsten Bitte zum Seba hin, ihm die Summe zur Abtragung der andern Hälfte der Forderung nur so lange vorzustoßen, bis er selbst das in dieser Absicht erforderliche Geld aus Schweden würde erhalten haben: dahingegen mögte er, wenn es ihm gefiele, die Manuscripte bis zur Wiedererstat-

tung als sein Unterpfand annehmen, und nur dahin sehen, daß nichts davon wegläme und alles bei einander bliebe. Aber was that Seba? er zuckte die Achseln mit den Worten, er könne sich unmöglich mehr mit dergleichen Geschäften befassen. So sprach Seba, dieser reiche Mann; Seba — der dem Verstorbenen so große Verbindlichkeiten schuldig war; Seba — von dem Linnee mit Mühe nicht mehr als fünfzig Gulden zum Leichenbegängniß erhalten hatte. Wahrlich, für so viele Verdienste eine solche und angemessene Belohnung! Er gab ihm indessen den Rath, den Wirth an dem öffentlichen Verkaufe nicht zu verhindern, weil sodann die Papiere in keines andern als in seine Hände, und zwar um einen desto geringern Preis gelangen sollten, je weniger es zu vermuthen sey, daß ihrentwegen in Amsterdam Nachfrage geschehen würde: ein Rath, der jenem zu sehr auf die Spitze gestellt und zu versänglich dachte, um demselben trauen zu können, und die Absicht daraus nicht errathen zu sollen.

Der Schluß folgt künftighin.



Hannoverisches Magazin.

87tes Stück.

Montag, den 30ten October 1780.

Das Leben des Artedi.

(Schluß.)

Nicht selten zeigt eine gütige Vorsicht uns in den mislichsten Umständen eine unerwartete Auskunf, und Hülfe kömmt vom Himmel herab. Kurz vorher hatte Linnee das Glück gehabt, dem berühmten Herrn Georg Eliffort, beider Rechten Doctor, bekannt zu werden, und die Freundschaft und Gewogenheit dieses edlen und gelehrten Mannes zu erhalten. In der bekümmertesten Lage von der Welt, worin er sich damals wegen der frommen Sorge um die Asche seines Freundes befand, nahm er keinen Anstand, diesem seinen Gönner die Gefahr, in welcher sich die artedischen Schriften durch eine längere Zögerung befänden, vorzustellen. Was that dieser großmüthige Mann? Keinen Augenblick bedachte er sich, ein solches Kleinod den unwürdigen Händen durch die Bezahlung des ganzen Rückstandes zu entreißen, und dem Hn. Linnee ein Geschenk damit zu machen, der nunmehr seine Gelübde zu erfüllen und dem geliebten und unglücklichen Manne ein Denkmal zu stiften eilte, das durch alle Jahrhunderte

ihn verherrlichen wird, ihn, dessen Leben eine Kette von Arbeiten und Widerwärtigkeiten gewesen war. So viele Schwierigkeiten kostete es, den Namen des Artedi dem drohenden Untergange zu entreißen, und ein Werk, welches das erste in seiner Art ist, und wodurch die Bahn zu einer der dunkelsten und am allerwenigsten bearbeiteten Theile der Naturgeschichte gebrochen ist, zu erhalten.

Wir wollen das Leben dieses Mannes mit einer kurzen Vorstellung seiner nachgelassenen Schriften beschließen, die der Herr von Linnee unter folgendem Titel zum Drucke beförderte: Petri Artedi, Sueci, Medici, Ichthyologia, siue opera omnia de piscibus, scilicet: Bibliotheca Ichthyologica. Genera Piscium, Synonyma specierum. Descriptiones specierum. Omnia in hoc genere perfectiora, quam antea ulla. Posthuma vindicavit, recognovit, coaptavit & edidit Carolus Linnaeus, Med. D. & Ac. N. C. Lugd. Bat. 1738.

Der erste Theil begreift die Litterargeschichte der Fiskunde in sich,
Es 66

worin

worin alle Schriftsteller, die von den ältesten Zeiten an bis auf die neuern entweder ganz oder zum Theil von den Fischen geschrieben haben, samt einer Recension ihrer Werke vorkommen. Er war willens, diesen Theil weitläufiger auszuarbeiten, und die Lebensbeschreibung eines jeden Schriftstellers samt der Kritik seiner Werke zu entwerfen, wenn ihm der Tod nicht zuvor gekommen wäre. Man findet hier indessen alles, was je über die Fische geschrieben worden ist, historisch zusammen getragen, und hin und wieder kurze Lebensnachrichten und kritische Bemerkungen. Es sind 71 Schriftsteller, mit denen er uns in diesem Theile bekannt macht.

Im zweiten werden die sämtlichen Theile der Fische, die äußern und innern nach ihrer Lage, Zahl, Gestalt und Verhältniß mit kurzgefaßten Kunstwörtern, von denen er eine Erklärung beigefügt, und ihre vorher schwankende Bedeutung festgesetzt hat, beschrieben.

Dieser Theil enthält zugleich eine allgemeine Anatomie und Physiologie der Fische. Er lehret ferner darin, was eigentlich ein System in der Naturgeschichte sey, und giebt die Regeln und Grundsätze an, worauf es beruhen müsse. Er zeigt, wie man die Gattungen nach ihren feinsten Abweichungen beschreiben, sie nach allgemein wesentlichen Charakteren in Geschlechter vereinigen, und diese nach überall zutreffenden Haupt- und in die Augen fallenden Merkmalen in gewisse Familien oder Ordnungen aufstellen solle. Endlich mustert

er darin die schicklichen Benennungen von den unschicklichen, die etwa z. B. wegen einiger scheinbaren Ähnlichkeit von Landsthiereu oder von einigen Theilen derselben genommen, oder zu sehr und unsüßlich zusammengesetzt, oder nicht ächt römisch und griechisch waren, aus, und ersetzt die annoch fehlenden durch bequeme und zugleich ausdrückende Namen. Dieses Werk, so wie das folgende, hat ihm mit Recht die Ehre des ersten systematischen Zoologen erworben.

Im dritten Theile legt er sein nach denen im vorigen gegebenen Regeln und Grundsätzen errichtetes System vor Augen, und theilet die Fische nach folgenden fünf Ordnungen ein:

In die erste bringt er alle diejenigen, welche weiche Flossen haben oder deren Stralen zwar knochenartig, aber doch nichts weniger als stechend und hart, sondern weich und biegsam sind. (Malacopterygii, Weichflosser). Hierher gehören 21 Geschlechter und 91 Gattungen. In die zweite setzt er alle diejenigen, welche mit stechenden Flossen bewafnet, oder deren Stralen knochenhart sind und sich in spitze Stacheln endigen. (Acanthopterygii, Stachelflosser). Hierher gehören 16 Geschlechter und 77 Gattungen. Zu der dritten zählt er solche Fische, welche zwar knochenartige Flossen wie die vorigen, aber keine Knochen an den Kiemenblättern (branchiae) besitzen. (Branchiostegi, Beinohren). Hierher gehören 4 Geschlechter und 30 Gattungen. In die vierte kommen diejenigen mit knorpelartigen Flossen, de-

ren Strahlen kaum von der Flossenhaut zu unterscheiden sind: dabei haben sie statt der Knochen nur Knorpel an den Respirationswerkzeugen; sind nicht mit ordentlichen Kiemendeckeln versehen, und ihr Maul sitzt tief an der Unterflache des Kopfs. (Chondropterygii, Knorpelflosser,). Hieher gehören 4 Geschlechter und 29 Gattungen. Die beiden erstern Ordnungen enthalten die eigentlichen und auch nach dem neuesten System des Herrn von Linnée also genannten Fische und die beiden letztern desselben schwimmende Amphibien, die meistens in die dritte artedische Ordnung bis auf vier Geschlechter gehören, nemlich die Drücken (Petromyzon,), Rochen (Raja,), Haifische (Squalus,) und die Störe, als welche die vierte Ordnung beim Artedi ausmachen. In die fünfte setzte er endlich diejenigen säugenden Seethiere, welche eine flache oder eine horizontale Schwanzflosse, vollkommenen Lungen und gemeinlich zwei Blaselöcher am Kopfe haben, mit einem Worte die Wallfische. Hieher gehören sieben Geschlechter und 15 Gattungen, so daß diese fünf Ordnungen 52 Geschlechter und 242 Gattungen in sich enthalten *). Es ist hier der Ort nicht, in das Detail dieses Meisterstücks hinein zu gehen.

Im vierten Theile erfolgen die Sy-

nonymen oder die verschiedenen aber gleichstehenden Namen der Schriftsteller, womit sie die Gattungen der Fische benannt haben. Hat man beim zweiten und dritten Bande das Gesamte des Artedi bewundert, so erstaunt man hier über den unglaublichen und unbeschreiblichen Fleiß des Mannes, womit er unter dem Wustse so vieler Schriften und unsystematischen Beschreibungen, aus so manchen Sprachen, aus so vielen zerstreuten Observationen und selbst aus den alten Dichtern die Namen hervorgefucht hat, die man von jeher dieser oder jener Gattung beilegte.

Welche herkulische Schultern zu einer solchen Arbeit! Außer diesen führt er gemeinlich die deutschen, englischen, französischen, holländischen, schwedischen, dänischen, italienischen, spanischen, römischen und griechischen Namen an. Ein Werk von ganz unschätzbarem Werthe, und das zur Erklärung der alten Naturforscher unentbehrlich ist. Bauhin arbeitete 40 Jahre an einem dergleichen in der Kräuterkunde: aber in dieser Wissenschaft war schon Licht aufgegangen. Artedi arbeitete sich durch die finstere Nacht hindurch, ehe er Licht sah.

Der fünfte Theil enthält vollständige Beschreibungen fast aller schwedischen und verschiedener ausländischen

Es 33 2

Fis

*) Die Anzahl der jetzt bekanten Fische ist nach der Zeit sehr vermehrt, und beträgt mit Inbegriff der Wallfische und der schwimmenden Amphibien allerwenigstens 480 Gattungen, welche der Herr von Linnée in 65 Geschlechter vertheilt. Willoughby, der einen großen Theil von Europa der Fiskunde halber durchkreist ist, zählte nicht mehr als 178 Gattungen. So sehr ist in der Folge durch einen Klein, Garden, Catesby, Gronov, Gouan, und andere diese Klasse bereichert worden.

Fische nach ihren äußern und meistens auch inwendigen Theilen. Sie sind Muster in Ansehung der Deutlichkeit, Pünktlichkeit und kunstvollen Kürze des Ausdrucks.

Wer indessen in diesem vortreflichen Werke nicht alles gleich vollständig und gleich streng ausgefeilet finden möchte, der bedenke, daß der Künstler, als er die letzte Hand an das fast vollendete Meisterstück zu legen im Begriff war, plötzlich abgerufen und von seinem Verhängniß überleitet wurde. Es entriß ihn der Welt als er 30 Jahr alt war.

Wir haben es einzig und allein der treuen Wachsamkeit eines Linnee und der Großmuth eines Clifffort zu verdanken, daß diese kostbaren Monumente bis auf uns gekommen sind. Zu diesem rühmlichen und verdienstvollen Unternehmen hatten sie das Beispiel eines Lancisi und Boerhaave vor Augen, von denen jener die schon vergessenen und in der Dunkelheit begraben anatomischen Werke eines Luschachs von ihrem nahen Untergang

ge rettete, und dieser beides das berühmte Botanicon parisiense des Vailant, die Frucht eines 36jährigen Fleißes und zugleich vermeintlich Gains unermüdeter Sorgfalt, die unsägliche und beinahe verlorne Arbeit eines Schwammerdam aus Licht zog; und stellten sich dadurch einem Jagon und Jussieu an die Seite, von denen der erstere des frommen Pater Plumier, und dieser des Mönchs Barrelier 25 Jahre lang gesammelten und versteckten botanischen Schätze den Nachkommen sicherte. Alle diese ewigen Denkmäler menschlicher Wissenschaften würden mit ihren Urhebern dahin gesunken seyn, wenn sich nicht Männer gefunden, die ihre Ehre darin gesetzt hätten, den Verdiensten so großer Geister Gerechtigkeit zu erweisen. Aber wie manche kostbare Stücke liegen nicht noch verborgen, und wie viele bedeckt nicht schon mit ihren Urhebern die Asche des Todes! Ihnen erschien kein Retter, — kein Lancisi, kein Boerhaave, kein Jussieu, kein Linnee!

B. = g.

Wie nöthig es sey, den Charakter eines Kindes, das man gut erziehen will, kennen zu lernen, welch eine mannigfaltige Menge von Charakteren es giebt, wie gütig die Natur dabei ist, und wie sich Väter verhalten müssen, wenn sie ihre Kinder kennen lernen wollen.

(Aus dem Französischen.)

Bei jeder Art der Erziehung müssen wir den Anfang mit der Kenntniß des Charakters machen, wenn wir durch sie unsere Absicht glücklich erreichen wollen. Dieser Anfang ist nicht leicht. Dem weisen Beobachter der die ruhigste Fassung hat, vergehn die Augen über die Natur in ihren

Man:

Mannigfaltigkeiten. Von allen Seiten wird seine Wißbegierde von immer neuen Gegenständen unablässig aufgefodert, und sie allein setzt ihn über alle Hindernisse hinweg, die ihn in seiner langwierigen und mühsamen Arbeit, die nur für den Verstand belohnend ist, aufhalten. Man muß es gesehen, der Fortgang in der Kenntniß der Natur ist erstaunlich. Bis jetzt aber ist man dem ohngeachtet noch auf der Oberfläche. Keinem Menschen wird es gelingen den Vorhang der das Heiligthum ihrer Wunder deckt, wegzuziehen. Der weite, prächtige Schauplatz fällt in das Auge, und entzückt, die genauere Betrachtung einzelner Wirkungen beschäftigt unsern Verstand: so bald man aber anfängt ergründen zu wollen, so zerstreuen alle Hypothesen vor der ersten bewunderungswürdigen Ursache, die alles hervor gebracht hat, und die alles erhält. Einige Beobachter haben, um ihren Aufsätzen mehr Ansehen zu geben, gesagt, sie hätten die Natur auf der That ertappt. Diese artige Versicherung macht mich zu lachen, überredet mich aber nicht. Die mannigfaltigen Lehrgebäude die man auf Scheingründen zu errichten sich bemüht hat, beweisen zwar mit welcher Scharfsinnigkeit der Mensch sich an alles macht, wodurch er sich auf irgend eine Art unterrichten kan, aber den glücklichen Erfolg davon, beweisen sie nicht. Eben so schwer, so unmöglich ist es die Absichten und Ursachen von den unendlich mannigfaltigen und zarten Zügen in der Bildung und in dem Charakter eines jeden

Wesens von jeder Art vollkommen einzuziehen. Herr von Buffon erklärt sich darüber mehr wißig, als gründlich. Wir wollen uns, ohne uns auf Nachmaßungen lange einzulassen, on das halten, was wir sehen, und uns vor dem großen Wesen demüthigen, das die Kette aller Wesen in der Natur hält, von welchem uns in der Reihe mit ihnen allen, eine Stelle angewiesen worden ist, die, um unsern Stolz einzuschränken, tief genug ist.

Man kan das menschliche Geschlecht wie einen großen Baum betrachten, dessen Zweige, Blätter, Blüten und Früchte augenscheinlich von einander unterschieden sind, ob gleich alles aus einem Stamme hervorgekommen ist. Jeder Mensch hat Züge von dem Bilde das alle Menschen an sich tragen in seiner Bildung, und doch ist seine Bildung seine allein. Bei aller Ähnlichkeit, die man manchmal zwischen einem und dem andern Angesichte antrifft, trifft man doch immer die vollkommene Gleichheit nicht. Es ist mit den Gemüthsarten fast eben so, wie mit den Gesichtsbildungen. Selten wird sich ein Paar von sich einander vollkommen ähnlichen finden lassen.

Und hier hat die Natur ihre vorzügliche Liebe gegen den Menschen recht sehr bewiesen. Dächten und handelten alle Menschen ganz vollkommen, einer wie der andere, so würde sich nichts abgeschmackters denken lassen, als das menschliche Leben. Keine Eigenschaft würde sich alsdenn in Vergleichung mit andern ausnehmen, die Leidenschaften würden nichts zu thun haben, und Ver-

druß und lange Weile würde endlich alles todt machen. Man legt zwar bei der Freundschaft die Aehnlichkeit der Gemüther zum Grunde; man muß sich aber nicht eine solche einförmige Aehnlichkeit dabei denken, die sich eben so wenig zu Verbindungen schickt, als das völlige Widerspiel. Ein lebhafter, aufbrausender Charakter kan sich recht sehr wohl mit einer ruhigen und gesetzten Gemüthsart vertragen. Achilles und Patroclus, Drest und Phylades, Pelopidas und Epaminondas, Alexander und Hephästion waren so. Diese Aehnlichkeit bezieht sich also auf nichts weiter, als auf den Geschmack an Vollkommenheiten überhaupt, und auf die Geneigtheit sich einander gegenseitig zu leiden, den eigenthümlichen Charakter der Freundschaft.

Die Menschen sind in der Welt, die Kinder unter sich in der Familie zu leben bestimmt. Zieht man diese so, daß sie ihre ersten Pflichten, die sie sich unter sich schuldig sind, erfüllen, so hat

man sie fähig gemacht, mit der Zeit die Pflichten, die die Welt von ihnen verlangen kan, auszuüben. Und darauf kommt bei der guten Erziehung alles an.

In den ersten Jahren der Kindheit entdeckt sich der Charakter durch die Natur, ohne Schminke, so wie er ist. Um ihn recht aus dem Grunde kennen zu lernen, muß der Vater die Triebfedern in ihm nicht aufhalten. Er trage vielmehr zur völligen Entfaltung des Charakters bei, er sey wie er will, gut oder böse. Nur daß das eine, oder das andere sicher ausgemacht sey. Ist dies, so hat man eine leuchtende Fackel bei den ersten Schritten, die man zu thun hat. Man besürchte nicht, man ängstige sich nicht, daß man vielleicht zu viel erfahren möge. Das Herz eines Kindes ist ein weiches Wachs. Die aufmerksame, zärtliche Sorgfalt, wird den Charakter des Lasters, wenn er lasterhaft seyn sollte, bald unkenntlich gemacht haben, um in ihn die Züge der Tugend einzudrücken.

Drei Arten von Charakteren.

Man kan drei Hauptarten von Charakteren annehmen, von welchen eine jede wieder bis ins unendliche in besondere Gattungen unterschieden werden kan, nemlich:

1. Den lebhaften Charakter.
2. Den eigensinnigen, trostigen, unbiegamen, harten, und
- 3) den sanften, den gefälligen, den ruhigen, den guten.

Die erste Art. Der lebhafteste.

Eine lebhafteste, muntere Gemüthsart

ist ein unschätzbares Geschenk der Natur. Man mildere sie mit sanfter Hand. Man entferne lasterhafte Beispiele von ihr, und sie kan nicht anders, als gut werden. Sie wird für alle Lehren der Weisheit, und Tugend die fähigste seyn anzunehmen seyn. Aber wie viele Hindernisse sind darwider, sie so zu erhalten, wie sie von Natur ist.

Ein Kind von dieser Gemüthsart hat gemeinlich in seiner Gesichtsbildung etwas einnehmendes. Eine Gas-

be, die es recht sehr glücklich machen sollte, und es oft um alles Glück bringe! Was macht die Amme aus diesem Kinde? Und die Mutter, was wird darüber aus ihm? Das liebenswürdige Kind, kennt noch keine andere, als leichte, sanfte Empfindungen von Freude, und Wohlbefinden. Die lächelnde Unschuld schwebt auf seinen Lippen, und belebt alle seine Züge mit neuer Anmuth. Dieser reizende süße Ausdruck befriediget die Amme, die Mutter, und die Magd noch nicht genug. Sie wollen die ausgelassene Freude heraushaben, die sich die Natur auf eine andere Zeit vorbehalten hat. Sie reizen, und drücken das Kind so lange, bis endlich das kleine Opfer unter gewaltsamen Ausbrüchen von lautem Lachen fast erstickt.

Sollte man es glauben, und sich überzeugen, daß das übertriebene Lachen, das nicht von einer wahren ganz empfundenen Freude kommen kan, dem Temperamente und Charakter eben so nachtheilig sey, als nur immer das Weinen und Schreien vor Schmerz? Selbst alsdenn, wenn durch diese wilde Sitte, bei welcher man beharrt, kein anderer Nachtheil verursacht würde, als das die Gesichtszüge verzerrt werden, so ist sie schon deswegen schlechterdings zu verwerfen. Um so viel mehr aber muß es geschehn, da sie einen Einfluß auf die Gesundheit, und auf den Charakter haben kan *).

Doch, die Unvorsichtigkeit bleibt

hier nicht stehen. Sie geht weiter. So wie nach und nach das Kind größer wird, und Verstand kriegt; so fährt man auch fort es zu mißbrauchen. Fängt es an zu lallen, so wird aus allem, was es sagt, ein Wunder gemacht. Es muß 1000000 mal sagen, was es einmal gesagt hat. Man läßt es vor Liebkosungen und Lobsprüchen nie zu sich selbst kommen. Das kleine Gehirn wird erschüttert. Das Kind war so freundlich und lieblich. Nun ist es grämlich und böse geworden.

Ist die Verwandlung nicht augenscheinlich merklich; so wird das Uebel ärger. Die Artigkeiten des Kindes würden viel von ihrem Werthe verlieren, wenn sie nicht von Zuschauern außer dem Hause bemerkt und bewundert werden sollten. Die Nachbarschaft, die Gevattern müssen vor Erstaunen über das Wunder ganz außer sich seyn, und seine Einfälle müssen allemal das Neue vom Tage werden. Man gewöhnt den kleinen guten Jungen daß er nascht. Er muß eine Belohnung haben, weil er sich so wohl anläßt, weil er so ein ehrliches Gesicht hat. Da wird die ganze Strafe, das ganze Viertel der Stadt in Contribution gesetzt. Man stopft ihn mit Zuckerwerke voll, und es ist ein wahres Wunder, wenn er durchkommt und nicht mitten unter den Naschereien stirbt. Und, wer weiß es, ob er nicht glücklicher wäre, wenn er stürbe, als wenn er das Opfer der blinden Gärlichkeit,

*) Man wird sich hier, und bei der folgenden Stelle leicht an das erinnern, was einmal jemand bei einer andern Gelegenheit gesagt hat: Es giebt viel Tugenden, die zu Lasten werden.

lichkeit, der grausamen Güte werden sollte?

So war denn die Natur umsonst so freigebig mit ihren Gaben gegen ihn! Alle ihre unschätzbaren Geschenke wurden wider sie selbst gebraucht, und dadurch wurde das Daseyn dieses unglücklichen elend, und die Beschämung und Kränkung seiner Eltern.

Einem solchen Unglücke zuvor zu kommen, ist es unumgänglich notwendig, daß ein vernünftiger Vater bald die rechten Anstalten trifft, keinen von den angeführten Mißbräuchen zuzulassen. Er wache mit der Strenge des Cato bei der frühesten Sorgfalt, die auf seine Kinder angewendet wird, entferne alle Altkluge, und sey Herr in seinem Hause.

Das läßt sich wohl sagen, wirft man mir ein. Aber, wer ist Bürge dafür, daß es sich in der Ausführung anwenden läßt? ich verstehe diesen Einwurf recht sehr. Er ist in der That wichtig — — aber, — —

Aber, wenn die aufgeklärte Liebe, das zärtliche Interesse der Vernunft, die Verbindungen der Ehe vorzüglich schließt; so äußert sie auch ihre Macht in der Familie, und im Hause, und durch sie, durch ihren seligen Einfluß finden Vater und Mutter ihre Glückseligkeit da. Man trachtet gemeinschaftlich darnach der Natur die Gelübde zu getreu zu entrichten, und die Erzie-

hung der Kinder muß durch die Eintracht beider, des Vaters und der Mutter gut werden. Eine Mutter hat eine schwere und wichtige Pflicht als Mutter zu erfüllen. Ihr Stand bestimmt sie, von den ersten Augenblicken des Lebens ihres Kindes an, am nächsten, am meisten sich dessen anzunehmen; alle ihre zärtlichen Sorgen auf diesen Gegenstand zu verwenden, ihre Geduld, ihre rege Liebe in der That zu zeigen, mit einem Worte, je dem Unterrichte, jeder Art der Erziehung und Anweisung vorzuarbeiten. Das ganze Glück bei der Erziehung kam oft, o sehr oft von der guten Art, mit der sie die ersten Regungen der Kindheit in Acht nahm. Ein Vater kan in der ersten Zeit nicht mehr thun, als über diese Sorgfalt wachen, und sie durch seinen Rath aufmuntern. Wenn Friede und Eintracht in den Herzen der Eltern herrscht; so haben sie auch von der Natur mehr Recht Friede und Eintracht von ihren Kindern zu verlangen und zu erwarten. Das Beispiel ihrer Tugend macht ihrer kleinen Nachwelt die Ausübung derselben leicht, und die lebhafteste, muntere Gemüthsart, mit der sie die Natur beschenkt hat, nimt sich an ihr; an der Seite ihrer immer frohen Eltern noch einmal so schön aus, sie genießen ihr Glück mit mehr Empfindung, und der Segen verbreitet sich von ihnen weit umher.

Hannoversches Magazin.

88^{tes} Stück.

Freitag, den 3^{ten} November 1780.

Naturgeschichte des Bären.

Es giebt verschiedene Gattungen vom Bären; die man bei der Naturgeschichte dieses Thiers wohl von einander unterscheiden muß, weil man sonst leichtlich den Fehler begeht, der einen Gattung bisweilen etwas zuzuschreiben, was der andern eigenthümlich ist.

Man muß daher den Landbären nicht mit dem Seebären verwechseln, der gemeinlich der weiße Bär, oder der Bär des Eismeerces genennet wird. Diese beide Thiere sind so wohl in der Bildung des Körpers, als in ihren natürlichen Eigenschaften wesentlich von einander unterschieden. Vom Landbären giebt es wieder zwei Gattungen, eine braune und eine schwarze, die auch weder einerlei Neigungen noch einerlei natürliche Triebe haben, und daher als zwei verschiedene und besondere Gattungen betrachtet werden müssen.

Außerdem giebt es noch weiße Landbären, die ohngeachtet der Aehnlichkeit der Farbe, vom Seebären in allen übrigen Stücken gänzlich unterschieden sind.

Der weiße Landbär wird in der groß-

sen Tartarei, in Moskau, in Lithauen und den andern nördlichen Ländern gefunden. Er wird nicht durch die strenge Kälte dieser Himmelsgegenden im Winter weiß, wie die Hermeline und die Hasen, sondern er wird weiß geboren. Man würde ihn daher als eine vierte Gattung anzusehen haben, wenn es nicht auch Bären mit einem braun und weiß gemischten Haar gäbe.

Auf den Alpen findet man den braunen Bären ziemlich häufig, aber selten den schwarzen, der im Gegentheile in den Wäldern der nördlichen Länder von Europa und Amerika gefunden wird.

Der braune Bär ist grimmig und fleischfressend, der schwarze ist blos wild, und zeigt einen beständigen Widerwillen gegen den Genuß des Fleisches. Er lebt von Baumfrüchten, unter andern von Eichen und auch von Wurzeln. Seine köstlichsten Gerichte aber sind Honig und Milch. Ueber einem solchen Fund würde er sich eher tödten lassen, als ihn aufgeben.

Man hat, wie Herr du Praz versichert, kein Beispiel, daß die schwarzen Bären Menschen gestressen haben,

Et t

und

und wenn sie auch gleich aufs heftigste vom Hunger gequält werden, so ziehen sie doch allemal das Getreide dem Fleische vor.

In Norwegen sind dreierlei Bären bekannt, sagt Wormius. Die erste Gattung davon ist sehr groß, nicht völlig schwarz, sondern braun, und wird *Bressilius* genannt. Diese Art ist nicht so schädlich als die andern, indem sie von Kräutern und Blättern lebt.

Der zweite, *Agstersdilis*, ist kleiner, schwärzer, fleischfressend, und fällt oftmals Pferde und andere Thiere, besonders im Herbst an. Der dritte *Myrabjorn* ist der kleinste von allen, aber nichts destoweniger schädlich. Er soll sich von Ameisen nähren, und seine Lust daran haben, ihre Haufen umzustoßen.

Die schwarzen Bären haben gemeinlich nur in kalten Ländern ihren Aufenthalt, die rothen, braunrothen oder braunen aber werden unter kalten und gemäßigten Himmelsstrichen, und wohl gar in den mittäglichen Gegenden gefunden. Von diesen ist es ausgemacht, daß sie lebendige Thiere fressen, auch oft ihren Hunger mit stinkenden Hefern stillen. Bei den Griechen waren sie häufig; die Römer bekamen sie zu ihren Schauspielen aus Libyen; man findet sie in China, Japan, Arabien, Aegypten, bis sogar in der Insel Java. Aristoteles redet auch von weißen Landbären, und sieht diese Verschiedenheit der Farbe wie einen Zufall an, der von einem Fehler in der Zeugung herrühre.

In bergichten oder waldbichten Ländern, giebt es gemeinlich Bären; man findet sie aber nicht in Reichen; die stark bewohnt und gut gebauet sind.

Der Bär ist nicht allein wild, sondern auch einsiedlerisch. Die Entfernung von aller Gesellschaft ist sein natürlicher Trieb. Er zieht sich aus den Gegenden zurück, wo Menschen hinkommen. Eine antike Höle in unersieglischen Felsen, eine Grötte, die die Zeit in dem Stamme eines alten Baumes, mitten in einem tiefen Walde gebildet hat, machen seine Wohnung aus. Hier nimt er ganz einsam seinen Aufenthalt, und bringe daselbst einen Theil des Winters ohne Nahrungsmittel zu, ohne daß er in verschiedenen Woschen herausgehet. Er ist indessen nicht erstarrt oder ohne Empfindung, wie das Murmeltier und der Siebenschläfer. Da er natürlicher Weise sehr müde dieses gegen das Ende des Herbstes, da er in seine Höle gehet, in einem außerordentlichen Grade ist, so mache dieser Ueberfluß der Geiste, daß er seine Fasten hält, und nicht aus seinem Loch gehet, als bis er ausgehungert ist. Daß aber der Bär ohne zu fressen, vierzig Tage beständig in seiner Höle bleiben soll, und die Bärin gar vier Monate, solches verdient schwerlich Glauben. Die braunen Waterbären fressen die Zungen, wenn sie eben geboren sind, und sie dieselben in ihrem Lager finden. Die Bärrinnen scheinen sie im Gegentheil bis zur Wuth zu lieben. Sie sind, wenn sie geworfen haben, grimmiger

und gefährlicher als die Mannbären. Sie kämpfen und wagen sich in jede Gefahr, um ihre Jungen zu retten. Diese werden nicht, wie die Fabel sagt, ungestalt geboren, und wachsen fast eben so geschwind, als die andern Thiere. Sie werden in dem Leibe ihrer Mutter vollkommen gebildet, und wenn sie gleich bei dem ersten Anblicke wie Klumpen geschienen haben, so ist die Ursache diese, daß der alte Bär selbst wegen der Masse, der Dicke und Unschicklichkeit des Leibes und der Gliedmaßen nicht besser gebildet ist.

Die Bären haben den Herbst zu ihrer Brunstzeit, und die Bärin soll hitziger, als der Mannbär seyn. Aristoteles sagt, die Bärin ginge dreißig Tage trächtig, allein solches ist gar nicht wahrscheinlich, denn der Bär ist ein großes Thier, und je größer die Thiere sind, desto mehr Zeit wird zu ihrer Bildung in Mutterleibe erfordert. Ferner wachsen die jungen Bären ziemlich langsam; sie folgen ihrer Mutter, und können ihres Beistandes in den beiden ersten Jahren nicht wohl entbehren. Endlich bringt der Bär nur wenig Junge zur Welt, nemlich eins, zwei, drei oder viere, und niemals über fünf, eine Eigenschaft, die ihm mit allen großen Thieren gemein ist, die nur wenig Junge haben, und lange trächtig sind, und er lebt zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre. Aus diesem allem sollte man wohl schließen dürfen, daß das Trächtiggewen wenigstens einige Monate dauere. Die Mutter scheint übrigens für ihre Jungen sehr große

Sorge zu tragen. Sie macht ihnen am Boden der Höle ein Bette von Moos und Kräutern, und säuget sie so lange, bis sie im Stande sind, mit ihr auszugehen. Sie wirft im Winter, und im Frühling fangen die Jungen an ihr nachzufolgen. Der Bär und die Bärin wohnen niemals bei einander. Jedes hat seine besondere Höle, und so gar in einer großen Entfernung von einander. Wenn sie keine Grotte zu ihrem Lager ausfinden können, so brechen sie Holz ab, oder sammeln es, um sich einen Kessel zu machen, den sie so lange wieder mit Kräutern und Blättern überlegen, bis sie ihn für das Wasser undurchdringlich gemacht haben.

Die Stimme des Bären ist ein Gebrumme, oder ein grobes Murmeln, das zum öftern mit einem Zähneknirschen untermengt ist, sonderlich als denn, wenn man ihn böse macht. Er ist sehr jähzornig, und sein Zorn hat allemal etwas von Wuth, und zuweilen von Eigensinn an sich. Ohngeachtet er gegen seinen Herrn sanftmüthig und so gar gehorsam zu seyn scheint, wenn er zahm gemacht ist, so muß man ihm doch niemals trauen, vornemlich ihn nie auf die Spitze der Nase, oder an die Geschlechtstheile schlagen.

Man lehret ihn, sich aufrecht zu halten, allerhand Männchen zu machen, und zu tanzen. Er scheint sogar den Klang der Instrumente zu vernehmen, und auf eine plumpe Art den Takt zu beobachten. Allein, wenn

den Umkreis fast aller seiner Gliedmaßen. Außer der Schnauze und den Füßen sieht man nichts deutlich. Indessen erkennt man leicht, daß der Leib nach dem Maas der Länge dick ist, und die Beine kurz sind. Der Kopf hat mit dem vom Wolfe einige Ähnlichkeit in seiner Bildung, und in der schrägen Lage der Augen, die aber kleiner als bei diesem Thiere sind. Die Nase hingegen ist breiter, die Ohren sind kürzer und mehr gerundet; die Schnauze ist vorn aufgeworfen; die Nasenlöcher sind größer, und ihre Oefnungen ganz anders, indem ihr äußerer Rand durch einen Einschnitt eingekerbt ist. Vom Halse ist ein wenig zu sehen, das oberste Rückengelenke aber scheint sehr hervorzuragen; indem es mit einem langen und struppichten Haare besetzt ist; das Kreuz läuft niedrig hinten zu, der Schwanz hat eine geringe Länge, und die Vorderfüße sind ein wenig einwärts gebogen.

In den mittlernächststen Ländern ist der weiße Bär ein sehr bekanntes Thier. Martens und einige andere Reisebeschreiber haben seiner erwähnt, aber keiner hat eine sogenannte Beschreibung davon gegeben, daß man einen zuverlässigen Ausspruch thun könnte, daß seine Gattung von der Gattung des Bären verschieden sey. Dieser Bär der nordischen Meere lebt von den Aisern von Wallfischen, von Seekälbern, Fischen &c. Er verläßt das Ufer des Meeres niemals, und oft wohnt er so gar in freiem Wasser auf großen schwimmenden Eischollen.

Anderson sagt: diese weißen Bär-

ren sind ganz anders gebildet; als die unfrigen; sie haben einen langen Kopf, wie der Hund, und einen eben so langen Hals; sie bellen fast wie die Hunde, wenn sie heiser sind; sie sind über dieses auch schlanker und hurtiger, als die andern Bären; ihre Größe ist mit diesen fast einerlei; ihr Haare ist lang und so weich als Wolle; ihre Schnauze, die Nase und die Klauen sind schwarz. Die übrigen Bären sollen einen sehr weichen Kopf haben, aber bei den weißen ist das Gegentheil.

Dithmar Vlesken redet von diesen weißen Bären, und versichert, daß er einen in Grönland habe tödten sehen, der sich auf die Hinterbeine aufgerichtet habe, wie die übrigen Bären; aber er sagt nicht ein Wort, welches anzeigt, daß dieser weiße grönländische Bär nicht eben so, wie die andern, wäre gebildet gewesen.

Außerdem jagen diese Thiere nicht im Meer, wenn sie einen Raub auf dem Lande finden; sie fressen die Rennthiere und andere Thiere, die sie bekommen können; sie fassen selbst die Menschen an, und graben todte Körper aus; aber der Mangel in dem sie sich oft in diesen unfruchtbaren und öden Gegenden befinden, nöthiget sie, sich an dem Wasser aufzuhalten, sie werfen sich hinein; Seekälber, junge Walfen u. d. gl. zu erhaschen; sie legen sich auf Eischollen, wo sie dieselben erwarten, und von welchen sie dieselben von weitem sehen können, und so lange sie finden, daß ihnen dieser Posten einen reichen Unterhalt bringt, verlassen sie ihn nicht; so, daß wenn

das

das Eis im Frühjahr anfängt los zu werden, sie sich nur demselben fortsetzen lassen; und da sie das Land nicht mehr gewinnen, noch den Eisschollen auf lange Zeit verlassen können, so kommen sie im Meere um; und die so mit dem Eise an die Küsten von Island oder Norwegen getrieben werden, sind so ausgehungert, daß sie sich über alles, was ihnen in den Weg kommt, herwerfen, um es zu verschlingen, und dieses hat auch das Vorntheil vermehren können, daß diese Seebären von einer wilden und raubbegierigen Gattung wären.

Einige Schriftsteller haben so gar geglaubt, daß sie Amphibien wie die Seekälber wären, und so lange unter Wasser bleiben könnten, als es ihnen beliebt; allein man sieht das Gegentheil davon sehr klar aus der Art sie zu jagen. Sie können nur sehr kurze Zeit schwimmen, und über eine Meile (lieue) nicht aushalten; man verfolgt sie mit einer Schale, und ermüdet sie; wenn sie nicht Luft schöpfen müßten, so würden sie untertauchen, und auf dem Grunde anruhen; so aber rutschen sie nur auf einige Augenblicke unter, und lassen sich, aus Furcht zu erlaufen, oben auf dem Wasser erlöten.

Der gewöhnliche Raub der weißen Bären sind die Seekälber, die nicht stark genug sind ihnen zu widerstehen; aber die Mosken oder Walrosse, denen sie manchmal ihre Jungen rauben, durchbohren sie mit ihren langen Zähnen, und jagen sie in die Flucht; eben so geht es ihnen mit den Wallfischen,

die ihnen überlegen sind, und sie überall, wo sie sich aufhalten, vertreiben; doch siehten ihnen die Bären zuweilen ihre Jungen und freßten sie. Alle Bären haben von Natur viel Fett, und diese, die nur von Thieren leben, die mit Oele überladen sind, haben mehr als die übrigen; es gleicht auch beinahe dem vom Wallfische. Das Fleisch dieser Bären soll kein übles Gerichte seyn, und ihre Haut ist ein sehr warmes und dauerhaftes Pelzwerk.

Man sagt, der Bär solle einem Kinde niemals Schaden zufügen. Er lebt im Nothfalle von Wurzeln, Gras, Kräutern u. s. w. Allein dasjenige, was ihm am besten schmeckt, sind Schaafe, Ziegen, Kühe und Pferde. Die letztern überwinden ihn oft. Denn, wenn ein Pferd einen Bären in der Nähe mittert, und es hat Stuten oder Füllen bei sich, so jagt es diese hinter sich zusammen, und darauf greift es seinen Feind mit den Vorderfüßen an, welche es als ein Paar Trommelfüße gebraucht, damit zuzuschlagen. Oft aber behält auch der Bär die Oberhand, besonders wenn ihm das Pferd den Hinterrückel mehrt. Denn alsdann springt der Bär auf das Pferd, und hält sich auf dessen Rücken feste; welches denn mit ihm fortlaufen muß, bis es endlich, nachdem es sich verblühet hat, zu Boden stürzt. Der Bär saugt den erlegten Thieren zuerst das Blut aus, und hernach schleppt er den Rumpf in seine Höle. Wenn sein Weg dahin aufwärts oder durchs Gebüsch geht, und er das Ras nicht mit sich

sich fortschleppen kan, so geht er aufrecht, wie ein Mensch, und hält es vor sich in seinen Pfoten. Er fällt nicht, wie der Wolf thut, auf ein fremdes Nas. Er ist auch nicht so beißend, und bricht nicht so ein wie dieser; daher er auch nicht so sehr wie der Wolf gefürchtet wird.

Nun kommen Wunderdinge die man von dem Verstande des Bären in Norwegen erzählt, daran wir aber einem jeden zu zweifeln erlauben. Er lasset aus einem Haufen von Kühen diejenige aus, die die Glocke am Halse trägt. Diese Glocke reißt er ihr vom Halse, und klopft sie mit seiner Pfote flach, damit sie nicht mehr zu seinem Verräther dienen kan. Er schießt ein geladenes Gewehr ab, das er einem Schützen hat abnehmen können. Wenn er von zween oder drei Schützen zugleich angegriffen wird, und einer von ihnen auf ihn geschossen hat, so greift er den Wehrlosen an, hält ihn in seinen Pfoten vor sich in die Höhe und zieht sich rücklings zurück. Fühlt er, daß er tödlich verwundet ist, so nimt er einen schweren Stein in die Pfoten, und stürzt sich damit in das Wasser, wenn eines in der Nähe ist, um seinem Mörder die Haut zu entziehen, u. s. w.

Wenn die Bauern auf die Bären jagd gehen, so sind ihrer gemeiniglich zwei bis drei zusammen, um einander zu helfen, wenn einer einen Fehlschuß thun sollte, und alsdann ermüden sie ihn Anfangs mit einigen kleinen dazu abgerichteten Hunden, welche er am meisten fürchtet, weil sie ihm unter den Leib laufen, und ihn bei dem Ge-

schleischstelle anpacken. Große Hunde ergreift er bald und zerreißt sie. Wenn ihn nun diese kleinen Hunde mit Springen und Unterlaufen ermüdet haben, so stellt er sich mit dem Rücken an einen Baum oder Felsen, reißt Steine oder Erde heraus und wirft damit um sich, und alsdenn schießet der Schütze auf ihn. Trifft er ihn in den Vorderbauch oder bei dem Ohre, so fällt er sogleich, sonst aber macht ihn seine Wunde nur grimmiger, er verfolgt den Schützen, und dieser muß sich, wenn man ihm mit keinem andern Schusse zu Hülfe komt, so gut er kan, mit seiner Büchse wehren, oder sich mit seinem Schneidemesser, das der nordische Bauer wie einen kleinen Dolch an einer messingenen Kette allezeit an der Seite trägt, vertheidigen, und es dem Bären in seinen offenen Schlund zu stoßen suchen. Gelingt dieses nicht, so kostet es dem Bauer das Leben, und der Bär reißt ihm insgemein plötzlich mit seinen Klauen den Nacken auf und nimt ihm Haut, Haare und Fleisch über den Kopf und übers Gesicht bis an den Hals auf einmal ganz hinweg. Zuweilen begnügt sich der Bär daran, daß er seinen überwundenen Feind mit seinen Zähnen so lange zerprägt, bis er stirbt, oder todt zu seyn scheint, und wenn er keinen Odem mehr bemercket, so läßt er von ihm ab. Ist aber der Bauer Sieger, so zieht er dem Bären die Haut ab, und befestet den Kopf als ein Siegeszeichen an den Giebel seines Hauses. Ein fetter Bärenschinken gehört auf den Hochzeiten zu den herrlichen Gerichten.



Hannoverisches Magazin.

89^{tes} Stück.

Montag, den 6^{ten} November 1780.

Zufällige Gedanken bei kleinen Vorfällen.

Man hat Bilder, die auf einer und eben derselben Fläche dreierlei Gegenstände sehr natürlich vorstellen. Sehe ich sie unter einem schiefen Winkel von der rechten Seite; so erblicke ich etwa — einen Baum: trete ich gerade davor; so erscheint mir etwa — das Bild eines Hauses: schaue ich unter einem schrägen Winkel von der linken Seite; so stellt sich mir etwa ein Thier, ein Mensch, oder sonst etwas anders vor Augen. Wie das zugeht, darf man dem, der ein solches Wunderbild anstaunt, nur erklären; so wird ihm die ganze Erscheinung so begreiflich vorkommen, als dem, der den Guyol gelesen, oder die Kunststücke des Philadelphia gesehen hat. Neulich fiel mir ein solches Bild in die Augen, und half mir auf die Spur, die große Verschiedenheit menschlicher Meinungen über einen und eben denselben Gegenstand zu erklären. Je, nachdem wir eine Sache von dieser, oder jener Seite, oder gerade zu betrachten, erscheint sie uns in einem andern Lichte, und jedweder, der sie so oder so betrachtet, hat einen Theil der

Wahrheit auf seiner Seite. Daher so viel hartnäckige Verfechter angesehener Meinungen; daher so viel intolerante Beschuldigungen des Irrthums. Es kommt alles auf den rechten Gesichtspunkt an, aus welchem eine Sache muß betrachtet werden. Schief oder gerade ist auch hier nicht einerlei. Nur, daß die Illusion des menschlichen Verstandes oft von mehr als zehn Seiten geschehen kan, da das Bild dem Auge blos eine dreifache Veränderung vorstellt.

* * *

Der Sohn. Schon wieder Tag und Nacht gleich! Es ist doch kaum erst ein halbes Jahr, da sie mir sagten, wir hätten heute das Nocturnum. Der längste und kürzeste Tag kommt doch jährlich nur einmal.

Der Vater. Wunderlicher Knabe! Eben davon kommt's, daß Tag und Nacht jährlich zweimal gleich sind. Vom kürzesten Tage bis zum längsten muß solches einmal, und vom längsten bis zum kürzesten Tage wieder einmal, und also jährlich zweimal erfolgen.

Der Sohn. Bin ich nicht albern gewes-

gewesen! Ja, wenn ein Jahr nur vom kürzesten bis zum längsten Tage dauerte; so hätten wir auch nur einmal Nachgleichs.

Der Vater. Aber lerne diesen Umstand moralisch benützen. Das menschliche Leben hat Glück und Unglück. Wir wollen das Glück als die längern annehmen, und das Unglück als die kürzern traurigen Tage; die Zeit aber, die ohne groß Glück und Unglück, d. i. die auf eine sanfte Art in stiller Zufriedenheit hinsiehet, als Aequinoctialtage betrachten. Diese letzten werden sich also in deinem Leben gegen jene wie zwei zu eins verhalten. Immer ein Grund zur dankbaren Anbetung der Vorsehung für das wohlthätige Geschenk deines Lebens.

* * *

Murmeler Bach! Deine unzählige Krümmungen sollen mir heute nicht ohne Nutzen in die Augen fallen. Woher kommt doch, daß du deinen Lauf nicht in gerader Linie fortsetzest? Der erste kleine Anstoß gab dir ohnsehlbar eine unmerkliche schiefe Richtung; diese verursachte an dem gegenseitigen Ufer einen stärkern Stoß und beförderte endlich das unaufhörliche Zickzack, das du in deinem Wege bildest. — Hüte dich, murmelt du mir also gleichsam zu, vor der ersten, auch nur geringen Abweichung von dem geraden Wege der Tugend. Ein einziger Fehltritt zieht in der Folge unzählige Krümmungen nach sich, die endlich gar nicht wieder ins Gleiche können gebracht werden. — Hinder-

nisse waren also der Grund, daß dieser Bach keinen geraden Lauf halten konnte. Einige überwand er; das höre ich an dem lauten Rieseln über kleine mit Steinen belegte Matten; andern war er nicht gewachsen, und mußte ihnen seitwärts ausweichen. Gut; so will ich mich den Hindernissen, die der Veradheit meiner Handlungen im Wege stehen, standhaft widersetzen: wo sie aber zu stark sind; da will ich der Nothwendigkeit lieber ausweichen. Nur von Quixotte kämpfen mit Felsen oder Windmühlen, die ihnen zu stark sind. — Indessen hindern doch alle diese Biegungen nicht, daß du nicht endlich zum Ziel kommst und dich von Strom zu Strom zuletzt in's Meer ergießest. So können auch die mannigfaltigen Windungen meines Lebens mein Ziel nicht verrücken, daß mich nicht endlich die Zeit, durch die verschiedenen Stufen des Alters, zu den Ufern führen sollte, von welchen ich in den unermesslichen Ocean der Ewigkeit übergehe.

* * *

So innig in sich selbst vergnügt, beschaute er den Ueberfluß, den er genoß, setzte sich ein sicherer Vogel auf den Rand eines Blumentopfs, unter den Schatten eines blühenden wohlriechenden Pomoranzbaums. Unwissend, daß er durch die Spalte einer kaum geöfneten Gartenhausthür in seiner Einsamkeit belauscht wurde, überließ er sich alle den Empfindungen, welche Unschuld, Sicherheit und die wirksame Kraft der schönen Natur in allen

allen empfindsamen Wesen hervorbringen. Er sonn'te seine Flügel in den erquickenden Strahlen der Morgensonne, haschte ein vorbeieilendes Würmchen, hüpfte vor Freuden von einem Rande zum andern und ergözte sich an noch einem Vogel seiner Art, der unten zu seinen Füßen auf dem Erdboden im zarten Trieblande haßte, und entweder einer seiner Gespielen, oder seiner Kinder, oder vielleicht gar seine Gattin war, bis er nach ohngefähr fünf Minuten, aus diesem engen Bezirk eines kleinen eingeschlossenen Gartens, wieder in die weiten Grenzen der Natur, zu seiner eigentlichen Bestimmung überging, unter den Reizungen für ihn unennbareren Schönheiten und unter unzähligen Segnungen des Himmels, sein schuldloses Leben fortzusetzen. — Mir kam dieser kurze Aufenthalt des Vogels auf dem Rande einer zerbrechlichen Scherbe, als die kurze Wallfahrt der Menschen in diesem Leben, und der weite Raum der ganzen Natur, als die Ewigkeit vor. Wie manche Annehmlichkeit genießen wir schon auf der Scherbe, die wir hier bewohnen! Aber, wie viel tausend Herrlichkeiten mehr werden wir dann schmecken, wenn sich unsre Seele durch einen raschen Flug in die höhern und unermesslichen Sphären der Ewigkeit erheben wird.

* * *

Auf das nichts unkomme. Unfehlbar ist dieser Grundsatz eine von den unzähligen Absichten des Schöpfers gewesen, in dem Plane,

den er bei Einrichtung der Welt vor Augen gehabt. In tausend Fällen offenbaret sich diese Sparsamkeit der Natur. Was noch irgend wozu kan gebraucht werden, das wird dazu genutzt; es sey von Menschen oder andern lebendigen Kreaturen, von Pflanzen oder andern anerschaffnen Kräften aller übrigen Naturkörper. Ich ward an einem, von Tannenholze versertigten und schon etliche Jahre gebrauchten Reckenstabe gewahr, daß seine ganz graue und mürbe gewordne Oberfläche, an vielen Orten, bis auf das durchscheinende frischere Holz, benagt war. Im Nachsinnen über die Ursache dieser Wirkung, sahe ich eine Wespe, die um den Stock herum flatterte. Ich scheuchte sie fort und würde nicht aufgehört haben, sie zu verjagen, wenn mir nicht eingefallen wäre, daß Reaumur den Wespen an den Fensterrahmen ihr Kunststück abgesehen, wie sie von diesen mürben Holzspänen die Materie zum Bau ihrer Nester bereiten. Nun ließ ich sie gänzlich ungestört, und sie machte mir die Freude, ihre Arbeit vor meinen Augen fortzusetzen. In der Zeit von einer halben Minute hatte sie an mehr, als einem Orte, verschiedene Stellen des Holzes benagt, und nachdem sie diese saubern Spänen in ihrem Mund gesammelt, flog sie davon. Die graue löschpapierartige Hülle also, womit diese Insekten, auch größere Hornissen, ihre Nester umgeben, und woraus sie selbst auch ihre Zellen bereiten, ist alles von solchem dem Mo-

der naßem Holze verfertigt, das sie mit einem klebrichten Saft, den sie bei sich haben, eben so künstlich, als der Papiermüller, zu einem für sie so brauchbaren Gewebe machen. Nachdem die Farbe des Holzes oder der Baumeinde beschaffen ist; nachdem fallen auch ihre Nester aus. Ich habe große Hornissenester gesehen, die von hell und dunkelbräunem Saft mit wellenförmiger Schattirung so artig gebauet waren, daß es jedweden Zuschauer in Verwunderung setzte. — Was der Mensch zu nichts mehr nutzen kan, daß braucht die Natur oft noch zu großen Absichten, und hat es ganzen Familien von Geschöpfen Gottes zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse angewiesen, auf daß nichts umkomme.

* * *

Gellert beschreibt irgendwo, mit der ihm eignen Unnehmlichkeit, die ländlichen Ausrüchte, die er früh morgens auf einem ökonomischen Acker und Viehhofe beobachtet. Ich habe im kleiven öfter Gelegenheit, diesen wirtschaftlichen Geschäften aus einem Fenster zuzusehen, und selten verlasse ich diesen Gegenstand ohne einige Belohnung. Ich sahe, daß eine Magd ein Gefäß mit Gerste ausschüttete, um wenigstens einer Menge von 50 Stück allerhand Art von Federvieh, ihr Futter zu geben. Es war ein Platz, der kaum zwei Fuß im Durchschnitt hatte, auf welchen diese Körner hingestreuet waren, und daher kam's, daß fast die Hälfte dieses Geflügels, nur vers

stohlen, einige Körner erhaschte, da hingegen die streitbarsten unter ihnen den Schwächern alles entwandten. Gerste genug war da. Sie lag Zoll hoch über einander, und dennoch mußten einige darben, da andre im größten Ueberfluß lebten. — Wenn der oberste Hausvater nicht mit mehrerer Weisheit seine Gaben ausscheilte; wie würd es um die Einwohner der Erden aussehen! Geschähe's, daß einige viel, andre wenig haben; so können wir sicher auf weise Absichten schließen, die eine solche ungleiche Austheilung nothwendig machen; oder der Mensch selbst hat die Ordnung gestöhr't, die der wohlthätige Vater der Menschen ursprünglich abzweckte.

* * *

Was thut nicht die Macht der Gewohnheit. Vor 24 Jahren befahl die Obrigkeit zu N... daß gewisse, mit einem kleinen Nemetzen versehene Personen, bei der und der Gelegenheit, schwarze Mäntel tragen solten, die auf gemeine Kosten angeschafft wurden. Obgleich das Nemetzen etwas eintrug; so wegerten sich doch zehn, dasselbe anzunehmen. Nein; sagten sie, es ist eine unerhörte Neuerung. Unfre Vorsahren sind nicht im Mantel gegangen; so wollen wir es auch nicht, und nur der eilfte überwand das Vorurtheil und bequemte sich zu dem gemachten Gesetze. Nach 24 Jahren war der Mantel alt und zerrissen. Eine andre obrigkeitliche Person führte das Ruder. Es hieß: was ist es nöthig, daß N. N. einen Mantel

Mantel trägt. Die Kosten können gespart werden. Er mag ohne Mantel gehn, oder ihn aus seinem eignen Beutel bezahlen — und nun entschloß sich M. N. lieber für sein eigen Geld einen neuen zu kaufen, als ohne Mantel zu erscheinen. So weit hatte die Macht der Gewohnheit die Meinung der Menschen umgeschaffen.

* * *

„Warum soltest ein Buch in der Hand eines Menschen nicht eben das seyn können, was, nach der Fabel, ein Stein in den Klauen des Kraken ist?“ So rechtfertigte sich mein schlummernder Freund, da ich ihn an einem schwülen Nachmittage mit einem Buche antraf, das ihm eben aus der Hand fiel und ihn durch das Geräusch wieder munter machte. „Ja,“ fuhr er fort, vielleicht könnte das gar einen Probierstein von der innern Güte einer Schrift abgeben. Ueber manchem Buche könnte ich nimmermehr einschlafen, und wenn der Tag noch so schwül und der Körper noch so müde wäre: da ich hingegen bei andern schon in der dritten Minute zu jähnen anfang.“

* * *

Bei der Versammlung einiger jungen gutmüthigen Dorfdirnen, die mit kleinen Arbeiten beschäftigt waren, bei welchen sie sich dem natürlichen Hange zur Schwatzhaftigkeit ungestört überlassen konnten, hatte ich Gelegenheit, ihre Plauderei unbemerkt einige Augenblicke zuzuhören. Sie sprachen eben von einer fröhlichen Fei-

erlichkeit, die neulich der gnädige Herr angestellt hatte; was da für eine Menge Speisen, was da für sonderbares Essen wäre bereitet worden, davon sie nicht einmal den Namen wußten, und jedwede machte dabei einige, ihren Einsichten angemessne Anmerkungen. Was mir aber am meisten auf fiel, war, daß ein Mädchen von 16 Jahren unter diesem Haufen sagte: sie habe in ihrem ganzen Leben noch niemals Braten gegessen. Mein theilnehmendes Herz fing an zu schlagen. Ich entfernte mich, und war eben im Begrif, unmuthevoller Klagen über den großen Ueberfluß der Reichen und die noch größere Dürftigkeit der Geringern auszuschütten, als mich der zufriedene, lachende und heitere Ton dieses Mädchens wieder aus meiner finstern Fassung brachte. Kan dies gute Mädchen mit solcher ungetrübten Resignation von seinem Mangel sprechen; so muß es denselben nicht für ein so hartes Schicksal halten. Jedweder nach seiner Art. Der kleine Heerd seines väterlichen Hauses liefert ihm doch auch wol Speisen, die ihn bei dem durch Arbeit erweckten Hunger, so gut, als dem Edelmann seine Schnepfe, schmecken. Der Schöpfer hat auch den nicht vergessen, der in 16 Jahren keinen Braten ißt; so wenig ich darüber murre, daß auf meinem Tisch niemals Pariser Pasteten oder Indianische Vogelnester aufgetragen werden. Jener Kapellau des Mylords wäre noch eher zu bedauern gewesen, der die Fische nie anders,

als abgemalt gesehen, und doch ohne Unterlaß gerufen wurde, zu jedweden Riesen der gnädigen Herrschaft Prosit zu sagen.

* * *

Die Grillen, Heimen und andre ähnliche Insekten geben, zumal bei starker Hitze, einen sehr schwirrenden Ton von sich. So wenig es nun das Ohr irgend eines Menschen beleidigen kan, wenn er eine solche Grille ein oder zweimal singen hört; so unerträglich kan uns doch bei unsern Spaziergängen an und neben den Wiesen das unaufhörliche Trillern dieses einförmigen Musikanten werden. — So sind hundert Kleinigkeiten, die eben durch häufige Wiederholungen oft zur großen Last gereichen. Wenn mich ein andrer grüßt; so macht es mir wenig Mühe, ihm zu danken. Aber wenn ich auf einer vollreichen Straße ohne Unterlaß den Huth in der Hand haben und mich zur Rechten und zur Linken verneigen und verbeugen muß; so billige ich's von Herzen, daß man in großen Städten diese beschwerliche Ceremonie längst abgeschafft hat. — Welchem Jüngling ist es nicht angenehm, wenn er sich zum erstenmal rasiren läßt; aber dreißig bis vierzig Jahre lang alle Woche dreimal dem Barbierer zu sitzen — wer rechnet diese Erforderniß der Natur nicht unter die Lasten des männlichen Lebens, wenn uns auch ein günstiger Zufall einen noch so geschwägigen Barbierer zuführen sollte, u. s. w.

Sie haben wohl recht, daß ein Traum, eine gehörte Stimme, eine eingebildete Abhandlung der nächste Weg zum Aberglauben sey; aber alle und jede merkwürdigen Winke schlechterdings zu verwerfen, scheint mir doch auch zu weit gegangen zu seyn. Hören sie, was mir mein Vater von dem Schicksal seines Vaters in seiner Jugend erzählte: Er und ein jüngerer Bruder schliefen in einem, und neben an der Informator in einem andern Zimmer. Ihm kam es im Schlummer vor, als ob er von dem Informator beim Namen gerufen würde. Er stand auf, fragte nach der Ursach und nach erhaltener Antwort, — er träume, — legte er sich wieder nieder. Eben das geschah zum zweiten mal, und er wurde auf die nemliche Art abgewiesen. Zum dritten mal nahm er seinen Bruder mit, trat furchtsam vor das Bette seines Mentors, und dieser war mitleidig genug, zu erlauben, daß sie sich beide zu ihm legten. Kaum aber war das geschehen; so entstand in der Kammer, die sie verlassen hatten, ein plötzliches Geräusch. Die Decke über dem Bette der beiden Kinder war eingefallen, und würde sie ohnfehlbar erschlagen haben, wenn sie nicht zur Veränderung ihres Lagers wären veranlaßt worden. — Mein Herr, man hat dergleichen Erzählungen mehr. Können sie völlig Bärge für die Wahrheit dieser Geschichte seyn? Mir scheint die Folgerung auf eine übernatürliche Wirkung der Vorsehung aus dergleichen Begebenheiten so lange bedenklich, bis ihre historische Ge-

Gewissheit hinlänglich erwiesen ist, und dann mag es der Psycholog weiter untersuchen, ob die Seele eine Kraft besitzt, von einer nahe bevorstehenden Gefahr, undeutliche Vorempfindungen zu erhalten.

* * *

Noll Begierde, die kleinen Strauß oder Glockenpolypen zu fangen, die sich an die zarten Stiele der Wasserkirschen anzuhängen pflegen, hatte ich viele Tage hinter einander, wohl zwanzig Gläser voll Teichwasser geschöpft und zum Beobachten hingeseht, — aber allemal vergeblich. Endlich fand ich, was ich suchte, und wartete nur auf die Ankunft des Freundes, den ich mit der Betrachtung dieser fast unsichtbaren Thierchen unterhalten wollte. Aber zum Unglück war ein kleines Wassertschlinglein in dem Glase geblieben, das sich von ohngefähr an dem nemlichen Stielchen, mit seinen gewöhnlichen Krümmungen in die Höhe wand, und dadurch die ganze Republik dieser Thierchen auf einmal wieder zerstörte. — Wie klein braucht das Geschöpf nur zu seyn, das unsere Absichten plötzlich vereiteln kan. Sind wir nicht zehntausend mal mächtiger, als dies kaum sichtbare Wassertschlingelchen? Und doch, — wie war ich sogleich im Stande, ihrer Verwüstung Einhalt zu thun? Nicht leicht wird jemand seyn, der sich nicht auf ähnliche Fälle, und zwar nicht blos in solchen kleinen, sondern weit wichtigern Angelegenheiten besinnen sollte? Ein Adept hatte ihn endlich, seiner Mei-

nung nach, gefunden, den eingebildeten Stein der Weisen. Ein Bettler überraschte ihn unerwartet bei seiner Arbeit. In dem geschwinden Aufstehen über diese Störung, stieß er den Tiegel um, die Zinkur lag im Kothe, und eine überaus mühsame jährige Arbeit war vergeblich worden. — Nur ein Wesen ist, dessen Absichten zehntausend Monarchen nicht zu hindern, im Stande sind.

* * *

So Himmelweit ist nun wohl eben Vernunft und Instinkt, wenigstens in Rücksicht auf die Wirkungen, nicht unterschieden. Was Menschen, aus Vernunft mit Bewußtseyn thun; das thun die nicht mit Vernunft begabten Geschöpfe aus Instinkt, ohne Bewußtseyn, und oft auf eine wohl noch geschicktere Weise. — An dem Abhange eines Hügels werde ich viele kleine Häufgen Erde gewahr, und bei jedweden oben ein Loch, etwa drittehalb Linien im Durchschnitt. Ich durfte nicht lange warten, um die Urheber dieser Anstalten zu entdecken. Es waren Wespen, die sich einen Bau unter dem Rasen gemacht hatten, und die Erde war der Schutt, den sie aus den Höhlungen heraus gebracht hatten. Ich sahe einige arbeiten und mußte die außerordentliche Geschicklichkeit bewundern, die sie dabei bewiesen. Sie scharren, wie die Hunde mit den Füßen und schnellsten mit unglaublicher Geschwindigkeit die Erde hinter sich. In dem kleinen cylindrischen Gange selbst dreheten sie sich rund herum, das mit

mit sie theils oben, theils an den Seiten und unten, alles was noch im Wege war, mit den Füßen und auch mit Fresswerkzeugen, abnagen, wegschaffen und dadurch ihren Eingang glatt und bequem machen mögten. Abends aber sahe ich vor jedweder Defnung ein kleines pyramidalisches Häufgen Erde, wie ein Maulwurfsbaufen, womit dieselbe verschlossen war. Ich weiß es, wie behutsam man in der Teleologie urtheilen muß, wenn man sich in der Bestimmung der Absichten natürlicher Dinge nicht irren will. Aber hier waren sie sichtbar die mannigfaltigen merkwürdigen Endzwecke dieser kleinen Insekten bei der ganzen Anlage und dem Bau ihrer Wohnungen. Der Hügel sahe nach Ost-Südost, woher selten ein Regen komt, der ihre Anstalten hätte verderben können. Die erste scheinbare Wahl zu ihrer Sicherheit! Einen Abhang hatten sie ausgesucht, theils damit die Erde von selbst herabrollte, wenn sie solche aus dem Loche heraus schleuderten, theils weil dieser Abhang, seiner jähen Lage wegen, von dem vorübergehenden Vie-

he selten oder gar nicht betreten wurde. Die zweite scheinbare Klugheit bei ihrer Dekonomie. Indessen häufte sich doch der Schutt vor dem Loche bergestalt, daß es ein kleiner Berg wurde, von welchem die Erde, die sie herausbrachten, wieder nach der Defnung zurück rollte. Hier mußten nun neue Vorkehrungen gemacht werden. Ich sahe sie also absichtlich, nach einem kurzen Stillstande, als ob sie der Sache hätten nachdenken wollen, einige Wespenschritte hinter den Berg laufen und die Erde wegtragen, so daß der Gipfel der gehäuften Erde, nicht mehr nach der Höle zu, sondern abwärts sinken, und endlich der ganze Erdhaufen wieder ziemlich eben werden mußte. Lauter den vernünftigen Handlungen der Menschen sehr analogische Anstalten! Und wie klug war endlich die Verschließung ihrer Höle eingerichtet! Ohne geometrische Kenntnisse, wußten sie die Erde gerade so weit hervorzuschaffen, daß sie richtig vor der Defnung liegen blieb und zur Verwahrung des Eingangs dienlich wurde.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Freitag, den 10ten November 1780.

Zufällige Gedanken bei kleinen Vorfällen.

Zween schön glänzende, aber doch falsche, zum Einfassen geschliffene Steine, ein Rubin und ein Hyacinth, hatten in einer Sammlung natürlicher Seltenheiten, neben andern Gemmen lange in sorgfältiger Verwahrung gelegen. Kennerangen können das wahre von dem falschen bald unterscheiden; aber entweder hatten nicht viel Kenner diese Sammlung genau besehen, oder das Vorurtheil des Ansehens hatte sie von der Untersuchung abgehalten. Endlich wurden sie beide näher hervorgezogen. Der Stahl sollte ihre Güte entscheiden, und siehe, — beide zersprungen, an statt, daß sie, ohne abgenutzt zu werden, hätten Funken von sich geben sollen, und verriethen also durch ihre geringe Härte, daß sie nicht der Natur, sondern dem nachahmenden Künstler ihr Daseyn zu danken hatten, und also ihrer bisher behaupteten Stelle nicht würdig wären. — Kunst kan sehr oft den versteckten Fehler auf eine scheinbare Art ersetzen; aber der Betrug kan sich doch nicht immer verbergen. Der Unedle darf sich nicht schmeicheln, daß er

unter der Begünstigung einer edlen Gesellschaft stets durchschleichen werde. Endlich finden sich Kenneraugen, die den Schein von der Realität unterscheiden, und wo auch diese nicht hinreichen, da giebt's Proben, die den angemessnen Werth oder Unwerth, ohne Widerrede, ins Licht setzen.

* * *

Die Biene und der Bienenstock.
Eine schön gezeichnete Biene flog von dem Zweige eines Baums immer hin und her nach einem Bienenstocke, daß es mich endlich aufmerksam machte, ihre Absicht zu errathen. Ich ward meines Wunsches bald gewährt. Ich sahe, wie sie sich mit ihren spitzigen Krallen nahe an das Fluchthoch des Bienenkorbes anhing, und in verschiedenen Pausen zu wiederholten malen mit ihrem Schnabel an denselben anflopfte. Wenn nun eine Biene sich heraus wagte, um die Ursach dieser ungewohnten Störung in ihrer friedlichen Wohnung zu untersuchen; so erhaschte sie der listige Vogel, flog auf den nächsten Zweig, verzehrte seinen Raub, und setzte den nemlichen Kunstgrif

grif weiter fort, fast niemals ohne den gesuchten Erfolg. — Armes Volk, das, ohne Gefahr zu wittern, der List verschlagener Feinde zum Raube wird! — Wo ist der Ort, da man vor allen Nachstellungen ganz sicher seyn könnte? — Der Schlingen sind viel, in welche der Unvorsichtige kan verwickelt werden. — Außerlicher Glanz verdeckt oft ein feindseliges Herz. — Es ist gut, auf jedwede drohende Bewegung aufmerksam zu seyn; aber es muß mit Vorsicht geschehen. — Wenn aber die Weise keinen Vorwurf der Ungerechtigkeit verdient, da sie ihrem Instinkt folgt; so verdient ihn doch der Mensch, wenn er mit ungerechter List den Einfältigen zu berücken sucht.

Unter den Schätzen des Herbsts, welche ein Gärtner von seinen Bäumen sammelte, ward mir eine Birne gebracht, in welcher sich ein gieriger Käfer so tief eingefressen hatte, daß er todt darinnen stecken geblieben war. Es nahm mich doch Wunder bei Thieren, die sonst eben den Vorwurf der Unmäßigkeit nicht verdienen, ein Beispiel einer so tödtlichen Gefräßigkeit zu finden. Indessen der Augenschein überzeugte mich davon. Der Reichtum ward sein Grab, und mitten im Ueberfluß fand er seinen Untergang. Mögten nur nicht unter Menschen selbst dergleichen Exempel gefunden werden! Der Tod bei den Schätzen ist so selten nicht, wenn wir alle mal bis zu der wahren Quelle zurück

gehen. Geiz und Verschwendung sind beides Abwege, die weit näher zum Grabe führen, als die dazwischen liegende edle Tugend der enthaltsamen Zufriedenheit.

Wie viel, denkt ihr wohl, daß das Sterne sind? fragte ich einen Bauer, der den gestirnten Himmel betrachtete. — Das kan ich nicht sagen, Herr. Ich dünkte wohl, etliche hundert. — Und ich, etliche tausend. Seht ihr den Mond, der dort aufgeht? — O ja. — Und wenn wir jetzt da stünden, wo jener Stern steht; so würden wir von dem Monde nichts sehen. So können noch etliche tausend solcher Monde am Himmel schweben; davon wir hier nichts gewahr werden. — Sonderbar! Was waren denn die Sterne? — Sonnen. — Er schüttelte den Kopf, und konte sich nicht überreden, von dem, was ich ihm sagte. — Mögte doch die Kenntniß von der Größe des Weltgebäudes ausgebreiteter werden unter den Einwohnern der Erde! Der größte Haufe macht sich gar zu enge Begriffe von den Werken der Allmacht. Aber, was ist gewöhnlicher, als der Fehler, daß man sich das Große zu klein; und das Kleine — den Ameisenhaufen dieses Erdbodens — zu groß vorstellt?

Eine schreiende Eule verließ in der Dämmerung ihren, in den Ruinen einer alten Klosterkirche genommenen Aufenthalt, flog auf einen nahe gelegenen Garten zu und eiste nach Raub

Raub aus. Arme Vögel! wie manchem unter euch wird ihre nächtliche Jagd das Leben kosten! Ich verwünsdere mich nicht über eure ewige Schicksalsternheit. Kaum seyd ihr dem tödtlichen Gewehr des Jägers entwischt; so lauert der Habicht von oben auf euren Fang: kaum seyd ihr den rothen Beeren und der aufgestellten Schlinge entgangen: so beginnt die Eule aus ihrem Schlupfwinkel hervor zu kommen, und selbst in hohlen Bäumen, in dem Genuß der nächtlichen Ruhe, eurem Leben nachzustellen. Gut ist es noch, daß sich dieser Finsterniß liebende Feind durch sein krächzendes Geschrei selbst verräth, und vielleicht mancher noch eben dadurch für seinen Klauen gewarnt wird. — Wie viel glücklicher sind wir Menschen! In unserm sichern Welttheile, wenigstens dürfen wir weder Löwen noch Tiger, weder Bären noch Wölfe, noch die Ceylonsche Zauberschlang fürchten. Und doch, — welche demüthigende Wahrheit, — wie oft ist ein Mensch dem andern das, was jenen Völkern grimmige Tiger, reisende Wölfe, stechende Scorpionen

und tödtliche Nattern mit ihren Giftpähnen sind. Müssen wir nicht auch des Nachts sorgfältig unsere Wohnungen verwahren? Und für wen? — Für Menschen.

* * *

Es ist eine bekante Anmerkung, daß das Obst gemeiniglich dann erst seine rechte Größe, seine höchste äußerliche und innerliche Schönheit erlangt, wenn es zu reifen anfängt. Je näher also zur Reife; desto näher zur Vollkommenheit. Dank dem Erhalter unsers Lebens, wenn wir nicht in der Hälfte unsrer Tage, in der versäumten Ausbildung unsrer größtentheils noch rohen Fähigkeiten und Anlagen ein Raub des Todes werden, — wie jener unschmackhafte, unreife, unansehnliche Apfel da, den der Wurm stach, noch ehe er sich zu röthen anfing. Aber auch zugleich eine warnende Abmündung. Je näher zur Reife; desto näher zum Abpflücken. Es dauert oft lange, ehe wir zur verhältnißmäßigen Vollkommenheit gelangen. Wie wir dann aber unsrer Reife entgegen wachsen; so nähert sich auch der Bote, der uns zu Grabe ruft.

Die Wanzen betreffend.

Obgleich in den vorübergehenden Bänden dieser beliebten Wochenschrift, vorzüglich aber in den Jahrgängen 1761 bis 1767 verschiedene Mittel wider diese unangenehmen Gäste angezeigt sind, und obgleich mehrere öffentliche Blätter ein

gleiches gethan, so spüret man doch in verschiedenen Orten wenig Hilfe, und große Städte sind im Sommer noch immer vor wie nach mit dieser Plage heimgesucht. In Petersburg soll, wie mir dort gesagt wurde, kein Haus das von frei seyn; in Hamburg kan man

trog aller holländischen Reinlichkeit sie nicht vertilgen, und in Hannover soll es eben so seyn. Es kan also wohl nicht schaden, wenn man auch durch dieses Blatt noch einige derselben bekant macht, davon das erste vorzüglich, nicht allein auf eine bloß zufällige Weise erfunden worden, sondern auch noch von allen bekanten Mitteln das aller wohlfeilste, und noch oben drein so beschaffen ist, daß wohl die wenigste Unbequemlichkeit damit verknüpft seyn kan. Es rühret dies von dem bekanten Vater Hell, dem kaiserlichen Hofastronomen in Wien her, der es zuerst entdeckt und bekant gemacht hat. Er schickt die Bemerkung voran, daß diese äußerst beschwerliche Insekten zwar eigentlich nur in warmen Ländern zu Hause gehören, allein sich auch in gemäßigten Himmelsstrichen, ob wohl nur des Sommers, einfinden.

Kalte Länder, wie z. E. Schottland, Norwegen, Lappland, sind davon, so wie auch von Fliegen und Flöhen, ganz frei; auch Länder, die unter gemäßigtern Himmelsstrichen liegen, im Winter.

Diese unreinen, garstigen Insekten, finden sich gemeinlich in den Mobilien und Tapeten bewohnter Zimmer, woraus gefolgert wird, daß eine unreine, eingeschlossene warme Luft ihr Element seyn müsse. Die tägliche Erfahrung und der Augenschein bestätigen diese Muthmassung, da die Wanzen nur mit der zunehmenden Hitze ihre Vermehrung anfangen.

Die gütige Natur, hat uns also

das Gegenmittel in eben derselben Jahreszeit gegeben.

Die Wohnzimmer der Sternwarte in Wien, waren wegen des hohen Grades der Hitze, welcher sie ausgesetzt sind, so sehr mit Wanzen angefüllt, daß man sie nicht vertilgen konnte; kein Mittel blieb unversucht, und alle Versuche fielen fruchtlos aus. Nun ereignete es sich, daß einst bei einem feuchten Wetter im Sommer die alten Bücher, vorzüglich die in lederen Bänden, einen sehr übeln Geruch von sich gaben, welchen zu vertreiben der Herr Hell zwischen diese Bücherherrepositoria, Lavendelblüte streuen ließ, ohne jedoch dabei an Vertreibung der Wanzen zu denken. Nach ohngefähr acht Tagen, da der Bediente der Gewohnheit nach das Bette von diesen schmutzigen Gästen zu reinigen unternahm, fand er keine einzige derselben, sondern alle waren verschwunden; er berichtete dieses voller Bewunderung seinem Herrn, und da derselbe sich gleich erinnerte, daß er vor ohngefähr acht Tagen erst den Lavendel habe streuen lassen, so fiel er so gleich auf die Vermuthung, dieser angenehme Geruch könne vielleicht diesem Ungeziefer unerträglich seyn. Sich nun völlig davon zu überzeugen, ließ er alle Zimmer, Bette, Schränke, und überhaupt alle Meublen mit der Lavendelblüte bestreuen, und nach einigen Tagen fand sich auch nicht eine Spur mehr von Wanzen auf dem Observatorio.

Da diese Erfahrung nun ihre Nichtigkeit

tigkeit hat, so verdient sie um so mehr auch hier bekannt gemacht zu werden, da das Mittel nicht allein der Gesundheit nicht schadet, sondern auch unter allen andern bekannten das wohlfeileste ist, in dem man nur ohngefähr für einige Groschen braucht, ein großes Zimmer damit zu reinigen, und dieses gerade ein Jahr lang seine Wirkung thut, da alsdann der wiederkehrende Sommer auch neue Lavendelblüte darbringt.

Dieses Mittel ist auch wider die Schaben oder Motten Probe gerecht befunden, und wer weiß, ob es nicht auch gegen andere Insekten mit Nutzen könnte gebraucht werden.

Ohne hier die verschiedenen Aufgaben, welche der Herr Hell durch diesen Versuch an die Naturforscher zu richten veranlaßt wird, aufzulösen, oder bestimmen zu wollen, wie und auf was Weise die Wanzen durch Lavendelblüte vertrieben werden, — ob sie die ihnen widrigen geistigen Theile einathmen, und mit ihrer Nahrung einschlingen, oder ob die flüchtigen ausdünstende Theile der Blüte die äußern Theile des Insekts angreifen, will man nur noch dem Publikum, und denen, welchen es allensfalls an dieser Pflanze fehlen sollte, ein Paar andere Mittel gegen diese Hausplage anzeigen.

Der ekelhafte üble Geruch dieses Ungeziefers scheint von der Natur eine Art Correctif in allen stark riechenden Dingen zu haben. Terpentın, Kampfer, Wermuthkraut, spanischer Pfeffer, alles dieses verschucht sie, wenig-

stens auf einige Zeit. Hauptsächlich ist der Kampfer schon zu verschiedenen malen und in verschiedenen öffentlichen Blättern, unter andern auch in diesem Magazin als ein Wanzen vertreibendes Mittel bekannt gemacht und empfohlen worden. Verschiedene Versuche haben die Entdeckung außer allen Zweifel gesetzt, und jedermann kan sich durch eine leichte Probe eben davon in gar kurzer Zeit überzeugen. Man nehme nur ein kleines Tuch, tauche solches in Kampferspiritus und hänge es in die Ecke eines Bettes, in welchem sich Wanzen befinden; nach Verlauf einer Nacht, auch noch wohl in kürzerer Zeit, werden sie das Bette verlassen und sich in die nächste Wand geflüchtet haben. Will man also ein Bette ganz davon säubern, so lasse man den Kampferspiritus zwischen alle Fugen des Bettes laufen, er tödtet die Eier und die Mutter im Holze, und macht, daß sie geschwind aus den Mobilien und Vorhängen flüchten. Noch geschwin- der aber der Sache ein Ende zu machen, und sich auf lange Zeit für das Wiederkommen zu sichern, kan man, nachdem der Kampfer solchergestalt ausgegossen worden, mit einem brennenden Licht nachfahren; der Spiritus entzündet sich sehr schnell, und weil er in alle Fugen eindringt, so folgt die Flamme dahin nach, und verheeret die Brut von Grund aus. Auf diese Art ist ein Zimmer, in welchem die Wanzen alle Mauerfugen inne hatten, in wenig Stunden gereinigt worden.

den. Der türkische Pfeffer, getrocknet und zu Pulver gerieben, darauf mit Schmalz oder einer andern Art Fett vermengt, giebt auch eine Salbe, die einige Wochen Frist verleiht, nur muß das Geräthe, welches man damit reinigen will, vorher wohl mit Wasser abgespült werden.

Demjenigen aber, der sein Zimmer auf einige Wochen entbehren kan, ist nachstehendes Mittel, welches auf viele Jahre Ruhe verschaffet, vorzüglich zu empfehlen: Man leere das Gemach von allen vergoldeten Mobilien und Kleidungsstücken, zu mehrerer Sicherheit auch von denen die feinfarbigt sind, alsdenn verschließe man die Fenster und alle Fugen so genau, als möglich, vermache sie allenfalls mit Pappe oder Papier, und stelle denn in die Mitte des Zimmers nach Verhältniß seiner Größe ein Gefäß mit ungelöschtem Kalk, der ungefähr ein Drittel des Raums des Gefäßes einnimmt. Dieses fülle man alsdenn mit Wasser, und vermache die Thüren des Zimmers

darauf eben so sorgfältig wie die Fenster. Der sich löschende Kalk wird, da er sich entzündet, einen sehr starken Dampf veranlassen, welcher sich in dem ganzen Gemach verbreitet, und da ihm aller Ausgang verschlossen ist, in alle Fugen und Ritzen, als die Hauptwohnung dieser Insekten, dringt, und sie darin völlig zu Grunde richtet. Man thut wohl, wenn man ein solches Zimmer 3 bis 4 Wochen uneröffnet läßt; waren die Wanzen häufig darin, so wird man bei Eröffnung desselben die Bälge in großer Anzahl, als ein Zeichen der über sie gekommenen Zerstörung, antreffen. Dies Mittel ist an sich der Gesundheit unschädlich, und dem beim untermischen zu brauchenden Arsenik oder dem einreiben des Quecksilbers bei weitem vorzuziehen. Die eigne Vorsicht wird es ohnehin einem jeden von selbst empfehlen, daß er das vier Wochen verschlossen gewesene Zimmer nach der Eröffnung desselben nicht sogleich wieder beziehe, sondern es erst eine Zeitlang, wenigstens 24 Stunden, auslüften lasse.

G. . .

H. . .

Auf die im 87^{ten} St. dieses Magaz. vom v. J. verlangte Anweisung, durch welche Mittel die so genannten Harnacken oder Kornwürmer gewiß und ohne Schaden des Kornes zu vertilgen? habe die Ehre zu erwiedern, daß ich aus der Erfahrung überzeugt bin,

daß es gar nicht möglich ist, die von diesem Ungeziefer einmal angestreckten Kornfrüchte völlig wieder zu reinigen, besonders wenn dieses Uebel einen großen Vorrath betroffen hat. Jedoch kan man die angestreckten Früchte durch vorsichtiges und öfters wiederholtes Sieben ziem-



ziemlich von diesem schädlichen Ungeziefer befreien, welches auf folgenden Art am besten geschehen kan: Man schmiere einen großen Kreis mit recht gutem stark riechendem Theer, etwa am einen Ende des Kornbodens, in diesen stelle man Leute die das Korn fleißig und vorsichtig sieben, auches mit der Hand öfters und stark durchrühren. Durch diese Arbeit wird nun der größte Theil des Ungeziefers auf den Boden fallen, und so bald es den Theer erreicht, augenblicklich crepiren. Auch kan man Theer mit gekochtem Wasser verdünnen, und das mit die im Kreise befindlichen Würmer besprengen, welches sie auch gleich auf der Stelle tödtet. Nach dieser Arbeit aber thut man am besten, wenn man sucht dergleichen Früchte so bald wie möglich los zu werden.

Die Böden aber von diesem bösen Ungeziefer völlig zu reinigen, so, daß auch in der Folge nichts zu befürchten ist, hält, wenn man anders vorsichtig zu Werke gehet, gar nicht schwer. Man mache nur den angestreckten Kornboden von allen Kornfrüchten, auch allen andern Sachen, besonders von dem etwa darauf gelegten Kuchholz

ze ic. völlig rein, reinige solchen von allem Staube und Unreinigkeiten aufs beste. Ist dieses auf das sorgfältigste beobachtet, so nehme man nach Verhältniß des Kornbodens recht guten reinen Theer, verdünne solchen aber erst allemal bei dem Gebrauch mit gekochtem Wasser, (doch muß die Masse nicht zu dünne seyn, weil sonst der Geruch zu schwach wird) streiche damit die auf dem Kornboden befindlichen Rigen und Fugen, Ständer, ic. und überhaupt alles darauf befindliche Holzwerk nur dünne über. Ist dieses gehörig geschehen, so kan man ohne Sorge einen solchen Boden in den nächsten vier Wochen wieder mit reizen Kornfrüchten beschütten, und man hat nicht im geringsten zu befürchten, daß die Kornfrüchte von diesem Ungeziefer angestreckt werden, wenn man nur seinen Kornboden in der Folge reinlich hält, auch die Früchte fleißig umstechen läßt. Auf dem Boden ist es zwar hinreichend, wenn die Rigen und Fugen bestrichen werden, allein es ist doch besser, wenn das übrige darauf befindliche Holzwerk auch überall sorgfältig angestrichen wird.

Zufällige Gedanken.

Als eine Null konnt man am leichtesten und sichersten durch die Welt: nur muß man sich denn auch nicht verdrießen lassen, als eine solche angesehen und behandelt zu werden.

Wie fade Köpfe jezt über langes

weile klagen können, da so viel Unterhaltendes für sie geschrieben wird, das begreife ich nicht: aber wie Männer von Geist und Geschmack bei unsrer Modelectüre erbärmlich jähnen können — das begreife ich recht wohl.

Wenn

Wenn die Schönheiten des Geistes zu genau aufgesucht, verfolgt und zergliedert werden, so ist das ein sicheres Merkmal, daß die Armuth des Geistes anfängt bei einer Nation überhand zu nehmen. So lange man reich ist, achtet man auf Kleinigkeiten wenig.

Der Anspruch auf ein ununterbrochenes Vergnügen oder Glück ist eine offenbare ungereimte und ausschweifende Forderung, die wir Niemand zu gute halten, und an Niemand vernünftig finden, als an uns selbst: denn so bald das Vergnügen abreißt, hängen wir den Kopf, und wenn uns das Glück den Rücken kehrt, so sind wir so nieder geschlagen, und führen so bittere Klagen, als ob uns ganz was Unerwartetes und das größte Unrecht widerfahren wäre.

Unglücklich ist der Mann, der einen Führer braucht, und dreimal unglücklich der, welcher ihn in unsrer gegenwärtigen theologischen, moralischen, philosophischen und belletristischen Welt zu suchen, verdammt ist! Man wird ihn gegen alle zwei und dreißig Winde zerren, und am Ende noch ungewisser da stehen lassen als er zuvor war.

Seine Vorzüge Niemand fühlen lassen, wenn man ungefaßt seyn will,

ist nöthig, aber nicht genug. Man muß sie auch nicht einmal sehen lassen, oder sie wenigstens gleich wieder einhüllen, wenn man es einmal nicht ändern konnte sie zum Vorschein zu bringen. Wir verlieren dadurch nichts. Man wird sie doch nicht verkennen, und uns desto höher schätzen.

Freiheit ist ein schön klingendes Wort, aber übrigens nicht viel mehr als ein Wort, — ohne viel Realität und Bedeutung: wenigstens für den größern Theil der Bürger eines Staats. In der feinsten Republik selbst kan der wirkliche Genuß der Freiheit in einem etwas bedeutenden Grade nur einigen wenigen zu Theil werden. Bei den übrigen besteht der größte Vortheil und Genuß darin, daß sie sich einbilden und sagen können: wir sind ein freies Volk! In bürgerlichen Schranken ist der Mensch überall dienstbar, und überall stehen die Gesetze unter der Vormundschaft derer, die sie verwalten. Das etwas Mehr oder Weniger bei der Dienstbarkeit wird durch die Gewohnheit unmerklich, sonderlich wenn das Joch nicht zu hart ist, und wir keine Gelegenheit in der Nähe haben, nachtheilige Vergleichen anzustellen.

Frage.

Hat man kein zuverlässiges Mittel, wodurch Schaffkäse von Würmern befreit bleiben? Wenn dergleichen be-

kant ist, beliebe es doch baldigst in diesem Magazin anzuzeigen.



Hannoverisches Magazin.

91^{tes} Stück.

Montag, den 13^{ten} November 1780.

Dritte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers
von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.

(Siehe das 52^{te}, 53^{te} und 54^{te} St.)

Zehnter Brief.

Liebster Freund!

Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe vom 20^{ten} Dec. vorigen Jahrs a) gemeldet, daß wir den 23^{ten} Jul. v. J. von dem Hofe des Kaisers, welcher zu Souracarta residirt, aufgebrochen sind, um unsere Reise nach dem Sultan zu Tucucarta fortzusetzen. Wir brachen des Morgens um 5 Uhr unter Abfeuerung der Kanonen auf, und rückten Mittags um 11 Uhr ins Quartier, wo wir die Nacht campirten, und zwar in Häusern, welche von Bambusholz gemacht waren, welches mir eben so vorkam, als wenn man in Europa in ein Lager rückt. Die Häuser von Bambus kan man füglich mit Zeltern vergleichen. Man bedient sich dieses Hilfsmittels, wenn in der Nähe keine Regreien sind. Nachdem wir gut gegessen, getrunken und geschlafen

hatten, brachen wir den 24^{ten} früh Morgens wieder auf, und campirten auf dieselbe Art, wie den Tag vorher. Auf diesem Plage fanden wir schon einige javanische Prinzen mit dem ersten Minister des Sultans, welche von dem Sultan abgesandt waren, um den Herrn Gouverneur zu complimentiren.

Den 25^{ten} des Morgens um 4 Uhr setzten wir uns wieder in Marsch, und machten um 7 Uhr auf einem Plage, etwa zwei Stunden von Tucucarta, ein Rendezvous, allwo wir alle unsere besten Kleider anzogen, um in Pontificalibus bei dem Sultan zu erscheinen. Unsere Damen kleideten sich wie Amazoninnen, weil sie sich hier zu Pferde setzen wolten. Eine gute halbe Stunde von diesem Plage hat der Sultan einen prächtigen Garten mit einem Lustschlosse, wo er sich schon ganz frühe hin versetzt hatte, um den Gouverneur daseibst zu empfangen, auch hatte er alle seine beste Miliz so-

V n n n wohnt

a) Dieser Brief ist in Europa nicht angekommen, und vermuthlich das Schiff, welches ihn mitbringen sollte, verunglückt. N. d. S.

wohl zu Pferde als zu Fuße ausrücken lassen, um bei der Ankunft des Gouverneurs zu paradiren. Der Herr Gouverneur schickte seinen Generaladjutanten nach dem Sultan, um ihm seine Ankunft zu wissen zu thun; worauf der Sultan wiederum einen Officier schickte, und ihn complimentiren ließ. Um 8 Uhr setzten wir unsern Marsch fort. Alles war zu Pferde, auch die Damen. So wie wir die Miliz des Sultans, welche auf beiden Seiten postirt war, passirten, wurde von ihnen ein Lauffeuer gemacht, wobei die Kanonen zu Passangerahan, so heißt der Lustgarten des Sultans, gelöst wurden. Wir Dragoner postirten uns rechter Hand des Schlosses, und die Jucjucartischen linker Hand. Denn auf Jucjucarta liegt gleichfalls eine Compagnie europäische Dragoner, gleich wie auf Suracarta, welche eine Garde von dem Sultan ist, und auf Kosten der ostindischen Compagnie erhalten wird.

Der Sultan hat noch verschiedene Arten von inländischer Garde zu Pferde und zu Fuße, worunter eine, welche seine erste Garde ist, mir sehr possirlich vorkam. Ihre Uniform besteht weiter in nichts, als in einem rothen Gewande, welches sie anten um den Leib schlagen, außerdem sind sie ganz nackend, und ihr Gesicht, Leib und Füße sind mit einer gelben Salbe beschmiert. Die Javanen halten dies für schön, uns Europäern aber, insonderheit mir, ist es sehr ekelhaft. Ihre Waffen sind ein Schild, Pfeile und

Bogen. Sie heißen auf Javanisch die Padeiganger des Sultans, weil sie allezeit, wenn sie marschiren, padeigangen, das heißt auf javanische Art tanzen. Der Sultan thut keinen Schritt aus seinem Pallaste, oder nach javanischer Art zu reden, aus seinem Dalm, ohne sie voraus zu haben, er mag zu Wagen, zu Pferde, oder zu Fuße seyn; ihre Manoeuvres bestehen darin, daß sie nach der Musik allerlei Bewegungen mit dem Leibe, Händen und Füßen machen. Im übrigen ist die Miliz des Sultans besser eingerichtet, und auch regulairer, als die von dem Kaiser. Über eine Garde zu Pferde hat er nicht, gleichwie der Kronprinz des Kaisers; desto mehr Mädchen hat er in seinem Serail, wovon ich bald Gelegenheit haben werde mehr zu sagen.

Nachdem sich die Gesellschaft etwa eine halbe Stunde in dem Lusthause aufgehalten hatte, defilirte die inländische Miliz ab, um den ganzen Weg von Passangerahan, bis nach dem Dalm des Sultans, zu besetzen, welches eine gute Stundeweges ist. Wie dieses geschehen war, führte der Gouverneur den Sultan bei der Hand in den Wagen, und setzte sich bei ihm. Die jucjucartischen Dragoner setzten sich vor dem Wagen, und die Ustrigen hinter selbigem. Der Generaladjutant und ich ritten bei dem Wagen. Die Suite, welche voraus war, war so groß, daß man sie nicht absehen konnte. Ich glaube, daß der Sultan mehr als tausend Javanen, blos als Gefolge, bei

bei sich hatte. Einige trugen seinen Thron, andere seine Insignien. Der Henker mag es wissen, was sie alle für Bedienungen haben. Der erste Minister und einige andere von den vornehmsten Javanen, worunter selbst Prinzen und nahe Anverwandte von dem Sultan waren, mußten bei dem Wagen zu Fuß hergehen. Der Zug ging gerade nach dem Dalm zu. Es dauerte aber wohl drei Stunden ehe wir dahin kamen. So langsam fuhr der Sultan. Was hab' ich den Morgen geschwitzt! Denn die Sonne brannte entsetzlich, und es war just Mittag, da sie am heißesten ist. Wie wir nahe bei dem Dalm kamen, und ich von dem Wagen abreiten wolte, um mit unsern Dragonern, welche vor dem Dalm aufmarschirten, vor der Front Honneur zu machen, hatte ich eine kleine Fatalität, welche im Grunde nichts war, und daraus ich auch gar kein arges hatte; allein es wurde mir nachher gesagt, daß ich mir dadurch leicht ein Unglück hätte zuziehen können.

Bei dem wegreiten von dem Wagen verwickelten sich meine Rockfalten in eine von des Sultans Pike, und diese sind so heilig, daß sie Niemand anrühren darf, als diejenigen, welche sie tragen. Ich hatte mich, der Himmel weiß, wie es zuging, so sehr verwickelt, daß ich nicht erst wieder los kommen konnte. Obschon ich diesen Vorfall für eine große Kleinigkeit hielt, so sahe ich doch, daß der Javane, welcher die Pike trug, sehr mü-

risch und verdrießlich darüber war, und meine Freunde sagten mir nachher, daß ich zu einer andern Zeit, wenn der Gouverneur nicht gegenwärtig gewesen wäre, risquirt hätte, unter den Piken ermordet zu werden. Der Hof des Sultans ist ohnedem gar nicht gut Europäisch gesinnt, und aus solchen Kleinigkeiten sind wohl eher große Blutbäder entstanden. Es lief inzwischen doch recht gut ab, und der Sultan, der es mit ansah, schien wenigstens es nicht übel zu nehmen, oder er stellte sich so aus Höflichkeit gegen den Herrn Gouverneur. Daß mit dem Sultan lange nicht so gut umzugehen ist, wie mit dem Susunang, werden Sie bald näher sehen.

Wie der Sultan aus dem Wagen stieg, führte ihn der Herr Gouverneur in voller Ceremonie bei der Hand in den Dalm, wo er sich, unter Trompeten und Paukenschall, auf den Thron setzte, und der Gouverneur neben ihn. An beiden Seiten standen Stühle für die Suite des Gouverneurs, und die übrigen Personen von Distinction von Tjucucarta. Von den Inländischen saß keiner auf einem Stuhle, als der Kronprinz, welcher der zweite Sohn von dem Sultan ist; sondern sie mußten alle auf der Erde sitzen. Eigentlich hätte sein ältester Sohn, welcher noch am Leben ist, Kronprinz seyn müssen. Weil er sich aber mit einem Rebeweibe seines Vaters abgegeben hat; so hat ihn der Sultan erst zum Tode verdammt, auf Fürsprache des ersten Residenten von Tjucucarta

aber hat er ihm zwar das Leben geschenkt, jedoch zum gemeinen Vattur verurtheilt, welches bei den Javanen die allgeringste und verächtlichste Creatur ist. Nach und nach ist sein Vater etwas wieder besänftiget worden, jedoch ist er von der Thronfolge ganz ausgeschlossen, und er muß sich als ältester gefallen lassen, auf der Erde zu sitzen, wenn sein jüngerer Bruder auf dem Stuhle sitzt; es sey dann, daß ihm der Sultan bisweilen, wenn er guter Humeur ist, die Erlaubniß giebt, sich auf einen Stuhl zu setzen.

Ich habe mein Tage nicht eine solche Souverainität gesehen, wie der Sultan hat. Alles ist auf seinen Wink abgerichtet, und Niemand darf ihm widersprechen, wenn er auch die entseßlichsten Grausamkeiten ausübt. Er ist auch ein rechter Tyrann, und wenn er sich von aussen gegen uns Europäer noch so freundlich stellt, so ist er im Herzen doch gar nicht europäisch gesinnt. Vor einigen Jahren, da er noch mit der ostindischen Compagnie Krieg führte, ist er mit den Gefangenen sehr barbarisch umgegangen, und mancher braver Europäer hat müssen unter den entseßlichsten Martern seinen Geist aufgeben. Sein Charakter ist in seinem Gesicht, und besonders in seinen Augen abgedruckt. Der Kronprinz sieht eben so wild und barbarisch aus. Zwischen dem Hofe des Sultans und des Kaisers ist ein Unterschied, wie Tag und Nacht. Wie war denn der Sultan gekleidet? Eben so wie der Kaiser, außer daß er keinen

Stern hat. Dies Vorrecht hat der Sultans allein. In der Kleidung machen die Javanen eben keinen Staat; aber desto mehr prunken sie mit Diamanten und Edelgesteinen, womit der Sultan reichlich versehen war.

Nachdem sich der Sultan gesetzt hatte, machten wir ihm auf eben die Art die Cour wie bei dem Kaiser, nemlich wir naheten uns ihm mit einer tiefen Verbeugung, worauf er uns die Hand gab. Eben so machten wir auch dem Kronprinzen die Cour. Die Gemalinnen des Sultans kamen nicht zum Vorschein, sondern die erste Gemalin desselben nahm die Visite von Messroum und den übrigen Damen, welche sie bei sich hatte, in einem aparten Zimmer an. Wie die Ceremonie der Cour zu Ende war, wurde Wein präsentirt, und einige Gesandten getrunken, welche der erste Resident, mit Namen Lapro, ausbrachte, auch ließ uns der Sultan Pinang und Syri präsentiren, und noch dazu aus seiner eigenen Pinangsdose, welches wir als eine große Gnade ansehen mußten. Ein Javane sollte diese Ehre um viel Geld nicht geben. Wenn der Kaiser oder der Sultan ein Glas Wein trinkt, und die Neige davon jemanden austrinken läßt, das ist die größte Ehre, welche selbst dem vornehmsten Javanen kan angethan werden. Ich habe oft lachen müssen, wenn wir beim Kaiser an der Tafel waren, und er eine Apfelsine oder eine andere Frucht, wo er ein Stück abgebissen hatte, auf die Erde warf.

warf. Hier waren selbst die vornehmsten Javanen so hinter her, um sie zu erhaschen, als wenn Geld ausgeworfen wird.

Als wir uns etwa eine gute halbe Stunde bei dem Sultan aufgehalten hatten, brach der Gouverneur auf. Beim weggehen gab der Sultan so wohl, als der Kronprinz wiederum einem jeden von uns die Hand. Der Gouverneur setzte sich in seinen Wagen und fuhr mit eben der Ceremonie und dem Gefolge nach dem Hause des ersten Residenten, wo er logirte, wie bei dem Kaiser. Wie er ankam, wurden von unserer auf Jucjucarta liegenden Infanterie drei Decharges gemacht, und die Kanonen von dem Fort, welches die ostindische Compagnie auf Jucjucarta angelegt, dreimal gelöst. Obgefehr Mittags um 2 Uhr war alles vorbei, worauf wir uns an die Tafel setzten, welches aber nicht lange dauerte. Denn ein jeder sehnte sich nach der Mittagsruhe. Am folgenden Tage war nichts zu thun und wir konnten uns recht ausruhen.

Allein den 27^{ten} Julius war ein großes Gastmal bei dem Sultan, wozu der Herr Gouverneur mit seiner Suite, und alle Personen von Distinction von Jucjucarta eingeladen wurden. Des Morgens um 9 Uhr fuhr der Herr-Gouverneur mit eben der Ceremonie zu dem Sultan, wie er es an dem Kaiserlichen Hofe gethan hatte, welches ich Ihnen in meinem vorigen Briefe b) beschrieben habe.

Darum will ich es diesmal nicht wiederholen. Das erste Divertissement, welches uns der Sultan machte, war die Jagd. Er führte uns in einen prächtigen Thiergarten, worin allerlei Wild war, insonderheit Hirsche und Rehe, und es stund einem jeden von der Gesellschaft frei, was zu schießen. Die Gewehre und übrigen Jagdgerräthschaften lagen dazu bereit. Viele machten Gebrauch davon. Aber der Sultan und Gouverneur schossen nicht mit, sondern sahen zu. Wie dieses vorbei war, führte er uns nach einem großen Teiche. Mitten in diesem Teiche hatte er kurz vorher ein Lustschloß aufbauen lassen, welches sieben Etagen hoch, und um und um mit Wasser umgeben ist, weswegen man auch nicht anders, als mit Fahrzeugen dahin kommen kan. Auf der obersten Etage hat er einen Garten angelegt, worin die herrlichsten Früchte und Blumen wachsen, worüber wir uns sehr verwundert haben; wir haben nirgends leckere Ananasse gegessen wie hier.

Wie wir diese Herrlichkeiten besehen hatten, gingen wir wieder in den Dalm, wo die Tafel schon gedeckt und mit Speisen besetzt war. Ehe die Gesellschaft sich niedersetzte, wurden die Röcke ausgezogen, und der Sultan erschien mit entblößtem Leibe, wie auch alle übrigen Javanen, deren mehr als zwei tausend an der Zahl waren, welche in und vor dem Dalm auf der Erde saßen. Wie wir uns niedergesetzt hatten, wurde anstatt des

Vn nn 3

Gebets

b) Ist der obgedachte verloren gegangene Brief. A. d. S.

Gebets vor und nach der Tafel dreimal Vergatterung um die Tafel herum geschlagen, gleichwie hier an den Höfen der Gebrauch ist. Von den Speisen, welche auf die Tafel kamen, konnte ich wenig genießen, denn es war mehrentheils javanische Kost, womit ich mich noch gar nicht vertragen kan, ob sie schon unter dem hiesigen heißen Luststriche viel gesünder ist, wie die europäischen Speisen. Die Europäer gewöhnen sich aber nach und nach sehr daran, so, daß die meisten die javanischen Speisen vorziehen. Die Zeit wird es lehren, ob ich mich auch daran gewöhnen kan. Noch kan ich sie nicht einmal gut riechen, und ich werde bisweilen von dem Geruch schon übel. Die Gesundheiten, welche an der Tafel getrunken wurden, und woraus man hier eine Ceremonie macht, wurden von dem ersten Residenten in eben der Ordnung getrunken, wie bei dem Kaiser, und dabei die Kanonen gelöst, von den Trompetern ein Rundal geblasen, und ein dreimaliges Hüsse gerufen, daß nicht allein der ganze Dalm, sondern ganz Tucejucarra davon erschalle. Gleich nach der Tafel fuhr der Gouverneur mit eben den Ehrenbezeichnungen wieder weg, mit welchen er gekommen war. Den 28ten war nichts zu thun, außer daß der Gouverneur einen kleinen Spazierritt that, um die Elephanten des Sultans zu besehen. Den 29ten stellte der Gouverneur dem Sultan zu Ehren ein großes Gastmal an, welches in dem Hause des Herrn Lapro,

wo der Gouverneur logirte, vollzogen wurde.

Der Sultan machte unendlich viel mehrere Apparatus, wie er dem Gouverneur die Visite machte, wie der Kaiser. Er ließ erstlich seine beste Miliz zu Fuß und zu Pferde voraus defiliren, um den ganzen Weg von seinem Dalm an, bis nach dem Hause des Herrn Lapro zu besetzen, worauf wohl zwei Stunden hingingen. Endlich kam er selbst, es mochte wohl 11 Uhr seyn, mit einem Gefolge, welches man nicht absehen konnte. Seine Insignien und Thron ließ er vor sich hertragen. Der Gouverneur ging ihm vor dem Hause einige Schritte entgegen, und führte ihn an der Hand herein, worauf er sich auf seinen Thron setzte, und der Gouverneur neben ihm auf einen Stuhl. Hierauf machten wir Europäer ihm erstlich auf unsere Weise die Cur, und darauf die vornehmsten Javanen auf ihre Manier, nemlich sie krochen auf dem Hintern zu ihm wie die Würmer, machten ihm ihr Glammat, und küßten ihm die Füße und dem Kronprinzen die Hand. Wie diese Ceremonie vorbei war, wurden die Röcke ausgezogen, und wir hatten wieder den Prospect von dem schwarzbraunen Leibe des Sultans und so vieler tausend Javanen. Die übrigen Ceremonien vor, bei und nach der Tafel waren eben so wie bei dem Kaiser. Die Hände wuschen wir in Rosenwasser, welches uns von den Mädchen des Lapro präsentiert wurde.

Bis hieher hatte sich der Sultan noch

noch sehr höflich und artig aufgeführt, aber bei der Tafel machte er ein Stück, welches leicht die gefährlichsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß so zu sagen eine ewige Feindschaft zwischen dem kaiserlichen und sultanischen Hofe ist. Wie die Gesundheit des Sultans getrunken wurde, so hatten verschiedene Tomogons, welche unter dem kaiserlichen Gebiete stehen, und welche der Gouverneur in seiner Suite mit sich genommen hatte, entweder aus Unachtsamkeit, oder aus einem heimlichen Groll bei dem Hufe rufen die Mühen nicht abgenommen, welches der Sultan, der sehr darauf Acht gab, bemerkt hatte. Hierüber gerieth er gleich in Wuth und Flammen, und um so viel mehr, weil einige darunter waren, welche selbst mit dem Kaiser verwandt waren. Er gab ihnen so gleich hierüber nicht allein einen harten Verweis, sondern befahl ihnen auch zugleich, daß sie sich, wenn die Gesundheit des Kaisers getrunken würde, nicht unterstehen sollten, Hufe zu rufen. Gleich darauf wurde die Gesundheit des Kaisers ausgebracht, wobei sie sich an das Verbot des Sultans nicht hielten, sondern sie riefen aus vollem Halse dreimal Hufe. Hierüber wurde der Sultan ganz wüthend. Zu einer andern Zeit, wenn der Gouverneur nicht gegenwärtig gewesen wäre, hätte er sie ohnfehlbar sogleich ermorden lassen. Aller Augen von den Bedienten des Sultans waren auf ihn gefest, und es schien, als ob sie nur

auf seinen Wink warteten, und dann würde ein allgemeines Blutbad daraus entstanden seyn. Allein er menagte sich doch in so fern, daß er nicht zu Gewaltthatigkeiten schritt, er scholt sie aber auf sein Javanisch auf die entsezlichste Art aus, und befahl ihnen, sogleich hinaus zu gehen, welches sie auch thaten, und dabei warf er sein volles Glas wüthend auf die Erde in Stücken.

Wie verhielt sich denn unser Gouverneur hiebei? Sehr weise und vernünftig. Er sah alles dieses mit einer Contenance an, worüber ich mich gewundert habe. Es mußte ihn freilich sehr frappiren, daß der Sultan einige Tomogongs von der Suite des Gouverneurs hieß aus dem Zimmer gehen; allein hätte er sich dem Sultan in der ersten Hitze widersezt, so wäre aus diesem Gastmale ohnfehlbar ein Blutbad geworden, wobei wir Europäer würden den kürzern gezogen haben, denn der Gouverneur hatte gar keine Bewafnete bei sich, als den Generaladjutanten und mich, da der Sultan hingen in und vor dem Hause so viele hundert Bewafnete stehen hatte, außer der übrigen Miliz, welche noch unterm Gewehre stand, um zu paradiren. So bald aber der Gouverneur sah, daß die Hitze des Sultans vorüber war, sprach er einige Worte sehr ernsthaft mit demselben, worauf er sogleich Befehl gab, daß die Tomogongs wieder herein kommen sollten. Sie mußten ganz nahe vor den Sultan kommen, worauf der Gouverneur selbst

selbst nochmals die Gesundheit des Sultans ausbrachte. Diese Tomogongs, welche wohl begriffen, warum dieses geschah, riefen aus vollem Halse Hufte, schwenkten dabei ihre Mützen über den Kopf, und auf solche Weise war das Feuer wieder gedämpft. Der Sultan ließ darauf sogleich die Pokale wieder füllen, und rief *Tuang Sufi-nang pagni slammal*: das heißt: des Kaisers seine Gesundheit, worauf solche auch zum zweitenmale feierlich getrunken wurde, und hiermit war der ganze Streit geschlichtet.

Der Sultan, bei dem der Wein auch schon einige Wirkung that, suchte es nachher auf allerlei Art bei dem Gouverneur gut zu machen. Er ließ einige von der inländischen Suite des Gouverneurs zu sich kommen, und gab ihnen seine Reize zu trinken. Insbesondere machte er dem Gouverneur dadurch ein großes Compliment, daß er den alten Citrossimmo zu sich rief, und sagte: „Diesen Greis achte ich, weil sein Vater mir gerathen hat, mit der ostindischen Compagnie Frieden zu machen, und in ein Bündniß mit ihr zu treten;“ ob er es gleich im Herzen nicht so meint. Allein er ist auch etwas bange, denn er weiß wohl, daß, wenn er mit dem Kaiser was anfängt, er die ostindische Compagnie auch gegen sich hat. Wie die Tafel zu Ende war, war der Sul-

tan so besoffen, daß er sich mußte nach Hause fahren lassen, der Kronprinz aber und die übrige Gesellschaft blieb noch bei einander. Nach der Tafel ließ Lapro seine Mädchen allerlei inländische Tänze tanzen. Abends um 8 Uhr wurde ein Feuerwerk abgebrannt, und damit hatte dieses Tractament ein Ende.

Den 30ten Julii, Morgens um 9 Uhr, gab der Gouverneur dem Sultan wieder eine Visite. Der Sultan hatte schon alle Anstalten machen lassen, um dem Gouverneur zu Ehren einen Mißerhäter mit einem Tiegerechten zu lassen. Allein der Gouverneur, welcher zu viele Menschenliebe besitzt, um ein solches Spectakel anzusehen, verbat diese Ehre: worauf der Sultan einen Büffel bringen ließ, welcher mit dem Tiegerechten kämpfen mußte, wobei der Büffel wieder die Oberhand behielt. Wie dieses vorbei war, gingen sie in den Dalm, um eine Conferenz zu halten, und darauf fuhr der Gouverneur wieder zu Hause. Den 31ten ritten wir mit dem Gouverneur spazieren, und unsere Damen waren auch zu Pferde, um einige alte javanische kaiserliche Begräbniße und Tempel zu besuchen. Mancher Antiquarius und Criticus in Europa sollte vieles darum geben, wenn er das alles gesehen hätte, was ich hier gesehen habe.

Die Fortsetzung folgt künftigh.



Hannoverisches Magazin.

92^{tes} Stück.

Freitag, den 17^{ten} November 1780.

Dritte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers
von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(Fortsetzung.)

Den 1^{ten} Aug. des Nachmittags um 4 Uhr, fuhr der Gouverneur wieder zu dem Sultan, welcher ihn vor seinem Dalm auf der Paffierbahn empfing, und wo er einige tausend Javanen zu Pferde mit Piken hatte aufmarschiren lassen, welche allerlei Manoeuvres machen mußten, die hauptsächlich darin bestanden, daß sie in voller Carriere einander suchten aus dem Sattel zu heben. Nachher ließ er einige der größten Elephanten vor dem Gouverneur vorbei führen, und am Ende setzte sich seine sultanische Majestät mit einer Pike zu Pferde, und machte selbst allerlei Künste mit einem dazu abgerichteten Pferde, wobei alle Zuschauer nach der Muße in die Hände klatschten, und ihm ein javanisches Bravo zuriefen. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. Denn einen Sultan mit entblößtem Leibe und Füßen, mit einer Pike in der Hand, und einem Cris auf dem Rücken, zu Pferde allerlei Gestus machen sehen, das ist, wie ich glaube,

lächerlich genug. Beim Auf- und Absteigen vom Pferde mußte ihm ein Javane zum Fußschemel dienen. Wie er seine Rolle ausgespielt hatte, ließ er einige Träger rambocken. Hierauf ging die Gesellschaft noch eine halbe Stunde in den Dalm, und damit war diese Visite wiederum zu Ende.

Den 2^{ten} und 3^{ten} Aug. war nichts zu thun, aber den 4^{ten} war wieder große Galla bei dem Sultan. Nachmittags um 4 Uhr fuhr der Gouverneur zu ihm. Wie wir ankamen, führte uns der Sultan erstlich auf sein Schloß, welches mitten im Wasser liegt. Nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen hatten, gingen wir in den Garten, welcher oben auf dem Schlosse liegt, spaziren, wo wir einen Prospekt hatten, den ich nicht leicht schöner gesehen, und die delikatesten Früchte aßen, die ich nie delikater gegessen habe. Gegen Abend fuhren wir in verschiedenen Fahrzeugen auf dem Teiche spaziren. Als Officier von der Leibgarde hatte

ich die Ehre, mit in der Schujte von dem Sultan und Gouverneur zu sitzen.

Wie es dunkel geworden war, wurde auf dem Wasser ein Feuerwerk abgebrannt, und darauf führte uns der Sultan in den Dalm, wo viele Mädchen saßen, die eine nach der andern padeigangen mußten. Die letzten, welche zum Vorschein kamen, waren des Sultans Leibmädchen. Wie diese anfangen zu tanzen, wurden die Kanonen geladet, und alle Javanen, deren ich weiß nicht wie viel tausend in und um den Dalm auf der Erde saßen, mußten sich umdrehen, und den Rücken herkehren; denn es ist schon eine Todssünde, wenn sich nur ein Javane untersteht, ein Leibmädchen von dem Sultan anzusehen. Wir Europäer aber hatten die Erlaubniß, sie ansehen zu dürfen. Wie sie anfangen, stund der Sultan auf, und klatschte nach der javanischen Musik in die Hände, und wir alle mit ihm. So lächerlich dieses auch zu seyn scheint, so gehört es doch mit zu der ostindischen Politik, daß man sich bei solchen Gelegenheiten ein wenig nach den Sitten und Gebräuchen der inländischen Fürsten richtet, um die Harmonie desto mehr zu unterhalten. Die Mädchen von dem Sultan sind außerordentlich schön, und viel schöner, wie die von dem Kaiser; sie sind mehr weiß, wie braun, ich glaube, daß die meisten von einem europäischen Vater und einer javanischen Mutter sind. Ihr Schmuck, welchen sie an Juwelen und Perlen am Leibe hatten, der aber allezeit dem

Sultan eigen bleibt, war nicht zu schätzen. Sie tanzen wie die Engel, und wissen solche Bewegungen mit ihrem Körper zu machen, daß man darüber erstaunen muß.

Die javanischen Mädchen sind überhaupt von Natur viel gelenkiger, als die europäischen, und reizen sehr zur Wollust. Die Javanen wissen auch sonst fast von keinen andern Plaisirs, als solchen, welche sie sich durch die Wollust machen. Diese ist beinahe ihr einziges Augenmerk.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir noch was ein, welches ich Ihnen erzählen muß. Wenn der Sultan des Nachts eines von seinen Leibmädchen bei sich gehabt hat, so muß sich dieses Mädchen den andern Morgen bei der ersten Gemalin des Sultans ordentlich melden, worauf die Sultanin ihr einen Schub mit dem Fuße giebt, und sie auf solche Weise von sich stoßet, um dadurch anzuzeigen, daß sie allezeit Sultanin bleibt, ob sie schon nur selten, und wenn sie etwas bei Jahren ist, niemals die Ehre hat, bei dem Sultan zu schlafen. Eben so ist es bei dem Kaiser auch. Das sind possierliche Gebräuche.

Auch dieses kam mir sehr possierlich vor. Der Sultan schämte sich nicht, in unserer aller Gegenwart, ja selbst in Gegenwart unserer europäischen Damen, sich von zwei Mädchen seinen Leib, Füße und Lenden mit Salbe beschmieren zu lassen. Wie aller Tanz zu Ende war, gingen wir an

an die Tafel, und am andern Morgen um 3 Uhr schieden wir erst aus einander. Da wir alle reichlich getrunken hatten, denn von des Abends um 6 Uhr, bis des andern Morgens um 3 Uhr, läßt sich was wegrinken, zumal da bei der Tafel die Pokale fleißig herum gegangen waren, schwärmten die mehrsten von uns noch die Nacht durch, wie wir zu Hause kamen, weil es sich auch nicht der Mühe verlohnte, noch nach Bette zu gehen. Es fiel uns ein, Musikanten hohlen zu lassen, und den Damen ein Ständchen zu bringen, womit wir noch bis 6 Uhr zubrachten, da es denn Zeit war, sich anzukleiden. Nachmittags fuhr der Herr Gouverneur erstlich nach dem Sultan, und darauf nach dem Kronprinzen, welcher auch seinen eigenen Hofstaat hat, um Abschied zu nehmen.

Den 6^{ten} August, mit Anbruch des Tages, brach der Gouverneur mit Fürstl. Ehrenbezeugungen von Jucjucarta auf, und rückte, damit ich es kurz mache, den 10^{ten} des Morgens um 10 Uhr, schon wiederum in Samarang ein; denn wir nahmen auf der Rückreise einen andern und kürzern Weg. Eine halbe Stunde von der Stadt hatten sich alle Personen von Distinktion von beiden Geschlechtern versammelt, um den Herrn Gouverneur zu empfangen, und ihn mit in die Stadt zu begleiten, auch war daselbst ein herrliches Frühstück angerichtet. Der ganze Weg von Patgerunge, so hieß die Negrei, wo sie sich versammelt hatten, bis Samarang war mit al-

lerlei inländischer Miliz besetzt, welche aus Chinesen, Mohren, inländischen Portugiesen und Javanen bestund. Diese machten alle dem Herrn Gouverneur auf ihre Weise militairische Honneurs, welches possierlich genug ansah.

Bei Patgerunge hatte sich die Bürger-Cavallerie von Samarang postirt, die bei der Ankunft des Gouverneurs drei Salven that, welches schlecht genug ging. Vor dem Gouvernemente in der Stadt paradirte die Garde zu Fuß und die übrige europäische Miliz, welche, wie der Gouverneur sie passirte, ein Lauffeuer machte; auch wurden dreimal die Kanonen um das Fort gelöst. Die ganze Gesellschaft begleitete den Gouverneur nach seinem Lustschlosse, wo wir uns noch eine halbe Stunde aufhielten, und auf die glückliche Ankunft desselben einige Gläser ausleerten.

Hier haben sie in möglichster Kürze die Reisebeschreibung nach dem Hofe des Sultans. Eins habe ich noch vergessen. Den Tag vor unserer Abreise schenkte mir der Sultan, wie auch der Herr Lapro, jeder ein Pferd, womit mir aber nichts gebient war, denn die Pferde sind hier nicht rar, und kosten fast gar kein Geld. Inzwischen ist es so der Gebrauch, daß der Cornet von der Garde zu Pferde bei solchen Gelegenheiten allezeit von dem Kaiser so wohl, als von dem Sultan ein Pferd geschenkt kriegt.

Ich beharre unveränderlich ic.

Samarang,
den 14^{ten} Mai 1773.

* * *

333 2

Eilfter

Fiffter Brief.

Bester Freund!

Nun schreite ich ohne alle weiteren Umstände zu der Beschreibung von der Reise, welche ich mit dem Gouverneur nach Java's Ostküste gethan habe. Was zwischen dieser Zeit merkwürdiges vorgefallen ist, habe ich Ihnen schon in meinem letzteren Briefe gemeldet. Die Zurüstungen zu dieser Reise waren eben so, wie bei der ersten. Den 25ten Sept. vorigen Jahrs, des Morgens um 5 Uhr, versammelten sich wieder alle Personen von Distinction bei dem Gouverneur. Um 6 Uhr setzte er sich mit Messrouw in den Wagen, ich ritt, nebst dem Generaladjutanten bei dem Wagen, und die ganze Gesellschaft begleitete ihn, theils zu Wagen, theils zu Pferde bis Turebaye, eine Viertelstunde von Samarang. Hier nahmen sie alle Abschied von ihm, und wünschten ihm eine glückliche Reise; außer diejenigen, welche der Gouverneur in seiner Suite mit sich nahm, welche eben so groß war, wie das vorigemal, nur daß der Herr Gouverneur darin einige Aenderung gemacht hatte. Verschiedene, welche das vorige Mal mit gewesen waren, gingen diesmal nicht mit. Dafür aber traten wieder andere in den Platz, welche bei der vorigen Reise nicht mit gewesen waren. Um 6 Uhr setzte sich der Gouverneur zu Pferde, die Damen ließen sich in Zolles, welches eine Art von Tragesüßlen ist, tragen, und nachdem wir

auf dem halben Wege zu Groggal gefrühstücket hatten, kamen wir um 9 Uhr in der Regrei Demak an, welche neun Stunden von Samarang liegt. Das war gut geritten. Der Gouverneur reitet auf dem Marsche allezeit sehr scharf, und man muß schon gute Pferde haben, wenn man ihm beifahren will. Auf den Plätzen, wo wir frühstückten, wechselten wir auch allezeit die Pferde. Die Damen kamen natürlicher Weise immer viele Stunden später.

Den 26ten Sept. vorigen Jahrs um 5 Uhr, brachen wir auf, halb 7 kamen wir auf Cloran, wo wir den jeunitten, halb 8 erreichten wir Tanguan, wo wir den Herrn von der Becke antrafen, welcher daselbst ein auserlesenes Frühstück hatte anrichten lassen. Hier erwarteten wir Messrouw mit ihrer Suite von Damen, welche um 10 Uhr ankam. Eine halbe Stunde darnach setzte sich der Gouverneur mit Messrouw in den Wagen, und in einer Viertelstunde waren wir auf Citus, wo uns der Herr von der Becke Mittags und Abends sehr köstlich bewirthete; denn Citus gehört mit unter seine Residenz, und ist 6 Stunden von Demak. NB. Wenn der Gouverneur auf dem Marsche zu Pferde ist, so reite ich allezeit mit ihm in der Suite. Wenn aber der Weg so ist, daß er kan befahren werden, so reite ich allezeit bei dem Wagen, welches fatigant genug ist; denn er fährt in einer guten halben Stunde allezeit eine deutsche Meile, und alle Meilen steht ein frisches Vorspann bereit.

Er

Er fuhr den 27^{ten} Sept. des Morgens um 5 Uhr mit Messroux von Cutus ab, langte um 7 Uhr zu Parti an, wo sie dejeuner, und sich bis halb 10 Uhr aufhielten, und langten Mittags um 11 Uhr zu Joana an, wo der Herr Newwirt Resident ist.

Joana ist von Cutus 11 Stunden. Die Compagnie hat daselbst ein Fort angelegt, welches von 1 Sergeanten und 18 Mann besetzt ist. Vor drei Jahren wurde es von einigen Rebellen überrumpelt und eingenommen; jedoch durch die tapfere Gegenwehr des Herrn Newwirt dem Feinde gleich wieder abgenommen, bei welcher Gelegenheit der gute Newwirt bald im Berthe ermordet wäre, wenn er sich nicht noch eine Minute zuvor mit der Flucht gerettet hätte. Den 28^{ten} des Nachmittags um 4 Uhr fuhr der Gouverneur von Joana ab, und langte um 6 Uhr auf Rembang an, welches gleichfalls eine Residenz mit einem Fort ist, 4 Meilen von Joana.

Daß der Herr Gouverneur an allen Orten, welche er passirte, mit Fürstl. Ehrenbezeugungen, so wohl von den Europäern als Inländern empfangen worden, brauche ich nicht mehr zu erwähnen. Den 29^{ten} war Samstag, und wir feierten hier auf Rembang den Geburtstag Seiner Hochedelsheit des Herrn Generalgouverneurs von Indien, Petrus Albertus von der Parra. Des Mittags um 11 Uhr war, nach holländischer Art zu reden, Cour, und der Gouverneur nahm so wohl von den Europäern, als Inländern die Glückwüns-

chung an. Des Mittags gab der Gouverneur ein großes Tractament. Bei dem Gesundheittrinken mit Pokalen, wurden die Kanonen geladet. Des Abends war Illumination und Feuerwerk. Den 30^{ten} des Nachmittags um 4 Uhr, fuhr der Herr Gouverneur von Rembang ab, und langte um 5 Uhr zu Lassien an, welches zwei starke Meilen von Rembang liegt.

Den 1^{ten} October v. J. des Morgens um 2 Uhr, ritten wir von Lassien weg, und kamen um 5 Uhr auf Kaploran an, 6 Meilen von Lassien. Hier frühstückten und dinirten wir. Nachmittags um 4 Uhr brachen wir wieder auf, und rückten um 6 Uhr in Bantjar, 4 Meilen von Kaploran, ein. Den 2^{ten} des Morgens um 4 Uhr, brachen wir auf, und rückten um 8 Uhr in Tuban, 8 Meilen von Bantjar, ein. Den 3^{ten} des Morgens um 4 Uhr, brachen wir wieder auf, und rückten halb 10 Uhr zu Banjaranjar, 11 Meilen von Tuban, ein. Den 4^{ten} des Morgens halb 5 Uhr, ritten wir hier weg, und kamen um 6 Uhr auf Kupa, 3 Meilen von Banjaranjar, an. Hier trafen wir den Prinzen von Maduren, imgleichen den Hrn. Lusac an, welcher Befehlshaber von der Ostküste ist, und zu Saurebaya wohnt. Um 7 Uhr setzten wir unsere Reise fort. Der Prinz von Maduren so wohl, wovon ich bald Gelegenheit haben werde mehr zu reden, als auch der Herr Lusac begleiteten den Herrn Gouverneur bis Sudaye, wo wir um 8 Uhr anlangten. Den 5^{ten} mach-

ten wir auf Sudaye Kastag. Von Lassem an bis hieher haben wir beständig am Seestrande gereiset, welches des Morgens im Frühen sehr angenehm ist. Insonderheit ist es ein herrlicher Anblick, wenn man die Sonne aus dem Meer hervorstiegen sieht. So bald sie aber völlig hervor kommt, wird es gleich entsetzlich heiß.

Den 6ten October mit Anbruch des Tages, gingen wir in verschiedenen Fahrzeugen zu Wasser. Die Pferde ließen wir auf Sudaye zurück, wobei zwei Dragoner commandirt wurden. Der Gouverneur hatte seine eigene Schuie von Samarang kommen lassen, und hatte auch seinen eigenen Steuermann und zwölf Matrosen, alle egal gekleidet, und zwei Trompeter. In diesem Fahrzeuge saß der Gouverneur, der Patti von Samarang, der Herr Lusac und ich. Messfrouw fuhr mit den übrigen Damen in einem besondern Fahrzeuge neben uns, und die übrige Gesellschaft hatte sich vertheilt. Um 8 Uhr landeten wir schon auf der Insel Maduren bei Suhdje an, wo uns der Prinz von Maduren, welcher schon den Abend zuvor abgesehelt war, empfing. Hier warteten wir, bis die ganze Suite des Gouverneurs bei einander war. Um 9 Uhr setzte sich der Gouverneur mit Messfrouw in den Wagen, und langte um 10 Uhr auf Bantalan an, wo der Prinz von Maduren residirt, zwei Stunden von Suhdje. Dies war ein sehr ange-

nehmter Weg zwischen zwei Wäldern, welche einen beständigen Schatten gaben. Der Gouverneur wurde hier mit eben den Ehrenbezeugungen empfangen, wie bei dem Kaiser und dem Sultan, darum brauche ich hiervon nichts mehr zu erwähnen.

Die Insel Maduren gehört eigentlich nicht mit zu Java, sondern sie ist eine besondere Insel, welche mitten in der See liegt, und 50 Meilen im Umkreise hat. Es ist noch nicht lange, daß die Maduresen mit der ostindischen Compagnie Krieg geführt haben, wobei sie aber von der Compagnie überwunden worden sind. Deshalb ist auch der Prinz von Maduren kein Bundesgenosse von der Compagnie, wie der Kaiser und der Sultan, sondern nur ein Vasall, und muß jährlich seinen Tribut liefern. Er hat auch lange die Macht nicht, sondern steht selbst noch unter der Ordre des Befehlshabers Lusac. Seine Miliz ist mehr nach dem europäischen Geschmacke, als wie die von dem Kaiser und Sultan, imgleichen auch sein Schloß und sein Hofstaat. Er hat selbst eine Compagnie Husaren, welche eben so gekleidet sind, wie die europäischen Husaren. Wenn der Prinz in Galla ist bei uns Europäern, so ist er selbst Europäisch gekleidet, welches ihm aber so ansteht, als wenn man einem Bauer das Kleid eines Hofcavaliers anziehen wolte. Er sieht recht possierlich aus, wenn er in Galla ist. Seine schwarzen kurzen Haare hängen ihm wild um den Kopf, welches

hes gar nicht mit seinem auf das prächtigste bordirten Kleide, wovon die Knöpfe lauter kostbare Brillanten sind, überein kömmt. Sein Hut ist von der Façon, wie ihn bei Ihnen die Vächter und Verwalter tragen, wenn sie in die Stadt kommen, an welchem aber fünf große Brillanten sitzen, die wenigstens auf hundert tausend Thaler geschätzt werden. Er ist zu höflich, seinen Hut aufzusetzen, wenn er bei dem Gouverneur ist, er hält es aber nicht für unanständig, daß ihn seine Dome: stiken bei der größten Assemblée aufsetzen, welche allezeit bei ihm auf der Erde sitzen, und ihm die Pinangdose hinhalten, oder ein goldenes Gefäß, um seinen Speichel aufzufangen. Das ist eine besondere Etiquette. Er ist noch jung, etwa von 20 Jahren, hat aber auch noch wenig Verstand, und weiß fast von nichts zu sprechen, als von Mädchen. Ich fragte ihn einmal, wie viel Mädchen er wohl hätte? Er antwortete mir darauf, daß wisse er selbst nicht.

Es geht hier zu Lande, was diesen Punkt betrifft, sehr wunderlich her. Das Klima ist sehr heiß, welches Muhammed sehr wohl scheint eingesehen zu haben, weil er die Vielweiberei eingeführt hat. Ein Javane, der sich kaum selbst ernähren kan, soll sich nicht mit einer Frau begnügen. Doch die Javanen thun dieses nicht allein, sondern die meisten Europäer folgen ihrem Beispiele nach. Es darf zwar kein Europäer, vermöge unserer Religion, mehr wie eine Frau heirathen,

aber sie kaufen sich hübsche Mädchen, womit sie sich halten, welches auch die Frauen wohl wissen, und die Unverheiratheten halten sich so viel Mädchen, wie sie kaufen und ernähren können. Hieraus wird hier zu Lande nichts gemacht. Wenn aber eine Ellasvin von einem Europäer ein Kind kriegt, so muß er sie frei geben, und das Kind taufen lassen.

Den 8ten October machten wir mit dem Gouverneur des Morgens einen Spazierritt, um das Grabmal der Prinzen von Maduren zu besuchen. Des Abends gab der Prinz von Maduren ein großes Tractament. Vor der Tafel mußten seine Mädchen par: deigangen, oder auf javanische Weise tanzen, und nach der Tafel wurde getandakt, welches sehr komisch aussieht. Der Prinz von Maduren eröffnete den Ball, welcher, nachdem er ausgeschandakt hatte, die Mädchen unserm Gouverneur zubrachte. Aus Com: plaisance gegen den Prinzen tandakte er auch ein wenig mit den Mädchen herum, jedoch machte er es nicht lange. Nachher mußten wir alle daran, da half nichts vor.

Den 9ten des Abends um 7 Uhr ging ich mit den Dragonern, in verschiedenen Fahrzeugen, zu Wasser voraus nach Surebaya, um den folgenden Morgen bei der Ankunft des Gouverneurs zu paradiren.

Den 10ten früh Morgens um 1 Uhr, kam ich zu Surebaya an. Der Gouverneur mit der übrigen Suite, kam gegen Mittag um 11 Uhr.
Auf

Auf Surebaya hat die Compagnie auch ein ansehnliches Fort, und es ist so zu sagen, der Waffenplatz von der Ostküste. Des Mittags um 1 Uhr, kam der Prinz von Maduren gleichfalls nach, welcher beinahe mit eben den militairischen Honneurs empfangen wurde, wie der Gouverneur.

Den 12^{ten} Oct. kam 1 Capitain, 1 Lieutenant, 2 Fähndrichs und 100 Mann von Batavia an, um den Capitain Heinrichs, welcher noch mit dem Feinde an der äußersten Spitze von Javas Ostküste zu thun hatte, zu unterstützen; und ich glaube, daß wir selbst mit dem Gouverneur darnach zugegangen wären, wenn sich die Umstände nicht geändert hätten. Allein der Capitain Heinrichs, welcher das Lager commandirte, hatte ein Stück gemacht, wovon er Ehre hat. Er hatte Wind davon bekommen, daß noch ein Capitain von Batavia kommen sollte, welcher älter war, wie er, und da er gerne die Ehre, den Feind überwunden zu haben, allein davon zu tragen suchte, auch nicht gerne, da er bisher Chef gewesen war, unter eines andern Befehl agiren wolte; so wagte er einen Coup von Desperation. So schwach er auch war, attaquirte er den Feind, und schlug ihn totaliter, welche Nachricht den 14^{ten} einlief. Dies hat er sehr gut gemacht, und ich würde mich

eben so verhalten haben, wenn ich in seiner Stelle gewesen wäre. So bald die Nachricht angekommen war, mußte die Garnison ausrücken, und Victorria schießen, wobei zugleich die Kanonen von dem Fort dreimal abgefeuert wurden, und der Capitain, welcher von Batavia gekommen war, mußte mit seinem Commando wieder zurück marschiren.

Den 20^{ten} gab der Befehlshaber Lussac des Abends ein großes Tractament. Wie es dunkel geworden war, wurde ein Feuerwerk abgebrannt, nachher war Ball. Bei der Tafel gingen die Pokale reichlich herum, und nach der Tafel wurde getandakt, denn wo der Prinz von Maduren ist, da muß auch getandakt werden.

Den 24^{ten} October ging ich wieder, des Abends um 7 Uhr, mit den Dragonern zu Wasser voraus nach Crisse, wo ich schon um 10 Uhr anlandete. Crisse ist eine Residenz, auch hat die Compagnie daselbst ein Fort. Der Resident von Crisse ist ein gewisser Herr von Puttkammer, ein belebter Mann.

Den 25^{ten} des Morgens um 10 Uhr, kam der Gouverneur mit seiner Suite nach, und wurde wiederum, wie gewöhnlich, mit allen möglichen Ehrenbezeugungen empfangen.

Der Schluß folgt künftig.



Hannoverisches Magazin.

93^{tes} Stück.

Montag, den 20^{ten} November 1780.

Dritte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers
von dem Cap der guten Hoffnung und aus Ostindien.

(Schluß.)

Den 26^{ten} October des Nachmittages thaten wir mit dem Gouverneur eine Lustreise nach einem berühmten alten Begräbniß von einem javanischen Kaiser, nicht weit von Crisse, welches auf einem hohen Berge liegt. Wir brachten eine gute Stunde zu, ehe wir den Berg hinaufkamen, und nachher mußten wir noch eine steinerne Treppe, welche 185 Stufen hatte, steigen, ehe wir an das Begräbniß kamen, welches auf der Spitze des Berges lag. Das würde uns allen herzlich sauer. Wie wir aber oben waren, hatten wir eine angenehme kühle Luft, die uns wie, der erfrischte, und einen Prospect, den ich in meinem Leben nicht schöner gesehen habe, auch fanden wir oben eine gedeckte Tafel mit allerlei Früchten und Getränken. Das ist sonderbar hier zu Lande. Man thut fast keinen Schritt, ohne Lebensmittel bei sich zu führen, und insonderheit Wein. Er mag so theuer seyn, wie er will, so wird doch deswegen nicht weniger

getrunken. Nachdem wir die Sonne im Meere hatten versinken sehen, stiegen wir den Berg wieder hinab, welches etwas geschwinder ging, als wie wir ihn hinaufklimmten.

Den 27^{ten} October trat der Gouverneur zu Wasser seine Zurückreise wieder an. Des Morgens um 9 Uhr wurden wir eingeschifft. Nachmittags um 5 Uhr, geriethen wir durch die Unkundigkeit des Steuermanns, der das Schif regierte, auf eine Sandbank, und wir mußten bis um Witternacht arbeiten, bis wir wieder davon loskommen konnten. Gegen 5 Uhr, da die See etwas stürmisch wurde, hätten wir durch die Unvorsichtigkeit des Steuermanns bald noch ein größeres Unglück gehabt. Der dumme Kerl war eingeschlafen, und hatte das Schif in den Wind segeln lassen, wobei ein Schif gar leicht umschlagen kan, wenn der Wind nur ein wenig wehet, und es fehlte auch nicht viel daran, daß wir auf solche Art verunglückt wären, wenn wir nicht noch in der

A a a a

groß:

größten Geschwindigkeit die Segel verändert hätten. Der Gouverneur, welcher mehr von der Seefahrt versteht, wie der Kerl von Steuermann, welchen wir am Bord hatten, dankte ihn auch so gleich ab, und ließ einen andern, unter seiner eigenen Aufsicht, dieses Amt vertreten. So bald es nur ein wenig wehete, kam der Gouverneur nicht vom Verdecke ab. Den 28ten gegen Abend fing es an hart zu wehen, und gegen Mitternacht hatten wir einen halben Sturm; jedoch segelten wir glücklich durch, und landeten den 29ten des Morgens um 10 Uhr, wiederum auf Rembang an. Den 30ten des Nachmittages um 4 Uhr fuhr der Gouverneur zu Lande von Rembang ab, und langte um 6 Uhr auf Joana an, 4 Meilen von Rembang. Den 31ten hatten wir einen starken Marsch von 18 Meilen zu machen, weßhalb auch die Dragoner, den Tag vorher des Abends, voraus gehen mußten. Ich hätte es auch thun können, denn der Gouverneur ließ mir die Wahl, ob ich mit voraus reiten, oder bei ihm bleiben wolte; ich wählte aber das letztere, und ritt den ganzen Marsch bei dem Wagen. Des Morgens um 5 Uhr brachen wir auf, frühstückten zu Patti, aßen des Mittags zu Curtus, und langten des Abends gegen 6 Uhr auf Japara an.

Japara, welches ein irdisches Paradies kan genannt werden, wo der Herr von der Beke Resident ist, war das letzte Comtoir, welches der Gouverneur besuchte, um sich von seiner

Reise daselbst einige Tage auszurufen, und der würdige Herr von der Beke, welcher mein lieber Freund und Gönner ist, ließ es auch an nichts fehlen, um dem Gouverneur, welcher ihn sehr hoch schätzte, seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Bei Tage gab uns die natürliche Lage von Japara die angenehmste Augenweide, und des Abends die Kunst; denn alle Abende sahe man die herrlichsten Illuminationen. Vor dem Lusthause, worin der Gouverneur logierte, hatte er eine Ehrenpforte aufrichten lassen, nach dem besten Geschmacke. Auf der einen Seite stand: *Fautori optimo*, und auf der andern Seite: *Hilaritas publica*. Der Gouverneur hielt sich 6 Tage zu Japara auf, und ich bin gewiß versichert, daß diese sechs Tage dem Herrn von der Beke wenigstens 6000 Rthlr. gekostet haben. Er machte uns alle Tage neue Veränderungen, bald mit Spazierfahrten zu Wasser und zu Lande nach seinen um Japara herumliegenden Lustgärten, bald mit der Jagd, bald mit Fischereien am Seestrande. Den 3ten November des Abends ließ er an einem Berge, dicht vor Japara, ein recht ausgesuchtes Feuerwerk abbrennen, wodurch der ganze Berg, welcher mit dürrm Gras und Buschwerk versehen war, in Brand gerieth. Ein jeder glaubte anfänglich, daß dieses von ohngefähr gekommen wäre, allein das war so nicht, sondern der Herr von der Beke hatte es mit Fleiß darnach angelegt. Einen hohen Berg in Feuer

stehen sehen, das war ein Prospekt, welcher über alles gieng, was ich jemals gesehen habe.

Den folgenden Abend war ein Feuerwerk zu Wasser, wobei am Ende ein Fahrzeug in Brand gerieth. Dies geschah auch auf Anstiften des Herrn von der Beke, und gab nicht wenigen Stof zum Lachen. Er hat possierliche Einfälle, welche er so a propos anzubringen weiß. Den 6ten November war die Parol: *Japara Steekt de Kroon*, wodurch der Herr Gouverneur dem Herrn von der Beke ein Compliment machte, denn das wolte eigentlich so viel sagen: *Japara hat vor allen Comtoirs den Vorzug*. Bei solchen Gelegenheiten greifen sich die Herrn Residenten recht an, um dem Gouverneur seinen Aufenthalt angenehm zu machen; allein es konnte es doch keiner dem Herrn von der Beke gleich thun.

Den 6ten November des Abends gab er dem Herrn Gouverneur, in einer im Garten illuminirten Allee, ein Abschiedsmahl. Das war recht angenehm. Um 12 Uhr, da wir von der Tafel kamen, fuhren wir wohl 1 Meile hart an der See herunter nach einem Lustschlosse, welches gleichfalls dicht an der See liegt. Der ganze Weg war mit Javaven besetzt, welche Fackeln trugen, außer denjenigen, welche wir bei dem Wagen hatten. Hie-

durch wurde es so helle, als wenn es Tag gewesen wäre. Bei diesem Lusthaufe lagen schon alle Fahrzeuge bereit, welche uns über die See nach Samarang bringen sollten. Nach dem wir noch einige Gläser zum Abschiede ausgeleert hatten, stachen wir des Morgens etwa um 2 Uhr in die See, und langten noch denselben Morgen, weil wir guten Wind hatten, um 10 Uhr auf Samarang glücklich an. Dies war der 7te November. Der Gouverneur trat im Gouvernement ab, wo sich alle Standespersonen von beiden Geschlechtern versammelt hatten, um ihn und Meffrouw zu bewillkommen. Im übrigen wurde er von allen Nationen mit eben den Ehrenbezeugungen empfangen, wie bei seinem vorigen Einzuge. Nachdem er sich ein wenig im Gouvernemente aufgehalten hatte, fuhr er mit seiner Gemalin nach seinem Lustschlosse auf Botjon, um daselbst künftig zu wohnen. Hiemit hat meine Reisebeschreibung von Javas Ostküste gleichfalls ein Ende. Ich habe vieles auslassen müssen, um nicht zu weitläufig zu werden, und schließe auch diesen Brief mit der Versicherung, daß ich auch in der größten Entfernung seyn und bleiben werde 1c.

Samarang,
den 25ten Jul. 1773.

* * *

Die vierte Fortsetzung folgt nächstens.

Sonderbares Bissen einiger Pferde.

Das Wort Bissen braucht man wenigstens in einigen Gegenden Westphalens, von dem laufen welches die Kühe im Sommer bisweilen überfällt; wenn sie auf den Weiden sind. Sie laufen mit eines oft Stunden lang auf einem Kampe herum, ohne daß sie sich aufhalten lassen. Doch sind mir keine schädliche Folgen davon bekannt. Ich wußte kein anderes Wort für die gleich zu erzählende wahrhafte Geschichte.

Den 9ten März dieses Jahrs, begab sich folgende sonderbare Erschei-

nung zu Cabega, nahe bei Azambuja, an dem Orte, der ehemals Dolas d'Andreza hieß (in Portugal). Einige Pferde eggeten, andere gingen ohne Arbeit neben ihnen, mit eins liefen alle fort, ohne daß sie auf einige Weise konten aufgehalten werden, und zwölf von ihnen fielen plötzlich todt nieder. Ein Erfolg, der einer verständigen Untersuchung würdig wäre.

Gazeta de Li-bo-a Supplemento à Nro. 15. vom 14ten April 1780.

Kennt man hier zu Lande ähnliche Vorfälle? und wodurch erklärt man sie?

Außerordentlich große Hitze zu Lissabon in diesem Jahre.

1) **G**azeta de Lisboa. Nro. 27. den 4ten Jul. 1780. Auszug.

Die Hitze, welche vor dem 25ten des vorigen Monats beständig gemäßiget war, ist besonders merkwürdig wegen des hohen Grades, den sie an diesem Tage erreichte. Ein sehr geschickter Officier *) hat in der Gegend des Torre da Polvara mit aller nöthigen Vorsicht Beobachtungen angestellt. Hier ist ihr Resultat. Sonnabend, den 24ten um Mittag 99 Grad Fahrenheit.

Sonntag, den 25ten um 2 Uhr Nachmittags 104 Grad, um 6 Uhr 86 Grad, des Nachts 81 Grad.

Montags, den 26ten um Mittag 78 Grad.

Diese ausnehmende Hitze hat bei nahe alle Weintrauben verbrannt, und

sie an einigen Orten gleichsam verkohlt. So weit die Zeitung.

Anderer Beobachter in der Stadt, haben am 25ten des Nachmittags 103½ Grad Fahrenheit. und 37 Grad Reaumur. gehabt.

2) Gazeta de Lisboa. Nr. 28. den 11ten Jul. 1780.

Die Hitze ist an einigen Tagen der vergangenen Woche wieder außerordentlich gewesen. Den 4ten und 5ten ist es wieder bis zum 96ten Grad der Fahrenheitschen Scala gestiegen, den 6ten bis zu 100½, den 7ten bis zu 100, und am 8ten wieder zu 84 Grad zurück gelehrt.

Anm. des Uebers. An denselben Tagen, nemlich vom 4ten bis zum 7ten, soll andern Nachrichten zufolge ein

*) Ein Deutscher, der Artillerie-Hauptmann Prätorius.

Anm. des Uebers.

ein Wald in der Gegend von Muzem, (einem Orte ohngefähr 9 bis 10 deutsche Meilen von Lissabon am südlichen Ufer des Tagus, wo die Herzöge von Cadaral beträchtliche Güter haben, dessen Richtung von Lissabon ohngefähr Nordost, oder Nordost gegen Norden bis Nord Nordost seyn wird,) gebrannt haben. Da nun in

dortiger Gegend um die Jahreszeit nordöstliche Winde nichts seltenes sind, so läßt sich die Hitze dieser Tage vielleicht hieraus erklären. Ueberhaupt glaubt man in Lissabon ziemlich häufig, daß außerordentlich große Grade der Hitze davon zu entstehen pflegen, wenn auf der andern Seite des Tagus Heiden &c. abgebrannt werden.

Kurze Nachricht von einer gelehrten Gesellschaft in Lissabon.

Seit Anfang dieses Jahrs, haben sich in Lissabon verschiedene Männer von Gelehrsamkeit und Kenntnissen vereinigt, zur Beförderung der Wissenschaften, welche zur Naturlehre gehören, hauptsächlich aber zur Beförderung des Ackerbaues und der Erweckung der schlafenden Industrie ihrer Nation, eine gelehrte Gesellschaft zu errichten. Der seit vielen Jahren in Deutschland, auch vielen Gelehrten als ein Herr von ausgebreiteten Kenntnissen bekannte Dom Joac von Braganza, jetzt Herzog von Alasounns, ist ihr Präsident, und wahrscheinlich rührt der Gedanke, eine solche Gesellschaft zu errichten, von ihm her.

Diese Gesellschaft, deren Statuten auch schon gedruckt sind, hat schon verschiedene Versammlungen gehalten. Den 4ten Julii dieses Jahrs, wurde sie im Königl. Palast, beim Kloster der Congregation vom Heil. Dratorio, Raceffidades, feierlich eröffnet. Der ehrwürdige Vater der Congregation vom Dratorio, Theodor d'Almeida, fing mit einer Rede an, deren Gegen-

stand ein deutlicher Beweis der einschleuchtenden Gründe war, auf welchen die Hoffnung beruht, daß bei den Ausländern, durch Vermittelung dieses Instituts, die günstige Meinung von den Talenten der portugiesischen Nation werde wieder hergestellt werden &c. Der Secretair der Societät Bisconde von Barbacena verlas hierauf ihre Statuten und die Liste der Mitglieder. Zwei Mitglieder theilten hierauf der Versammlung Abhandlungen mit. Jose Joaquin de Barros las eine Abhandlung über die Irthümer vor, welche bis jetzt in die Berechnung der allmählichen Bewegung des Lichts eingeschlichen wären, und schlug Mittel vor, sie zu verbessern. Petro Jose da Fonseca legte der Gesellschaft einen Plan zu einem portugiesischen Wörterbuche vor, den die Akademie öffentlich bekannt machen wird. Darauf las der Secretair wieder die Preisfragen der Akademie für die nächstfolgenden beiden Jahre vor, und der Herzog von Alasounns beschloß mit einer kurzen aber sehr guten Rede, um die Mitglieder

zu dem erforderlichen Eifer in ihrem Vorhaben aufzumunteren.

Nähere Nachrichten von dieser Akademie, ihren Statuten, und allem was sie besonders betrifft, so weit es bis jetzt in Lissabon bekannt ist, sollen nächstens besonders erfolgen.

Hier bitte ich nur um Erlaubniß, ihre Preisfragen bekannt machen zu dürfen; ich würde es ohne diese Vorrede nicht zu thun gewagt haben, weil wir seit einigen Jahren durch eine in Deutschland herausgekommene portugiesische Grammatik, freilich in der Wahrheit gegründete, doch ziemlich sonderbare Begriffe von den portugiesischen gelehrten Gesellschaften erhalten haben.

Schon das Motto der gegenwärtig neu errichteten Akademie läßt Portugal alles mögliche gute von ihrer Bemühung hoffen.

Nisi utile est quod facimus, stultum est gloria.

Portugal scheint auch schon seit mehreren Jahren zu einer solchen Revolution vorbereitet zu seyn, wenigstens dem, der die Statuten der erneuerten Universität zu Coimbra kennt.

Die Preisfragen sind folgende:

Für das Jahr 1781.

1) Eine Untersuchung der physischen Ursachen und Umstände, welche die Fruchtbarkeit des Landes verursachen, aus welchen sich leichte Regeln herleiten lassen, die verschiedenen Arten des Landes zu unterscheiden, die nützlichen zu erkennen, und die unfruchtbaren zu verbessern.

2) Ein Plan mit dem Anschlag, einen Fluß in Portugal schiffbar zu machen.

3) Ein Plan einer philosophischen Grammatik der portugiesischen Sprache.

Die Beantwortungen dieser Abhandlungen erwartet man vor Johanni des 1781^{ten} Jahrs. Der Preis für die beste Abhandlung jeder vorgelegten Frage ist eine goldene Medaille von 30 bis 31 Dukaten am Werth. Die Abhandlungen werden, wie gewöhnlich, dem Secretair mit einer Devise und versiegeltem Zettel, worin Name u. des Verfassers befindlich, mit gleicher Devise gezeichnet, erwartet. Unter einigen Einschränkungen, die größtentheils die Natur der Sache zu völlig bestimmter Beantwortung der Frage fordert, ist eine die: daß alle von Portugiesen einzuschickende Beantwortungen in ihrer Muttersprache seyn sollen. Ausländern läßt man die Wahl.

Der Secretair der Gesellschaft und seine Adresse ist:

Visconde de Barbacena Dom Luiz Antonio Furaldo de Mendonça Secretario da Academia das Sciencias de Lisboa.

Preisaufgaben für das Jahr 1782.

4. Eine physische und ökonomische Beschreibung einer Feldmark, oder eines ansehnlichen Theils dieses Reichs mit nützlichen Beobachtungen für Ackerbau und Industrie.

5. Ein genaues oder durch Näherung bestimmtes Gesetz, nach welchem sich geworfene Körper durch ein widerstehendes

des Mittel bewegen, so daß sich leicht praktische Regeln der Ballistik daraus herleiten lassen.

6. Eine Geschichte des Ackerbaues in Portugal.

Die Beantwortungen dieser Aufgaben müssen unter eben den Bedingungen wie die vom Jahre 1781 vor dem 1ten Mai 1782 eingesandt werden. Die Preise sind die nemlichen.

Nachricht von einer zu Anfange dieses Jahrs zu Ponte de Lima, in der Provinz Biana in Portugal errichteten ökonomischen Gesellschaft.

Der Corregidor dieser Provinz Manoel da Silva Baptista e Vasconcellos, errichtete sie unter Protection des Erzbischofs von Braga Dom Gaspar, und sie erhielt durch ein Königl. Diplom im Anfange des März ihre Bestätigung, unter dem Namen der ökonomischen Gesellschaft einiger Freunde der Wissenschaften zu Ponte de Lima.

Ihr Zweck ist Ausbreitung des Handels, des Ackerbaues, und aller Art von Industrie, in ihrer Provinz zu befördern. Ihre Mitglieder errichten auf ihre Kosten Spinn- und Webeschulen, hauptsächlich von Nesseltuch (Cambray) und Batist (Esquies). Portugiesische und deutsche Damen werden mir verzeihen, wenn ich ja diese Tücher nicht bei ihrem rechten Namen nennen sollte, ich habe deswegen die portugiesischen Namen dabei gesagt.

Sie nehmen auch andere Leute, die sich durch Erfindung dieses oder jenes Kunstgriffs, oder durch natürliches Geschick im arbeiten besonders auszeichnen, zu ihren Ehrenmitgliedern auf.

Sie ladet Jedermann ein, der Lust bezeigt, sich mit ihr zu gleichem Zweck zu verbinden, und bittet sich desfalls an ihren Secretair Nicolao de Magalhaes, Einnehmer der Stadt Ponte de Lima, zu wenden.

In der Nachricht, aus welcher dieser Auszug genommen ist, steht am Ende eine Versicherung, daß noch ein anderer angesehener Prälat an Errichtung einer ähnlichen Gesellschaft arbeite, um dadurch (sind die kaum übersetzbaren Worte der Bekanntmachung,) die faule Armuth zu vermindern, und die Industrie des Volks zu erwärmen.

Anweisung, ein Pferd für die Hälfte der Kosten, als sonst gewöhnlich, zu füttern und zu unterhalten.

Es war neulicher Zeit in dem Hannover. Mag. eine Anweisung befindlich, wie man auf eine viel wohlfeilere

Art die Schweine mästen könnte, und daß sie dennoch sehr gut bei der Schlachtung ausfielen. Unter andern wurde

wurde darin vorgeschlagen, von allerlei beliebigem Korn eine Art von Brodt backen zu lassen, und solches den Schweinen unter dem übrigen Gemengsel mit zu fressen zu geben. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat völlig recht bei dem gethanen Vorschlage, nur ist es schade, daß er nicht die physikalische Ursache mit beigefügt hat, warum Brodt besser füttert, als bloßes Korn. Es ist bekannt, daß zu dem groben Brodte eine artige Menge Sauerteig genommen werden muß, damit es aufgeht, und zur Nahrung dienlich wird. Dieser Sauerteig hat die Eigenschaft, die Nahrungstheile die in dem Mehl befindlich sind, so aufzulösen, daß es hernach, wenn es zu Brodt gemacht ist, den Verdauungssäften gar leicht fällt, die besten Nahrungstheile abzusondern, und den Nutzen hervor zu bringen, den man davon verlangt, mit einem Worte, es nährt viel stärker, als bloßes Korn thun kan, wenn dieses auch noch so sehr von den Thieren zermalmet wird, denn von dem gefressenen Korn bleiben viele Nahrungstheile, so darin befindlich sind, unverdauet, und gehen also ohne Nutzen verloren, die aber durch ein gebackenes Brodt, weil die Nahrungstheile darin besser aufgelöst sind, conservirt und zum Nutzen employirt werden. Hat einer Pferde, und will sie gern mit der Hälfte der sonstigen gewöhnlichen Kosten erhalten, so lasse er den Haber oder Kolben, oder was für Arten von Getreide er nehmen will, ordentlich zu Mehl mahlen. Hierauf mache er von diesem

Mehl einen gewöhnlichen Brodteig, worin aber vieler Sauerteig untermischt seyn muß, (je mehr Sauerteig man nimmt, je besser füttert das Brodt, so daraus wird,) lasse es die Nacht an einem warmen Ort, wie gewöhnlich, aufgehen, und des andern Morgens mache man mit einem gehörigen Zusage von Mehl ordentliche Brodte daraus, und lasse selbige backen, so wie man gewöhnlich das Brodt backen läßt. Von diesem Brodt nun schneide man dem Pferde würfelweise unter den Heckerling das Futter ein, wenn man es füttern will, man gebe aber niemals bloßes Korn mit darunter, denn dies ist unnöthig, und man wird finden, daß, anstatt man sonst einen Himten Haber die Woche zu einem Pferde hat haben müssen, man mit einem halben Himten, der zu Brodt gebacken ist, auskömt. Auch wird das Pferd nichts an Kraft verlieren, im Gegentheil sich bessern. Hat jemand in der Stadt ein Reitpferd, und will nicht gern viel Umstände dabei haben, der lasse solches Brodt backen, gebe anstatt des Heckerlings Weizenkleie mit dem Brodte vermischt, dem Pferde zu fressen, so hat er keinen Heckerling nöthig, und braucht auch dem Pferde kein Heu zu geben; es kriegt zwar alsdenn nicht einen solchen dicken Panzen, weil es kein Heu zu fressen bekömt, aber dahingegen wird es viel munterer laufen, und sich gut dabei befinden.

Ich schreibe dieses aus eigener Erfahrung. Hätten die Schweden, die in dem nördlichen Theile wohnen, nicht dieses Mittel, so würden sie sehr schlecht fortkommen. Diese bedienen sich alle des so präparirten Brodtes, wodurch sie eine Menge Getreide ersparen.



Hannoverisches Magazin.

94^{tes} Stück.

Freitag, den 23^{ten} November 1780.

Verzeichniß der Lektionen zu Hfeld, welche von Michaelis 1780 bis Oftern 1781 gegeben werden sollen.

Ihro Königl. Majestät, unser allergnädigster Herr, haben Selbst geruhet, auf den Zustand des hiesigen Pädagogii Allerhöchst Dero Aufmerksamkeit zu wenden, und auf das Gnädigste zu bezeugen, wie sehr die Aufnahme desselben von Höchst Denenselben gewünscht werde.

Von Erlauchter Königl. Landesregierung, unter deren hohen Fürsorge und Aufsicht das Hfeldische Pädagogium unmittelbar zu stehen das Glück hat, sind die zu dessen Verbesserung und Aufnahme geschehene Vorschläge Ihro Majestät vorgelegt, und von Höchst Denenselben auf das huldreichste genehmiget worden.

Auf diese Weise ist eine beständige Aufsicht über den Lehr: Vortrag und das ganze litterarische des Pädagogii mit bestimmten Visitationen eingeführt, und dem Herrn Hofrath Heyne in Göttingen diese Aufsicht übertragen worden: es sind neue Lektionen, welche die Scholaren unentgeltlich hören können: es sind für diejenigen, welche

die ganzen Pensionen nicht bezahlen können, und für Pensionäre, welche eine Erleichterung als Belohnung verdienen, halbe Pensionen gestiftet worden: die Bibliothek des Pädagogii hat von Zeit zu Zeit schöne Vermehrungen erhalten; es ist nunmehr auch eine ansehnende Hofnung zu dem Bau eines neuen Bibliotheksaals mit einem großen Saal für die Leibesübungen in den Erholungsstunden, wo die Scholaren beisammen übersehen werden können.

Der Lehr: Vortrag selber ist, nach den bessern Einsichten, die unser Zeitalter hierüber bekommen hat, durch einen rühmlichen Eifer der Lehrer, zum Theil auch durch Aufnahme neuer Lehrer verbessert; der ganze Plan des Unterrichts, ist, der Grundverfassung des Pädagogii, der Bestimmung der Scholaren, und den Zeitumständen zu Folge, festgesetzt, und die Disciplin, die schon vorhin ein gutes Mittel zwischen Mönchszwang, und ausgelassener Freiheit hielt, ist in einigen Fällen, wo man sah, daß sich von den

Bbbbb

neuen

neuen pädagogischen Verbesserungs- vorschlägen nützlicher Gebrauch machen ließ, durch neue gute Veranstaltungen verbessert worden. u. s. w.

Dieses ist wörtlich die Einleitung einer Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Königl. Pädagogii zu Ilfeld, welche der Herr Hofrath Heyne vor einigen Monaten zu Göttingen im Dieterich'schen Verlage in 4. herausgegeben hat.

Wir haben diese Einrichtung wörtlich hieher gesetzt, um das Publikum, und insonderheit diejenigen Eltern, welche ihre Kinder einer öffentlichen Erziehungsanstalt, ehe sie dieselben auf die Akademie senden, übergeben wollen, auf dieselbe aufmerksam zu machen, wenn sie unter andern ähnlichen Anstalten auch die hiesige in Vorschlag haben. Sie werden aus dieser Nachricht, von allen hiesigen Einrichtungen, sowohl welche Sprachen und Wissenschaften hieselbst, und wie sie getrieben werden; von den ansehnlichen Vortheilen, welche sich die Fleißigen und wohlgefitzten Jünglinge, nicht nur hier von ihrem Aufenthalt, sondern auch noch künftig auf der Landesuniversität versprechen können; ferner von der guten Aussicht, unter welcher sich die Jünglinge hier befinden, zu ihrer Veranlagung; und endlich von den in Vergleichung mit andern ähnlichen Anstalten, sehr mäßigen Kosten der Unterhaltung der Ihrigen völlig unterrichten können.

Besonders aber war es auch Absicht, warum diese Einleitung hier

eingerückt wurde, um daher eine ungezwungene Gelegenheit zu nehmen, unsern tiefsten demüthigsten Dank für diese Königl. Huld und Gnade zu bezeugen, da Ihro Königl. Majestät mitten unter den erhabensten und wichtigsten Geschäften Dero Regierung auch zu der hiesigen Erziehungsanstalt sich herablassen wollen, um dieselbe durch Dero unmittelbare gnädigste Verfürgung, Ihren getreuen Unterthanen so nützlich als möglich zu machen.

Auch der Hochpreislichen Königl. Landesregierung unsre ehrerbietigste Erkenlichkeit, für Dero milde und gnädige Fürsorge, mit welcher Hochdieselbe für die Wohlfahrt und den Flor einer löblichen Anstalt wachet, unterthänigst darzubringen.

Wir empfinden diese hohe Gnade und Milde mit den ehrfurchtsvollsten Gefinnungen, und fühlen uns selbst durch den regsten Eifer belebt, zur Bewirkung der gnädigsten Königl. Gefinnungen, alle unsre Kräfte aufzubieten, und uns des hohen unmittelbaren Schutzes der Hochpreislichen Königl. Landesregierung würdig zu bezeigen.

Wir flehen zu Gott um Segen für Ihro Königl. Majestät und für die hohe Landesregierung, und im Vertrauen, daß unser Eifer dem Höchsten angenehm seyn, und unser Gebet Erhörung finden werde, machen wir mit Freudigkeit die Lektionen hiemit bekannt, welche der uns anvertrauten Jugend diesen Winter hier gegeben werden sollen.

Der

Der Director M. Meißner hat im Vortrage der Universalhistorie nach dem Schroeckhischen Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, bereits den sechsten Zeitraum oder die neueste Geschichte vom Jahr 1520 her zu erzählen angefangen, und die Geschichte der Religionsverbesserung, und die Folgen derselben, bis auf die gegenwärtige Zeit heruntergeführt, daß die Scholaren, sowohl von der heutigen Verfassung der römischen Kirche, als auch von der verbesserten Religion, und denen in dieser vorhandenen Partheien der Lutheraner, Reformirten, der Episcopalen, und Presbyterianer in England, der Remonstranten und Contraremonstranten in den Niederlanden u. s. f. auch von den hauptsächlichsten Widerwärtigkeiten der verbesserten Religion u. d. gl. diejenigen Begriffe haben, welche kein wohl erzogener Mensch in diesen Dingen, die zu dem noch fortwährenden Zustande der Welt und der Reiche und Völker gehören, entbehren kan. Er wird auf ähnliche Art auch das Nöthigste vom Zustande der Gelehrsamkeit und Künste, und die Geschichte der Völker selbst vortragen, und bis auf die gegenwärtigen Zeiten herunter führen; dieser Lektion sind wöchentlich die erste Dienstags Nachmittags und die ersten Frühstunden Mittwochs und Donnerstags gewidmet.

In der Philosophie wird nach des Herrn Professor Feders Logik und Metaphysik die Logik nicht nur vollständig geendiget, sondern auch die Meta-

physik angefangen werden. Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde.

In der neuen Erdbeschreibung sind nach dem Schatzischen Lehrbuch Atlas Homannianus illustratus noch die Karten von Afrika und Amerika zu erklären übrig, nach deren gegebenen Erklärung diese Lektion von neuen wieder angefangen wird. Dienstags in der zweiten Frühstunde und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Der ersten mathematischen Ordnung ist bishero nach dem Lehrbuch des Herrn Rougers die Trigonometrie erklärt, und dieselbe zugleich in Auflösung der Dreiecke geübt worden. Im bevorstehenden Winter wird dieses Lehrbuch von neuen mit der Arithmetik wieder angefangen werden. Dienstags und Freitags in der zweiten Nachmittagsstunde.

Der zweiten mathematischen Ordnung, welche bishero praktisch im Zeichnen, in der Verwandlung und geometrischen Theilung der geraden linichten Figuren geübt worden, wird eine Einleitung in die Kriegsbaufkunst nach Löhns Anweisung gegeben, und dieselbe zugleich in Zeichnung einiger der bekanntesten Maniren der Befestigungskunst geübt werden. Mittwochs und Sonntags in der zweiten Vormittagsstunde.

Mit der ersten Ordnung der Privatisten sind das 4 bis 8 Buch des Livius cursorisch, nach der bereits mehrmalen erwähnten Art gelesen, und diese Ordnung ist dabei im lateinsprechen geübt worden. Kün-

tig wird mit dem neunten Buche fortgesetzt werden. Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags in der dritten Nachmittagsstunde.

Auch giebt der Director besondere Unterweisung in der Mathematik. Theils lehrt er einige die reine Mathematik nach den von Segnerschen Anfangsgründen, theils wird er auch die optischen Wissenschaften nach dem zweiten Theile des Rougierschen Lehrbuchs erklären, und dieselben mit nöthigen und angenehmen Experimenten erläutern, und dazu wöchentlich eine Stunde widmen.

Der Rector Pätz trägt nach Dommersichs theologischem Handbuche die christliche Glaubenslehre so vor, daß damit zugleich die christliche Moral verbunden wird: Montags und Donnerstags von 9 bis 10. Er ist im fünften Artikel von der Zubereitung und Bestimmung der Menschen zur Seligkeit bis zum dritten Abschnitt gekommen, und wird von da an fortfahren, die Lehren von der Befehrung und Wiedergeburt, von den guten Werken und der Erneuerung, und der Gnadenwahl; insgleichen den sechsten Artikel, von den Mitteln, wodurch die Menschen zur Seligkeit zubereitet werden, vorzutragen und zu erklären.

In der lateinischen Sprache unterrichtet er die erste Ordnung der Untergebenen in verschiedenen Lektionen.

In vier öffentlichen Stunden, Montags, Mittwoch, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11, worin

beständig Schriften des Cicero statarisch gelesen, und in aller Rücksicht genau erklärt werden, sollen statt der bisher auf solche Art christomatisch durchgegangnen Tusculanischen Streitfragen, nunmehr die Bücher *de divinatione* interpretirt und genau zergliedert, auch, wenn die Zeit es verstaten wird, die Schrift *de fato* noch hinzugefügt werden.

Zwo andere Stunden, am Montags und Donnerstage von 3 bis 4, sind der Uebung im Lateinschreiben gewidmet. In der einen wird das Dictirte sogleich lateinisch niedergeschrieben und auf der Stelle verbessert; in der andern aber ein deutscher Aufsatz gegeben, den die Scholaren auf ihren Zimmern übersetzen, und nachher zur Verbesserung mit der Feder abliefern; da denn einige ihrer Ausarbeitungen in der nächsten Stunde öffentlich beurtheilt werden. Bei beiderlei Uebungen wird auf vollständige Anwendung dessen, was in den obgenannten vier Stunden gelesen und erklärt worden ist, Bedacht genommen.

In drei andern öffentlichen Stunden, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends von 8 bis 9, in welchen ein lateinischer Dichter gelesen wird, sollen im bevorstehenden Winter Horaz's Sendschreiben, besonders das zweite Buch derselben, nebst dem Sendschreiben an die Pisonen, oder der sogenannten *Arte poetica*, gelesen werden: so wie in den für die classis selecta ausgesetzten zwo außerordentlichen Stunden, Dienstags und

und Freitags von 2 bis 3 der Tacitus beibehalten, und in dessen Geschichte fortgesetzt werden wird.

In seinen ordentlichen vier lateinischen Privatstunden wird in die Stelle der Briefe des Plinius dessen Panegyricus eintreten.

Die zwei Nachmittagsstunden, Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 5, welche unter den Präceptoren wechseln, hält diesmal der Rector, und wird in denselben die Untergebenen mit den vornehmsten Gattungen von Gedichten, z. B. der Fabel, Eloge, Epopee, Ode, Comödie, Tragödie, u. s. w. dadurch bekannt zu machen suchen, daß er von jeder Gattung nicht nur eine vollständige Erklärung giebt, sondern diese auch durch Beispiele der besten alten und neuen, besonders vaterländischer Dichter erläutert.

Auch ist endlich unter seiner Aufsicht die Bibliothek Mittwochs von 1 bis 3, für die Untergebenen geöffnet, und er wird selbst in diesen Stunden mit der griechischen Litteratur überhaupt, besonders aber mit der Folge der classischen griechischen Schriftsteller bekannt zu machen sich bemühen.

Der Subconrector Leopold giebt in der hebräischen Sprache Unterricht. Er hat bisher den einen Theil der Zuhörer mit der grammatischen Analyse einiger Stücke aus dem ersten Buch Mose beschäftigt; dem andern aber die ersten Anfangsgründe der Sprache nach Anleitung der Hebräischen Grammatik für Anfänger bekannt zu machen gesucht. Auf

gleiche Weise wird er im bevorstehenden Winter fortfahren, Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der ersten griechischen Ordnung wird er Xenophons Cyropädie, mit der bereits im verwichenen halben Jahr der Anfang gemacht ist, auszugsweise lesen. Die zu dieser Lektion bestimmten Stunden sind Dienstags und Freitags von 4 bis 5 und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Einigen Scholaren, die in der griechischen Sprache schon etwas weiter sind, wird er die fünf letztern Gesänge aus der Iliade des Homers ganz und im Zusammenhange erklären. Die Stunden werden bei der Einrichtung der neuen Lektionen bestimmt werden.

In den ordentlichen Privatstunden Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 5 bis 6 Uhr hat er im verwichenen Sommer die drei ersten Lustspiele des Terenz, mit dem ihm angewiesenen Theil der Untergebenen gelesen. Im bevorstehenden Winter werden die noch übrigen drei Stücke erklärt werden.

Zu Vorfertigung allerlei Arten von deutschen Aufsätzen, giebt er einem Theil der Untergebenen Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4 Anleitung. Die Aufsätze bestehen in Briefen, Erzählungen, kleinen moralischen Abhandlungen u. s. w. welche theils in den Lehrstunden, theils auf den Wohnzimmern ausgearbeitet werden. Die Theilnehmung derselben geschieht

schiebet auf die Art, daß die Zuhörer selbst daran Antheil nehmen. Mit dieser Beschäftigung wird künftig die Erklärung vorzüglicher Stücke aus guten deutschen Schriftstellern verbunden werden.

Die römischen Alterthümer trägt er in den letzten Frühstunden Dienstags und Freitags nach dem Brunerschen Handbuch vor. Gegenwärtig ist er bis zum zehnten Kapitel des dritten Theils, das von den Gerichten handelt, gekommen. Das übrige, was die bürgerliche Einrichtung, das Kriegswesen und den häuslichen Zustand der Römer betrifft, wird er im bevorstehenden Winter vortragen.

Der Sprachmeister Meißler wird, mit der ersten Klasse, in Lesung der Fabeln des la Fontaine fortfahren. Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der zweiten Ordnung wird er, nach geendigten Briefen des Bussy, die Briefe des Millevan anfangen. Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der dritten Klasse wird er in dem Leben Carls des XII. von Voltaire fortfahren. Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der vierten und fünften Klasse wird er fortfahren die kleinen Historien der Peplierischen Grammatik durchzugehen. Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hiernächst wird eine jede dieser Klas-

sen, wöchentlich ein bis zweimal, im Briefschreiben, oder andern Gattungen des französischen Stils, eine jede nach ihren Kräften, geübet werden.

Auch giebt der Sprachmeister denen, die es verlangen, besondern Unterricht, sowohl im Französischen als Italiänischen.

Der Collaborator Wolf wird der zweiten griechischen Ordnung Herodians Kaisergeschichte erklären: Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Die Anfänger im Griechischen wird eben derselbe in drei wöchentlichen Stunden mit den Grundsätzen der Grammatik beschäftigen, und damit, so wie vorhin, die Lesung der Strobischen griechischen Chrestomathie verbinden.

Montags und Donnerstags in der zweiten Nachmittagsstunde fährt er in der Erklärung der Heroiden des Ovids weiter fort.

Mit der vierten Ordnung der Privatisten, wird er in den gewöhnlichen vier Stunden der Woche Sörzels Erzählungen des Cicero lesen.

Er ist auch ferner bereit, den Unterricht im Englischen mit denen, die besondere Lust dazu zeigen, fortzusetzen.

Der Collaborator Köppen wird der zweiten prosaischen Klasse, ausgewählte Stellen der besten lateinischen Prosafisten erklären: und dabei die Epistomathie zum Gebrauch der Würzburgischen Schulen zum Grunde legen. Montags und Donnerstags

nerstags von 10 bis 11; und von 3 bis 4 Uhr. Mittwochs und Sonnabends um 10 Uhr.

Der zweiten poetischen Klasse erklärt eben derselbe in der Sonnabends Frühstunde Harles Chrestomathia poetica, und verbindet damit den Unterricht in der Prosodie.

Dienstags und Freitags in den ersten Frühstunden wird von ihm mit einigen Scholaren beider Klassen der Aurelius Victor gelesen werden.

Es werden auch in der Schreibekunst, sowohl richtig zu schreiben, als sich zu einer guten und deutlichen Hand zu gewöhnen: und im praktischen Rechnen von dem Cantor Liebau öffentliche Uebungen angestellt. Jenes geschieht Montags und Donnerstags, dieses aber Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstun-

de. Eben derselbe giebt auch besonders Unterricht in diesen beiden Stücken. Und Montags und Donnerstags übt er einige in der Vocalmusik.

Im Tanzen unterrichtet der Tanzmeister Rudolph. Auch giebt derselbe Unterricht zur Instrumentalmusik, auf der Geige, Flöte und Violoncello. Der Cantor Liebau auf der Davidsharfe. Der Organist Zimmermann unterrichtet im Clavierspielen. Der Zeichenmeister Ritter, lehrt das Zeichnen, und wird diesen Winter auch einige anführen nach runden Gegenständen zu zeichnen. Diese Lehrstunden werden besonders, mit einem leidlichen Lehrgehalte bezahlet.

Zur Uebung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freitags nach Tisch Collegium Musicum gehalten.

Zufällige Gedanken.

Die Wollust muß nach einem belantanten weisen Sprüchwort auf dem Rücken betrachtet werden, weil sie da nichts weniger als reizend ist. Aber sie zeigt uns ihren Rücken nicht eher als bis sie weggeht, und wenn sie denn wieder kommt, wird über ihrer schönen und reizenden Seite die häßliche mit samt dem herrlichen Sprüchwort gemeinlich vergessen. Sich selbst fliehen und vermeiden müssen, ist eine höchst unangenehme und traurige Lage, in welcher sich mehrere befinden als man glaubt, und in welcher sie sich nach ih-

rer genommenen Richtung und Bestrebung nothwendig befinden müssen.

Bittet mirs ab, wenn ich euch was zu leide gethan habe. — ist eine Tür: lipinade des gemeinen Hausens, die man oft hört, aber sich wohl nicht einbildet, daß sich ihr Sinn durch alle Klassen, selbst die höheren Regionen nicht ausgenommen, und zwar im harten Ernst erstreckt. Ueberall wird der Beleidigte angefeindet, und man kan nicht anders glauben, als daß der Beleidigte eine Art der Genugthuung von ihm erwartet.

Wo:

Woher mag es kommen, daß unsere Feder und Pinselmalter das Häßliche so glücklich und Zug vor Zug nach der Natur darstellen, da sie doch das Schöne so selten in einer vollständigen Gruppe, und mehr als in einzelnen Stücken erreichen? Sollte es wohl mit daher rühren, weil wir in der moralischen sowohl als physischen Welt mehr und bessere Originale der Häßlichkeit als Schönheit haben?

Daß wir etwas gewohnt werden, und zwar ziemlich bald und leicht, ist gut und nicht gut. Gut, weil uns das durch das Uebel erträglich wird: nicht gut, weil uns dadurch das besessene Gute gleichgültig wird und einen großen Theil von seinem Werth verliert.

Weil wir doch unsere eigene Gesellschaft am längsten und öftersten haben, so ist es eine nöthige Klugheitsregel, — daß man sich nicht mit sich selbst entzweie, sondern vielmehr sich aussetzen lerne, und es überhaupt so mache, daß man sich nicht zu sehr zur Last falle, sondern erträglich und auf einen leidlichen Fuß bleibe.

Es ist wahr, man kan schlechten Menschen nicht immer gut begegnen: indessen ist es auch wahr, daß man sie durch üble Begegnung oft noch schlechter macht, als sie vorher waren.

Der rastlose Trieb zur Thätigkeit und neuen Fortschritten, welcher sich gewöhnlich bei großen Genies findet, gebietet mit unter die Manes, wodurch

sie und andere geplagt werden, und den die Nachwelt mehr als ihre Mitwelt bewundert, sonderlich derjenige Theil davon, welcher sich in der Nähe ihres Wirbels befand.

Mit Blicken der Sehnsucht rückwärts, und mit besorgter Unruhe vorwärts auf den Pfad des Lebens sehen, ist was wir gewöhnlich thun, aber vernünftiger Weise nicht thun sollten. Unsere rück- und vorwärts geschickte Wünsche und Sorgen sind gleich vergeblich, und dienen zu nichts weiter, als uns die kurzen Augenblicke, die eigentlich unser sind, zu rauben, oder wenigstens zu verbittern.

Der Lurus ist für ein Volk, was der Müßiggang für den Körper ist. Anfänglich nährt und mästet er, aber in der Folge richtet er die Gesundheit ohne Hülfe zu Grunde.

Nicht mehr scheinen wollen als man ist, und sich ohne Affectation in seiner wahren Gestalt zeigen, ist eine gar vernünftige und löbliche Maxime, — jedoch mit Vorbehalt gewisser moralischer Ruditäten, welche so wenig als gewisse physische unverhüllt bleiben müssen.

Der Selbstliebe zu viel einräumen, und ein moralischer Egoist werden, taugt im geringsten nicht. Doch sie ganz verläugnen, und ein Indifferentist gegen sich selbst werden wollen, ist auch nicht gut, — und auch zum Uebel nicht wohl möglich.

Hannoverisches Magazin.

95tes Stück.

Montag, den 27^{ten} November 1780.

Einige Exempel, daß die kleinern Thiere arbeitsamer und verschlagener sind als die großen.

Wenn wir die Thiere, deren Fleiß und Bemühung sich Unterhalt zu verschaffen, betrachten, so finden wir bei den kleinern Thieren mehrere Exempel ihres Fleißes und ihrer Arbeitsamkeit, als bei den großen. Die meisten großen Thiere werden entweder durch die Schwere und Größe, durch die Dicke und Festigkeit ihrer Körper zu arbeiten verhindert, oder sie scheuen auch die Arbeit aus einer ihnen angeborenen Faulheit, daß sie nicht anders als mit Peitschen, Schlägen, Sporen und durch andere Arten von Zwang dazu können gebracht werden.

Die Ameisen verdienen gewiß den ersten Platz unter den kleinen arbeitsamen Thieren. Diese zwingt oder nöthigt niemand zur Arbeit, sondern sie thun es von selbst, wir sehen sie freiwillig und ununterbrochen beschäftigt, sich ihre unterirdischen Wohnungen zu machen, Lasten zu schleppen. (Wenn man diese in dem Verhältniß mit ihrem Körper so nennen darf) die größer sind als sie selbst: sie begnügen sich nicht allein am

Tage geschäftig zu seyn, sondern sie wenden auch die Nacht zur Arbeit an, und sind so eifrig und anhaltend darin, daß sie auf Ruhe und Schlaf Verzicht thun. Man kan ihren unermüdeten Fleiß auch hieraus erkennen, daß, ob sie gleich die allerfeinsten Füße haben, und ihr Körper so leicht als eine Feder ist, sie doch durch ihr häufiges Hin- und Hergehen die unwegsamsten Wege so betreten und ausböhlen, daß man gar leicht ihre Heerstraße erkennen kan: und wie eifrigst arbeitsam bezeigen sie sich endlich nicht, wenn man ihre Wohnungen zerstöhet, um ihnen entweder die Eier zu ihrer zukünftigen Brut, oder ihren eingeernteten Vorrath zu rauben?

Die Bienen, wie unermüdet und wie fleißig sind diese kleinen Thiere! Gehen sie nicht, kaum daß die Sonne aufgegangen ist, haufenweise aus ihren Zellen, die sie in Ueberfluß haben, hervor, gleichsam als würden sie von der Sonne zur Arbeit gerufen? Breiten sie sich nicht sogleich über alle Felder aus, und sehen sie

Eccce

sich

sich nicht alsbald nach den Blumen, die ihnen und den Menschen Nahrung geben, auf den Wiesen, in den Gärten und Wäldern um? Sie fallen auf selbige gleichsam in Zügen hernieder, und tragen mit den Füßen das Wachs, das sie zum Bau ihrer Wohnungen gebrauchen, davon, mit ihrem Rüssel aber saugen sie aus selbigen den Honig, und bringen ihn mit der größten Sorgfalt und dem größten Fleiße in ihre Zellen, in welchen sie schon mehr dergleichen Reichthümer gesammelt haben. Sie setzen ihrer Arbeit kein Ziel, und vergönnen sich keine Ruhe. Haben sie auf diese Art des Tages schon zwei bis dreimal Beute gemacht und dieselbe in Sicherheit gebracht, so denken sie an nichts weniger, als daß sie damit zufrieden seyn und ausrufen sollten, sondern sie werden noch immer begieriger neue Beute zu machen, und dies verrichten sie mit solchem unverdroßenem Muthe, daß sie nicht aufhören und nicht eher Feierabend machen, als bis ihnen die Sonne ihr Licht entziehet, und sie so zu sagen zur Ruhe weist.

Billig ist es, daß wir hier unser Augenmerk auf die Güte, Allmacht, und Weisheit Gottes richten; denn wer ist es, der die Ameisen unterrichtet hat, sich so große und weitläufige Gebäude unter der Erde zu machen, in welchen sie den ganzen Winter hindurch Nahrung haben? Wer hat sie gelehrt, alles dahin zu bringen,

wo sie zu überwintern gedenken? Wer hat sie an solche Orte, durch so enge Wege, und wo sie für allen Nachstellungen und Feinden sicher sind, geführt? Wer hat die Bienen unterrichtet, sich Häuser zu bauen, sowohl für sich selbst, damit sie in selbigen wohnen können, als auch um den Honig darin aufzubewahren? Wer ist ihr Lehrmeister gewesen, und hat ihnen gezeigt, wie sie aus den Blumen das Wachs saugen sollen, welches sie mit dem Munde fassen, an ihre Füße hängen, und wenn sie nach Hause kommen, wieder losmachen, wie sie den Honig, in ihren Häusern wieder von sich geben sollen, theils damit sie den Winter hindurch Nahrung haben, theils damit auch der Habgierde der Menschen etwas übrig bleibe? Wer hat sie endlich gelehrt, das Wachs und den Honig aus den Blumen zu saugen, welches selbst keines Menschen Wissenschaft ist? Ich glaube nicht, daß jemand noch daran zweifeln sollte, daß dieses nicht alles allein dem allers höchsten Wesen zugeschrieben werden müsse; denn schon der weise Sokrates, hat vor vielen hundert Jahren, in seinen Gesprächen mit dem Xenophon, dieses der Natur, oder einem unsichtbaren Wesen zugeschrieben. Um desto mehr also muß es uns, die wir Christen sind, bekannt seyn, wenn wir diese Wunderwerke der Natur zugeeignen haben.

Die Arbeitsamkeit der kleinern Thiere für den größern, erläutern also die bei

beiden angeführten Beispiele, und ich könnte mehrere angeben, wie z. B. den Hamster u. a. m., wenn ich nicht glaubte, schon genug gesagt zu haben. Daher will ich nun auch noch etwas von der List und Verschlagenheit der kleinern Thiere, worin selbige hauptsächlich vieles für den großen voraus haben; hinzufügen, und dieses ebenfalls mit Beispielen erläutern.

Der Fuchs verdient hier zuerst genannt zu werden: seine List und Verschlagenheit übertrifft aller andern Thiere ihre: öfters stellt er sich an, als schliefe er, oder wohl gar als wäre er tod, bios damit er die Vögel, die hieraus nichts böses mutmaßen, unversehens fange und auffresse. Selbst der Mensch ist seiner Arglist bisweilen ausgesetzt, und muß sich für ihn hüten. Wollten wir nun auch alle Arten großer Thiere, z. E. Ochsen, Esel, Pferde u. a. m., mit diesem einzigen Thier in Vergleichung setzen, so würde ein jeder doch bekennen müssen, daß sie mit Recht gegen ihn verglichen, dumm müssen genannt werden. Ich will es aber hiebei nicht bewenden lassen, sondern durch ein Beispiel eines kleinern Thiers, meinen Satz beweisen, und zwar eines solchen, das wir oft kaum des Ansehens würdigen, ob es gleich mit seiner List viele große übertrifft.

Die Spinne ist es, von der ich rede: von ihrem Gewebe will ich anfangen: dieses macht sie wie ein Jägernetz, und ist in Anspannung desselben die Fliegen zu fangen, sehr

verschlagen. Die Fliegen bleiben an setzigen, gleichsam als die Vögel an dem mit Leim bestrichenen Ruten, hängen, und können nicht leichtlich wieder davon loskommen: die Spinne verbirgt sich ganz listig hinter den Blättern der Bäume, damit die vorbeistiegenden Insekten und Fiegen glauben sollen, ihr Haus sey leer, von ihr verlassen, und es befänden sich keine Inquilinen darin. Ist sie ja in ihrem Gewebe, so weiß sie sich so behutsam zu verstellen, so stille zu verhalten, und kein Glied zu rühren, daß man glauben sollte, sie wäre ganz und gar eingeschlafen, da doch indessen niemand wachamer, und auf seinen Raub begieriger ist als eben sie. In Ansehung dieses ihres einem Labyrinth ähnlichen Gewebes, ist sie so klug und listig, und weiß dasselbe ihrem Endzwecke so gemäß einzurichten, daß ein jeder die Geschicklichkeit dieses Thiers bewundern muß: sie weiß sehr gut ihr Haus, welches sie im Leibe, wie die Schildkröte das ihrige auf dem Rücken, trägt, und welches aus einem Knäuel der feinsten Faden besteht, nach ihrem Gutdünken, und wie es ihr dienlich scheint, anzubauen. Vermöge ihres Instincts kennen sie alle zu der Bauart ihres Gewebes nöthigen Erfordernisse, und ob sie gleich von Niemand die Baukunst gelernt hat, so weiß sie doch, daß sie erst einen Grund legen muß, der ihr Haus trägt oder hält, ehe sie bauet; dieses geschieht aber folgendermaßen: Sie sucht einen bequemen Ort, den viele kleine Gewürme

vorbei fliegen, und der von allen Aesten und Blättern frei ist: sie sinnt zuerst, wenn sie willens ist, sich ein solch Gewebe zu verfertigen, darauf, daß es auch zu ihrem Fang bequem eingerichtet werde. Es muß deswegen eine freie Gegend haben, damit ihr ihre List gelinge, und die Fliegen, die keine Hinterlist befürchten und in der Luft herumschwärmen, mit dem einen Klägel oder Fuße, an den Faden ihres Gewebes als an einer Leimruthe hängen bleiben, und sich müssen tödten lassen. Sie weiß, wenn sie einen niedrigen und von der Erde nicht weit entfernten Ort erwählte, er zu diesem ihren Endzweck nicht dienen würde, und dieses sängt sie sehr verschlagen also an: Sie steigt auf einen Baum oder einen etwas hohen Busch, damit sie von dieser Höhe alles, ja jeden zu ihren Absichten schicklichen Ort erwählen könne. Hat sie sich diesen ausersuchen, so sängt sie an, den Fadenzknauel, den sie im Leibe hat, aufzuwickeln, und hängt das äußerste Ende davon entweder an ein Blatt oder an einen Zweig. Alsdenn fährt sie fort, diesen Faden einen oder zwei Fuß lang aufzuwickeln, begiebt sich daran herunter und hängt so einige Zeit daran in freier Luft, gleichsam, als wenn sie auf was gedächte, und unschlüssig wäre was sie machen wolte: in diesem Hängen bleibt sie einige Zeit, und auf einmal läßt sie ein anderes Gewebe solcher Faden aus ihrem Eingeweide fahren, welches sie der Luft und dem Winde hin und her zu

wehen überläßt, so lange, bis es an einem andern ihr nahen Zweige oder Strauche hängen bleibt; so bald sie dieses merkt, verdoppelt sie diesen angehängten Faden zwei, drei bis viermal, damit das Band stärker werde, und geht alsdenn bis ohngefehr zur Mitte des Fadens zurück, hängt noch einen neuen Faden dasselbst an; begiebt sich von da herunter, und befestiget auch diesen, damit sie also nunmehr einen Triangel als die Stütze und den Grund ihres Gebäudes habe. In der Mitte dieser drei Faden, fährt sie fort ihr Gebäude weiter zu vollführen, und das mit solcher Geschwindigkeit, daß ohngefehr in einer halben Stunde das ganze Gebäude, das aus lauter Faden, die in der Runde gezogen sind, bestehet, und wovon einer an dem andern hängt, vollkommen verfertiget ist. Ich habe mit größter Verwunderung öfters so einen Bau mit angesehen, und die Allmacht Gottes dabei bewundern gelernt, ja meine Neubegierde hat mich nicht selten so weit getrieben, daß ich alle die Faden auf einmal an dem obersten Ende, einen einzigen ausgehoben, abgeschnitten habe, um zu erfahren, was die Spinne alsdenn that; hier offenbarte sich mir ein neues Wunderwerk, denn wenn sie kaum merkte, daß die Faden abgeschnitten waren und daß sie frei in der Luft hänge, so schien es erklich, als wenn sie sich einige Zeit besänne, nachher aber als sie sich erholt hatte, zog sie mit den Füßen alles was noch von den Faden übrig geblieben war, an sich, machte einen neuen Knauel

Quack daraus, und fraß ihn ganz auf, gleichsam als wenn ihr dieses wieder nützlich werden sollte, ein neues Gewebe zu machen. Ich habe sogar bemerkt, daß, wenn ihr altes Gewebe zu alt geworden, und entweder durch die

Sonnenhitze oder vom Winde zu sehr ausgetrocknet war, so daß es ihr nicht mehr bequem zu ihrem Fange schien, sie dasselbe vorher ganz demolirt, aufgefressen, und alsdenn ein neues gesponnen hat.

Hannover, den 19ten Oct. 1780.

G. J. C. Börner.

Von der Art und Weise, wie dem Auswachsen der Feldfrüchte am besten vorzubeugen ist.

Wenn die Feldfrüchte gemähet sind, und das Getreide in den Hocken oder Haufen steht, so ist es noch nicht vor aller Gefahr gesichert. Der Regen kan ihm noch vielen Schaden zufügen, und machen, daß das Korn auswächst. Ich selbst habe solches mit Betrübnis gesehen, als im J. 1771 eine solche regnigte Witterung einfiel. Die Hocken wurden damals hauptsächlich im Kopfe wieder so grün, daß sie zum Theil hätten abgegraset werden können. Ein sorgfältiger Landmann muß solches zu verhüten suchen. Zu dem Ende hat er folgende Regel zu beobachten:

Die erste Regel: Man lasse seine Früchte nicht im Regen oder im Thau mähen; sondern alsdenn erst, wenn der Halm völlig abgetrocknet ist.

Alsdenn thut ein einfallendes Regenwetter so leicht keinen Schaden. Kommt aber das Korn, wie man sagt, naß in Band, und es entsteht alsdenn ein Regenwetter, so wächst es sehr leicht aus. Siehet man aber, daß zur Zeit der Ernte die Witterung

beständig ist; so hindert der Thau eben nicht sehr, und wer sein Korn zu reif hat werden lassen, dem mögte ich nicht rathen, bei klarer Luft und hellem Sonnenschein sein Getreide mähen zu lassen, weil es sonst gar sehr ausfallen würde. Hier heißt es: Es ist keine Regel ohne Ausnahme, und er müßte schlechterdings mähen, weil der Thau noch auf dem Halm ist.

Die zweite Regel: Man setze Hocken von sechs, acht bis zehn Garben.

Man hat an einigen Orten die üble Gewohnheit, daß man vier Garben zusammen setzet, und den Kopf oben mit einem so genannten Hockseil zusammen bindet. Ein schlechtes Verfahren! denn bei regnigter Witterung regnet der Kopf der Hocke durch; das Wasser kan da, wo die Hocke mit einem Seile zusammen gebunden ist, nicht geschwinde genug abziehen; der Luft wird dadurch aller Zugang genommen, und die Aehren und das Korn in denselben bleiben allda lange Zeit feucht. Hält nun der Regen



lange an, oder Sonnenschein und Regen wechseln mit einander, des Tages ofte ab, so wächst das Korn gar bald aus und verdirbt. Bei kaltem Wetter hat man es zwar eben nicht so sehr zu befürchten, aber bei warmer und schwüler Witterung ist es leicht geschehen. Aus dieser Ursache thut man am besten, daß man das Hockseil weglasset, und sechs, acht oder zehn Garben in zwei Reihen zusammen setze, so daß sich die Köpfe an einander stützen, so kan der Wind durchpin streichen, und die Garben trocknen leicht wieder aus und ab.

Die dritte Regel: Man lehre bei regnigter Witterung die Garben zuweilen um.

Das ist nur zu verstehen, nach lang angehaltenem Regen. Alsdenn muß

ein Landmann, so bald nur seine Hocken an der äußern Seite abgetrocknet seyn können, mit seinen Leuten zu Felde gehen, und die Garben behende umsetzen, so daß der innere Theil derselben nach aussen gekehrt, und der fest geregnete Fuß derselben auf eine andere Stelle zu stehen komme. Wo man sich des Hockseils bedienet, da muß solches gelöst, und die Hocken umgebunden werden, wobei jedoch viel Korn verloren gehet.

Alle diejenigen, die in dem oben gedachten Jahre diese Vorsicht gebrauchten, hatten das Glück, und zugleich das Vergnügen, gut Korn einzuschüren. Die solche aber unterließen, ernteten ausgewachsenes Korn ein, das natürlicher Weise auch ein schlechtes Mehl und schlechtes Brodt gab.

Eine Erfahrung vom Buchweizen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mit dem Buchweizen, ohne den geringsten Gedanken darauf gehabt zu haben, eine besondere Probe zu machen. Ich ließ im Jahr 1777 auf einen Acker, der außer aller Gefahr war, die Hälfte des Düngers fahren, der sonst ganz darauf gehörte, wenn er mit Rocken oder Weizen bestellt werden soll. Diesen ließ ich darauf mit Buchweizen, der hier sonst auf mageres, oder doch nicht frisch gedüngtes Land gesät wird, bestellen. Weil aber ein anhaltendes Regenwetter einfiel, so ward er ungewöhnlich spät, und zwar erst am 30ten Mai ausge-

sät. Ein jeder prophezeihete, der Buchweizen würde in eins fortblühen und nicht reif werden. Allein was geschah? Der Buchweizen wurde nicht durch Nachfröste oder Reis im Wachstume gehindert, er wuchs ziemlich hoch ins Stroh, und blühte glücklich ab, als anderer schon gemähet ward. Er setzte reichlich Korn an, und das Korn war fürtrefflich ausgewachsen und groß geworden. Nun aber, wenig Tage vorher, da er gemähet werden sollte, entstand ein heftiger Sturm, der allenthalben vielen Schaden anrichtete, viele Häuser abdachte und große Bäume aus der Erden riß.

Verz

Verschiedene mit denen ich redete, erinnerten sich meines Buchweizens und beklagten mich desfalls. Ich gestehe gerne, daß ich selbst nicht andere glaube, als daß alles verloren sey, und der Wind ihn insgesamt würde ausgeschlagen haben. So bald sich der Sturm gelegt hatte, ging mein erster Weg zum Buchweizen. Hier fand ich zum größten Erstaunen, aber auch zu meinem nicht geringen Vergnügen gerade das Gegentheil. Denn weil er wegen des Düngers etwas geil aufgewachsen war, so hatte gleich der erste Windstoß ihn geknickt, und er lag auf dem ganzen Acker platt hingestreckt, dergestalt, daß ihn der Wind nichts weiter anhaben konnte. Ich leugne nicht, daß mein Buch-

weizen bei dem ersten Windstoß nicht ebenfalls etwas sollte gelitten haben: aber gewiß bei weitem nicht so viel, als anderer, der in Hoken stand, und auf dem Felde herum und durch einander geworfen war. Und überdem hatte ich den Vortheil, daß ich nach überstandener übler Witterung meinen Buchweizen in den Hoken gehörig austrocknen lassen konnte, da andere ihn ziemlich feuchte eingefahren hatten. Doch das waren zufällige Dinge. Ich habe mir indessen daraus die Regel genommen, meine Aecker, die ich künftig mit Buchweizen bestellen werde, allemal mit etwas Dünger überfahren zu lassen.

Von dem Verhalten des Landmanns, wenn er das Unglück hat, daß ihm seine Früchte durch Hagel niedergeschlagen werden.

Der Hagel richtet oftmals auf den Feldern schreckliche Verwüstungen an, und es ist betrübt anzusehen, wenn die Früchte, die eine künftige reichliche Ernte versprochen, niedergeschlagen sind, und ohne Hoffnung sich aufrichten zu können darnieder liegen. Ein Unglücksfall, dem durch keine Klugheit des Landmannes vorgebeugt werden kan. Aber, wenn ein solches Unglück nun einmal geschehen ist, so fragt sich: wie der Landmann es denn anzufangen habe, daß ihm sein Verlust so geringe und unbedeutend werde, als nur immer geschehen kan? Er muß zu dem

Ende seine Getreidfelder besichtigen. Findet er nun, daß von den niedergeschlagenen Früchten, in Absicht auf die künftige Ernte nichts zu hoffen ist, so bleibt ihm kein anderer Weg übrig, als dieselben abzumähen und zu trocknen. Auf diese Art gewinnt er davon entweder Futterung für das Vieh, oder aber Stroh zum streuen in den Ställen. Aber dadurch wird der erlittene Schaden noch lange nicht ersetzt. Er muß und kan also sein Feld aufs neue wieder bestellen. Ist es noch früh im Jahr, etwa bis um Pfingsten, so kan er sein Feld noch mit



mit Sommergerste bestellen. Deswegen muß er keine Zeit versäumen, sondern alsobald mit seinem Pfluge zu Felde gehen, sein Land bereiten, und die Gerste gleich in die frische Furche säen, so wird sie geschwinde anlaufen und fortwachsen. Nachdem die Witterung beschaffen ist, nachdem gehet es auch der Gerste. Selten wird sie reif, und wenn solches auch wäre, so fällt doch die Ernte nur ganz mittelmäßig aus, und man hat nicht viel mehr, als das Stroh einzuschüttern. Besser und sicherer ist es daher, seine Felder mit Rübsaamen zu bestellen. Hat der Landmann auch keine Gelegenheit, die gebaueten Rüben nach irgend einer Stadt zu verkaufen, so erhält er doch für seine Haushaltung dadurch viele Vortheile. Denn

1. dienen sie ihm und seinen Hausgenossen zu einer guten Speise, und machen, daß er nun viele andere Früchte entbehren kann, die er sonst gekauft haben würde.

2. Erhalten seine Kühe von dem

Kraute ein gutes und gesundes Futter. Wo man gewohnt ist, dem Hornvieh Hecksel zu geben, da kan man das Rübenkraut mit darunter schneiden, und auf diese Weise viel Schroot oder Mehl ersparen.

3. Stehen sich auch seine Schweine ganz wohl dabei, wenn sie ihnen gestoßen gegeben werden. Ob sie gleich nicht so feist dabei werden, als wenn sie Korn erhalten; so fressen sie solche doch sehr begierig, und nehmen mäßig dabei zu. Giebt man ihnen aber Rüben mit Schroot, und zwar mit Habers Schroot oder Mehl vermengt, so werben sie so viel besser.

Als vor einigen Jahren im Altenlande, Herzogthums Bremen, ein starkes Hagelschauer viele Feldfrüchte verdorben hatte, bestellte man die Felder wieder, und zwar größestens Theils mit Sommergerste. Die Ernte fiel so aus, daß noch einigermaßen die Mühe bezahlt wurde, und Stroh gewann man in ziemlicher Menge.

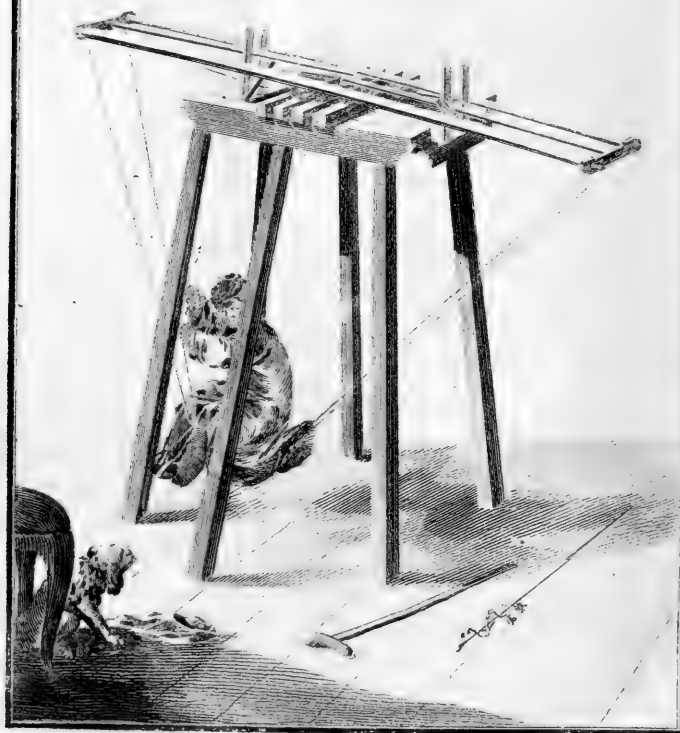
A n e k d o t e.

Bist du todt? fragte ein Bauer ganz ängstlich seinen Cameraden, mit dem er sich aus Spaß gebaxet hatte, und der durch einen Fehlschlag von

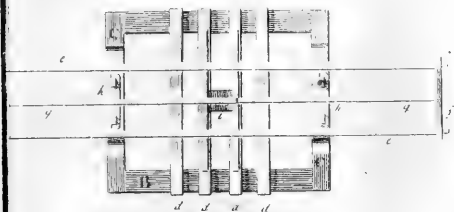
ihm zu Boden gestürzt war. Nein, todt bin ich nicht, antwortete dieser, aber ich habe leider die Sprache verloren.

TAB. I.

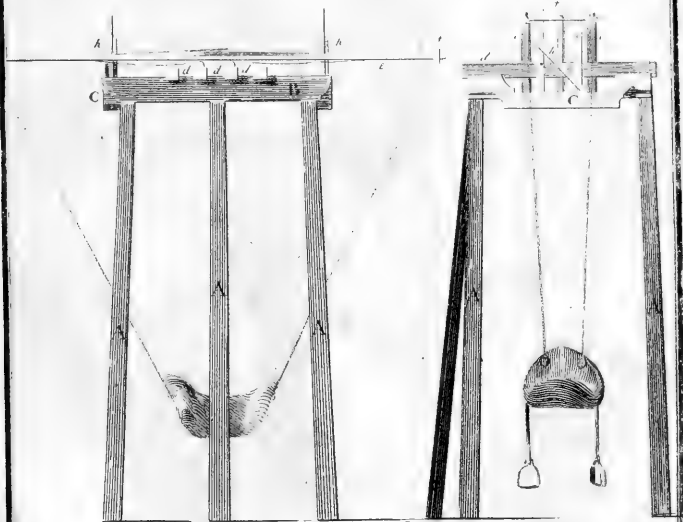
*Perspectivischer Handriß
von der
2 Motions Maschine*



Horizontalschnitt der Maschine



Aufriß von den zwei verschiedenen Stößen



Maassstab von 7 fus. Weichmaas

10-10-1941



Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Freitag, den 1ten December 1780.

Beschreibung einer Motionsmaschine.

(Mit einem Kupfer.)

Bau und Zusammensetzung der Maschine.

Die Motionsmaschine ruht auf jeder Seite auf drei Pfosten, welche 4 bis 5 Zoll ins Quadrat dick, und völlig 8 Fuß lang seyn müssen. Die Summe aller Pfosten, von beiden Seiten zusammen gerechnet, macht also 6 Pfosten. Man nun die Maschine an der einen Seite an eine Wand angelehnt werden, so läßt man den 6ten Pfosten zur Ersparung des Raums weg, weil auf selbiger Seite die Wand hinlänglich vor der Gefahr des Umsturzes sichert. Vorgenannte Pfosten sind in dem beigelegten Kupfer Tab. II. mit A. bezeichnet.

Alle 5 oder 6 Pfosten, müssen nach unten zu etwas auswärts stehen, dergestalt, daß die Maschine, wenn sie zusammen gesetzt ist, eine etwas pyramidenmäßige Gestalt habe. Vid. Tab. I.

Ueber alle drei vorgenannten Pfosten (lehnte man die Maschine an die Wand, so kämen auf die eine Seite nur 2 Pfosten,) läuft oben ein 4 Fuß langer und 6 Zoll im Quadrat dicker

Balken; diese beide Balken sind Tab. II. mit B. bezeichnet.

Die oberen zugespitzte Enden der Pfosten, werden nun solchergestalt in diese über sie liegenden Balken eingesetzt, und mit hölzernen Pflocken befestiget, daß aus jeden drei Pfosten mit den über sie herliegenden Balken gleichsam ein Dreifuß, welcher auch für sich selbst zu stehen im Stande ist, gebildet wird.

Der Verfertiger muß, um die Sicherheit der Maschine, als welche die allervollkommenste seyn muß, nicht zu vermindern, sich sorgfältig hüten, die Pfosten oben an den Zapfen nicht ohne Noth zu verschwächen.

Diese zwei Dreifüße nun werden gerade gegen einander gerichtet, über dieselben vier Balken, welche 4 Zoll im Quadrat dick und 4 Fuß lang sind, (Tab. II. sind diese Balken mit d. bezeichnet,) in die Quere hergelegt, und auf die Balken B. aufgelegt, und die Enden derselben mit hölzernen Pflocken darauf befestiget, welche Enden auch zu mehrerer Sicherheit zuvor

D d d d d

1 Zoll

1 Zoll tief eingeschnitten, und alsdenn auf vorbesagte Weise befestiget werden können.

Zwei platte aus jungem Eschenholz verfertigte, gleichmäßig auslaufende, etwa 3 Zoll in der Fläche breite und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll dicke, und völlig 8 Fuß lange Stangen, (auf Tab. II. mit e. bezeichnet,) werden über die 4 Querbalken d. in die Quere hergelegt, ihre Enden auf jeder Seite in einer gemeinschaftlichen Leiste f. verbunden, und hinter der Leiste durch ein kleines durchgestecktes hölzernes Pföckchen für der Abtrennung von den Leisten gesichert. Die untere Fläche dieser biegsamen Stangen wird mit der obern Fläche der 4 Querbalken durch einen Striemen Leder, welchen man auf beiden solchen Flächen mit Tapeziernägeln annagelt, in Verbindung gesetzt. Diese biegsamen Stangen müssen recht gerade, gut gearbeitet, und wohl ausgetrocknet seyn. Man nimt dazu Eschenstämmen von der Dicke, daß jede durchgespaltene Hälfte eine biegsame Stange zur Maschine abgiebt. Die Durchspaltung muß recht nach dem Faden geschehen, und während der Austrocknung muß man sie oft etwas biegen. Die Schnellkraft und Stärke dieser Stangen muß auf beiden Seiten sich gleichmäßig verhalten, daher man sie probirt, und von dem zu starken Ende etwas abnimmt.

An jedem Ende dieser biegsamen Stangen auf beiden Seiten, jenseits der Leiste f. wird ein nicht eben tiefer Einschnitt gemacht, und in solche 4 Einschnitte, werden vier stark gear-

beitete hanfene Seile, eines kleinen Mannsfingers dick und gegen $4\frac{1}{2}$ Ellen lang, mittelst einer Dese, welche von dem Sattler zu dem Ende daran genähet worden, aufgehenkt. Die untern Enden dieser vier Seile werden an den vier äußersten Ecken des Sattels wohl angeknüpft und befestiget. Es werden nemlich diese Seile in starke eiserne Ringe eingeknüpft, welche Ringe mit eisernen und vernieteten Kloben an den vier Ecken des Sattels in gleicher Weite von dem Rücken eingeschlagen sind.

Die Knüpfung der Seile muß so beschaffen seyn, daß bei einem Druck auf dem Sattel der Knoten sich viel mehr fester zuziehe als nachgebe.

Der Sattel kan ein gewöhnlicher nur etwas längerer Froschsattel seyn, mit kurzen, weich ausgepolsterten Tarschen von Zeuge. Der Sattelbaum zum Sattel wird aber zu mehrerer Stärke und Sicherheit mit einem eisernen Bleche belegt. An dem Sattel werden solche Steigbügelriemen und Steigbügel, wie die an einem gewöhnlichen Reitsattel üblichen, befestiget, nur daß die Stege der Steigbügel, worauf die Füße ruhen, doppelt so breit und mit Leder überzogen seyn. Die Steigbügelriemen müssen nach der Verschiedenheit der Größe der Personen bald verkürzt, bald verlängert werden, und überhaupt so lang seyn, daß die sich bewegende Person ihren Fuß auf den Steigbügel stark aufstemmen, und ihre Kraft gehörig darauf ausüben könne.

Der Sattel wird an den Seilen in derjenigen Höhe fest gebunden, daß wenn

Jemand darauf sitzt und sich recht stark bewegt, die Steigbügel beinahe, aber noch nicht völlig, den Boden berühren.

Auf beiden Seiten der Maschine läuft von dem Kiegel oder der Leiste *l*, in welchen die biegsamen Stangen eingesetzt sind, aus der Mitte der Leiste eine steife Stange *g* von unbiegsamen Holze etwa zwei gute Finger dick, als ein Hebel über die Unterlage *h*. nach dem Mittelpunkt der Maschine zu. Dasselbst ist am Ende der beiden Stangen *g*. eine Schnur befestigt, welche durch ein in der Mitte aufgelegtes Brettchen *i*. zu den Händen desjenigen, welcher sich bewegen will, herabgeht. Die Unterlagen *h*. können zwischen ihren Gabeln nach Erforderniß höher und niedriger gestellt werden, mittelst eingesteckter kleiner hölzerner Pföcke.

Die Genauigkeit in der proportionirten Stärke der biegsamen Stangen, die Höhe, in welcher die eben gedachte Unterlage des Hebels gestellt werden muß, die gleiche und bequeme Richtung des Sattels, die Länge und Kürze der Steigbügelriemen, und alle übrigen Proportionen, welche nicht genau bestimmt werden können, müssen durch öfteres Probiren nach und nach ausgesunden werden, und wird man die Maschine, je mehr man mit derselben bekannt wird, mit desto größerem Nutzen, Vergnügen und Bequemlichkeit gebrauchen können.

Uebrigens ist noch zu merken: Alles Holzwerk an der Maschine (die biegsamen Stangen ausgenommen,) muß aus trockenem Eichenholze gemacht werden. Die Maschine muß

so fest als eine Mauer stehen. Alles an derselben muß fest gearbeitet seyn, und für die allergrößte Sicherheit bürgen.

Der Sattel muß egal und mit elastischen Sachen, als Pferdehaaren *z*. gepolstert seyn. Die fest angeschlossene Schenkel müssen nichts von der Härte des Sattelbaums empfinden.

Alle Theile der Maschine, welche sich bewegen sollen, als Sattel, Seile, biegsame Stangen, Hebel *z*. müssen sich nirgends klemmen, sondern in ihrer Bewegung ganz ungehindert seyn.

Verschiedene Arten die Maschine zur Bewegung zu gebrauchen.

Die erste Art. Man läßt Jemanden an denen in der Mitte herunterhangenden Riemen oder Schnüren ziehen, und beobachtet nur bloß die Balance, indem man auf dem Sattel sitzt und sich ganz leidend verhält.

Die zweite Art. Man bewegt die Maschine, indem man mit denen auf die Steigbügel gestemmten Füßen die Steigbügel abwechselnd niederdrückt, und dieselben sich wieder in die Höhe heben läßt. Im Fall man sich dieser Gattung der Bewegung bedienen will, nehme man die Hebel von den Unterlagen ganz weg, benebst denen an den Hebeln befestigten Schnüren. So wie die erste Art Damen und schwachen Personen angemessen ist, so ist diese zweite Gattung am besten für stärkere Personen, Mannspersonen und solche, denen eine recht nachdrückliche Leibesbewegung nothwendig ist.

Die dritte Art. Man läßt Jemanden an den Schnüren ziehen, und hilft

zugleich mit den Füßen in den Streigbügel.

Die vierte Art. Man verrichtet bei: de eben genannten Handlungen für sich allein ohne Beihülfe.

Die beiden letzteren Arten sind nicht eben die bequemsten.

Nutzen der Bewegungsmaschine.

Der Nutzen ist in einigem Betracht größer, in anderm wieder geringer, als der Nutzen vom Reiten, im ganzen aber dem Nutzen des wirklichen Reitens ziemlich gleich zu schätzen.

Sie dient starken und schwachen Personen, jenen zur Erhaltung, diesen aber zur Befestigung ihrer Gesundheit; schickt sich für beide Geschlechter und bei

der nöthigen Behutsamkeit für das zarte und für das betagte Alter.

Zeit des Gebrauchs.

Die nützlichste Zeit ist die, welche weder kurz vor, noch gleich nach der Tafel ist. In ganz gelindem Grade findet sie jedoch auch alsdenn statt.

Die Dauer, je nachdem es die Kräfte erlauben, täglich zwei bis drei mal zu $\frac{1}{2}$ - $\frac{1}{4}$ - $\frac{1}{2}$ Stunde.

Ein gemäßigter Grad dieser Bewegung, kan sogar einem zärtlichen Frauenzimmer, bei eintretender Schwachheit, oder bei der Schwangerschaft nicht schaden. Doch besonders im letzten Fall muß man von der sicheren Beschaffenheit aller Theile der Maschine bestens überzeugt seyn.

Vom Löthen der Metalle.

Wenn man Stücke eines Metalls, welche genau an einander passend gemacht sind, mit einander mittelst eines andern reinen oder gemischten Metalls, indem letzteres in Fluß gebracht wird, dergestalt vereinigt, daß beide ein Stück ausmachen; so nennet man diese Arbeit, Lörhen.

Man siehet leicht ein, daß dasjenige Metall, wodurch die Verbindung bewirket werden soll, und welches Lörh genennet wird, leicht flüssiger seyn müsse, als die Metallstücke sind, welche vereinigt werden sollen, weil man des Zweckes verfehlen würde, wenn die zu vereinigende Stücke ebender schmelzten als das Lörh.

Um beurtheilen zu können, was für eines der Metalle man zum Vereini-

gungsmittel eines andern anwenden könne, so muß man das Verhältniß, in welchem die Metalle in Ansehung der größern oder geringern Leichtflüssigkeit gegen einander stehen, genau wissen; die Ordnung derselben, nach welcher das nachstehende leicht flüssiger ist als das vorhergehende, ist folgende: Eisen, Kupfer, Tombak, Messing, Gold, Silber, Prinzmetall, Blei, Zinn, Zink, Wismuth.

Die unter den Metallarbeitern übliche Lörhe, bestehen in nachfolgenden:

a) Das sogenannte Silber schnell Lörh ist ein Gemische aus Silber und Zink, dieses kan nur bei denjenigen Stücken angewendet werden, welche nach dem Löthen nicht weiter mit dem Hammer getrieben werden. Dieses Lörh schmelzt

schmilzt leichter als das nachstehende, allein es ist spröder, so daß es leicht bricht, als welche Eigenschaft der Zink vor andern, einem jeden ihm beigemischten Metall in der Maasse mittheilet, daß die Sprödigkeit mit dem mehrern Zufas des Zinks zunimmt.

b) Das Silberschlagloth wird aus $\frac{1}{2}$ reinem weichem Messing und $\frac{1}{2}$ reinem Silber zusammen geschmolzen, und auf einen ebenen, warm gemachten Stein gegossen, so daß es eine dünne Platte giebt, welche nachher mit dem Hammer zu einem dünnen Blech getrieben wird, das man zu befüßigem Gebrauch in Stücke zerschneidet; bei dem Löthen mit diesem Loth hat man den Vortheil, daß die gelöthete Sachen nachher gehämmert werden können.

c) Das gemeine Schlagloth (Messingschlagloth) besteht aus Messing, das durch den Zusatz von Blei oder Zinn leicht flüssiger gemacht worden, hiebei hat man zu beobachten, daß man von einem der beiden letztern Metalle nicht zu viel zusetze, denn je mehr dieses geschieht, je spröder wird die Mischung.

d) Das gemeine Schnellloth besteht aus Zinn und Blei; man schmelzet eine beliebige Menge Blei, dem man im Flusse allmählich so viel Zinn zusetzet, bis man beim Ausgießen etwas wenigens dieser Mischung, nach dem es erkaltet, auf der Oberfläche derselben, zwischen durch einige matten runde Flecke bemerket, geschieht dieses, so ist das rechte Verhältniß des Zinns zum Blei getroffen.

e) Das Schnellloth der Fenstermacher bestehet, nach der von selbigen bis jetzt üblichen Weise das Fensterblei zu verzinnen, und im Bunde zu löthen, als welches eine und eben dieselbe Verzeichnung ist, aus eben bemeldetem gemeinem Schnellloth, welches einige mit etwas wenigem Zink versehen. Bei dieser Arbeit, wenn sie am geschwindesten fördern soll, kommt es darauf an, sich eines des leicht flüssigsten weißen metallischen Gemisches zu bedienen, ich rathe daher den Fenstermachern an, in Zukunft eine der folgenden Mischungen zu gebrauchen; man schmelze entweder, Blei und Zinn jedes zwei Theile und vier Theile Wismuth zusammen, oder man mische im Flusse zwei Theile Blei, drei Theile Zinn, und fünf Theile Wismuth zusammen, beide geben eine der leicht flüssigsten metallischen Mischungen, sie gerathen bei einer Hitze, durch die Wasser im Kochen erhalten wird, in Fluß; ja, sie schmelzen sogar im kochenden Wasser. Ich könnte mehrere Mischungen der Art angeben, es mag aber hiebei genug seyn, weil ich den Gebrauch dieser beiden, zu dem Befuß, am vortheilhaftesten zu seyn erachte.

Nach obigen Voraussetzungen wird man leicht abnehmen können, was man zum Löthen jeden Metalls, für ein Loth gebrauchen könne.

Will man Eisen in größern Stücken vereinigen, so bedarf es keines Löthens, weil man dasselbe zusammen schweißen kan; auch das Vereinigen dieses Metalls, welches nach der Vereinigung mehrere male geglühet und ge-

hämmert wird, mit einem Lothe nicht statt findet; Vorfuß der Vereinigung derjenigen Stücke, welche nachher nur noch mit der Feile, oder gar nicht weiter bearbeitet werden, leidet das Löthen mit Kupfer, oder Messing Anwendung.

Kupfer, Tomback und Messing, wird nach der Verschiedenheit der daraus zu verfertigenden Arbeit, entweder mit feinem Silber, oder mit dem Silberschnellloth, oder aber mit dem Silberschlagloth, auch wohl mit dem gemeinen Schnellloth gelöthet.

Gold, reines Gold, auch mit Kupfer legirtes, wird mit Gold so mit Silber legirt ist, geldöthet, dasjenige Gold hingegen, welches mit Silber legirt ist, wird, nach Beschaffenheit der Arbeit, entweder mit Silberschlag, oder Silberschnellloth gelöthet, mit diesen eben benannten Lothen wird auch Silber gelöthet. Blei wird mit Schnellloth, Zinn mit eben demselben, oder mit den unter e) beschriebenen Gemischen gelöthet.

Das Löthen selbst nun geschiehet auf zweierlei Art, entweder im Feuer oder mit dem Kolben. Erstere Art leidet bei denjenigen Metallen, die, bevor sie glühend werden, bereits schmelzen, keine Anwendung.

Bei dem Löthen der ersten Art selbst hat man zu beobachten, daß die Fugen genau zusammen passen, und diejenigen Stellen des Metalls, auf welchen das Loth haften soll, von allen Unreinigkeiten befreiet werden, das Loth darf nicht zwischen die Fuge, sondern es muß über selbe gelegt werden,

damit selbiges von oben darzwischen laufe; nach Beschaffenheit der Arbeit niether man die zu löthenden Stücke entweder vorher zusammen, oder man verbindet sie mit ausgeglüetem Eisendraht. Man bestreicht sodann die Fugen mit fein gestoßenem Borax, der mit Wasser zu einem dünnen Brei eingerührt ist, wie auch damit das Loth, bevor man es über die Fuge leget. Der Borax befördert den Fluß des Lothes, und da er sich, bevor das Loth schmelzet, verglaset; so verhindert er auch, daß das fließende Loth nicht so leicht ablaufen kan. Dasjenige mit dem Loth auf vorbemeldete Art belegte Stück faßt man mit einer Zange und hält es ins offene Feuer, der Borax fängt bald an aufzuschäumen, wenn man dieses bemerkt, ziehet man das Stück zurück, auf daß der Schaum zusammen falle. Das Einhalten ins Feuer und Zurückziehen aus demselben wiederholt man so lange, bis der Borax nicht mehr aufschäumt, und also das Loth fest liegt; darauf legt man die Arbeit, ohne sie weiter mit der Zange fest zu halten, ins Feuer, dergestalt, daß die zu löthende Stelle überwärts gekehrt sey, und dasselbe nicht umfalle, denn wenn dieses just zu der Zeit geschähe, da das Loth im Fluß käme, so würde das selbe von der Fuge ablaufen, und dann müßte die Arbeit vom Anfang an wiederholt werden; mehrerer Sicherheit halber bedienet man sich, um das Loth in Fluß zu bringen, besonderer Löthpfannen, welche von unten keine Öffnung, mithin auch keinen Zug haben;

es können also die untern Kohlen zuerst nicht wegbrennen, und dieserwegen wird auch das eingelegte Stück nicht so leicht aus seiner Lage gebracht. Will man sich aber in Ermangelung einer Löthpfanne einer gewöhnlichen Kohlpfanne bedienen, so muß man selbige bis auf die Hälfte mit reiner Asche anfüllen, dieselbe fest drücken und darauf die Kohlen legen. Das obbemeldeter Maßen mit geschmolzenem Borax eingekleidete Stück wird also in die Kohlen eingelegt, deren Hitze man allmählig durch Anblasen immer mehr und mehr, und zwar so lange, vermehret, bis das Loth geschmolzen ist; so bald dieses bemerkt wird, räumt man die obern Kohlen um das eingelegte Stück hinweg, ohne dasselbe zu verrücken, so hört das Loth auf zu fließen; man nimt es sodann aus dem Feuer und kühlt es schnell im Wasser ab, so springt der verglaste Borax von selbst ab, welchen man auf andere Weise nicht wohl würde absondern können, und hiemit wäre das Löthen verrichtet.

Wenn man Arbeiten zu löthen hat, bei welchen es darauf ankommt, daß sie vom Feuer nicht anlaufen, so überziehet man das Stück, bis auf die zu löthende Stelle, mit feiner Kreide oder Lehm, der mit Wasser angerührt ist.

Bei besonders feiner Arbeit, als diejenige der Juwelierer, geschieht das Löthen auf folgende Weise: Man setzt das zu löthende Stück in einen mit Asche angefüllten Schmelzriegel dergestalt, daß nur die zu löthende Stelle entblößt sey; umher legt man

die Kohlen, und verfähret im übrigen, wie ich bereits oben angezeigt habe.

Auch geschieht das Löthen seiner Arbeiten mit dem Röhrgen bei der Lampe, wobei das Verfahren in folgendem besteht: Man treibet die durch Del genährte Flamme eines dicken brennenden Dochtes mittelst dem Löthröhrgen, oder wenn man die Einrichtung hat, so wie sie die Glaschmelzer haben, mittelst des mit einer doppelten Windlade versehenen Blasebalgs mit ununterbrochenem Strahl, welcher nach und nach verstärkt wird, so lange gegen das Loth, bis selbiges geschmolzen, und die Fuge verbunden ist; dieser Art des Löthens bedienen sich auch die Zinngießer in den meisten Fällen.

Den Schlößern, welche Schlüssel und andere Eisenarbeit löthen, würde der Gebrauch des Borax zu kostbar fallen. Diese begnügen sich damit, daß, nachdem sie das zu löthende Stück mit dem Loth, mittelst darum gewickelten Drats, befestiget, dasselbe mit einer Fetigkeit bestreichen, die zu löthende Stelle mit fein gestoßenem Glas bestreuen, und dieses sodann obbemeldeter Maßen dem Feuer aussetzen, nur daß sie, anstatt dieses in der Löthpfanne zu thun, es in der Esse vor dem Gebläse verrichten.

Das Löthen mit dem Kolben, hat, bis auf das Eisen nach, bei allen Metallen, jedoch nur allein mit dem Schnellloth statt; bei dieser Art zu löthen vertritt das Calophonium die Stelle des Borax; es bewürket nicht allein eine genauere Verbindung des Loths,

Löth mit dem zu löthenden Metall, als von welchem es alle noch etwa darauf haftenden Unreinigkeiten hinwegnimmt, sondern es verhindert auch, wegen seines häufigen brennbaren Wesens, daß das Loth nicht in etwas verfalte; bei dieser Art zu löthen finde ich nichts weiter zu erinnern, als daß man die kupfernen Kolben nicht darf glühend werden lassen, denn dadurch wird die Oberfläche mit einer dünnen Schlacke überzogen, die macht, daß das Loth an selbiger nicht haftet, welches doch nothwendig geschehen muß; ist dieses aber einmal geschehen, so muß man den Kolben abkühlen, und die Schlacke mit der Feile abnehmen, darauf denselben wieder heiß machen, (wobei man jederzeit beobachten muß, daß man den Rücken des Kolben ins Feuer lege, und die vordere Seite heraus stehen lasse) die vordere Seite desselben auf einem Brette, auf welchem mit Baumöl angefeuchteter Salmiak befindlich ist, reiben, und sodann das Loth daran bringen.

Bei der Beschreibung des Löthens und Verzinnen der Fenstermacher muß ich etwas weitläufiger seyn, dieses geschieht folgendermaßen: Man überreibt das Blei, worin die Glasscheiben gefaßt sind, mit einer Vermischung aus Seife und Baumöl, einige bestreichen es auch ganz dünne mit dem aus Schaftknochen ausgekochtem Fette, aus welchem sich durch langes stehen an ei-

nem warmen Orte alle Unreinigkeit ausgeschieden hat. Ohne dergleichen Gründung haftet die weiße metallische Mischung auf dem Blei nicht. Hierauf wird der Kolben heiß gemacht, und in die Vertiefung des Löthsteins, welcher nach der Gestalt des Kolben ausgehöhlt ist, in welcher das Schnellloth nebst Salmiak befindlich, und wozu man bei jedesmaligem Verzinnen etwas Talg hinzuthut, so lange umgedrehet, bis das Loth daran hängen bleibt, darauf bringt man den Kolben zum Fenster, hält an selbigen Schnellloth bis es schmelzet und welches man auf das Blei herablaufen läßt, man breitet dasselbe durch hin und widerfahren mit dem Kolben auf dem Blei aus, da, wo das Blei zweier Scheiben zusammen tritt (welches man den Bund nennet) löthet man dasselbe genau zusammen. Wenn der Kolben erkaltet, und das Verzinnen, obgleich das Loth noch schmelzet, nicht mehr von statten gehet, so schabet man dasjenige, was noch vom Loth an dem Kolben hängt, mit einer Klinge herunter, macht sodann den Kolben wieder heiß, und wiederholt in allem vorbeschriebene Arbeit. Das Ueberzinnen geschieht auf beiden Seiten des Fensters, und wenn dieses geschehen, reibt man das Blei mittelst eines Luchs mit feinem Gips, den man auch wohl mit Zinnasche vermischt, ab.



Hannoverisches Magazin.

97^{tes} Stück.

Montag, den 4^{ten} December 1780.

Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92^{ten} Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschieden Arten der Schiffe betreffend, im 30^{ten}, 31^{ten} und 32^{ten}, ferner im 44^{ten}, 45^{ten}, 46^{ten}, 47^{ten} und 48^{ten} Stücke dieser Blätter.

Man hat mich verschiedentlich für den Verfasser der Abhandlungen zu Beantwortung der im 92^{ten} Stück dieses Magazins v. J. vorgelegten Frage, den Unterschied der Schiffe betreffend, gehalten. Ich halte es deswegen für meine Pflicht, hiemit öffentlich zu sagen, daß ich es nicht bin, um weder den verdienten Herrn Verfassern, dieser in vielen Stücken für Unkundige brauchbaren Abhandlungen, von ihrem verdienten Ruhme etwas zu entziehen, noch auch mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich mich mit fremden Federn schmücken wolte.

Da meine Absicht blos dahin geht, Kenntnisse von Sachen, welche sich ohnehin von Leuten, die sie nicht selbst gesehen haben, abentheuerlich genug gedacht werden, zu berichtigen, so glaube ich den Lesern des Magazins, be-

sonders dem Theile derselben, welcher Wahrheit gern hört, nichts völlig gleichgültiges zu schreiben, und bitte sie, wenn sie anders das was ich in der Folge sagen werde, ganz verstehen wollen, die in der Aufschrift dieser Abhandlung erwähnten Stücke des Magazins (Nr. 30, 31, 32, 44, 45, 46, 47, 48) zur Hand zu nehmen, weil ich der Ordnung derselben genau zu folgen denke.

Alles ausgelassene werde ich vorbeigehen, denn die Grenzen, die einer Abhandlung des Magazins vorgeschrieben sind, verstaten, wenigstens in einem so reichhaltigen Fache, keine Vollständigkeit, und nur das berühren, was in den Abhandlungen angeführt ist, es sey denn, daß mich die Erläuterung dieses oder jenes Artikels auf etwas führte, was mit der Erläuterung in genauer Verbindung stände,

E e e e

oder

oder aber, daß mich das Versprechen des Verfassers, (Seite 476) die gewöhnlichsten und bekantesten Arten der Schiffe allein anzuführen, auf einige andere in unsern Gegenden sehr gewöhnliche Gattungen brächte. Unter diesen werden auch einige Flußschiffe seyn, ohne daß ich den Vorwurf fürchten darf, die Herrn Verfasser der Abhandlungen, die ich commentire, hätten sich bloß auf Seeschiffe eingeschränkt, weil sie sich selbst auf Flußschiffe eingelassen, und sogar Chinesischer zc. Fahrzeuge gedacht haben.

Sachen, die nur oft wahr sind, werde ich größtentheils mit Stillschweigen übergehen, übrigens aber so viel ich kan, dahin sehen, daß keine erhebliche Irrthümer übersehen werden.

Da wir in Deutschland selbst bis jetzt keine beträchtliche Seemacht haben, und einige wenige Städte an der Nord- und Ostsee, und dem adriatischen Meere ausgenommen, gar keinen Seehandel, so haben wir auch im eigentlichen Verstande nur sehr wenig eigentlich deutsche Kunstwör-

ter zur Schiffarth, mit deren Erklärung man bald fertig werden würde; der größte Theil der deutschen Kunstwörter für die Schiffarth ist eigentlich holländisch, und nur übersetzbar. Selbst der größte Theil der deutschen Schiffer würde sein Geräthe, das er täglich braucht, nicht kennen, wenn ihn jemand Hochdeutsch commandiren wolte *).

Um die Anführungen und Beziehungen auf vorhergehende und nachfolgende Artikel abzukürzen, habe ich sie mit Zahlen bezeichnet, und um die Stellen, auf welche sich meine Anmerkungen beziehen, leicht zu finden, habe ich Seite und Zeile in der zusammenhängenden Abhandlung, im alphabetischen Verzeichniß aber die Artikel benannt, zu denen sie gehören.

Die Herrn Verfasser haben oft französische und englische Wörter in ihre Abhandlungen aufgenommen, oft als solche, oft als deutsche Benennungen; um eine ähnliche Verwirrung zu vermeiden, will ich, wo ich eine fremde Benennungsweise; denn zum nachschla-

gen

*) Bei einer gewissen Gelegenheit kam ich mit einem aus dem Thüringschen gebürtigen Schiffer, der in seiner Jugend eine gute bürgerliche Erziehung genossen, und wo ich nicht irre, auf einer Realschule sich viel Kenntnisse gesammelt hatte, die man bei Leuten seiner Art nicht sehr häufig findet, im vierzehnten Jahre aber durch den Todt seines Vaters veranlaßt, nach einer Seestadt gegangen, war, sein Brodt zu suchen, und sich durch gute Ausföhrung, Redlichkeit, Treue und Fleiß, bis zum Posten eines Schiffers geschwungen hatte; er lebt noch, ist mein Freund, und fährt für Rechnung einer deutschen Handelsstadt; mit diesem Manne kam ich über die deutsche Bedeutung des englischen Wortes *oak-bum* in Streit. Er behauptete, es hieße, eichene Späne; und ich, es hieße Werf, der alte theerichte Hanf von alten Schiffstauen. Wir stritten lange, jeder behauptete seine Meinung standhaft, oder vielmehr hartnäckig; endlich fiel mir ein Schiedsrichter ein. Es war Baylens Wörterbuch, die deutsche Ueber-

gen fehlte mir leider an Büchern, sie hieszen: E. soll den englisch, F. französisch, und H. holländisch heißen.

1. S. 480. Z. 9. Die Betten der Matrosen sind nicht hinreichend, das ganze Schiff rund herum mit einer Brustwehr zu versehen. Sie liegen nur hinten auf dem halben Verdeck, und werden unten, eine Reihe hängend, in die Wände aller Masten gebunden. Auch bindet man wohl auf eben die Weise eine Reihe hängend in die Stengenwände, wenn Leute mit Granaten, oder andern kleinen Gewehr bei ganz nahen Engagements, in die Marssen, oder Mastkörbe geschickt werden, um sie einigermaßen zu schützen. Auf einigen Schiffen, (ich habe es nie als auf russischen gesehen) hat man, um dem Mangel an Betten abzuheffen, besondere große Wollsäcke. Ueber den Betten oder Hangmatten hängt noch getheertes Seegeltuch (Persenning) welches auch oft zur Zierde bemahlt wird. Bei gutem Wetter werden die Hangmatten alle Tage hinaufgebracht, und in See jede auf

ihre angewiesene Stelle gelegt oder gebunden, in einem Haven aber, auf die Kuhbrücke. Die Netze, zwischen denen die Hangmatten liegen, heißen Finknetze (E. Netting, H. Vincknetten, F. Reseau, wo ich nicht sehr irre.) Die ausländischen Wörter, bei denen ich zweifelhaft und nicht ganz sicher bin, sind, alles Mißverständniß zu vermeiden, mit Cursivschrift gedruckt.

2. S. 480. letzte Z. Das Pulver würde der Gefahr des Wassers zu sehr unterworfen seyn, wenn es ganz unten läge; doch ist die Pulverkammer bisweilen, aber nur bei kleinen Schiffen, im Nothfall, ganz unten. Sie hat keinen fest bestimmten Ort, doch pflegt man sie gern mitten im Schiff gleich unter dem ersten, oder untersten Verdeck, etwas unter Wasser, oder dem Wasser ohngefähr gleich zu haben.

3. S. 481. Die Masten, so wie sie hier angegeben sind, passen zu Schiffen von vierzig bis sechzig Kanonen, je nachdem die Schiffe starke Belastung fordern, oder nach Einsicht

E e e e 2

des

Uebersetzung, ich hatte es unter meinen Büchern, und war so glücklich, das Wort oakham darin zu finden, mit ohngefähr folgender Erklärung, die ich ihm triumphirend vorlegte. Er laß „der aufgedrehte Hanf von alten „Schiffs seilen.“ Aber wie erschrak ich, als er in ein lautes Gelächter ausbrach, „da habt ihrs wieder mit euren Büchern,“ schrie er, „sie sind voller „Lügen, wer hat in seinem Leben gehört, daß man Seile aufdreht, und Werk „davon plüiset!“ Er dachte sich unter dem Wort Seil nichts anders als das holländische gleichlautende Wort Zyl, das in unserer Sprache Segel heißt, und ich hatte viel Mühe, nachdem ich mich erst von meiner Bestürzung erholt hatte, ihm aus allen Stellen, die ich nur auffinden konnte, bis zu seiner Ueberzeugung zu beweisen, Zyl oder Sail hiesse auf deutsch Segel, und Tow, oder Taauw hiesse Seil, und ihn dadurch zu zwingen, meinem Buche eine Ehrenerklärung zu thun. Doch berief er sich zuletzt noch immer auf den Ausspruch eines englischen Schiffers.

des Zimmermanns, oder ihrer Bestimmung, schwach, mäßig oder stark bemastet seyn sollen. Das Verhältniß der Stengen zu den Masten ist ohngefähr richtig, ohngefähr, weil die Seefahrenden über gewisse bestimmte Verhältnisse derselben so wenig, als über die Verhältniß der Masten einig sind. Das ist die Ursach, warum ich zwei so weit von einander liegende Grenzen für die Schiffe, welche zu den hier gegebenen Maassen der Masten passen, habe angeben müssen.

4. Heut zu Tage bestehen die Masten gewöhnlich nur aus drei Stücken, indem man statt besondere Flaggenstengen oder Stöcke aufzusetzen, die Flaggen nur vom Top, oder dem Obertheil der Bram- oder Kreuzstengen wehen läßt, und diese Toppe etwas länger macht als ehemals. Bei schwerem Wetter und Winterreisen; (das letzte ist bei Kauffahrern unserer Gegenden beinahe Regel) nimt man die Bramstengen ab, weil alsdenn selten Gelegenheit zu seyn pflegt, Bramsegel zu führen. Man bringt statt ihrer kürzere Stangen auf, die man Trummelstöcke nennt. H. Trommelstöckjes. E. und F. Namen sind mir nicht bekannt. Kriegeschiffe, wenn sie sich in Kauffahrer maskiren wollen, pflegen auch wohl dieses zu thun.

5. S. 482. Z. 3. Die perpendicular stehende Bugsprietstenge ist heut zu Tage beinahe ganz außer Gebrauch. Die Holländer und deutschen Nationen haben neben, die Engländer und Franzosen zc. über dem Bugspriet noch

einen in eisernen Bügeln befestigten Baum, der in der Richtung des Bugspriets hervorstekt, welcher der **Clüverbaum** heißt. H. Cluyf-hout, E. Jib-boom, F. Bont dehors de béaupré. Er dient zur Befestigung des Vorbramstages, des Leiters vom Clüver zc. von welchem letztern er auch den Namen hat. Clüver. S. Ann. 12.

6. **Leiter**, H. Leyer, heißt überhaupt ein Tau, an welchem etwas geführt wird. Bei Stagssegeln oder den dreieckten Segeln, die längst den Stagen fahren, ist, wenn sie nicht unmittelbar am Stag selbst fahren, allemal ein in der Richtung des Stages gespanntes Tau, das lose Stag oder der **Leiter**. An dem oberen Lyf, (dem Tau welches dem Segel statt Saums dient) sind **Leuwvers**, das heißt, es ist an einigen Stellen doppelt, so daß kleine Augen darin sind; in diesen Augen sitzen hölzerne oder eiserne Ringe, so daß sie auf dem **Leiter** laufen wie Gardinenringe auf einer Gardinenstange, welcher letztern Stelle, der **Leiter** vertritt.

7. S. 482. Z. 7. Die Flaggenstenge heißt mit ihrem Namen der **Gösche Stock** (H. Geus-Stock, E. Jack-stick, oder staff, F. Bâton du pavillon de beaupré) von der kleinen Flagge welche daselbst wehet, die man **Gösche** nennt. (Die Benennung im H. E. und F. wird man aus vorstehendem leicht sehen; bei ähnlichen Fällen werde ich in Zukunft, um Raum zu sparen, ähnliche Verweiseungen weglassen, weil sie nach meiner Meinung

Meinung von selbst klar sind.) Diese kleine Flagge ist eigentlich ein Zeichen aller von einer Landeshoheit ausgerüsteten Fahrzeuge, von Kriegsschiffen u. die von einem bestallten Officier commandirt werden; eben so wie der Wimpel. Rauffahrer oder Privat-Schiffe lassen auch bisweilen eine Gösche vom Bugspriet wehen, so wie auch einen Wimpel, wenn sie nicht im Gesicht von Kriegsschiffen sind. Eigentlich dürfen sie es nicht, und kan ein commandirender Officier eines Kriegsschiffes, wenn sie dieselben im Gesicht seines Schiffes wehen lassen, solche wegnehmen, oder auf sie schießen. Doch wird der Gösche ungleich mehr durch die Finger gesehen als dem Wimpel.

8. S. 482. Z. 13. Die hier angegebene Dicke der Masten ist etwas stark. Zu den oben angeführten Längen paßt sie gar nicht. Herr du Hamel de Monceau, der seine Masten sehr stark macht, giebt nach seinen Regeln, die genommen welche die stärksten Masten giebt, und alle Brüche zum Vorthail der Dicke für Ganze gerechnet, die Dicke des großen Masts für ein Schif von hundert und zehn Kanonen, zu vierzig Zoll, da wo er am stärksten ist, das gebe noch nicht zwei Klafter im Umfange. (Klafter von 6 Fuß, Fuß zu 12 Zoll.)

9. S. 483. oben. Die Befestigung der Stengen auf dem Mast, und auf einander geschief durch Saaling (H. Saaling, E. Tressel tries, F. Hune,) und Felshaupt, H. Ezelshoofd, E. Cap, F. Chouquet.

An dem Mast sind nach der Länge des Schiffs durch starke Bolzen, und unten befestigte Knaggen, Klampen im Schiffsausdruck, (Kragsteine mögte ich sagen) zwei lange Stücke Holz die Langsaalings, befestigt. Im rechten Winkel quer über diese liegen drei andere, die Quersaalings; zwei unmittelbar, an dem an dieser Stelle viereckten Mast, eins nach vorne, das andere nach hinten zu. Das dritte so weit von der unmittelbar vor der vorderen Seite des Masts liegenden Quersaalung entfernt, das zwischen ihm und der zuletzt erwähnten ein vierecktes Loch bleibt, durch welches die Stenge auf und niedergehen kan. Die Stenge selbst steht mit einem viereckten Fuße in diesem Loch, und wird gegen das Durchfallen durch einen viereckten durch sie gesteckten Keil, der auf den Langsaalings ruhet, gesichert. Dieser Keil heißt der Schlußkeil; das ganze eben beschriebene Kreuz Saaling, es sitzt allemal da, wo eine neue Stenge steht, und erhält den Namen von der Stenge, die es befestigt. Seine Stelle ist ein Zehntel der Länge des Masts von oben gerechnet; und dieses über der Saaling hervorragende Zehntel des Masts heißt der Top, H. und E. Top, F. Thon. Auf dem Top ist wieder in einer horizontalen Lage ein länglich vierecktes starkes Stück Holz fest, in welches der Mast bis auf zweidrittel der Dicke dieses Holzes eingelaufen ist, so daß es auf dem Mast wie der Hut auf dem Kopfe sitzt. Es schützt den Mast zugleich gegen das Eindringen

gen des Wassers von oben, und heißt Eselshaupt. In dem vor dem Mast nach der vordern Seite hervorstehenden Theile desselben ist, entweder ein rundes Loch, in welches die Stenge genau paßt, oder, es ist nach einem halben Kreise ausgerundet, dessen andere Hälfte durch einen starken eisernen Bügel geschlossen wird. Saaling und Eselshaupt machen also die Stenge aufrecht stehen.

Der Mars oder Mastkorb, der vorn gewöhnlich rund, hinten aber platt ist, (die Türken pflegen gewöhnlich runde Marssse zu haben,) und durch einige neben den erst erwähnten Saalings liegende Hölzer gleiches Namens gebildet wird, dient dem Wande der Stenge seine Befestigung zu geben. Das Wand sichert die Stenge gegen das Schwanken nach beiden Seiten, und nach vorn zu. Es besteht aus mehreren starken Tauen, die vom Top der Stenge bis nahe zu dem Marssse gehen, und wird mit kleinern Tauen, welche durch die in die Enden jener starken Taue eingebundenen Juffern, oder eiserne Bügel, und andere auf den Enden der Quersaalings in eiserne Haken befestigten Juffern oder Bügel gehen, steif angefest, angeholt, oder angespannt. Diese Haken hängen wieder in kürzeren Tauen, die vom unteren Wande ausgehen und Püttings heißen. H. Puttings, E. Foot hook Shrouds, oder Futrock - Shrouds. Die kleinern Taue, mit welchen die Wände durch die Juffern oder eisernen Bügel angeholt werden, heißen H. Ta-

liereeps, E. Laniards, F. Rides und Laniers. Die Wände H. Wanden, E. Shrouds, F. Haubans. Noch gehet von dem Top jeder Stenge, die Wände zu unterstützen, ein starkes Tau, bis auf die Seite des Schiffes in die Kust, und wird daselbst ebenfalls mit Taliereeps und Juffers angeholt, es heißt Verdun. H. Perdoen, E. Back-stay, F. Galauban.

Nach vorn zu sind die Stengen mit dem Stag (H. Stag, E. Stay, F. Erai) befestigt, das ist, mit einem sehr starken Tau, welches vom Top eines Masts oder einer Stenge, zum Fuß des vor ihm stehenden Masts oder Stenge geht, und daselbst auf verschiedene Weise befestigt wird.

Weil die Segel die Schiffe insgemein nach vorn zu treiben sollen; so ist die Befestigung der Masten und Stengen nach hinten zu größer.

Ich bin in dieser Beschreibung um deswillen so weitläufig gewesen, um, so viel ohne Kupfer angeht, zu zeigen, wie die Masten, welche durch die an sie aufgehängten Segel das ganze Schiff regieren, treiben u. und der oft so großen Gewalt des Windes widerstehen müssen, befestigt sind. Alle Varietäten dieser Befestigungen aus einander zu sehen, dazu fehlt hier der Raum, und diese Beschreibung wird leicht hinreichen, sich in die vorkommenden zu finden. So bedarf es z. B. keiner unter die Saaling befestigten Klampen, wenn der Baum, aus dem der Mast gemacht wird, stark genug am Wipfelende ist, daß man sie aus

aus einem Stück kan stehen lassen; wenn die Befestigung des Felschauptes mit $\frac{2}{3}$ seiner Dicke auf dem Mast zu schwach scheint, so lasse man das Loch ganz durchgehen, und nagele ein Brett über das Loch, so schützt dieses auch den Mast gegen das Einwässern; bei großen Schiffen sind einzelne Perduns nicht stark genug, man giebt ihnen andere so genannte Mantel-Perduns zu Hülfe u. d. gl.

10. S. 483. Z. 10 u. ff. Ueber den Bramsegeln führt man noch bisweilen bei gutem Wetter vor dem Winde kleine Segel, die man obere Bramsegel nennt. H. Boven Bramzyl, E. Royals, F. Peruches. Auch über dem Kreuzsegel ein oberes Kreuzsegel. H. Grietje van Dyck, E. Mizen top royal, F. Peruche d'artimon. Die S. 483 (4) und (10) angeführten Segel sind in gewöhnlichen Fällen von wenigem Nutzen, (4) wird sehr selten gebraucht, (10) noch seltener, wenige Schiffe haben es.

11. S. 483. Z. 29. Stagssegel; H. Stagzyl, E. Stray-Sail, F. Voile d'Etai, sind dreieckt, fahren zwischen den Masten an den Stagen; sie sind nicht willkürlich, sondern bestimmt. Ich habe sie hier alle hergesetzt, die gewöhnlichen sind mit gewöhnlicher Schrift, die weniger gewöhnlichen mit Schwabacherschrift gedruckt. Sie sind in der Ordnung wie sie vor oder über einander fahren angezeigt, von vorn und vom höchsten angefangen.

Zwischen dem Bugspriet und Fockmast; 1) Fliegender Klüver, 2)

Klüver, 3) Vorstengen Stagssegel, 4) Sturmfock;

Zwischen dem Fock und großen Mast: 5) Flieger, 6) Grobsteiligen Stagssegel, 7) Großes Stagssegel;

Zwischen dem großen und Besaansmast: 8) Kreuzsteiligen Stagssegel, 9) Besaan Stagssegel.

Man hat auch bisweilen noch am Flagstock ein Segel, welches man Dreul nennt. H. Druyt, E. Driver, F. Tapceul.

Die Segel, welche man an den Seiten aufhängt, heißen Leesegele. H. Leezylen, E. Studding-Sails, F. Bonnettes en étui. Sie sind nur an den beiden vordern Masten gewöhnlich; sie heißen Bram-Ober- und Untere Leesegele.

An der Besaan pflegt man auch wohl eine Vergrößerung aufzuhängen, die im H. E. und F. so viel mir bekannt, Bonnet heißt, wenn sie unten unter das Unterlyf der Besaan angehängt wird; hängt sie aber am hintern stehenden Lyf derselben, so heißt sie bei den Engländern auch Driver.

12. Eine allgemeine Erklärung der verschiedenen Arten der Segel würde hier nicht am unrichtigen Orte stehen; hier ist sie.

Rahsegel, beinahe rechtwinklich viereckt, die an ihrer oberen Seite an einer, in ihrer gewöhnlichen Stellung, ohngefähr horizontalen Segelstange, oder Rahe befestigt sind. H. Raazyl, E. Yard-Sail, F. Voile de vergue.

Ruthensegel, lateinische Segel, dreieckte Segel, die an einer

Seite an einer gegen den Horizont geneigten Stange oder Ruthe fest sind, so, daß die untere Seite, die keine Stange hat, beinahe horizontal hängt. *H. Roeylen, E. Latin-Sails, F. Voiles latines.*

Gaffelsegel, deren Stange mit einer Gaffel, oder einer an der Seite ohngefähr im halben Kreis ausgerundeten Gabel an einem Mast auf und niedergehen kan. Die Gestalt dieser Segel ist gewöhnlich ein Trapezium, so wie auch der beiden folgenden. Der ausländische Name dieser ist *H. Gaffel-Lyl, E. Gaff-Sail, F. Voile a balestan en fourchette.*

Stickssegel, sind Gaffelsegel die unten noch einen Baum im horizontalen Theile des Segels haben, man nennt sie auch wohl **Jacht-Segel**, **Englische Schaluppen-Segel**, **Brick-Besaan** zc. Die Besaan von Kriegsschiffen pflegt gewöhnlich ein Ruthensegel zu seyn, wenigstens an einer Ruthe geführt zu werden, Kauffahrer haben gewöhnlich Gaffeln.

Spriet-Segel, viereckte Segel, die auf einer Seite am Mast fest sind, deren andere obere Ecke aber mit einem ohngefähr in der Diagonale des Segels stehenden Spriete (balestan) oder Stange offen gehalten wird. *H. Spriet-Zyl, E. Sprit Sail, F. Voile a balestan.*

Stagssegel sind in der vorhergehenden Anmerkung erklärt, wie auch

Leesegel, die aber eigentlich unter die Rahsegel gehören.

13. S. 484. Die hier angeführte Berechnung wird nicht viel zu viel

angeben, und so genau seyn als man von dergleichen Berechnungen erwartet. Nur die Hölzer, die wie Ribben im Schif laufen, habe ich flüchtig überschlagen, und zu einem Schiffe von etwa 70 bis 80 Kanonen, blos zu diesen Stücken nahe an 4000 gefunden. Ich führe dieses an, weil man geglaubt hat, die Berechnung wäre zu sehr übertrieben. Es mag nun freilich wohl Bäume geben, in deren einem mehrere Stücker sitzen, aber dagegen braucht man auch andere, deren man unter tausend kaum einen findet.

14. S. 486. 3. 10. Auch Capitains führen heut zu Tage Schaluppen, Bomben- und Feuerschiffe, und es ist im englischen und holländischen Seedienst besonders, daß die Größe des Schifs nichts zum Range des Capitains, welcher es führt, beiträgt, ob es gleich gewöhnlich ist, daß junge Capitains zuerst kleine Schiffe führen.

15. S. 486 u. f. Was-hier von Tiefe steht, ist davon zu verstehen, wie tief ein solches Schif, wenn es armirt ist, unter Wasser geht. Einem Seemann würde hiebei nie etwas anders einfallen, ich merke es nur deswegen hier an, weil ich verschiedentlich gehört habe, daß man sich die ganze Tiefe vom obersten Verdeck bis zum Kiel darunter gedacht hat, welches doch mit S. 478. 3. 7. verglichen, gar nicht angeht.

S. 492. ist bei der Bynse die Höhe des ganzen Gebäudes angegeben, welches ich hier, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, gleich anmerke.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Hannoverisches Magazin.

98^{tes} Stück.

Freitag, den 8^{ten} December 1780.

Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92^{ten} Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, im 30^{ten}, 31^{ten} und 32^{ten}, ferner im 44^{ten}, 45^{ten}, 46^{ten}, 47^{ten} und 48^{ten} Stücke dieser Blätter.

(Fortsetzung.)

16. **B**ei einem mäßigen Vorrath von See-Lexicis (Dictionnaires de marine) würde es nicht sehr schwer seyn, eine ungleich größere Anzahl Namen von Schiffen anzuführen, als hier und in den Stücken vom 44^{ten} bis zum 48^{ten} stehen, von denen man sich doch aus der Beschreibung ohne Zeichnungen nie hinlängliche Begriffe wird machen können. Wenn mich auch nicht der Mangel an Büchern abhielte, die Anzahl der in den beiden Abhandlungen beschriebenen Fahrzeuge zu vermehren, so würde doch gewiß die Achtung, die ich den Lesern des Magazins schuldig bin, oder die Furcht, es mögte irgend jemand diese Bücher kennen, mich abhalten, die Blätter des Magazins auf eine solche Art durch Ausschreiben zu mißbrauchen. Ich bitte nur um Erlaubniß, einige Arten anführen zu dürfen, die

ich, so nahe sie uns auch zum Theil sind, in dem Verzeichnisse nicht gefunden habe.

17. Es sind einige deutsche Flußschiffe, die in andern Gegenden, auf der Donau, dem Rhein, und der Oberelbe gebraucht werden, angeführt, auch ausländische, deswegen habe ich mich gewundert, die Flußschiffe unserer Gegenden auf der Weser, Aller, Leinewe, die doch hannöversische Landesleute sind, gar nicht berührt zu finden. Ich war um so begieriger, ihre Beschreibungen zu finden, da ich schon seit geraumer Zeit eine genaue Beschreibung von ihnen von einem Freunde erwartete, weil ich mich in allen mir bekannt gewordenen Seellexicis vergeblich darnach umgesehen habe. So viel ich mich erinnere, sind Bock und Bulle die Hauptarten derselben. Ich habe sie nur als Kind gesehen, doch will ich es versuchen,

3ff ff

chen,

chen, nach der bildlichen Vorstellung, die mir jetzt noch von ihnen im Gedächtnisse schwebt, sie zu beschreiben. Vielleicht weckt meine fehlerhafte Beschreibung irgend jemand auf, der so gütig ist, uns auf eine oder andere Weise eine kleine Beschreibung der inländischen Schifffahrt der Churbraunschweig-Lüneburgischen Lande zu geben, und zugleich der Fahrzeuge, die dazu gebraucht werden.

17. Böcke sind hundert und mehr Fuß lange, acht bis zehn breite, in der Mitte fünf bis sechs Fuß tiefe, hinten und vorn platte Fahrzeuge, mit plattem Boden, und einem mäßig hohen Mast, welcher aber mehr dient, das Tau, an dem sie gezogen werden (in Holland und an der Elbe heißt es Treil Lien) von dem am Ufer stehenden Strauchwerk 2c. frei zu halten, als zum segeln; doch segeln sie auch bisweilen, wenn sie gerade vor dem Winde haben, denn führen sie ein Rahsegel. Sie führen ein sehr großes und schweres Steuer, welches ihre Länge und der platte Boden nothwendig macht. Sie werden, so viel ich weiß, auf der Weser, Aller, und vielleicht auch auf der Leine gebraucht.

18. Bullen sind Fahrzeuge ähnlicher Bauart, nur kleiner, und im Verhältniß der Länge breiter. Sie sind von sehr verschiedener Größe, auch glaube ich, daß sie vorn und hinten schärfer sind als die Böcke. Sie können auch einen Mast aufsetzen wie die Böcke.

19. Auch der Kauffahrteischiffe,

die man Fregatten, Fregattschiffe nennt, finde ich, ist keine Erwähnung geschehen. Sie sind gewöhnlich etwas schärfer als die nordischen und holländischen Fluten, haben drei Masten, eins oder zwei Verdecke, eine Gallion oder Schnabel, hinten ziemlich viel Einweichung, ein plattes oder nur sehr wenig gebogenes Heck oder Spiegel, die Kajüte macht ein kleines halbes Verdeck oder vielmehr Kampan hinten, welche aber selten weiter als bis zum Besanmast geht. Die Back oder die Borderschanze, oder das Borcastel fehlt ihnen gewöhnlich, nur sehr große haben es. Sie sind von sehr verschiedener Größe. Die Franzosen begreifen sie mit unter dem Namen Flüte. S. Anm. 33.

20. Kahn. Eigentlich bedarf dieses Wort für Landbewohner keiner Erklärung, sie nennen jedes kleine Fahrzeug so. Das oberdeutsche gleich bedeutende Wort ist Nachen; ich könnte mir leicht den Verdacht der Leser dieses Magazins zuziehen, als hätte ich geschrieben blos um zu schreiben, wenn ich ihnen sagen wolte, was sie sich unter Kahn denken. Meine Absicht ist, sie hier mit einem andern Kahn bekannt zu machen, der auch ein halber Churbraunschweig-Lüneburgischer Landsmann ist, und in den mir bekanten Seelercis gleiches Schicksal mit Bock und Bullen hat. Der Kahn fängt an da zu fahren, wo Bock und Bulle aufhören, und heißt daher auch eigentlich der Bremer Kahn. Ein Fahrzeug zwischen fünfzig und sechzig Fuß

Fuß Länge, von platten Boden, hinten steil und platt, mit einem ziemlich stark liegenden Vorderstegen, vorne scharf und hoch, beinahe wie ein Ever. Er hat nur einen Mast und ein Gaffelsegel, eine dreieckte Gock, Clüf, Gock, oder Clüver, auch wohl noch einen steigenden Clüver (doch nur sehr selten) und ein vierecktes Topsegel. Wird übrigens hauptsächlich als Luchter, und zum Transport zu Wasser zwischen Hamburg und Bremen über die Watten gebraucht.

21. **Ruff**, holländisch Cof. Ein Fahrzeug beinahe wie die Schmacke, nur größer und etwas stärker, ist vorn und hinten rund, hat einen platten Boden, doch etwas mehr Schnitt nach hinten, damit sich das Wasser, weil er länger und breiter ist, besser auf dem Steuer vereinige, und dadurch die Wirkung desselben vermehre. Es ist eins von den Schiffen, die mit weniger Mannschaft langwierige oft, doch sehr weite Reisen thun, und viel laden. Sie sind besegelt wie die Schmacke.

22. **Packet**. H. Packet, E. Packet, und F. Paquet. Ein leicht besegeltes Schiff, nach Beschaffenheit der Reise die es zu machen hat von verschiedener Bauart und Größe, so daß bisweilen Schaluppen oder Corvetten von sechzehn bis zwanzig Kanonen dazu gebraucht werden. Sie haben gleichen Zweck mit den Posten und Couriers zu Lande, daher hat man auch ordinaire und extraordinäre. (Noch vor nicht sehr langer Zeit hatten wir die erfreu-

liche Nachricht, daß wieder ein ordentliches Packet von Falmouth nach Charlestown ginge.) Schiffer oder Capitains von ordentlichen Packets prästiren an fremden Orten alle Rechte der Seecapitains; sie lassen von ihren Schiffen und Schaluppen Wimpel wehen; sind keiner Visitation unterworfen etc. In England sind sieben ordinaire Packet-Posten. Von Dover nach Ostende und Calais, von Harwich nach Helvoetsluis, von Falmouth nach Madeira und Westindien, von Falmouth nach Lissabon, von Holyhead nach Dublin, und noch ein zu Gibraltar stationirtes.

23. **Schnick**. Ein Fahrzeug beinahe wie der Kaagh, nur etwas breiter und kürzer, und mehr geschnitten. Sie sind für ihre Breite ziemlich kurz; führen Sprietsegel gewöhnlich, bisweilen auch Gaffelsegel (denn nennt man sie auch zum Unterschiede Gaffel-Schnicken). Es sind die in der Nordsee zum Fisch- und Austerfang gewöhnlichen Fahrzeuge. Uns bringen sie beinahe alle Schelfische und Austern, die wir über Hamburg erhalten.

24. **Tjalk**. H. Tjalek. Ein holländisches Fahrzeug von derselben Art wie Schnick und Kaagh (die ganze Art heißt Ruffartig S. Anm. 21) nur länger und im Verhältniß schmaler. Sie werden zum Handel an der Küste der Nordsee gebraucht, und gehen auch, wiewol selten in die Ostsee. Sie haben Sprietsegel.

25. Ich komme nun wieder zu den Fahrzeugen im 31^{ten} Stücke S. 488.

III ff 2

und

und schicke ihnen die allgemeine Anmerkung voran, daß kleine Fahrzeuge an verschiedenen Orten oft nur dem Namen nach unterschieden sind, und im Grunde immer Fahrzeuge einerlei Art bleiben, obgleich Localumstände eines jeden, eine besondere Bestimmung, eine besondere Art regierender Winde, die Beschaffenheit des Meeres, der Leute die das Fahrzeug führen, und oft ganz unerhebliche Kleinigkeiten, eine beinahe unendliche Menge von Spielarten der Schiffe, mögte ich sagen, hervorgebracht haben. Ein Fahrzeug, das auf der Elbe *Ever* genannt wird, würde nach jedes Landes Art, Gewohnheit, oft Mode, aufgetackelt, an der westlichen Küste von Europa, *Barque*, *Barco* schlechtweg, *Barco do Mar*, oder *do Rio*, oder *de San Pedro* &c. werden; aus einer Zelle würden unter eben den Umständen nach ihrer verschiedenen Größe, *Cadrai*: Boote, *Barrels*, *Fregate*, und *Felucca*, sich machen lassen &c.

26. S. 489. *Balander* am Ende. Schwerdter werden allen Schiffen, die keinen Kiel haben, gegen das Umschlagen und zu starke Abtreiben nothwendig. Es ist immer ein Zeichen, daß ein Schiff gar keinen oder nur sehr wenig Kiel hat, wenn es Schwerdter führt, an welchen die eiförmige Gestalt wesentlich, die Größe aber nach der Größe der Fahrzeuge, zu deren Dienst sie bestimmt sind, sehr zufällig oder vielmehr verhältnismäßig ist. Auch werden sie bisweilen Fahrzeugen, die Kiel haben, nothwendig.

27. *Abtreiben*. Ich habe wie der ein Wort geschrieben, das sehr gewöhnlich ist, dessen Erklärung ich aber in der vor mir liegenden Abhandlung nicht finde. Ein Schiff, wenn es bei dem Winde segelt, wird von dem Winde, welcher die beinahe ganz nach der Länge des Schiffs gerichteten Segel auffangen, zu Seite gedrückt; weil nun die ganze Länge des Schiffs einen großen Widerstand im Wasser findet, so geht das Schiff nicht dahin, wohin es der Wind gerade zu drücken würde; wenn kein Widerstand wäre, sondern der Wind und der Widerstand des Wassers wirken wie zwei Kräfte, und treiben das Schiff ohngefähr dahin, wo es den wenigsten Widerstand im Wasser findet, das ist beinahe gerade voraus, in einer Richtung die nur etwas wenig von der Richtung seines Kiels abweicht. Dieser Unterschied, der bisweilen sehr beträchtlich werden kan, zwischen der Richtung des Kiels, und dem wahren Wege des Schiffes, heiße die *Abdrift*, das *Abtreiben* des Schiffes. *H. Aldrift*, *Vraack*, *E. Leeway*, *J. Derive*. Kurze Schiffe treiben stärker ab als lange, unter Schiffen von gleicher Länge treibt das breitere mehr ab &c.

28. S. 490, *Brander* am Ende. Im englischen Seereglement steht: „Ein großer Theil der Reputation des Capitains oder Officiers, welcher den Brander führt, wird davon abhängen, daß er der letzte Mann am Bord des Branders sey, und denselben nicht eher verlasse bis er ganz brennt.“

29. S. 490. Brigantine. E. u. H. Bricq. Ein Fahrzeug bei den Engländern am gewöhnlichsten. Es hat zwei Masten. Am Fockmast die gewöhnlichen Segel; am großen Mast aber fehlt das große oder Schiffssegel, statt dessen hat es eine sehr große Besaan, an einer Gabel unten mit einem Baum; oder ein Viecksegel. (S. 12^{te} Anm.) Das Gebäude ist gewöhnlich Fregattenartig. (S. Anm. 19.) Die Bricq ist von der Schnau (S. diesen Artikel S. 505.) nur darin unterschieden, daß die Schnau auch ein großes Segel hat, und noch an einer nahe hinter dem großen Mast aufgerichteten Spier, die auf dem Deck in einer Spur, und oben im großen Mars (Mastforbe) zwischen den beiden Langsaalings, zwischen denen die große Stenge steht, (S. 9^{te} Anm.) befestigt ist; eine Besaan führt, deren Gaffel auf dieser Spier ruhet oder fährt. Beide Arten von Schiffen haben auch wohl einen Dreul (S. 1^{te} Anm.) Schnauen pflegen gewöhnlich größer zu seyn als Bricq's.

30. S. 492. Buysse. S. 15^{te} Anm. am Ende.

31. S. 493. Schaluppe. Die beinahe gleichlautende Aussprache eines in verschiedenen Sprachen, unter verschiedenen Bedeutungen gebräuchlichen Worts, macht hier öfters viel Irrungen. Ich will die mir bekanten hersehen.

1) E. Sloop heißt

a) ein Kriegsschiff unter zwanzig Kanonen, eigentlich Sloop of war,

dasselbige, was die Holländer Jache van Oorlogh, und die Franzosen Corvette nennen. Diese Fahrzeuge sind Fregattenartig gebauet, auch pflegen sie die Holländer bis zu zwanzig Kanonen noch Fregatten zu nennen. Gewöhnlich sind sie auch wie Fregatten bemastet und aufgetakelt, oft aber als Schnau, seltner als Bricq oder Brigantine.

b) Ein Fahrzeug mit den gewöhnlichen viereckten Segeln, unmittelbar dabei noch ein Viecksegel das ihnen als Besaan dient, vorn auf dem Bugspriet eine dreieckte Fock, Stengen, Stagssegel, Elüver und fliegenden Elüver. Das große Segel fehlt einigen, die denn nur allein das Viecksegel haben. Zum Kriege bewafnet heißen sie Cutters, fahren sie aber zu Kauffarthi, so heißen sie auch in England Sloop, in Deutschland, Holland, Spanien Portugal englische Schaluppen, in Frankreich Bateau und Flibot. Bateau ist eigentlich der eigene Name (nomen proprium) dieser Art Fahrzeuge, oft wird es aber unzeitiglich in dem Verstande gebraucht, daß es mit unserm deutschen Fahrzeug einerlei seyn soll; das eigentliche französische Wort für unser deutsches Fahrzeug ist batiment. Auch in Spanien und Portugal hat man Fahrzeuge, die mit ihren besondern Namen barel heißen, obgleich dieses Wort auch eben die allgemeine Bedeutung hat, welche batiment und Fahrzeug haben.

2) Französisch Chaloupe, und
 3) Holländisch Sloep; (so wird wie u. gelesen) in beiden Sprachen heißt es ein kleines offenes Fahrzeug, so zum Ankommen an große Schiffe, und kleinen zu Wasserreisen dient. Gewöhnlich werden sie gerudert, man hat sie zu zwölf und mehr Rudern. Sie haben auch Masten, gewöhnlich mit Sprietsegeln, die sich aufrichten und niederlegen lassen, darnach man segelt oder rudert, einen, zwei auch drei. Kriegsschiffe haben wenigstens zwei Schaluppen, und außerdem noch ein großes Boot oder Barkasse zum Wasserholen, und andere schwere Sachen an Bord zu bringen. Von den Schaluppen ist die größere für den Capitain, die kleinere für die Officiere. Oft haben dergleichen Schiffe noch mehrere. Kauffartheschiffe haben gewöhnlich nur eine Schaluppe, Deutsche, Engländer, Holländer, Dänen, Schweden, Russen, von etwa vier bis sechs Rudern; mittägliche Nationen von mehreren, und außerdem noch ein großes Schiffsboot, zu gleichem Gebrauch als die Barkasse. Sie können mehrere haben, und haben oft mehr.

Sie werden stehend im Schif geborgen zwischen den beiden vorderen Masten, weil sie hängend zu viel schaukeln würden. Wie sie stehen sollen, das hängt vom Eigensinn dessen ab, der das Schif führt; gewöhnlich setzt man die größten und schwersten unten, die kleinern hinein, oder auch, man setzt kleine unten, und legt eine

größere darüber her, so, daß sie den Boden nach oben kehrt u.

Der englische Name dieser zuletzt erwähnten Fahrzeuge, ist boat; gefällige Engländer sagen auch wohl Muständern zu Liebe Shallup, doch ist das letztere nicht sehr gewöhnlich.

Die in der Abhandlung angezeigten Maaßen der Masten passen ohngefähr zu Mast und Bugspriet einer englischen Schaluppe oder eines Cutters.

Zu Landungen bauet man auch besondere Schaluppen, die stark genug sind, vorn eine Kanone zu führen; auch giebt man Schiffen, die Truppen zu einer Landung transportiren, oder auch nur conuoniren, mehr Schaluppen: als gewöhnlich, welche denn oft nach den Umständen des Landungsplatzes, besonders flach u. gebauet sind.

Schiffe, die zum Wallfischfang nach Grönland und der Straße Davis fahren, nehmen sehr viele Schaluppen mit, die sie denn, weil sie sie auf Deck nicht alle bergen können, zu den Seiten des Schifs auf Stützen setzen. Den armen Heringsbussen aber giebt man gewöhnlich gar keine.

32. S. 494. Camehl. Länge, Breite und die übrigen Maaßen der Camehle werden nach der Bauart des Schiffes bestimmt welches sie tragen sollen; weil nun eigentlich jedes Charter von Schiffen ein Paar eigene Camehle haben müßte, und überdem noch nöthig wäre, daß alle Schiffe von einem Caliber, unter Wasser wenigstens genau nach einerlei Modell gebauet würden, auch die Hebung der Schiffe durch

Ca:

Cannehle noch andern Schwierigkeiten wegen Befestigung der Schiffe an denselben 2c. unterworfen ist, so werden sie heut zu Tage wenig mehr gebraucht, so sinnreich auch übrigens die Erfindung derselben ist.

33. S. 493. *Flüte Pinke* (H. Fluyt), sind hinten über Wasser vom Heckbalken an platt, unterhalb demselben fangen sie aber gleich an rund zu werden, so daß sie keinen eigentlichen Spiegel haben. (Wenn man sich das Gebäude der Cajüte hinten besonders denkt, so würde der Heckbalken ohngefähr das seyn, was wir zu Lande Schwelle nennen.) Die Fregatten hingegen sind daselbst noch eingezogen, und bis zum Wasser platt. Die nordischen und holländischen Flüten haben eigentlich keinen Schnabel oder Gallion. Die Franzosen nennen alle Fregattenartige Kauffartheischiffe Flüten. (S. 19^{te} Anm.)

34. S. 496. *Gabare* thut eben die Dienste die unsere Kaaghe leisten, und ist in der Bauart und Aufstellung so verschieden vom Kaagh, wie ein Franzose von einem alten Holländer in seiner Kleidung. Ein Fahrzeug, das man braucht andere zu erleichtern, heißt *Lüchter* vom plattdeutschen *Lüchren*.

35. S. 499. *Galiote* und S. 501. *Zucker*, sind eigentlich einerlei Art Fahrzeug. Man hat sie zu einem, zwei und drei Masten. Die von einem Mast, haben gewöhnlich hinten noch eine Spier aufgerichtet, an welcher sie eine Besaan führen. Zweima-

stige sind gewöhnlich als Schnau zugetakelt, und pflegen von den Holländern auch wohl ront gat Snaauw genannt zu werden. Als *Brieg* zugetakelt habe ich nie eine gesehen, auch ist das Gebäude dazu wohl zu schwer. Die dreimastigen, besonders die mit zwei Verdecken, sind sehr gute Seeschiffe. Sie haben flache Bauchstücke, und sind beinahe von allen Seiten rund, daher bricht auch die See so sehr gut gegen diese Gebäude. Sie haben keinen Spiegel, aber ein sehr schweres Steuer, welches bis oben über die Kampen geht, und über derselben ins Schif kömmt. Das Horn des Hockers ist vielleicht die Gabel des einmastigen Galiors.

36. S. 500. *Bombardiergaliote*. Man hat zwei- und dreimastige. Die ersten sind ohngefähr von der Bauart der in der vorigen Nummerung erwähnten Hucker. Der Fockmast fehlt ihnen, weil in dieser Gegend die Mörser stehen, um frei herauswerfen zu können. Die dreimastigen haben Mörser zwischen dem Fock und großen, und wieder zwischen dem großen und dem Besaanmast; nur die letztern werfen unter Segel, die erstern gewöhnlich nicht anders als zu Anker, und unter Segel nur beschwerlich.

37. S. 501. *Polakre*. *Polakre*, *Saife* und *Tartane* sind einerlei Fahrzeug. *Polakre* und *Saife* sind völlig einerlei, das erste ist der italienische, und das zweite soll der türkische Name seyn. *Tartane* heißt eine kleine *Polakre*. Sie haben eine sonderbare Takelage,

Kelage, deren Beschreibung hier zu weitläufig werden würde.

38. S. 505. **Schebecken.** Die Schebecken (eigentlich Kebeque) hat drei Masten, und bei gutem Wetter an jedem Mast nur ein sehr großes lateinisches oder Ruthen-Segel, die ihnen aber bei schwerem Wetter zu schwer und beinahe unmöglich zu regieren sind. Diese werden daher bei jedem schlechten Wetter abgenommen, und statt ihrer Raafegel, an jedem Mast zwei, aufgebracht. Dieses öftere Umtakeln macht ihren Gebrauch in Gegenden, wo das Wetter veränderlich ist, äußerst beschwerlich, sie sind daher in solchen eine wahre Marter für die Equipage. Uebrigens sind es zum Theil sehr gute leichte Schiffe, die besonders mit ihren lateinischen Segeln sehr gut durchschneiden.

39. S. 505. **Schoner.** S. Shooner oder Shoner, H. Schoner oder Schoener, F. Goulette oder Golette, Spanisch und Portugiesisch Hiatta. Sie sind ziemlich lang und schmal, haben an ihren beiden Masten schmale hohe Gaffelsegel, die man daher auch wohl Schoner-Segel nennt. Am Vordermast auch wohl eine viereckte Fock, über diesen ein Paar viereckte

Topsegel. Vorn über dem Bugspriet die gewöhnlichen dreieckten Segel. Sie werden häufig zum Fischfang in See, und in Portugal und Spanien zu Advisschiffen oder Packets gebraucht. In unsere Gegenden kommen sie nur sehr selten.

40. S. 505. **Schnaut.** S. 29te Ann.

41. S. 505. **Schmacke.** Das Mittel Ding zwischen Kuff und Tialck, hat ein Gabelsegel und übrigens Takelage wie der Kuff, d. h. über dem großen Segel ein Topsegel, vor demselben dreieckte Fock, Stagssegel und Elüver. Hinten bisweilen auch noch einen kleinen Besaanmast zu einer kleinen Besaan. Sie werden auch häufig als Lichter gebraucht.

42. S. 506. **Schützen.** Schuyt ist der holländische gleichgültige Ausdruck von unserm mittelländischen Schif. Der Deutsche nennt alles, vom größten Rangeschiffe bis zum kleinsten Kahn, Schif, der Holländer Schuyt. Der beinahe gleichgültige Seemanns-Ausdruck ist Fahrzeug, H. Vaartuyg. Die Terelschen lootschützen sind als besonders gute Fahrzeuge berühmt.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Hannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Montag, den 11ten Decemder 1780.

Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92ten Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, im 30ten, 31ten und 32ten, ferner im 44ten, 45ten, 46ten, 47ten und 48ten Stücke dieser Blätter.

(Fortsetzung.)

43. **S**eite 507. Die Bemannung der Schiffe geschieht nicht immer nach Lasten, sondern gewöhnlicher nach den verschiedenen Arten der Schiffe; einige Arten fordern eine stärkere Bemannung, andere kommen mit weniger zu; ein Ruff oder ein Hucker braucht lange nicht so viel Mannschaft als eine Fregatte von gleicher Anzahl Tonnen oder Lasten. Oft richtet sich die Bemannung nach den Umständen; so fahren heut zu Tage die Engländer größtentheils mit Jungen, wenigstens mit noch einmal so viel Jungen als Matrosen. Wieder ist es bei verschiedenen Nationen verschieden; alle südliche Nationen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Franzosen, unter den nördlichen die Russen, fahren stark bemannt. Engländer, Holländer, Dänen, Schweden, Deut-

scher. ungleich schwächer, am schwächsten die Engländer, nächst ihnen die Holländer, wenigstens prätendiren die Engländer, daß keine Nation mit so weniger Mannschaft ein Schiff regieren könne als sie.

Im allgemeinen läßt sich darüber nicht völlig bestimmt entscheiden, denn es kömt dabei sehr viel auf die Rheeder, die Schiffer selbst, Zeiten, und noch allerlei andere Umstände an, doch ist die auf der 507ten Seite gegebene Tafel ohngefähr ein Mittel, bei dem man nie sehr fehlen wird, obgleich wenig Rheeder ihre Schiffe so gut bemannten.

Der Dienst auf Kauffarthenschiffen ist folgender, so lange die Schiffe in See sind. Die ganze Mannschaft ist in zwei Theile getheilt, deren einer mit dem Schiffer, der andere mit dem Steuermann wacht. Der Tag (S. Etmaal)

maal) fängt um Mittag an, und ist in sechs Wachen von vier Stunden abgetheilt, von denen täglich jeder Theil des Schiffsvolks die Hälfte wacht. Damit aber dieselben Leute nicht immer in einerlei Stunden wachen, so werden täglich einmal zwei Wachen in eins gezogen, so daß dadurch nur fünf Wachen sind, deren viere vier Stunden, eine aber acht Stunden lang ist. Die Engländer theilen eine Wache so, daß sie sieben Wachen, fünf von vier, und

zwei von zwei Stunden haben. Durch diese Einrichtung wechseln die Wachstunden jedes Theils des Schiffsvolks mit einander ab, und kommen in zwei Tagen in ihrem Kreise herum, wo es denn wieder in der alten Leier fortgeht. Hier sind die zwei Tage. Schiffer und Steuermann bedeuten die Abtheilungen des Volks, die mit ihnen wachen. Die Wachen sind von Mittag an gerechnet, ihre Namen und ihre Dauer ist auch bemerkt.

Namen der Wachen.	Dauer der Wachen.	Wachender Theil des Schiffsvolks.
Nachmittags: Wache —	Mittag bis 4 Uhr	} — Schiffer
Plattfuß: Wache —	4 Uhr bis 8 Uhr Abends	
Erste Wache —	8 Uhr bis Mitternacht	} — Steuermann
Stunde: Wache —	Mitternacht bis 4 Uhr Morg.	
Tag: Wache —	4 Uhr bis 8 Uhr Morgens	} — Steuermann
Vormittags: Wache —	8 Uhr bis Mittag	
Nachmittags: Wache —	Mittag bis 4 Uhr	} — Steuermann
Plattfuß: Wache —	4 Uhr bis 8 Uhr Abends	
Erste Wache —	8 Uhr bis Mitternacht	} — Schiffer
Stunde: Wache —	Mitternacht bis 4 Uhr Morg.	
Tag: Wache —	4 Uhr Morgens bis 8 Uhr	} — Schiffer
Vormittags: Wache —	8 Uhr Morgens bis Mittag	
		} — Steuermann

Erster, dritter, fünfter u. alle ungeraden Tage.

Zweiter, vierter, sechster u. alle geraden Tage.

Auf Kriegsschiffen ist es beinahe eben so. Die beiden Abtheilungen des Volks heißen Quartiere, und ein Lieutenant commandirt allezeit die Wache, oder das wachthabende Quartier, der Capitain ist wachtfrei. Der Lieutenant hat einen Steuermann, einen oder ein Paar Cadets, und bei jedem Mast wenigstens einen Unterofficier zu Hülfe. Weil nun dieser Dienst besonders auf langen Reisen für das Schiffsvolk äußerst beschwerlich ist, indem sie alle Tage zwölf Stunden wachen, und allen Unbequemlichkeiten des Wetters

und der Jahreszeiten ausgesetzt seyn müssen, denn die ganze Wache ist auf dem Deck, so läßt man das Volk in drei Quartieren wachen, das heißt, man theilt die Wachen so ein, daß nur ein Drittel des Volks zugleich wacht; die Leute haben denn auf jedevier Stunden Arbeit acht Stunden Ruhe. Capitain James Cook, der berühmte Weltumsegler, hat sein Volk so wachen lassen, und rühmt den Nutzen davon ungemein. So sehr der Dienst der Kriegsschiffe eine weitläufige Erzählung verdient, so muß ich doch abbrechen,

chen, weil es die Grenzen dieser Abhandlung zu weit ausdehnen würde.

44. S. 694. Abstoßen; auch absetzen, wegsetzen, das letztere ist das eigentliche Commando.

45. S. 694. Adelsbursche. H. Adelsbors, bei den Engländern Mid Shipman, bei den Franzosen Gardes marines. Der holländische Adelsbors oder Seecadet hat Tractament vom Seefeldaten, muß mit ihnen mit dem kleinen Gewehr exerciren, und mit den Matrosen beim Geschütz; allein sein Hauptgeschäft ist Seemannskunde. Er ist daher einem Lieutenant untergeben, der ihn in der Regierung des Schiffes unterrichtet, der Obersteuermann unterrichtet sie gewöhnlich in mathematischen Kenntnissen, so weit sie die Steuernannschaft betreffen, letzter oft nur zu Handwerksmäßig. Um die Handarbeit der Matrosen beim Regieren der Segel, dieselben los und fest zu machen, einzureffen u. zu lernen, ist ihnen das Kreuzsegel gewöhnlich angewiesen. Sie werden vom Adelsburschen gleich zum Lieutenant befördert, und nicht, wie bei den Engländern, erst Steuerleute. Auch werden ihnen öfters kleine Commandos anvertrauet. J. B. Wasserholen u.

46. S. 695. Die Schaufeln der Anker heißen auch Hände. In freier See ankert man selten, auf einer offenen Rheede öfter. Gewöhnlich liegt man alsdenn, wenn man in einem Hafen oder einem Strom liegt, vor zwei Ankern. Wenn ein Schiff vor einem Anker allein liegt, so macht es bei je-

der Veränderung von Ebbe und Fluth einen halben Kreis, dessen Halbmesser die Länge des Taues ist, vor dem man liegt (das Vort). Der Flußstrom nemlich treibt das Schiff nach seiner Richtung so weit vom Anker weg, als ihm die Länge des Taues (das Vort) zuläßt; der Ebbestrom, der nach einigen Stunden in der entgegen gesetzten Richtung läuft, nimm es denn wieder in seiner, der Richtung des Flußstroms entgegengesetzten Richtung mit sich fort. Um nun das Schleppen des Taues auf dem Grunde, und andere Unbequemlichkeiten zu vermeiden, und sicherer zu liegen, wirft man noch einen Anker aus, so daß in dieser Figur a — b, a ein Anker, b das Schiff, und b den zweiten Anker bedeutet. Denkt man sich nun unter den beiden Strichen die beiden Tauer, durch welche das Vordertheil des Schiffes an den Ankern fest ist, so wird, wenn der Strom von a nach b fließt, das Hintertheil des Schiffes dem Strom nachgeben wie eine Windfahne (Flügel) dem Winde, und sich so legen, daß das Hintertheil nach b zugekehrt wird. Im entgegengesetzten Falle, wenn der Strom von b nach a ließe, würde sich das Schiff so legen, wie diese Figur es angiebt: a — c — b, das Kreuz nemlich für das Vordertheil angenommen, das Schiff dreht sich also jetzt blos um sein Vordertheil, da es vor einem Anker eige viel größere Bewegung machte.

Weil viele Landbewohner in der Meinung stehen, der Anker hielte allein

lein durch seine Schwere, und in ihrer Meinung dadurch bestärkt werden, daß sie sich aus Reisebeschreibungen oder alten Schriftstellern erinnern, daß man auch schwere Steine zc. als Anker gebraucht, so will ich es einmal sagen, hier, so kurz und deutlich mir es ohne Zeichnung möglich ist, begreiflich zu machen, wie ein Anker hält, und wie er vermöge seiner Gestalt, allezeit so fallen muß, daß er nothwendig mit einer Schaufel oder Hand eingreife.

Die Arstriche der beiden Arme des Ankers liegen in einer Fläche; unten am Schaft des Ankers ist ein starkes Holz, bei großen Ankern ein mäßiger Balken, der Ankerstock, so befestigt, daß eine Ebene durch seinen Arstreich und den Schaft des Ankers gelegt, eine andere durch die Arstriche der Arme gelegt, rechtwinklicht durchschneiden würde; oder man sehe, der Schaft des Ankers stehe senkrecht aufgerichtet, und denke sich ein Auge lothrecht darüber, so wird ihm der Stock mit den Armen des Ankers ein Kreuz zu machen scheinen (dessen beide Stücke nun freilich um die Länge des Schafts von einander entfernt sind), oder mit einem Worte, der Ankerstock sitzt quer gegen die Richtung der Arme.

Man denke sich nun einen Anker der fällt, so ist nothwendig, daß er, um das Schiff zu halten, mit einer seiner Hände in den Boden, wo möglich so tief eingreife, daß Schaft und Stock flach auf dem Boden liegt. (Sehr oft greift die Hand nicht so tief ein.) Fällt

der Anker von selbst in dieser Lage; so bedarf es keiner weitem Erklärung. Fällt er aber so, daß beide Arme flach auf dem Boden liegen, so muß nach seiner Zusammenfassung, der Stock allezeit aufgerichtet stehen. Da nun das Tau ohngefähr in der Mitte des Stocks, wo der Schaft durch den Stock geht, in einem starken eisernen Ringe fest ist, so wird, so bald an dem Tau mit einiger Gewalt gezogen wird, der Stock umgeworfen, wovon denn die nothwendige Folge ist, daß eine Hand eingreifen muß, wenn andern der Boden so beschaffen ist, daß die Hand eingreifen kan.

Wie nun der Anker das Schiff halte, wird man leicht begreifen, wenn man sich ihn im Grunde liegend denkt. Der Anker nemlich, wenn er anders halten soll, liegt nicht unmittelbar unter dem Schiffe, sondern auf eine gewisse Weite davon entfernt. Je weiter er vom Schiffe entfernt liegt, und je mehr die Richtung des Tanes einer Horizontallinie sich nähert; je fester liegt das Schiff, oder je besser hält der Anker. Daß dieser allgemeine Satz Einschränkungen von der Beschaffenheit des Grundes zc. leide, versteht sich wohl ohne Erinnerung.

Wie man einen und mehrere Anker vom Schiffe fallen läßt, um in vor kommenden Fällen fester zu liegen, wie man sich hilft, wenn ein Anker mitgeht, d. h. nachgiebt; wie man in freier See vor einem Treibanker zu Anker geht, wenn man keinen Ankergrund hat; die verschiedenen Arten die Anker

Anker mit stehendem oder Gangspill, mit Braat oder einem liegenden Spill zu lichten, ihn aufzusetzen zc. das alles sind Sachen von denen man sich zu Lande verkehrte Begriffe gewöhnlich zu machen pflegt, von denen sich oft Leute, die wirkliche Seereisen gemacht haben, keine rechte Begriffe erwerben können, weil ihnen die Sachen in der Ausübung oft zu weit von einander liegen zc. Das alles wäre Stoff zu eben so viel Artikeln, die ich aber der Kürze willen vermeiden muß.

Nun noch einige E. und H. Benennungen von oben erwähnten Sachen. Der Anker, vor welchem man gewöhnlich liegt, heißt der **Tägliche Anker** (H. Daagelycks Ancker, E. the best bower). Der zweite, den man fallen läßt, um sich nach der oben beschriebenen Art fest zu legen, der **Theil Anker** (H. Thuy Ancker, E. the Small bower.) und davon das liegen vor zwei Ankern, **vertheut liegen**. (H. verthuyt leggen, E. to be moored). Die Bewegung die das Schiff macht sich nach dem jedesmaligen Ebb- und Fluthstrom zu drehen, nennt man **swaaien** (H. Zwaaien, E. to Swing, F. Tournoyer.)

47. E. 697. **Ankergrund**. Auch dieser Artikel würde reichen Stoff bieten, besonders wenn man die verschiedenen Arten, die Taue vor bösem Grunde zu schützen, begreiflich machen wolte, allein der Raum verbietet die Ausführung.

48. E. 697. **Ankerstock**. E. Ann. 48.

49. E. 698. **Ankerboye**. Man sehe hinzu: vermittelt eines um das Kreuz des Ankers befestigten Taues, welches so lang seyn muß, daß die Boje bei hohem Wasser, oder voller Fluth noch oben schwimme, treibe, oder wache. Das Tau heißt der **Bojreep**. Kreuz des Ankers, der Theil, wo Arm und Schaft an einander sitzen.

50. E. 698. **Aufziehtaue**. Dieser Name ist mir unbekant. **Vietaue**, **Geitaue** (H. Gytooaw, E. clue lines, F. Cargues pointes) ziehen die Segel von hinten auf und bringen die Schoothörner unter die Nahe. **Schoothorn** heißt die untere Ecke eines Segels wo die Schoote fest ist, und wo das stehende Inck (E. Ann. 112.) zum Bodenlyck wird. (H. Schoot hoorn, E. Clue, F. Point.) Die Taue, welche das Unter- oder Bodenlyck an die Nahe bringen, heißen **Vauchgürtel** (H. Buyck gordings, E. Bunt lines, F. Cargues fonds). Die Taue, welche die stehenden Lyke an die Nahe bringen, heißen **Nockgürtel** (H. Nock-gordings, E. Leech lines, F. Cargues boulines)

51. E. 700. **Vand** heißen auch **Vrangen vom Spiegel**. (H. Vran-gen van den Spiegel, E. Transoms, F. Baares d'arcaste.)

52. E. 701. **Parqe**. Ist bei den englischen Kriegsschiffen das, was die Barkas bei den Holländern ist. E. Ann. 31. (3).

53. E. 701. **Bark**. E. Ann. 25.

54. S. 701. Barthölzer (H. Barghouten, E. Wales, F. Préceintres) dienen den Innhölzern des Schiffes von aussen stärkere Befestigung oder Verbindung nach der Länge zu geben, als sie von den äußern Planken allein erhalten können, ohngefähr wie ein unmittelbar unter den Sparren liegender Träger.

55. S. 701. Barre in der ersten Bedeutung, Ruderstock, gewöhnlicher Helmstock, bei kleinen Fahrzeugen Ruderpinn (H. Helmstock, Roerpinn, E. the Tiller, F. Barre de gouvernail). In der dritten Bedeutung, eigentlich Baare.

56. S. 713. Bogssieren. Das letzte nennt man gewöhnlicher, schleppen, auf Schlepptau nehmen. Die Franzosen und Engländer haben für beides nur ein Wort. (H. Boegzeeren, op Sleep toow neemen, E. to tow away, F. Touer.)

57. Breite. Setze hinzu, in Grad und Minuten des Meridianskreises gerechnet.

58. Brunn, gewöhnlicher Pumpsoo, (H. Pomp-zoo, E. The well.)

59. S. 714. Bug. Gipfel des Schiffes, diesen würde man, alles Mißverständnis bei Kundigen und Unkundigen zu vermeiden, allenfalls bei seinem rechten Namen, Vorsteven, Vorderstevan nennen können.

60. S. 714. Caic oder Caichio, sind verschriebene Namen Saiken. Es fehlt das Häckgen oder Schwänzgen (c) unter dem c. S. Num. 37.

61. S. 715. Canhook's. Ein englisches Wort, zu deutsch loshacken.

62. S. 716. Cardels. Die Systeme von Tauen, mit welcher die Unterrahmen aufgeheißt, und gestrichen werden. Sie bestehen

1) aus einem starken Tau, welches um den Top des Masts liegt, in welches zwei Blöcke eingesplißt sind. (Block heißt eine in Holz gefasste sich drehende, Rolle oder Scheibe. Wenn mehrere Scheiben in einem Block laufen, so zeigt man es durch Hinzufügung, des Wortes, zweischeibig, dreischeibig etc. an. Splissen; splizen, heißt zwei Enden eines oder verschiedener Taue, durch Aufdrehung und Zueinanderflechten seiner einzelnen Stränge (Parten) ohne Knoten befestigen. Strop ein jedes Tau ohne Ende, dessen beide Enden durch eine Splüßung so in einander gesteckt sind, daß es in sich wieder zurück geht, und einen Ring macht. Man vergleiche S. 754. Art. Strop. Block E. u. H. Block. F. Poulie. Splissen. E. to Splice. F. Episser. Strop. H. u. E. Strop. F. Etrope.)

2) Aus einem dritten Block, welcher mit einem Strop um die Nahe sitzt.

3) Einem starken Tau, welches von unten hinauf über einen der hangenden Blöcke (1), von da über den auf der Nahe sitzenden Block (2), und endlich von diesem über den zweiten hangenden Block (1) wieder auf der andern Seite herunter geht.

4) In die beiden herunterhangenden Ende dieses Thaues (3) sind noch einmal

einmal Flaschen, oder mehr scheibigte Blöcke eingebunden, eingehakt, oder eingespült; unten auf dem Deck sind eben solche Blöcke in starke Ringbolzen eingehakt, und über die Rollen beider Flaschen läuft ein Tau, so daß dadurch zwei Flaschenzüge gebildet werden. (Ein solcher Flaschenzug heißt, wenn das Tau nur über zwei einfache Rollen geht, *H. Takel*, *E. Tackle*, sind der Rollen oder Scheiben in jedem Block mehrere, *H. Gyn*, *E. Craft*, *F. Palan*.) Das ganze System von Tauen nun heißt *Cardeel*, *H. Cardeel*, *E. Jear*, *F. Drisse*. Weil sie blos den Unter- rathen dienen, so hat man blos *Großes Focke- und Besaan-Cardeel*.

Die Obere-Rathen bedürfen, weil sie nicht so schwer sind, nicht zwei Flaschenzüge, sondern sie hängen nur an einem Taue, welches der *Draireep*, *H. Draaireep* heißt, an dessen anderem Ende eine Flasche fest ist, die mit einer andern auf dem Deck befestigten Flasche (bei Kauffahrern gewöhnlich auf der Seite in der Rufe,) durch ein über ihre beiderseitigen Rollen laufendes Tau verbunden ist, und dadurch einen Flaschenzug bildet, vermöge dessen man die Oberrathe, zu welcher es gehört, heben und streichen kan. Das ganze System heißt *Fall*, dessen besondere Theile der *Draireep*, und der Flaschenzug, oder das *Fall* in engerm Verstande sind.

Bram und *Marssfallen*, sind weiter in nichts als in ihrer verschiedenen Schwere unterschieden, (auch macht man der *Marss Draireeps* wohl dop-

pelt, so daß die Rache in einem Tau ohne Ende hängt,) und daß man sie gewöhnlich auf den verschiedenen Seiten des Mastes fahren läßt. Der *Draireep* heißt bei den *Bramfallen* schlechtweg, der *Reep*, oder *Bramreep*.

Die *Fallen* heißen *E. Haliards*, *F. Drilles*; sie werden denn nach der Rache die sie regieren, besonders benannt. *Großmarss-Fall*, *Groß-Bramfall*, *Kreuzfall*, *zc.*

63. *E. 716. Carling Knies*. Ein englisches Wort, für welches ich kein deutsches oder holländisches Kunstwort kenne, man mögte es denn *Schaarstocken Knie* nennen. *Schaarstocken*. *E. Num. 89*. Die Franzosen nennen sie *Entremiser*. Es sind starke Knie, welche an den Seiten des Schiffes verbunden sind, übrigens ist das Wort sehr gut erklärt. Es sind gleichsam abgeschliffelte Balken zu den Seiten der Lücken.

64. *E. 716. Compagnons*. Deutsch *Schiffsvolk*, *Gemeine*, *E. Crew*.

65. *E. 716. Constabel*. Man hat auf den holländischen Kriegsschiffen auch *Constabel* vom Tau, welche besondere Aufsicht über die schweren Tane haben.

66. *E. 717. Dispache*. *Dispacho*, eigentlich ein spanisches oder portugiesisches Wort, welches so viel als *Ubserrigung* heißt. Es wird bei allen Gelegenheiten gebrant, wo wir im Deutschen *Abfertigung* gebrantchen können. Man hat also *Dispaches* beim *Zoll*, bei den *Rheeders*, bei den

den Kaufleuten an welche Schiffe adressirt sind, bei Detaschirung von Fahrzeugen, ic. Dispace kan eine Dose voll Schnupstoback heißen, wenn Jemand damit abgefertigt wird. Bei einer Gelegenheit, wo es so viel hieß, habe ich die Bedeutung des Wortes in ihrem ganzen Umfange kennen lernen.

67. S. 718. **Docke.** Ein so eingerichteter Ort, oder Bassin, in welchem man Schiffe mit der Fluth (natürlich oder durch Schleusen) einlassen, und wenn sie darin sind, nicht allein vor allem weiteren Wasser sichern, sondern auch das Wasser was sie herein getragen hat, ganz ablassen kan, damit die Schiffe ohne weitere Mühe auf dem trockenen sitzen, und so am Boden ausgebessert ic. werden können.

68. S. 718. **Dreg, Deutsch Drägen.** Sie haben drei oder vier Klauen mit und ohne Hände, oder Schaufeln, aber keinen Stock, weil vermöge ihrer Gestalt immer zwei Hände oder Klauen fassen müssen. S. Kedje, Grapling. S. Grapin.

69. S. 718. **Einressen.** Raasegel werden oben eingereßt, Ruthensegel gleichfalls; Stag und Leesegel gar nicht, Gaffel und Sprietsegel unten.

Ein Reff, E. Reef, J. Ris. Einressen, To take reefs, to reeve, J. Prendre des ris. Nach der Zahl der eingenommen Riffe, pflegt man die Stärke des Windes ohngefähr zu bestimmen, so wie überhaupt, nach den Segeln die man führen kan.

70. S. 718. **Entern.** Das übersteigen, wenn man ein Schiff angeklammert hat. Es ist dieses die eigentliche Bedeutung des holländischen Wortes, welches eigentlich Ersteigen heißt. Der Holländer entert op de Mast, und zu Lande op een Boom, wo wir Deutschen hinaufklettern. Man klammert ein Schiff mit Haken und Enterdraggen, an eisernen Ketten befestigten Draggen an, um es ersteigen zu können. S. To enter, J. Aläuter un vaisseau.

71. S. 718. **Eselshaupt.** S. Anm. 9.

72. S. 719. **Ever,** (S. Anm. 25.) sie führen Rahsegel und eine dreieckte Fock, auch Spriet und Gaffelsegel, bisweilen dabei noch eine Besaan, auch wohl ein vierecktes Topsegel. Sie haben wegen ihres platten Bodens allemal Schwerdtter. S. Anm. 26.

73. S. 719. **Gallen.** S. Anm. 62.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Freitag, den 15^{ten} December 1780.

Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92^{ten} Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, im 30^{ten}, 31^{ten} und 32^{ten}, ferner im 44^{ten}, 45^{ten}, 46^{ten}, 47^{ten} und 48^{ten} Stücke dieser Blätter.

(Fortsetzung.)

74. **S**eite 720. Flagge. Eine Fahne, auf welcher ein Wapen oder ein anderes Zeichen steht, um die Nation eines Schiffes, oder auch seine Bestimmung zc. zu erkennen. Man verkauft gewöhnlich in allen Bilderbüden Karten mit den Flaggen aller Nationen. Kauffahrer pflegen ihre Flaggen nur bei besondern Gelegenheiten wehen zu lassen; Kriegsschiffe, wenn sie auf einer fremden Rhede oder Hafen, liegen beständig, von Sonnen-Aufgang bis zu ihrem Untergange. Alle Schiffe müssen ihre Flagge zeigen, wenn sie ein Casteel, oder einen Auslieger, oder ein Wachtschiff passiren, thun sie es nicht, so werden sie mit einem Witschuß dazu aufgefördert, und wenn sie dem nicht gehorchen, wird scharf auf sie geschossen, welche Schüsse denn bezahlt werden müssen. Schiffe die ihre Nation

verhehlen wollen, pflegen auch wohl fremde Flaggen aufzuheisen; im Fall sich denn Schiffe oder Casteele, nicht damit aufhalten wollen, oder können ihre Pässe zu untersuchen, werden sie, wenn es nicht anders seyn kan, selbst dadurch, daß scharf auf sie geschossen wird, aufgefordert, nur einen Schuß unter der Flagge, welche sie wehen lassen zu thun, wenn es auch nur mit einer Pistole wäre, durch diesen Schuß beschwören sie ihre Flagge, denn kein Schiff darf unter einer fremden Flagge schießen zc.

75. **S.** 724. Geschwader. Ich glaube eine eigentlich bestimmte Erklärung der französischen Wörter, welche in Gesellschaft segelnde Schiffe bezeichnen, würde hier nicht ganz am unrechten Orte stehen, da die französische Sprache doch noch immer Modessprache der feinen Welt in Deutschland ist,

h h h h h

und

und überdem die in Deutschland gewöhnlichen Kunstwörter beinahe aller Kriegswissenschaften ursprünglich französisch sind, so wird sie wenigstens nicht ganz überflüssig seyn.

Die englischen Wörter sind, (so viel ich weiß,) nur Fleet, Squadron, und Convoy. Die holländischen Vloot, und Convoje, deren Bedeutung aus der Vergleichung mit nachstehenden leicht erhellen wird.

Escadre. Das französische Wort für Geschwader welches hier sehr gut erklärt wird. Mehrere Geschwader machen eine Kriegsflotte, Armée navale, die wieder ihre verschiedne Divisionen hat, die gewöhnlich durch verschiedene Flaggen unterschieden sind, auch gewöhnlich von Flagofficieren commandirt werden.

Flotte, (das französische Wort) bezeichnet eigentlich mehrere in Gesellschaft segelnde Kauffarttheischiffe; sie wählen bisweilen unter sich einen oder mehrere Admirale, deren Würde aber nur ein Vertrag (conventionell) ist, und verschwindet wenn die Flotte sich trennt.

Convoy, eigentlich ein oder mehrere Kriegsschiffe und Fregatten, die eine Kauffarttheisflotte, oder einzelne Kauffarttheis- oder Transportschiffe zu ihrer Sicherheit begleiten. Im passiven Verstande versteht man aber auch wohl die begleiteten, oder bedeckten Schiffe darunter.

Batiment, wird gewöhnlich von Kauffarttheischiffen gebraucht. S. Anm. 31.

Von zum Kriege bestimmten Fahrzeugen braucht man eigentlich Vaisseau, auch wohl Navire.

76. S. 724. Gewinde, heißt auch Wuling. H. Wøling. E. Woolding. F. Sarlier.

77. S. 727. Große Wand. Man vergleiche die Artikel Haupttau und Rüst.

78. S. 731. Gürtel. S. Anm. 50.

79. S. 731. Halsen, dienen, die unteren Ecken oder Schoothörner der Untersegel nach vorn und dicht auf den Bord zu bringen; im Seemanns Ausdruck zuzusetzen; weil sie nicht wie Mars und Bramsegel unten auf Rassen fest sind, deren eines Ende (Nock) immer von selbst vorwärts geht, wenn die andere angebraßt, oder zurück geholt wird. Die Schooren würden bei den Untersegeeln den Halsen entgegen. Bei Spriet, Stag, und Gaffel segeln, heißt Hals das Tau, welches die untere Ecke derselben, von der Seite die am Mast oder Leiter ist, fest hält. H. Hals. E. Tack. F. Couet.

80. Hangma: ten. Ein Stück Segeltuch 6 bis 7 Fuß lang, 4 bis 5 Fuß breit, an den kurzen Seiten mit weiten Schnürlöchern, durch die auf jeder Seite ein Tau gezogen wird, in welches ein Haken eingebunden ist, um sie damit an zween Seiten in kleine in den Verdecksbalken befindliche Löcher einzuhängen. Weil sich dieser Beutel sehr eng um Kopf und Leib zusammen schnürt, so erlaubt man den Matrosen oben und unten einen kurzen Stock, oder auch einen halben Mond von Holz zu befestigen, der sie mehr aus einander hält. H. Hangmatt. E. Hammoc. F. Branle. Eine andere Art, wie sie ge-

gewöhnlich von Officiers gebraucht wird, und ungleich bequemer ist, heißt *H. u. E. Cott* oder *Kott*. *F. Ektrapontin*; es ist ein leinener Kasten, in welchem unten ein viereckter Rahm mit Gurten oder eingeschnürtem Segeltuch liegt. Gewöhnlich hängt man sie an zwei Haken auf. Diese Art ist selbst zu Lande, besonders wenn sie an polirten stählernen, oder eisernen Ketten hängt, ungleich bequemer als stehende Betten, weil sie vor allem Ungeziefer sicher sind. Klein an ein Paar besonders dazu gemachte Füße, oder nur ein Paar an einem schieflichen Orte befestigte Tauen aufgehängt, geben sie für treffliche Wiegen oder Kinderbette ab.

81. *S. 731. Haspel*, ich vermuthete das *Spill*, oder sogenannte *Bratspill*. *H. Spill*, oder *Braatspill*, *E. Windlass*, *F. Vindas*.

82. *S. 733. Holm*, auch *Helm* oder *Hellung*.

83. *S. 733. Jagd*, auch eine Art Schiffe im Artikel *Galiote S. 400.* beschrieben.

84. *S. 734. Jelle* und *Jölle* einerlei Fahrzeug, vorn und hinten scharf und mit Kiel, zum Rudern und Segeln gebräuchlich, doch mehr zu letzterm. Ihre Segel sind *Spriet*, auch wohl *Rahsegel*, *Fock* und *Elüffock*, die letzte seltener.

85. *S. 734. Bahn*. *S. Anm. 20.*

86. *S. 738. Kay*. Der eigentliche deutsche Name ist *Vorsegen*, auch *Specken*, das letztere besonders heißt ein in einen Strom oder in die See vorgebaute abhängiger Damm, zum

Anlegen der Fahrzeuge, bei verschiedener Höhe des Wassers. Jenes, eigentlich eine Einfassung eines Ufers, die in fremden Sprachen auch *Kay*, oder *Quay* heißt. Wird der Damm der eine *Specken* macht, so groß, daß er eine Art von Hafen, für große oder kleine Schiffe bildet, so heißt er in der mittelländischen See, *Mole*, oder *H. Maelje*.

87. *S. 738. Riecholen*, auch eine schwere Leibesstrafe zur See, die der Todesstrafe am nächsten kömt. Es wird der Mißthäter einige mal unter dem Schiffe durchgezogen, freilich so, daß er das Schiff nicht berühren kan. Die Beschreibung der Vorrichtungen dazu, die es möglich machen, würde hier zu weitläufig werden.

88. *S. 739. Rieming*. Allgemein heißt in der Schifffersprache *Kim* oder *Kimming* der Horizont. *Rieming* der Schiffe, der Uebergang der liegenden oder Bodenplanken zu den Seitplanken. Die daselbst eingelassene starke Hölzer, welche die Junhölzer nach der ganzen Länge verbinden, heißen *Rimweeger*.

89. *Klampen*. *S. 739.* Die Balken erhalten ihre Befestigung nach der Seite durch *Rnie* und *Balkweegers* u. nach der Länge durch *Schaarstocken*. Auf den *Balkweegers* ruhen die Balken obengefähr, wie sie in Landgebäuden auf *Wandrahm* und *Mauerplatte* liegen. Die *Schaarstocken* liegen nach der ganzen Länge des Gebäudes wie aufgelegte Träger, sind aber nicht so stark. Sie fassen
h b h b h 2 die

die Lücken ein, ohngefähr wie ein auf dem Ende des Balken liegender Träger, eine Abschlüßelung unnöthig macht. S. Ann. 63. **Klampe**, heißt eigentlich ein jedes kleines vorstehendes angenageltes Holz. **Belegklampen** sind wie ein T gestaltet, nur daß der stehende Strich kurz ist, nach dessen Richtung sie auch angenagelt werden. **Halsklampen**, die Klampen um welche die Halsen belegt werden, auch das Loch durch welches die Hals ins Schiff kommt. Stückgen Holz, die ohngefähr so aussehen wie kleine einbögigte Brücken heißen **Sörgklampen**. Was zu Lande **Anagge** heißt, wird auch Klampe genannt ic.

90. S. 739. **Kleidung**. Die hier erwähnte ist nur bei schlechtem Untergrunde gewöhnlich. Gewöhnlicher ist die, da wo ein Tau in den Klüsen und am Vorderrtheil des Schiffes sich reiben (schavielen) kan, kleidet man es mit **Platting** (flechten von altem aufgedrehtem Tauwerk) diese Kleidung heißt besonders, **Serwing** und **Sladding**.

91. S. 739. **Klüsen**, gewöhnlich sind ihrer vier. Sie pflegen mit Kupfer beschlagen zu seyn, doch so, daß der Verschlag keine scharfe dem Tau schädliche Kanten hat.

92. S. 740. **Knie**. Krummhölzer die den Boden und die Seiten des Schiffes machen, heißen das unterste **Bauchstück** (E. Floor timber. F. Varangue.) das darauf folgende der **Sitzer**, (H. Zitter. E. First futrock. F. Genoux de fond.) die folgenden

Auslangen oder **Stützen**. (Oplan-gen, Stutzen, E. Futrocks, F. Allonges.) Bei plattbäuchigen Schiffen heißt der Sitzer auch wohl **Knie**.

Knie, eigentlich ein ohngefähr im rechten Winkel (10 bis 20 Grad mehr oder weniger) gewachsenes Holz. In Ermangelung hölzerner Knie, macht man auch wohl eiserne. Hauptsächlich werden sie gebraucht, die Balken mit den Seiten des Schiffes zu verbinden, überhaupt zwei Stücke Holz nach der Richtung ihrer Haken oder Arme zu verbinden. Nach ihrer verschiedenen Lage nennt man sie, **stehende**. (E. Standards, F. Genoux, oder eigentlich Courbe à pié, **hängende**, (E. Hanging knies, F. Courbe pendente, **liegende**, (E. Lodging knie, oder Hooek, F. Courbe couchée &c.

93. S. 740. **Koy**, uneigentlich für die ganze Kammer, eigentlich nur die Schlafstelle; die ganze Kammer oder Verschlag heißt **Hütte**. Doch brauchen auch wohl Kauffahrer, die keine Holländer sind, dies Wort von einer ganzen Hütte.

94. S. 740. **Laviren**, die Schiffer würden beim laviren frölicher seyn, wenn sie den Wind damit gewinnen könnten, sie suchen damit so viel möglich **Weg** zu gewinnen.

95. S. 740. **Leesegel**. S. Ann. 12.

96. S. 741. **Lichter**. **Lichten** braucht man vom Anker, wenn man ihn aus dem Grunde hebt. **Lichten**, ein Schiff erleichtern, das Fahrzeug was dieses thut heißt daher **Lichter**. Wenn der Lichter eine Reise von meh-

mehreren Meilen zu machen hat, ehe er den Ort seiner Bestimmung erreicht, so ist er auch bemastet, besegelt zc. Raagh, Tjalk, Schnik, Ever, Jell, Loots Schuyt, und alle Fahrzeuge die man haben kan, werden als Lichter gebraucht.

97. S. 741. Liegegeld, wird auch den Lootsen bezahlt, wenn sie lange mit einem Schiffe liegen müssen ehe sie es aus einem Hafen oder Strom bringen. Es fängt von dem Tage an, da der Lootse zum erstenmale mit dem Schiffe gesegelt hat. Tage, an welchen das Schif segelt, gehören nicht eigentlich zu den Liegetagen, es sey denn ein anderes verabredet. Schiffe die nicht lange an einem Orte zu bleiben gedenken, behalten wohl die ganze Zeit daß sie liegen ihre Lootsen gegen Liegegeld.

98. S. 741. Lootse. Gewöhnlich pflegt eine Gesellschaft, eines Stroms, einer Rhee, oder eines Hafens kundiger Leute zum Ein- und Ausbringen der Schiffe privilegiert zu werden; sie sind gewöhnlich auf eine bestimmte Anzahl eingeschränkt, die Gesellschaft heißt denn eine Lootsengesellschaft, Bruderschaft oder Institut. Auch im Herzogthum Bremen ist eine solche Gesellschaft privilegiert Elbloosen, die unter der Königl. Regierung zu Stade steht.

99. S. 742. Luftebug, eigentlich Lufbug. H. Loefboeg, die Seite von welcher der Wind kömt nennt man den Luf. H. Loef. E. u. F. Lof, im Gegensatz der Seite nach welcher der

Wind hinbläzt, diese heißt E. H. F. und deutsch Lee. Aufwärts, windwärts, Leewärts nach der Seite wo der Wind hinbläzt, oder unter dem Winde. Ein Schif nennt man Lufgierig, wenn es nicht am Winde bleiben will, sondern immer mit dem Vordertheil in den Wind dreht; Es will keinen Luf halten, wenn es den entgegen gesetzten Fehler hat, sondern immer abfällt, das heißt, sich mit dem Vordertheile vom Winde entfernt. Beides sind Fehler, die aus dem Gebäude, mehr aber aus dem vernachlässigten Gleichgewicht der Vorder- und Hintersegel entstehen können.

100. S. 742. Mars und Marswand. S. Num. 9.

101. S. 744. Ober-Bootsmann. Gewöhnlich ist der Schiffer Ober- oder Hochbootsmann, hat zwei Bootsleute, einen Bootsmann und einen Bootsmanns-Gesellen (Bootsmanns maat, Boatswains mate) unter sich, die wieder ihre Gehülfen haben, die mit ihnen zugleich an zwei Backen (Schiffeln, Fischgesellschaften) essen und daher auch ihre Gäste (Gasten) heißen. Gewöhnlich sind diese Bootsmanns-Gäste die erfahrensten Matrosen. Kauffartheischiffe haben gewöhnlich nur einen Bootsmann. Diese beiden Unterofficiere gehören eigentlich bei den großen und Besaansmast. Schiemann und sein Geselle (maat) mit ihren Gästen, bei Fockmast und Bugspriet.

102. S. 745. Persenning, getheertes Segeltuch.

103. S. 745. **Püttings**, dergleichen sind auch an den Stengenwänden. S. Anm. 9.

104. S. 746. **Quartiermeister** hat eigentlich seinen Namen von der besondern Aussicht über ein Quartier, das heißt, eine besondere Abtheilung des Schiffsvolks, die zugleich die Wache hat, gewöhnlich die Hälfte. (S. Anm. 43.) Der Quartiermeister hilft den Boords- und Schiennann, und vertritt in ihrer Abwesenheit ihre Stellen. Bei den Holländern, führen oder steuern sie auch die Schaluppen, wozu die Engländer, außer den quarter masters am Bord, wieder besondere Unterofficiere haben, welche sie Coxswain nennen.

105. S. 746. **Raum**, man setze hinzu: vom Kiel bis an das erste oder unterste Verdeck.

106. S. 746. **Reff**. S. Anm. 69. und S. 718. **Lincreffen**.

107. S. 746. **Rein**, im ersten Verstande sagt man auch klar, E. clear. Ein Schiff ist zum Gefecht klar. Klar, klar machen, klariren, brauchen die Schiffer von Wegräumung einer jeden Hinderniß. Ein Tau ist unklar, wenn es verwickelt ist u. überhaupt eine Sache, wenn sie nicht ist wie sie seyn soll. Daher sagt man auch klar machen, welches so viel als abfertigen, oder ins reine bringen heißt.

108. S. 746. **Rheede**. Man hat auch sehr unsichere Rheeden. Rheede überhaupt ein Ankerplatz im Gesicht des Landes, außer einem Hafen oder Revier.

109. S. 747. **Rarter**, **Charter**, **Farter**, so viel als das E. Rate; und der F. Rang, bei holländischen Kriegsschiffen.

110. S. 747. **Saumtaue**. Ihr eigentlicher Name ist **lyck**. H. Lyck, E. Leech, F. Salingue. Das obere Lyck, sitzt unmittelbar unter der Nahe, Gaffel, Ruthe u. Die stehenden Lycke sind die beiden, welche von oben herunter zu den Seiten des Segels sitzen, das Unterlyck das, welches den Boden des Segels schließt, heißt auch **Bodenlyck**.

111. S. 748. **Schiffer**. Der eigentliche Name derer, welche Kaufarthtschiffe führen, die uneigentlich Capitains genannt werden. Auf holländischen Kriegsschiffen der erste Unterofficier. Auf größeren englischen Kriegsschiffen ist der Master and Commander das, was bei den Holländern Commandeur der Zee ist, der nächste Officier nach dem Capitain, der auch oft selbst Schiffe führt. Er rangirt mit den Majors zu Lande.

112. S. 748. **Schiffrrechnungs-Schnur**. Log-Line. F. u. E. Log. Die besondere Maschine, an der es gebraucht wird, ist ein ohngefähr sechs Zoll großer hölzerner Quadrant, oder gleichseitiges Dreieck, welches durch ein wenig Blei mit dem Seewasser ohngefähr von gleicher Schwere gemacht wird, damit es nicht über Wasser steht, und dadurch allen Windfang vermeidet, und noch ein leicht laufender Haspel, um die Linie beständig klar auf- und abwinden zu können.

113. S. 749. Schoote. H. Schoot, E. Sheet, F. Ecouette. Die gegebene Erklärung ist bei den Obersegeln völlig richtig, bei den Untersegeln aber regieren sie überdas noch die Bewegung des untern Theils des Segels nach hinten zu, und wirken den Halsen entgegen gesetzt. S. Anm. 79.

114. S. 749. Schout by Nagt. Engl. Rear Admiral. F. Contre Admiral.

115. S. 752. Spenngaaten. E. Skippers, Scoppers oder Skupperholes, F. Dalobs. Vor die Spenngaaten der unteren Verdecke macht man Beutel von Persenning, um das Eindringen des äußeren Wassers zu verhindern, die aber dem Auslaufen desselben nicht im Wege sind, holländisch heißen sie Mammeering. Ich habe den Ausdruck selbst, und gleich bedeutende in andern Sprachen, in den mir zu Handen gekommenen Lexicis vergeblich gesucht.

116. S. 753. Starbord ist der englische Name, der deutsche ist

Steuerbord, die französischen für beide Seiten sind Tribord und Basbord.

117. S. 753. Steven. Erhalten ihre Befestigung durch große schwere Knie, die sie durch starke Holzzen mit dem Kiel verbinden. Das Knie des Hintersteven pflegt eins der theuersten Stücke Krumholz am ganzen Schiffe zu seyn, und man erzählt, (si fabula vera est) die Franzosen hätten aus Mangel an diesen schweren Knieen im letzten Kriege keine schwere Schiffe bauen können. Vorsteven, E. Stem, F. Etrave, Achtersteven, E. Stern-post, F. Erambot. Knie des Vorstevens, E. Apron, F. Contre étrave. Knie des Achterstevens, E. Knie of the Stern, F. Contre érambot.

118. S. 754. Strop. Man sehe Anm. 62. Die Haken beim Strop sind sehr zufällig.

119. S. 754. Top, setze hinzu: oder Stenge bis zur Saaling, oder dem Kranze für das Wand.

Der Schluß folgt künftig.

Merkwürdige Erfahrung, die Hornviehseuche betreffend. *)

In einer gewissen Gegend des Herzogthums Cleve, hat ein Theil der Einwohner sein Vieh des Morgens in Zeiten durch einen Hirten aus

und auf die Weide treiben lassen, der andere Theil aber sein Vieh des Morgens auf dem Stall gefuttern, wozu das Futter bereits des vorigen Abends geholt

*) Diese Erfahrung ist im abgwichenen Jahre in den meisten Intelligenzblättern, so in den Königl. Preussischen Landen gedruckt worden, unter öffentlicher Autorität und auf Befehl verschiedener Königl. Preussischer Krieger- und Domainencammern kund gemacht, weswegen den an derselben Zuverlässigkeit nicht gezweifelt werden kan. Man hat zum Besten und Nutzen des Publikums, solche Erfahrung auch in diesen Blättern anzeigen kein Bedenken gefunden.

geholt gewesen, und erst des Nachmittages dasselbe hüten lassen. Das durch den Hirten des Morgens ausgetriebene Vieh ist von der Seuche überfallen worden und insgesamt krepiret, dahingegen das des Morgens auf dem Stall gesutterte gesund geblieben ist. Hieraus offenbaret sich vollkommen, daß das ausgetriebene Vieh auf einem durch einen gefallenen bösen Thau gleichsam vergifteten Boden, gehütet worden, wodurch es inficirt ist, und die Seuche bekommen hat. Das um dieselbe Zeit ein so schädlicher Thau wirklich gefallen sey, hat sich an den Bohnen und Gartenfrüchten geäußert, und ist es also wohl außer Zweifel, daß die Ursache der Seuche daher entstanden sey, und wohl durchgehends entstehe. Auf den hohen Bergen, wo das Vieh des Nachts auf dem Stall gebracht wird, kan diesem Uebel dadurch vorgebeuget werden, wenn das Vieh später und nicht eher ausgetrieben wird, als bis der Boden durch die Sonnenstralen gleichsam gereinigt worden. Diese Präcaution ist aber in den niedrigen Gegenden bei der Menge des Viehes, wo solches Tag und Nacht auf den Weiden blei-

bet, auch die Stallungen durchgehends bis spät in den Herbst mit Früchten belegt sind, nicht wohl anzuwenden; weshalb dann auch bemerkt worden, daß das Viehsterben immer in der Niedrigung gewöhnlicher und heftiger sey. Ein noch besonders zu bemerkender Vorfall ist dieser, daß Vater und Sohn jeder seine Kuh in einem kleinen Stalle zusammen stehen gehabt, und hat der Sohn die seinige durch den Hirten mit austreiben lassen, der Vater aber seine des Morgens auf dem Stalle gesuttert. Des Sohnes Kuh wird von der Seuche überfallen und krepiret, des Vaters seine wird auch endlich krank, bekömt aber nicht einen Ausschlag wie Pocken über den ganzen Leib, und geneset davon; wie wohl ein dabei gestandenes Kalb gleichfalls krepiret ist. Die Richtigkeit dieser angezeigten Vorfälle kan durch viele Menschen dortiger Gegend bekräftiget werden; und wird denen Sachkundigen die Vorschrift der deshalb etwa dienlichen Vorkehrungen überlassen, welche desto sicherer können gegeben werden, da aus obigen die Ursache der Krankheit sehr deutlich erhellet.

Druckfehler. Im 93^{ten} St. Seite 1480. 3. 2. statt *Volas* lies *Voltas*. S. 1481. 3. 5. statt *Eadaral* lies *Cadaval*. 3. 23. statt *Joac* lies *Joao*. 3. 24. statt *Alafonns* lies *Alafocs*. 3. 34. statt *Necessidades* lies *Necessidades*. S. 1482. 3. 29. statt *sera* lies *seca*. Und in der vorlegten Zeile statt *Alafonns* lies *Alafocs*. S. 1484. 3. 28. statt *Furaldo* lies *Furtado*. S. 1485. 3. 25. statt *brayi* lies *braya*. Und eben daselbst statt *Esquios* lies *Esguioes*. S. 1486. 3. 19. statt *Einnehmer* lies *Einwohner*.



Hannoverisches Magazin.

101^{tes} Stück.

Montag, den 18^{ten} December 1780.

Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92^{ten} Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, im 30^{ten}, 31^{ten} und 32^{ten}, ferner im 44^{ten}, 45^{ten}, 46^{ten}, 47^{ten} und 48^{ten} Stücke dieser Blätter.

(Schluß.)

120. **S**eite 755. Ventjagers, Schiffe ist nicht bestimmt, jede Heringes- Jagers, sind, ihrer compagnie nimt was ihr am besten leicht besegelte Schiffe, welche den Bestimmung nach, deucht. Fang der Johannis-Nacht so bald als möglich nach dem Ort ihrer Bestimmung bringen. Die Art der
121. **S.** 755. Unterofficier. Alle Schifs Ober- und Unterofficiere bei den Holländern und Engländern sind folgende:

* * *
Bei den Engländern:

Captain	—	—
Master and Commander	—	—
Lieutenant	—	—
Master	—	—
Second Master	—	—
Master's Mate	—	—
Midshipman	—	—
Schoolmaster	—	—
Captains Clerk	—	—
Quarter Master	—	—
Quarter Masters - mate	—	—
Boatswain	—	—
Boatswains - mate	—	—

* * *
Bei den Holländern:

Capitein.
Commandeur.
Lieutenanr.
Schipper.
Opperstuurmann.
Stuurmann, und Stuurmanns maat.
Cader, Adelsbors.
Sieckentrooster.
Schryver, hat einen Maat oder zweiten Schreiber unter sich.
Quartiermeester.
Bootsmann.
Bootsmanns - maat.

Bei den Engländern:

Yeoman of the Shats — — — —

Cox swain — — — —

Master Sail - maker — — — —

Sail - makers mate — — — —

Sail - makers crew — — — —

Gunner — — — —

Gunners mate — — — —

Yeoman of powder - room — — — —

Quarter Gunner — — — —

Armourer — — — —

Armourers mate — — — —

Gunsmith — — — —

Carpenter — — — —

Carpenters mate — — — —

Carpenters crew — — — —

Purser — — — —

Steward — — — —

Stewards mate — — — —

Cook — — — —

Surgeon — — — —

Surgeons - mates — — — —

Chaplain — — — —

Bei den Holländern:

Schiemann.

Schiemanns - maat.

Dessen Dienste versteht bei den Holländern der Quartiermeister zugleich mit. S. Anm. 104.

Opperr-Zylmaker.

Onder-Zylmaker.

Zylmakers Gasten.

Constapel.

Constapels maat.

Constapel van de Kruitkamer.

Commandeur van't Geschut.

Ist bei den Holländern kein besonderer Unterofficier, sondern es wird ein geschickter Matrose oder anderer das zu commandirt.

Wapensmit. Hat auch wohl einen Maat.

Opperr - Timmermann.

Timmermanns - maat.

Timmermanns - gasten, ondertimmerlude.

Auch diesen haben die Holländer nicht, Des Capitains Schreiber besorgt seine Geschäfte.

Bottelier.

Botteliers - maat.

Cok.

Opperrmeester.

Ondermeester, heißen auch, wie sie auf einander folgen, derde, vierde &c. meester.

Domine. Prediger. Diesen haben Schiffe selten, auch selbst nicht wenn sie von Flaggeofficieren commandirt werden. Bei den Holländern.

Dieser

Bei den Engländern:

Dieser fällt bei den Engländern weg, weil sie eigene Marines haben, die aber den Holländern fehlen.

Bei den Holländern:

Hofmeester. Haushofmeister des Capitains.

Profos. Ist auch ein Unterofficier.

Commandeur van Zoldaten. (Auf großen Schiffen bisweilen Infanterie; Lieutenants.)

Scheeps Corporal. Diese beiden verrichten zugleich die Dienste der englischen Armourers.

123. S. 756. Wevelinen, machen die Sprossen der Leitern in den Wänden. E. Crosslines oder Rattlings, F. Enfilechures.

123. S. 756. Wimpel ist nicht allemal gespalten. Er ist ein Zeichen der Kriegsschiffe; E. u. F. Flame. Ein ganz kurzer aber sehr breiter Wimpel, wenn er vom Top wehet, heißt H. u. E. Standard, F. Estandart. Einen langen ungespaltenen Wimpel nennen die Holländer auch einen Steert.

124. Winde. Die stehende Winde, wie Kriegsschiffe sie gewöhnlich gebrauchen, heißt H. Gang-Spill, E. Capstan oder Capstern, F. Cabestan. Zum Unterschiede vom liegenden oder Bratspill. S. Ann. 81. Die Art mit einem stehenden Spill und Cabellaring Anker zu lichten, ist der mit einem liegenden Spill weit vorzuziehen, aber sie fordert weit mehr Hände.

Das wäre alles, was ich jetzt zu den Abhandlungen in den schon oft erwähnten Stücken dieses Magazins zuzusetzen hätte. Oft hätte ich gern bei diesem und jenem Artikel mehr gesagt,

wenn ich nicht gefürchtet hätte, die Leser zu ermüden. Einige Beschreibungen, die ich von Sachen gegeben habe, auf welche mich eben der Zweck nicht ganz nothwendig führte, habe ich als Proben vorgelegt, ob die von den mehresten, als so verworren angesehenen Maschinen der Schiffe einiger Erläuterung, auch für andere, deren Bestimmung es eigentlich nicht ist, sich mit Schiffen abzugeben, fähig sind. Bin ich so glücklich, daß ich verstanden werde, so will ich mir Mühe geben, einen Vorrath von Sachen, die ich zu einem Buche, welches die Zusammensetzung und Regierung der Schiffe, die Schifffahrt und den Seekrieg erläutern soll, gesammelt habe, gehörig zu ordnen und in einem Ganzen aufzustellen; weil wir doch, so viel mir bekannt ist, unter der großen Menge von deutschen Büchern keines besitzen, welches diese Sachen in gehöriger Vollständigkeit abhandelte.

Ich bitte mir die Erlaubnis aus, hier noch alle deutschen Bücher, die ich von diesem Fache kenne oder angeführt gefunden habe, mit einem ganz
Fili 2 kurzen

kurzen Urtheile über die, welche ich gesehen habe, hersehen zu dürfen. Die, welche ich nur bloß vom Hören sagen kenne, oder die ich nur angeführt gefunden habe, sind mit einem Stern bezeichnet.

1. *Salom. Hardar*. Gründlicher Bericht von Schiffarchen, wie sie beschaffen, woher sie kommen, und wie sich diejenigen, die sich ihrer gebrauchen, verhalten sollen. Leipzig 1607. 8^{vo}. (*)

2. *Joseph Furtenbach*, *Architectura Navalis*, vom Schiff-Bau. Ulm 1629.

Ich bin nicht im Stande, den Titel des Buchs, der sehr lang ist, vollständig anzuführen, weil ich das Buch selbst nicht besitze, auf der Göttingischen Bibliothek habe ich verschiedentlich darin geblättert, aber nie es ganz gelesen. Furtenbach ist übrigens aus seiner *Architectura maritima*, *Architectura civilis*, *Architectura recreationis* &c. bekannt genug. So viel ich mich aus den Figuren der *Architectura navalis* erinnere, handelt er größtentheils von Galeeren, die er auf seinen italienischen Reisen hatte kennen lernen. So weit er nicht die Kunstwörter aus dem Italienischen überträgt, ist er wegen der acht deutschen Kunstwörter merkwürdig. Heut zu Tage aber werden wir wenig als Antiquitäten aus ihm kennen lernen können.

3. *Tangermanns Schiffarch-Buch*. Hamburg 1656. (*)

4. *Joh. Schefferus de Varietate Navium*. Argent. 4^{to}. (*)

5. *Christoph Scheibler de Varietate Navium*. Gieß. 4^{to}. (*)

6. Der geöfnete Seehafen, worin nicht allein der meisten Nationen und Regenten, imgleichen fürnehmer See- und Handelsstädte in allen Theilen der Welt gewöhnliche Schiff-Flaggen und andere See-Zeichen, sondern auch alle äußerliche und innerliche Theile eines vollkommenen Schiffes, nebst vielen Merkwürdigkeiten, so wohl in einer deutlichen Beschreibung, als zierlichen Kupfer-Figuren anmuthig zu erblicken. Hamburg 1702. 12^{mo}.

7. Fortsetzung des geöfneten Seehafens, in welchem eine zulangliche Nachricht von der Schiffarch selbst, und wie ein jeder diese vortreffliche Wissenschaft verstehen, begreifen und davon urtheilen soll, auch denen, so zur See dienen wollen, zur Erlernung, leichte Wege gewiesen werden, von C. B. A. Hamburg 1706. 12^{mo}. (Von diesem letztern habe ich eine zweite Auflage von 1715. gesehen, Fortsetzung und ihre zweite Auflage lassen mich mit Grunde auch wenigstens auf eine zweite Auflage des ersten Buchs schließen.)

Beide gehören zu einer Folge von Büchern, die im Anfang dieses Jahrhunderts in Hamburg bei Benjamin Schillern heraus kamen, und ohn-

ohngefähr den Zweck für Erwachsene haben sollten, den der Orbis pictus für Kinder hat. Wir sind von dieser Folge noch der geöfnete Ritterplatz 1702, das neu eröfnete Rüstzeug, oder Maschinenhaus; das neu eröfnete Arsenal, beide von 1704, und die neu eröfnete Baumeister-Akademie von 1706, bekannt worden. Den Inhalt dieser Bücher wird man aus ihrem weitläufigen Titel ohngefähr sehen können; alles darin abgehandelte ist ziemlich gut, (den damaligen Zeiten nach) gesagt; das, was den Seedienst und alles dahin gehörige betrifft, schränkt sich größtentheils auf die damalige Hamburg-Convoy ein. Bestimmung des Weges des Schiffes, und einige physikalische Untersuchungen über Winde, Ebbe und Fluth u. d. gl. sind alle nach dem Geschmack der damaligen Zeiten. Die Zuteilung eines Schiffes, die vollständig und ausführlich darin beschrieben ist, ist noch ganz nach der alten holländischen Manier, die in neuern Zeiten viel Abänderungen, zum Theil Abfürzungen erlitten hat. Es ist das einzige mir bekannte deutsche Buch in dieser Art, und verdient daher immer wenigstens gekant zu werden.

8. Johann Mansons Seebuch, oder Bericht aller Coursen, Landkennungen, Einfahrten, Vänke &c. der ganzen Ostsee. Lübeck 1735. 4^{to}. (*)

9. Der wohl instruirte Schiffer, samt einem Anhang von Seecontracten. Lübeck 1747. 8^{vo}. (*)

10. Erläuterungen zum Verstande der Schifffahrt und des Seekrieges, nach alphabetischer Ordnung, durch den Herausgeber der Kriegsbibliothek gesammelt. Breslau 1774. 8^{vo}.

Die historischen Artikel, und die, bei welchen der Verfasser aus guten Quellen schöpfen konnte, sind größtentheils sehr gut, wenige nur mangelhaft; allein in allem, wo dem Verfasser Quellen mangelten, voller Irrthümer und Auslassungen. Der Verfasser schrieb sein Buch, seinem eigenen Geständnisse gemäß, aus mehreren Büchern zusammen. Es ist das einzige deutsche in seiner Art, das wenige ausgenommen, was in Hübners Zeitungs-Lexicon steht; und der Verfasser verdient daher immer, bei allen Unvollkommenheiten seines Buchs, noch sehr vielen Dank, daß er sich die Mühe gab, für uns Deutsche das zu sammeln, was einige unsrer Nachbarn in größerer Vollkommenheit besitzen. Die ganze Vollkommenheit des Buchs hing allein von der Sammlung der Bücher ab, die der Verfasser dazu brauchen konnte, da nun diese alle Ausländer sind, die noch überdem in unserm nördlichen Deutschland, selbst bei dem meistens Umgang mit Ausländern, ziemlich selten sind, und im mitt-

lern Deutschland noch feltner seyn sollen, so könnte er seinem Buche keine größere Vollkommenheit geben, welche es gewiß erhalten haben würde, wenn sein Vorrath von Quellen zahlreicher und besser gewesen wäre.

II. Anleitung zur Seemannskunst, den Weg auf der See zu finden und zu berichtigen, entworfen von Lampert Hinrich Köhl, der Math. Prof. zu Greifswalde. Der Kön. Akad. d. W. zu Stockholm Mitglied. Greifswalde bei Anton Ferdin. Köse 1778. 8^{vo}.

Der Verfasser ist weit über das Urtheil aller derer erhaben, die keine gegründete Ansprüche auf wissenschaftliche Kenntnisse machen können oder dürfen, und daher auch über das meinige. Was ich hier sage, geschieht blos um die Anzeige der deutschen Seebücher, so weit ich sie habe kennen lernen, vollständig zu machen, und Lesern, die allenfalls die vortheilhaften Anzeigen dieses Buchs in mehreren gelehrten Zeitungen sollten übersehen haben, etwas davon zu sagen. Das Buch ist sehr gut, nur liegt es leider auf:

Stade.

ser der Sphäre des größten Theils unserer gewöhnlichen Schiffer; ein Fehler, der nicht dem Buche, sondern der gewöhnlichen Erziehung, Unterweisung, Ausbildung und Beförderung derselben zur Last fällt. Es wird immer Epoche für uns Deutsche machen, wenn gleich sein, oder eines ähnlichen allgemeiner Gebrauch vielleicht noch weit außerhalb den Gränzen des Zeitraums liegt, den wir übersehen können.

In einem der neuern, ich glaube militairischen, Almanache soll laut der Ankündigung, auch alles vorgetragen seyn, was von Kenntniß des Seewesens Landbewohner interessieren kan. Mir ist er noch nicht zu Gesicht gekommen.

Das ist alles, was mir von deutschen Büchern bekannt ist. Vielleicht ist meine Kenntniß noch sehr unvollkommen, ich werde mich deswegen sehr freuen, wenn irgend jemand so gütig wäre, mich mit mehreren, wäre es auch nur dem vollständigen Titel nach, bekannt zu machen. Wenn mein herzlichster Dank Aufforderung für irgend jemand seyn könnte, so bitte ich inständigst, darauf ganz sicher zu rechnen.

C. G. D. Müller, Schiffs-Capitain.

Zufällige Gedanken.

Spighfindige Speculation und gemeiner Menschenverstand sind nicht immer die besten Freunde, und

sollten sich doch wegen der gegenseitigen Dienste, die sie einander leisten können, eben so wenig trennen als ein Blind

Blinder und Lahmer, die einander unterweges antreffen.

Höflichkeit ohne Affektation und Hinterlist, und edle Einfalt ohne Grobheit und Unanständigkeit, wäre ohngefähr so die Sittenmischung, die ich allen meinen Freunden und Gesellschaftern wohl wünschen möchte.

Der Ehrenpunkt, in seiner landüblichen Bedeutung genommen, ist vielleicht ein moralisches Unding; aber politisch betrachtet ein Etwas, das man stehen lassen muß eine schändliche Lücke zu verhüten, in die wir wenigstens bis jetzt nichts zu stellen wissen, das sie mit gleichem Effekt ausfüllere.

Kein Wunder, daß die falsche Gröfse so häufig gesucht wird. Sie wird leichter erreicht, und hat für ihren Besitzer von aussen eben die vortheilhafte und oft noch größere Wirkung als die wahre.

Geldgeiz und Ehrgeiz, die sich sonst nicht zum besten vertragen haben sollen, wohnen jetzt gar häufig in brü-

derlicher Eintracht beisammen. Man sucht zu haben, nicht um zu haben, sondern von Bedeutung zu seyn und zu glänzen.

Die Schwärmerei ist ein angeschwollener und reißender Bergstrom, dessen Inundation die entgegen gesetzten Dämme insgemein nur vermehren. Einige Uferbefestigungen und Zeit sind hinlänglich seine schädlichen Wirkungen zu vermindern und ganz zu vertreiben.

Anzufrieden mit dem Gegenwärtigen und voll von Erwartung des besseren Künftigen seyn, und sich in seiner Hoffnung betrogen finden, — ist der Lebenslauf beinahe aller Menschen.

Der Ehrenpunkt, auf dessen Rechnung man so viel Böses in der Welt, und nicht ohne Grund schreibt, hat dennoch sein unstreitiges Verdienst um die Menschheit. — Das meiste Gute so noch gethan wird, geschieht bekanntlich nur ehrenhalber.

Gedanken und Anfrage über die eigentliche Benennung der so genannten Schlittschuhe.

Zu den Lustbarkeiten, die sich zur Winterszeit nicht allein der munteren Jüngling, sondern auch erwachsene und ältere Personen machen, gehört auch diejenige Art, nach welcher man sich, wenn das Wasser dergestalt gefroren ist, daß es überträgt, gewisse lange schmale Eisen unter die Füße bindet, durch deren Hülfe man alsdenn ganz außerordentlich schnell

fortlaufen kan. *Hederich* nennt sie in seinem *promptuario latinitatis*: calopodia mit dem Beisatz *ferrata*, um sie dadurch von den *calopodiis*, Holzschuhen (Holschen) zu unterscheiden. Welches ist aber der eigentliche deutsche Name derselben?

Man giebt ihnen verschiedene Benennungen. Einige heißen sie **Schritt-
schuhe**; andere **Schlittschuhe**, noch andere

andere aber Streitschuhe. Für eine jede Benennung läßt sich etwas zu ihrer Rechtfertigung sagen. Schrittschuhe können sie heißen, weil man entweder vermittelst derselben außerordentlich geschwinde fortschreiten, und in kurzer Zeit einen weiten Weg zurück legen kan, oder weil man beim Absetzen mit denselben gemeiniglich weite Schritte zu thun pflegt. Schlittschuhe werden sie zweifelsohne genaüt, theils wegen ihrer runden Aufbeugung, dadurch sie eine den Schlitten etwas ähnliche Gestalt bekommen, theils weil sie zu der Zeit gebraucht werden, da man sich auch der Schlitten zu bedienen pflegt, theils weil es eben solche Eisen sind, als unter die kleinen Schlitten pflegen geschlagen zu werden. Streitschuhe aber können sie heißen, weil zwei oder mehrere Personen, die mit solchen Schuhen versehen sind, nicht selten mit einander streiten, wer es dem andern im Laufen zuvor thun, und am ersten zu einem vorgesezten Ziele gelangen wird.

Die niederdeutsche Sprache pflegt nicht selten den Dingen, die so allgemein bekannt sind, ihren rechten Namen beizulegen. In derselben aber

heißen sie Strittschoh oder gewöhnlicher Strietschoh. Das Wort stritt, das mit einem andern Worte streft einerlei ist, bedeutet so viel als das hochdeutsche schreiten, geschwinde fortgehen. Darum, wenn man auf niederdeutsch sagt: süh, wo he stritt, so ist das eben so viel gesagt, als im hochdeutschen: siehe, welche Schritte er thut, wie geschwinde er fortgeht. Und wenn man sagt: De streft 'innahl, so heißt das, der thut einmal weite Schritte. Striet aber bedeutet so viel, als Streit. Ze het eene Strietsake, und: er hat eine Streitsache, ist daher einerlei.

Durch diese Erklärung nun wird die erste und letzte Benennung begünstiget. Welche unter allen dreien aber ist die richtigste? Certant inter se Grammatici. Kan aber auch die letzte Benennung wohl ohne Anstoß gebraucht werden?

Die Holländer sollen die Erfinder derselben seyn. Es wird also hauptsächlich darauf ankommen, was diese ihnen für einen Namen beigelegt haben *).

J. H. Pratje, Pastor zu Beverstädt.

*) Im Französischen heißen sie *Patins*. Laut *Marin Dictionaire françois & hollandois* wird *Patin* durch *Schaats ryfschaats* in der holländischen Sprache ausgedruckt. Es sind hiebei folgende Exempel des Gebrauchs dieser Worte angeführt: *Il a eu une paire de patins neufs pour ses etrennes*. Hy heeft een paar nieuwe *Schaatsen* voor zyn Nieuw-jaar gekreegen. *La mode d'aller, de courir a patins vient du Nord*. De mode van't *schaatse* ryden, van op't ys met *Schaatsen* te ryden, komt van't Noorden. A. d. S.

Sammerisches Magazin.

102^{tes} Stück.

Freitag, den 22^{ten} December 1780.

Unterricht, durch welche Mittel p'öglich Verunglückte, todtscheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können.

Die Aerzte sind aus oft wiederholten sichern Erfahrungen überzeugt, daß die meisten im Wasser verunglückte: erhängte: durch schädliche Dämpfe betäubte: oder vor Kälte erstarrte: auch zuweilen, vom Blitze getroffene Personen ins Leben zurückgebracht werden können, wenn ihnen schnelle, vernünftige und anhaltende Hülfe geleistet wird.

Unwissende halten dergleichen Personen für todt, weil sie nicht mehr Athem holen, unempfindlich sind, wenn sie auch gerüttelt, mit Wasser oder stark riechenden Feuchtigkeiten angesprenget, gebrannt u. s. w. werden; und weil nicht der geringste Pulschlag, weder in einer äußern Ader, noch am Herzen bei ihnen gespüret wird, auch wohl bei der ersten Aderlaße kein Blut kömmt. Aber diese vermeinte Todeszeichen sind alle trüglisch, und blos eine merkliche Säulnis oder Verwesung ist ein zuverlässiger Beweis vom Tode. Man hat also bewährte Hülfsmittel, wodurch der scheinbar Todte, wenn auch die gedachte Anzeigen alle vorhanden wären, dennoch oft gerettet worden.

Einige dieser Hülfsmittel kan nur ein Arzt verordnen, oder ein Wundarzt appliciren, weil Vorsicht oder besondere Kunstgriffe erforderlich sind, wenn sie nicht schaden sollen.

Anderer sind von der Beschaffenheit, daß jeder Ungelehrte sie ganz leicht und ohne Bedenken anwenden kan. Von diesen letztern soll gegenwärtiger Unterricht handeln.

Drei allgemeine Anmerkungen sind hier voranzusetzen:

Erstlich. Sobald ein scheinbar Todter gefunden wird, muß sogleich der Sicherheit wegen, ein Arzt oder Wundarzt herbeigerufen werden, weil man nicht weiß, ob nicht kunstmäßige Hülfe nöthig seyn mögte.

Indessen verfahren die Umstehenden ohne auf deren Ankunft zu warten, unablässig mit den bei jedem Fall unten zu lehrenden Mitteln.

Zweitens. Man muß nicht ablassen, wenn die angewandten Mittel keine schnelle Wirkung äußern, sondern dem ohngeachtet einige Zeit das mit fortfahren, denn es ist oft bemerkt worden, daß alle Bemühungen

gen eine geraume Zeit vergebens geschienen, und am Ende doch geholt haben, oder daß ein Mittel ausgeschlagen, wenn alle übrige schon umsonst versucht waren.

Drittens. Selbst dem Arzte oder Wundarzte muß nicht geglaubet werden, wenn er auf den bloßen Augenschein, oder nach ein Paar stüchtigen Proben einen solchen unglücklichen Menschen für todt erklärt. Denn in diesen Fällen kan auch der erfahrenste Arzt, ohne wiederholte Versuche, nicht mit Gewißheit wissen, ob der Tod wirklich da, oder ob die Rettung noch möglich sey.

Solten alle unten vorkommende Hülfsmittel in einem oder etlichen Fällen fruchtlos gewesen seyn; so lasse sich ja niemand abschrecken. Alle diese Mittel sind von vielen gelehrten und sorgfältigen Aerzten so genau geprüft, und in den meisten Fällen so hülfreich gefunden worden, daß man sie sicher als die besten unter den bisher entdeckten empfehlen kan, ob sie gleich wie jede Arznei, nicht Wunder thun, oder in allen Fällen ohne Ausnahme helfen können. Der mitleidende Freund der Unglücklichen werde sie mit Zutrauen immer an, wenn er einen solchen traurigen Zufall findet. Denn er kan niemals urtheilen, ob nicht die Rettung möglich sey; und ist sie es nicht, so hat er die Verhütung des Lebens eines Menschen nicht verwahrloset zu haben.

Erster Abschnitt.

Hülfsmittel für Ertrunkene.

1) Wenn ein lebloser Körper im Was-

ser oder am Ufer gesehen wird, muß schleunigst Anstalt gemacht werden, ihn behutsam aufs Trockne zu bringen, und voreerst zu bedecken. Die alte Gewohnheit, im Wasser verunglückte Personen auf den Kopf zu stellen, oder über Fässer zu rollen, womit gemeiniglich die Hülfleistung anfängt, ist von den besten Aerzten gefährlich, wenigstens nicht nothwendig gefunden worden; weil die Ertrunkenen fast niemals Wasser verschlucket haben, das auf diese Art müßte herausgebracht werden; man muß sie also durchaus vermeiden. Vielmehr wird der scheinbare Todte ohne Verzug in das nächste Haus gebracht; bei warmer Witterung im Sommer kan man auch unter freiem Himmel bleiben, wenn ein Haus zu weit entfernt ist. Ist ein Fuhrwerk zu erlangen, so muß man Strohmatten, Pferdedecken, oder sonst etwas weiches unterbreiten, auch den Körper so viel möglich mit dergleichen oder Kleidungsstücken bedecken. Man trage auch bei der Fortbringung, sie geschehe nun auf welche Art sie wolle, Sorge, daß der Kopf nicht niederhänge, sondern etwas höher und seitwärts gelegt werde. Daß das Fuhrwerk langsam fahren müsse, versteht sich von selbst.

2) Wenn man an einem bequemen Orte angelanger ist, so wird der Verunglückte, in ein nicht warmes Gemach gebracht, ganz von seiner nassen Kleidung befreiet, überall mit trockenem, wenn es seyn kan, gewärmten Tüchern gerieben, und in ein gewärmtes Bette, oder sonst auf ein weiches Lager, wie man es haben kan, gelegt. Das Reiben geschieht ununterbrochen an den Händen,

den

den Füßen und dem Rücken, mit warmen Lächern (am beſten mit rauhen wollenen) allenfalls mit einer weichen Bürſte. Man drückt zugleich und bewegt auf eine gelinde Art mit erwärmten Händen den Unterleib, beſonders gegen die Herzgrube, und fährt mit dieſem Reiben eine lange Zeit fort.

Zugleich ſind alle untätige Zuſchauer, welche den Hülfleiſtenden, nicht nur bei der Behandlung beſchwerlich werden, ſondern durch das Gedränge, und die dadurch entſtehende Hitze und Verderbniß der Luft dem Berunglückten ſelbſt nachtheilig werden müſſen, zu entfernen.

3) Wenn ein Wundarzt zugegen iſt, ſo muß er nicht unterlaſſen, ſogleich eine Ader zu ſchlagen, und zwar vorzüglich die Droſſelader am Halſe. Iſt kein Wundarzt zu erlangen, oder iſt kein Blut gekommen, ſo fährt man doch mit den andern Hülfsmitteln fort. Im letzten Fall aber, (wenn kein Blut gekommen,) muß beſtändig jemand nach der Oefnung der Ader ſehen. Denn die Erfahrung hat gelehret, daß während der fortgeſetzten Cur das Blut zu fließen anfängt; und deſſen Verluſt, wenn er über 10 bis 12 Unzen beträgt, könnte dem Kranken gefährlich werden, wenn niemand acht darauf hätte.

4) Ferner muß man, ohne jedoch mit dem Reiben nachzuſaſſen, bemüht ſeyn, warme Luft in die Lunge zu bringen. Dieſes geſchieht am kürzeſten und wirkſamſten, wenn ein geſunder ſtärker Menſch ſeinen Mund auf den Mund des ſcheinbar Todten ſetzt, und ihm zu wiederholtenmalen mit Nachdruck viel Luft

einbläſet, wobei aber dem Kranken die Naſe zugehalten werden muß, damit die Luft deſto gewiſſer in die Lunge dringe. Will dieſes niemand thun, und den Kranken unmittelbar mit dem Munde berühren, ſo kan man eine etwa vorhandene Röhre brauchen, um dadurch warme Luft einzublaſen, oder auch einen Blasebalg nehmen. Die Oefnung der Röhre wird mit nasser Leinwand umwunden. Wenn ſie in dem Munde des Kranken iſt, drückt ein Menſch die Lippen deſſelben ringsum feſt daran, und ein anderer bewegt den Blasebalg ein Paar mal langſam auf und nieder, oder bläſet langſam, jedoch mit Nachdruck in die Röhre. Man kan auch Tobackſrauch in den Mund einblaſen, um die Lunge zu reizen. Bei allen dieſen Verſuchen, muß die Naſe des Kranken feſt zugehalten werden.

5) Zu gleicher Zeit muß man dem Kranken, ſo viel Tobackſrauch als möglich, durch den Maſtdarm in den Unterleib treiben. Es ſind zu dieſen ſogenannten Tobackſclyſtiren eigene bequeme Inſtrumente erfunden worden. Doch kan die Sache auch kürzer bewerkſtelliget werden, und zwar auf zweierlei Art. Man beſtreicht das Ende eines Pfeifenrohrs mit Del, und bringt es in den Maſtdarm des Kranken, das andere nimt ein Menſch in den Mund, welcher zugleich aus einer andern Pfeife ſtark Tobackſrauch. Den aus dieſer gezogenen Rauch nun, bläſet er in jenes Rohr, und treibet ſolchergeſtalt ſo viel Rauch als er nur kan, in den Unterleib des Kranken. Oder man zündet zwei Pfeifen an, hält die Köpfe zuſammen, bringt das mit

Del bestrichene Ende des einen Stiels in den Mastdarm des Kranken, und durch das andere bläset ihm ein Mensch den aus beiden Pfeifen gestossenen Rauch ein. Knaster und Brasilientoback, sind hierbei am wirksamsten. Doch thut auch schlechter im Nothfall gute Dienste.

6) Während dieser Verrichtungen, reibe man das Gesicht und besonders die Schläfe des Kranken, mit warmem Essig oder wohlriechenden Spiritus, halte ihm auch die stärksten flüchtigen Wasser unter die Nase, z. E. den flüchtigen Hirschhorngeist, den flüchtigen Salmiakgeist, u. s. w. auch wohl, wenn nichts anders bei der Hand ist, scharfen Essig oder starken Brantwein. Man blase ihm ferner von Zeit zu Zeit Schnupftoback oder ein Niespulver aus Violetturzel, Majoran, Kauter, Pfeffer oder Nieswurz, jedoch in kleinen Preisen, und nicht allzuheftig in die Naselöcher. Dadurch werden die Nerven zur Bewegung gereizt.

7) Mit diesen Bemühungen muß man einige Stunden nicht ermüden.

8) So lange kein Lebenszeichen wahrzunehmen ist, wäre es nicht nur unnütz, sondern auch gefährlich, dem Kranken Feuchtigkeit einzuslößen. Man muß sich sogar hüten, ihm, wenn er auch wieder zu sich selbst komt, sogleich einiges Getränk oder flüchtige Arznei zu reichen. In diesen ersten Augenblicken sind alle Werkzeuge noch so schwach, daß er leicht unglücklich schlucken könnte.

9) Dagegen muß man bei den geringsten Zeichen des Lebens, dem Körper einen stärkern Grad der Wärme zu verschaffen suchen, und dieses geschieht

het nicht durch ein geheiztes Zimmer, sondern indem man ihn auf ein mit warmer Asche, erwärmtem Salze oder Sande, eine halbe Hand hoch bestreutes Bettlaken legt, ihn mit eben dergleichen Dingen bis an das Gesicht, auch eine halbe Hand hoch, bedeckt, und immer von neuem, verschiedene Stunden nach einander warm auflegt; alsdann reibet man ihn mit warmen Tüchern allmählig sanft ab. Wenn der Wiederauflebende dann vermågend ist zu schlucken, so gebe man ihm nach und nach jedesmal einen Theelöffel voll warmen Thee, oder warmes Bier mit Meerzwiebelhonig vermischt, oder in dessen Ermangelung ein wenig warmes Wasser mit Essig oder Wein, und reibe ihm immerfort die Füße, Hände und den Rücken mit warmen Tüchern.

10) Wenn alle diese Hülfen geleistet ist, so überlasse man den Kranken der Vorsorge des Arztes, welcher das Bösliche zu seiner Wiederherstellung und zur Cur des Fiebers, das gemeiniglich auf solche Zufälle folgt, besorgen wird.

11) Jene Hülfen Nr. 9. findet oft alsdann auch statt, wenn alles andere schon vergebens versucht worden, und die Hoffnung zum Leben gänzlich zu verschwinden scheint. Bloss durch das Bedecken mit warmer Asche, sind zuweilen Ertrunkene gerettet worden.

Zweiter Abschnitt.

Hülfsmittel für Erhängte oder Erwürgte.

Wenn ein Mensch am Halse hängend, oder durch irgend eine äußere Gewalt mittelst eines um den Hals geschnürten Bandes, erwürgt, ohne alle

Lebenszeichen gefunden wird; ſo iſt die ſchleunigſte Hülfe nöthig, ſonſt iſt der Tod unvermeidlich. Hoffentlich wird niemand, wer er auch ſey, aus falſcher Schaam, albernem, durch das jeßige Edict bürgerlicher Strafe unterworfenem Vorurtheil, oder aus kindiſchem Eſſel Anſtand nehmen, dem Unglücklichen unverzüglich zu helfen, wenn er bedenket, daß der gegenwärtige Augenblick, der einzige iſt, da das Leben eines Menſchen gerettet werden kan.

Dieſe Rettung nun wird durch folgende Mittel verſucht:

1) Das allererſte und allernöthigſte iſt, daß derjenige, der zu einem ſo kläglichen Anblicke komt, ohne ſich zu bedenken, ohne erſt um Hülfe zu rufen, das Band oder was es ſeyn mag, abſchneide, womit der Verunglückte aufgehängt oder gewürgt iſt. Wenn der Fall einen Gehängten betrifft, ſo wird jeden die Menſchlichkeit erinnern, ſo viel möglich Sorge zu tragen, daß der Körper im Herabfallen nicht Schaden leide.

2) Der Todtſcheinende wird bald mit Behutſamkeit in einem Gemach, worinnen weder Dunt, noch viel Wärme iſt, auf ein bequemes Lager ausgeſtreckt und ſo gelegt, daß der Kopf und die Bruſt aufrecht liegen und nicht gepreßt werden. Hierauf, oder wenn die Fortbringung ſich verzögert, noch eher, löſet man zuerſt die Kleidungsſtücke, wodurch die Bewegung der innern Theile gehindert werden kan, als das Halsband, die engen Kleidungsſtücke auf der Bruſt und dem Unterleibe, Strümpfbänder, Handknöpfe u. ſ. w. und entkleidet ihn dann völlig.

3) Iſt ein Wundarzt bei der Hand, ſo wird er bedacht ſeyn, eiligſt die große Ader am Halſe (Droſſelader) zu öffnen, jedoch wenn Blut erfolgt, ſich hüten, daß deſſen nicht über 12 Unzen verloren gehe. Dieſe Oefnung der Ader iſt ſonſt eines der vornehmſten Hülfsmittel, und es muß alſo dazu je eher je lieber Anſtalt gemacht werden.

4) Iſt iſſer das Blut nicht, ſo wird der ganze Körper, vornemlich aber der Hals und das Geſicht, mit warmen Tüchern, welche auch wohl mit warmem Eſſig angefeuchtet werden können, gerieben. Auch können Serbierten in warmes, mit Eſſig gemiſchtes Waſſer, eingetaucht, wohl ausgewunden, und um den Kopf und Hals geſchlagen werden. Die Hände, Füße und den Rückgrad reibe man mit Tüchern oder Bürſten, ſo wie oben bei dem erſten Abſchnitt Nr. 2. vorgeſchrieben worden.

5) Das Einblaſen in die Lunge, imgleichen Tobackſchnüre ſind hier höchſt nöthig, jedoch erſt nach vorhergeſehenem Aderlaſſen zu verſuchen. Wie mit beiden verfahren werde, iſt in dem erſten Abſchnitt Nr. 4. und 5. gelehrt.

6) Man kan dem Kranken wohlriechende ſtarke Spiritus, friſchen Senf, geriebenen Merrettig ic. unter die Naſe halten. Hingegen wäre es in dieſem Falle ſchädlich, ihm diejenigen reizenden Mittel, welche in dem erſten Abſchnitte Nr. 6. beſchrieben worden, in die Naſe zu blaſen, oder ein Erbrechen zu befördern. Beides muß gänzlich unterlaſſen werden.

7) Wenn der Kranke Merkmale des Lebens von ſich giebt, ſo muß man ihm

etwas warmen Thee, mit Weinessig oder wenigem Wein vermischt; jedoch nur nach und nach und in geringer Menge, einzustößen bemüht seyn.

8) Ohne alles Bedenken kan ihm auch ein Clystier von Milch oder Hasenbergrüßschleim mit wenigem Salze gegeben werden.

9) Die weitem Genesungsmittel zu verordnen, überlasse man dem Arzte, welcher beurtheilen wird, ob eine wiederholte Aderlasse nöthig oder nützlich sey, auch Anweisung geben wird, was dem Kranken zur Erquickung gereicht werden darf.

Dritter Abschnitt.

Hülfsmittel für Personen, welche von schädlichen Dämpfen betäubt oder erstickt sind.

Man hat viele Beispiele, daß gewisse schädliche Dünste dem Menschen alles Bewußtseyn rauben, auch wohl gänzlich ersticken können. Dergleichen Dünste sind unter andern in seit langer Zeit nicht eröfneten Gewölben, tiefen Kellern, in Kellern worin eine Menge gährendes Bier oder junger Wein, auch wohl Branntwein lieget. Dahin gehöret auch der Kohlendampf, Dampf von Oel- oder Zbranlampen, der Dampf vom Ofen, besonders wenn er mit Rinde oder Gerberlothe geheißt wird. Einige von diesen Dünsten betäuben nur, welches man daran erkennet, daß der Mensch zwar ohne Lebenszeichen liegt, jedoch noch einiger Athem zu merken ist. Die Betäubung ist der erste Grad des Erstickens.

Andere ersticken gänzlich. Da ist der Mensch völlig einem Todten gleich,

schöpft nicht mehr Athem, bleibet ohne Gefühl, wenn man ihn gleich rüttelt, brennet u. s. w. und hat mehrentheils den Mund gesperrt, oft die Augen offen, die Zunge ausgestreckt. In beiden Fällen besteht die erste Hülfe darin, daß man einen solchen Unglücklichen schleunigst an die frische Luft bringe, und ihn von allen engen oder drückenden Kleidungsstücken, so wie im zweiten Abschnitte Nr. 2. gelehrt worden, befreie.

Die bloß Betäubten erholen sich oft bald, wenn sie mit kaltem Wasser besprüht, wenn ihnen scharfriechende Sachen unter die Nase gehalten, oder ein Paar Preisen Toback nach und nach behutsam in die Nase geblasen werden.

Ist aber in höherem oder geringerem Grade, eine wirkliche Erstickung vorhanden, alsdann wird mehr Bemühung und Zeit erfordert. Die bewährtesten und einfachesten Hülfsmittel in solchen Fällen, sind kalte Luft, kaltes Wasser, Aderlaß und Luft einblasen.

1) Man bringet also den Verunglückten, welcher bereits der beschwerlichsten Kleidungsstücke entlediget ist, entweder in einen Hof, auf die Straße, oder in ein kühles Gemach, worin, um einen Zug zu erhalten, die Fenster offen seyn müssen, die Witterung seye wie sie wolle. Man setzt ihn in eine Stellung, daß der Oberleib aufgerichtet ist, die Schenkel aber niederhängen, und setzt die Schenkel bis an die Knie in ein lauwarmes Fußbad, welches nach und nach mehr erwärmet werden kan.

2) Zugleich gießt man dem Verunglückten

glückten ganz kaltes Waſſer ins Geſicht und über den ganzen Körper, und ſähet damit ununterbrochen, Stunden lang fort. Hievon allein hat man oft die glücklichſte Wirkung geſehen.

3) Wenn ein Wundarzt zu erlangen iſt, ſo wird er unvorzüglich eine Ader, und zwar wo möglich, am Halse öfnen.

4) Die Umſtehenden halten indeſſen dem Kranken ſcharfſiechende Sachen, als Weineſſig 2c. unter die Naſe. Gar zu flüchtige reizende Dinge, welche ein Niefen oder Erbrechen erregen könnten, muß man dagegen weglaſſen, weil ſie leicht einen ſtärkern Antrieb des Blutes nach dem Kopfe beſördern.

5) Man muß ferner ſich äußerſte Mühe geben, den gewöhnlicher Weiſe geſperrten Mund des Kranken zu öfnen, und ihm nach dem Unterricht im erſten Abſchnitte Nr. 4. unausgeſetzt Luſt einblaſen.

6) Den trockenen Tobackſclſtiren ſind in dieſem Falle die naſſen, vornemlich mit vielem Eſſig vorzuziehen, oder man kan auch dem Kranken ein anderes reizendes Cloſtier geben, aus einer Hand voll Rauchtoback, mit einem ſtarken Löffel Salz, in einem Weſel Waſſer gekocht.

7) Heußern ſich Zeichen des Lebens, ſo fährt man mit jener Behandlung nicht nur fort, ſondern ſucht dem Kranken allmählig Thee, oder Waſſer mit Weineſſig, oder 12 Tropfen Calmiaſpiritus, mit einem Löffel voll Thee, beizubringen, und läßt ihn zuletzt mit Waſſer und Eſſig gurgeln. Während dieſer Bemühung bringt man ihn in ein Bett, zumal wenn ein Schluckſen bemerkt wird, und überläßt das übrige dem Arzte.

Ammerkung.

Perſonen, welche vom Blitze gerührt ſind, können und müſſen nie ohne Hülfe ge-

laſſen werden, da ſie nicht allezeit ohne Hoffnung getödtet, ſondern oft nur leblos geworden ſind. Das Begießen mit kaltem Waſſer iſt, wie bei den von Kohlendampfe Erſtickten, Nr. 2. eins der wichtigſten Hülſsmittel. Zugleich werden die Glieder und Fußſohlen mit einer harten Bürſte ſtark gerieben, man bringet Salmiakgeiſt unter die Naſe, bläſet Luſt in die Lunge wie oben erwähnt worden, man ſucht überhaupt äußerlich ſo viel zu reizen als möglich iſt, verfähret übrigens auch nach der Erholung, wie bei den vom Kohlendampfe Erſtickten. Nur kan man in dieſem Falle, oder auch wenn jemand vom Kohlendampfe erſtickt iſt, nicht genug eilen, einen Arzt oder Wundarzt herbeizuschaffen.

Vierter Abſchnitt.

Hülſsmittel für Erfrorne.

Jedermann weiß, daß Leuten, welche ſich einige Zeit in ſtrenger Kälte befinden, oft ein Glied erfriert, ja daß ſie oft auch gänzlich erſtarren. Im erſten Falle iſt die Cur unfehlbar und leicht, wenn der Leidende nicht damit ſäumet. Im andern Falle iſt die Wiederherſtellung meiſtentheils möglich, wenn die gehörigen Mittel angewendet werden, und man darf deſto ſeltner an der Wiederbelebung zweifeln, da ein Menſch viele Stunden erfroren ſeyn, und doch gerettet werden kan. Hier iſt der Ort zum Unterricht für beide Fälle.

Daß ein Glied erfroren ſey, bemerket man daran, wenn es weiß, unempfindlich und unbeweglich iſt.

Wer dieſes wahrnimt, bedecke und reibe den leidenden Theil mit Schnee oder kaltem Waſſer, worin zerſtoſſenes oder zerſchabtes Eis liegt, ſo lange, bis er darinnen eine Hitze und ein brennendes Jucken empfindet. Alsdann ſind die innerlichen Lebensbewegungen wieder hergeſtellt. Jedoch muß er ſich nicht an einen warmen Ofen, oder an ein Feuer wagen. Völlig erſtarrete leblos ſcheinende Perſonen, werden auf folgende Art, in den meiſten Fällen gerettet:

1) Man hüte ſich den erfrornen Körper, in ein warmes Gemach oder Bett zu bringen.

Die

Dieses würde ihn ohne Hülfe tödten; vielmehr legt man ihn an einem kalten Orte in den Schnee, und bedeckt ihn damit ganz dick, dergestalt, daß nur der Mund und die Naselöffner offen bleiben. Der Schnee wird überall fest angedrückt, und wenn an diesem oder jenem Theile der Schnee zu schmelzen anfängt, so legt man frischen Schnee auf.

2) Träget sich der Zufall in einer trockenen Kälte zu, da kein Schnee lieget, so mache man leinene, zwei bis dreifach zusammen gelegte Lächer, in eisaltem Wasser, worin zerstoßenes oder geschabtes Eis geworfen, sehr nah, und hülle damit den ganzen Körper so ein, wie es in der vorübergehenden Nummer beschrieben worden, trage auch Sorge, daß wenn ein Fleck trockener, als die übrigen zu werden scheint, die Stelle sogleich mit frischen Lächern umhüllel werde. Daß man die Lächer, wenn auch keine Wirkung gemerket wird, öfters von neuem eintauchen müsse, versteht sich von selbst.

3) Mit beiderlei in den vorstehenden Nummern angerathenen Mitteln, fährt man nach Beschaffenheit der Umstände fort, bis der Erstarrte völlige Merkmale des Lebens von sich giebt.

4) Hat man es so weit gebracht, so trockne man ihn mit gewärmten Lächern und bringe ihn in ein gewärmtes Bette. Doch muß dieses in einem kalten Gemache stehen. Man gebe ihm auch, sobald er vermögend ist zu schlucken, allmählig eine Schaafe Thee, welcher mit wenigem Weine oder etwas Esfig vermischt ist.

5) Erfrorne Personen, wenn sie sich schon erholt haben, sind noch immer einem Schlagflusse, oder andern übeln Zufällen ausgesetzt; um dieses zu verhüten, muß man während der ersten Hilfsleistung einen Wundarzt herbeischaffen, damit nach der Erholung bald eine Ader gedfaet werden könne. Auch ist alsdenn ein Pulver sehr wirksam, welches aus gereinigtem Salpeter, vitriolisirtem

Weinstein, oder an dessen Stelle Diaphoretischem Antimonium, von jedem 8 Gran, und 1 Gran Kampfer besteht. Hiervon kan man dem Kranken, wenn er anfängt sich zu erholen, alle drei Stunden, etwa eine Messerspitze voll geben.

6) Im Fortgange der Besserung wird der Kranke mit Suppen und leichten Speisen gepflegt, auch kan das Gemach, worin er lieget, nach und nach gewärmet werden.

7) Solte nach der Erholung noch ein einzelnes Glied fühllos bleiben, so wird es so lange mit Schnee oder gekneten Lächern nach der Vorschrift Nr. 1. und 2. bedeckt.

8) Allen weitem Rath, suche man bei dem Arzte, welcher auch die eigentliche Nachcur besorgen wird.

9) Ist jemand im Winter ertrunken, und wird unter dem Eise herausgehohlet, so ist er nicht leicht zugleich erfroren, sondern muß wie ein Ertrunkener behandelt werden; es wäre denn, daß man aus der Steifigkeit und Härte des Körpers, das Gegentheil vermuthete; in diesem Falle wäre erst die bei Erfrorren vorgeschriebene Hülfe zu leisten, und alsdenn erst allmählig die bei Ertrunkenen beschriebene anwendbar.

Anmerkung.

Wer sich der Kälte aussetzen muß, wird aufs dringendste gewarnt, sich hiziiger Getränke, besonders des Brantteweins, zu enthalten, sonst setz er sich der Gefahr aus, von einer unüberwindlichen Neigung zum Schlafe, überfallen zu werden, und alsdenn im Schlafe umzukommen. Auch ohne jene hiziigen Getränke muß man sich in strenger Kälte nie dem Schlafe überlassen, sondern sich, um ihn zu verhüten, so angenehm er auch scheinen mögte, Bewegungen zu machen suchen.

Sicherer ist es, wenn dergleichen Personen warmes, überall zu habendes Bier, mit etwas Ingwer zur Erwärmung zu sich nehmen.



Hannoverisches Magazin.

103^{tes} Stück.

Montag, den 25^{ten} December 1780.

Ueber die russischen Asseembleen.

(Aus dem London Chronicle for. 1780.)

Als Catharine Alerowna Kaiserin von Rußland wurde, lebte das Frauenzimmer in einer wahren Gefangenschaft; aber sie unternahm es, vermischte Asseembleen einzuführen, so wie solches in andern Ländern von Europa üblich ist.

Sie veränderte den Damenpaz; in dem sie die englischen Moden einführte.

Nun befand sich das russische Frauenzimmer nicht mehr in besondern Zimmern eingekerkert, sondern es bekam Umgang, legte gegenseitige Besuche ab, und nahm an allen Gesellschaften Theil.

Weil aber die in dieser Rücksicht abgefaßte Geseze, ein rohes ungesittetes Volk zum Gegenstande hatten, so ist es unterhaltend genug, die Art und Weise ihrer Abfassung näher kennen zu lernen.

Asseembleen waren ihnen gänzlich unbekant, deswegen begnügte sich auch die Kaiserin blos damit, daß sie dieselben bei ihnen einführte, denn sie fand es unmöglich, sie auch zugleich gesitteter zu machen.

Es wurde daher eine sich für ihre Erziehung passende Verordnung publicirt, die wir unsern Lesern, weil sie eine Seltenheit ist, mittheilen wollen.

1) Derjenige in dessen Hause die Asseemblee gehalten werden soll, ist verbunden, solches durch einen ausgehängten Ankündigungszettel, oder durch eine andere öffentliche Bekanntmachung in den Anzeigen, den Personen beiderlei Geschlechts bekant zu machen.

2) Die Asseemblee soll erst Nachmittags um vier oder fünf Uhr eröffnet werden, und nicht länger dauern, bis des Nachts um zehn Uhr.

3) Der Hausherr braucht seinen Gästen nicht entgegen zu gehen, er ist auch nicht schuldig, sie beim Weggehen zu begleiten, oder ihnen Gesellschaft zu leisten; aber, ob er gleich hiervon frei ist, so muß er doch für Stühle, Lichter und Liqueurs sorgen, und überhaupt alle übrigen Nothwendigkeiten, welche die Gesellschaft fordert, anschaffen; imgleichen muß er sie auch mit Karten, Würfeln, und allem was zum Spiel gehört, versehen.

IIII

4) Zum

4) Zum Kommen oder Weggehen, soll keine bestimmte Stunde festgesetzt seyn; es ist schon hinlänglich, wenn Jemand nur in der Asseemlee erscheint.

5) Ein jeder hat die Freiheit sich zu setzen, herum zu gehen, oder zu spielen, so wie er Vergnügen daran findet; auch soll ihn Niemand daran hindern, oder sich über das was er vornimmt aufhalten, bei Strafe den großen Adler*) auszutrinken (ein halbes Quartier Brantewein.). Ingleichen ist es schon hinlänglich, wenn man die Gesellschaft nur beim Hereinkommen oder beim Weggehen grüßet.

6) Standespersonen, Adelige, Stabsofficiere, Kaufleute und Krämer, angesehene Handwerker, besonders Zimmerleute und Leute die bei der Canzlei gebraucht werden, dürfen in den Asseemlees erscheinen, so wie auch deren Frauen und Kinder.

7) Den Bedienten, jedoch die vom Hause ausgenommen, soll ein besonde-

*) Ein Trinkgefäß in Gestalt eines Adlers.

Hannover.

rer Ort angewiesen werden, damit man in den Zimmern, die zur Asseemlee bestimmt sind, Raum genug habe.

8) Frauenzimmer sollen sich unter keinerlei Vorwande betrinken, und Mannspersonen sollen vor neun Uhr nicht betrunken seyn.

9) Damen, die Pfand- Frage- Com- mandirspiele u. s. w. spielen, sollen nicht zu viel lärmen, oder zu ausgelassen seyn; keine Mannsperson soll mit Gewalt einen Kuß rauben, und Niemand soll bei Strafe künftiger Ausschließung einem Frauenzimmer in der Asseemlee Schläge anbieten.

So lauten die bei dieser Gelegenheit abgefaßte Statuten, welche dem äußerlichen nach ein lächerliches und satyrisches Ansehn haben. Aber jedes Land wird nur nach und nach gestittet, und diese Verordnungen gleichen der Erziehung, die man einem bürgerlichen ungehobelten, jedoch nicht bössartigen ehrlichen Menschen giebt.

G. J. Wehrs.

Naturgeschichte des Kranichs.

(Aus Dr. Goldsmith's, und andern Werken über die Naturhistorie gesammelt.)

Der Fortgang der Natur von einer Klasse der Geschöpfe zur andern hat seine langsamen und fast unmerklichen Grade. Sie hat die Wälder und Gefilde mit einer Menge der schönsten Vögel bevölkert; und, um keine Gegend ihres so ausgebreiteten

Gebietes unbewohnt zu lassen, hat sie auch das Wasser mit seinen befiederten Bewohnern versehen. Eben so sorgfältig hat sie auch den Bedürfnissen ihrer Thiere in diesem Element abzu- helfen gesucht, als sie es in Ansehung andrer Thiere gethan hat. Sie hat
darin

darin eben so viel Vorsicht bewiesen, daß sie die Wasservögel geschikt zum Schwimmen machte, als darin, daß sie den Landvögeln die Fähigkeit zum Fliegen erteilte. Sie hat die Federn der ersten mit einem natürlichen Oel versehen, und die Klauen und Zehen ihrer Vöter mit einem häutigen Gewebe verbunden. Hiedurch haben sie zugleich mehr Sicherheit, und Kraft sich zu bewegen, erhalten.

Alein, zwischen den beiden Klassen der Landvögel, die das Wasser meiden, und der Wasservögel, die zum Schwimmen und zum Aufenthalt im Wasser gemacht sind, hat sie eine sehr zahlreiche Schaar von Vögeln hervorgebracht, die eine Art von Mittelnatur an sich zu haben scheinen, und, mit gespaltenen Klauen dem Anschein nach bestimmt sind, auf dem Lande zu leben, zugleich aber durch ihre natürlichen Nahrungstrieb gereizt werden, sich vornemlich zum Wasser zu halten. Diese kan man eigentlich weder Land- noch Wasservögel nennen, indem sie allen ihren Unterhalt in wässerichten Gegenden finden, und doch nicht im Stande sind, ihn in dem tiefen Wasser selbst zu suchen, wo man ihn oft im größten Ueberfluß antrifft.

Diese Klasse von Vögeln, vom Geschlecht der Kraniche, unterscheidet sich von andern mehr durch ihre Nahrungstrieb, als durch ihre Bildung. Und doch scheinen sie auch in dieser Absicht von der Natur hinlänglich genug ausgefondert zu seyn, indem sie gern an wasserreichen Orten leben,

und doch nicht im Wasser schwimmen können, folglich meistens lange Beine haben, mit welchen sie im seichten Wasser waten, oder lange Schnäbel, womit sie ins Wasser hinein reizen können.

Man kan jeden Vogel dieser Art, der sich gern in sumpfigten Gegenden aufhält, entweder an der Länge seiner Beine kennen, oder wenigstens an der hornartigen Oberfläche derselben. Die meisten Vögel dieser Art haben auch bis an die Hälfte ihrer Beine keine Federn; alle sind wenigstens über der Kniebeugung federlos. Weil sie lange daran gewöhnt sind, im Wasser zu waten, und ihre Beine beständig im Wasser zu haben, so können an diesen Theilen keine Federn wachsen; und daher ist ein sehr großer Unterschied zwischen dem Bein eines Kranichs, der fast bis an den Leib hinan keine Federn hat, und eines Falken, der beinahe bis an die Klauen hinunter befiedert ist.

Auch der Schnabel hat bei den meisten Vögeln dieser Art etwas besondres. Er ist überhaupt länger, als der Schnabel andrer Vögel, und bei einigen an jeder Seite zierlich ausgehöhlt; dabei hat er vorn in der Spitze eine ungemeine Empfindlichkeit, um desto besser ihr Futter auf dem Grunde der Sümpfe zu fühlen, wo sie es nicht sehen können. Einige Vögel dieser Art haben lange Beine zum Waten, lange Hälse zum Niederbücken, lange Schnäbel zum Auffuchen, und nervichte Schnabelspitzen zum Fühlen.

Andere sind nicht so reichlich mit dem allen versehen. Einige haben nemlich lange Schnäbel, aber nicht sehr lange Beine; und andere haben lange Hälse, aber sehr kurze Beine. Es ist indeß eine Regel, die überall zutrifft, daß allemal, wenn die Beine eines Vogels lang sind, der Hals gleichfalls verhältnißmäßig lang ist. Es wäre in der That ein unersetzlicher Mangel in der Bildung eines Vogels, wenn er durch hohe Stelzen über sein Futter erhaben, und doch mit keinem Werkzeuge, es abzureichen, versehen wäre.

Es findet sich ein außerordentlicher Umstand in den verschiedenen Nachrichten, die wir von der Gestalt und Größe des Kranichs haben. Willoughby und Pennant beschreiben ihn, daß er zwischen fünf und sechs Fuß, vom Kopf bis zum Schwanz lang sey. Andere Beschreibungen sagen, er sey über fünf Fuß hoch, und andere, er sey von Menschenlänge. Ein Vogel, dessen Leib nicht größer ist, als der Leib eines welschen Huhns, und von dem durchgängig gesagt wird, er wiege nicht über zehn Pfund, kan wohl kaum für so groß, als ein Storch, angenommen werden. Briffon scheint indeß diesem Vogel sein wahres Maas zu geben, wenn er ihn als etwas kleiner beschreibt, als den braunen Storch, ungefähr drei Fuß hoch, und etwa vier Fuß vom Kopfe bis zum Schweif.

Es ist ein langer schwächlicher Vogel, mit langem Halse und langen Beinen. Ganz oben ist der Kopf mit krausen schwarzen Federn bedeckt, und

hinten ist er kahl und roth. Hiedurch unterscheidet sich der Kranich zur Gänze von dem Storch; denn er sonst an Größe und Gestalt sehr nahe kömt. Sein Gefieder ist gewöhnlich von aschgrauer Farbe; und über den Schwingen jedes Flügels sind zwei starke Federbüche. An den Enden sind sie ganz fein gekräuselt, und der Vogel kan sie nach Gefallen aufheben und niederdrücken. Gesner sagt, man habe zu seiner Zeit diese Federn gewöhnlich in Gold gefaßt, und als einen Zierrat auf den Mägen getragen.

Dies ist die Größe und Gestalt eines Vogels, von welchem sich sowohl in alten als neuern Zeiten, mehr Fabeln, als von irgend einem andern, verbreitet haben. Es ist ein Vogel, mit welchem alle alte Schriftsteller belant sind, und bei dessen Beschreibung sie fast immer Phantasie und Geschichte vermengt haben. Von der Politik der Kraniche, sagen sie, können wir ein Ideal des vollkommensten menschlichen Staats entlehnen; von ihrer zärtlichen Liebe gegen ihre abgelebten Eltern sollten wir kindliche Zärtlichkeit lernen; vornemlich aber könnten wir von ihrer Art, mit den äthiopischen Pigmäen zu kämpfen, unsre Grundsätze in der Kriegskunst hernehmen. Zur Zeit des Alterthums kam die Naturgeschichte blos in die Hände der Dichter, deren Pflicht es mit sich bringt, alles zu verschönern; als in der Folge kalteblütigere Männer sich mit dieser unangenehmen Wissenschaft beschäftigten, mußten sie die Nachrichten so annehmen,

men, wie sie dieselben fanden; und in dem gegenwärtigen Falle kam Fabel, mit Wahrheit untermengt, auf die Nachwelt.

In diesen Erzählungen ist folglich vieles durch die Einbildungskraft hinzugelegt. Der Kranich ist unstreitig ein sehr geselliger Vogel, und man findet ihn selten allein. Gemeiniglich fliegen oder sitzen sie schaarenweise, ganzer fünfzig oder sechzig, beisammen, und während daß einige darunter ihr Futter suchen, stehen die übrigen wie Schildwachen auf der Hut. Die Fabel, daß sie ihre bejahrten Eltern ernähren, ist von ihrer genauen ehelichen Liebe entstanden, und, was ihr Gesehle mit den Pigmäen betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß sie sich herzhafte den Ausfällen der Affen widersetzt haben, wenn sie ihre Nester plündern wolten. Denn, da der Kranich von Pflanzen lebt, so ist er hier vermuthlich niemals der angreifende Theil.

So viel hat indeß seine Richtigkeit, daß der Kranich ein Zugvogel ist, den man in jedem europäischen Lande, nur nicht in England kennt. Es giebt keine Weltgegend, sagt Helonius, wo die Felder angebaut sind, wohin der Kranich nicht käme, um von der Ernte seinen Nahrung zu holen. Als Zugvogel kommen und verschwinden sie regelmäßig zu denen Jahreszeiten, in welchen sie Futter zu finden hoffen. Ueberhaupt verlassen sie Europa gegen den Ausgang des Herbstes, und kehren zu Anfang des Sommers wieder zurück. Auf diesen Wanderungen flie-

gen sie indeß nicht beständig weiter fort; sondern, wenn sie unterwegs ein Kornfeld finden, so machen sie Halte, um sich daran zu weiden. Bei dergleichen Gelegenheiten thun sie unglaublichen Schaden, vornehmlich in der Nacht; und der Landmann, der sich in froher Erwartung niederlegt, steht dann am Morgen auf, und sieht seine Felder gänzlich durch einen Feind verwüstet, der zu eilig entkommen kan, als daß er ihn noch mit seiner Rache einzuholen vermögend wäre.

England ist gegenwärtig von ihrem Besuchen frei; ob sie gleich ehemals in diesem Lande bekannt waren, und wegen der Schmachhaftigkeit ihres Fleisches sehr geschätzt wurden. Es stand sogar eine Strafe auf die Vernichtung ihrer Eier. Ist aber verlieren sie sich niemals so weit von ihrem Wege. Landbau und Bevölkerung gehen immer Hand in Hand; und wenn ihnen gleich die Felder in England größern Ueberfluß darbieten, so sind sie doch auch zugleich dergestalt bewacht, daß diese Vögel die Gefahr größer finden, als den Genuß; und wahrscheinlich befindet man sich besser bei ihrer Abwesenheit, als bei ihrer Gesellschaft. So wohlgeschmeckend ihr Fleisch auch ehemals gewesen seyn mag, da man, wie Plutarch erzählt, Kraniche zu blenden und in Kästhe zu setzen pflegte, um sie für die Tafeln der vornehmen Römer zu mästen, oder da sie in England für die Tafeln des Adels groß gemacht, und mit Krausemünze und Raute gestopft wurden; so hält man sie doch

ist in ganz Europa für ein elendes Essen. Das Fleisch ist sehnicht und trocken, es gehört viel Zubereitung dazu, um es schmackhaft zu machen; und selbst dann noch schmeckt es sich blos für den Magen starker arbeitsamer Leute.

Die kalte Gegend am Nordpol scheint der gewöhnliche Aufenthalt dieses Vogels zu seyn. Sie kommen in die südlichen Gegenden von Europa nur mehr zum Besuch, als zum beständigen Aufenthalt. Die Züge der Krammervogel oder der Drosseln sind augenscheinlich, und bekannt; sie ziehen nordwärts oder südwärts nach einem gleichen Striche. Aber ganz anders verhält sich mit dem Kranich; er bringt den Herbst in Europa zu; dann fliegt er davon, vermuthlich nach einer südlichen Gegend, um dort einen Theil des Winters hinzubringen; kehrt im Frühjahr nach Europa zurück; kreuzt im Sommer hinüber nach Norden; und komt dann wieder herunter, um im Herbst auf unsern vollen Feldern Vermüstungen anzurichten.

Es ist zum Erstaunen, wie hoch sie auf diesen Reisen fliegen. Ihr Geschrei ist von allen Vögeln das lauteste, und man hört es oft in den Wolken, wenn man gleich den Vogel selbst nicht sehen kan. Da er seiner Bildung nach leicht ist, und seine Flügel weit ausgespreitet, so ist er im Stande sich in der größten Höhe zu halten; und wie er seine Sicherheit dadurch befördert, daß ihn der Mensch nicht zu erreichen im Stande ist, so fliegt

er auch so hoch und stark, daß jeder andre Vogel bald ermüden würde, der ihn einzuholen dächte.

Wenn sie indeß gleich auf diesen Lustreisen oft selbst unsichtbar sind, so können sie dennoch jeden Gegenstand, der unter ihnen ist, durch ihr Gesicht sehr genau unterscheiden. Sie lenken und regieren ihren Flug durchs Geschrei, und fliegen weiter oder hernieder, wenn sich ihnen eine bequeme Gelegenheit zum Raube darbietet. Ihr Geschrei ist, wie gesagt, von allem Vogelgeschrei das stärkste; und der eigenthümliche schmetternde Klang desselben entsteht von der außerordentlichen Länge und Krümmung der Luftröhre. Bei vierfüßigen Thieren ist die Luftröhre kurz, und die Knorpel oder Sehnen, die zur Stimme beitragen, sind an dem Ende derselben, das nach dem Maule zugeht: bei Wasservögeln ist die Luftröhre länger, und die Knorpel, woraus die Stimme entsteht, sind an dem Ende, das unten nach dem Bauche zugeht. Deswegen haben sie weit hellere Stimmen, nach Verhältniß ihrer Größe, als alle andern Thiere; denn der unten entstandene Ton wird durch alle Ringe der Luftröhre so lange zurückgehalten, bis er die Luft erreicht. Das Geschrei, welches dieser Vogel dadurch hervorbringen vermag, überträuft einen fast ganz, wenn man ihm nahe ist; es thut aber vorzüglich dem Thiere selbst große Dienste. Denn, wenn die Kraniche beim Füttern, welches sie gemeiniglich ganz in der Stille thun, von irgend

irgend einer Seite angegriffen werden, so pflegt allemal derjenige unter ihnen, der die Gefahr zuerst wahrnimmt, Lärmen zu machen, und sogleich machen sich alle in größter Eile auf die Flügel.

Weil ihnen das Aufsteigen etwas schwer wird, so sind sie sehr scheu, und lassen den Vogelsteller selten ihnen nahe kommen. Ihre Verheerungen der Felder geschehen gewöhnlich tief in der Nacht; dann kommen sie auf ein Kornfeld, und treten und stampfen es dergestalt zu Boden, als ob ein ganzes Regiment Soldaten darüber gegangen wäre. Ein andermal wählen sie irgend eine große sumpfige Gegend, wo sie sich den ganzen Tag bei einander hinstellen, als ob sie sich berathschlagten; und da sie hier kein Korn finden, welches ihr liebstes Futter ist, so waten sie im Sumpf herum, und suchen Insekten und andre Nahrung, die sie mit weniger Gefahr ergattern können.

Korn ist ihre liebste Speise; indeß kömmt ihnen auch fast kein andres Nahrungsmittel ungelegen. Redit, der einige Kraniche öfnete, fand den Magen des einen voll von dem Kraute Dandelion; der Magen eines andern war voller Bohnen; ein dritter hatte eine große Menge Alee im Magen; zwei andre eine Menge Erdwürmer und Käfer; bei einigen fand er Eidechsen und Seefische; bei andern Schnecken, Gras und Kiesel, die sie vielleicht als Arzneimittel verschluckt hatten.

Ueberhaupt ist der Kranich ein friedlicher Vogel, und, so groß er auch ist, so kan ihn doch ein kleiner Falk oft verfolgen und überwältigen. Bei der Falkenjagd pflegt man verschiedne Falken zusammen nach ihm fliegen zu lassen; der Kranich sucht ihnen dann dadurch auszuweichen, daß er immer gerade in die Höhe fliegt, bis die Luft zu dünne wird, um ihn länger zu tragen. Der Falk leistet ihm indeß immer Gesellschaft; und, ob er gleich die dünnere Luft nicht so gut vertragen kan, so fliegt er doch schneller, und behält dadurch die Oberhand. Sie fliegen oft beide so hoch, daß man sie nicht mehr sieht; aber bald hernach taumeln sie beide herunter, mit großer Hestigkeit von Seiten des Falken, und einem lauten Geschrei von Seiten des Kranichs. Wenn er nun so aufs äußerste gebracht ist, und nicht mehr fliegen kan, so wirft das arme Thier sich auf den Rücken, und vertheidigt sich in dieser Lage noch so lange aus allen Kräften, bis der Jäger kömmt, und dem Kampf ein Ende macht.

Ehedem hatte man die grausame Gewohnheit, Kraniche dazu groß zu machen, um sie auf diese Weise zu hegen, und man nahm in der Absicht oft die Jungen aus dem Neste. Uebrigens läßt sich dieser Vogel leicht zahm machen, und hat, nach dem Albertus Magnus, gegen die Menschen sehr viel Zuneigung. Und doch war diese Eigenschaft an ihm nicht hinreichend, ihn zu retten, daß er nicht das Opfer ihrer wilden Ergößlichkeit

ten wurde. Das Weibchen, welches sich von dem Männchen leicht unterscheidet, weil es nicht, wie dieses, hinten kahl ist, legt niemals mehr als zwei Eier zur Zeit, die wie Gänseeier aussehen, aber bläulich sind. Die Jungen lernen sehr bald fliegen, und dann lassen die Alten sie für sich selbst sorgen; vorher aber bringen sie sie nach den Verttern, wo sie am leichtesten ihre Nahrung finden; und so lange sie noch unbeschwingt sind, laufen sie mit solcher Geschwindigkeit, daß ein Mensch sie nicht leicht einholen kan. Aldrovandi erwähnt es als einen Beweis ihres langen Lebens, daß einer seiner Freunde einen zahmen Kranich über vierzig Jahr gehabt habe.

Der gemeine Mann ist bis auf den

heutigen Tag in allen Ländern sehr liebreich und mitleidig gegen die Kraniche gesinnt. Vielleicht sind daran noch die alten günstigen Vorurtheile für diesen Vogel Schuld. In einigen Ländern sieht man es für ein schreckliches Verbrechen an, einen Kranich ums Leben zu bringen; und wenn gleich die Geseze es nicht bestrafen, so pflegt doch das gemeine Volk diese Beleidigung zu rächen. Es hält den Kranich gewissermaßen für den Propheten der Jahreszeit; nach seiner Ankunft oder seinem Ausbleiben richtet man sich in den Geschäften der Landwirthschaft. Kommt er früh im Jahr, so erwartet man einen fruchtbaren Sommer; bleibt er mit seinem Besuche lange aus, so schickt man sich auf ein unfreundliches Frühjahr.

Mittel, um das sauerwerden des Biers zu verhüten.

Im diesem Uebel, welches der Landmann hauptsächlich in der Erntezeit öfters empfinden muß, abzuheffen, ist in dem Leipziger Intelligenzblatt vom Jahr 1764 Seite 158. folgendes Präservativmittel beim Braunbier vorgeschrieben; wenn man zu der Zeit, wenn in der Pfanne der Hopfen anfängt zu kochen und die widrige Bitterkeit verliert, dagegen aber eine angenehme Bitterkeit erhält, kurz vor dem zu oder vollfüllen der Pfanne, eine Kugel weißes reines Fichtenharz, und zwar so groß, daß man selbige zwischen beide Hände fassen kan, nimt,

solche sodann zerstücket, und stückweise in der Pfanne herum wirft, und wohl umrührt, so wird das Bier, welches nicht den geringsten harzigen Geschmack davon annimt, dadurch dergestalt präservirt, daß es niemals einen säuerlichen Geschmack bekommt, viel weniger ganz sauer wird.

Die Probe ist bereits öfters gemacht, und vollkommen richtig befunden: man hat so gar, eine Kanne solchen Biers über vierzehn Tage auf dem besten Esstisch, und auf dem warmen Ofen stehen lassen, ohne die mindeste Säure bei dem Biere zu verspüren.



Sammerisches Magazin.

104^{tes} Stück.

Freitag, den 29^{ten} December 1780.

Bemerkungen über die Behandlung des Schmiede-Eisens im Feuer.

Das Eisen ist zwar eines der strengflüßigsten Metalle, und erfordert zum Schmelzen einen großen Grad der Hitze.

Es wird aber dem ohngeachtet schon von einem Grade des Feuers in seinen Bestandtheilen angegriffen und verändert, der noch nicht hinreichend ist, seine ganze Masse in Fluß zu bringen. Dieses erfahren die Schmiede täglich, wenn sie auf Schmiedes oder Stabeisen sogenannte Schweißhizen machen, welches von ihnen in der Absicht geschiehet, entweder zwei Stücke Eisen zusammen zu fügen, oder ungarbes, das ist zerborstenes oder gespaltenes Eisen ganz zu machen.

Bei dem Schweißen des Eisens wird die Hitze in der Schmiedeecke durch das Gebläse und Zusammenhalten der Kohlen so weit vermehrt, daß das darin gehaltene Eisen nahe vor dem Schmelzen ist, und auf seiner Oberfläche auch schon zu schmelzen anfängt.

Werden zwei in diesem Zustande befindliche Stücke Eisen zusammenge-

bracht, und mit dem Hammer zusammen geschlagen, so geschiehet eine Vereinigung der auf den Oberflächen im Schmelzen stehenden Theile, und die beiden Stücke Eisen scheinen mit ihren Bestandtheilen zusammen zu hängen.

Es wird aber an diesen geschweißten Stellen jedesmal ein merklicher Abgang des theils verdunsteten, theils sich verschlackten Eisens bemerkt.

Bei dieser in den Werkstätten der Schmiede ohne Unterlaß vorkommenden Proceßur, kommt aber noch ein Umstand vor, der besonders Aufmerksamkeit verdient, weil er auf die Güte des Eisens einen großen Einfluß hat, und auf den die mehresten Schmiede, und besonders diejenigen, die ihr Handwerk so ganz ohne alles Nachdenken treiben, nicht genugsam achten. Es ist dieser, daß das einem Schweißfeuer ausgefetzte Eisen selbst in seinen inneren Bestandtheilen angegriffen, locker gemacht, und der Zusammenhang seiner Theile mehr wie vorher getrennt wird.

Aus dem was sich bei dem Schweißen des Eisens eräugnet, muß man so

M m m m

gar

gar schließen, daß eine wirkliche Verdunstung der Eisentheile vorgehe, denn die von dem erhitzten Eisen aufsteigende Funken, so wie Sterne funkeln, und als Kennzeichen des Schweißens genommen werden, sind nichts anders, als sich zerstreute Eisenpartikeln.

Kurz ein der Schweißhitze ausgesetztes Eisen, verlieret allemal den dichten Zusammenhang seiner Theile, und dieses mehr oder weniger, je nachdem es kurz oder lang der Hestigkeit des Feuers ausgesetzt gewesen ist.

Da nun ferner alles Schmiedeeisen die Eigenschaft an sich hat, daß es beim Erkalten nicht wie andere zum Schmelzen gebrachte Metalle von selbst in seinen vorherigen dichten Zustand zurück tritt, so zeigt auch die Erfahrung und jeder Versuch, daß ein auf obige Weise stark erhitzt gewesenes Eisen, wenn es ohne alle weitere Behandlung mit dem Hammer erkaltet, brüchig, spröde, und folglich untauglich geworden ist.

Der Bruch und das sogenannte Korn, eines solchergestalt verbrannten Eisens ist so grob, und dergestalt von dem vorher gefahren verschieden, daß man kaum glauben sollte, es sey dieselbe Gattung. Man hüte sich aber hieraus die Folge zu ziehen, daß dieses Eisen also nichts taue. Nein, es fehlet demselben weiter nichts, als die Bearbeitung mit dem Hammer, der die gehörige Schwere hat.

Jetzt komme ich auf den Punkt, der nie von den Schmieden aus der Acht gelassen werden muß, und der

in dem durch mannigfaltige Versuche bestätigten Erfahrungssatze besteht:

Daß alles Schmiedeeisen, welches einem heftigen Feuer ausgesetzt gewesen ist, und sich folglich ausdehnet und locker gemacht befindet, hinwieder durch wiederholte Schläge eines genugsam schweren Hammers während daß es noch stark rothglühend ist, auf dem Ambosse zusammen geschlagen und gepreßt werden müsse.

Geschiehet dieses gehörig, so wird das Eisen wieder so dichte, zähe und zusammenhängend wie zuvor, ja zuweilen noch besser, weil durch das gehörige Aus Schmieden und Aushämmern, das im schlechten Eisen sich findende schlackenartige Wesen herausgetrieben wird.

Geschiehet es aber nicht, so findet sich das Eisen in dem Zustande, den die Schmiede verbrannt, oder verlauset, nennen.

Man kan aber ein solches verbranntes Eisen auch noch nachher wieder völlig zähe und gut machen, wenn man nemlich dasselbe bis zum Rothglühen erhitzt, und es alsdenn tüchtig aushämmert.

Dieses werden vielleicht nicht alle Schmiede einräumen wollen, weil sie es nie versucht haben. Es ist aber durch wiederholte Versuche außer allem Zweifel.

Aus dem vorangeführten, welches sich ebenfalls auf lauter gemachte Versuche gründet, erscheinert, daß bei Verrfertigung von Schmiedearbeit, wo es
auf

auf ein zähes und starkes Eisen ankommt, wie zum Beispiel an Wagenbeschlägen, von den Schmieden in dem Stücke vorsichtig verfahren werden müsse, daß sie nicht Stellen an dem Eisen heftiger Hitze des Feuers aussetzen, ohne diese Stellen nachher rothglühend mit genugsam schweren Hämmer auszuschmieden. Eine solche stark oder öfters und lange erhitzt gewesene aber ungehämmt gebliebene Stelle wird alsdenn wie Glas zerbrechen.

Besteht der Beschlag aus dicken Stücken, wie z. E. die Wagenhälse, eiserne Axen, und dergleichen, so gehört zu deren Ausschmiedung schon ein sehr schwerer Hammer, denn es ist bei einem erhitzten Eisen, wie oben angemerkt ist, nothwendig, daß dessen Theile durch den Hammer zusammen gepreßt werden.

Nun würde aber ein leichter Hammer, der nicht schwerer ist, wie der auszuschmiedende Theil des Eisens, von ihm nach den Gesetzen der Bewegung eben so stark zurückgestoßen werden, und folglich der Schlag in die innern Theile des Eisens nicht dringen, sondern höchstens auf der Oberfläche eine dünne dichte Kruste hervorbringen. Mit dieser Theorie stimmt auch die Erfahrung völlig überein, denn wenn dergleichen fehlerhaft geschmiedete dicke Stücke Eisen brechen, so findet man die äußere Kruste zähe, und den innern Kern brüchig. Bei Wagenbeschlägen, oder sonstigem Modelleisen, wo sehr auf die äußere gute

Formgesehen wird, kan der obige Fehler gar leicht eintreten, denn da dergleichen Eisen, um ihm die gehörige Form zu geben, und es passend zu machen, öfters in das Feuer gebracht wird, so kan es sich gar leicht erängen, daß eine Stelle, die schon ihre äußere Form und ihre gemessene Dicke hat, stark erhitzt wird, ohne wieder gehämmert werden zu dürfen, weil sie dadurch dünner werden würde, und folglich wird sie alsdenn wirklich verbrannt.

Die Erfahrung lehret auch, daß ein mittelmäßig starkes aber lang anhaltendes, oder oft wiederholtes Feuer das Eisen verbrenne, wie man solches an den Kosten der Feuerbecken täglich siehet.

So deutlich aus obigen in die Augen leuchtet, wie leicht ein Schmied bei der Behandlung des Eisens im Feuer und unterm Hammer etwas versehen könne, wodurch das beste Eisen schlecht werden kan, eben so wenig steht auch zu leugnen, daß auf die innere Güte des Eisens und dessen gute Zubereitung auf den Hütten ebenfalls viel ankomme.

Diese gute Zubereitung hängt hauptsächlich davon ab, daß das Eisen in den sogenannten Frischfeuren auf den Hütten tüchtig bearbeitet, so viel immer möglich von den Schlacken gereinigt, und dem Metall das verbrennliche Wesen der Kohlen in genugsamer Maasse gegeben werde, welches bei mäßig großen Stücken oder luppen besser, wie bei zu großen angehet.

Wenn aber geschmiedetes Eisen bricht, so kan die Schuld sowohl an der Hütte, als auch an dem Schmiede liegen. Ein erfahrener Schmied wird auch aus schlechtem Eisen gute Arbeit machen können, wenn er nemlich Mühe und Kohlen nicht sparet, und schlechtes Eisen tüchtig aus schmiedet, und es dadurch dichte und zähe macht, mithin dasjenige hinzusetzt, was auf der Hütte geschehen sollen.

Uedem hat er aber, außer dem Verlust der Arbeit und Kohlen, noch den Abgang durch das Verschlacken des schlechten Eisens bei der Bearbeitung, und dieser Abgang des Eisens im Feuer, wenn er gehörig ausfindig gemacht werden könnte, würde den sichersten Maassstab abgeben, um die Güte des Eisens zu beurtheilen, denn bei gutem wird er geringe, bei schlechtem stark seyn.

Obige mit dem hiesigen inländischen Eisen angestellte Versuche haben im übrigen auch einen guten Gewehrsman vor sich, und dieses ist der Herr Wallerius in seinen *Elementis Metallurgicæ*. Derselbe behauptet S. 288. daß die Geschmeidigkeit und Zähigkeit des Eisens, wie es bei allen Materien zu seyn pfleget, von der genauen und innigen Zusammensetzung seiner Bestandtheile abhängt, und daß diese bei dem Eisen nicht anders, als durch eine

äußere Gewalt, welche die Theile zusammen treibt, erhalten werden könne.

Er beruft sich ebenfalls auf die Erfahrung, daß ein durch den Hammer geschmeidig gemachtes Eisen durch anderweites Schmelzen hinwieder brüchig werde, und daß solches lediglich von der dem bloß geschmolzenen Eisen fehlenden Aushämmung herrühre.

Er fügt endlich S. 289. auch noch die Warnung hinzu, daß man sich bei der Behandlung des Eisens im Feuer sehr wohl versehen müsse, es nicht zu verbrennen, welches im Feuer durch Zutritt der Luft und des Gebläses leicht geschehen könne, und daß es auch nicht diensam sey, ein erhitztes Eisen schnell zu erkälten, als wodurch es hart und brüchig werde, indem die schnelle Zusammenziehung der Theile nicht ohne eine Zerstörung des Zusammenhanges geschehe.

Ich habe mit Fleiß den Hrn. Wallerius angeführet, weil er als ein Schwede hauptsächlich die Beschaffenheit des schwedischen Eisens beschreibt, und man kan hieraus abnehmen, daß dieses Eisen, welches man für das beste hält, in diesem Stücke keinen Vorzug hat, sondern daß die oben angethene Behandlung, und dabei zu gebrauchende Vorsicht, auf alles Eisen Anwendung finde, und bei dem Besten auch nicht vernachlässiget werden dürfe.

Etwas vom sogenannten Kurl oder Krauselhabern.

Der Kurl, oder Krauselhaber ist ein Gewächs, das nicht gar sehr bekant ist; dennoch aber seiner guten Eigenschaften halber vorzüglich empfolen zu werden verdienet. Er wird in meiner Nachbarschaft gebauet, und da ich selbst durch einige eigene Versuche mich von seiner Güte überzeugt habe, so will ich hier eine vollständige Nachricht davon mittheilen, um dadurch mehrere Gelegenheit zu geben, auf den Bau desselben bedacht zu seyn.

Welches sein Vaterland sey, ob er aus Sibirien oder anders woher zu uns gekommen, das kan ich nicht bestimmen. Das aber kan ich zuverlässig sagen, daß er hier zu Lande wohl geräth, und daß er den Namen Kurl, oder Krauselhaber daher führet, weil, wenn man mit der Hand in einen Sack greift, darin dieser Haber befindlich ist, er aus der Hand läuft, oder nach hiesiger Art zu reden, aus der Hand kurrelt, oder kraust, wie der Rocken. Es ist ein kleiner körniger Haber, mit einer ganz dünnen und zarten Schaale.

Bei dem Bau desselben hat man den großen Vortheil, daß man sein Land ein Jahr länger, wie sonst, gebrauchen kan. Hier hat man die Gewohnheit sein Land zu düngen, und davon zwey Ernten zu ziehen, nemlich Rocken und Buchweizen. Darauf wird es wieder aufs neue gedüngt. Nachdem aber dieser Haber

bekant geworden, kan man von einmaliger Düngung drei Ernten ziehen. Sonst wird der Haber gewöhnlich gedüngt, Kurlhaber aber nimt mit dem magersten Lande vorlieb. Man säet ihn im dritten Jahre, nach dem Buchweizen, und er verschuldet seine Stelle reichlich. Doch muß ich anmerken, daß er auch, wenn er etwas Düngung bekömmt, desto besser geräth. Nur muß man der Sache nicht zu viel thun, weil er sich sonst legt und verdirbt.

Was die Bearbeitung des Landes betrifft, darin er gebauet werden soll, so ist nichts anders dabei zu beobachten, als was bei anderm Haberlande gewöhnlich ist. Es wird im Herbst gestreut, und wenn viele Quecken darin befindlich sind, im Frühjahr wieder gewendet, damit solche beim Vortheil oder Eggen nachmals heraus gebracht werden mögen. Alsdennoch pflüget man das Land in kleinen Furchen zur Saat, und bestellet es.

Bei der Aussaat hat man schon einen kleinen Vortheil. Bekant ist es, daß in einem Acker von einem Himtsaat Rocken, zwey Himten Haber gesäet werden. Bei diesem Haber aber gewinnet man die Hälfte der sonstigen Einsaat, und so viele Himten Rocken in einem Acker fallen, so viele Himten Haber werden auch nur darauf gesäet.

In Absicht auf die Zeit gewinnet man ebenfalls bei dem Bau dieses
M m m m 3 Ha:

Habern, indem er früher, als der andere Haber gesät wird, nämlich zwischen dem Sommerrocken und andern Haber. Die Bestellung des Landes mit weißem Haber, fällt oftmals in die Zeit, da man das Land zum Buchweizen bearbeiten muß, und man hat alsdenn alle Hände voll. Bei dem Kurlhaber braucht man sich mit der Arbeit nicht zu übereilen, und da er vierzehn Tage eher als anderer Haber gesät wird, so kan man sein Feld mit aller Bequemlichkeit bestellen.

Bei der Ernte aber muß man auf seiner Huth seyn. Denn es sitzt dieser Haber ganz lose in der Hülse, und fällt sehr leicht aus. Man muß ihn daher mähen, wie man hier sagt, in der Geelreife, das ist, wenn der größte Theil desselben gelb und reif ist, und also noch einiger grüner Haber sich darunter findet. Wolte man aber warten, bis er insgesamt reif wäre, so würde man seines Zwecks gar sehr verfehlen, der mehreste Haber würde beim mähen ausfallen, und also eine schlechte Ernte davon zu hoffen seyn.

Die Ernte von diesem Haber ist weit ergiebiger, als die vom weißen Haber. Das gilt schon von der Anzahl der Garben und Hocken, noch mehr aber von dem Gewichte des Habern selbst, indem ein Himten davon fast so schwer ist, als ein Himten Rocken.

Was den Nutzen dieses Habern betrifft, so ist derselbe sehr groß, so wohl in Absicht auf die Haushaltung,

als auch und besonders in Absicht auf die Fütterung des Viehes mit demselben. Er giebt weit mehrere Grütze als der andere; besonders aber steht sich das Vieh dabei um ein merkliches besser. Den Pferden kan man es bald ansehen, wenn sie damit gefuttert werden. Und es ist kein Wunder. Ob sie gleich nur dieselbe Maasse bekommen, so erhalten sie doch am Gewichte beinahe noch einmal so viel. Das Jedervieh frist ihn ungemein gerne, und läßt auch nicht das kleinste Korn liegen, denn es findet sich fast kein taubes Korn darunter. Vorzüglich gut ist er zur Mästung der Gänse. Und daß er wohlgeschmeckender seyn müsse, als der weiße Haber, urtheile ich daraus, daß die Gänse, wenn sie diesen Haber erst geschmeckt haben, nachmals ungerne an den weißen Haber gehen.

Um nun noch einmal aller die Vorzüge dieses Kurl-Habern vor andern zu wiederholen, so bestehen sie darin: Er kan auf magerem Lande gebauet werden; zu einer bequemen Zeit, da sonst keine andere Feldarbeit vorfällt, man gewinnt bei der Ausaat die Hälfte; er giebt eine ergiebigere Ernte; ist beinahe so schwer, als Rocken; giebt viele Grütze; und ist ein schönes Futter für allerlei Art Vieh.

Da ich nun so viel Gutes von diesem Getreide gesagt habe, so muß ich doch auch noch dessen erwähnen, was daran zu tadeln und auszusetzen ist. Und das besteht in folgenden Stücken. Er giebt zwar viele Grütze, aber sie ist etwas

schwarz;

schwärzlich, und daher zum Verkauf nicht gut. Wer sie aber in seiner eignen Haushaltung gebrauchen will, dem giebt sie immer eine gute Speise für das Gesinde, und ist besonders zu den Würsten recht wohl zu gebrauchen. Es hat also dieser Umstand nicht viel zu bedeuten. Der zweite Fehler ist von mehrerer Erheblichkeit, und betrifft den Gebrauch des Strohes. Selbiges ist für die Kühe nicht zu gebrauchen, denn es ist ganz außerordentlich zähe. Bei Pferden kan es zur Noth noch gebraucht werden, aber es ist doch auch nicht sehr anzurathen. Stühle zu binden, Körbe, darin der Rocken aufbewahrt wird, davon zu verfertigen, Bienenkörbe und

dergleichen, auch Linien zc. davon zu machen, dazu ist es recht sehr geschickt, und wegen seiner Dauerhaftigkeit besonders zu empfehlen.

Außer dem weißen Haber bauet man hier auch rauhen und bunten. Ich erinnere solches aus der Ursache, damit man diesen Kurlhaber nicht für eine Art von diesem halten möge.

So wie aller, auch der weiße Haber mit der Zeit ausartet, und sich in rauhen Haber verwandelt; so geht es auch mit diesem Kurlhaber. Verändert man aber je zuweilen den Saamen, so wird man dieses nicht zu besürchten haben.

Joh. Heinr. Pratzje,
Probst und Pastor zu Beverfädt.

Einige Zweifel gegen den letzten Aufsatz im 93ten St. des Hannover. Mag. die Fütterung der Pferde mit Brodt betreffend.

Seitdem man angefangen hat, die Oekonomie als Wissenschaft zu behandeln, oder, wenn man lieber will, seitdem gelehrte Leute die Erfahrungen des Landmanns zu gebrauchen, zu benützen und zu bearbeiten, bemüht waren; hat sie ohne Zweifel gewonnen. Man würde weiter dadurch gekommen seyn, als man wirklich ist, wenn es möglich wäre, eigensinnige Vorurtheile anders zu heben, als dadurch, daß man selbst Hand anlegt. Schade, daß die Gelehrten dies nicht allemal können, oder wenn sie es im Stande sind, zu sehr die Gelehrten machen, als daß

ihr Schreiben von Nutzen seyn wird. Denn man pflegt nicht ohne Grund zu sagen, daß die gelehrten Oekonomen gewöhnlich in Schriften die besten Methoden wissen und die schlechtesten Wiesen, versäumte Gärten und Aecker haben. Ihre Vorschläge sind dann nur gut, wenn sie dieselben mit eignem Auge ansehen. Man erwäge aber das Ding von allen Seiten, so wird man finden, daß hie und da Fehlschlüsse gemacht werden.

Wir fiel, wie ich die Anweisung, die Pferde für die Hälfte der Kosten, als sonst gewöhnlich, zu füttern und

zu unterhalten, las, zu allererst bei: daß wenigstens für alte Pferde diese neue Nahrung gefährlich seyn könnte, und zwar deswegen, weil ich, — ich weiß nicht in welcher Reisebeschreibung — gelesen, daß das Brodt nicht die gesündeste Nahrung sey, weil das Schiffsvolk, welches in langer Zeit kein gesäuertes Brodt gegessen, sehr krank und geschwollen geworden wäre, ja daß einige Matrosen davon gestorben. Frisches Brodt, — dazu von Haber gemacht, — muß noch gefährlicher seyn. Dies ließ sich bei jungen Pferden abändern. Aber 2) fiel mir ein, daß die Kosten eben so beträchtlich werden. Man nehme den Hinters Haber zu 12 mgr. an, setze, daß man bei Brodt mit 8 mgr. oder weniger Haber auskommen könne, rechne 1 mgr. auf den Licent; auf das Schroten oder Mahlen und den gewöhnlichen Verlußt 1 mgr.; ferner auf das Brennholz 1 mgr.; auf den Bäcker, der ein Hausknecht seyn soll, und der dadurch täglich an seinen Geschäften gehindert wird, muß man auch rechnen; es muß in Würfel geschnitten werden, dazu gehört Zeit und ein Mensch. Wie entlegen auf dem Lande die Mühlen sind, und wie viel Fuhrlohn es bringen würde, muß hier auch in Betracht kommen. Nun

bedenke man ferner, wie außerordentlich viel Mühe darauf zu rechnen, wenn im Stalle sich acht Pferdeköpfe befinden; ob nicht etwa gar der Dünger dadurch verlore. 3) Man denke, wie sehr das abnehmende Holz dadurch geschwächt werden dürfte. 4) Man bedenke, daß eine Herrschaft in der Stadt, Platz zum Backofen selbst, und ein kleines Kapital dazu bestimmen, (wo die Interessent auch in Anschlag zu bringen,) oder, daß sie ihr Schrodt der Willkühr eines Bäckers anvertrauen müßte; 5) daß ganze Bäckereien nicht gerathen oder zu Grunde gehen können: so wird aus diesen Zweifeln erhellen, wie man neue Vorschläge von mehrern Seiten ansehen kan. Schweden befindet sich nun einmal in der Nothwendigkeit solcher Fütterung, und für dies Land fallen ohnedem einige von den angeführten Zweifeln weg. Unser Land hat in vielen herrlichen Gegenden fürtrefflichen Wiesenwachs, und die niedrigeren Gegenden sind für Kornbau unbrauchbar. — Ich fand so oft, daß nichts neues unter der Sonne entdeckt und gesagt wurde, was nicht im Kreislauf der Dinge entweder unthätig gefunden worden, oder schon einmal gethan war.

h . .

V . .

Rotenburg. Am 27^{ten} Jan. sollen das hieselbst an der Poststraße belegene Beckersche Wohnhaus mit dem darauf gehörenden Bot von 1000 Rthlr.; die dazu gehörige Wiese an der Wümme, mit dem Bot von 200 Rthlr.; der Gitterstuhl in hiesiger Kirche, mit dem Bot von 20 Rthlr., und 2 Frauensstände mit dem Bot von 5 Rthlr., auch einer Begräbnisstelle nebst dazu gehörigem Leichensteine, anderweit dem Meistbietenden öffentlich feil geboten werden.

Seven. Johann Papens zu Seltsingen seine Grundstücke, bestehend in einem Hause, Hofe, Rebenhause, Scheuren und Backhause, nebst Land, Garten und Wiesen, sollen ganz, oder dem Befinden nach zum Theil den 12^{ten} März Morgens um 10 Uhr beim hiesigen Amte meistbietend verkauft werden.

Rinteln. Nachdem die von Dankelmannsche Erben gewillt sind, den alhier an der Klosterstraße belegenen adelich freien Hof nebst Zubehör, bestehend a) in einem großen und sehr wohl eingerichteten Wohnhause von zwei Etagen, worin die Zimmer fast durchgehends tapezirt und wohlconditionirt sind, und welches zugleich mit einer räumlichen großen Küche und zwei gewölbten Kellern versehen ist; 2) in zwei rechter und linker Seite des Hauses befindlichen großen Gärten, welche mit hohen Mau-

ren umgeben, und durchgehends mit den besten und ausgesuchtesten Franzosisch besetzt sind; 3) in einem kleinen Spargel- und in einem andern Erterfluß gleich hinter dem Hause befindlichen Gras- und Baumgarten, welcher zugleich mit einem Fischbehälter versehen; 4) in geräumlichen Hofräumen, als a) in dem Haupthofe, welcher mit Linden- und Kastanienalleen bepflanzt; b) in einem geräumigen Holzhofe, welcher ganz umher mit einer Mauer eingeschlossen, und c) in einem besonders abgetheilten großen Hühnerhofe, worin zugleich die nöthigen Hühner- und Schweineställe befindlich; worauf 5) eine große neue Scheure von zwei Stockwerk hoch, worin 2 neu beschossene Böden; 6) in einem langen Nebengebäude, worin zugleich eine große Waschküche nebst einer Wohnung für 12 Pferde und Kühe, desgleichen auch ein großer Fournageboden befindlich; und 7) auf dem Holzhofe ein kleiner Materialenschoppen, öffentlich an den Meistbietenden zu verkaufen; so wird solches hierdurch zu dem Ende bekannt gemacht, damit diejenigen, welche auf vorbeschriebenen Hof, cum pertinentiis zu bieten gewillt, sich den 14^{ten} Febr. k. J. auf hiesigem Rathhause einfinden, die Conditionen darüber vernehmen, und nach Befinden des Zuschlages gewärtigen können.

Sachen, so zu verpachten.

Wrestedt bei Uelzen. Da der von Lenthesche freie adeliche Sattelhof zu Schweimble im Amte Bischof, an der Heerstraße von Bischof nach Uelzen gelegen, bei welchem 370 Himten 2 Spint Ausfaat, imgleichen 3 Gärten, in welche ebenmäßig Getreide kan gesäet werden; wovon der ersiere von 1 Himten Leinsamen, der zweite von 2 Himten Rökken, und der dritte von 8 Himten Haber Einfall, ferner 19 Ju-

der Heu an Wiesentrachs, und hinreichende Wohn- und Wirthschaftsgebäude, nebst Schäferei befindlich, auf den 1^{ten} Mai k. J. aus der Pacht fällt; so ist zur anderweiten Verpachtung vorbemeldeten Sattelhofes der 1^{te} März k. J. in des Senatoris Heinen Hause zu Uelzen anberahmet, welcher denn auch von allen Umständen des Hofes auf Verlangen vorhero nähere Nachricht ertheilen kan.

* P P P P P

Sachen,

Sachen, so zu vermiethen.

Hannover. Auf Ostern ist auf der Burastraße eine Gelegenheit, bestehend aus 1. Stube, 3 Kammern, Keller und Bodenraum zur Feuerung, bei dem Schneideramtsmeister Wilken 2 Treppen hoch zu vermiethen. In Dahlgrüns Hause auf der Knochenhauerstraße, ohnweit der Garnisonkirche, ist eine Gelegenheit unten an der Erde gassenwärts, mit und ohne Meublen, die gleich oder auf Ostern bezogen werden kan, zu vermiethen.

Celle. Weil. Doct. Carstens, hinter

Capitalia, so zu verleihen.

Hannover. Im Monat März ist ein Capital zu 5000 Rthl., und im nächsten Monat April ein anderweites zu 6 bis 8000 Rthl. in Golde, gegen genügsame Sicherheit und billig mäßige Zinsen, zu verleihen. Der, oder diejenige so dazu Lust haben, wollen dem Maent und Obergerichtsprocurator Alberti über die Art der Sicherstellung und zu zahlenden Zinsen solchergestalt

dem Walle, ohnfern dem Heesenthore gelegenes Hinterhaus, ist auf Weihnachten, oder auch auf Ostern zu vermiethen. Es befinden sich in demselben an der Erde eine geräumige Stube und Kammer, Küche und Keller; in dem zweiten Stockwerk 1 Saal, 1 Stube, beides tapezirt, und 1 Kammer; oben unter dem Dache noch 1 Kammer, und in dem dazu gehörigen Hofe ein kleines Nebengebäude und 1 kleiner Garten. Diejenigen, die es miethen wollen, belieben sich bei dem Advocat Carstens hieselbst zu melden.

stalt schriftliche Aufträge zukommen lassen, daß er sie, ohne weitere Correspondenz nöthig zu haben, an die Behörde zur Untersuchung einsenden könne.

Einige 1000 Rthl. sind auf die erste gerichtliche Hypothek, entweder ganz oder getheilt, zu verleihen. Der Commissionair Respetino giebt Nachricht.

Capitalia, so gesucht werden.

Hannover. Auf sehr große adeliche Güter wird ein ansehnliches Capital gegen die erste gerichtliche Hypothek zu 4 pro Cent Zinsen anzuleihen gesucht. Die

Summe des gesuchten Capitals und die Bedingungen wegen der Sicherheit sind bei dem Commissionair Respetino zu erfahren.

Personen, so in Dienste verlangt werden.

Celle. Eine Herrschaft hieselbst sucht auf Ostern einen unverheiratheten Hofknecht, der außer Kostgelde und Lohn, auch

Livree bekommt. Der Thorschreiber Behrens giebt Nachricht.

Sachen, so verloren.

Hannover. Dienstag, den 5ten, oder Mittwoch, den 6ten Dec., hat jemand von einer Uhr folgende Verlorenes: eine goldene mit Blumen emailirte Schachtel, woran vorne ein kleiner Brillant zum aufstecken befindlich ist,

2) ein kleines goldenes, inwendig wie ein Radellkästchen eingerichtetes Etuit, 3) ein in Gold gefaßtes Petschaft, worauf ein Kopf gestochen. Wer solche ins Angelegencomtoir liefert, soll 1 Dukaten zur Belohnung erhalten.

Am 18^{ten} Dec. hat sich aus des Cammersecretarii Cordemanns Hause auf dem Brande ein noch nicht jähriger brauner Dackshund verloren, mit 4 weißen Füßen, weißer Brust, und einem kleinen Fleck über den Schultern. Wer solchen wieder bringt oder anweist, hat 1 Gulden zur Belohnung zu erwarten.

aber schwarz, entlaufen. Wer ihn dem Thorschreiber Behrens am Schlenthore wieder liefert, oder Nachricht davon geben kann, hat eine billige Vergeltung zu gewärtigen.

Lauenstein. Ein weißer etwas großer Hühnerhund, auf dem Kreuze mit einem braunen Querstriche, und solchem Fleck am linken Ohr, ist am 18^{ten} v. M. Abends in Hannover entlaufen. Demjenigen, dem er zugehört, ist ersucht man, solchen gegen ein Douceur dem Amtschreiber Niemann hieselbst wieder abzuliefern.

Celle. Vor etwa 14 Tagen ist jemand vor dem Schlenthore ein großer Hofhund, von blaßgelber Farbe, mit schwarzen Streifen und Flecken, am Kopfe und Maul

Bermischte Nachrichten.

Hannover. Die von mir angekündigten sechs Concerte werden am zweiten Weihnachtsfeiertage um 5 Uhr im Redoutensaale den Anfang nehmen. Aufgeführt werden zwei hier noch nicht gegebene Oratorien, beide im ländlichen Stile nach einerlei Gegenstand bearbeitet. Das erste ist die Kammerische Cantate: Die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem, von Westenhof komponirt; und das andere: Die Freude der Hirten über die Geburt Jesu, nach Buschmannschem Text von Homilius gesetzt. Die Subscription auf alle sechs Concerte bleibt bis an den Tag des ersten Concerts offen, und Subscriptionsbillets zum Saale, 2 Stück für einen Dukaten, so wie auch Subscriptionsbillets zur Gallerie, das Stück zu 18 mgr., sind im Intell. Comtoir und auch bei mir zu bekommen. Auch sind an beiden Orten die Texte, das Stück für 3 mgr. zu haben.

J. Chr. Gröbning.

Am milden Gaben zum Besten der Armen sind ferner eingegangen:

Den 17^{ten} December.

Nr. 38. Aus dem Klingbeutel der Schloßkirche, ein Paket in weißem Papier, mit 1 Pistole und der Inschrift: Zum besten Zweck, das heißt für das Arbeitshaus.

Nr. 39. Aus dem Klingbeutel der Negidienkirche, ein Paket in weißem Papier, mit 1 Dukaten und der Inschrift: Statt der Collecte vom 2^{ten} Adventssonntage, an das Arbeitshaus.

Nr. 40. Noch daher ein Paket in weißem Papier, worin 2 Pistole mit der Inschrift: 2 Louis d'or zum Arbeitshaus, F. welche sofort an den zeitigen Rechnungsführer abgeliefert worden.

Aus dem Armen Collegio hieselbst.

Da der bisher bei Sr. Excellenz dem Hrn. General Grafen von Kielmansegg in Diensten gestandene Reitknecht Conrad Müller am 12^{ten} dieses auf dem hocharistokratischen Gute Gülzow, im Lauenburgischen, mit Tode abgegangen, so wird solches den hinterbliebenen Angehörigen hiedurch bekannt gemacht, damit sie sich des geringen Nachlasses wegen bei Sr. Hochgräflichen Excellenz in Hannover melden.

Das Winterconcert im Redoutensaale wird des einfallenden Festes wegen nächsten Sonnabend den 23^{ten} dieses ausgesetzt. Sonnabends darauf als den 30^{ten} Dec. werden unter andern einige Arien und Ehre aus dem Messias von Handel gegeben.

Der

Der Königl. Dänische Justizrath und Professor Wilhelm Ernst Christiani in Kiel, welcher die ältere Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein, in 4 Theilen herausgegeben hat, ist entschlossen, die neuere Geschichte dieser Provinzen unter dem Titel: Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein unter dem Oldenburgischen Hause und im nähern Verhältnisse gegen die Krone Dänemark, auf Subscription herauszugeben, wovon der erste Theil, welcher etwa 1½ Alphabet beträgt, 1 Rthlr. 3 gr. Cassenmünze kostet, und im Februar k. J. herauskdm. Im Intelligenzcomtoir dieselbst wird darauf bis Ende Januars Subscription angenommen, woselbst auch hievon eine weitläufigere Nachricht zur Einsicht vorgelegt werden kan.

Die Harfe Davids auf dem Clavier, oder außerlesene Sprüche aus den Psalmen, zu einer stillen Uebung, und zur Unterhaltung heilsamer Gedanken bei dem Singen und Spielen aufgesetzt. Ich habe die Herausgabe dieser Arietten bereits bekannt gemacht. Weil aber die Anzahl der Pränumeranten noch nicht hinreicht, die Kosten zu bestreiten: so ersuche ich diejenigen Edner und Freunde, denen diese Art der Composition nicht zuwider ist, meine gute Absicht zu befördern, und die Pränumeration, die noch im Januar und Februar offen bleibt, mit 24 mgr. einzuschicken.

J. D. Wittkugel, Pastor
zu Bartelsfeld, im Amte Scharzfelds.

Der Kaufmann Köhne zu Oldenburg, im Herzogthum Oldenburg, sucht einen Lehrburschen von bonetter Erziehung in seinen detail mit Ellen und Gewichtwaaren habende Handlung, und ist das Nähere bei ihm zu vernehmen.

Stade. Der französische Sprachmeister Labrunie alhier, ist gesonnen, auf

Offern Knaben von gutem Herkommen gegen billige Bezahlung in die Kost zu nehmen, und sie auch auf Verlangen, im Französischen, und im Schreiben zu unterrichten.

Osnabrück. Da meine Anweisung zur englischen Sprache mit Ausgang des Monats Januar 1781. dem Druck übergeben werden soll, so wollen diejenigen, welche etwa noch darauf zu pränumeriren geneigt sind, sich dazu baldig einfinden.

Johann Ommen.

Auf obiges Werk nimt der Commissair Respetino in Hannover, bis zum 10^{ten} Januar Pränumeration zu 9 mgr. an.

Lotterie - Sachen.

Hannover. Bei dem Commissair Respetino sind noch Kaufloose zur 5^{ten} Classe der 27^{ten} Hannoverischen Landeslotterie, ganze zu 12 Rthl. 16 mgr., halbe zu 6 Rthl. 8 mgr., und Viertel zu 3 Rthl. 4 mgr. Cassenmünze zu haben.

Imgleichen Kaufloose zur 4^{ten} Classe der 16^{ten} Osnabrückischen Lotterie, ganze zu 6 Rthl. 28 mgr., und halbe zu 3 Rthl. 14 mgr. Cassenmünze.

☆☆

☆☆

☆☆

Diejenigen, welche die Hannoverischen Anzeigen nicht pränumerirt haben, werden ersucht, dafür die Bezahlung vor Ablauf des Jahrs zu entrichten. Besonders werden die, so von mehr als einem Jahre im Rückstande sind, erinnert, den Abtrag nicht zu versäumen, allermassen man widrigenfalls genöthiget ist, diese Blätter mit dem Anfang des neuen Jahrs zurück zu behalten, welches auch diejenigen Postämter, so bis zu Ende des 1779^{ten} Jahrs die völlige Richtigkeit nicht beschaffen haben, sich zur Nachricht dienen lassen werden.



3 5185 00299 8696

